S&F

Dr. Max Ku

Die neue Rundschau

XVIIter Jahrgang der freien Bühne

Zweiter Band

1906

Berlin / S. Fischer / Verlag

LIBRARY
MAR 3 1 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
N5
1906
Bd.2

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Seite

Aus dem Nachlaß eines jungen Dichters 1131
Aus Henrik Ibsens Nachlaß 1468
Herman Bang, Weihnachtsgeschenke 1515
Otto Julius Bierbaum, Die Liaisons der schönen Sara . . 1381
Richard Dehmel, Gedichte nach Li-Tai-Pe 1270
Richard Dehmel, Um Ibsens Schatten 769
Gustaf af Geijerstam, Andreas Vik 790
Knut Hamsun, Unter dem Halbmond 906, 1075
Georg Hirschfeld, Ein Requiem 930
Hugo von Hofmannsthal, Vorspiel für ein Puppentheater . 1153
Friedrich Huch, Mao 1046, 1173, 1291
Henrik Ibsen, An die Mitschuldigen 1409
E. v. Keyserling, Seine Liebeserfahrung 1235
Selma Lagerlöf, Die Legende von der Christrose 994
Bernard Shaw, Don Juan in der Hölle 1335

Seite

Hermann Stehr, Wendelin Heinelt 1436
Auguſt Strindberg, Apoſtata 858
Stijn Streuvels, Martje Märtens und der verbrecheriſche Totengräber 1104

Aufſätze:

Franz Blei, Von der Form und dem Mittel 1100
Arthur Bonus, Die Lehre der Geſchichte 897
Otto Brahm, Ibſenforſchung 1412
J. J. David, Halluzinationen 874
Willy Hellpach, Hiſtoriſche Hyſterie 1025
Richard M. Meyer, Wiſſenſchaftliche Repräſentation . . . 1326
Felix Poppenberg, Aus der Empire-Schatulle 1006
Felix Poppenberg, Die Dresdener Lebensmeſſe 1157
Karl Scheffler, Vom Weſen des Grotesken 771
Bernard Shaw, Ibſen in England 1501
Kurt Singer, Der venezianiſche Epilog 1374
Albrecht Wirth, Weltpolitik 1281

Briefe, Reiſen, Memoiren:

Briefe von Anſelm Feuerbachs Mutter an Michael Bernays 838
Herman Bang, Ibſenerinnerungen 1491
Hans von Bülow, Briefe an Max Seifriz 1200
Julius Elias, Chriſtiania-Fahrt 1455
Georg Herwegh, Briefwechſel mit ſeiner Braut aus der Züricher Zeit 964
Henrik Ibſen, Briefe 1507

Rundschau:

Seite

Aus dem deutschen Geistesleben 881
Beichtende Bücher 1278
Berliner Gedichte 2280
Biochemie der Pflanzen 1529
Bismarckdenkmal 1408
Briefe von Multatuli 893
Das Buch der Frau 887
Das entschleierte Mysterium 1528
Der Jäger 1406
Der Parlamentarismus 1144
Der weiße Flins 1401
Die neue Bühne 1020
Die nie geschriebenen Seiten 1021
Die portugiesische Nonne 1275
Die Turbine 1402
Dünen 1403
Häuser 1404
Henrik Ibsen als Beschwerdeführer 1527
Jesus — ein Epileptiker? 885
Kopenhagen 1150
Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten 1014
Lektüre 1405
Lübeck 1402
Meister Francke 1407
Memento vivere 1151
Miniaturen-Ausstellung 1535
Musikgeschichte 1532
Politische Glossen 1272

Seite

Quckama Knoop 891
Rassentheorie 1533
Sakramente des Lebens 1533
Stimmung und Ausdruck 890
Von tausend und einem Motive 1276
Walden 1016
Walter Calé 1531
Zum Problem der Mystik 1147

Schmuck des zweiten Halbjahresbandes von E. R. Weiß

Um Ibsens Schatten/Nachruf von Richard Dehmel

Als du, gewaltiger Schatten, noch des Körpers walteteſt,
der ſiebzigjährig beim Geburtstagsfeſtbankett
uns jungen Männern unerſchütterlich Beſcheid tat,
warf ich auf dich vom trotzig hochgeſchwungnen Becherrand
den trunknen Spruch:
Skaal, Ibſen, Skaal,
du Feind der Halbheit, Meiſter des Doppelſinns!
ich ſchleudre dir ein Wort zu, das dich ganz beleuchtet:
Skaal, du vom heiligen Geiſt Beſchatteter! —
Nun ſitzen wir beim Todesfeſtbankett,
trotzig auch heut, doch nicht von flüchtiger Trunkenheit,
jeder im Rücken ſeinen eignen Schatten fühlend,
ein Kranz von Schatten um den leeren Platz, Gewaltiger,
der du im Lichtkreis über unſrer Tafel geiſterhaft,
noch unerſchütterlicher als dein Körper einſt,
laſteſt.
Warum entſchwebſt du nicht? willſt du uns prüfen?
O! mit noch höher geſchwungnem Becherrand
will ich dir dann Beſcheid tun, ſchweigſamer Gaſt:
ſieh, wie mein Schatten auffährt! und rings um mich
an allen Wänden, allen Ecken des Saals empor
heben ſich Schattenarme, mitſchwingende, heben
Dich, Dich, du Unerſchütterlicher, auch empor
durchs düſtre Flackerlicht des Trauerraums,
durchs rauchgeſchwärzte Schnitzwerk, Decke und Dach,

empor durchs Sternenbildergewölb der Frühlingsnacht,
bis dahin, wo kein irdisches Zwielicht mehr uns täuscht —
nun schwebst du hoch genug für unsre Andacht.
Da sehn wir dich im Strahlenschoß der Allmacht ruhn:
tiefschwarz von Lichtquell zu Lichtquell dich dehnend
schwebst du im Spiegel unsrer begeisterten Augen,
schwebst, lebst, und waltest.
Und so, mit unsern begeisterten Augen, siehst du,
wie Männer kommen: einsam, einzelne nur,
doch von Jahrhundert zu Jahrhundert kühnere,
wortkarg wie Du, sinnstark wie Du:
die kämpfen ihre Zweifel vor dir aus.
Und Frauen siehst du kommen: mehr und mehr,
und von Jahrtausend zu Jahrtausend stolzere,
wortscheu wie Du, werktreu wie Du:
die richten ihren Glauben an dir auf.
Dann wird wohl Eine — o! ich seh ihr Gesicht,
braun ist's von Sonne, so hart wie Erz kann's scheinen
und kann wie Honigwabenhaut so zart sein —
wird dir in einer heilig strahlenden Nacht wie heut
einst zulächeln:
Dank, Ibsen, Dank,
du Freund des Gradsinns, Seher des Widersinns!
ich bring dir einen Blick dar, der dich voll beglänzt:
Dank, du vom ewigen Licht bestärkter,
gewaltiger, unerschütterlicher Schattengeist!

Vom Weſen des Grotesken/ von Karl Scheffler

Vom Tier kommt der Menſch und zum Göttlichen ſtrebt er. Während er mit allen Organen animaliſch gefeſſelt iſt, erhebt ihn die Erkenntnis über ſich ſelbſt; er vermag ſeinen Trieb zur Höhe zu betrachten und auch die Gewalten, die ihn zur Erde zurückziehen. Ganz oder in Teilen, wie ſein Blick ein großes oder kleines Geſichtsfeld umfaßt, nimmt er ſein Lebensgeſetz wahr, das ausſchließlich in dem Hin und Her zwiſchen den beiden Polen: Tier und Gott, beſteht.

Dem Bildner, dem die Fähigkeit eigen iſt, dieſen ewigen Dualismus künſtleriſch darzuſtellen, werden im weſentlichen zwei Formen entſtehen. Die ſtolze Zuverſicht, die ſich dem Göttlichen verwandt weiß und die daraus fließende freudige Lebensbejahung bringen das Schöne hervor und ziehen die großen Linien einer Idealkunſt; und Furcht und Schrecken vor den animaliſchen Leidenſchaften, vor den Höllen des Lebens und den Ängſten des Todes ſchaffen ebenfalls eine Kunſtform nach ihrem Bilde: das Groteske.

Dieſe beiden Arten der Kunſt beſtehen freilich nie in reinlicher Scheidung nebeneinander; die Elemente miſchen ſich mehr oder weniger, ja, die Kontraſte bedingen einander. Was zur Erde, zur Leidenſchaft des tieriſchen Körpers zieht, iſt hemmend; aber die Hemmung verdoppelt die Fähigkeit des Aufſchwungs, wenn ſie überwunden werden kann. Denn die ſittlichen Kräfte nähren ſich vom Widerſtand. Was Furcht und Schauder erregt, könnte andererſeits nicht von der Kunſt in einer ihrer würdigen Form dargeſtellt werden, wenn das Ideal es nicht in den Strahl ſeines Lichtes rückte. Darum iſt das Groteske, die Darſtellung des Häßlichen, nicht eigentlich dem Schönen entgegengeſetzt. Auch die künſtleriſche Schilderung deſſen, was Grauen oder Spott hervorruft, muß ihre Darſtellungsmittel zu großen Teilen dem Gebiete des Schönen entnehmen. Um das Häßliche nur in die Sphäre der Kunſt zu erheben, muß es von einem Geiſt angeſchaut werden, der desſelben Gefühls voll iſt, das nach der andern Seite das Schöne hervorbringt. Dem Bildner des Grotesken fehlt nicht das Ideal, es erſcheint bei ihm nur gebrochen. Die reine Idee vermag den rings umher angehäuften Lebensſtoff nicht zu überwinden, ſondern fühlt ſich vielmehr von ihm bedroht; ſie bricht ſich am Gegenſtand und es vollzieht ſich ſo im Künſtler ein Ringen zwiſchen Stoff und Idee. Daraus ſpringt das Charakteriſtiſche hervor.

Künſtler, die ſich ausſchließlich mit der künſtleriſchen Einkleidung des Häßlichen beſchäftigen, ſind Menſchen, denen es aus inneren oder äußeren Gründen verſagt iſt, ſich zum froh überzeugten Gefühl für die Harmonie der Welt, für die höheren Endziele des Lebens aufzuſchwingen, die vielmehr zweifelnd oder fataliſtiſch geſtimmt umherirren, an das ewig Verborgene mit Angſt, Grauen oder kaltem Hohn denken und unter dem Schickſal wie unter dem Schwert leben; Menſchen,

denen das Häßliche ein Symbol grausam blinder Notwendigkeit ist. Doch muß das Wort „ausschließlich" betont werden. Denn auch der Künstler, dem übermächtige Zweifel das Gefühl nicht erschüttern und der nichts sein will als ein Diener des Ideals, fühlt sich zuzeiten versucht, das Groteske zu bilden. Innerhalb der reinen Idee, in der hell durchleuchteten Höhenatmosphäre des Schönen hält es weder der einzelne noch eine Gesamtheit ohne Unterlaß aus. So erhaben ist kein Geist, daß er nicht häufig in Furcht und Zweifel, in die Instinkte der Tierheit zurückfiele. Und da er noch Bildner bleibt, auch wenn er tiefer hinabsteigt, so produziert er dann das Phantastische, das Dämonische oder das Komische, je nach Art und Grad seines Künstlertemperamentes.

Für die Bedeutung des einzelnen Künstlers wie für die einer Künstlergemeinschaft kommt alles darauf an, wie oft und wie lange sie beim Grotesken verweilen und ob sie diesem ein Gebiet des ideal Schönen entgegenzusetzen haben. Einer Kunst, der das Groteske ganz fehlt, mangelt es immer auch an fortzeugender Kraft, weil sich das Schöne nur in einem stetigen Erhaltungs- und Überwindungskampfe gegen das mit dem Erdgeruch der Wirklichkeit behaftete Häßliche kräftigen und erneuern kann. Denn die Schönheit bedarf der Realitäten, wie die strahlende Blume des dunkeln Erdreichs. Eine Kunst aber, die nur grotesk ist, zeigt ihre Unfähigkeit, sich über das Häßliche mittels des Ideals emporzuschwingen und das Gesetz, das Bleibende im Wechselnden zu erkennen. Sie weist stets auf ihre von Gefühlen des Zweifels, der Angst und Kaltherzigkeit geschwängerte Zeit, als auf das ihr natürliche Milieu. Hier kann nur das Schöne Befreiung bringen, und dort vermag allein das Groteske ein Korrektiv zu werden.

Über das notwendige Mischungsverhältnis gibt die Kunstgeschichte Aufschluß. Jede große Epoche hat dem Grotesken neben dem Schönen einen Platz gegönnt. Der Grieche stellte der Tragödie das Satyrspiel gegenüber; in der homerischen Welt lebt der Mensch anschaulich zwischen Gott- und Tiergewalt und auch in der bildenden Kunst Griechenlands war das Groteske wohl häufiger, als es uns, die das Griechentum mit humanistischer Schwächlichkeit intellektualisiert haben, scheinen mag. Die Gotiker führten, im Jubel einer begeisterten Erlösungsgewißheit, ihre stolzen Türme bis unter die Wolken und türmten die Massen zu feierlichen Harmonien; aber am Gemäuer dieser adligen Schönheit hockten furchtbare, lächerliche Gestalten, in denen die Höllenschrecken Gestalt gewannen. Die animalischen Gelüste, die ketzerischen Sinnlichkeiten und Furchtanfälle, die unüberwindbaren Häßlichkeiten des Lebens: das alles mußte, als Kontrastschmuck, dem Idealgedanken dienen. Gerade in der Gotik ist ein bewunderungswürdiger Ausgleich von Bejahung und Verneinung, von Himmel und Hölle, von schön und häßlich. Eines wird hier immer vom andern bedingt, in seiner Geltung bestätigt und gesteigert. Wo das Groteske überwiegt, wie in der von metaphysischer Spekulation und banger Mystik determinierten indischen Kunst oder wie in den vom tiefen Grauen diktierten ägyptischen Kolossalitäten, bleibt auch die nachhaltige befruchtende Wirkung dieser Kunst auf die folgenden Zeiten aus. Denn das Groteske muß, als die

Darstellungsform des nicht Überwindbaren, zeitlich stets beschränkter sein, als das Schöne, das den Stoff endgültig in einer höheren Erkenntnis überwindet. Die orientalischen Völker haben sich niemals befreien können, wie die Griechen oder wie die am hellenischen Ideal erzogenen Okzidentalen. In den religiösen Weltanschauungen der Inder, Chinesen, Japaner, Araber, Perser ist der Fatalismus ein wesentlicher Bestandteil. Das Dasein wird mehr leidend ertragen als aktiv überwunden, und die Helden sind mehr Märtyrer als Herrscher. Das spiegelt sich in der Kunst ab, der wohl das Erhabene als Ganzheit gelungen ist, die das harmonisch Schöne aber nur in Detailwerten hervorzubringen vermochte.

Im Erhabenen ist die höchste Form des Grotesken enthalten. Die vom Erhabenen ausgelösten Empfindungen sind zwar überwiegend ruhiger Natur, weil harmonische Schönheit ihnen die Richtung weist; doch spielt auch die Furcht hinein. Denn die Harmonie tritt hier so primitiv und kolossalisch auf, daß der Geist sie nicht mühelos, in wohltätiger Kontemplation verarbeiten kann; im riesenhaften Maßstab, in der ungeheuren Vereinfachung oder auch wohl Vervielfältigung ist etwas wie eine Drohung verborgen. Neben die Bestätigung unserer Existenz durch die Harmonie stellt sich der Gedanke von der unendlichen Kleinheit des eigenen Selbst und im Vergleich der im Erhabenen symbolisierten Weltkräfte mit dem winzigen Ich, spürt man dessen Relativität. Die reine Schönheit beweist die Göttlichkeit unserer Seele und läßt das ahnen, wofür es klein und groß nicht gibt; das Erhabene aber bringt uns daneben noch die unendliche Bedingtheit dieser an den Körper gefesselten Seele zum Bewußtsein. Man fühlt sich zugleich erhöht und gedemütigt. Die Idee des Grotesken ist gegeben, weil es vom Erhabenen her den Betrachter rätselhaft, düster anglotzt, weil der Anblick ihn wanken macht, als habe sich eine unsichtbare Last auf ihn gelegt. Die ganze feine Unterscheidungskraft der Griechen äußert sich darin, daß von ihnen die Ausdrucksform, die mit dem Erhabenen untrennbar verknüpft ist: das Pathos, vom Begriff des Leidens abgeleitet wurde. Die pathetische Wirkung ist in der Tat ein Leiden, weil darin neben der Erhöhung auch bange Ergriffenheit und Demütigung enthalten sind. Für die heiter gesunde, furchtlose Männlichkeit der Griechen ist es charakteristisch, daß sie das Erhabene in ihrer Kunst nur bedingt zuließen. In der bildenden Kunst, wo es fast allein mit dem Maßstab zusammenhängt, fehlte es während der Blütezeit, als die ägyptischen Traditionen überwunden waren, ganz. In der Poesie war es häufiger anzutreffen; aber dort erschütterte es auch weniger das Gleichgewicht, weil es in der Zeitkunst schnell vorübereilt. Im Gegensatz hierzu bediente sich die Baukunst der Ägypter und auch der Gotiker oft des Erhabenen, wie ja auch in ihren religiösen Anschauungen leidende Furcht zu großen Teilen enthalten war.

In der Richtung zum rein Grotesken folgt auf das Erhabene das Grausige, das Dämonische und Schauderhafte. Zum Wesen des Schaudererweckenden gehört das Unharmonische, wie das Harmonische zum Erhabenen. Furcht und Leiden, die Unlustgefühle überwiegen und der Stoff tritt mehr oder weniger vor die Form. Es ist nicht mehr die leidenschaftliche Anbetungslust, die das Schöne

übersteigert, sondern die furchtsame Phantasie wird produktiv und gebiert neue Bildungen. Was in der Natur Grausen erregt, wächst sich im Künstlersinn zu Symbolen des tödlichen Verderbens, der Sünde oder des Lasters aus und so entsteht all das ornamentale Drachengewürm, das in der Kunst aller Zeiten ein so seltsames Spiel treibt. Aber auch hier gibt es noch faszinierende ästhetische Wirkungen, wenn die grotesken Teile dem Schönen eingefügt werden, wie Dissonanzen den Harmonien, wenn das Häßliche von den Linien der Schönheit umspielt wird; und wenn sich das Pathos hinzugesellt, was stets der Fall ist, wo vom Künstler wirklich ein Schauder gefühlt wird, wo das Groteske einem inneren Erlebnis vor dem Häßlichen entspringt. Das tiefe Gefühl wird, weil es religiöser Art, ein fürchtendes Gottempfinden ist — im Gegensatz zur kalten Spekulation —, das Schreckliche stets monumental, oder in Verbindung mit einer Monumentalität darzustellen trachten. Was nicht ausschließt, daß mit den so entstandenen Gestaltungen von der Routine ein zwar interessantes aber doch künstliches und darum verwerfliches ornamentales Spiel getrieben wird. In dem Augenblick erst, wo das Groteske ganz zum Werkzeug des Bewußtseins wird, fällt das Pathos fort und mit ihm die Tragik. Denn sobald die Künstler das Häßliche um seiner selbst willen suchen, tun sie es zu profanen Zwecken und damit verlassen sie dann das Gebiet der reinen Kunst ein für allemal. Wo der überlegende Spott beginnt, löst sich die große Form auf und es bleibt nichts zurück als der verzerrte Stoff.

Das scheint übertrieben zu klingen, denn innerhalb dieses zweiten Komplexes: des bewußten Grotesken, sollte doch der Humor, der auf den hohen Tugenden der Passivität, auf Mitleid und philosophisch subjektiver Beschaulichkeit beruht, an erster Stelle stehen. Und er ist doch ein sehr ernster Kunstbildner. Aber in den bildenden Künsten vermag der Humor sich eigentlich nirgend seiner Würde entsprechend zu betätigen. Soweit auch Architektur, Skulptur und Malerei dem ernsten, aus innerem Zwang geschaffenen Grotesken ihre Gebiete öffnen, so sehr verschließen sie sich der humoristischen Absicht. Vom Nebengebiet der Graphik abgesehen, ist die bildende Kunst ganz ernst, ganz positiv und absolut und sie muß es sein, weil sie das Relative gar nicht schildern kann. Wo sie nicht Form gibt, löst sie sich auch gleich anarchisch auf; eine Form aber für das Humoristische liegt nicht innerhalb ihrer Grenzen. Wo die Poesie, an Stelle der vom Humoristischen vernichteten absoluten Lebensidee, eine neue, eben die spezifisch humoristische Idee setzen kann, sieht sich die bildende Kunst dazu außerstande, weil sie nicht von der abstrakten Anschauungsfähigkeit der Seele ausgeht, sondern von den geprägten konkreten Formen der Natur; und weil das Humoristische immer nur eine Handlung sein kann, nicht eine Situation. Diese ist im besten Falle komisch.

Selbst in der Graphik, die doch am besten von allen Künsten das Zeitliche räumlich schildern kann, fällt es dem Humor schwer, sich zu betätigen, weil er nicht vom Modell los kann. Dieses aber ist ein Werk der Natur — die nie Spaß treibt. Verändert kann das Modell vom Zeichner im künstlerischen Sinne nur werden, indem der darin personifizierte Wille der Natur nach irgend einer Seite dargelegt

wird. Ob das nun nach der ernsten oder heiteren Seite geschieht: das anschauende Subjekt muß stets hinter das Objekt zurücktreten; und das führt wohl zum ernst oder heiter Charakteristischen, nicht aber zum Humoristischen. Wird das Modell für subjektive Ziele willkürlich verändert, einer humoristischen Idee als ausführendes Organ preisgegeben, so entsteht die Karikatur. Verzerren aber darf der Humor nicht, weil das seinem Zwecke, der eine Befreiung im höheren Sinne ist, widerspricht. Die Karikatur der Poesie kann humoristisch sein, weil sie — so denkt man — jederzeit von der besseren Einsicht des Karikierten aufgehoben werden könnte, weil sie also nur eine Art momentane Verwirrung der Vernunft, nicht ein Gebrechen zeigt. Der Narr in der Poesie brauchte nur so verständig zu werden, wie der Leser und alles wäre gut. Die graphische Karikatur aber vergewaltigt den Körper und dadurch wird die närrische Häßlichkeit für das Modell permanent und zu einem unentrinnbaren Schicksal, das wohl Mitleid erwecken, abstoßen oder zu Spott, Schadenfreude und selbst zu harmloser Lustigkeit reizen kann, das aber niemals jene große Weltidee zu zeigen vermag, die dem wahren Humoristischen als Hintergrund dient. Die Karikatur vermag nur der niederen Komik und der Satire ein Werkzeug zu sein; auch kann sie Verbindungen mit dem Schrecklichen und Grausigen eingehen. Immer aber wird sie in diesem Falle ernst, in jenem Falle banal.

Man wird in der ganzen bildenden Kunst keine Werke finden, von jenem symbolischen, umfassenden, stachellosen Humor, wie die Poesie sie der Welt mit dem Don Quixote, dem Reinicke Fuchs oder den Lustspielen Shakespeares geschenkt hat; ganz abgesehen von den weniger allgemeinen Werken eines Sterne oder Jean Paul. Was Teniers und Hogarth gaben, ist Spaß und Satire; und es ist darum vergänglich, sofern rein malerische Qualitäten es nicht erhielten. Was Böcklin gemalt hat, ist das ernst und pathetisch Groteske mit dem Auge einer philosophischen, karikierenden Ironie betrachtet. Je ernster Böcklin seine Meeresphantastik nimmt, desto künstlerischer ist sie, und sie wird um so banaler, je mehr er das sucht, was seine Bewunderer den „Humor" nennen. Wo vor Bildern von Rubens eine reine Fröhlichkeit ausgelöst wird, bleibt es bei dem Moment der Heiterkeit. Solche Bilder berufen sich nicht auf jenes Besserwissen als auf die zur Entstehung des Humoristischen notwendige Kontrastempfindung, sondern sie sind ganz absolut. Es bleibt dem Maler oder Zeichner, der humoristisch wirken will, nur die zum zeitlichen Weiterdenken verführende Situation, der Einfall, der im Geiste poetisch ergänzt wird und allerhand Kenntnisse voraussetzt, oder die gemalte Erzählung; in allen Fällen wird dann wieder eine Grenze der bildenden Kunst — die, die Raum- und Zeitkunst scheidet — berührt oder überschritten. Darum ist es durchaus charakteristisch, daß fast alle Graphik, die Anspruch auf Humor macht, illustrativ, also als dienende Begleitkunst auftritt, und daß die Elemente von selbständigem Kunstwert darin nichts mit dem Humor zu tun haben. Was Daumiers Karikaturen erhebt, ist das pathetisch Charakterisierende; was Dorés Illustrationen zum Don Quixote wertvoll macht, ist ihre groteske ernste Romantik;

was Schwind und Ludwig Richter humoristisch erscheinen läßt, ist das heiter Idyllische. Und wenn man sich unter den Zeichnungen Oberländers alle Titel und Texte fortdenkt, wenn man das Erzählende abzieht, das durch das Nebeneinander von Situationen, durch zeitlich fortschreitende Entwickelungsgeschichten in Bildern gegeben wird: bleibt dann noch Humor? Das aber ist doch die Bedingung des Humoristischen: daß es ganz allein in sich, ohne Kommentare, als Kunstwerk über alle Zeiten fortbestehen kann.

Ein anderes ist es, wenn nicht der philosophische Humor malerisch bilden will, sondern die niedere Komik und Satire. Denn diese Gattungen beziehen sich nicht auf abstrakte Weltideen, sondern auf konkrete Stoffe und Personen. Ihr Werkzeug ist die Karikatur und deren absolute künstlerische Wertlosigkeit — wo sie unvermischt auftritt — beweist schon, wie wenig sie den höheren Ansprüchen des Humors genügen könnte. Innerhalb dieses niedersten Gebietes des Grotesken herrscht das Häßliche, der Stoff; das Ziel ist die Erregung stofflicher Interessen. Das Schöne wird nicht verwandelt, sondern vernichtet. Ohne Schönheit, in irgend einer Form, gibt es jedoch keine Kunst. Die komische Zeichnung dient allein der profanen, auf den empirischen Lebensstoff begierigen Unterhaltungslust und die satirische Graphik will nichts als erziehen oder Propaganda machen. Solange die Karikatur innerhalb ihrer natürlichen Grenzen bleibt, ist sie durchaus eine Dienerin von Meinungen, Urteilen und Moraltendenzen — alles Dinge, womit die Kunst nichts zu tun hat.

Aber sie ist nicht leicht innerhalb ihrer Grenzen festzuhalten, denn sehr willig vermischt sie sich mit andern Formen des Grotesken. Indem der Karikaturist nämlich die Gebrechen und Häßlichkeiten der Dinge sucht, um sie tendenziös zu zeigen, lockt es ihn unwillkürlich ins Gebiet des Charakteristischen und auf der niedersten Stufe der Kunst stellt sich das Schöne durch einen Akt der Selbsthilfe wieder her. Dieser Akt läßt sich kaum besser klarlegen, als durch eine Betrachtung unserer Zeit. Wir sehen heute neben der rein stofflichen politischen Karikatur, wie sie schon in der Reformationszeit als Kampfmittel verwandt wurde, eine Art der satirischen Graphik, worin sehr bedeutende künstlerische Qualitäten stecken. Was sich der am Stoff haftenden Karikatur verbinden muß, um sie künstlerisch zu machen, woher dieses Etwas kommt und wohin es zielt, was darin bewußt ist und was unbewußt: wer das erkennt, der tut einen tiefen Blick in die Entwickelungsarbeit der Zeit. Und zugleich kann es nicht fehlen, daß in solcher Betrachtung das Wesen des Grotesken nach mancher Richtung hin klarer wird.

Die Neueren geraten in Entzücken, wenn der Name Michel Angelo genannt wird und lassen Raffael nur eben gelten. Wodurch dieser kalt läßt, das ist die — wie es heißt — indifferente, glatte, selbst unaufrichtige Vollkommenheit seiner von Erschütterungen nicht berührten Schönheit; und was bei Buonarotti so lebendig mitfühlen läßt, ist das im kleinsten sichtbare Ringen einer leidenschaftlichen Seele. Da die moderne Menschheit selbst von früh bis spät mit sich und der Welt in Zweifeln

ringt, wird von ihr ein Gegenbild so großer, temperamentvoller Art, wie es der Maler der Sixtinischen Kapelle, der Bildner des Moses bietet, mit Ehrfurcht willkommen geheißen. Nur von wenigen kann die ganze persönliche Bedeutung und die an der Größe einer mächtigen Epoche gereifte Genialität Michel Angelos begriffen werden; was die begeisterte Zustimmung aber weckt, ist der Instinkt für das „Moderne" darin. Neben der objektiven Einsicht spricht ja die Selbsterhaltung immer soweit in das Kunsturteil hinein, daß jede Zeit bestimmte Künstler aus der Vergangenheit als die größten verkündet; nämlich die, deren unanzweifelbare Qualitäten zugleich Züge aufweisen, worin die Zeit ihr eigenstes Streben wiedererkennt. Die Vorliebe der Modernen für Michel Angelo richtet sich vor allem auf die grotesken Elemente in seiner Kunst. Das neunzehnte Jahrhundert kennt, soweit es selbständig eine bildende Kunst hervorgebracht hat, das ideal Schöne nur in ganz vereinzelten Werken. Die Schönheiten, die den modernen Menschen als Eigentum gelten, sind, von wenigen auch noch bedingten Ausnahmen abgesehen, nicht aus eigener Kraft erzeugt, sondern aus früheren Kulturperioden fertig übernommen worden. Wo das bildende Vermögen eigenes geschaffen hat, ist stets auch das Groteske in irgend einer Form daran beteiligt gewesen. Niemals ist in dem schlimmen Kampfe zwischen Vätern und Söhnen, in dem Ringen um Weltbegriffe und Wahrheiten Platz gewesen für die beruhigte Schönheit. Der bildende Sinn, der sich überall am Lebensstoff stößt, dem das Ideal zerbrochen, die Zuversicht getrübt wird, muß in jeder neuerrungenen Kunstform auch den Kampf um diese Form mit darstellen. So sind die Modernen zu Michel Angelo gekommen, als zu einem Genie ungleich höheren Grades, aber verwandter Art. Bei ihm erblicken sie eine ungeheure Lebensleidenschaft, die sich im Sieg über sich selbst zu beruhigen trachtet, und die doch die Spuren des Ringens nicht aus den Kunstwerken zu tilgen vermag. Während dieser umfassende Geist die Kämpfe seines titanischen Herzens in schöne Form wandelte, drückte er überall doch auch den Kampf selbst aus. Und dieser Kampf ging nicht nur um ästhetische Werte, sondern um den Sinn des Lebens. In dem Moses ist das Groteske bis zum Erhabenen gesteigert; die Sibyllen und Propheten sind hoch umflossen vom Pathos siegreich bekämpfter Leiden und in einzelnen Partien des Jüngsten Gerichts findet man das ins Monumentale gesteigerte Dämonische. Der Mann und sein gewalttätiges Temperament waren ganz tragisch. Und diese große, von genialer Besonnenheit gebundene Tragik hat sich allen seinen Werken mehr oder weniger in ewigen Zügen eingegraben. Furcht vor solcher Überkraft und Grauen vor dieser stöhnenden Heldenarbeit erfüllen den Betrachter. Man spürt die Gottesfurcht und den Schicksalstrotz, die Inbrunst und den Weltschmerz angesichts der kolossalen Gliederberge und der gigantisch aufgetriebenen Muskelwulste, in der Kraft ruhender Leiber, im Sausen wildwehender Gewänder und in der alttestamentarisch schwülen Gewitteratmosphäre der Kompositionen. Die Fülle und Mächtigkeit der Lebens- und Naturkräfte sind in diesem cyklopisch getürmten Lebenswerk ausgedrückt; aber auch die mystischen Ängste des Künstlers vor dieser befruchtenden und ver-

nichtenden Urkraft, vor einer Notwendigkeit, die stärker ist als der weitherzige Christengott der Renaissance.

Und ähnlich, nur weitaus schwächlicher, und mit weniger herrischem Temperament, haben moderne Künstler das Dasein gefühlt und diese Erlebnisse in Form zu bringen versucht. Auch sie erschreckte die ewig unter Schicksalsdonnern gebärende und tötende Naturkraft. Noch mehr: es fehlte ihnen daneben ein Gott, an den sich das ängstliche Herz hätte klammern, dem es alle Zweifel in Gebeten hätte darbringen können. Der alte Glaube ist uns dahin, aber es bleibt eine mystische Gottesfurcht; die Zuversicht auf sittliche Endziele ist erschüttert, aber nicht der Instinkt für das Gesetz und für die Würde und Weisheit der Notwendigkeit. Michel Angelo beherrschte die Tragik seines Wesens, dank seiner angeborenen Größe und dank der sicheren Kulturkonvention, auf deren Boden er aufwachsen konnte. Die Modernen hatten nie auch nur halb soviel zu beherrschen; aber auf der andern Seite fehlte ihnen auch jede Hilfe von seiten der Allgemeinheit. Man darf bei Daumier und Millet mit Recht von michelangelesken Zügen reden; doch ist in den Werken dieser Künstler alles viel grotesker geworden, weil reine Schönheit fast auf keinem Punkt erreicht werden konnte. Sie wollten an sozialen Wirklichkeiten, an geprägten Formen, die lebend sich entwickelt, ihre Kunst emporbilden und fanden nirgend doch eine reine Größe als Vorbild. Die Häßlichkeit ist das allein Reale im sozial determinierten Leben unserer Zeit, so daß nur die Wahl bleibt, sie zu ergreifen oder zu den astralen Schönheiten früherer Epochen weltfremd zu flüchten. In Schönheit kann unser Leben nicht verklärt werden und doch sehnt es sich nach der bildenden Hand. Das Böse und Niedrige, das Tierische und Furchtbare stellt sich dem Künstlerauge dar und bietet ihm den einzigen Punkt, wo er den Hebel seines Wollens ansetzen kann. Darum wählten jene Künstler das Häßliche und adelten es, indem sie es groß, leidenschaftlich, ja religiös anschauten. So entstand auch ihnen das Monumentale, von den Silhouetten eines naturalistischen Pathos umschrieben. Eine Monumentalität freilich, die gegen die des Michel Angelo roh, arm, verkümmert und ungeläutert erscheint, eine Leidenschaft, der es an äußerem Adel gebricht und eine Dämonie, der es nicht an profanen Zügen fehlt. Die Schwäche der Modernen, dem Renaissancegenie gegenüber, äußert sich als Romantik. Als eine Romantik jener Art, die entsteht, wenn ein zur Klassizität strebender Geist sich an der Übermacht des Stoffes bricht. Daumiers Bilder zeigen das Pathos solcher Romantik und das sich daraus ergebende Groteske. Und Millets Bauernbilder steigern mit verhaltener Schwärmerei die Häßlichkeit des Charakteristischen bis zur Erhabenheit des Umrisses. Hier und dort tritt das unbewußt Groteske in einer Form auf, wie die Kunstgeschichte sie vorher noch nicht gekannt hat: nicht als Kontrastwerk, sondern als Selbstzweck.

Daumier war daneben ein satirischer Zeichner. Die Zeit forderte seinen Griffel und er folgte dem Ruf. Ihm ward die Aufgabe, Tagesereignisse, Institutionen oder Personen zu verspotten, eine Arbeit, womit die Kunst prinzipiell nichts zu tun hat. Aber er machte sie künstlerisch. Nachdem das Karikaturhafte so stark in die

hohe Kunst gedrungen war, drang nun das Pathetische, das monumental Groteske und Charakteristische in die satirische Graphik. Damit war unendlichen Möglichkeiten der Weg geöffnet. Dem bewußt Grotesken der satirischen Zeichnung wurde dienstbar gemacht, womit die Anschauungskraft in den Bildern unbewußt baute. So kam das Fremdartigste zusammen: zum Spott gesellte sich das Gefühl der Ehrfurcht. Indem der Zeichner einer profanen moralischen Tagestendenz diente, entdeckte er in den häßlichen Modellen Züge grotesker Großartigkeit. Und indem er diese zu Leitmotiven erhob, nahm er der Karikatur das Spaßhafte und setzte an dessen Stelle den Ernst der Psychologie. In das niederste Gebiet der bildenden Kunst wurde die Schönheit des Charakteristischen eingeführt.

Und dafür war es gerade die rechte Zeit. Denn, von der Mitte des Jahrhunderts ab, ist die satirische Karikatur als politisches und soziales Kampfmittel so in Anspruch genommen worden, daß man sich die Folgen nicht ausmalen mag, wenn nicht eine künstlerische Erhöhung eingetreten wäre. Man brauchte die Karikatur für alles. Die allgemeine Skepsis, bei schlecht entwickelter Überwindungskraft, glaubte am Spott zu erstarken. Die umfassenden Demokratisierungskämpfe machten auf allen Wegen die lustige oder bittere Verleumdung, die Denunziation oder Persiflage zu den bequemsten Waffen. Es entstand das Witzblatt als industrielles Unternehmen und das Karikaturzeichnen wurde zum Beruf. Die satirische Graphik Daumiers ist von seiner hohen Kunst noch scharf zu trennen; ein Dualismus, der durch die zu seiner Zeit noch mangelhaft entwickelten Reproduktionstechniken, die malerische Mannigfaltigkeit nicht zuließen, verschärft wurde. In der Folge aber ist die Karikatur nach einer Seite immer mehr ins Gebiet der reinen Kunst gewachsen, hat immer mehr ihre zweckvollen Absichten aufgegeben und an deren Stelle die reine, zwecklose, nur im höheren Sinne zweckvolle Erkenntnis gesetzt.

Der Sinn der ferneren Entwickelung des Grotesken, einerseits in der Malerei, andererseits in der Graphik, wird sehr klar von zwei Künstlern illustriert: von Degas und Lautrec. Diese typischen Temperamente, beide von starker Begabung bedient, sind, von denselben Anschauungsweisen ausgehend, zu verwandten und doch ganz verschiedenen Resultaten gekommen. Bei Daumier und Millet war das Groteske weder spezifisch malerisch noch graphisch. Es war vielmehr etwas freskenartig dekorativ und wertvoller für die Kunstgeschichte und das Museum, als für den Kunstfreund und das Interieur. Diese romantisch naturalistische Rhetorik von der Arbeit oder von den Leidenschaften bewegter Volksmassen bedurfte der stark zeichnenden Linie und energisch kontrastierender Komplexe. Degas und Lautrec aber verzichteten auf unmittelbare Rhetorik, trugen nicht romantisch die eigenen Leidenschaften in die Dinge hinein, sondern begnügten sich mit dem Pathos, das schon in den Dingen ist, wenn man sich voraussetzungslos von ihnen impressionieren läßt. So entdeckten sie, im Verein mit der großen Malerschar, die man die Impressionisten nennt, das grotesk Schöne in der gleichgültigen Alltäglichkeit. Ihre Anschauungsweise war mehr passiv als heroisch aggressiv und

eben darum ersetzten sie den fehlenden Schwung der Idee durch intensivere Objektivität und Genauigkeit der Beobachtung. Das typische moderne Erlebnis von den Erscheinungen der Welt, dieses tiefe Erschrecken, war einer späteren Generation angehörenden Künstlern schon gewohnt geworden; sie verarbeiteten es darum nicht mehr mittels des erschütterten Gefühls, wie Millet und Daumier, sondern mittels des sich selbst analysierenden Intellektes. Zugleich wurde das summarische Freskoverfahren von diesen neben und nach Manet lebenden Künstlern durch eine ganz malerische, ganz sinnliche Darstellung ersetzt. Die bei Daumier und Millet ausgeschaltete Farbe wurde herangezogen und als ein unersetzliches Mittel zur Erhöhung ausgenutzt. Das Groteske wurde intim, sowohl in der Malerei wie in der Graphik. Was bei dem Maler Degas die schillernde, in Licht und Luft vibrierende Farbe ist, das ist bei dem Schwarzweißkünstler Lautrec die Skala der Valeurs, die Eleganz der Linie, die Kunst der Gegensätze und vor allem das Raffinement, mit einer wie gelegentlich erscheinenden Andeutung des Zeichenstiftes das Eigentliche zu geben. Daumiers Karikaturen zeigen eine Kultur in diesem Sinne noch nicht. Was in ihnen oft — nicht immer — pathetisch wirkt, ist ein lyrisch subjektiver Stil. Lautrecs Graphik weiß dagegen zu umschreiben und zwei Seiten der Dinge zugleich zu zeigen; die satirische Idee tritt vor der malerischen Impression zurück. Und nun erst, wo das Gewagteste durch die Darstellungskunst immaterialisiert werden konnte, wurde die Graphik fähig, ihr Gebiet so nach der Seite des rein Künstlerischen zu erweitern, daß ein nicht eben bedeutender aber eminent künstlerischer Geist wie Lautrec darin Genüge finden konnte. Es entstand der diskrete, den Japanern abgelernte Stil, ein paar Flecke, Linien oder Farben so im abgegrenzten Raum zu verteilen, daß man beim Ergreifen des Blattes die Empfindung von etwas kostbar Dekorativem hat; erst beim genauen Hinsehen zeigt es sich dann, daß dieses Raumornament sich auch über eine Häßlichkeit satirisch auslaßt. Wenn Degas Variétésängerinnen oder Balletteusen malt, so sind diesen Mädchen die Züge ihrer Herkunft, ihrer degenerierenden Berufe mitleidlos ins Gesicht gestäupt. Alles häßlich Charakteristische drängt sich eckig hervor und erregt im Anschauenden mitleidige Unlustgefühle. Aber zugleich erlebt das Auge alle Freuden einer undefinierbaren, doch nicht unwirklichen Raumpoesie. Die Gestalten sind mit ihren jähen, unvermittelten, leidenschaftlich redenden Gebärden so im Raum und im Licht gesehen, daß sie davon aufgesogen werden und nur Teile eines größeren Ganzen scheinen. Die Impression des Grotesken gibt die Wahrheit — und doch zugleich einen zauberischen Abglanz des Schönen. Diese Kunst hat das Abschreckende weise in Relation zu einem umfassenden ästhetischen Gedanken gebracht und hinter der Einzelerscheinung den Hintergrund einer Ewigkeitsidee unendlich ausgebreitet.

Lautrec hat Theaterszenen oder Situationen aus Bordellen gezeichnet, hat uns den Tiermenschen vor Augen geführt und in den Posen und Gesten des Großstadters mit sicherem Blick die wilde Urmenschlichkeit erkannt. In seinen Zeichnungen ist eine zwar einseitige, aber scharfsinnige Psychologie der niedersten

Gelüste enthalten. Man sieht, wie der Wahnsinn hinter der Blasiertheit lauert und wie der zynische Pessimismus sich selbst beschmutzt. Am Frechsten und Schamlosesten hat der Künstler offenbar Gefallen gefunden. Aber während all dieses Schauderhafte Gestalt gewinnt und das Diabolische des Großstadtlebens in den Kleidern der Boulevards zum Totentanz antritt, nimmt Lautrec Distanz. Und wie das Gewühl im Schein der elektrischen Lampen vorüberzieht, sieht er versenchte Gestalten von zarten Schatten mit Anmut umkleidet, sieht die buhlende Gemeinheit vom ornamentalen Reiz umflossen, die freche Häßlichkeit von einer einzigen jubilierenden Linie umschrieben: sieht er an dem Häßlichen sich eine Schönheit entzünden, die sich pathetisch dem Himmel entgegenreckt. Die so entstandene Kunst enthält eine Wahrheit des Scheins, die nicht selten siegreich adelnd der am Stoff haftenden Wahrheit des Seins entgegentritt.

Künstlerische Lehren dieser Art der Franzosen mußten von der Zeit eifrig genutzt werden. Das Witzblatt, anfangs ganz ein Organ für Bierbankpolitiker und liberale Philister, ist darum in der Folge eine Stätte geworden, wo große Gebiete der Kunst revolutioniert worden sind. Wie die in tausend Tendenzfragen der Tagesmoral aufgelöste Kulturidee der Zeit sich des Romans und des Theaters bedient hat, so hat sie auch die Graphik in ihren Dienst gezwungen. Für die zu leistende umfangreiche Arbeit der Negation ist ja die spottende Karikatur sehr brauchbar, weil sie die hartnäckigsten Irrtümer lachend aus dem Weg räumen kann und daneben noch das angenehme Gefühl der Überlegenheit im Betrachter hervorruft. Mit der Konzentrierung der satirischen Talente zu bestimmten praktischen Zwecken, mit der geschäftsmäßigen Beanspruchung der spottenden Laune ist aber eine Gefahr für das Künstlerische verbunden. Denn einmal muß es der in den Dienst ganz bestimmter Tagesfragen gestellten Karikatur, der Kampfsatire sehr schwer werden, die Formen des ernsten Grotesken, das Pathos des Charakteristischen festzuhalten; und andererseits wird so eine Sache zum Beruf, die ihrer Natur nach gelegentliche Temperamentsäußerung bleiben sollte. Disziplin und eine handwerksartig stetige Arbeitsweise sind jedem Künstler von Nutzen und die Redensarten von Stimmung und Inspiration sind selten ernst zu nehmen; aber für die Produktion des niederen Grotesken ist die ununterbrochene Werkstattarbeit doch nicht zu empfehlen. Wo ausschließlich das Häßliche der Kunst nutzbar gemacht wird, wo das Gegengewicht des rein Schönen ganz fehlt, geht der innere und äußere Maßstab für den Wert der Erscheinungen, das Augenmaß für die Verhältnisse des Ethischen und Ästhetischen leicht verloren. Was aus der Furcht, aus dem religiösen Schauder geboren, vom überlegenen Spott oder vom sittlichen Eifer erzogen werden muß, wird dann leicht zur Routine. Der Künstler stürzt sich mit einer gewissen krankhaften Lust in die Welt des Häßlichen und liebt am Ende zärtlich, was zu verspotten, oder durch geistige Vertiefung ästhetisch zu überwinden er ausgegangen ist. Dieser Gefahr der Selbstvernichtung sind schon starke Begabungen zum Opfer gefallen. Ist doch selbst Lautrec ihr nicht entgangen. Und noch schlimmer ist es vielleicht, wo die Manier das ursprüngliche Erlebnis,

das so häufig wie der Beruf es fordert unmöglich wiederholt werden kann, ablöst. Das Groteske, das nicht gefühlt, sondern nur professionsmäßig gemacht worden ist, muß als unsittlich gelten. Es ist unsittlicher als das nicht empfundene Schöne, weil es nur einem gleichgültigen, schadenfrohen Herzen gelingt. Die einzige Möglichkeit für den Berufssatiriker, auf der Höhe seiner Künstlerschaft zu bleiben, ist, daß er dieselbe Regel befolgt, die für alle Verhältnisse künstlerischer Produktion gilt. Die Aufgabe muß jedesmal von neuem anschaulich erlebt werden; sie ist nie anders zu lösen als aus einer Gefühlserschütterung, aus der Vision eines Urwirklichen heraus. Das ist doppelt schwer, weil es sich beim Grotesken nicht, wie beim Schönen, um die Erregung von Lustgefühlen handelt, sondern um die Überwindung von Unlustgefühlen. Der Berufskarikaturist steht ungefähr da wie der Publizist. Beide stellen eine oft starke Intellektualität in den Dienst des Tages. Sie gehen vom Kulturideal aus; aber da sie es nicht schöpferisch in neuen Formen ausprägen, sondern es nur im vorhandenen Lebensstoff als positive oder negative Kraft, als ein Vorhandenes oder Fehlendes nachweisen, so sind sie auch an den Stoff gefesselt und scheinen oft nur des Stoffes wegen da zu sein. Um so mehr, je berufsmäßiger die Tätigkeit ausgeübt wird. Der Publizist endet mit seinem latenten Ideal leicht in journalistischer Kritik und der Karikaturist, den der Sinn für das Pathos des Charakteristischen zur satirischen Zeichnung führte, endet damit, daß er das Häßliche nicht mehr fühlt, sondern es nur noch daraufhin betrachtet, was artistisch daraus zu machen sei. Und verschärft wird die Gefahr, weil Tageskarikaturisten, wie Publizisten, — dem Schauspieler gleich — auf den Augenblick wirken müssen und keiner Zukunft ihre mit dem Stoff sterbenden Werke anvertrauen können.

Was die meisten der wöchentlich erscheinenden Zeichnungen eines Künstlers wie Th. Heine wertvoll macht, ist der ernste Nebenton darin. In fast allen ist Pathos enthalten. Der Künstler verspottet dieses Pathos wohl, ohne es jedoch entbehren zu können; zuweilen knüpft er es an die lächerlichsten und abscheulichsten Gegenstände oder sein flinker Geist spielt Versteckens damit. Aber es ist vorhanden und macht das Komische zum Tragikomischen. Es verschwindet um so mehr, je deutlicher das Gegenständliche, dem satirischen Stoff zuliebe, im ganzen oder einzelnen betont werden muß; wie denn die ganze Kunst des Grotesken nichts ist, als ein Kampf von Stoff und Form. Aber auch dort, wo Heine notgedrungen deutlich auf Gegenständlichkeiten hinweisen muß, wo das Was für den Sinn der Satire wesentlicher ist als das Wie für deren künstlerische Einkleidung, weiß er das Notwendige mit einer Diskretion zu tun, die sich in den schlimmsten Nöten des Ornamentalen zu bedienen versteht. Doch ist Heine auch der einzige bedeutende deutsche Karikaturist von durchaus innerer Anlage, der geborene Satiriker. Nicht Humorist. Und selbst er ist es nicht von Berufs wegen, ohne Schaden an seiner Darstellungskraft zu leiden. Er gilt uns viel; doch er hätte mehr sein können, wenn er sich nicht vollständig einer Betätigung gewidmet hätte, die wie keine andere des Gegengewichtes bedarf.

Andere deutsche Karikaturisten, wofür Bruno Paul als Vertreter dienen mag, sind eigentlich nicht Satiriker, sondern Maler, die das Charakteristische in prägnanter Form geben und durch äußere Umstände der Nachfrage zu einer Übersteigerung ihrer Anschauungsweise nach der Seite des Karikaturhaften getrieben worden sind. Vom unbewußten Grotesken, vom Pathos des Häßlichen ausgehend, endigen sie, weil sie Kapital aus ihrer Art die Dinge zu sehen schlagen wollen, in zynischen Übertreibungen, brutalen Späßen oder im talentvollen anthropologischen Ulk. Oft nahe der Grenze des schlechthin Ekelhaften. Ihre Arbeiten sind fast nie ohne starkes malerisches Pathos, wenn dieses auch viel weniger psychologisch motiviert ist und viel mehr zufällig gefunden erscheint, als bei Daumier oder Lautrec. Lustig oder geistvoll, satirisch ist ihre Graphik aber niemals. Sie liefern irgendwelche Studien des Grotesken, von der Straße, aus den Ballsälen, irgendwoher; und die Redaktion des Wochenblattes erfindet einen Witz dazu. Es könnte aber auch ein anderer Witz sein. Eindeutig satirisch, wie bei Heine, ist die Situation nie, sondern immer malerisch vieldeutig; denn sie basiert weniger auf der psychologischen als auf der dekorativen Impression und notwendig erläuternde Züge werden erst nachträglich hinzugefügt. Bei Heine muß man das Drum und Dran der Zeitumstände kennen; die Anschauungsweise Bruno Pauls aber kennt nicht das bestimmte, für die Satire notwendige Ziel, sondern trägt das Ziel schon in sich selbst. Daß unsere Zeit über diese Art des Grotesken lachen kann, beweist ihren Mangel an unterscheidendem Instinkt. Es ist schon bedenklich, wenn in einer Epoche das Satirische als Scherz genommen wird; wenn aber über das Schaudererweckende gelacht wird, ist es übel um das sittliche Empfinden bestellt. Diese Art Witzblattkunst steht der behaglichen Komik Oberländers, dem schalen Spaß der „Fliegenden Blätter" viel ferner, als dem tiefernsten Grotesken, wie der Franzose Odilon Rédon und ein viel weniger ausgereifter Deutscher wie Kubin es produzieren. Der Geist dieser schaurigen, symbolisierenden Bazillendämonie, wie man metaphorisch sagen könnte, ist nichts weniger als lächerlich. Die Neigung, wofür Bruno Paul hier als Beispiel steht, geht aus einer allgemeinen Stimmung hervor, die Hofmannsthal einmal prägnant so zum Ausdruck gebracht hat: „Es ist Tragisches in den gleichgültigsten Dingen und Albernes in den tragischen." Darin ist das Problem vollständig enthalten. Vor allem in der pessimistischen Ausdrucksweise. Denn ein mehr zuversichtlicher Geist könnte denselben Sinn ausdrücken, wenn er etwa sagte: das Ideal tritt nie vollkommen auf; es manifestiert sich zwar auch im Gemeinsten, ist aber selbst im Höchsten noch mit dem Gebrechen der Materie behaftet. Man denkt an die Geschichte des asiatischen Königs, der sich einen Traum deuten ließ. Der erste Wahrsager erklärte ihm, er würde alle seine Verwandten sterben sehn. Für diesen Ausspruch bekam der weise Mann Prügel. Ein zweiter, der sich besser auf den Hofton verstand, deutete den Traum so: der König würde alle seine Verwandten überleben. Dieser erhielt einen Beutel Gold. Auch hier hatten beide dasselbe gesagt; die Ausdrucksweise war entscheidend. So liebt unsere Generation, dem ersten Wahrsager gleich, die pessimistische Deutung. Das

ist Temperamentssache — Sache des Zeittemperaments. Der Kern dieses Hofmannsthalschen Ausspruchs ist aber eine Frage an das Schicksal: Wie ist das Leben gemeint? Warum ist Gott im Reinen wie im Schmutzigen? Gibt es eine weise Führung oder nur blinde Notwendigkeit? Ebenso sucht auch der moderne Karikaturist im Albernen die große Form des Tragischen und in der reinen Schönheit den Ansatz zur Karikatur. Erhabenes und Lächerliches liegen ja überall im Leben hart nebeneinander. In dieser pathetischen Erhöhung des Gemeinen wie in der Travestierung des Ernsten ist eine unbewußte Frage verborgen. Unter der Oberfläche arbeitet ein religiöser Instinkt. Wer die Psychen unserer besten Karikaturisten analysieren könnte, würde auf Dinge stoßen, die man im allgemeinen gewiß nicht darin vermutet.

Nur solche Zwiespältigkeit erklärt es auch, daß Künstler dieser Art ihre Karikaturkunst gerne dem Sexuellen dienstbar machen. Die Darstellung erotischer Situationen kann aber alles sein: lustig und komisch wirkt sie niemals und satirisch nur äußerst selten. Wo die Gesten erotischer Erregung am Modell gut beobachtet werden, da ergibt sich für die Kunst stets das ernst Groteske. Wer zu erkennen versteht und das dumme Knabenlachen überwunden hat, wer nur auf Form zu sehen weiß, wird bemerken können, daß Menschen und Tiere in Augenblicken der Brunst Stellungen einnehmen, deren groteske Charakteristik sich bis zum Monumentalen erhebt und die nicht ohne ein schreckliches, beschämendes Pathos sind. Während des Mysteriums der Begattung drückt der Körper in plastischen Bewegungen mehr inneres Leben aus, als in irgend welchen Situationen des Alltags. Aber Komik ist darin nicht zu finden als nur für unreife Menschen, die diesen Lebensäußerungen als positive oder negative Moralisten gegenübertreten.

Im wesentlichen zielt also die künstlerische Karikatur unserer Zeit auf andere, als auf satirische Wirkungen. Neben die Neigung zum Pathos des Charakteristischen tritt dann noch der Drang zum Artistischen und Ornamentalen. Der von einer satirischen Zeitschrift engagierte Berufszeichner ist in der Regel nicht genug Persönlichkeit, um für die geschilderte Unterströmung der Zeit als Exponent gelten zu dürfen; er ist ihr zwar unterworfen wie jedermann, aber er vertieft dieses innere Schicksal nicht dadurch, daß er sich ihm hingibt. Dieser Berufszeichner ist in der Regel ein junger Mann, der es versteht zu leben und leben zu lassen. Mit Kultur- und Kunstproblemen gibt er sich nicht gerne ab. Er ist vielmehr ein Dandy und liebt die Eleganz. Lange Zeit kann er vor dem Spiegel stehen, um die Krawatte zu einem Knoten von nie gesehener Originalität zu schlingen; und seine Frau oder Geliebte ist ein wandelndes Bild. Sich über irgend ein Ereignis oder über seine Nebenmenschen lustig zu machen: daran denkt er nicht, sondern ist froh, wenn man ihn in behaglich genießender Ruhe läßt. Seine Zeichnungen aber wirken dann doch wie Karikaturen. Denn während er die Erscheinungen ruhig und mit einer Art von optischer Gourmandise auf sich wirken läßt, nehmen seine gymnasisch ausgebildeten Sinne nur wenige Formen, nur ein paar „lebende Punkte" wahr. Nichts weiter, als ein paar Reize der Linienwirkung, der Licht- und

Schattenverteilung oder der Silhouettebildung kitzeln ihm das Auge und er tut nichts anderes, als diese Impression ohne satirische Nebengedanken, ja, fast ohne Gedanken überhaupt, aufzuzeichnen. Seine ohne sein Zutun determinierte Anschauungsweise zwingt ihn Formen wahrzunehmen und als reizvoll zu empfinden, die in ihrer spärlichen Prägnanz und dekorativen Charakteristik zugleich karikaturhaft und ornamental wirken. Er liebt es, die Toilettenleganz unserer Damen darzustellen, weil er sie als schön empfindet, während sie in Wahrheit doch viele groteske Züge enthält. Die Empfindung dieses Zeichners rubriziert nicht, ob die Erscheinung schön oder häßlich ist, sondern er nimmt an allen Dingen in einer etwas oberflächlichen Weise nur solche charakteristische Eigentümlichkeiten wahr, die sich zur graphischen Darstellung gut eignen. Auf psychologische Ergründung und weise Reduzierung einer Vielheit kommt es ihm nicht an; er sieht vielmehr nur das Modell an, um artistisch zu zeigen, wie man mit den denkbar geringsten Mitteln eine geschlossene ästhetische Wirkung hervorbringen kann. Ja, er geht oft von einer technischen Darstellungsmanier aus und sucht hinterher Modelle für Effekte, die sich ihm aus der Begegnung von Werkzeug und Farbmaterial zufällig ergeben haben. Dabei verändern sich natürlich die dargestellten Gegenstände derart, daß sie in der Andeutung, in der Notiz grotesk stilisiert erscheinen. Wer aus einem Menschen ein Ornament macht, wird stets als Karikaturist gelten müssen, auch wenn er nichts will als behaglich ein Arabeskenspiel treiben. Und wenn die Redaktion des Witzblattes eine satirische Bemerkung unter solche Zeichnung druckt, wird leicht als kunstsinnige Absicht des Zeichners angesprochen werden, was eigentlich nur einer talentierten artistischen ganz äußerlichen Charakterisierungslust oder einem ornamentalen Spieltrieb entsprungen ist. Wo dieser ornamentale Trieb sich selbst erkennt, sich also vom Zufall löst und ernsthaft kultiviert, öffnen sich ihm neue Gebiete, wie etwa die der Plakatmalerei. Auf diesem Entwicklungspunkte der Karikatur wächst aus dem am Stoff gefesselten Grotesken die reine Form hervor. Eine Art der Form zwar, die als selbständiges Gebilde nicht viel bedeutet; aber doch reine, vom überwundenen Stoff gelöste Form, die selbständig in sich bestehen kann.

Wir sehen also mit der modernen satirischen Zeichnung zwei bildende Kunstkräfte verbunden: eben diese Fähigkeit, das Ornamentale auf dem Wege eines ungeistigen oder doch ganz subjektivistisch einseitigen Impressionismus zu gewinnen und das Vermögen, das Charakteristische pathetisch zu steigern. Wir sehen ferner die erste, unbedeutendere Kraft in den gewerblichen Künsten ein weites Gebiet der Betätigung finden und erkennen die zweite in so genialen Werken wieder, wie Rodin sie uns geschenkt hat. Beide Kräfte aber bleiben unfruchtbar, solange sie mit der Tendenzkarikatur, mit dem Stoff verbunden sind. Sie erhöhen die satirische Karikatur und machen sie künstlerisch; aber ihre Bildungen sterben mit dem Stoff doch ruhmlos dahin. Die Zeit wird durch solche dem Profanen verbundene Kunst bereichert; aber es ist ein Reichtum, der keine Zinsen trägt und vertan wie gewonnen wird. Alle diese Kunstkräfte haben sich nun, bevor sie sich in anderer Weise zu betätigen

anschicken, in einem einzigen Individuum genial gefunden und sind zur Einheit geworden, wie niemals vorher in ihrer Entwickelung. Wer in den Büchern blättert, die Baerdsleys Illustrationskunst enthalten, wird ein Erlebnis haben, wie es nur unsere Zeit bieten kann. Er wird schaudernd bewundern und die Kämpfe und Krampfe der Epoche besser verstehen lernen.

Beardsley war ein inbrünstiger Idealist, den die Beweisführungen eines durchdringenden Monomanenverstandes zynisch und verzweifelt machten, der phantastisch von romantischen Wundern einer klassischen Schönheit träumte und seine Träume zugleich mit der Frechheit des Verdammten verspottete. Ein Entarteter war er, von jener Gründlichkeit der Perversität, die alle Engländer zeigen, wenn sie, was äußerst selten geschieht, die Grenzen des Nationalcharakters und der gefesteten sozialethischen Lebensformen durchbrechen. Denn dem Engländer scheint, wenigstens in der bildenden Kunst, nur dann das Geniale zu gelingen, wenn er sich in schroffen Gegensatz zu dem gesunden Puritanismus seines Landes stellt und jener byronschen Charakterlosigkeit verfällt, die nichts mehr gelten läßt als das im Ästhetischen sich spiegelnde Ich. Wobei zu beachten ist, daß eine wahre und tiefe Liebe für die Kunst selbst dann noch große ethische Werte als latente Kraft enthält, wenn die bewußte Ethik längst vom kritischen Verstand aufgelöst worden ist. Beardsley hat es fertig gebracht, Szenen äußerster Schamlosigkeit darzustellen, hat seinen Griffel erniedert, Dinge zu zeichnen, die der gesunden Empfindung ein längeres Verweilen durchaus verbieten; aber in solcher erbärmlichen Kunstarbeit, die sich wollüstig ins Tierische versenkt, ist der Gegenstand aus dem Ekelhaften ins Grausige gewachsen. Das männliche Zeugungsorgan ist ihm zu einem fast religiösen Symbol geworden, das Schaudern und Ehrfurcht verbreitet, der Geist des Künstlers fällt vor dem riesenhaft vergrößerten Geschlechtsteil erbebend auf die Knie, wie sich die Völker der Urzeit vor dem Sinnbild des Phallus in den Staub warfen. Aber während dieser kranke Moderne die Angst vor dem Mysterium fühlt, lacht er doch auch — im Gefühl der Sicherheit — zugleich über diese unwillkürliche Angst. Und blühendes Talent vertieft ihm solche knabenhaften Schamlosigkeiten so, daß dem Beobachter die Stimmung von etwas Urweltlichem entgegenkommt. Man empfindet vor den Blättern der Lysistrata ähnlich, wie beim Anblick neugeborener Kinder, wo die unverhältnismäßige Größe der Geschlechtsteile uns grausam sagt, worauf es der Natur vor allem ankommt: auf die Fortpflanzung, die Erhaltung der Art; so daß all unsere Geistigkeit sich furchtsam, verzagt und beschämt vor diesem überlegenen Willen duckt. Diese Stimmung primitiver Schicksalsangst und sklavisch unfreier Ehrfurcht verhöhnt Beardsley mit skeptisch zusammengepreßten Lippen. Das Herz betet an und der Verstand macht schmutzige Witze darüber; das Gefühl sehnt sich nach großen Erschütterungen, nach dem Pathos des Lebens, und der Geist erhebt ein grelles Lachen, das sich anhört, wie das Schluchzen eines in Todesnöten Liegenden. Die tiefe Verzweiflung der Zeit, die Ratlosigkeit unserer Epoche ist in diesem Individuum zusammengetroffen mit der unsagbaren persönlichen Verzweiflung eines von

der Schwindsucht zum Tode verurteilten Knaben und ist ins Titanische gesteigert worden. In jenes umgekehrte Titanische, wo die an einen schwachen Körper gefesselte, aufs Krankenbett geschnallte Heldenkraft sich in Lustmorden, Perversitäten, Gotteslästerungen, in wütender Phantastik und höllischen Grübeleien auslebt. In Lästerungen, die dem Gotte der Notwendigkeit doch wie ein brünstiges Gebet ins Ohr klingen müssen. In dieser seltsamen schwach-starken Kunst ist der Spott nichts als versetzte Liebe, das Pathos nur Anbetungstrieb ohne Ziel; ihre klassische Ruhe ist eine Erstarrung auf dem höchsten Punkte hypertrophischer Reife und ihre Schönheit die rührende, hinreißende Sprache einer im eklen Schmutz der Verzweiflung engelhaft zart gebliebenen Sehnsucht. Denn diese ganze Kunst, die dem Hirn eines mit unnatürlicher Klarheit, Hellsichtigkeit und in rapider Eile denkenden Fieberkranken zu entstammen scheint, ist mit den reichen Rosenketten einer wundervollen Schönheit bekränzt. Überall blüht und duftet es von innigsten Reizen dekorativer Grazie, der ganze Stoff mit seinen Schrecken und Gemeinheiten verschwindet in der Form und löst sich auf in Ornamenten, in symbolischen Arabesken. Die Kunst dieses mit siebenundzwanzig Jahren bereits Gestorbenen ist pathetisch bis zum Majestätischen und gassenjungenhaft frech, ist witzig und zierlich, monumental grausam und weibisch elegant, hysterisch und klassisch, maßlos und dezent, schamlos und taktvoll. Auch in Hinsicht auf das Formgefühl treffen in Beardsleys Begabung fast alle Entwicklungslinien der Zeit zusammen. Seine Graphik ist von Japan erzogen, aber auch von der lebendigsten Impressionskraft; die Elemente stammen aus dem Rokoko, aus der Renaissance: aus aller Welt. Aber ein starkes Erleben hat sie stets zusammengehalten und in ein Neues umgeschmolzen. Diese Fähigkeit der Stilisierung wird nur erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Zeichner vor den Meisterwerken einiger Jahrtausende gestanden hat, wie vor der Natur: als Impressionist, daß sein Auge mit unerhörter Sicherheit nur die Teile immer wahrgenommen hat, die seiner Kunst dienen konnten. Das Wahlverwandte ist diesem saugenden Geist unwiderstehlich von allen Seiten zugeflogen. Auch darin war Beardsley seiner unselbständigen Zeit überlegen, daß er die überreichen Anregungen, aus alter Kultur, die unsere eigenen Kulturversuche bis heute erdrückt haben, mit feinster Reserve und ganz sicher zu ordnen und zu nutzen wußte. Er hat das Charakteristische mit nie sentimental oder phrasenhaft abschweifendem Pathos zur Stilform erhoben, meisterhaft wie kein Moderner vor ihm, und nach der andern Seite hat er daraus das Ornamentale gewonnen, in einer Reinheit, die in unserer Zeit einzig ist. Als Raumkünstler muß der Engländer den Besten zugezählt werden; als Charakteristiker nimmt er einen hohen Rang ein, als Dekorateur gibt er Hinreißendes. Und dann ist er, alles in allem, doch nur ein Manierist, der mit seinen Vollkommenheiten langweilt, ein Artist, der mit all seinen Empfindungen und Fähigkeiten Fangball spielt und ein Geschmacksmensch, der auf dem schwanken Seil des Esprits voltigiert, das zwischen den Punkten: Erkenntniskraft und eitler Ichsucht ausgespannt ist.

Aber Geschmack ist immerhin Selbstbeherrschung, Ordnungsfähigkeit inmitten

der Fülle, und daß Beardsley gezeigt hat, wie man solche Fähigkeiten neben überreichen Inspirationen und Impressionen entfalten kann, bleibt eine der wichtigsten Lehren der neueren Kunst. Das Lebenswerk dieses jungen Engländers gibt wesentliche Aufschlüsse über das Verhältnis der grotesken Idee zum Format der Darstellung und über alle Wechselbeziehungen von Gehalt und Form, über die notwendig einander bedingenden Grade von Naturalismus und Stilisierung, von Charakteristik und Arabeske und über die Möglichkeit, zwei verschiedenartige Anschauungsformen: die räumlich malerische und zeitlich poetische, im graphischen Kunstwerk organisch zu verbinden. Bemerkt man den Takt, womit dieser Sensibele das Notwendige — aber nur dieses — sagt, die Teile der Idee in einen Rahmen bannt, den das Auge sofort umfassen kann und wie er nie durch zu große Wirklichkeit das Begriffliche, das in aller Groteske und in jeder graphischen Darstellung enthalten ist, zerstört, und vergleicht man diese Künstlertugenden dann mit der ganzen Persönlichkeit, so öffnen sich weite Ausblicke in das Gebiet des künstlerischen Schaffens.

Wenn man das Wesen des modernen Grotesken dem innersten Trieb nach, auf den sich alle Varianten zurückführen lassen, zu erkennen sucht, so findet man, daß ein allgemeines Streben zum Schönen sich seiner selbst bewußt werden will. Die überlieferte Schönheit ist nur noch tote Form und um sie neu und lebendig erstehen zu lassen, müssen alle Kunstkräfte naturalisiert, alle Fähigkeiten am Geist der Realitäten erzogen werden. Bevor das Gesetz der reinen Schönheit erkannt und in Formen ausgeprägt werden kann, müssen die Teile erst kausal begriffen, muß das Charakteristische des Stoffes wahrgenommen werden können. Wo immer sich dieses künstlerische Kausalitätsgefühl, richte es sich nun auf das Psychologische, Malerische oder Architektonische, manifestiert, wo immer dieser Kampf von Stoff und Form ausgefochten wird, müssen Erscheinungen entstehen, wie sie geschildert worden sind. Jede Schönheit stammt aus dem Grotesken, das ist: aus dem Drang des Geistes, das Häßliche zu überwinden, indem dieses erhöht und in irgend einer Weise mit dem Ewigkeitsgedanken in Verbindung gebracht wird. Und wenn eine Schönheit zum starren Formalismus geworden ist, kann sie nur wieder geschmeidigt oder durch eine unmittelbar vom Leben geprägte Schönheit ersetzt werden, wenn der Weg von unten nach oben, von der Wurzel zur Blume, vom dämonisch, pathetisch oder erhaben Grotesken zur reinen, abgeklärten, beruhigten Harmonie genommen wird. Und von diesem notwendigen Weg bedeutet die Entwickelung der modernen Groteske, von Daumiers düsterer Pathetik bis zu Beardsleys verzweifelter Meisterschaft, eine Strecke. Auch in diesem Falle sind die Künstler, die nach Selbständigkeit, nach einem Ausdruck ihres Wesens verlangten, von den Erscheinungen ausgegangen, worin ihnen am sichtbarsten und bedeutungsvollsten die kleinen und großen Kausalitätsideen der Zeit und des Lebens verkörpert schienen, von den Erscheinungen, die am meisten erfüllt sind von zitterndem, strotzendem Leben und es dadurch zeigen, daß sie ihr inneres Wesen als bedeutende Form nach außen kehren.

Wir stehen noch so sehr am Anfang, daß nicht vorauszusehen ist, zu welchen

Reſultaten die aufgewandte Kraft einſt wird kommen können. Es muß genügen, das vorhandene bildende Vermögen zu konſtatieren. Das Groteske von Daumier und Millet iſt von einer ganzen Malerſchule fortgeführt worden. Und das Ornamentale, das ſich nach der andern Seite vom Stoff abgeſondert hat, ſetzt ſich im Architektoniſchen bereits nützlich fort. Das moderne Ornament leitete das neue Kunſtgewerbe ein und dieſes zielt wahrſcheinlich letzten Endes auf eine Erneuerung der Baukunſt. Eine ſolche langatmige Konſequenz von Kunſtinſtinkten gibt manches zu denken und zu hoffen. Der einzelne Künſtler freilich leidet unter der Unſicherheit der Übergangs- und Entwickelungszuſtände, weil er faſt nie ſeinen inneren Beruf zu einem äußeren machen kann. Und das wird ihm vom Publikum als Schwäche angerechnet, wo ihn doch keine Schuld trifft, als daß er ſeiner Zeit nicht entfliehen kann. Ein Künſtler wie Bruno Paul ſteht mit ſeiner guten aber gar nicht genialen Begabung als Typus da. Er iſt nicht eigentlich Maler und nicht Karikaturiſt, iſt auch wohl nicht Nutzkünſtler und Möbelkonſtrukteur, trotzdem er auf allen dieſen Gebieten ſehr Gutes leiſtet; er iſt vielmehr ein Stilſucher, der ſich überall dort beſchäftigt, wo er hoffen kann, ſeinem Kauſalitätsgefühl antwortende Formen oder maleriſche Bildungen zu ſchaffen. Und ein ſo bedeutender Anreger wie Van de Velde hat, bevor er zum rein Tektoniſchen überging, Landſchaften gemalt, die wie Karikaturen anmuten, die noch grotesker ſind als die ſeines Landsmannes Van Gogh. Auch er hat das Charakteriſtiſche, das Pathos des Grotesken geſucht und iſt zum Architektoniſchen gelangt. Ähnliche Entwickelungswege gibt es heute viele. Darum ſind oft die ſatiriſchen Karikaturen ſo ernſt und die Möbel ſo komiſch.

Das alles iſt freilich noch Romantik. Das Groteske iſt immer romantiſch, weil es „ſentimental", im Sinne Schillers, iſt. Und es iſt ſchwächlich, trotz der oft gewaltſam gezeigten Überkraft, weil es nicht Kontraſtwerk eines reinen, ruhigen Schönen iſt, ſondern nur Erzeugnis eines dunklen Dranges zum Schönen. Wo eine Kunſtkraft etwas Großes will, durch innere oder äußere Verhältniſſe aber an der Ausführung gehindert wird, gibt ſie ſich ſtets pathetiſch, wie es das Individuum tut, das gern möchte und nicht kann. Darum iſt das moderne Groteske, iſt ſelbſt die künſtleriſche Karikatur, die lachen machen will, als ein Ausdruck des Leidens zu nehmen. Eines Leidens darüber, daß dem an Zeit und Raum gefeſſelten Individuum nie das klaſſiſch Reife gelingen will. Aber dieſes Leiden iſt andererſeits eine der beſten Kulturhoffnungen. Denn wer unter Zuſtänden leidet, ſehnt ſich nach dem Beſſeren und der Sehnſucht iſt noch ſtets, früher oder ſpäter, vom Leben, das das Schöne immer wieder gebiert, indem es ſich ſelbſt erneuert, Erfüllung geworden. Wenn auch oft eine Erfüllung, die ſo verſchieden von dem heimlichen Ideal iſt, daß gerade die ſich enttäuſcht von ihr abwenden, die am beſten für die Zukunft gearbeitet haben. So war es ſchon oft. Aber trotzdem hat es ſich zuletzt immer gezeigt, daß das Leben recht behält. Schon darum, weil es dagegen keine Berufung gibt.

Andreas Vik/ Novelle von Gustaf af Geijerstam

Wenn man in den Teil der äußeren Schären kommt, wo das alte Fischerdorf Hammarby liegt, hört man bald allerhand Geschichten aus alten Zeiten dort. Unter den ersten, die da aufs Tapet kommen, ist die Geschichte von Adrian Blidberg, der mit nichts als zwei leeren Händen in die Schären kam und binnen wenigen Jahren ein reicher Mann und einer der Ersten in der ganzen Umgegend ward. Sonderlich Gutes weiß just niemand von ihm zu sagen. Er war ein harter Mann und obendrein ein verbrecherischer; und obgleich das Gesetz ihn nicht traf, mußte er schließlich doch die Gegend verlassen. Und keiner trauerte ihm nach, als er weg war, wohl aber freuten sich viele. Gar mannigfaltig sind die Geschichten, die über ihn berichtet werden. Keine aber von all diesen Schärensagen, die von Mund zu Mund gehen und lang nicht vergessen werden, lebt stärker fort im Gedächtnis als die Geschichte von Andreas Vik, der erst des bösen Mannes Opfer und zum Schluß sein Besieger war.

Andreas Vik war keineswegs ein fehlerfreier Mensch. Der Fehler aber, unter dem er am meisten litt, war, daß er nicht war wie andre, und daß er immer irgendwo leben wollte, wo er auf keines andern Worte oder Befehle zu hören brauchte. Schon in seinen Knabenjahren stand er auf stetem Kriegsfuß mit seinem Vater, einem alten Dorfschuhmacher, dessen hauptsächlichste Einkünfte im Ertrag eines seiner beiden roten Häuschen bestanden, das er allsommerlich an Sommergäste vermietete. Der alte Vik hatte, grade wie sein Sohn, einen harten Schädel, und das wurde auch nicht besser, als seine Frau starb und ihn allein mit Andreas, dem einzigen Kind, zurückließ. Trinken tat der Alte auch, und als er sein Weib nicht mehr hatte, gegen das er lostoben konnte, mußte der Junge ausbaden, was der Rausch dem Alten an Grimm und Galle eingab. Dadurch lernte Andreas schon frühzeitig, vor andern Menschen auf der Hut sein; und als er schließlich fand, er habe nachgerade denn doch mehr Hiebe gekriegt, als man billigerweise von ihm verlangen konnte, segelte er, ein kaum sechzehnjähriger Bursch, eines Nachts mit einem Finnen, der in Broby lag und Holz lud, davon, und der Vater sah den Sohn nicht wieder, bis dieser als erwachsener und selbständiger Mann heimkehrte.

Da aber kam er zurück, als wäre nichts geschehen, und alle Leute wunderten sich drüber, wie gut Freund die zwei von diesem Tag an augenscheinlich waren. Lange freilich behagte es Andreas doch nicht daheim. Wär es nach seinem Wunsch gegangen, so hätte er das Steuermannsexamen gemacht und wäre „was Besseres" geworden. Aber er hatte nicht die Mittel, die zu einem einjährigen Studienjahr in Stockholm erforderlich waren. So mußte es eben auch so gehen. Er verdingte sich auf einen Küstenfahrer. Und schließlich war das das schlimmste noch lange nicht.

In der Nähe von Granudden erhielt er dann später die Stellung, die für sein

Leben entscheidend werden sollte, und zwischen Aspö und Granudden spielte sich die, man darf wohl sagen, nicht ganz alltägliche Lebensgeschichte dieses Helden der Schären ab.

Wo das Fahrwasser sich weitet und zum erstenmal den Ausblick aufs offene Meer gestattet, liegt eine große, waldige Insel, die Aspö heißt. Aspöfjord heißt die breite Wasserfläche, die sich meilenweit gen Südost ausdehnt. Kommt man von weitem gesegelt, so sieht die Insel dunkel und langgestreckt aus. Erst, wenn man näher kommt, entdeckt das Auge, daß sich zwischen all dem Dunkel der Tannen und Fichten, Kiefern und Erlenbüsche, die den Strand umkränzen, auch das lichte, freundliche Grün der Eichen und Birken findet, die vom düstern Grün des Tannenwaldes abstechen. So nah man aber auch vorüberfährt, von der See aus merkt man nichts davon, daß die Insel bewohnt ist. Wie mit tausendjährigem Urwald bedeckt liegt sie da, in Sonnenschein und Regengrau, und wie bei den meisten Inseln unserer großen Schären ist die Nordseite von niederen Kiefern bestanden, die, je tiefer man ins Innere dringt, sich mehr und mehr mit dichtem, üppigen Tannenwald mischen, um schließlich auf der Südseite lachendem Birkenwald und dichtem Eichengehölz Platz zu machen.

All das kann der Segler vom Wasser aus auch sehen; was er aber nicht sieht, das ist, daß mitten auf der Insel eine ganze kleine Ortschaft liegt. Nicht weniger als drei Höfe liegen da; zwei davon mehr unten, gegen das Wasser zu, der dritte, um den der Wald augenscheinlich erst vor kurzem abgeholzt ist, oben auf der Anhöhe, wo der Südost pfeift und der Aspöfjord herüberschimmert, wo der Herbststurm die Blätter von Birken und Eichen schüttelt. Vor jedem der Höfe erstreckt sich ein Landungssteg mit Netzhütte und Bootshaus und ganzen Wäldern von Pfählen, an denen die Netze zum Trocknen aufgehängt sind. Und das, obgleich es den Anschein hat, als wäre man mitten im Land und hätte auf allen Seiten weit zum Wasser. Das ganze Geheimnis besteht darin, daß mitten in die Insel eine kleine Bucht einschneidet; so gut ist die schmale Rinne, die zu diesem natürlichen Hafen führt, versteckt, daß der ganze Hafen aussieht wie ein Binnensee inmitten der Insel; und so schmal ist die Einfahrt, die hineinführt, daß das große Frachtboot, wenn es im Winter geborgen werden muß, nur mit Mühe und Not durch die schmale Rinne, in der die Steine gegen den Bug des Fahrzeugs knirschen, bugsiert werden kann. Dieser Naturhafen war es jedenfalls, der die Insel dereinst zu einer bewohnten gemacht hatte. Ringsum fanden sich auch Spuren alter Gärten, Reste überwucherter Mauern, die davon zeugten, daß die Insel schon in längst vergessenen Tagen bewohnt war. Johannes Vestmann jedoch, der zur Zeit, als Andreas hinkam, der erste Bauer dort war, schrieb stets sich das Verdienst zu, Aspö angebaut zu haben, und pflegte mit Vorliebe von der Zeit zu reden, da er mit seiner Frau noch allein hier saß und seine Töchter noch klein waren — wie schwer er es da gehabt hatte, so ganz allein, wie lang die Winter gewesen waren und wie gefahrvoll die Fahrten über das Eis, das weder trug noch brach.

Diese Einsamkeit und die Schwierigkeiten, die die langen Winter mit sich brachten,

waren es wohl auch vor allem, die Johannes Vestmann nach Verlauf von ein paar Jahren zwangen, sich nach jemand umzutun, der bereit war, gegen ein eignes Stück Land in die Einsamkeit dieser abgelegenen Insel, von der es eine gute Seemeile bis zum nächsten bewohnten Ort war, zu ziehen. Einen solchen Mann fand Johannes im Bruder seiner Frau, einem gedrückten, blutarmen Fronbauern, der mit vier Kindern unter einem harten Herrn auf dem Festland saß und am Hungertuch nagte.

Es graute Johannes wohl ein bißchen vor dem Gedanken, die Verwandten seiner Frau so in seine Nähe zu ziehen; und lang überlegte er es sich auf seinen einsamen Seefahrten und beim Holzhauen im winterlichen Wald, eh' er sich zu dem entscheidenden Schritt entschloß. Da aber sonst niemand zu haben war, und der Schwager auf vorsichtiges Anfragen sich bereit zeigte, so entschied sich der Bauer; und eines trüben Herbsttags fuhr er mit dem Boot aus, um den Neubewohner Aspös an der Dampferlandestelle abzuholen.

Zwei Jahre später stand das Haus des Schwagers fertig auf der Ostseite des kleinen Hafens.

So ging es zu, daß Aspö eine Ansiedlung wurde; und es wäre eine ganze lange Geschichte für sich, wollte man erzählen, wie der Wald abgeholzt, und Ackerland aufgepflügt, wie die Hafeneinfahrt verbessert und der Weg durch das Gehölz angelegt ward.

Zu Beginn dieser Erzählung waren die beiden, Johannes und Lars Petter, sein Schwager, schon alt. Man sagte ihnen nach, es sei nie auch nur ein böses Wort zwischen ihnen gefallen, und darüber wunderten sich die Leute, da Verschwägerung sonst nicht zur Erhöhung des Hausfriedens beizutragen pflegt, am wenigsten, wenn die Familien dasselbe Stück Land bebauen und auf demselben Grund und Boden zusammengespannt sind. Daß die beiden Schwägerinnen nicht immer am gleichen Strang zogen, darüber wußte man in der Umgegend dies und das zu erzählen. Daß aber der Unfriede trotzdem nie zum Ausbruch kam, rührte daher, daß die Männer fest zusammenhielten und ihren Frauen nicht die Zügel ließen.

Wer die Verhältnisse genauer kannte, fügte meist hinzu, die gute Nachbarschaft hatte sich wohl schwerlich immer so gehalten, wenn nicht Lars Petter ein so guter und fügsamer Mensch gewesen wäre. Aber Lars Petter hatte so viel ausgestanden, eh er von seinem kleinen Frongut loskam, daß ihm für sein Lebtag der Schrecken vor fremdem Dienst ins Blut gefahren war. Daß Johannes herrschen wollte, nahm ihn nicht wunder. Johannes war etwas Besseres als er. Johannes war ein Blitzkerl, groß, stark, und klüger als andere Leute. Johannes war der Erste gewesen auf Aspö. Johannes hatte „den Blick", wie Lars Petter sagte, und Johannes hatte Geld. Und von diesem Geld hatte er Lars Petter geliehen und ihm auf die Beine geholfen. Filzig und schwierig war er in dem Punkt nie, hohe Zinsen nahm er auch nicht, und wenn Lars Petter an einem Zinstag nicht bezahlen konnte, so ließ er auch mit sich reden und wartete. Für das alles war ihm Lars Petter dankbar, und wollte je einmal in seiner Seele ein Gefühl des Aufruhrs

oder der Mißgunst erwachen, so brauchte er bloß an die Zeiten zu denken, wie er noch als Fronbauer am Hungertuch nagte und die Kinder mager und blaß waren, weil er ihnen kein Brot geben konnte.

Dann blickte er über den kleinen Hafen und die Felder hin, die jedes Jahr mehr und mehr sein eigen wurden, und fand, besser als so konnte er's überhaupt nicht haben.

So lebte er, klein, sehnig und schweigsam, neben Johannes auf der Insel hin, bescheiden, als fürchte er, irgend jemand im Weg zu sein, ließ den Schwager schalten und walten und wahrte nur sehr genau alles, was er sein nannte.

Johannes wiederum gedachte der Zeit, da er noch allein hier gewesen war. Und so machte die Not aus den zwei Männern Freunde, die sich aufeinander verlassen konnten.

Andreas Vik kam nach Aspö, weil Johannes Vestmann, der mit Holzfrachten aus seinem eigenen Wald fuhr, einen tüchtigen Knecht für allerhand Arbeit nötig hatte. Johannes hatte keinen Sohn; und das war, nun sich das Alter nach und nach meldete, sein einziger Kummer. So zog denn Andreas mit seiner Kiste auf. Vom Frühjahr bis zum Herbst sollte er das Boot führen, vom Herbst zum Frühjahr als Knecht dienen. Er war damals vierundzwanzig Jahr, frisch, gesund, tüchtig, verrichtete seine Arbeit als ein rechter Mann und hielt sich im übrigen meist für sich, als habe er mit den andern, die auf Aspö lebten und webten, nichts zu schaffen.

So lebte er drei Jahre dort, ohne daß sich irgend etwas zutrug, was die Ruhe des Zusammenlebens gestört hätte. Andreas Vik wurde von allen als zur Insel gehörig angesehen. Er selber war sicherlich der einzige, der es anders empfand.

Nun hatte zwar Johannes keinen Sohn, dafür aber eine Tochter. In den Jahren, die Andreas als Knecht diente, wuchs die junge Esther auf, ward schmuck und heiratsfähig, und es war just kein Wunder, wenn der alte Johannes die jungen Leute ein bißchen überwachte, wie das eines Vaters Pflicht und Schuldigkeit ist. Kein Mensch fand darin etwas Besonderes. Aber wie Andreas nun einmal war, kränkte es ihn, und da er trotzdem gar nicht anders konnte, als nach dem Mädchen schauen, ward dies Gefühl ihm nach und nach zu einer Last, die er am liebsten weit von sich geschleudert hätte. Darum war er mürrisch, steif und unfreundlich gegen sie, obgleich er sich selber damit am meisten wehtat, und wenn er nicht mit dem Boot draußen war, lief er in einem verschlossenen, erbitterten Kampf mit sich selber herum.

Er war nun schon so lang auf dem Hof, daß seine Stellung eine ganz sichere und gefestigte war. Er war nüchtern, man hatte ihn gern, und Johannes' Frau Bengta bemerkte oft, an dem Knecht hätten sie wirklich etwas. Johannes seinerseits grämte sich, daß er keinen Sohn hatte, und durfte bei seinen Jahren auch nicht mehr auf einen hoffen. Auf dem Nachbarhof beim Schwager gingen zwei flachshaarige Burschen dem Vater in der Wirtschaft und auf der See zur Hand.

Und er selber mußte sich mit einem Knecht begnügen und sah die Zeit schon herannahen, da der Hof in fremde Hände kommen würde.

„Keiner hat alles, was er sich wünscht!" pflegte er zu sagen, wenn jemand diese empfindliche Saite berührte.

Und dann schloß er den breiten Mund, der wie ein Querstrich in dem kupferbraunen, glattrasierten Gesicht saß, hart zusammen und blinzelte ein paarmal unter seinen buschigen Augenbrauen. Und die alte Bengta, sein Weib, machte sich bei solchen Gelegenheiten so klein als sie nur konnte, kroch ganz in sich zusammen vor lauter Scham, daß sie dem Mann das einzige, was er wirklich von ihr begehrte, nicht hatte schenken können.

Einmal aber raffte sie ihren Mut zusammen und wagte sich mit dem hervor, was sie sich seit langen Monaten ausgedacht hatte.

„Vielleicht will der Andreas Vik unsere Esther", sagte sie. „Dann hättest du einen Sohn, und wir wären die Sorge los."

Johannes sah seine Frau aus scharfen Augen an und erwiderte:

„Magst du bei dem Knecht für das Mädchen freien, so tu's. Ich tu's nicht!" Und damit erhob er sich in seiner ganzen Länge und ging zornig durch die Stube. Unter der Tür den Rücken krümmend, verschwand er draußen auf dem Hof, der im Dämmer des Juliabends lag. Drunten am Hafen blieb er stehen und sah nachdenklich das Boot an, das für den folgenden Morgen segelfertig dalag.

Am selben Abend ging Esther von der Nordspitze der Insel durch den Wald heimwärts. Es war Vollmond. Aber Wolken deckten den Himmel, so daß der Wald dunkel war und Esther nicht merkte, wie ein Mann ihr folgte. Es war Andreas, der sie hatte kommen sehen und gegen seinen Willen ihren Schritten nachging. Sein ganzes Innere war in Aufruhr. Er fragte sich selber immer wieder, warum er eigentlich nicht blieb, wo er war, und das Mädchen gehen ließ. „Morgen segle ich", dachte er. „Dann hab ich wieder meine Ruh!" Und er redete sich selber ein, daß er sich nach nichts sehnte, als nach Ruhe.

Als Esther an die Lichtung kam, wo der Tannenwald aufhört und der Birkenhag beginnt, blieb sie stehen und horchte. Ihr war, als höre sie Schritte. Da sah sie in der Dämmerung, daß jemand auf dem Pfad hinter ihr herkam.

„Bist du's, Andreas?" fragte sie.

Erst erhielt sie keine Antwort. Als sie aber noch immer stehen blieb, weil sie nicht so, in der Dämmerung, von einem Unbekannten verfolgt, weitergehen mochte, war Andreas gezwungen, näherzukommen und zu grüßen; und weil sie den gleichen Weg hatten, gingen sie nun nebeneinander durch den Wald weiter.

Andreas sah Esther an. Sie war groß und stattlich, weich und weiß von Haut. Das Schweigen, das zwischen ihnen herrschte, machte ihr bang, wie etwas, wogegen sie sich wehren mußte.

„Morgen segelt ihr?" sagte sie darum.

Die Worte taten Andreas weh, ohne daß er hätte sagen können warum. Er nickte bloß zur Antwort.

„Wird es eine lange Tour?" fuhr das Mädchen fort.

In Andreas wallte das Blut auf; er erwiderte herb:

„Kümmert dich das?"

Das Mädchen schrak zusammen. Wieder überkam sie das Gefühl, als müsse sie etwas von sich abwehren.

„Ich darf doch fragen", sagte sie.

Andreas schien es, als liege eine besondere Bedeutung in diesen einfachen Worten; ihm wurde weicher ums Herz.

„Kümmerts dich, ob ich komm oder geh!" sagte er. „Gibt's wirklich einen Menschen, den das kümmert?"

So hatte Esther es nicht gemeint. Sie hatte nur gefragt, weil man doch irgend etwas sagen mußte. Sie begriff darum nicht, wie ihre Worte den jungen Mann so erregen konnten, und doch freute sie sich, daß dem so war.

„Warum fragst du so?" sagte sie hastig.

Ohne es selber zu wissen, blieb er stehen. Einen Augenblick lang standen die zwei jungen Menschen sich schweigend gegenüber. So still standen sie, daß sie den Flügelschlag einer Möve hörten, die über die Birken seewärts flog.

Da kam alles, was er in den letzten Jahren stumm in sich getragen hatte, über Andreas. Er hatte sich nicht mehr in der Gewalt — er zog das Mädchen an sich und küßte es heftig und gewaltsam.

Esther stand erst wie betäubt. Dann stieß sie ihn von sich — härter, als sie eigentlich wollte.

„Was machst du mit mir?" flüsterte sie schweratmend. Und nachdem sie sich etwas beruhigt hatte, sah sie ihn kalt und zornig an und fuhr fort:

„Das ist das zweitemal, daß du so gegen mich bist. Hast du auch jetzt nichts zu sagen?"

Andreas schüttelte verständnislos den Kopf. Nein, er hatte nichts zu sagen. Etwas Böses, Hartes, Kaltes stieg in ihm auf. Wie Reue, daß er sich selber preisgegeben hatte, kam es über ihn; er vermochte kein Wort der Erwiderung zu finden. Hastig ging er durch den Birkenhag davon und ließ das Mädchen einsam zurück. Jenseits des kleinen Hafens verschwand er im Dämmer des Waldes. Und als er zwischen den Bäumen war, wo kein Auge mehr ihn sehen konnte, warf er sich auf den Boden, krampfte die Hände ins Gras und sein ganzer starker Körper bebte vor Weinen.

Lange lag er so. Während er mit dem Aufruhr in sich kämpfte, zogen die Wolken davon, der Mond schimmerte hervor, ward aufs neue von Wolken verdeckt und löste sich wieder daraus. Eine Schande war's, dachte Andreas — und immer härter ward er innerlich — eine Schande, was er getan hatte, ein Unglück, daß er so jämmerlich geworden, so schwach, daß auf der ganzen Welt nichts mehr Wert für ihn hatte als ein Mädchen, ein Mädchen, das er sich doch nun und nimmer erbetteln mochte! Schwach war er geworden — ja — und alles war so traurig und schwer! Aber am ärgsten quälte ihn doch die Liebe. Wie einen

entsetzlichen Schmerz empfand er sie, einen Schmerz, der ihm durch Brust und Rücken ging, einen stöhnenden, unheimlichen Schmerz, der vielleicht eine Weile nachließ, aber immer wieder kam und ihn noch ärger als zuvor mit Angst und Bangen quälte.

Mit beiden Händen griff Andreas sich an den Kopf. Ihm war, als müsse der zerspringen. Mit einem Satz stand er aufrecht, und ohne weiter zu denken, ging er mit langen, starken Schritten den Weg zurück, den er gekommen war.

Als er am Hafen angelangt war, wollte er aufs Boot hinüberspringen, um ein paar Stunden zu schlafen, bis der Morgen graute und sie segeln würden. Als er aber an den Pfosten kam, um den die Ankerkette geschlungen war, blieb er plötzlich stehen. Nicht vor- und nicht rückwärts vermochte er zu gehen. Denn auf der Brücke saß Esther. Wortlos starrte sie ihm entgegen, als habe sie auf ihn gewartet.

„So geht es nicht länger!" dachte Andreas. „Schweigen kann ich nicht, und reden auch nicht. Warum sitzt sie da?"

Wieder machte er einen Versuch, an ihr vorüberzugehen. Wieder hielt er inne. Ratlos starrte er auf den dunkeln Rumpf des Boots, wo — so däuchte ihm — die Rettung winkte, wenn er nur hinübergelangen, sich dort verstecken konnte!

Da hörte er plötzlich die Stimme des Mädchens, die sagte:

„Was willst du von mir? Warum lässest du mich nicht in Ruh?"

Ihm stieg das Blut zu Kopf. Ums Leben gern hätte er ihr gute Worte gegeben, diese Stimme, die jetzt so scharf und verletzt klang, gute und sanfte Worte sprechen hören. Und trotzdem erwiderte er nur trocken:

„Das will ich ja. Ich will ja gehen. Laß mich nur vorbei!"

„Du willst wieder fort von mir, ohne ein Wort!" sagte das Mädchen jetzt, „grad wie das letzte Mal."

„Wie das letzte Mal?" wiederholte er zögernd. „Davon weiß ich nichts."

Da stand sie auf und machte ihm Platz.

„Der Weg ist frei", sagte sie verächtlich. „Geh, wenn du magst."

Aber Andreas blieb stehen.

„Warum bist du so böse auf mich, Esther?" sagte er weich.

„Das weißt du selber am besten!"

„Nein."

Da schlug das Mädchen beide Hände vors Gesicht und brach in unaufhaltsames Schluchzen aus. Und im selben Augenblick war für den Mann alles, was er noch eben gesehen und empfunden hatte, ganz anders, war einfach und alltäglich, wie es tatsächlich immer gewesen und noch war. Wie von einer Schuld bedrückt stand er da und wußte doch, er hatte nichts verbrochen.

Nie, mit keinem Wort, hatte er verraten, was in ihm brannte und glühte, so oft das junge Mädchen ihm nah kam. Zweimal war es ihm geschehen, daß er sich ihr plötzlich, unvorbereitet, ohne etwas zu sagen, ohne etwas zu tun, genähert und sie erschreckt hatte. Heut war's das zweitemal. Aber als es geschehen war,

war er gleich wieder zurückgeschreckt, hatte sich beschämt davongeschlichen. Er begriff nicht, warum sie jetzt weinte, wagte nicht zu begreifen, und in einem halb scheuen, halb ärgerlichen Ton versuchte er sich noch einmal hinauszuschwindeln, indem er sagte:

„Du bist doch auch nichts Besseres als andere!"

Durch Tränen kam ihre Antwort:

„Aber auch nichts Schlechteres."

Da trat Andreas hart auf sie zu, packte sie mit beiden Händen an den Achseln und indem er sie zwang, aufzublicken, sagte er scharf:

„Willst du's hören, daß ich dich gern hab? Willst du? Daß du mich nachher auslachen kannst?"

Still und ernst kam ihre Antwort. Und während sie die Worte sprach, machte sie sich von ihm los, oder auch er lockerte seinen Griff, wie gelähmt von dem, was sie sagte — keins wußte, wie das war:

„Glaubst du, ich würd dich auslachen?"

„Vielleicht nicht", erwiderte Andreas, und sein starker Körper erbebte.

„Aber gut wird's darum ja doch nie."

Das Mädchen sah ihn verständnislos an.

„Du weißt nicht, wie ich bin", sagte er. „Keiner weiß das. Dein Vater nicht und deine Mutter nicht und du nicht. Nicht einmal ich selber. Aber das kann ich dir sagen — so, wie ich nun einmal bin, paß ich nicht zu deinen Leuten. Ich kann mich nicht nach ihnen richten, kann nicht aller Knecht sein und mit andern zusammenleben! Hörst du, was ich sag? Es ist dein Unglück und meins! So — jetzt hab ich's gesagt. Willst du mich auch jetzt noch, so nimm mich!"

Esther war vor seinen Worten zurückgewichen. Furchtsam sah sie auf in dies Gesicht mit seinen großen, scharfen, offenen und ehrlichen Zügen, in dem jetzt der Mund bebte und die Augen wie Phosphor leuchteten. Mit einem Sprung setzte Andreas Vik an dem Mädchen vorüber, auf das Deck des Bootes und verschwand durch die Öffnung des Roofs, die leer ins Dunkel emporgähnte, als habe sie ein Opfer verschlungen und gedächte es zu behalten.

Still, in Tränen, ohne das Geschehene zu verstehen, ging das Mädchen heim und öffnete leise die Tür, damit niemand hören sollte, wie spät sie noch draußen gewesen war.

Drunten aber in der Kabine saß Andreas mit in den Händen vergrabenem Kopf die ganze lange Nacht durch wach und grübelte über das, was geschehen war, nach. Langsam ward es ihm klar, daß er geliebt war, daß das Unmögliche sich ereignet hatte, daß ein Mädchen wie Esther ihre Augen auf ihn geworfen hatte, auf ihn, der nichts war als ein armer Knecht ihres Vaters. Stunde um Stunde verrann, die Morgenkühle kam, und hinter den Wolken glühte die Sonne auf die Wipfel der Tannen.

Da stieg Andreas auf das Verdeck. Er hatte nicht geschlafen. Voll von Glück und Kraft stand er oben und sah, wie die Dämmerung entwich und wie endlich

aus dem Schornstein des Hauses ein schmaler blauer Rauchstreif aufwirbelte, zum Zeichen, daß die Menschen dort erwacht waren.

Als Andreas mit dem Boot nach Aspö zurückkehrte, war es Herbst. An den Ufern stand dicht das Schilf, und gelb leuchteten die Kronen der Birken.

Andreas war sehr nachdenklich gewesen während dieser ganzen Fahrt, und der alte Johannes hatte es wohl bemerkt. Als das Boot sich dem Land näherte, lüftete Andreas vom Deck aus die Mütze, zum Gruß für die Daheimgebliebenen, die zum Empfang an den Hafen herunter gekommen waren. Als aber dann das Schiff vor Anker lag, blieb er an Bord, und man mußte am Abend nach ihm schicken, damit er überhaupt zum Nachtessen kam. Esther war's, die kam und nach ihm rief. Fast auf derselben Stelle, wo sie sich damals getrennt hatten, ohne einander Lebwohl zu sagen, stand sie heute und rief seinen Namen. Und auch heute war es fast dunkel. Aber der Wind, der von der See herkam, fegte kalt übers Land.

Die ganze Reise über hatte Andreas von nichts geträumt als von dem Glück, das er glaubte errungen zu haben. Jetzt, da es ihm nah war, schreckte es ihn zum Schweigen, mehr denn je zuvor.

„Guten Tag, Esther", sagte er kurz und streckte ihr die Hand entgegen. Das Mädchen ergriff sie und erwiderte den Gruß. Andreas merkte, wie sie ihm einen raschen Blick zuwarf, und wieder fühlte er sich wie lahm und stumm. Alles war ein Traum, dachte er. Und weiter wird auch nichts daraus.

Da sagte Esther, ruhig, als wäre kein Wort zwischen ihnen gefallen: „Sie haben von daheim nach dir geschickt. Dein Vater ist schwer krank. Sie glauben nicht, daß er wieder aufkommt."

„Wann war das?" fragte Andreas kurz.

„Vorige Woche. Wir haben nicht nach dir schicken können. Ihr wart schon aus der Stadt fort."

Andreas fragte nicht weiter; und weiter wurde zwischen den zwei jungen Leuten nichts gesprochen. Während des Essens saß er in tiefen Gedanken, und als er fertig war, stand er auf und ging wieder hinunter zum Boot. Er wollte allein sein.

Niemand wunderte sich über sein Benehmen. Der Verlust des Vaters geht ihm zu Herzen, dachten alle.

„Er war doch recht anhänglich an den Alten, wenn er's auch nie herausgelassen hat", sagte Johannes, als er fort war.

Aber Andreas Vik dachte nicht an seinen Vater und daß er den Alten vielleicht nicht mehr sehen würde. Der Vater war ja über siebzig; ein Wunder war's, daß er überhaupt so lang ausgehalten hatte, so wie er getrunken hatte! In den Kleidern warf sich der Sohn auf die Pritsche in der Kabine, um ein paar Stunden zu ruhen. Am andern Morgen, noch vor der ersten Dämmerung, saß er im Kahn und steuerte durch die Buchten, um zu der Landzunge, auf der des Vaters Häuschen lagen, hinüberzugelangen, eh es zu spät wäre und der Alte die Augen geschlossen hätte.

Andreas segelte mit halbem Gegenwind und der Septembersturm blies frisch. Und wie er so am Steuer saß, war ihm, als kämpfe er um Glück und Leben. Ein Gedanke verfolgte ihn, seit ihn die Nachricht erreicht hatte — ein Gedanke, dessen er sich schämte, weil er wohl fühlte, er hätte jetzt an nichts denken dürfen als an den alten Mann, der dalag und den letzten Kampf kämpfte. „Wenn er stirbt," dachte Andreas, „so bekomm' ich das Haus. Und vielleicht zieht Esther mit mir dorthin, damit ich nicht in der Fremde, als Knecht aller mein Leben zu verbringen brauche!" Das war für Andreas das A und das O — der Inhalt seines ganzen Daseins!

Jetzt sah er schon die heimatliche Bucht vor sich. Hinter den Anhöhen der Holme kam der Kahn in stilles Fahrwasser. Andreas langte das Steuerbordruder, um vom Land wegzukommen und wieder Wind in den Segeln zu fühlen. Es war ihm unleidlich, daß es so langsam ging. Und als der Wind wieder das Segel schwellte, und der Kahn sich auf die Seite legte, daß das Wasser über den Bug stürzte, da war Andreas sich klar darüber, daß er auf des Vaters Tod hoffte, daß es ihm eine Enttäuschung sein würde, wenn der Alte ihm beim Anlegen frisch und gesund entgegenkäme. Ihn fröstelte in der Morgenkühle; er merkte plötzlich, daß er fortgefahren war, ohne einen Bissen zu essen.

Bald war er daheim. Rundum kannte er die Ufer; er hätte im Stockfinstern segeln können hier. Dort schimmerte die Bucht, wo er als Junge gebadet hatte, da lag die Klippe, auf der er mit der Rute gesessen und Barsche gefischt hatte, dort das Inselchen, das im Sommer ganz rot war von Erdbeeren, und hier — grade vor ihm — erhob sich der niedere Waldrand, an den sich die Häuser lehnten, die kleinen roten Häuser, die vom Alter halb geschwärzt waren. Stumm, verschlossen lagen sie da, das größere mit einer kleinen engen Glasveranda für die Sommergäste, das andere schlicht, nicht einmal mit Holz verschalt. Andreas konnte von seinem Sitz aus schon die Baumstämme zählen, so nah war er, so gespannt blickte er hinüber nach dem Land. Aber es war kein Mensch zu sehen, kein Schatten hob sich vom Tannenwald ab.

Andreas legte an, schlich sich still, als fürchte er, man könne ihn hören oder er könne jemand stören, den schmalen Pfad hinauf, öffnete die Küchentür und sah sich um. Als er eintrat, erhob sich drin eine alte Frau und kam ihm still entgegen. Er kannte sie wohl, es war eine Alte, nach der man in der ganzen Gegend zu schicken pflegte, wenn bei armen Leuten eine Krankenwärterin nötig war.

„Still!" sagte sie als Antwort auf Andreas' fragenden Blick. „Es ist gleich zu Ende."

Der Sohn trat ans Bett und beugte sich über den Vater. Wie klein war der geworden, wie verändert das Gesicht, wie mager der ganze Mensch! Zwischen dem Backenbart wuchsen Stoppeln; die knochigen Finger pflückten an der Decke.

„So liegt er schon seit Mitternacht", erklärte die Alte. „Versuch, ob er dich hört!"

„Vater!" sagte Andreas und beugte sich wieder über das alte Gesicht. Da schlug der Vater die Augen auf und Andreas sah, daß er ihn erkannte. Der Sterbende

machte noch einen Versuch zu sprechen, aber die Augen schlossen sich wieder, bezwungen von einem Willen, der stärker war als der seine. Aus der Kehle drang ein dumpfer, rasselnder Laut, der dem Sohn durch Mark und Bein ging.

Die Alte ging an ihren Platz zurück und setzte sich gleichmütig zum Warten nieder; sie war daran gewöhnt, die Anzeichen des nahenden Todes zu deuten, der Stück um Stück das Seine nahm. Andreas blieb auf der Bettkante sitzen. Er wagte nicht des Vaters Hand zu fassen, sondern saß nur ganz still und starrte die Erscheinung an, die er bisher noch nie gehabt hatte: wie ein Mensch sich abkämpft, um sterben zu können!

Alles, was er sah, war ihm so neu. Und vor der Wirklichkeit des Todes schwand die Erinnerung, daß zwischen ihm und dem Vater nicht alles so gewesen war, wie es hätte sein sollen. Es überkam ihn fast etwas wie Reue, daß er den Alten so ganz allein gelassen hatte. Immer stiller wurde es in der Stube, immer schwerer keuchte des Sterbenden Brust, immer näher kam der Tod. Da vergaß Andreas, mit was für Gedanken er gekommen war. Er vergaß alles, bis auf das eine, daß er ein Sohn war, der seinen Vater noch einmal hatte sehen wollen, eh er starb. Als endlich das Atmen aufhörte und alles still war, begriff er erst gar nicht, daß es wahr sein konnte, daß der Vater wirklich tot war. Und als er es langsam begriff, freute er sich in dem Gedanken, daß der Alte doch noch die Augen aufgeschlagen und ihn erkannt hatte.

Als dann alles vorüber war, erzählte ihm die Alte, was der Tote dem Sohn noch gern selbst gesagt hätte, wenn er es noch hätte sagen können. Es handelte sich um die Häuser, die ihm gehörten, die aber auf einem Stück Land standen, das nur auf fünfzig Jahre gekauft war. Von diesen fünfzig Jahren waren nur noch drei übrig, „aber wenn er mit Blidberg in Hammarby redet," hatte der Alte gesagt, „so laßt der schon alles beim Alten. Er hat ja nichts von dem Stückchen Boden, der reiche Kerl." Auch vom Boot und vom Gärtchen hatte er gesprochen, von dem kleinen Acker und den Netzen, den Möbeln und dem Hausrat, den Werkzeugen und der Kuh. Alles hatte er aufgezählt, alles sollte der Sohn haben. „Ein klein bißchen was kriegt er doch," hatte er gesagt, „ganz bettelarm steht er nicht da." Dann hatte er ihr noch Grüße an den Sohn aufgetragen, im Fall Andreas nicht käme, eh alles zu Ende war.

Nachdem sie ihren Bericht getreulich abgestattet hatte, ging die Alte ans Bett und machte sich still mit dem Leichnam zu schaffen. Andreas aber fühlte sich ruhig wie noch nie. Ihm war, als wäre er älter geworden, lebenstüchtiger, selbständiger. Er ging vors Haus und sah sich um mit einem seltsamen, neugeborenen Gefühl: Alles, was er sah, war sein eigen!

Zwei Tage lang blieb er, um das Nötige anzuordnen. Am dritten Tag schloß er die Tür hinter dem Toten und steuerte der großen Bucht zu, an der Aspö lag.

Diesmal hatte er frischen Beiwind, so daß er schon früh am Nachmittag anlangte. Als er das Segel gerefft und das Boot im Hafen hatte, wanderte er ohne Zögern den Weg zwischen den Häusern entlang und dem Birkenhag zu. Dort

weidete das Vieh, dorthin, das wußte er, mußte Esther binnen kurzem zum Melken kommen.

Er brauchte nicht lange zu warten. Sie kam, die Milcheimer hingen ihr am Arm, das Kopftuch war zurückgefallen. Sie ging so rasch, daß sie schon dicht bei dem Stein war, auf dem Andreas saß, ohne ihn zu bemerken. Er erhob sich und stand auf einmal mitten auf dem Weg vor ihr, die keine Ahnung von seinem Kommen gehabt hatte. Rank und sicher stand er da, grüßte nicht, sagte zuerst überhaupt kein Wort, sondern schaute nur, schaute das Mädchen an, als wolle er sie mit Gewalt zwingen, ihm den Blick zurückzugeben.

Da wallte in Esther alles auf, was so lange gebunden und erstickt gewesen war. Voll Grolls war sie gewesen gegen den jungen Mann, Groll, daß er so lang neben ihr einhergegangen war und geschwiegen, nichts gesagt hatte. Die Tränen traten ihr in die Augen und ihr Gesicht verzog sich zu einer Grimasse.

„Was willst du von mir?" rief sie. „Ist's nicht genug, daß du neben mir hergelebt hast und mich angesehen und ausgelacht, und mich an dich gezogen mit freundlichen Worten und dann wieder von dir gestoßen, als wär ich das Ärgste auf der Welt für dich? Zweimal ist das schon so gewesen; aber ein drittesmal geschieht es nicht, du falscher Mensch!" „Ich bin nicht falsch, Esther, das weißt du wohl!"

Das Gesicht des Mannes war hart, und aus seinen Augen glühte etwas, das fast aussah wie Haß.

„Was bist du dann? Warum läßt du mich nicht gehen? Was willst du denn?" Sie schrie die Worte fast heraus und hielt den freien Arm vor sich hin, als müsse sie sich gegen einen Schlag wehren.

Andreas wurde ruhiger, als er die Erregung des Mädchens sah. Obgleich er die Ursache nicht durchschaute, schreckte sie ihn doch nicht mehr zurück, wie früher. Kurz, beinah kalt, fielen seine Worte, aber im Ton lag doch etwas, das das Mädchen zwang, aufzuhorchen.

„Du hast mich nie verstanden," sagte er. „Und das wundert mich auch gar nicht. Die ganzen zwei Jahre hab ich mich selber nicht verstanden. Von dir los hab ich nicht können, und dich in Ruh lassen auch nicht. Aber so bald ich ein Wort sagte, hab ich mich von dir abwenden müssen, als hätt ich mich verbrannt. Allein bin ich herumgelaufen, wo keiner mich gesehen hat. Stundenlang gelaufen bin ich, hab mir nicht zu helfen gewußt. Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich nie falsch war gegen dich! Es war nur — ich hab eben nie geglaubt, zwischen uns könnt es was werden. Und hier bleiben könnt ich nicht."

Esther hörte ihn an, und seine Worte wirkten so auf sie, daß sie ganz vergaß, wie sie selber noch eben Worte auf den Lippen gehabt hatte, um ihn zu unterbrechen, hinauszuschreien, wie sie gelitten hatte. Statt dessen sagte sie jetzt kurz und schwer atmend:

„Warum könntest du hier nicht bleiben?"

„Ich hab's dir schon einmal gesagt," kam es kurz und scharf zurück. „Aber wahr-

scheinlich hast du gar nicht darauf gehört. Ich kann's nicht aushalten, daß ich hier so aller Knecht sein soll!"

„Und darum willst du nicht . ."

Sie gingen jetzt nebeneinander auf dem Weg, der durch den Wald führt. Als Esther die letzten Worte gesagt hatte, unterbrach sie sich plötzlich und wurde rot. Eine Weile war es still zwischen ihnen.

„Nein," sagte Andreas diesmal mit leiser Stimme. „Siehst du, darum wollt ich nicht. Ich bin nicht dazu gemacht, mit andern zu leben. Mir ist nicht wohl in Ortschaften, großen oder kleinen. Mir ist nicht wohl, wo andere ihre Nase in meine Angelegenheiten stecken. Wenn ich heirate, so will ich das Meinige für mich haben, meinen Wald, mein Haus, mein Wasser. So bin ich nun einmal, und anders werd ich nimmer."

Hätte Andreas bei diesen Worten einen Blick zur Seite getan, so hätte er gesehen, wie still Esther wurde, wie weich und biegsam gleichsam ihre ganze Gestalt, während sie neben ihm auf dem schmalen Waldpfad dahinschritt. Aber er blickte bloß gradaus, ganz in seinen eigenen Gedanken befangen, und hörte nur ihre Stimme, als sie antwortete:

„Wie kommst du grad jetzt auf all das?"

„Der Vater ist tot," sagte Andreas Vik, und seine Stimme zitterte ein wenig. „Weil ich dir das hab sagen wollen, bin ich gekommen. Ich hab's jetzt so, wie ich's hier nie haben könnte, — — wenn nur du mit mir gehen möchtest — —"

Und damit legte er ruhig, wie er das früher nie gewagt hatte, seinen Arm um des Mädchens Schulter, und Esther ließ es geschehen. Die Erregung zwischen ihnen hatte sich gelegt, still und stumm ward es unter den hohen Kiefern, wo die beiden Seite an Seite dahinschritten. Kein Laut war zu hören außer der Stimme des Herbstwindes, der die Kronen der alten Bäume schüttelte, daß sie aufstöhnten wie ein brandendes Meer.

Noch am selben Abend redete Andreas mit Esthers Eltern über seine Absichten. Es war ein harter Kampf zwischen den Alten und den Jungen, eh das Jawort gegeben war. Johannes wollte den Schwiegersohn auf Aspö behalten; aber Andreas beharrte auf seinem Willen: zog sein Weib nicht mit ihm, so zog er eben allein. Dem alten Johannes ging das bitter zu Herzen. Er, der Sohnlose, hatte sich das so ganz anders gedacht. Und er gab schließlich bloß seine Zustimmung, weil er bei Jahren war und nicht mehr die Kraft zum Streiten hatte.

In der Woche darauf wurde der Alte auf Granudden begraben und als der Oktober kam, siedelte Andreas Vik in sein eigenes Haus über, um zur Hochzeit zu rüsten, die im Frühjahr sein sollte.

Das war die Zeit, in der das Leben Andreas auf einmal alles schenkte, was er sich je gewünscht hatte. Die Frau, die er so lang und unbändig begehrt hatte, eigen Haus und Hof — — und als ein Jahr um war, gebar sein Weib ihm einen Sohn, der in der Taufe den Namen Johan erhielt. Nach dem Großvater wurde er so genannt;

Andreas wollte damit zeigen, daß er dem Schwiegervater, der ihm seinen Willen gelassen hatte, dankbar war.

Immer stiller ward Andreas in seinem Glück. Das Gewaltsame in seiner Natur legte sich, war gebändigt. Wenn er manchmal dran dachte, wie er früher gewesen war, wie aufbrausend, unlenksam, menschenscheu, so meinte er, das habe eben zur Jugend gehört und sich mit ihr ausgelebt. Alles, was einst gewesen, war verschwunden oder neu geworden; er selber war ein neuer Mensch geworden. Er wußte rein nichts mehr, das er sich hätte wünschen mögen, er, dessen ganzes Dasein früher Ein Wünschen und Verlangen gewesen war.

Im Schutz des Waldes, der sich hinter seinem Haus erhob, kam diese Stille über ihn. Und als er nun wieder an dem Ort lebte, wo er als Kind gespielt, als Jüngling sich hinausgesehnt, sich mit einem trunksüchtigen Vater herumgestritten und so schwer am Leben getragen hatte, da fühlte ers: jetzt war das alles vorüber — er war im Hafen. Nicht einmal die Sommergäste, die kamen, erschreckten ihn mehr. Die besorgte seine Frau, wie sie das Kind besorgte und die Kuh, den Haushalt und alles, was ihres Amtes war. Andreas brauchte gar nicht zu merken, daß überhaupt fremde Menschen in sein Haus kamen, brauchte gar nicht an sie zu denken, solang sie da waren. Wurde es ihm auf dem Hof zu geräuschvoll, so nahm er den Kahn und fuhr zum Fischen oder die Axt und ging in den Wald. Wenn dann der Herbst kam, pries er seine Sommergäste. Denn sie hatten Geld ins Haus gebracht, und Andreas hatte von neuem das Gefühl, sein eigner Herr im eignen Haus zu sein. Daß alles wieder so ruhig war, freute ihn dann doppelt, und er fühlte sich doppelt frei, weil die Luft wieder rein war und er schalten und walten konnte nach eigenem Belieben.

So vergingen zwei Jahre, ohne daß der Schatten einer Sorge die beiden Eheleute gestört hätte. Esther fühlte sich zwar immer fremd an dem Ort, wo sie jetzt lebte. Sie war einsam, hatte keine Menschenseele, mit der sie reden konnte. Aber sie war dennoch glücklich. Andreas war ihr ein guter Gatte, und von den bösen Prophezeiungen, die sie hatte hören müssen, war noch keine eingetroffen. An solchen Prophezeiungen war nämlich kein Mangel gewesen, und wer ihr hauptsächlich damit kam, war der alte Lars Petter, der es der Schwestertochter nicht vergeben konnte, daß sie Vater und Mutter auf ihre alten Tage allein ließ und einem fremden Mann folgte. „Keiner weiß, was in dem Mann vorgeht," hatte er gesagt. „Ich nicht und du nicht, Esther. Wer nicht mit andern auskommt, der kommt auch nicht mit Weib und Kind aus, nicht einmal mit sich selber." Freilich hatten die Worte des Oheims auf Esther keinen Eindruck gemacht. Mochte ihr Mann sein, wie er wollte — sie mußte ihm folgen — auf dem Weg, den er ging, wollte sie nicht einsam dahinten bleiben. Und ihm folgen mußte sie, so gewiß als sie längst vor der gegenseitigen Aussprache schon gewußt hatte, daß an ihn und keinen andern sie das, was sie ihr Schicksal nannte, band. Aber als die langen Winterabende kamen, da wanderten ihre Gedanken doch zurück zu Vater und Mutter, die draußen saßen auf der großen Insel, wo das Meeresrauschen bis ins

Haus hinein sang. Sie konnte nicht anders — manchmal sehnte sie sich zurück. Es Andreas zu sagen wagte sie nicht. Er mußte unter allen Umständen das Gefühl haben, daß der Wille seiner Frau eins war mit dem seinen, sonst wurde sein Sinn schwer und der Mut sank ihm. Das sah Esther gut ein. Nur ein einziges Mal, als sie besonders viel an die Alten hatte denken müssen, sagte sie zu ihm:

„Es ist doch hart für Vater, daß er so allein ist, trotzdem er an dir einen Sohn hat. Er hat sich immer gedacht, mein Mann würde nach ihm den Hof übernehmen."

Sobald sie es gesagt hatte, erschrak sie. Denn sie fühlte, daß wider ihren Willen etwas von dem Heimweh, das sie in sich trug, durch ihre Worte klang. Andreas' Miene verdüsterte sich auch sofort, und er antwortete scharf:

„Das wird sich schon finden, wenn der Alte einmal tot ist."

Und mit einem plötzlichen mißtrauischen Funkeln in den Augen fuhr er fort:

„Verlangt dich fort von mir, so sags."

Da schüttelte Esther den Kopf und barg ihre Sehnsucht tief in ihrem Innern.

Andreas aber, der wohl merkte, daß seine Frau traurig aussah, wollte seine Worte wieder gutmachen und fügte darum hinzu:

„Sei froh, daß du mich nicht dort hast. Da wär ich ganz anders gegen dich und gegen die andern, als ich's jetzt bin."

Esther wußte, er sprach die Wahrheit. Und da sie sich nicht zwischen Gatten und Vater teilen konnte, so vergaß sie nach und nach alles über ihrem Mann und dem Kind, das sie beide inniger als je vereinte.

Als so zwei Jahre verflossen waren, begann Andreas zu denken, es möchte nun wohl an der Zeit sein, sich mit dem Besitzer des Grundstücks zu verständigen. Denn schon war das dritte Jahr angebrochen, und je näher der Tag rückte, an dem der Kaufkontrakt zu Ende ging, desto weniger sicher fühlte Andreas sich auf dem Boden, auf dem er lebte. Mehr als einmal sprach er mit Esther darüber, daß er zu Blidberg fahren und mit ihm reden müsse, wie es der Vater vor seinem Tod noch gesagt hatte. Aber der Schärenbewohner, der von Wind und Wetter abhängig ist, übereilt sich nicht. War die Witterung günstig, so hatte Andreas immer irgend etwas anderes zu tun. Hatte er einen freien Tag, so war der Wind ungünstig. Und so verging der Winter, ohne daß etwas in der Sache geschah, und der Frühling kam mit offener See und freiem Fahrwasser, mit lauen Winden und Vogelgesang.

Da suchte endlich Andreas eines Tages in des Vaters alter Kommode das vergilbte Papier hervor, das ihm das Eigentumsrecht auf das Grundstück, auf dem sein Haus erbaut war, zusicherte. Es war nicht mehr viel wert jetzt, dies Papier. Nur noch zwei Monate hatte es gesetzliche Giltigkeit. Und während Andreas es betrachtete, hatte er eine Art dumpfer Ahnung, daß er nicht weit damit kommen würde. Aber ein Papier ist auf alle Fälle ein Papier. Mocht' es sein, wie es wollte — Andreas steckte es in die Brusttasche und machte sich auf den Weg. — Adrian Blidberg, der Eigentümer des Bodens, den Andreas heute noch sein nannte,

war ein Landhändler mit dem Titel „Patron", und wohnte in der damals rasch emporstrebenden und aufblühenden Ortschaft Hammarby. Es war dies ein Ostsee-Handelsplatz, der den Ehrgeiz besaß, früher oder später einmal zur „Stadt" aufzurücken. Blidberg war eigentlich der Besitzer des ganzen Orts, jedenfalls der erste Arbeitgeber dort, und vereinigte in seiner Person den Großgrundbesitzer, Schiffsreder und Bankier der Umgegend, der sowohl Geld auslieh als auch zu Verwaltung und Umsatz annahm.

Vor ganz wenigen Jahren noch war er ein unbekannter Holzhauer draußen in den Schären gewesen und hatte sich dann in unglaublich kurzer Zeit zu der leitenden Stellung in Hammarby aufgeschwungen, die er jetzt unbestritten einnahm. Wie er so schnell hatte emporkommen können, darüber wußte das Gerücht allerlei zu sagen, und nicht immer Gutes. Auch Andreas hatte davon gehört, und unwillkürlich war ihm bang darauf, bis er mit dem kleinen gelben Papierfetzen, von dem sein Wohl und Wehe abhing, vor den gefürchteten Mann treten mußte. Aber der Bauer, von dem der alte Vik einst das Recht auf Fischwasser und Boden erworben hatte, war tot, und bei dem Konkurs, der über seinen Nachlaß eröffnet wurde, hatte Blidberg des Verstorbenen Besitz in Bausch und Bogen aufgekauft und damit auch das kleine Stück Land, auf das Andreas' Anrecht jetzt beinah abgelaufen war.

Adrian Blidbergs Kontor, das er nach einer mehrstündigen Fahrt betrat, war ein kleiner Raum in einem der vielen großen Bretterschuppen, die den Hafen des ehemaligen Fischerdorfs, in dem jetzt der „Patron" regierte, zieren. Auf dem Tisch an der Wand unter der großen Uhr stand ein Tablett mit Gläsern und Kognakflasche, die gebraucht wurde, wenn Blidberg mit den Bauern Geschäfte machte. In der Mitte des Zimmers stand ein Pult, und hinter dem Pult saß, die Schirmmütze auf dem Kopf, ein großer, derber Mann mit Backenbart, kleinen, blinzelnden Augen ohne Brauen, einem etwas schiefen Mund und einem gewaltigen Doppelkinn. Als die Tür aufging, sah er nicht auf, sondern beantwortete Andreas Gruß mit einem Laut, der einem Grunzen sehr ähnlich war.

Andreas wurde bei diesem Empfang womöglich noch steifnackiger als gewöhnlich, und seine Stimme klang keineswegs demütig, als er sein Anliegen vorbrachte. Nachdem er das Seine gesagt hatte, zog er das Papier aus der Tasche und hielt es dem Patron hin. Der schob einen erloschenen Zigarrenstummel, den er zwischen den Fingern gehalten hatte, in den schiefen Mundwinkel, warf über das Pult weg einen grünlichen Blick auf den steifnackigen Menschen an der Tür, nahm das Papier und fing an zu lesen. Als er fertig war, legte er den Schein neben sich auf das Pult, und sein Körper erzitterte unter etwas, das fast wie Lachen aussah, das aber lautlos, rasch wie es gekommen war, wieder verging.

„Was solls nun damit?" fragte der Mann in der Schirmmütze endlich. Andreas wiederholte sein Ansuchen, den Kontrakt auf weitere fünfzig Jahre zu verlängern.

„Ganz außer Frage!" lautete die Antwort vom Pult.

Andreas merkte, wie ihm die Knie ganz schwach wurden; er mußte heftig mit den Augen blinzeln, damit er überhaupt noch deutlich sah.

„Der Patron kann ja doch unmöglich etwas dagegen haben," wandte er ein. „Das Grundstück hat ja für keinen einen Wert, dem nicht auch die Gebäude darauf gehören. Und die gehören mir."

„Nein", erwiderte der Patron. „Alles, was auf dem Grundstück steht, wenn die fünfzig Jahre um sind, gehört mir. So steht es hier geschrieben, und was geschrieben steht, das gilt."

Andreas war, als entschwände ihm alles, was er vom Leben erträumt und erhofft hatte, wie ein Rauch. Der Boden, auf dem er stand, war nicht mehr sicher. Alles in ihm und um ihn wankte. Zugleich aber fühlte er doch instinktiv, — hier galt es, sich aufrecht halten! Hier war weder Gnade noch Barmherzigkeit zu hoffen. Er dachte an seine Frau, die daheim auf ihn wartete, und in seiner Not wußte er nichts zu sagen als:

„Was wollt Ihr, Patron? Wieviel wollt Ihr? Ich will bezahlen, so viel ich kann. Im Notfall finden sich schon Leute, die mir helfen." Der Mann am Pult verzog keine Miene. Ruhig und geschmeidig erwiderte er:

„Glaubs schon. Aber die Zeiten, wo man Land zu hundertfünfzig Kronen auf fünfzig Jahre hinaus kaufte, und dann in Ruhe drauf saß und an Sommergäste vermietete, sind vorbei. Das Geschäft mach ich lieber selber. Verstanden?"

Ja, Andreas verstand. Er verstand so gut, daß aus seinen Wangen alles Blut wich. Er sah gefährlich aus, als er jetzt an das Pult trat und seine Hand nach dem Papier ausstreckte.

„Mein Papier will ich!" sagte er heiser. „Das Papier gehört mir." Adrian Blidberg sah gradezu heiter aus. Er nahm den Zigarrenstummel aus dem Mund, spuckte auf den Boden und erwiderte:

„Behalt nur dein Papier! Mir schadet das nichts. Aber das Grundstück ist auf den Tag und die Stunde hin mein. Ich brauch es."

Ohne ein Wort weiter zu verlieren steckte Andreas sein Papier ein. Mit schweren Schritten ging er zur Tür hinaus, am Magazin vorüber und zur Landungsbrücke hinab, hißte das Segel und steuerte heimwärts. Was ihm heut geschehen war, bedeutete nichts Gutes. So viel wußte er. Was nun weiter geschehen sollte, schien ihm ganz einfach unmöglich, — weiter nichts — nur eben einfach unmöglich.

Der Grund, weshalb der Patron nicht hatte mit sich reden lassen, war ganz einfach der — weiter oben auf der Insel, wo Andreas' Besitz lag, war ein Bauernhof, den er selber gern an Sommergäste vermietet hätte, was ihm jedoch nie geglückt war. Es war Blidbergs Natur, es andern nicht zu gönnen, wenn sie etwas verdienten. Darum war er schon längst entschlossen, Andreas bei Gelegenheit zu schröpfen; und also hatte er ihn geschröpft. Adrian Blidberg war mit seinem Tag zufrieden.

Andreas aber hatte keinen zusammenhängenden Gedanken mehr im Kopf,

während er heimwärts segelte. Ohne Gruß trat er in die Stube. Schweigend warf er sich aufs Bett und lag so bis zum Abend. Und dabei sah er aus, daß die Frau gar nicht wagte, ihn anzureden, geschweige denn zu fragen.

Am Abend berichtete er dann, was vorgefallen war. Esther saß neben ihm und hielt seine Hand. Um ihn zu beruhigen und ihm gut zuzusprechen sagte sie:

„Du weißt doch, du kannst immer zum Vater kommen!"

Aber kaum waren ihr die Worte entfahren, so begriff sie auch, daß sie grade dies nicht hätte sagen dürfen. Darum fügte sie rasch hinzu:

„Vater geht zu Blidberg und redet mit ihm."

Aber Andreas hörte schon nicht mehr auf die Worte seiner Frau. Das Wort vom Schwiegervater war in den Wirbel seiner Gedanken gedrungen und hatte den Schmerz verschärft, der da nach Luft rang. Still, wie am Nachmittag, lag er da und starrte bloß vor sich hin . . Er hätte am liebsten weit fortgehen mögen, einsam sein, wie früher, als er noch jung war und in der Stille alles austoben ließ, was Menschen nicht sehen dürfen. Das war das einzige, was er sich wünschte: allein sein können, wie früher! Er wünschte, es wäre überhaupt nie anders gewesen! Er haßte sein Weib, das neben ihm saß, bloß, weil er fühlte, wie gut sie es mit ihm meinte. Was half ihm das? Was konnte es ihm helfen? Er sah alles schwarz, alles erschien ihm so unmöglich, nun der Grund, auf den er gebaut hatte, ihm unter den Füßen weggezogen war, daß er gleichsam in die leere Luft stürzte! Warum hab ich geheiratet? dachte er. Und plötzlich kam ihm der Gedanke, sein Weib freue sich vielleicht insgeheim seines Unglücks. Hatte sie sich nicht immer nach Hause, von ihm fort gesehnt? Ja, gewiß, nach Hause wollte sie ihn treiben, nach Haus, wohin er doch nicht gehen konnte! Alles, alles sah er in diesem Augenblick schwarz. Und darum ward ihm in diesem Moment sein Weib zum Feind, und wie ein Traum kam es ihm vor, daß er sie je geliebt hatte.

Unsanft stieß er sie von sich und ging zum Tisch, auf dem das Essen bereit stand. In stillem Brüten über all den Gedanken, die sich in ihm regten, aß er und ging gleich nachher zu Bett.

Es blieb ihm nichts anderes übrig: er mußte sich in sein Schicksal fügen und sich entschließen, mit Weib und Kind nach Aspö zu ziehen, von wo er dereinst weggezogen war, um seine eigenen Wege zu gehen, um sein Haus, sein Wasser, seinen Wald ganz für sich allein zu haben. Er mußte wieder hinziehen und mußte noch obendrein dankbar sein, daß er es überhaupt konnte. Einen andern Ausweg gab es nicht. Seine Frau verlassen und wie früher mit Fremden segeln, konnte er doch auch nicht. Er sprach wohl in Augenblicken der Erregung davon; aber Esther wußte, soweit würde es nie kommen. Und Andreas selber wußte es ebenso gut. Er war gebunden, durch die Ehe, durch das Priesterwort, durch alles, was einen Mann an Weib und Heimat bindet. So durfte also Esther mit dem alten Johannes auf Aspö über das Geschehene reden. Andreas selber tat keinen Schritt in der Sache, widersetzte sich aber auch nicht. Er ließ andere für sich schalten; wohin sie führten, da ging er eben mit.

Noch viel verschlossener wurde er als früher. Nicht einmal, wenn er mit seiner Frau allein war, war er mehr der Alte.

Esther lebte diese ganze Zeit hindurch in einem Fieber von Unruhe und wünschte sich nur eins: daß die paar Wochen, die sie noch auf Granudden bleiben mußten, zu Ende wären. So schwer wie diese Zeit, meinte sie, konnte es überhaupt nimmer werden. Andreas war ja gut zu ihr, das mußte sie zugeben. Er gab ihr kein böses Wort. Aber er sah aus, als läge das Leid der ganzen Welt auf seinen Schultern, und Esther begriff auch gut, daß es für ihn so sein mußte. Für jeden andern wäre dieser Umzug ein Glück gewesen. Aber Andreas war nun einmal so — — für ihn bedeutete Entsagen-Müssen etwas ganz anderes als für andere. Er war eben anders als andere, er fühlte sich nun einmal nicht wohl, wo schon Menschen vor ihm ihr Heim aufgeschlagen hatten.

Daß er in dieser Zeit so schweigsam war, erweckte bei Esther eine Angst, die sie nicht zu bezwingen vermochte. Alles lastete so schwer auf ihr, daß ihr täglich mehr vor der Zukunft bangte. Sie, die Frische, Gesunde, Lebenskräftige und Tüchtige, fing an, sich mit Einbildungen herumzuquälen. Wenn sie im Bett lag, wachte sie noch wer weiß wie lang, bang auf jedes Geräusch horchend. Wenn sie endlich einschlief, konnte sie plötzlich aus dem Schlaf aufschrecken und sich fragen, was denn eigentlich geschehen, warum sie denn nicht mehr so glücklich war wie früher. War sie allein daheim und der Kleine tummelte sich draußen auf dem Hof umher, so konnte ganz plötzlich ein unsinniger Schreck über sie herfallen, eine Furcht, ihr und dem Kind könne etwas zustoßen, oder Andreas könne von der See nicht mehr zurückkommen. Je näher der Sommer rückte, je heller die Nächte wurden, desto stärker kam das Entsetzen über sie. Das junge Weib magerte ab, ward blaß. Andreas sah es wohl. Da er aber nicht wußte, worunter sie so litt, hatte er auch keinen Trost für sie. Er glaubte, sie grämе sich seinetwillen, über das, was ihnen beiden geschehen war. Er fühlte, er hätte ihr dafür dankbar sein müssen. Aber auf seinem Gemüt lag der Schmerz so schwer, daß er für sie nichts empfand.

Das Ärgste für Esther war, daß sie dunkel ahnte, wie die Schwermut des Mannes sich irgendwie gegen sie kehrte. Es war, als könne er sogar das Kind nicht mehr um sich haben; und in all ihrer Angst hatte sie nur noch die eine Hoffnung, daß alles besser werden würde, wenn nur erst der Umzug vorüber und sie und Andreas auf Aspö zur Ruhe gekommen wären.

Womit Andreas sich in dieser Zeit beschäftigte, was er umtrieb, das wußte Esther eigentlich kaum. Auf ihre Fragen gab er ausweichende Antworten, Antworten, die augenscheinlich nicht wahr waren. In Wirklichkeit fuhr er in der ganzen Umgegend herum und bot seine Gebäude auf Granudden zu einem Unterpreis jedem an, der sich verpflichten würde, vor Ablauf des Pachtkontrakts die Häuser abzureißen und das Bauholz fortzuschaffen. Das war sein gutes Recht, das wußte er, und in ihm war plötzlich das Verlangen erwacht, dies sein Recht auch bis aufs Tipfelchen auszunützen. Es handelte sich gar nicht mehr um das Warum, nicht mehr um einen Vorteil — es handelte sich nur noch um das Recht,

das Recht um des Rechtes willen! Nicht weil er einen Gewinn für sich erhoffte, fuhr er wie ein Narr mit seinem Angebot von Hof zu Hof. Die Gebäude waren alt, Holz und Bretter vermorscht. So wie sie jetzt standen, konnten sie noch jahrelang stehen. Sie abzureißen und neu aufzubauen, das war nicht mehr der Mühe wert.

All das wußte Andreas so gut wie einer, und doch tat er, was er tat. In dieser ganzen Zeit beherrschte ihn gleich einem Nachtmar einzig die eine fixe Idee: Der Patron, der ihn davontrieb, sollte von seinem Tun keinen Vorteil haben. Nicht einen Pfennig sollte er gewinnen. Keiner sollte mehr nach ihm, Andreas, in den roten Häuschen am Waldsaum wohnen, von wo die Tannenecke sich bis zum See erstreckte! Aber mit andern darüber reden — mit seiner Frau etwa — nein — das war unmöglich! Er sagte darum nur allen, er tue das einfach, weil er eben ein umsichtiger Hausvater sei, der so viel Nutzen als möglich aus seinem Besitz zu ziehen wünsche.

Eines Abends kam er spät heim. Er sah müde aus, mochte sich aber trotzdem nicht gleich zur Ruhe legen. Schweigend saß er auf der Schwelle der offenen Tür und hielt in der helldämmernden Sommernacht über seinen eigenen unausgesprochenen Gedanken Wacht. Vom Landungssteg her hörte man das sachte Geräusch der Wellen, die sich gegen die Steine wiegten. Nachdem er eine Weile so gesessen hatte, wandte er sich zu Esther und sagte:

„Mach dich fertig, daß du mit dem Kleinen vorausfahren kannst. Ich komme dann nach — hab hier noch vielerlei zu schaffen."

Esther meinte am Tonfall des Mannes zu hören, daß er heut abend weniger unzugänglich sei als sonst. Sie ging darum zu ihm hin und setzte sich neben ihn auf die Schwelle. Ein unendliches Gefühl der Erleichterung überkam sie, weil sie so bald schon fort durfte. Vor den zwei letzten Wochen hatte sie sich am allermeisten gefürchtet. „Was hast du denn noch alles zu schaffen?" fragte sie.

„Aufräumen will ich, daß es auch ordentlich aussieht, wenn wir fort sind," erwiderte der Mann.

Damit, das fühlte er, war alles gesagt. Mochte es nun gehen, wie es wollte!

Die Frau verstand ihn zuerst nicht. Aber nachdem Andreas einmal angefangen hatte zu sprechen, sprach er auch weiter. Ganz bestürzt hörte Esther zu; und als er fertig war, sagte sie bloß:

„Ist das auch recht, was du da tun willst?"

„Tut er recht an mir?" fiel ihr der Mann ins Wort. Seine Augen funkelten, jede Muskel in seinem Gesicht ward hart und straffte sich.

„Recht? Fragt er darnach, was recht ist? Von klein auf, solang ich zurückdenken kann, hab ich hier gelebt, hab die Steine aus den Äckern geschleppt, hab gerodet, gegossen, gepflanzt. Und vor mir hat der Vater da gelebt, sein Lebtag fast. Die Mutter ist gestorben hier, so lang ist das her, daß ich mir's kaum mehr denken kann. Alles, was da ist, gehört doch mir, nicht ihm, der's mir jetzt stiehlt. Und darum soll er auch nach mir nicht mehr hier finden, als früher da war. Das

soll er haben, was ihm gehört — weiter nichts! Sein Recht soll ihm werden, dem Kerl, der so unrecht tut! Ist das nicht mehr als genug?"

Esther hörte diese Worte und verstand doch nichts von all dem, was ihr Mann da sagte. „Wie umgewandelt ist er!" dachte sie. Sie faßte nur eins: wenn ihr Mann das, womit er da drohte, zur Tat machte, so konnte nur Schande und Unglück für sie alle daraus entstehen. Und so widersetzte sie sich heut zum erstenmal ganz ernstlich dem Willen ihres Mannes, und zum erstenmal mußte Andreas in dieser Nacht fühlen, daß auch sein Weib, so fügsam sie sonst war, einen Willen hatte, der sich mit dem seinen messen konnte. Bis die Morgensonne über Wald und Bucht leuchtete, saßen die Ehegatten beisammen, und die Worte, die zwischen ihnen fielen, waren nicht Worte des Friedens. Esther war zumut, als kämpfe sie um Glück und Leben. Andreas gab allem, was er bisher vor ihr und andern verborgen gehalten, endlich einmal Luft. Und je klarer er einsah, daß er in seinem Weib einen Widersacher hatte, desto eigensinniger beharrte er auf seinem Willen. Als die Morgendämmerung im Wasser der Bucht zu schimmern anfing, und Esther einsah, daß sie ihren Mann doch nicht von seinem Vorsatz abbringen konnte, da fühlte sie plötzlich, wie müde sie war. In den Kleidern warf sie sich aufs Bett und schlief ein.

Andreas aber war von all dem Reden so erregt und erschüttert, daß er, als die tiefen Atemzüge seiner Frau ihm verkündeten, daß sie schlief, in sich zusammensank und in Tränen ausbrach.

„Ich kann nicht anders!" murmelte er. „Ich kann nicht anders!"

Zum erstenmal in seinem ganzen Leben haßte er einen Menschen so, daß er gradezu darunter litt. Den Mann, der ihn von Haus und Hof trieb, den haßte er. Ihm war, als könne er jedes Verbrechen begehen, nur um der Qual zu entrinnen, unter der er litt. Sein Körper schmerzte, wie damals, als er in Esther verliebt war und nicht daran glaubte, daß sie je sein werden würde.

Zwei Tage darauf fuhr er mit Weib und Kind und seiner ganzen Habe nach Aspö hinüber. Esther drang nicht mehr in ihren Mann, von seinem Plan abzustehen. Sie hatte überhaupt in den Tagen, die seither verflossen waren, gar nicht mehr von der Sache gesprochen. Es war, als hätte die Nacht, in der sie so eindringlich miteinander geredet hatten, ihre Kräfte erschöpft.

Einsam segelte Andreas im Abendwind zurück. Die Sonne stand tief und das Boot steuerte grade in ihre Strahlen hinein. Das Wasser bis hinüber nach Granudden schimmerte wie von flüssigem Gold.

Granudden liegt abseits vom großen Fahrwasser in den inneren Schären. Die Wellen der großen Dampfer kommen nur noch wie schwache Brandungen an den Landungssteg, ein Echo der bewegten Welt, wo die Wogen des menschlichen Lebens hoch gehen. Bloß der Frachtschiffer auf seinem Küstenfahrer, der Fischer im Netzboot oder der Bauer, der zwischen den Inseln umhersegelt, fährt da ab und zu vorüber. Glatt und blank liegt die Bucht zwischen den Inseln, und keines Menschen Auge schaut, was dort vor sich geht.

Über den freien Platz vor dem Wald kommen ein paar Männer mit Werkzeugen in der Hand. Hinter ihnen liegt die vollbrachte Arbeit. Nicht ein Werk des Erbauers, des Ansiedlers ist's, das sie ausgeführt haben. Auf dem Hügel, wo die gemütlichen Häuschen gestanden, liegen jetzt Haufen von Holz und Ziegelsteinen. Die Zerstörung hat ihr Werk getan, von fünfzigjähriger Arbeit ist nicht mehr viel zu sehen. Ein paar Obstbäume, ein graues, halbvermorschtes Netzboot drunten an der See, ein Steg, der im rechten Winkel in die Bucht hinausgebaut ist — das ist alles.

Unten am Strand liegen zwei breite Fähren, wie der Schärenbewohner sie zum Transport von Vieh, Hausrat, Holz und Gras gebraucht. Dorthin wird alles noch brauchbare Holz geschafft. Die halb verfaulten Stücke, die die Mühe des Fortschaffens nicht mehr lohnen, werden ins Wasser gewälzt. Ziegelsteine, Fenster, Türen, Eisenreste — alles wird fortgeschafft.

Und mit den Männern geht Andreas ab und zu, leitet die Arbeit, greift selber zu, reißt mit eigenen Händen nieder, was einst sein war. Mit keiner Miene verrät er sich vor den Leuten, die mit ihm die Arbeit verrichten, mit keiner Miene verrät er, wie seine Seele vor Kummer, Scham und Grimm empört ist. Wie einem, der sich über einen geliebten Toten beugt und sein Trauern ängstlich vor Fremden verbirgt, ist ihm zumut. Das Rachewerk, das er jetzt ausführt, macht ihm längst keine Freude mehr. Als alles vorüber ist und die Fähren fertig, vollgeladen daliegen und nur noch die Grundmauern der alten Häuser sich aus Schutt und Sand gegen den Wald abheben, da wendet er sich um und sieht mit einem einzigen, langen Blick, wie häßlich und öde jetzt alles ist. Unten am Steg warten vier Männer, bei jeder Fähre zwei. Andreas selber ist der Fünfte. Schweigend stehen sie da und betrachten die häßlichen Trümmer, die hinter ihnen zurückbleiben und von ihrem Tun zeugen.

Dann wendet sich einer der Männer zu Andreas, um ihm Lebewohl zu sagen. Es ist ein alter Fischer, der noch den alten Vik, dessen Werk sie hier vom Erdboden getilgt haben, gekannt hat.

„Du wirst schon wieder einmal in die Gegend kommen, daß man dich wieder sieht!" sagt er.

Andreas antwortet nicht. Sein Blick erlischt. Auch die andern Männer reichen ihm jetzt die Hand; gleichgiltig drückt er sie, dreht um und geht davon. Die hochbeladenen Fähren am Steg werden ins Wasser geschoben und gleiten schwer über die Bucht. Andreas ist allein. Langsam schreitet er den schmalen Weg hinan zu der Stelle, die vor kurzem noch seine Heimat war. Er setzt sich auf die Steine der Grundmauer und blickt über das kleine Fleckchen Erde hin, das nun nicht mehr ihm gehört, sieht auf die Obstbäume, in dem kleinen Gärtchen, wo schon das junge Unkraut zu wuchern beginnt, auf die Beerensträucher, die in der Frühlingssonne ihre grünen Schößlinge treiben, die beiden Rosenbüsche, die noch wie unterm Winterschnee gebückt stehen, die Pfingstlilien, die schon knospen. Und weiter hinaus blickt er, über den Steg, hinter dem, weit draußen, die Buchten aneinander stoßen,

er sieht die kleinen birkenbewachsenen Inseln, die dunkel hinter den weißen Segeln der Boote stehen, bis fern zu der langen schmalen Linie von Tannen und Hügeln, die in das Wasser, das sie durchschneidet, ihren finstern Schatten wirft ...

Lange sitzt er so. Er kann's nicht fassen, daß er all das nie mehr so sehen soll, wie einst. Und wieder packt ihn der Grimm, der Gedanke an den Mann, der ihn ohne Ursache fortjagt und der das Recht dazu hat, das Recht, ihm mit einem Wort — um einer Laune willen — die Früchte einer fünfzigjährigen Arbeit zu stehlen.

Andreas blickt auf die Zerstörung, die er angerichtet hat. Die Arbeit scheint ihm nur halb getan. Als fürchte er, weich zu werden, wenn er noch länger sitzen bliebe und über Unabänderliches brütete, erhebt er sich, plötzlich erwacht aus dem Traum, der sich wider Willen über ihn geschlichen hat; er schüttelt sich und geht zu dem Platz, wo die Obstbäume stehen. Einen um den andern haut er sie ab. Wie ein Rasender arbeitet er. Die Schläge seiner Axt hallen wider von den Hügeln jenseits der Bucht. Wenn ein Baum zur Erde stürzt, schöpft er tief Atem und wischt sich den Schweiß vom Gesicht. Und die ganze Zeit über lächelt er böse und murmelt laut unverständliche Worte vor sich hin.

Gleich dürren Skeletten, die in der Erde abgefault sind, liegen die alten Bäume auf dem zerstampften Boden. Als kein Baum mehr da ist, wendet er sich zu den Büschen und Beerenstauden. Alles, was da wächst, alles, was einem andern zu Nutz und Freude gedeihen könnte, reißt er mit den Wurzeln aus, wirft es weg und frohlockt über die Verwüstung. Zuletzt hackt er das Staket und das Viehgatter in Stücke; und als endlich gar nichts mehr da ist, das seine Axt fressen könnte, schleudert er sie weit von sich und geht zum Hafen hinab.

Er schafft seinen Kahn über den Steg hinaus und macht ihn an einem Erlenstrunk fest. Darauf füllt er ihn an mit allem, was sich noch fortschaffen läßt, altem Eisen, Nägeln, Angeln, Netzen. Zu oberst legt er seinen Rock und die Bettstücke, in denen er die letzten Nächte geschlafen hat. Als alles getan ist, da ist nichts mehr zum Zerstören da, als die Brücke. Die ist aus großen und kleinen, dichtliegenden Steinen zusammengefügt. Längst schon hätte sie umgebaut werden müssen; jetzt preist Andreas seine eigene Klugheit, die ihn verhinderte, zu tun, was ihn heut gereut hätte, preist das Alter und die Baufälligkeit der Brücke, die ihm die Vernichtung so leicht machen.

Wie ein Junge, der hinter einem unartigen Spiel her ist, wälzt er die großen Steine ins Wasser und läßt die kleinen hinterherrollen. Bald hat er nichts mehr, worauf er stehen kann; er springt ins Wasser bis an die Hüften und stößt mit einer Stange zu, bis rundum alles los ist und die Steine um ihn her ins Wasser platschen, daß es hoch aufschäumt; bald ist nirgends mehr ein Hafen, in dem man ein Boot bergen kann. Dann steigt er ans Ufer und schüttelt mechanisch seine tropfnassen Kleider aus. Er verspürt keine Kälte, er weiß nur: er hat sich sein Recht genommen, das Recht, das ihm gebührt. So wie man an ihm gehandelt hat, so handelt er wieder. Keiner kann ihm nachsagen, er hätte unrecht getan.

Nichts als sein Recht hat er sich genommen, das Recht, das ihm gebührt. Auge um Auge.

Und jetzt steigt Andreas ins Boot und stößt von Granudden ab, das er bald weit hinter sich läßt. Ruhig sitzt er am Steuer; er dreht sich nicht um, kein einziges Mal schaut er zurück. Er weiß, er fährt davon, um nie mehr zurückzukehren.

Als er auf Aspö an Land steigt und Esther ihm entgegen kommt, lächelt er als Antwort auf ihren Blick, der forschend und unruhig den seinen sucht. Er sieht ruhig und gut aus in diesem Augenblick. Denn er hat Rache genommen für an ihm begangenes Unrecht, und mitunter kann das den Menschen weich und milde stimmen. Scherzend hebt er den Kleinen, der mit der Mutter gekommen ist, auf und trägt ihn ins Haus, wo die Alten warten.

Johannes war alt geworden seit der Zeit, da Tochter und Schwiegersohn nach Granudden übersiedelten, weil eben dieser Schwiegersohn, der die Tochter fast mit Gewalt an sich gerissen hatte, sich nicht überreden lassen wollte, auf der Insel zu bleiben, obgleich der Schwiegervater damals alles getan hätte, um ihn zu halten. So sehr hatte der Alte sich verändert, daß die Leute ganz bedenklich die Köpfe hinter ihm her schüttelten, wenn er vorüberging. Und als der Schwiegersohn jetzt mit Weib und Kind nach Aspö zurückkehrte, weil er kein Dach mehr über dem Kopfe hatte, gab es viele, die fanden, der Schwiegervater sei doch mehr als gut, daß er unter diesen Umständen die Tochter mit Mann und Kind wieder bei sich aufnähme.

Auch Lars Petter war alt geworden. Aber seine Abneigung gegen den ehemaligen Knecht hatte er nicht vergessen. Ihn hatte das Alter weniger mitgenommen, weil er nie Wünsche gehabt hatte, die über die erfüllbaren hinausgehen. Solche Menschen halten sich meist besser im heißen Kampf des Lebens. Sie sind von kleinem Zuschnitt, so daß man nicht so leicht merkt, wenn sie zusammenfallen oder zu Boden gedrückt werden.

Sich Johannes gegenüber auszusprechen wagte Lars Petter jetzt eben so wenig wie früher. Dafür saß das Bewußtsein, auf Aspö der Zweite zu sein, das er ja immer gehabt hatte, viel zu tief bei ihm. Aber wenn er auch die zweite Rolle ein für allemal auf sich genommen hatte — noch tiefer wollte er denn doch nicht steigen. Noch einen über sich haben — das behagte ihm nicht; und daß Andreas Vik nicht zu denen gehörte, die sich andern unterordnen, das wußte Lars Petter, ohne daß er hätte lang fragen müssen.

Als daher auf Aspö nach und nach die allerhand Veränderungen zutage traten, die es nun einmal mit sich brachte, daß die Insel jetzt nicht mehr nur zwei, sondern drei Familien beherbergte, da machte Lars Petter nicht etwa einen Versuch, sich dagegen zu wehren. Er zog sich nur ganz auf sein Stück Grund und Boden zurück und ließ sich außerhalb des Hauses wenig mehr blicken. Während seine Söhne, die jetzt erwachsen waren, Landwirtschaft und Fischerei besorgten, saß er daheim und grübelte und malte sich die Zukunft aus. Und seine Laune, wenn er so

allein saß und in seinem roten, jetzt grau- und weißgesprenkelten Kinnbart herumfingerte, war nicht gut. Nicht einmal seiner Frau vertraute er an, was er da dachte. Mit seiner Schwester Bengta redete er überhaupt nie.

Beim alten Johannes drüben wurde ein Haus für den Schwiegersohn gebaut, und Lars Petter sah zu, wie das Gebäude erstand, unter Dach kam, fertig wurde. Es wurde eng auf Aspö, fand der Alte. Und er faßte sein Urteil über all die Neuerungen um ihn her in die Worte zusammen: „Wer andern gibt, bis er selber arm, verdient der Prügel, daß Gott erbarm!"

Andreas dagegen wuchs mit der Zeit langsam in die Verhältnisse auf Aspö hinein. Daß er an seiner Frau eine Widersacherin hatte, ahnte er nicht. Er hatte vollauf damit zu tun, sich loszumachen von den Gedanken an Vergangenes, die in ihm auf der Lauer lagen, stets bereit, hervorzubrechen und ihn in Grübeleien zu verstricken. Sich selber am Grübeln zu hindern, das war's, was ihm in dieser Zeit hauptsächlich zu schaffen machte; und er war so ganz mit sich und all dem Neuen um ihn her beschäftigt, daß er auf andere gar nicht achtete, gar nicht achten wollte. Vom Moment an, da er seinen Fuß auf Aspö gesetzt hatte, um für immer da zu bleiben, hatte er sich gesagt: jetzt muß ich werden wie die anderen, koste es was es wolle! Sonst würde er nie zur Ruhe kommen, und wie sollten sich Weib und Kind auf einen Mann verlassen können, der so unbändig war, so schwer von Sinn, wie er?

Der einsame Tag auf Granudden, an dem er die Brücke abgebrochen und die Obstbäume gefällt hatte, der hatte ihm einen Schreck eingejagt. Als alles vorüber gewesen, war er ruhig und zufrieden, wie nach erfüllter Pflicht, nach Hause gefahren. Als ob ein Dunkel in ihm sich lichtete, so war ihm zumut gewesen. Aber auch diese Ruhe, die so unerwartet dem Sturm gefolgt war, hatte den seltsamen Menschen erschreckt. Er war da auf etwas in sich gestoßen, vor dem er sich fürchtete, etwas, das er gar nicht sehen mochte, und er rang ehrlich darnach, in seinem Innern die Mächte niederzukämpfen, denen er einst blindlings gehorcht hatte.

Nachdem er einmal nachgegeben und sich entschlossen hatte ein für allemal auf Aspö zu bleiben, da kam auch eine Veränderung. Nüchtern und arbeitsam war er immer gewesen; von dem Tag an aber wurde er sogar umgänglich und ließ mit sich reden. Esther war fast glücklich in dieser Zeit. Und ganz im stillen dankte sie Gott für das Unglück, das über sie gekommen war. Denn die Einsamkeit auf Granudden hatte schwer auf ihr gelegen. Auf Aspö, wo das Meer um sie sang, wo sie die Ihren hatte, lebte sie wieder auf. Es schien, als wären die schweren Tage zu Ende. Am schönsten war's, als eines Tages der große Entschluß gefaßt und das neue Frachtboot gebaut wurde. Der alte Johannes war wohl anfangs ein bißchen ängstlich. Und sogar Esther fand, es wäre recht gewagt von Andreas, mit solch einem Vorschlag zu kommen. Denn um so ein Boot anzuschaffen, mußte er Schulden machen. Bar Geld besaß der Alte nicht, und bis zu diesem Tag hatte noch kein Mensch seinen Namen als Bürge auf einem Schuldschein gesehen. „Bürgen und borgen", sagte er immer, „schafft Kummer und Sorgen."

Aber diesmal unterschrieb er doch, und weil sein Name allein nicht galt, mußte er noch etwas anderes hinzufügen, etwas, das Hypothek hieß und das er nicht recht verstand. Jedenfalls bedeutete es, daß sein Hof und alles, was er sein nannte, als Pfand für die Geldsumme gegeben wurde. Sich Andreas zu widersetzen, wenn der einmal etwas wollte, das war nicht so leicht; und der Schwiegersohn hatte für sein neues Boot gekämpft, als hinge sein Leben daran.

Als Lars Petter es hörte, ward seine Laune schlechter als je, und als er Andreas das nächste Mal begegnete, blieb er vor ihm stehen und sagte: „So — glaubst du, du habest es jetzt recht gut gemacht, was?"

„Wie meint Ihr das, Ohm?" entgegnete Andreas.

„Du gibst ja doch keine Ruhe, eh du mit deines Schwiegervaters Hof grad so weit bist wie mit deinem eigenen!" zischte Lars Petter. Und damit ging er in sein Haus und schloß sich vor lauter Grimm und Bosheit ein.

Als das Boot, ein Zweimaster, der den Namen „Der Falke" führte, seine ersten Fahrten gemacht hatte, sah es ganz so aus, als wolle Andreas alle bösen Prophezeiungen zuschanden machen. Die ersten Abzahlungen wurden pünktlich gemacht. Andreas verdiente bei der Sache, das mußte jeder sehen. So war er denn jetzt Besitzer eines eigenen Bootes. Wieder hatte er ein Eigentum, und, so dachte er, ein zweites Mal sollte ihm das keiner rauben!

Um diese Zeit erkrankte der alte Johannes und erholte sich nicht mehr. Eines Winterabends erlosch er ganz still, ohne Qual, wie Menschen auslöschen, die viel gearbeitet haben und nichts von Schwäche wissen, bis die letzte Krankheit kommt. Die ganze Bevölkerung von Aspö gab ihm das Geleit.

Dann wurden die Wohnungen umgewechselt. Andreas zog mit seiner Frau in das größere Gebäude, während die Witwe das kleinere, wo seither die Jungen gehaust hatten, in Besitz nahm. Johann war jetzt sieben Jahr alt und noch immer das einzige Kind.

Eines Abends, als alles schon geordnet war, wanderten Andreas und sein Weib miteinander den Weg entlang, der vom Birkenhag hinab zum Hafen führt. Es war derselbe Weg, den sie dereinst gegangen, als sie sich zum erstenmal miteinander ausgesprochen und sich gefunden hatten. Es war Frühling und die Salweiden blühten.

Da blickte Esther ihren Mann an und fragte: „Bist du noch nicht zufrieden, so wie du's jetzt hast, Andreas?" Der Mann nickte zerstreut. Er hatte andere Dinge im Kopf und die Torheiten seiner Jugend waren vergessen.

„Eine Zeitlang hatte ich Angst, du könnest überhaupt nie zufrieden sein", fuhr die Frau fort.

Jetzt erst begriff Andreas, was sie meinte. Gedankenvoll blieb er stehen. „Was gewesen ist, kommt nicht wieder," sagte er leise, „und das ist manchmal recht gut."

Über ihnen war der Himmel klarblau, aber hinter dem Wald jenseits der Bucht ging die Sonne hinter Wolken zur Rüste.

Der „Falke" lag auf der Nordseite der Insel vor Anker. Durch die kahlen Eichen sah man die beiden Maste sich über den Wellen wiegen.

Das Schiff lag dort, weil den ganzen Tag über ein so scharfer Südost geweht hatte, daß die Einfahrt zu der schmalen Rinne, die in den Hafen führte, eine einzige kochende Brandung war. Darum lag der Falke hinter der Insel und zerrte an seiner doppelten Ankerkette; starke Fangleinen hielten ihn am Ufer fest.

Um Mitternacht erwachten alle Menschen auf Aspö an der plötzlichen Stille, die ringsum entstand. Zwei Tage und zwei Nächte hatte der Südost gerast, und die Ohren der Menschen hatten sich so an das Toben gewöhnt, daß, als es verstummte, die Stille die Schlafenden weckte, wie ein neues unvorhergesehenes Geräusch. Voller Unruhe um sein Boot, das auf offener See außerhalb des Hafens lag, stand Andreas auf, öffnete die Tür und lauschte hinaus.

„Der Wind läuft schulen," sagte er.

Er wollte kaum seinen eigenen Sinnen trauen. Von den dreimal vierundzwanzig Stunden, die solch ein Sturm zu währen pflegte, waren knapp zwei vorüber. Andreas vermochte nicht wieder einzuschlafen. Wach, wie in der Erwartung eines Unheils, lag er die ganze Nacht.

Um Mitternacht erscholl ein Getöse, das von Meer und Luft zugleich kam, der Wald rauschte, die Fenster klirrten, und das Dach schien sich vom Haus heben zu wollen. Gleich darauf hörte man denselben Laut noch einmal, und im gleichen Augenblick klatschten schwere Tropfen auf die Asphaltierung des Dachs.

In einem Nu war Andreas auf. Sein Weib saß schlaftrunken im Bett und horchte auf das Unwetter, das draußen losbrach.

„Der Nord!" sagte Andreas kurz.

Mit bleichem Gesicht zerrte er sein Wams über das Hemd. Wie er in seine Kleider kam, wußte er nicht. Rasch wie der Blitz fuhr er hinaus.

Auf dem Weg, der zum Wald führte, tauchten dunkle Gestalten auf. Man hätte sie in der Finsternis, die gleich einer Mauer draußen stand, nicht unterscheiden können, hätten nicht von unsichtbaren Händen getragene Laternen ihren Schein über Hügel und Pfad geworfen.

Viele Menschen sind's nicht — und die paar Lichter scheinen machtlos gegen das breite, stürmende Dunkel anzukämpfen. Männer sind's, die da kommen, Männer in Pelzmützen und schweren Stiefeln, auch ein paar Frauen, die, in ihre Tücher gewickelt, gegen den Wind anstreben, der sie zu Boden pressen will. Nur Andreas hat keine Laterne. Achtlos springt er über Büsche und Zäune weg dem Wind entgegen, durch den Wald, bis zu der Stelle, wo am Abend zuvor der Falke noch sicher geborgen lag.

Der Wind bläst nicht wie sonst. Er ist zum Orkan geworden, der Riesenbäume zur Erde wirft, Heuschober vom Boden hebt, Maste knickt. Das Getöse ist so stark, daß man die eigne Stimme nicht mehr hört. Alle diese Menschen, die

das Bewußtsein der gemeinsamen Gefahr herausgetrieben hat, rufen laut durch den Sturm, schreien einander Ratschläge oder Bitten um Hülfe zu. Und keiner hört, keiner weiß, warum er so laut schreit. Der Wald rundum ist voll vom Krachen der stürzenden Bäume. Alle streben der gleichen Stelle zu, dem Ankerplatz, wo der Falke an seinen doppelten Ankerketten und den Fangleinen, die um Baumstämme am Ufer geschlungen sind, schaukelt. Sogar Lars Petter ist da. Vor dem drohenden Unglück hat er seinen Groll gegen den neuen Nachbar vergessen. So gut seine schwachen Beine es ihm erlauben, kämpft er sich durch den Sturm, der ihn in die Knie drücken will. Als er nicht mehr gehen kann, legt er sich auf den Boden und kriecht.

Draußen auf dem Wasser ist alles schwarz, als flössen Himmel und Meer zusammen. Einzig die Kämme der Wogen, die sich mannshoch türmen, schimmern grell. Und durch all das Schwarz sieht man ein Ding, das schaukelt, auf die Seite geworfen wird, sich wieder aufrichtet. Aller Augen richten sich auf den Falken. Stöhnend, knirschend, brüllend, pfeifend und krachend kämpfen die Wogen gegen Ankerketten und Taue; Herr wollen sie werden über das Fahrzeug, das wie ein Wellenbrecher die Breitseite den unablässig hereinstürmenden Wassermassen zukehrt. Zwei volle Seemeilen ist's bis zum Land. Und auf diesem ganzen langen Weg kann die See ihr Vernichtungswerk vollführen.

Drunten am Strand steht eine Gruppe von Männern. Ihre Zahl ist nur klein, es sind die wenigen, die die kleine Siedelung auf Aspö bilden. Andreas und sein Bootsmann, Lars Petters Söhne und der alte Lars Petter selber. Mühsam sich gegen den Wind aufrechthaltend stehen sie da und bemühen sich, mit ihren Blicken das Dunkel zu durchdringen. Hinter ihnen ducken sich die Weiber zusammen, gedeckt durch die Leiber der Männer, voll Begier nach einem Wort des Trostes, der Hoffnung.

Schweigend stehen die Männer, immer auf derselben Stelle. Sie wissen viel zu gut, was ein solcher Orkan bedeutet, als daß sie auch nur versuchen möchten zu sprechen. Viel zu gut kennen sie die Gefahr, die Macht des Elements, das um sie her rast, als daß sie mit leeren Worten die andern oder sich selber belügen möchten. Gar nichts können sie tun, und doch kommt keinem der Gedanke, heimzugehen und sich selber unter Dach und Fach zu bringen. Es ist wie das Sitzen und Wachen bei einem Sterbenden: keiner vermag etwas auszurichten, und keiner hat das Herz zu gehen.

Abseits von ihnen steht Andreas. Barhaupt steht er im Sturm, er merkt es nicht. Seine Lippen regen sich, als spreche er laut mit sich selber. Er spricht auch, wennschon keiner, nicht einmal er selber, die Worte hört, die er sagt. Bei der Klippe, an der die Brandung hochschlägt, sitzt Esther, einsam, zusammengeduckt. Mit beiden Händen hält sie sich den Kopf, nur um nichts zu sehen.

Keiner der Männer rührt sich vom Platz. Keiner redet. Jeder weiß: hier ist nichts zu machen. Sie warten bloß und spähen hinaus ins Dunkel, warten und spähen, ob Eisen und Tau noch halten, oder ob die See stärker ist als die

Vorsichtsmaßregeln der Menschen. Gespannt schauen sie in die Dunkelheit hinaus, mit den Blicken die Finsternis zu durchdringen suchend, aus der die schaukelnden Maste mit Takel und Tau gleich Überresten eines Gespensterschiffs schimmern.

Noch hält das Eisen, noch reißen die Taue nicht. Aber jede Woge, die kommt, steigt so hoch, daß Tau und Eisen unter ihrem gewaltigen Griff aufstöhnen, als müsse das Schiff im nächsten Augenblick mit den auseinandersplitternden Wassern ans Land stürzen.

Plötzlich hallt durch den Sturm ein scharfer Knall, als hätte jemand ein Gewehr abgeschossen. Eine Bewegung geht durch die Gruppe von Männern, eine unfreiwillige Bewegung, wie wenn sie hinaus möchten aufs Wasser, zum Retten. Die Bewegung legt sich langsam wieder, und nur stumme Blicke gehen hin und her, die zeigen, daß alle gehört und verstanden haben. Das eine Tau ist gerissen; an der Tanne dort, ganz nah, schwingt im Sturm der Rest einer abgerissenen, armsdicken Leine.

Esther hat aufgesehen, als der Knall ertönt. Obwohl sie gut weiß, was geschehen ist, muß sie sich doch davon überzeugen, daß das Gehörte wirklich, daß das Furchtbare wahr ist! Der Rumpf des Schiffes schwankt. Noch ein Knall, dumpfer, schärfer als der vorhergehende, so däucht ihr. Aber jetzt wagt sie nicht mehr aufzublicken. Den Kopf in ihr Tuch gedrückt sitzt sie da, zitternd vor jedem Laut, den sie hört. Sie möchte zu Andreas hingehen, aber sie getraut sich nicht vor den Männern, die da herumstehen und sie sehen könnten. Dann hört sie wieder einen Ton, schriller als die früheren, einen Laut, der sich verdoppelt, zu zweien wird — der eine ein Echo des andern. Jetzt ist alle Hoffnung aus, jetzt kommt das Ärgste! Sie kann nicht mehr stillsitzen. Außer sich stürzt sie zu Andreas hin, packt ihn am Arm — sie weiß selber nicht, was sie tut und was sie sagt...

Aber Andreas hat keinen Blick für sie. Er sieht nichts, als was jetzt da draußen geschieht, in Wogenschwall und Sturm. Unsanft schüttelt er die Hand seiner Frau ab und starrt wie zuvor in die Brandung. Dort treibt der Falke. Als die Vertauung am Land brach, schwenkt das schwere Fahrzeug in den Wellen rundum, dreht sich noch einmal nach den Steinen, und als schließlich auch die zweite Kette reißt und es frei ist, taucht es unter, zitternd wie ein verwundetes Tier, und steht dann ganz still. Unter der nächsten Woge, die kommt, berstet der Falke mitten durch, und als der Morgen graut, liegen seine Trümmer wie die Reste eines Riesenskeletts über Land und Schären verstreut.

Langsam geht Andreas davon. Er geht nach Haus, wie ein verwundetes Tier sich in seine Höhle schleppt, um sich mit seiner Qual zu verstecken; er merkt nicht, daß Esther ihm still folgt, voll Angst, den Verzweifelten allein zu lassen.

Wenn das Unglück plötzlich, unvorbereitet und unaufhaltsam über einen Mann kommt, muß es gut gehen, wenn der Schlag, der so plötzlich getroffen hat, nicht zu einem schwarzen Ruß werden soll, der sich schwer aufs Gemüt legt und die Seele verdunkelt. Rettet solch ein Mann sich aus dem Unglück, so glaubt er gleichsam das

Recht auf eine Schonzeit zu haben. Glückt es ihm nicht, Atem zu schöpfen, eh' ein neues Unheil ihn darniederschlägt, so ist die Gefahr doppelt groß, und von einem Menschen, dem solches geschieht, sagt man, er sei an einem „Unglückstag" geboren.

Der Schärenbewohner, der lange Winter durch einsam, von der Welt abgeschieden, dahinlebt, läßt sich vielleicht leichter als andere vom Unglück zu Boden drücken. Denn Einsamkeit weckt Grübelei. Die Natur des Schärenbewohners ist zu gleicher Zeit weich und hart, hell und düster, schwer und leicht, stürmisch und sonnenwarm. Er trägt in sich dieselben Gegensätze wie die Natur, die den Rahmen zu seinem Leben bildet. Seine ersten Freunde sind Meer und Klippen, und von beiden trägt er sein Lebenlang etwas in sich.

Diesmal hatte der Schlag Andreas hart getroffen, und Esther wunderte sich im stillen darüber, daß der Mann das Unglück, das jetzt über ihn gekommen, weit ruhiger zu nehmen schien, als er seinerzeit die Nachricht aufgenommen hatte, daß der Boden, auf dem sein Haus stand, nicht mehr sein war. Er redete nicht viel über das Geschehene, und wenn er darüber sprach, war es, um Mittel und Wege zur Abwendung der Folgen zu finden.

Und doch war er diesmal schlimmer dran, als irgend jemand ahnte. Es stand auch innerlich so schlecht um ihn, daß er es keinem Menschen zu zeigen wagte, wie er dran war. Er fürchtete sich davor. Denn er sagte sich, wenn jemand sähe, wie er seinen Verlust aufnahm, würde man ihn einfach für geisteskrank halten und alle würden sich von ihm abwenden. Er war auch tatsächlich in einer bösen Lage. Das Boot, das jetzt als Wrack auf allen Buchten rundum spukte, war sein ganzes Hab und Gut gewesen. Wenn das Recht seinen Lauf nahm, so ging der Hof den gleichen Weg wie das Schiff. Denn er war über und über belastet, und wenn er zwangsweise verkauft wurde, so war das, was übrig blieb, weniger als nichts. Es war, wie wenn das Meer über seine Ufer gestiegen wäre um alles mit fortzuschwemmen. Der bloße Gedanke daran war eine Gefahr. Als ob man im Nebel segelte, und immer weiter und weiter von der Heimat wegkäme. Andreas wußte sich nicht mehr zu helfen. Er fuhr mit seinem Kahn von Insel zu Insel und suchte Hilfe. Und diesmal suchte er die Hilfe allen Ernstes. Er mußte jemand finden, der ihm Geld lieh oder auf die alte Hypothek hin aufs neue für ihn bürgte. Aber die Bauern, zu denen er kam, schüttelten bloß die Köpfe und blickten den Mann, der so etwas denken konnte, mitleidig an. Wer sollte denn einem Mann Geld leihen, der Boot und Grundbesitz zusammen verpfändet hatte und jeden Augenblick von Haus und Hof gejagt werden konnte?

Andreas begriff nach und nach, daß alle ihn bemitleideten und er von keinem Hilfe zu erwarten hatte. Es war, als habe das Unglück die Leute abgeschreckt. So einsam fühlte er sich. Trotzdem fuhr er fort, von Hof zu Hof zu ziehen. Den ganzen Sommer fuhr er umher, bis er schließlich zum Sprichwort ward.

„Ich glaube, Andreas segelt wieder!" sagten die Leute. Das bedeutete: Jetzt kommt er wieder und bettelt!

Schließlich begann er zu ahnen, daß Spott und Gelächter ihn begleitete, so oft

er den Rücken wandte. Und doch setzte er seine zwecklosen Fahrten fort. Abgemattet, müde, hoffnungslos kam er dann abends heim. Seiner Frau sagte er aber immer, er habe die beste Hoffnung, und es würde sich schließlich noch alles machen.

Lars Petter war die ganze Zeit über geradezu in einem Fieber der Entrüstung über Andreas, der, seiner Ansicht nach, Unglück über die Insel gebracht hatte. Daß er, Lars Petter, es erleben mußte, wie nach des alten Johannes Tod ein Fremder zugrunde richtete, was jener seinerzeit aufgebaut hatte!

Eines Tages im September begegnete er Andreas, und außerstande, seinen Ingrimm noch länger in sich hineinzufressen, stellte er sich ihm in den Weg und sagte: „Du glaubst wohl, du kannst nachher zu mir herüberziehen, wenn der Hof den gleichen Weg gegangen ist, wie deiner! Aber dafür bedank ich mich! Das laß dir nur gleich gesagt sein!"

Andreas wußte hierauf nichts zu erwidern. Aber die bösen Worte bissen sich in ihm fest. Es war, als zwängen sie ihn, Hilfe zu suchen auf einem Weg, vor dem er lang zurückgescheut war.

Ein paar Tage später saß er im großen Boot und segelte vor gutem Wind von Aspö aus. Er sah trübsinnig und sorgenvoll aus. Seine Züge hatten etwas merkwürdig Hartes, Bitteres bekommen, die Muskeln in seinem scharfgeschnittenen Gesicht traten deutlicher als früher hervor, zu beiden Seiten des Mundes lagen tiefe, scharfe Falten, die sich im Kinnbart verliefen. Andreas war sich bewußt, wie es jetzt um ihn stand. Und dies Bewußtsein machte ihn nicht froher. Noch ein halbes Jahr durfte er den Hof behalten, so lang hatte der Eigentümer der Hypothek zu warten versprochen. Aber mehr hatte er diesen Sommer auch nicht ausgerichtet. Wenn der Winter zu Ende war, kam der Notar und nahm ihm seinen Hof, seine Äcker, Haus und Hab, alles, alles. Dann stand er mit Weib und Kind obdachlos auf dem nackten Hügel, er, Andreas, der einst nicht hatte leben mögen, ohne sein eignes Wasser, seinen eigenen Hof, seinen eigenen Wald ganz für sich!

Er fragte sich manchmal, ob er vielleicht unwissentlich eine Sünde damit begangen hätte, daß er sich so einsam unter den Menschen stellte. Woher kam ihm nur dies Wort? Sich einsam stellen unter den Menschen! Solch ein Wort hatte er noch gar nie gehört. Als flüstre eine Stimme es ihm ins Ohr, so vernahm er es jetzt.

„Vielleicht ist es die Art, wie ich gelebt habe?" dachte er. „Vielleicht ist das Sünde? Gewiß muß es Sünde sein, sonst ginge mir nicht alles wider den Strich."

Das Boot schoß inzwischen lustig dahin; weit draußen im Meer sah man einen Dampfer am Horizont verschwinden.

Vor Andreas lag die Hammarbybucht kaltblau in der Herbstsonne. Er dachte daran, wie er schon einmal dieses Wegs gesegelt war. Jahre waren seither vergangen. Der Mann, der diesmal kommt, ist ein anderer als der, der damals jung, voll Haß und Trotz, hier fuhr!

Den Haß hat Andreas nicht vergessen. Aber der Trotz ist weg. Alles ist ihm

ſo gleichgiltig geworden, alles, außer dem Verlangen, ſich und den Seinen das tägliche Brot zu retten. Er kann nicht als Verachteter unter den andern leben. Das böſe Wort, das der Oheim ſeines Weibes ihm geſagt hat, brennt noch in ſeiner Seele. Und darum ſegelt er jetzt hier. Darum hat er ſich entſchloſſen, den letzten Verſuch zu machen. Niemand, nicht einmal ſein Weib, weiß, wohin er heut fährt. Sie, die daheim auf ihn wartet, wird es ſchon zeitig genug erfahren.

Andreas macht das Boot an der Brücke feſt. Statt am Magazin vorüberzugehen, macht er einen Umweg, um nicht geſehen zu werden. An der Kontortür ſtand er ſtill und holte Atem. Wieder fiel ihm ein, wie er einſt vor dieſer geſchloſſenen Tür ſtand. Er hatte nur den einen Wunſch — den Krämer allein zu treffen. Die Schande würde ihm dann doch leichter vorkommen. Was er auf die Frage, warum er damals Granudden ſo verwüſtet hinterlaſſen hat, antworten ſoll, das ahnt er nicht. Er iſt ſo gleichgiltig geworden gegen alles, nicht einmal ein Schamgefühl hat er mehr dafür, daß er von dem Feind, dem er dereinſt Haß und Rache geſchworen, Hilfe erbitten will.

Als Andreas eintrat, ſtand Adrian Blidberg mitten in der Stube. Die Hände ſteckten in den Hoſentaſchen, der Mund ſah noch ſchiefer aus als gewöhnlich, und die kleinen Augen verkrochen ſich ganz in dem fetten Fleiſch des Geſichts.

Als er Andreas erblickte, zog er die Stirnhaut hoch, und ſein Mund grinſte, als wäre er höchlich befriedigt.

„Guten Tag!“ grüßte Andreas.

„Guten Tag!“ erwiderte der Patron. „Kommſt du zu mir?“

Wenn der Patron Blidberg zu einem Fremden, der unter ihm ſtand, du ſagte, ſo war das immer ein Zeichen, daß er wußte, er hatte ihn in ſeiner Gewalt. Er war in ſeiner Jugend Bedienter geweſen und hatte dieſe Sitte von ſeinem damaligen Herrn gelernt, übrigens dem einzigen Menſchen, vor dem dieſer ſeltſame Mann jemals Reſpekt gehabt hatte.

Wie alle in der Gegend wußte er von dem Unglück, das Andreas betroffen hatte. Ohne darauf zu warten, was dieſer vorzubringen hatte, begann er: „Du biſt ja mit Siebenmeilenſtiefeln drauf losgegangen, he! Wo haſt du deine Schute? Ja, ja, ich weiß ſchon! Untergegangen — im Sturm. Ich hab auch eine gehabt, die mir kaput gegangen iſt. Aber ich war verſichert. Darum hab ich mein Geld herausgekriegt. Hättſt's auch ſo machen ſollen!“

„Ich hatte kein Geld“, ſagte Andreas leiſe.

„Nein. Aber dein Boot zu verlieren — dazu hatteſt du das Geld! Fein ſtehſt du jetzt da, was? Der Hof, auf dem du ſitzſt, iſt nicht mehr dein, die Erde auch nicht, nicht eine Baumrinde im Wald oder ein Hecht im Waſſer gehört mehr dir! Du kaufſt auf kurze Zeit, Burſch! Da nimm dich in acht!“

Der dicke Mann ging im Zimmer auf und ab. Er ſprach nicht ſchnell, ließ ſich vollauf Zeit. Es ſah aus, als amüſiere er ſich dabei, und er amüſierte ſich auch auf ſeine Art.

„Was ſoll's jetzt?“ fragte er ſchließlich.

Seine Roheit hatte Andreas auf einen Augenblick aus seiner Gleichgiltigkeit geweckt. Je tiefer der andere ihn demütigte, desto strammer wurde der Rücken des armen Mannes. Ruhig und klar brachte er vor, was er sich ausgedacht hatte, bat den Patron, die Hypothek zu übernehmen, versprach hohe Zinsen und schloß mit der Bitte um ein weiteres Darlehen, damit er sich ein neues Boot kaufen und wieder zu fahren anfangen könne. Andreas war ganz erstaunt über sein eigenes Auftreten. Er hätte nie geglaubt, daß es ihm so leicht werden würde.

Die ganze Zeit, so lange er sprach, stand Patron Blidberg ganz still und hörte ihn an, ohne eine Miene zu verziehen. Er blinzelte nur fortwährend und kniff die Augen zusammen, als bereiteten ihm seine eigenen Gedanken einen ganz unerhörten Genuß. Als Andreas zu Ende war, setzte er sich hinter sein Pult und schlug mit der flachen Hand auf den Pultdeckel, daß es knallte.

„Das nenn ich mir einen Teufelskerl!" rief er.

Sein ganzer Körper schüttelte sich vor Lachen; er mußte sich einen Augenblick unterbrechen. Dann fuhr er langsam, wollüstig mit den Lippen schmatzend, als wolle er seine eigenen Worte recht auskosten, fort: „Fein hat's ausgesehen auf Granudden damals! Wie wenn der Türke dort gehaust hätt'! Kannst du dich noch drauf besinnen?" Andreas dachte daran, wie er es sich einst ausgemalt hatte, daß er dem Patron gegenüberstehen und zu ihm sprechen würde. Jahre hätten darüber vergangen, alles zwischen ihnen hätte längst vergessen sein müssen. Er, Andreas, allein, hätte derjenige sein sollen, der nichts vergessen hatte. Lächelnd hatte er da mit der Großtat prahlen wollen, die er vollbracht, hatte seine Rache und des andern ohnmächtige Wut genießen wollen!

Es war ganz anders gekommen, als er sich's gedacht hatte!

Die Erinnerung daran machte ihn stumm. Er fand kein Wort der Verteidigung.

Adrian Blidberg, der das Schweigen des Mannes falsch deutete, fuhr fort: „Ja, jetzt kannst du kommen und um Hilfe bitten! Das soll wohl so gewissermaßen mein Dank sein dafür, daß du dich so fein benommen hast! Was?"

„Mein Recht hab ich mir genommen!" entschlüpfte es Andreas. Er hielt es nicht länger aus. Sein Körper bebte, vor seinen Augen ward es dunkel.

„Was?" klang es vom Pult zurück.

Der Patron war so verblüfft, daß der andere ihm in diesem Augenblick zu trotzen wagte, daß er glaubte, nicht recht gehört zu haben. Andreas seinerseits glaubte nicht mehr an die Möglichkeit einer Hilfe; er war nicht mehr imstande, überhaupt daran zu denken. In ihm war mit Macht der alte Groll erwacht. Er trat dicht auf den Mann am Pult zu und zischte ihm ins Gesicht: „Du hast mir Haus und Hof gestohlen. Du hast mich an die Luft gesetzt! Dein Verdienst war's nicht, daß andere mir damals geholfen haben. Ich mußte dir doch eine Erinnerung zurücklassen — einen Dank! Von dir erbettle ich mir keine Hilfe, du!"

Und damit schmiß er sich die Mütze auf den Kopf, riß die Tür sperrangelweit auf und ging, ohne sie hinter sich zuzumachen, davon, bloß in dem einen Gedanken

befangen, daß er sich jetzt selbst seinen letzten Ausweg versperrt hatte und daß jetzt alles zu Ende war.

Im nächsten Augenblick aber stand der Patron auf der Treppe, und wie im Traum hörte Andreas ihn seinen Namen rufen. Dreimal mußte Blidberg rufen eh' er stehen blieb und zurückblickte.

„Komm wieder herein, ich muß mit dir reden", sagte der Händler.

Mechanisch gehorchte Andreas. Als sie wieder in der kleinen Stube standen, deutete Blidberg auf einen Stuhl und sagte kurz: „Setz' dich."

Darauf ging er an seinen Platz hinter dem Pult und begann zu sprechen, als wäre nichts vorgefallen. Das häßliche, fette Gesicht wurde wach, die Augen blickten scharf und klug, der Mund schloß sich fest und bestimmt.

Andreas saß wie auf Nadeln. Was aus all dem werden sollte, war ihm unklar. In seinem ganzen Leben hatte man ihn noch nicht so ausgefragt. Über alles mußte er Bescheid geben, über sich und seine Frau, über seinen Hof und seine Familie, und seinen Sohn, über alles, was er besaß und früher besessen, über das, was er verloren hatte und wie er sich die Zukunft dachte —. Als das Examen zu Ende war, preßte der Händler die Lippen aufeinander und seine Stirn zog sich in Falten. Andreas meinte fast zu fühlen, wie scharf der andere rechnete.

Schließlich sagte Blidberg: „Ich werd' mir das Ding überlegen. Vor Neujahr kann ich keinesfalls etwas tun. Dann sollst du von mir hören, damit wir noch einmal darüber reden können."

Wie Andreas nach dieser Unterredung zur Tür hinaus und in sein Boot hinunterkam, war ihm selber unklar. Jedenfalls kam er hinunter — und er mußte sich sagen — es hätte können schlimmer ausfallen. Jetzt hatte er doch wenigstens eine Hoffnung, mochte sie sein, welcher Art sie wollte. Froh war er freilich trotzdem nicht, und noch weniger ruhig. Voll böser Ahnungen steuerte er heimwärts.

Daß Adrian Blidberg Andreas gegenüber so plötzlich verändert war und ihn, ohne sich an seine Schimpfworte zu kehren, zurückrief, hat selbstverständlich seinen guten Grund. Der dicke Krämer, der in so wenig Jahren ein reicher und mächtiger Mann im Ort geworden war, war nämlich dafür bekannt, daß er es verstand, die Opfer gut auszuwählen, die er zur Vermehrung des Reichtums, der ihm, soweit der Name Adrian Blidberg reichte, Macht und Ansehen gab, ausersehen hatte. Feinfühligkeit gegen das Urteil anderer war Adrian Blidbergs Sache nicht, und daß Andreas seine Person beschimpft hatte, war ihm völlig einerlei. Er zog daraus nur den Schluß, Andreas müsse ein Mensch sein, der zu allem fähig war, und solche Menschen waren nach des Krämers Geschmack, weil sie ihm nützen konnten. Wie eine Spinne in ihrem Netz, die die Fliegen anlockt, um sie auszusaugen und wegzuwerfen, saß er auf seinem Kontor und zog seine Opfer mit der vereinten Macht des Geldes und der Gewissenlosigkeit an sich. Es wurde übrigens noch Schlimmeres als das über den Krämer gesagt. Was er erworben hatte, war nicht einmal immer auf dem Weg gesetzlichen Rechtes in seine Hände gekommen. Wer wüßte nicht

mehr, wie draußen auf Marö der Blitz einschlug und Blidberg im Handumdrehen zwölftausend Kronen an der Versicherung verdiente? Viele behaupteten sogar, es sei noch mehr gewesen, auf alle Fälle — ob die Summe nun groß oder klein war — verdient hatte er daran, das stand fest. Eine schreckliche Geschichte war das damals — jeder, der sich noch auf den Tag des Unglücks besinnen kann, weiß, daß vom Leuchtturm von Landsort bis Arholmen auch nicht eine Wolke am Himmel stand. Kein Mensch hatte auch das Gewitter gehört. Wieviel Holz eigentlich verbrannt war, darüber waren die Meinungen geteilt. Manche, die als gutunterrichtet galten, behaupteten, es sei nichts als Abfall und Plunder gewesen — nicht der Fracht wert. Natürlich kam es zu einem Prozeß zwischen Blidberg und der Versicherungsgesellschaft. Herren von Stockholm reisten hin und her, besichtigten die Brandstätte und erkundigten sich nach dem Sachverhalt. Aber Blidberg gewann den Prozeß durch alle Instanzen. Er hatte Zeugen, die beschwören konnten, wie alles sich zugetragen hatte, und daß auf Marö eine Feuersbrunst gewesen war, daß die ganze Schäre eine einzige große Flamme schien, das wußten ja alle.

Adrian Blidberg steckte die Versicherungssumme ein und ließ die Leute klatschen, was sie auch zur Genüge taten. Er hatte eben Glück. Mehr als einmal passierte es ihm, daß eine Feuersbrunst grade zur rechten Zeit ausbrach. Eines Nachts brannte ihm sein Wohnhaus über dem Kopf ab; er selber kam mit Mühe und Not davon. Jeder konnte damals sehen, daß er tatsächlich in Lebensgefahr schwebte. Eine alte Magd, die ihm seit Jahren haushielt und die außer ihm bei dem Unglück ganz allein daheim gewesen war, erkältete sich in der Brandnacht und starb kurz darauf an einer Lungenentzündung. Außer Blidberg war kein Mensch da, der hätte berichten können, wie alles zugegangen war. Auch Schiffe hatte er gehabt, die hoch versichert waren — und scheiterten. Aber da dies während der Herbst- und Frühlingsstürme geschah, ließ sich nichts gegen ihn beweisen; auch verrichtete das Unglück sein Werk stets gründlich. Die Fahrzeuge strandeten und sanken. Mit knapper Not rettete sich die Besatzung in den Booten.

So ward allerlei über Blidberg geredet, ohne daß er sich je die Mühe genommen hätte, es zu widerlegen. Ein Knecht, der wütend auf ihn war und ihm drohte, allerhand auszusagen, was er wußte, wurde nach einiger Zeit in einem Moor landeinwärts tot aufgefunden. Auch hier, hieß es, hatte Blidberg die Hand im Spiel gehabt. Aber auch nicht einmal da tat er Schritte, um den Gerüchten entgegenzutreten, die über ihn im Umlauf waren. Man sagte ihm nach, er freue sich im Gegenteil, daß man ihn fürchte, und habe nur vor einem Angst: mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten.

Alles das und noch mehr wußte Andreas. Er wußte auch, daß man dem Krämer nachsagte, er suche sich just Leute aus, die ins Unglück geraten seien, um sie desto sicherer zu seinen Kreaturen zu machen. Ein Mensch, der unrecht tut, ohne dafür bestraft zu werden, muß ja Leute haben, auf die er sich verlassen kann, Männer, die ohne ihn nichts sind und nichts vermögen.

Darum war Andreas verzagt und beschämt, als er am Abend heimkam und seiner Frau erzählte, wo er gewesen und was vorgefallen war.

„Ein Glück, daß ihr nicht weiter gekommen seid als so", war Esthers Antwort. „Lieber von Haus und Hof ziehen, als Hilfe annehmen von so einem!"

Esther hatte in dieser Sache vollstes Vertrauen zu ihrem Mann. Recht tun hatte er immer wollen, sein Lebtag, mit Wissen und Willen tat er nichts, was unrecht war vor Gott und Menschen. Daß er trotzdem zu Adrian Blidberg gegangen war, legte sich die Frau als eine der Handlungen aus, die man einem Menschen, wo die Not vor der Tür steht, nicht anrechnen darf.

Mittlerweile verging der Herbst. Mehr als einmal fehlte bei Andreas das Brot im Haus. Als die Zinsen das letztemal fällig waren, pfändete ihnen der Schultheiß zwei Kühe. Die dritte war alt und gab wenig Milch. Die Strömlinge waren mit den Stürmen fortgezogen. Und zu Lars Petter gehen und betteln — das brachte Andreas nicht über sich. — — — Weihnachten kam. Weder Esther noch Andreas hatten solche Weihnachten je zuvor erlebt. Am heiligen Abend waren alle zum Ohm eingeladen, und der kleine Johann durfte auch gehen; er war ja doch ein Kind und sollte sich ein bißchen freuen. Andreas ging nicht; ihm war es unerträglich, sich vor andern sehen zu lassen. So blieb auch Esther daheim.

Der Abend rückte vor, als wäre überhaupt gar kein Fest. Auf dem Tisch zwischen den Eheleuten brannte die Lampe. Esther hatte die große Bibel vor sich liegen, weil doch Weihnachtsabend war, aber weder sie noch Andreas dachten ans Lesen.

Lange saßen sie schweigend. Zuletzt sagte der Mann:

„So hast du dir's auch nicht gedacht, damals, wie du mich genommen hast!"

„Red nicht davon jetzt!" erwiderte die Frau.

„Doch", gab er zurück. „Einmal muß man darüber reden. Ich sag dir's heut — denn einmal muß ich's doch sagen: so wie es jetzt steht, muß ich in den sauren Apfel beißen und mich an Blidberg wenden. Mag's gehen, wie's will!"

Monate waren vergangen, ohne daß er davon gesprochen hatte. Esther hatte schon fast vergessen, daß überhaupt jemals eine Beziehung zwischen ihrem Mann und dem gefürchteten Händler in Frage gekommen war. Auch jetzt konnte sie nicht glauben, daß Andreas im Ernst sprach.

„Red nicht davon jetzt", bat sie. „Nicht am heiligen Abend!"

„Ich mein', wir wissen wenig genug davon, daß heiliger Abend ist", unterbrach sie der Mann. „Weißt du was bessres, so sag's." Esther drückte das Gesicht in die Hände und weinte still vor sich hin. Ihr war, als müsse jetzt erst alles Schlimme über sie hereinbrechen. Alles, was bisher geschehen war, schien ihr wie gar nichts im Vergleich hierzu. Eine unbezwingliche Angst überfiel sie. In ihren Ohren klang es grade, als hätte ihr Mann gesagt, er wolle sich dem Bösen verkaufen.

„Was weinst du denn?" fragte Andreas schließlich unwillig. „Es ist doch noch gar nichts geschehen."

Esther blickte auf.

„Versprich mir, Andreas, versprich mir — was auch geschieht — mit ihm wirst du nie etwas zu schaffen haben!"

„Warum?" erwiderte Andreas. „Kannst du mir's sagen? Warum?"

„Weil ich sonst keine Ruhe mehr hab. Ein bißchen kannst du wohl auch einmal an mich denken."

Andreas zuckte bei diesen Worten zusammen. Seine Stimme klang heiser, als er antwortete:

„Grade darum. Glaubst du, ich würd an so was denken, wenn es nicht um dich wäre und den Buben?"

Er schwieg einen Moment und ballte langsam die rechte Hand.

„Wenn's nicht um dich wär und den Kleinen — ich ging ins Wasser! So — jetzt weißt du's!"

Esther verstummte. Nach einer Weile stand sie auf und ging hinaus auf den Hof. Der Schnee schimmerte weiß, von den Fenstern des Nachbarhofs funkelten die Lichter des brennenden Christbaums und der Weihnachtskerzen auf dem Tisch herüber.

Und Esther stand einsam draußen, und seit langer Zeit zum erstenmal betete sie wieder zu Gott, er möge nicht zulassen, daß auch dies letzte Unglück noch über sie käme!

Der Winter war mild in diesem Jahr. Eines Tages, als die Luft hoch und klar war, kam Patron Blidberg nach Aspö herübergesegelt. Er trug einen großen Pelz und hohe Stiefel; ohne anzuklopfen trat er in die Stube. Als wäre zwischen ihnen alles schon abgemacht, ersuchte er Andreas, ihn hinauszubegleiten. Ein paar Stunden ging er draußen umher, besah sich alles, fragte nach allem. Als er wieder absegelte, war Andreas Angestellter beim Patron Blidberg in Hammarby. Wenn die Schiffahrtszeit kam, sollte er eine Bark mit Frachten nach Norrland führen. Bis dahin hatte er Arbeit verschiedenerlei Art auf dem Zimmerhof. Auch ein Lohn wurde ausgemacht; und als er endlich, schon unten am Landungssteg, sich zu fragen getraute, wie es denn mit dem Hof werden sollte, der ja im Frühjahr verkauft wurde, wenn die Schuld nicht bezahlt war, antwortete der Patron kurz: „Das mach ich in Ordnung."

Und damit wandte er dem Fragenden den Rücken, bestieg sein Boot und segelte davon.

Andreas blickte ihm gedankenvoll über die Bucht hin nach. Wie seine Frau dachte auch er jetzt, daß er sich wahrscheinlich dem Teufel verkauft habe. „Der Mann tut nichts umsonst", dachte er. „Was hat er mit mir vor?" Alles, was er von dem Patron wußte und gehört hatte, kam ihm ins Gedächtnis. „Es war kein andrer da", murmelte er wie zur Rechtfertigung vor sich hin. Aber die Zukunft schien ihm darum nicht in hellerem Licht.

Daheim saß Esther und wartete darauf, zu hören wie es abgelaufen war. Als sie den Patron durchs Gärtchen hatte kommen sehen, war sie schnell in die Dach-

kammer hinaufgeeilt und nicht eher wieder heruntergekommen, bis er zum Haus hinaus war. Vom Hof aus hatte ſie dann die Wanderung der Männer verfolgt. Als jetzt Andreas zurückkehrte, rief ſie ihm entgegen: „Du haſt dich ihm doch nicht verkauft?“

Sie ſprach damit nur des Mannes eigene Gedanken aus, aber eben deshalb reizten ihre Worte Andreas. Er wollte ſich vor ihr und ſich ſelber weiß waſchen.

„Würdeſt du mir's danken, wenn ich dich und den Buben verhungern ließe?“ fragte er ſcharf.

Eſther trat auf ihn zu. Ihr Geſicht war gerötet, ihre Augen leuchteten. „Alſo haſt du's doch getan,“ ſagte ſie, „trotzdem ich dich ſo gebeten habe! Du tuſt gar viel, von dem andere nichts wiſſen, und fragſt keinen Menſchen um Rat. Noch nie, bis auf den heutigen Tag, hab ich dir auch nur ein böſes Wort gegeben. All mein Hab und Gut haſt du genommen. Du haſt mich von daheim fortgeführt und mich einſam in den Wald geſetzt, wo ich zwei lange Jahre keine Seele geſehen habe. Später, wie du hierhergekommen biſt, haſt du auch immer deinen Willen durchgeſetzt. Zum zweitenmal haſt du Haus und Hof zugrund gerichtet. Alles, was hier war, haſt von mir gehabt, und du kannſt gewiß nicht ſagen, ich hätte mich beklagt. Aber was jetzt kommt, Andreas, das mußt du allein tragen. Das Elend teil' ich nicht mit dir!“

„Willſt du von mir gehen, ſo geh!“ erwiderte Andreas.

Er war zornig. Es reizte ihn, daß ſein Weib ihm den Verluſt ihres Eigentums vorwarf. Und er konnte nicht leugnen, daß ſie im Recht war.

Eſther blickte bei ſeinen Worten von ihm weg und ſagte leiſe: „Du weißt wohl, daß ich das nicht tu!“

„Was ſchwatzeſt du dann?“ ſchnitt Andreas die Unterredung ab.

Weiter wurde über die Sache nicht geredet; Eſther erfuhr nichts weiter. Sie und Andreas gingen von dieſem Tag an getrennte Wege. Er gab ihr was er geben konnte, Eſther nahm, was ſie für ſich und den Kleinen brauchte. Aber eine ſtumme Feindſchaft herrſchte zwiſchen ihnen, und Andreas vertraute jetzt überhaupt keinem Menſchen mehr an, was er vorhatte.

Lange Zeit ſah es aus als hätten den Händler keine andern als die biederſten Abſichten geleitet, als er Andreas wieder auf die Beine half. Im Frühjahr löſte er den alten Schuldſchein aus und ließ Andreas einen neuen unterſchreiben, auf dem der Hof ihm verpfändet wurde. Wenn Andreas davon ſprach, daß er das Papier ſpäter einmal einlöſen, Teilzahlungen machen wollte und dergleichen, ſo zuckte Blidberg nur die Achſeln und meinte, damit habe es keine Eile, es wäre noch Zeit genug, darüber zu ſprechen.

Und von all dem vertraute Andreas ſeiner Frau nichts an, ſo wenig als ſie ihn darnach fragte.

Mehr als anderthalb Jahre vergingen. Andreas hatte die Beſorgniſſe, die er im Anfang ſeiner Verbindung mit ſeinem übelbeleumundeten Arbeitgeber gehegt hatte, faſt vergeſſen. „Manch einer iſt beſſer als ſein Ruf!“ dachte er hie und da. Nur

der Gedanke an die Schuld, die noch nicht bezahlt war und auch keinerlei Aussicht hatte, jemals bezahlt zu werden, drückte ihn manchmal. Es schien ihm selber so rätselhaft, daß Blidberg, der gegen andere so hart war, sich ihm gegenüber so nachgiebig zeigte. Und wenn dieser Gedanke in Andreas erwachte, so wußte er nichts besseres, als ihn so schnell wie möglich wieder zu ersticken. Denn dann schien ihm das Leben ganz unerträglich. Schwer genug war es so wie so.

In dieser Zeit gebar ihm Esther seinen zweiten Sohn, der in der Taufe den Namen Göran erhielt. Ein Freudenkind war der Kleine nicht, der da geboren wurde in einer Zeit, da es den Eltern so hart und knapp erging. Andreas war nur selten daheim. Er landete vielleicht ab und zu auf einen halben Tag, oder wenn der Wind ungünstig war, auf einen ganzen mit der Bark. Dann war er wieder weg, man merkte kaum, daß er dagewesen war. Esther war wieder allein, und die Tage wurden ihr lang.

Als der Kleine zur Welt kam, war Andreas draußen auf der See. Er hatte gar nicht das Gefühl, daß dies Kind überhaupt das seine war. Als er in den Hammarbyer Hafen einlief, fand er dort einen Brief vor, der ihm das Ereignis meldete. Andreas' Miene verdüsterte sich, während er ihn las. Und der Groll, den er seit dem Tag, da sie ihm vorgeworfen hatte, er habe ihren Besitz verschleudert, gegen seine Frau hegte, stieg mit verdoppelter Stärke in ihm auf. In dem Brief stand auch, sie brauche Geld. Und dies Verlangen fand Andreas unbillig und rücksichtslos. Er erschrak, wenn er an das Kind dachte, fühlte sich hilflos in dem Bewußtsein, daß er nun noch einen weiteren Mund zu sättigen, einen weiteren Körper zu kleiden hatte. Das fortwährende Insich-Hineingrübeln hatte ihn so unnatürlich und hart gemacht, daß er überhaupt nichts mehr sah, als sich selbst. Und das ist für einen Menschen die allerschwerste Last.

Andreas hatte den Brief noch nicht beantwortet, als eines Tages Adrian Blidberg nach der Bark herunterschickte und sagen ließ, er müsse mit dem Schiffer sprechen. Als Andreas ins Kontor kam, war der Krämer sehr übler Laune. Er saß auf seinem Sessel am Pult, zerriß Papiere, blätterte in seinen Büchern, und fing sogleich an über die schlechten Zeiten zu jammern. Die Frachten würden immer schlechter, die Leute immer teurer. Und während er sprach, blinzelten seine Augen nach dem Stuhl hinüber, auf dem Andreas saß. In dem schiefen Mundwinkel hing wie gewöhnlich der halbgerauchte, erloschene Zigarrenstummel.

Schließlich stand er auf, sah zur Tür hinaus, als wolle er nachsehen, ob auch niemand draußen stehe und horche, was innen gesprochen wurde, nahm dann seinen Platz am Pult wieder ein und sagte ganz kurz: „Wann gedenkst du eigentlich deine Schuld zu zahlen, was? Hast du schon daran gedacht? Ich hätte das Geld jetzt grade nötig."

Andreas lächelte krampfhaft; antworten konnte er nicht. Jetzt kam die Erklärung, das fühlte er — die Erklärung für diese jahrelange Rücksichtnahme.

Der Patron saß schweigend da und wartete auf Antwort. Seine Augen wurden scharf wie Nadeln. Als die Antwort ausblieb, hellte sich sein Gesicht auf.

„Du kannſt nicht, ich weiß ſchon. Aber du kannſt mir dafür ſonſt helfen. Ich brauch Geld — du auch. Und damit iſt auch dir geholfen.“ Die Worte gingen gleichſam an Andreas vorbei. Er hörte ſie nicht und ahnte doch, was der Patron jetzt von ihm verlangen würde.

Der Händler ſchien die Qual des andern gar nicht zu bemerken. Er hielt ſein Opfer feſt — dachte gar nicht daran, es freizugeben. Etwas von der Grauſamkeit des Raubtiers lag in ſeinem Blick.

„Du nimmſt Ladung an Bord, wie ſchon ausgemacht,“ fuhr er fort. „Wir ſind im Herbſt — die Nächte ſind dunkel. Unterwegs ſcheitert die Bark. Verſtanden?“

Wieder hielt der Krämer inne und wartete auf Antwort. Als wieder nichts kam, ſagte er: „Haſt du gehört, was ich ſage?“

„Ja,“ erwiderte Andreas.

Mehr brachte er nicht heraus. Er verſtand jetzt alles. Der andere brauchte ihm gar nicht erſt mit Drohungen zu kommen, brauchte gar nicht zu ſagen, daß er, Andreas, mit Weib und Kind obdachlos, arm und verlaſſen daſtehen würde, wenn er ſich weigerte zu gehorchen.

Adrian Blidberg fand ebenfalls, hierüber wäre weiter nichts mehr zu ſagen. Er fuhr fort: „Wenn du deine Sache brav machſt, ſchreiben wir die Hälfte der Summe ab. Der Reſt kann anſtehen.“

Er ſprach dann noch weiter, und Andreas antwortete. Als er ging, hatte er das dunkle Empfinden, als habe er verſucht, ſich loszubitten, ohne daß es ihm gelungen war. Ihm war, als habe er gelobt, zu tun, wie der Verſucher ihm gebot. Aber er wußte es nicht ſicher; er wußte bloß, daß er ſeine Finger in der Taſche um vier zerknitterte Scheine zuſammengekrampft hielt, die er als Handgeld genommen hatte, weil er ſie brauchte.

Er ſchlug den Weg zum Hafen ein. Und während er ging, fiel ihm ein, daß andere dasſelbe getan hatten, was ihm jetzt bevorſtand. Er kannte auch die Männer. Viele waren es nicht, vielleicht zwei oder drei, von denen man ſich das zuflüſterte. Er hatte ſie früher aufs härteſte verdammt und verachtet. Jetzt wußte er, wie ſchwer es ihnen geworden war. Bis zu dieſem Tag hatte er ſich kaum denken können, daß ſo etwas überhaupt möglich war.

Plötzlich fiel ihm ein: er müßte doch eigentlich heimfahren — zu ſeiner Frau. Aber er hatte in dieſem Augenblick das Gefühl, es ſei Feindſchaft zwiſchen ihnen. „Ich kann nicht heim,“ dachte er. „Aber es ſieht ſonderbar aus, wenn ich nicht komme und mir das Kleine anſehe,“ dachte er weiter.

Er war jetzt unten auf der Brücke angelangt; als er aufſah, ſtand einer der jungen Männer von Aſpö vor ihm und grüßte. Er war zum Mehlkauf nach Hammarby gekommen.

„Wie geht's daheim?“ fragte Andreas.

Der junge Menſch berichtete, was vorgefallen war, und wie alles ging. „Du kommſt ja doch heim jetzt?“ ſchloß er.

Andreas erinnerte ſich plötzlich an etwas, das er ſchon faſt vergeſſen hatte. Er

zog die Hand mit den Scheinen aus der Tasche. Zerknittert, wie sie waren, ohne sie zu zählen, gab er sie dem jungen Burschen.

„Gib es Esther," sagte er „und sag ihr, ich komme, sobald ich kann." Damit sprang er in die Jolle und ruderte, aufrechtstehend, hinüber zu der Bark, die im Hafen vor Anker lag.

Andreas arbeitet zur Nachtzeit. Niemand darf seine Arbeit sehen. Zusammengeduckt im Laſtraum führt er sie aus, so wie ein anderer es ihn gelehrt hat. Er ist ganz allein. Wenn das Geräusch seiner Werkzeuge auf eine Weile verstummt, hört er keinen Laut als das Plätschern der Wellen, die an den Bug des Schiffes schlagen.

Die Arbeit, die er da ausführt, die darf nicht mißlingen. Bei der Schäre nordwestlich von Grislebode muß das Schiff sinken. Dort ist's tief und still — dort ist es nutzlos, zu tauchen, und selbst wenn das Wrack wieder heraufgeholt würde, nichts würde zutage kommen, nichts würde die Arbeit verraten, die der einsame Mann, der sich um des Gewinns willen verkauft hat, hier vollbringt. Zu allem hat Andreas zugestimmt, alles ist ihm gleichgiltig geworden — nur eins nicht: Was auch geschieht — die Besatzung muß gerettet werden. Menschenleben will er nicht auf dem Gewissen haben!

Es ist die Zeit des abnehmenden Mondes; die Sichel steht am Himmel. In goldglänzenden Striemen wiegt sich der Schein auf den kleinen, unruhigen Wellen des Hafens, die unablässig gegen den Bug des Schiffes klatschen. Der Wald steht in weitem Halbkreis dunkel über den Wassern, schwere Wolken mit leuchtenden Rändern hängen über der Bucht, wo am nächsten Morgen die Sonne wieder aufstehen wird, und dunkel drängen sich die Häuser von Hammarby zusammen. Still liegt alles, kein Licht schimmert.

Andreas betrachtet das alles. Er ist mit seiner Arbeit fertig und hat sich auf das Kabinendach gesetzt. Schlafen kann er heut nacht doch nicht. Alles, so däucht ihm, ist gekommen wie etwas Unwiderstehliches; er selber hat nichts dazu getan. Immer hat er sich seinen Weg fern von den andern gesucht. Jetzt ist er am Ziel.

Er vermag nicht weiter zu denken; als gehöre er gar nicht mehr zu den Lebenden, so öde und stumm ist es in ihm. Durch sein Hirn fährt plötzlich der Gedanke: Warum laß ich mich denn nicht selber ins Wasser gleiten und mache ein Ende? Der Gedanke schreckt ihn nicht. Nur ein dumpfes, unklares Entsetzen über alles, was geschehen ist, füllt seine Seele. Schwer starrt er hinaus übers Wasser. So wenig gewöhnt er ist, auf derartiges zu achten, merkt er doch jetzt, wie groß und still die Landschaft um ihn her schläft.

Da hört er plötzlich leichten Ruderschlag und sieht im Mondstreifen ein Boot vom Land abstoßen. Im Boot sitzt ein einsamer Mann und rudert. Näher und näher kommt er. Aber Andreas regt sich nicht. So gleichgiltig ist ihm alles, — er fürchtet weder Entdeckung noch Schande mehr in diesem Augenblick. Komme, was kommen will! denkt er. Schlimmer kann's nicht mehr werden für mich!

Aus seiner Betäubung weckt ihn eine Stimme, die leise seinen Namen ruft. Gleich darauf steht Adrian Blidberg vor ihm auf dem Verdeck.

„Alles klar?" fragt der Patron.

Andreas hohnlächelt ganz unverhohlen. „Aha, er hat Angst!" denkt er. „Er hat auch nicht schlafen können!"

„Ja," erwidert er einsilbig. „Alles klar."

„Morgen segelst du also, sobald die Leute an Bord sind", fährt der Patron fort.

„Möglich", entgegnet Andreas. „Wenn nichts passiert."

„Was soll denn passieren?" fragt der andere hastig.

Andreas sieht, daß der Patron nicht so ruhig ist als sonst.

„Alles kann passieren", antwortete er trocken.

Der Patron wirft seinem Schiffer einen argwöhnischen Blick zu und begibt sich dann in den Lastraum hinunter. Was er dort tut, ist Andreas ganz einerlei. Aber während er ruhig auf seinem Platz sitzen bleibt, fängt er an, über sich selber nachzudenken. Als wäre er aus einem langen Traum erwacht ist ihm zumut. Irgend jemand hat ihn geweckt, oder auch ist er von selber aufgewacht. Das Gewissen, das solange geschlafen hatte, ruft auf einmal mit lauter Stimme in ihm. „Warum tu ich das?" fragt er sich. „Zwingen kann mich keiner!"

Gewaltsam, unvorbereitet fühlt er die Kräfte in sich zurückkehren; und auftaumelnd wie ein Traumwandler, der — schlaftrunken — plötzlich die tödliche Gefahr vor sich sieht, ruft er in den Lastraum hinab:

„Du da drunten, komm herauf!"

Damit springt er ins Boot, das an der Leeseite des Schiffs liegt und starrt, aufrechtstehend, die Arme gegen das Deck gestützt, in den dunkeln Lastraum, wo jetzt Schritte hörbar werden. Er fühlt sich entschlossen, mutig, als hätte Gott selbst ihm geholfen. Nie, meint er, hat er so deutlich gewußt, was er zu tun hat, wie jetzt. Ohne mit der Wimper zu zucken hält er dem Blick des Patrons stand, der ihn verwundert anstarrt.

„Hast du hier zu kommandieren?" sagt Blidberg.

„Ja, heut ist die Reihe an mir!" antwortet Andreas.

Seine Stimme zittert ein bißchen, aber er spricht ganz ruhig.

„Das soll dich teuer zu stehen kommen!" gibt der andere zurück.

„Mag sein", erwidert Andreas. „Aber in deiner Gewalt bin ich darum doch nicht. Ich war's, ja, und du hast wahrscheinlich geglaubt, das würd' immer so bleiben. Gott helfe mir, wenn ich's nicht selber geglaubt hab. Du hast's so weit gebracht, wie noch kein Mensch vor dir. Hast mich verführt, dir bei einem Verbrechen zu helfen. Aber jetzt kann ich nicht mehr! Sieh zu, wer dir das übrige tut! Ich nicht!"

Damit stößt Andreas das Boot des Patrons von der Bark ab und setzt sich auf die Ruderbank. Mit geballten Fäusten, wütend, droht ihm der Händler vom Verdeck nach, aber kein Wort kommt über seine Lippen. Andreas merkt, daß der andere nur nicht wagt zu rufen, aus Angst, man könnte ihn am Land hören. Mit

festen, stetigen Ruderschlägen rudert er aus dem Hafen. Vor ihm liegt die Bucht, offen, weit, vom Mondlicht bestrahlt.

Unaufhaltsam rudert er so. Er fühlt sich wie aus der Macht des Bösen erlöst. Was nachher kommt, kümmert ihn nicht. Wenn er nur das, was ihn jetzt vorantreibt, ausrichtet; dann will er gern sterben.

Mit langen, kraftvollen Schlägen rudert er dahin; in der Ferne dämmern schon die dunkeln Umrisse des Waldes, der um sein Haus steht.

Er ruht einen Augenblick aus. Rundum sieht er die Bucht, die Inseln, die Wälder und Schären, wo alles ihm so wohlvertraut ist. Ihm ist, als wär' er lange, lange in der Fremde gewesen und käme endlich wieder nach Haus. Er braucht sich gar nicht umzusehen, während er weiterrudert; er kennt Wasser und Land viel zu genau. Jetzt ist er grade über der seichten Stelle, wo das Land sich breit und schwer vorschiebt; dahinter wird es wieder schmaler, backbord steigen die Erlenholme auf. Nur noch eine kurze Strecke. Dann kommt er in ruhiges Wasser, biegt um die Landzunge, und durch die schmale Rinne gleitet das Boot in den Hafen. Dort oben liegt sein Heim. Rund um das dunkle Haus schlummert der Wald.

Dadrin schläft sie mit den Kindern, denkt Andreas. Und er hat Angst, er könnte sie erschrecken. Aber warten kann er nicht. Das kann keiner von ihm verlangen, daß er bis Tagesanbruch allein sein soll — soviel, wie er jetzt zu sagen, zu besprechen hat. Sachte klopft er ans Fenster und bald darauf sitzt er daheim am Tisch. Seine Frau stellt nicht viel Fragen. Sie sieht es ihm an, daß Wichtiges sich zugetragen haben muß. Still wartend kleidet sie sich an, leise, um die Kinder nicht zu wecken, und folgt dem Mann in die Kammer.

Und da beichtet Andreas alles, so wie er jetzt sieht und glaubt, daß sein ganzes Leben gewesen ist. Er erzählt ihr alles, Dinge die sie schon weiß und Dinge, die sie noch nicht weiß. Alles sagt er ihr, nichts verheimlicht er mehr. So schwer hat er gelitten, so gern möchte er jetzt seine Schuld büßen, daß nur die volle Wahrheit ihn erleichtern kann. Und während er erzählt, sinkt das Öl in der Lampe tiefer und tiefer, und eh er noch zu Ende ist, dämmert schon der Tag rot hinterm Wald.

„Nie hatte ich's so, wie ich's wollte," schließt Andreas, „und doch war das, was ich wollte, schließlich nichts, was nicht jeder haben kann. Es war ja gar nicht so viel — nur allein sein wollt ich mit dir. Erst glaubte ich, du wolltest das auch. Aber als ich dann merkte, wie froh du warst, wieder zum Vater heimzukommen, war ein Groll in mir gegen dich. Ich meinte, es sei deine Schuld, du halteſt mich, daß ich nicht die Wege gehen konnte, die ich wollte. Ich ließ mir's nicht anmerken, ich glaube, ich schämte mich vor mir selber. Als du mir dann sagtest, ich hätte all das Deinige zugrund gerichtet, da wußte ich ja wohl, daß es wahr war. Aber seit der Zeit hab ich nicht mehr wie früher mit dir reden können. Ich hab dich gehaßt in Gedanken; darum kam ich auch nicht heim, wie der Kleine geboren war. Ich wußte, daß alles, was ich tat, zu Untergang und Verderben führen mußte. Und doch hab ich's getan. Kein Mensch, der das nicht durchgemacht hat, kann das verstehen."

Schweigend ſtarrt er eine Weile vor ſich hin. Dann ſagt er:

„Weiter iſt nichts, glaub' ich. Doch — noch eins: Ich habe gehandelt wie ein Verbrecher und habe Geld genommen für mein Verbrechen. Aber wie er — du weißt ſchon, er, — ich nenn' ſeinen Namen nicht mehr — heut nacht kam, da brannte es in mir, als hätte man ein Licht angezündet. Gott ſelbſt war's, er hat mir geholfen, daß ich von ihm losgekommen bin." Eſther ſitzt ganz ſtumm da und hört ihm zu. Sie weint nicht, ſie hat keine Angſt.

„Und jetzt willſt du zum Schultheiß gehen," ſagt ſie.

„Soweit hinaus hab ich noch gar nicht gedacht," erwidert Andreas.

„Wenn du aber meinſt, daß es recht iſt, ſo werd ich's tun."

Eſther ſchweigt. Sie fühlt, ſie kann ihren Mann nicht bitten, daß er ſich ſelber anzeigen ſoll, damit das Verbrechen an den Tag kommt und der Schuldige geſtraft wird. Und als ſie Andreas anblickt, ſieht ſie, wie müde er iſt. Morgen, denkt ſie, wenn er ausgeſchlafen hat, tut er's, ohne daß ich ihn drum bitte. Ohne ein Wort weiter zu ſagen, geht ſie in die Küche und macht das Bett zurecht.

Andreas folgt ihr; als er hinein kommt, beugt er ſich über die Wiege und blickt auf den kleinen Neugeborenen, der im Schlaf die Lippen regt. Etwas in ihm löſt ſich, während er ſo ſieht. Aber er iſt zu müde — er kann jetzt nichts mehr ſagen. Er geht zu Bett und ſchläft ſchwer.

Eſther aber hat wohl geſehen, wie der Mann über der Wiege des Kleinen zauderte; ſie fühlt: er iſt ihr und den Kindern wieder gut. Und obgleich ſie keine Ahnung hat, was nun werden ſoll, iſt ſie doch froh, daß Andreas wieder da iſt. Alles, was er und ſie erlebt haben, ſcheint ihr in dieſer Stunde ſo groß. Still und wach ſitzt ſie da und ſieht, wie Andreas und die Kinder ſchlafen. Ihren Mann zu richten, das kommt ihr gar nicht in den Sinn. Dazu iſt ihr Herz viel zu voll.

Als Andreas erwacht, iſt es ſchon heller Tag. Gegen Morgen hat ſich ein Nordweſt erhoben; der Wind iſt friſch.

Andreas blickt hinaus und ſagt: „Ich geh doch zum Schultheiß. Sonſt hab ich keine Ruhe. Ich will ihm alles ſagen, wie es war, und nichts verſchweigen. Mag's dann gehen, wie's will. Soll ich büßen für das, was ich getan habe, ſo will ich die Strafe auf mich nehmen."

Um Mittag desſelben Tages ſegelt er zum letztenmal von daheim fort. Eſther bleibt einſam zurück. Aber zum erſtenmal ſeit langer, langer Zeit fühlt ſie ſich ruhig. Den kleinen Göran an der Bruſt denkt ſie darüber nach, daß der Andreas von früher ihr zurückgekehrt iſt. Und erlöſende Tränen fallen auf die Bruſt, an der der Neugeborene ruht.

So wie Andreas und ſein Weib es ſich dachten, war nun allerdings der Ausgang der Reiſe nicht. Als Andreas am Landungsſteg des Schulzenhofs ausſtieg, war der Schultheiß ſchon auf der Suche nach ihm. Ein Mädchen, das, als es hörte, um was es ſich handelte, ſehr ängſtlich und verlegen ſchien, teilte dies Andreas mit. Sie ſchlug ihm die Küchentür vor der Naſe zu und überließ es ihm, ſich die Ur-

sache dieses Empfangs zu erklären. Mißgestimmt und niedergeschlagen, ohne selber recht zu wissen, warum, trieb sich Andreas auf dem Hof umher, um sein Anliegen später vorzubringen. Als der Schultheiß endlich kam, nahm er Andreas ohne weiteres ins Verhör, und nachdem dieser auf alles geantwortet hatte und zuletzt erklärte, er sei gekommen, um Blidberg und sich selber anzuzeigen, wurde der Schultheiß nachdenklich. Aber er erklärte, wer selber eines Verbrechens angeklagt sei, könne keinen andern anzeigen. Erst müsse seine eigene Sache abgehandelt und er selber wieder frei sein. Das ging über Andreas' Begriffe. Er, der gekommen war, anzuklagen, ward festgenommen und in Untersuchungshaft gesetzt. Er tröstete sich jedoch mit dem Bewußtsein, daß seine Sache eine gerechte sei und seine Stunde schon noch kommen würde. Als der Tag der Verhandlung kam, war er voll des lebendigen Glaubens, daß die Wahrheit ans Licht kommen müsse, und ganz bereit, seinen Teil an der Strafe auf sich zu nehmen — aber auch nur seinen Teil.

Nun war aber das Unglaubliche geschehen, daß der Verbrecher, um sich selber reinzuwaschen, frech seinen Handlanger der Missetat angeklagt hatte, deren Urheber er doch war. Adrian Blidberg hatte seine Zeit nicht verloren. Als er allein auf dem Verdeck der Bark stand und Andreas davonrudern sah, nahm er ohne Besinnen die Jolle und ruderte eilig ans Land. „Er fährt zum Schultheiß und zeigt mich an!" war sein erster Gedanke. Der nächste war: „Jetzt gilts, wer von uns zuerst kommt!" Und der dritte: „Hätte der Esel sichs überlegt und die Jolle mitgenommen, so säß ich jetzt schön fest!"

Adrian Blidberg hielt Andreas ganzes Auftreten einfach für ein pfiffiges Manöver. Aber er war nicht der Mann, sich übertölpeln zu lassen! Ohne einen Menschen zu wecken, machte er sein Boot los und segelte nach dem Hof des Schultheißen, wo er mitten in der Nacht Einlaß begehrte und fand. Und so gut spielte er seine Karten aus, daß, als später Andreas mit seinem Geständnis kam, dies nur dazu diente, den Schein noch mehr gegen ihn zu kehren. Der Schultheiß wußte von Andreas, daß er immer ein verschlossenes, eigenes Wesen zur Schau getragen und die Gesellschaft anderer gemieden hatte. Dies, meinte der Schultheiß, deutete auf nichts Gutes, und dieser Auffassung, die er sich über den Angeklagten gebildet hatte, entsprach auch die Anklage.

Als der Tag der Verhandlung kam, stand Adrian Blidberg vor dem Richterstuhl als Ankläger und Zeuge. Frech und ruhig stand er da in seinem grauen Rock, und keinem konnte der Haß, womit er den Angeklagten betrachtete, entgehen. Die Stimmung im Publikum war denn auch so, daß der Richter schließlich den Saal räumen lassen und eine Wache vor die Tür stellen mußte. Denn er fürchtete allen Ernstes, der Aufregung der Zuhörer, die besonders nach der Zeugenaussage der Frau immer höher stieg, nicht mehr steuern zu können. Ein dumpfes Murren der Wut ging durch die ganze Versammlung, und der Richter, der seine Leute kannte, merkte, die Erbitterung könnte leicht so weit steigen, daß der Thingsfriede gestört wurde. Auch Adrian Blidberg ward einen Augenblick blaß, als er das

drohende Gemurmel um sich her hörte; er wußte, in diesem Haufen Menschen war mehr als einer, der ihm nichts Gutes wünschte und der Rache zu fordern hatte! Jeder der ihn und Andreas neben einander stehen sah, hätte drauf schwören können, welcher von den beiden der wahre Verbrecher war.

Die Verhandlung wurde also hinter geschlossenen Türen weiter geführt. Bloß den nächsten Angehörigen des Angeklagten und den paar Menschen, die als Zeugen geladen waren, wurde gestattet, zu bleiben. Aber vor den Fenstern stand der ganze Platz voll von Menschen, eine stille, tieferregte Volksmenge, die auf den Ausgang dieser Verhandlung, den alle im voraus ahnten, wartete.

Außer Andreas selber war keiner, der daran glaubte, daß das Urteil zu seinen Gunsten ausfallen würde. Er bekannte alles, was ihm zur Last gelegt wurde, freimütig und aus eigenem Antrieb. Die Anklage gegen den Patron nahm er natürlich nicht zurück. Von ihm verlockt und verführt, nach seinen Angaben hatte er die Tat begangen, die er jetzt tief bereute und die er aus freiem Willen unvollendet gelassen hatte. Das war alles, was er zu seiner Verteidigung vorzubringen hatte. Dem gegenüber stand das Wort des Patrons. Und dagegen konnte nichts, was Andreas sagte, sich behaupten, ausgenommen das Bekenntnis seiner eigenen Schuld. Als das Urteil fiel, war Andreas schuldig gesprochen; sein Widersacher konnte nicht verurteilt werden, weil sich für seine Tat kein Zeuge fand, und das Gesetz nur das Recht des Buchstabens kennt. — — Aber von den Menschen, die voll Erwartung den Thinghof füllten, war Adrian Blidberg längst gerichtet; und als die Nachricht von dem ungerechten Urteilsspruch die wetterharten, düsterblickenden Schärenbewohner erreichte, die die beiden Männer kannten, da hätte nicht viel gefehlt, daß die Erregung zu einem tatsächlichen Aufstand ausgeartet wäre. Der Schultheiß mußte selber hinausgehen und Ruhe und Ordnung herstellen, und erst als der Hof leer und das letzte Boot von der Brücke des Thingshauses verschwunden war, wagte Adrian Blidberg sich zu seinem Boot hinab, um heimzusegeln.

Lang vor ihm war Andreas abgeführt worden. Man hatte ihn auf den Rücksitz in des Schultheißen Wagen gesetzt; neben ihm saß ein Gefängniswärter. Das Urteil lautete auf Zuchthaus. Vier Jahre lang saß Andreas im Gefängnis. Sein Hof wurde inzwischen durch Zwangsversteigerung verkauft, und sein Weib und seine Kinder aßen bei den Verwandten im Nachbarhof das Gnadenbrot.

Der Grimm auf Adrian Blidberg war überall in den Schären so groß, daß der Patron sich nicht länger in Hammarby halten konnte. Er verkaufte seinen Besitz und siedelte in die Hauptstadt über. Dort, hieß es, trieb er seine Geschäfte weiter. Das Fischerdorf wurde nie zur Stadt, und die Leute meinten, so wie es gekommen sei, sei es das beste. Wer nach ein paar Jahren die Gegend wieder aufsuchte, fand den Ort schon verfallen; denn mochte man nun Blidberg nachsagen, was man wollte — die Gegend hatte er heraufgebracht. Aber unter den Alten gab es viele, die sich glücklich priesen, daß die Armut der früheren Zeiten wiedergekehrt war.

Von Andreas Viks späterem Schicksal weiß man nicht viel. Es ist ja wohl im allgemeinen immer so: nichts verbittert den Menschen mehr, als wenn er mit seinem Recht vereinsamt steht und Unrecht leiden muß. Vergrämt und bitter sah Andreas die langen Gefängnisjahre dahingehen. Man sagt, er habe sein eignes Leben so wenig mehr geschätzt, daß er bis aufs letzte in seiner Verzweiflung gelobt habe, am selben Tag, an dem er frei käme, seinen Feind umzubringen; nicht einmal der Gefängnisgeistliche, hieß es, habe ihn auf andere Gedanken bringen können.

Trotzdem geschah es nicht. Sondern eines Tages, nachdem er das Gefängnis verlassen hatte, fuhr Andreas hinaus nach Aspö, und als er hinkam, hatte er eine Summe Geld bei sich, groß genug, daß er und sein Weib damit ein neues Leben beginnen konnten. Man erzählt sich in den Schären, er habe das Geld vor seiner Frau auf den Tisch gelegt und habe gesagt:

„Hier sind viertausend Kronen, tausend für jedes Jahr, das mir der Mann von meinem Leben genommen hat. Er hat sie mir selber gegeben. Ich stand ihm gegenüber in seinem Kontor in der Stadt, ganz allein, niemand hätte mir wehren können. Der Gefängnisdirektor befahl mir, zu ihm zu gehen, wenn ich frei käme, und wenn ichs auch nicht nötig hatte, so ging ich doch. Ganz allein stand ich ihm gegenüber. Viel hat nicht daran gefehlt, daß mich die Besinnung verlassen hätte und ihr mich nie wiedergesehen hättet.

Da nahm er die Scheine und legte sie vor mich auf den Tisch. Er nahm sie aus einem großen Kuvert, das schon lang bereit lag und auf mich wartete. Ich merkte das wohl. Was soll ich damit? fragte ich. Versprechen, daß du nach Amerika gehst, daß ich dich hier los bin, sagte er.

Ich verstand ihn wohl — er hatte Angst vor mir und wollte sich loskaufen. Und in dem Augenblick war sein Leben keinen roten Heller mehr wert. Aber dann sah ich ihn an, und da ging es mir plötzlich auf, daß er mich ja gar nichts anging. Die Rachegedanken hatte ich ausgezogen mit der Gefängnistracht. Es war wie eine Krankheit, die sich auf die Seele geschlagen hat, und die jetzt vorbei ist. Es war mir Freude genug, zu sehen, wie er sich vor mir fürchtete und wie verändert er war. Ich möcht nicht tauschen mit dir! Das war das einzige, was ich sagte. Und dann spuckte ich vor ihm aus und nahm das Geld und ging." — — — So ungefähr soll Andreas zu seiner Frau gesprochen haben, als er nach Ablauf der Strafe nachhause zurückkehrte. Er blieb übrigens nicht lange auf Aspö. Bald darauf verschwand er aus den Schären. Seine Frau und die Kinder nahm er mit.

Daß Andreas das Geld genommen hatte, das fanden alle ganz recht und natürlich. Er hatte es ehrlich verdient und brauchte keinem Menschen dafür zu danken Es war wie das Sühngeld der alten Zeiten, das jeder ehrliche Mensch annehmen konnte.

Das letzte, was man in den Schären von Andreas Vik hörte, brachte der Lotse mit, der das Auswandererschiff, auf dem sich Andreas befand, aus dem Hafen ge-

führt hatte. Er und Andreas waren alte Bekannte. Mann und Frau, erzählte er, hätten zufrieden und wohlgemut ausgesehen. Abseits von den andern hätten sie mit ihren zwei Jungen ganz vorn gesessen, und wo die Schären kahler wurden und das Land verschwand, hätten sie einander bei den Händen gehalten. Aber nicht ein Mal hätten sie zurückgeblickt. Als der Lotse in sein Boot hinabsteigen wollte, war Andreas gekommen, um Abschied zu nehmen.

„Grüß daheim!" hatte er gesagt. „Wiederkommen werd ich wohl nie." Dem Lotsen schien, als wolle Andreas noch mehr sagen. Aber im selben Augenblick machte das Schiff eine Drehung, so daß er rasch ins Boot springen mußte. Die See ging hoch, der Kapitän stand auf der Kommandobrücke und schrie. Da rief Andreas noch etwas durch den Sturm, aber der Lotse verstand nicht, was er sagte. Der Kapitän rief: Volldampf! und der Koloß mit den Auswanderern an Bord dampfte davon und nahm das letzte, unhörbare Lebewohl mit sich, das Andreas über das Meer hin dem Vaterland zurief.

Briefe von Anselm Feuerbachs Mutter an Michael Bernays/ mitgeteilt von Hermann Uhde-Bernays

icht etwa hastende, mit brennenden Nägeln gierig arbeitende Veröffentlichungssucht hat die Herausgabe der nachfolgenden Briefe veranlaßt. Seit einer Reihe von Jahren schon lagen sie wohlgeordnet und wohlgehütet in der versiegelten Mappe, welche die wenigen Briefschaften enthält, die Michael Bernays als Erinnerungen an die Jugendzeit bewahrte. Kein Zufall hat sie ans Licht gezogen, und keine aufregende Geschichte über abenteuerlich atemloses Suchen und glückliches Finden läßt sich berichten. Der Entschluß, sie hervorzunehmen und eingehend zu betrachten, ward in treuem Gedenken längstverklungener Gespräche gefaßt, die Michael Bernays in abendlicher Stunde mit dem Sohne zu führen pflegte, ihn ernst zu weisen auf die ewig gültigen Lehren wahrer Schönheit und Kunst. Es ist ein Jahrzehnt und länger her, als in den stillen Räumen des Karlsruher Elternhauses die mächtige Stimme oftmals erzählte von dem trüben Schicksal Anselm Feuerbachs, als der Name des verkannten Freundes wehmütig genannt ward zum Beweise menschlichen Unvermögens, wahre Größe zu erkennen und richtig einzuschätzen.

Dennoch ist es ein ganz äußerlicher Anlaß gewesen, der die Briefe Henriette Feuerbachs plötzlich von dem Staube befreite, der so lange auf ihnen gelagert hat. Das unlängst erschienene Buch A. von Oechelhäusers „Aus Feuerbachs Jugendzeit" hat die Deutlichkeit der Erinnerung an den Inhalt jener Gespräche durch seine ganz gegenteiligen Behauptungen zu trüben gesucht. Die entstandenen Zweifel geboten ein schleuniges Nachprüfen. Gleich das allererste längere Schreiben erwies nun die mehr als einseitige Parteinahme Oechelhäusers, dem daraufhin die verdiente Zurückweisung gegeben werden konnte. So gelangten bereits zwei herausgerissene Briefstellen zur Veröffentlichung, und damit hätte es sein Bewenden haben können.

Aber die Teilnahme, die stetig sich steigernd an diesen Briefen sich festhielt, die zwischen den Zeilen dieser vergilbten, vor einem halben Jahrhundert beschriebenen Blätter das freundliche Auge der geistvollen Frau schimmern sah, die anschwoll zu ehrfurchtsvoll sich neigender Bewunderung vor der stillen selbstlosen Mutter, sie hat den Gedanken zur Reife gebracht, aus der großen Zahl des Vorhandenen eine kleine Auswahl zu treffen, um dem äußeren Bilde, das ihr Sohn so herrlich festgehalten hat, eine Art innerer Ergänzung zu geben. Dem mag vorgeworfen werden, daß Henriette Feuerbach seinerzeit alle ihre Briefe verbrannt hat, daß also wohl ihr bestimmter Wille jeder Veröffentlichung dieser Art entgegenstehe. Es mag ferner der Tadel sich erheben, daß auch hier „die alte Tragödie vom Kampf des Genies mit dem Leben" — so schreibt Henriette Feuerbach selbst in einem Aufsatz über Jahns Mozart — wiederholt werde, ja vielleicht gar, daß die

hohen Erwartungen, sehr viel Neues und Wichtiges über Anselm zu hören, gründlich getäuscht worden seien. Das letztere wird nur ein oberflächlicher Leser finden, der die ständig durchbrechenden innerlichen Beziehungen zwischen Mutter und Sohn übersieht, die namentlich in den beinahe modern sich haltenden ästhetischen Urteilen und Anschauungen erkennbar sind. Und wenn wiederum die traurigen Lebensverhältnisse in herber Monotonie den Grundakkord bilden, die wir aus dem Vermächtnis und aus Allgeyer-Neumanns Biographie zur Genüge schon kennen, so muß einerseits über das Oechelhäusersche Buch hinweg nachdrücklich die Notwendigkeit betont werden, sie als nie verstummende Anklage gegen die vergangene, als warnende Mahnung für die gegenwärtige Generation aufzufassen. Andrerseits aber erheben sich die Briefe häufig genug über menschliches Elend hinaus in die reine Sphäre wissenschaftlich ernsten Gedankenaustausches. Aus diesem Grunde auch durfte der Herausgeber ruhig wagen, sie öffentlich mitzuteilen.

Es sind die Jahre 1856—1862, denen sie entstammen. Nach dem frühen Tode des Gatten, des noch jetzt mehrfach genannten Archäologen und Professors an der Universität Freiburg, war Henriette Feuerbach mit ihrer kränklichen Stieftochter Emilie nach Heidelberg übergesiedelt. Sie stand noch in den besten Jahren. Geboren am 13. August 1812 zu Ermetshofen in Unterfranken als Tochter des Geistlichen Heydenreich, hatte sie sich 1834 entschlossen, dem Gymnasiallehrer Anselm Feuerbach die Hand zu reichen, der seine erste Gattin früh verloren hatte. Es muß kein leichter Entschluß gewesen sein, zumal Feuerbach zwei Kinder mit in die Ehe brachte, die ebengenannte Tochter Emilie und den fünfjährigen Anselm, den späteren Maler. „Der frische poetische Frühlingsmorgen war vorüber, das Glück der Vereinigung bestand darum mehr in einem steten Tragenhelfen der Last und Bürde des Lebens, als Zusammengenießen der Lebensfreuden, wie liebevolles Verständnis und Einigkeit es sonst zu schaffen vermögen." So spricht sie selbst. Auf dem Sterbebett hat der Gatte ihr das Versprechen abgenommen, für die Stiefkinder zu sorgen, und das hat sie gehalten in großartiger Weise. Die materiellen Verhältnisse waren sehr schlecht. Mit Stundengeben und Artikelschreiben, mit dem Zusammensuchen von Belegstellen für Webers Weltgeschichte und Oesers Dichtkunst verbrachte die Unermüdliche trotz häufigen Kopfwehs ihr Leben, um so das Nötigste zu beschaffen. Ihre größte Sorge blieb die Zukunft des Stiefsohnes, den sie über alles liebte. Gerade in den Jahren unserer Briefe schwankte der unruhige Geist von einem Entschluß zum andern, bis endlich Rom ihn dauernd bannte. 1855 im Sommer war Anselm Feuerbach in Venedig, es folgt Florenz, dann Rom. Im Jahr 1860 kommt er auf längere Zeit in die Heimat zurück, von der Mutter in seiner künstlerischen Größe erkannt und begeistert empfangen. Es winkt ein Ruf nach Karlsruhe, eine Stellung in Weimar — da hält menschliche Mißgunst das Glücksrad fest in dem Augenblick als es sich eben in Bewegung setzen will. Dabei entstehen die herrlichsten Werke, Dante mit den Frauen, die erste Iphigenie. Gehemmt, aber nicht gelähmt kehrt der junge Meister der undankbaren Heimat den Rücken, er, der nationalsten einer, der sich die Einnahme Sedans telegra-

phieren läßt, um als Erster die Fahne herauszustecken, findet in der Fremde Trost, soweit ihn unablässige Arbeit dem unbefriedigten Ehrgeiz, dem gekränkten Stolz zu geben vermag.

Von diesen sechs Jahren voller Erwartung und Täuschung, voller Anspannung und Erschlaffung handeln nun die folgenden Briefe. Eine genaue Charakteristik der Mutter Feuerbachs aus ihnen zu geben, hieße das Beste aus ihnen vorwegnehmen. Sie sprechen für sich selbst. Indessen wird es nötig sein, wenige Worte über die Beziehungen anzuschließen, die Michael Bernays mit der Familie Feuerbach verbanden. Bernays studierte seit 1852 in Heidelberg bei Gervinus deutsche Philologie. Als Henriette Feuerbach in die Neckarstadt zog, suchte sie nach einem jungen Manne, welcher ihr bei der Herausgabe der 2. Auflage des Buches, das Feuerbach über den vatikanischen Apoll geschrieben hatte, behilflich sein könnte. So kam der eben Zwanzigjährige zu ihr ins Haus. Seine schon damals stark ausgeprägte Persönlichkeit, seine hohe Begeisterung für alle Werke der Dichtkunst, vor allem auch wohl seine schon damals gerühmte Vortragsgabe schufen ihm dort eine angenehme Stellung, der bald die Rechte des Pflegesohnes eigentümlich waren. Dies ergibt sich aus einem Brief, den Frau Feuerbach im November 1855 aus Basel an Bernays gerichtet hat.* Im Frühjahr 1856 bestand Bernays das Doktorexamen, um unmittelbar darauf nach Bonn überzusiedeln, wo er seine sprachlichen Studien fortsetzte, und im Kreise von Ritschl, Simrock, Welcker, E. M. Arndt ein an innerer Anregung reiches Leben führte. Hier setzt der eifrige Briefwechsel mit Henriette Feuerbach ein.

Mein lieber freundlicher Sohn und sohnlicher Freund! 4. Juni 56.

..... Ihres Aufenthaltes in Bonn, der so heiter und ersprießlich ist, freue ich mich von Herzen. Es muß ein ganz anmuthiges und regsames Leben dort sein — doch ganz anders als hier, wo man so gar allein ist. Seit Sie weg sind, kann ich die Worte, die ich geredet oder gehört nicht zählen, eben weil es gar keine sind. Ich rede schweigend und schweige redend und die Menschen, die mich umgeben, thun leider nur das Letzte und nicht das Erste. Sie haben so schöne Worte geschrieben, ich solle stark sein im Denken und Wollen und an mein eigenes Evangelium glauben. Das will ich nun auch verkünden. Ich habe für das Wissen eine zweifache Hochachtung. Einmal, für den stillen anspruchslosen Sammlerfleiß in seiner rührenden pedantischen Poesie und dann für die Gelehrsamkeit, welche

* Dieser Brief ist streng persönlich. Ich habe aus ihm im „Tag" eine Stelle veröffentlicht, die für Schirmers rohes Benehmen gegen Frau Feuerbach Kunde gibt, um die Meinung Oechelhäusers zu widerlegen.

einem künſtleriſchen Geiſt als formſames Material dient. Wär' ich ein Mann und ein Gelehrter, ſo hätte ich vielleicht zu dem letzteren die Kraft, ſo aber kann der innerliche Künſtlergeiſt nichts thun als ſich am Leben ſelbſt verſuchen, und die kurze Zeit die ihm auf Erden gegeben iſt, zu einem ſtillen kleinen, wenn auch ungeſehenen Kunſtwerk machen. In dieſem Sinne kommt mir manches, was andere hochwichtig dünkt, klein, und umgekehrt, manches, was andere für geringfügig halten, groß und bedeutend vor, weil ich, um die Harmonie nicht zu ſtören, alle Dinge nur im Verhältniß zu den andern, und nicht losgelöſt und einzeln anfaſſen darf. Deshalb ſchadet mir auch die Einſamkeit und Verlaſſenheit nicht, und die Geiſtesarmuth, in der ich lebe, denn was mir am Verſtand abgeht, kommt dem Willen zu gute. — Wäre ich nicht die perſonificirte Vernunft und Ergebung, ſo würde ich auch Ihre Entfernung ſchwerer tragen als ich es thue, ſo aber hilft Einſicht und guter Wille über vieles hinweg, und Ihre Briefe machen mir Freude und kommen wie ein wohlbeladenes Schiffchen ſicher bei mir an's Land. Von Frau Ritſchl wollten Sie mir erzählen, — vergeſſen Sie es nicht — und auf das vernünftige Wort über das Kölner Dombild warte ich auch, denn ich kenne das Bild nicht. Ich denke die Menſchen haben die ſchönen Kirchen gebaut nicht aus Geltungsbeſtreben, ſondern in demüthiger Frömmigkeit um Gott zu ehren, aber es liegt noch etwas Tieferes dahinter, nehmlich, daß die Kunſt als das Menſchlich Höchſte ſich ihrem Weſen nach nur an die höchſten und heiligſten überſinnlichen Ideen anſchließen kann. — Der Künſtler aber, der ſein Werk zur Ehre Gottes aus Frömmigkeit ſchafft, der iſt kein Künſtler. Die Vermittlungsglieder zwiſchen dieſen Gegenſätzen muß Ihr kulturhiſtoriſches Gewiſſen ſelber finden — Mir wird's zu lang — von mir darf man nicht ſagen — „lange Rede ſpannſt Du!" — nicht einmal auf dem geduldigen Papier.

Von unſerm Leben iſt äußerlich faſt nichts zu berichten. Es geht ein Tag wie der andere ſtill und einförmig, aber doch innerlich geſegnet und erquicklich wie das wohlthätige eintönige Grün der Epheuwand. Anſelm hat ſich wieder anders beſonnen und bleibt noch in Florenz. Für Emilie bringt jeder Tag eine neue Unruhe. Das iſt nun einmal nicht zu ändern und ich ſorge nur immer, daß ſie körperlich geſund bleibt bei ihrer ſteten Gemüths- und Geiſteserregung und leidenſchaftlichen Sprachwühlerei. Unſer Verhältniß iſt natürlich wie immer vollkommen lieb und rein, ja ſelbſt mehr als je ....

..... Mit Leſen geht es nicht ſo recht, ich hatte Ihren Gibbon ſo gerne, daß es mir einen wahren Kampf koſtet, in einem anderen Buche fortzufahren. Doch geht es jetzt ſchon etwas beſſer. Ich kann zu wenig engliſch und muß ſo viel aufſchlagen, das ſtört natürlich den Genuß, doch der Gewinn wird auch bald kommen! Buch Samuel iſt auch, aber mit rechter innerlicher Kraft genoſſen worden. Ich habe grenzenloſe Sympathie mit König Saul, der mich faſt immer zu Thränen rührte. Ein tieferes menſchliches Bild iſt nie gezeichnet worden. Auch herzlich gelacht habe ich, kurz, alle kleinſten Kleinigkeiten begriffen in Gedanken und Sprache. Schreiben Sie mir immer was Sie für unſer Eines Zugängliches leſen,

Am Clavier bin ich fleißig an Fugen und Sonaten. Gestern Abend hat es mich wehmüthig berührt, als ich hörte, daß Joachim den ganzen Sommer hier zubringt, und fast täglich mit Francis Bunsen, die ganz mittelmäßig und seelenlos spielt, privatim musicirt. Was wäre es für mich, meinen langjährigen Fleiß einmal einem wahren Künstler gegenüber zu erproben — aber wer denkt hier an die arme Frau Feuerbach? Abgesehen von aller Anspruch- voll- und losigkeit ist das doch wirklich merkwürdig. . . .

. . . . . Nun sollen Sie auch recht wohl leben. Der Wind rauscht über mir in den Blättern des Nußbaums — Emilie übt drinnen im Zimmer Cramersche Etüden, und ein kleiner Vogel piepst in der Epheuwand. Neben mir liegt der junge Oeser, an den ich gehen muß, wenn der Brief fertig ist. So haben Sie ein ganzes Bild der Gegenwart. Nun guten Morgen und glauben Sie mir, daß ich Ihre Treue als einen Trost meines kommenden Lebensabends in treuer Seele halte und bewahre.

Henriette F.

Lieber Bernays! Mittwoch, 18. Juni 56.

. . . . . Man hat Sie „in Ihrer Jugend" zu viel bewundert und Sie waren nicht klug genug einzusehen, daß die gewöhnliche Bewunderung auch gewöhnlich halber Unverstand und halbe unbewußte Grobheit ist. Sie standen nicht auf dem Boden der Wahrheit und das rächt sich jetzt. Denn die Wahrheit ist unerbittlich nicht nur gegen absolute Lügen, sondern sie geht mit noch empfindlicheren und feineren Waffen den Illusionen zu Leibe, von denen Sentimentalität und Eitelkeit die behaglichsten und gefährlichsten sind — ihren Freunden aber giebt sie Kraft und Mark, und „die Wahrheit wird Euch frei machen" spricht unser Herr und Heiland.

Mich dünkt, ich bin absonderlich weise, und So will ich Sie noch ermahnen, Ihrem Freunde begreiflich zu machen, daß die vielgepriesene menschliche Ausbildung *hinter* dem Berge liegt und — *durch* muß man, sei er Fels oder Pfannkuchen. Ich will damit sagen, Wissenschaft oder Schmerzen, am besten Beides, denn Erlebnisse, die groß genug wären für einen Mann, giebt es nicht in unserer Zeit.

Um nun zu meinem eigenen historischen Hintergrund zu kommen, so ist er eben auch nicht glänzend. Anselm hat geschrieben wie michs nicht freuen kann. Er will jetzt gleich nach Rom, weil in Florenz die guten Bilder occupirt waren, spricht von Plänen und wenig Geld u. s. w. Ich will mich nicht in diesem Briefe vertiefen, die Nächte sind lang und dunkel genug dazu. Mein Zimmer nebst Altane ist ganz süß lieb und feierlich, schimmernd vor innerlicher Reinheit. Jedes kleine Stück ist durch meine Hand gegangen, ich habe selbst die Gardinen aufgemacht und sogar den Boden gewichst, wovon ich nachher krank geworden bin. Genossen aber habe ich meine friedliche Behausung nur erst wenig. Nächste Woche werde ich ganz auf und unter meinen Lorbeeren ruhen und über Büchern und Noten meiner Sorgen zu vergessen suchen. In Zukunft warten Sie nicht so rasch auf Antwort, ich mag viel lieber eine freiere Stimmung benutzen.

Ihre Henriette Feuerbach.

Eben erhalte ich Ihren Brief, den ich mit wehmüthigem Herzen durchlese. Wie schmerzlich ist es mit dem ganzen Schatz der Erfahrung in der Seele denen die uns lieb sind, auch nicht ein Jota des Kummers ersparen zu können, den wir selbst in so reichem Maße erduldet. Ich weiß wohl Alles, was Sie bewegt, mein lieber junger Freund — und vielleicht noch mehr als das, denn ein Mann kennt immer noch nicht die schrecklichste aller Trostlosigkeiten, die Hülflosigkeit, die der weiblichen Natur in ihrer innersten Tiefe auferlegt ist. Für ihn ist der Schmerz selbst eine Thätigkeit und somit Trost — oder doch Quelle des Trostes. Bei uns aber, wenn die Sonne ausgelöscht ist und breite Dunkelheit sich auf das Leben lagert, giebt es nichts mehr als die kleine Lampe der Pflicht. Was mir bei Ihnen am meisten leid thut, ist, daß Ihr Schmerz so vergeblich im Winde verweht. Es kommt aber gewiß noch eine Zeit, wo ich gegen Sie auch äußerlich ganz sein kann wie gegen Anselm. Innerlich bin ich es ja, wie Sie es nur wünschen mögen. Meine Theilnahme an Ihrem Geschick haben Sie Sich Selbst zuzuschreiben. Sie haben Sich die Mühe gegeben, mich besser zu verstehen als Andere. Das ist Alles. Ja es ist mir dies so selten — fast garnicht widerfahren — so viel Freundlichkeit ich auch empfangen habe und noch empfange — so war und bin ich Ihnen desto herzlicher dankbar je mehr ich das Alleinsein gewohnt bin. Wenn ich einmal gestorben bin, dann müssen Sie auf ein kleines Blättchen schreiben wie ich war, und es meinen Kindern zum Andenken schenken. Im Zusammenhange weiß Niemand von mir als Sie. Sie haben mir gesagt, ich möge Sie wie meinen Sohn halten, das will ich thun, so lange ich lebe.

Von Anselm guter Brief. Zum erstenmale seit geraumer Zeit hat wieder mein Anselm geschrieben und nicht das böse Gassenkind. Er geht in acht Tagen nach Rom. Ich hatte ihm von Ihnen geschrieben. Da heißt es in seinem Briefe: „Um Bernays hab ich gar keine Sorge, der beißt sich durch wie ich, nur glaube ich, ist es nöthig, daß er noch viele dumme Streiche macht." Nun gute Nacht. Mein Bruder hat in seiner Schrifterſparungs-Virtuosität einst ein schönes Wort gefunden: Dem Nahen nah auch in der Ferne.

Auf Ihren vorigen Wahlspruch hab' ich noch zu antworten: „Immer der Erste sein, Andere übertreffen?" Ich habe einen bessern „sich selbst erreichen". Der macht den Ihren überflüssig. Bitte übersetzen Sie mir den auf griechisch. Ich habe noch kein ordentliches Wörterbuch. Ein zweiter Wahlspruch ist gleichfalls gefunden:

εἰ τοῖς ἐν οἴκῳ χρήμασι λελείμμεθα
ἡ δ' εὐγένεια καὶ τὸ γενναῖον μένει

Ich halte meine tägliche Andacht jetzt griechisch und möchte von Ihnen wissen, was ich zuerst griechisch lesen soll. Ich übersetze Lucians Totengespräche langsam und mit großer Not und Mühe, aber ich bringe es doch zu stande, bis zuweilen auf einzelne Kleinigkeiten, die ich fragen muß. Herr K. meint, ich solle wenn ich damit fertig bin, an einen der leichteren Redner gehen und erst ordentlich attische

Prosa lesen lernen ehe ich es mit den Dichtern versuche. Ich muß mich schrecklich plagen, aber nachdem ich jetzt das Aergste überwunden habe, will ich durchaus vorwärts und scheue keine Mühe. Jedenfalls will ich mit all dem Eigensinn, den mir die gute Mutter Natur gegeben, und das ist nicht wenig, ordentlich griechisch lernen. Alles was ich überhaupt im Einzelnen lerne, geht gleich ins Blut über und wird allgemeine Bildung. Nie aber hat mir Etwas so gut gethan als die Fugen und die griechischen Zeitwörter. Gegenwärtig habe ich auch Vischers Reise in Griechenland vor. Die Schilderung der Akropolis ist gut — bes. des Parthenon. Wenn Gott mir beschieden hätte, eine Minute da oben zu stehen, wollte ich die nächste in vollem Jubel sterben.

Die Wahlverwandschaften gelesen und mit welcher Wirkung! Ehrfurcht, Staunen, Entzücken über allen sonstigen menschlichen Empfindungen thronend. Es ist geschaffen wie die Natur schafft, nach ewigem Gesetz der Weltordnung, der Dichter tritt an die Stelle des Schicksals der Vorsehung, und nun spinnt sich alles so ab, wie es eben in der Geschichte geht — wie es muß — kommt nun noch die Schönheit im Einzelnen dazu, und das Größte im Kleinsten und Kleinste im Größten. Wenn je ein vollkommenes Werk, so ist es das. Da sieht man wie man dumm ist und nach und nach gescheidt wird.

Ich gestehe Ihnen also zu Ihrer Beruhigung ein, daß meine Musikliebe nicht so weit geht als ich selbst dachte. Ich sehne mich stets nach meinen Büchern, nach meinen stillen Studien und nach Denkruhe und Freiheit

Αἰδοὺς παρὰ πᾶσιν ἄξιος ἔσῃ
ἐὰν πρῶτον ἄρξῃς σαυτὸν αἰδεῖσθαι

Mit allen guten Wünschen Ihre H. Feuerbach.

Heidelberg, 29. Oct. 56.

Ihr Brief, lieber Bernays, kam recht lieb und tröstlich in meine Einsamkeit, und so sollen Sie auch den freundlichsten und schönsten Dank dafür haben. Ich bin ein armer armer Robinson unter allen Menschen. Glauben Sie mir, das „Selbst-Erreichen" ist gar nicht so modern als Sie denken, es ist ordentlich greifbar und handfest. Auch der alte Homer hat es gewußt, daß der Mensch zuweilen der Ruhe und der Einsamkeit bedarf, um er selber zu sein. Ich sehe mit Sehnsucht in mich hinein und an mir herauf — ich kann mich wirklich nicht erreichen, obschon ich mir selber da bin.

Ihre Darlegung zeichnet sich durch eine ganz merkwürdige Klarheit, Wahrheit und Einfachheit aus. Sie hat das Gepräge des Einfachen deshalb so innerlich, weil man das Unausweichliche und Unumstößliche fühlt, und alle Wahrheit ist einfach und leicht faßlich, so daß man meint, die Gedankenfolge selbst erlebt oder gedacht zu haben. Alle Hauptpunkte, auf welche es ankommt, drücken Sie mit der größten Strenge und Klarheit ohne allen Prunk aus, und das bezeichnende Wort fehlt Ihnen nie. Aber die Übergänge lieben Sie dann zuweilen mit einer Art von Rhetorik auszufüllen, so daß das Ganze sich mehr als glänzende Fläche ebnet, und

der inneren Individualität und Originalität des Denkens einigen Abbruch zu thun scheint. — Ich nach meinem Gefühl liebe die Bogenlinien mehr, und die Verinnerlichung des Wortes; und ich weiß ja auch, daß Ihnen wie mir die lebendige ruhige geistesathmende Wogenpracht des Goetheschen Styl das höchste Maaß ist.

Indessen muß ich Ihnen zur Vermehrung meiner Schmach bekennen, daß es mir nach reiflichster Ueberlegung der bewußten Stelle doch noch nicht besser geht. Da sie von Goethe ist, nehme ich nun natürlich die Schuld auf mich und sage: ich verstehe sie nicht. Vielleicht sollte man auch jemanden, dessen Verständniß ganz auf Gefühlsauffassung und Stimmung beruht, nicht mit so abgerissenen Gedanken in Versuchung führen.* Abgesehen aber davon ist es mir völlig unmöglich, ja meiner innersten Natur widerwärtig, das Gebet als ein äußerlich zugekommenes Material und seis noch so vergeistigt, zu fassen, wie der Weihrauch der Kohle zugestreut wird. Mir ist das Gebet nicht Erfrischung der Hoffnungen, sondern Befriedigung und Erfüllung der Seele, Aufgeben des Wünschens und Hoffens, weil vollkommen gestilltes Verlangen — ja die Seele selbst zu freiem lebendigem Strömen gelöst, deshalb momentane Seligkeit. Den kirchlichen Glauben, daß der heilige Geist die Kraft des Gebetes willkürlich im Menschen erzeugt, den habe ich nicht, folglich bleibt mir das Gleichniß fremd, auch wenn es 10mal von Goethe ist. Dazu kommt, daß ich eine physische Idiosynkrasie vor Weihrauch habe, was ich aber hier nur scherzweise anfüge. Wenn nun diese Stelle wirklich so wunderbar und vortrefflich ist wie Sie sagen, und Sie meiner Halsstarrigkeit wegen mein poetisches Verständniß verachten müssen, so muß ich für mein Theil es tragen mit anderen Lasten, obschon nicht als goldene Last. Wegen des alten Historikers muß ich gleichfalls Ihr Mitleid in Anspruch nehmen — ich hatte meinen Sohn in Kopf und Herzen, von dem ich seit seinen ersten Zeilen aus Rom nicht ein Wort erhielt und ich habe bei ihm für so vieles zu fürchten, daß es wirklich qualvoll ist, jeden Augenblick eine andere Sorge unterdrücken zu müssen, denn der Gedanke an ihn weicht nie.

Der Winter ist mir auch in einer andern Hinsicht hart. Ich habe bisher, seit etwa 6 Wochen, für Herrn Weber geographische und topographische Studien gemacht behufs seiner allgemeinen neuen Geschichte, von welcher Ostern der erste Band erscheinen soll. Da das Honorar ein bedeutendes, und ich mich bemühen kann, die ganze Sache als Privatstudium anzusehen, so glaubte ich mich nicht berechtigt die Aufforderung abzuweisen, so hart und schwer auch das Selbstgefühl sich dagegen wehrte. Ich habe also nicht Gibbon gelesen, sondern Pausanias und Strabo und Curtius und Ulrichs und Niebuhr, und Gott weiß noch was Alles, um Hr. Weber den Boden urbar zu machen für die edle Saat seiner historischen Forschung. Das heißt Ironie des Schicksals!

---

* Wohl der Spruch: Willst Du Weihrauchs Geruch erregen,
Feurige Kohlen mußt unterlegen.
(Sprüche in Reimen)

Ich selbst habe die letzte stürmische Zeit etwas Höhe gewonnen an meinem steilen Lebensberg, nicht an Verstand und Urtheil, wie Sie zu bemerken Gelegenheit hatten, aber an innerlicher Flügelkraft, an Demuth und an Erkenntniß dessen was groß und klein ist — schwerste Wissenschaft im Leben — und damit von Herzen Gott befohlen! H. F.

Heidelberg, 1. Dec. 1856.

..... Obgleich ich nicht heiter bin, schreibe ich Ihnen doch in meiner gewohnten Umgebung und ein halben Fuß hoch über dem harten Boden der Alltagsqual aufgehoben, gerade so, wie ich will und kann, denn in den Wolken schweben ist meine Sache nicht. Kurz — ich bin seit gestern wieder in mein Zimmer eingezogen. ... Ich habe alle Zimmernoth der letzten 8 Wochen mit einem heftigen Thränenstrom abgewaschen und nun ist wieder alles beim Alten — meine Blumen, der Flügel, mein kleiner Schreibtisch, mein Spinnrädchen — ich bin nie draußen gewesen. — Und doch ist etwas verändert, nehmlich ich selbst. Es ist, wie wenn eine unbarmherzige gewaltige Hand mir mit scharfem Griffel in einer Nacht über das Gesicht gefahren wäre — davon sind zwei tiefe Furchen unter den Augen geblieben — tief genug für eine 60jährige Frau, das sieht sehr häßlich, aber eigentlich auch rührend aus, und da es nun mit dem letzten Rest der Jugend vorbei ist in den äußern Zügen, so will ich Gott um Kraft bitten, daß meine Seele sich rein und frisch erheben kann und alle Falten aus ihr verschwinden, je mehr die Zeit und das Alter ihr Werk im Äußern fördern. Ich hoffe auch wirklich, daß Sinn und Gefühl nicht altern können bei einer Natur und einem Schicksal, wie sie mir zu Theil wurden, und so wäre alles gut, ich wäre glückselig in meiner stillen harmonischen Heimath, wenn gestern, unter dem Räumen, nicht ein Brief von Anselm gekommen wäre, der mir einen trost- und hoffnungslosen Eindruck gemacht hätte. Er schreibt, sowohl aus äußerlichen als innerlichen Ursachen nicht arbeiten zu können, ist mittellos, will mindestens bis Frühling zurück, weil er sich äußerlich nicht glaubt stellen zu können und — nun kommt das Schwerste für mich — weil er die Strenge der römischen Eindrücke nicht ertragen kann. Er faselt von Berlin und der ganze Brief trägt den Stempel der äußersten Haltlosigkeit. Wie mir dabei zu Muthe ist, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Je mehr ich in mir selbst fest und sicher geworden bin, desto fremder wird mir dieses planlose Umirren, diese jammervolle Scheu vor dem Ernste des Geistes. Abgesehen von der Sorge, die mir die tiefe Liebe, welche ich für meine Kinder hege, einflößt, ist es auch traurig für mich, daß ich, wenn ich sterbe, ganz spurlos verschwinden muß. —

..... Meine topograph. Studien für Hr. W. würden mich glücklich machen, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit mit ihm darüber reden müßte, was jedesmal einen geradezu lähmenden Einfluß auf mich ausübt. Es wird aber jetzt besser werden, indem er mir, nachdem ich nun schon ziemlich viel gearbeitet, zu wissen that, daß er die griechische Geschichte erst im zweiten Band künftiges Jahr beginnt — da hat es natürlich auch mit dem Honorar gute Wege, wobei ich den armen Trost

habe, mir jetzt einbilden zu können, daß ich es für mich selbst thue. Ich habe ein ganz ordentliches geographisches Einleitungscapitel verfertigt, dann topographische Beschreibungen von Olympia, Mykene, Delphi, selbst von Dodona. Jetzt bin ich seit Wochen in Athen und muß mich sehr mit den gelehrten Herrn quälen, zu welchem Thor Pausanias wirklich in die Stadt kam. Von Trockenheit und Langeweile kann bei solchem Gegenstand nie die Rede sein. Ich bin auf geweihtem Boden — auf der untersten Stufe eines Prachtbaues sitzend, habe ich die ganze Herrlichkeit im Gefühl, die sich über mir erhebt; ich brauche nur die Augen aufzuheben, so ist alles mein, ich thue es aber nicht, bin zufrieden im Bewußtsein und der Schatten der heiligen Mauern ist schützend über mich gebreitet. Alles was Sie über unser edles, herrliches seliges Hellas sagen, empfinde ich in tiefster Seele. Auch dünkt mich, eine gesunde Natur könnte hierin nie irre werden. Von den Calderonschen Dramen habe ich drei gelesen, Andacht z. Kreuz, Standhafte Prinz, Märchenbrücke. Wahre Wunderblumen, aber gegen sie mich zu wehren hatte ich nicht nöthig. Das erste liegt, obschon ich alle Schönheit anerkenne, psychologisch außer meinem Bereich, das zweite dünkt mich ein wahres Wunderwerk an künstlerischer Schönheit und Begeisterung, aber ich sehe es immer etwas entfernt — fast möchte ich sagen in verjüngtem Maaßstab durch die Ferne und in wunderbarster Beleuchtung wie im bengalischen Feuer verklärt und gefärbt. Menschlich nahe tritt es mir weniger obschon Bewunderung und Freude nicht größer sein könnte. Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß ich eigentlich gerührt nur durch die Märchenbrücke ward, die sich auf und zuschließt und aufsteigt, als wäre sie selber die alte Zeit. Wie Fierabras mit seinen Riesen dasitzt, mußte ich fast weinen, wogegen ich die Hiobsnoth des edlen Fernando und die tiefe Zartheit der Phönix nur bewundernd genossen habe. Das Warum mögen Sie selbst herausbringen, da ich leider nicht den Kopf dazu habe. Heimisch aber werde ich nie in dieser rein künstlerischen, dem individuellen und allgemeinen Leben entfremdeten Region, deren Glanz mich eben so sehr ängstigen als entzücken könnte. — Und so segne Gott die Götter mit ewigem Leben in unserem Herzen und unser Heidenthum, so lange es Weisheit und gesunden starken Willen aus der Schönheit schöpft. Sie wissen ja, daß ich auch fromm bin, und sogar modern fromm, so weit sich dies Wort hier anwenden läßt. . . . . .

Und nun seien Sie zum Abschiede herzlich gegrüßt. Unsere Leseabende habe ich nicht vergessen, sie scheinen mir noch jetzt in der Erinnerung eine freundliche Oase in meinem Leben. Zum erstenmal, vielleicht zum einzigen Mal, wurde mir das Edelste zum Genusse geboten, ohne Mühe und ohne Qual, so daß ich es mit freier Seele aufnehmen konnte. Sonst war ich ja nur gewohnt, die Frucht des Geistes aus der Hülle der bittersten Schmerzen zu lösen und jetzt scheint das Schicksal mich auf mein altes Regime zurückführen zu wollen. Von Herzen Ihre H. F.

Heidelberg, 20. Dec. 56.

Hier, mein lieber junger Freund, schicke ich Ihnen Ihr kleines bescheidenes

Theilchen am Christbaum. Möge es Ihnen Herz und Hände wärmen und nebenher auch munden. Das Confekt ist aus der gemeinsamen Fabrik Feuerbach und Roux, jedenfalls von zarten Händen bereitet — schmausen Sie es in Frieden!

Denken Sie Mittwoch Abend 6 Uhr an mich, da zünde ich den Weihnachtsbaum an. Es wird mir eigen wehmüthig zu Sinne sein. Seit Freiburg ist meine Stube in dieser Stunde dunkel gewesen, und nun ist mein Sohn fern — vielleicht ferner als ich selbst weiß.*

Nehmen Sie heute mit diesen eiligen Zeilen vorlieb. — Ich habe noch vielerlei zu thun, und bin auch innerlich betrübt.

Allen Segen zum Christfest und freundliche Grüße. H. F.

Heidelberg, 17. Feb. 57.

..... Es geht mir die letzten Wochen viel besser, und ich denke auch wirklich, der Frühling wird noch einmal liebenswürdig mit mir verfahren. Indessen will ich doch auch einmal die Wahrheit sagen, damit wenigstens ein Mensch es weiß, daß ich ein ganz eigenthümliches Gefühl mit mir herumtrage, als hätte ich nicht viele Jahre zu leben, ganz ohne Melancholie und Sentimentalität, der Gedanke ist wie ein milder blauer Himmel über mir, nur darf ich dabei nicht an meine Kinder denken — doch selbst dies kann den Egoismus dieser beruhigenden Empfindung nicht ganz trüben, und so wollen wir sehen, was die nächsten 3—4 Jahre bringen. Ich bin aber wohl, nur immer ein wenig müde. ....

.... Wenn Sie in der nächsten Zeit in der Beilage zur allg. Zt. einer Anzeige über Jahns Mozart 2. Bd. begegnen, so lassen Sie Ihre Augen mit einiger Theilnahme darauf ruhen, weil Sie von mir geschrieben ist. Es soll Ihrem Ausspruch überlassen bleiben, ob ich noch hie und da einen solchen Versuch wagen darf, was in materieller Beziehung wünschenswerth für mich wäre, sei es auch nur durch die Möglichkeit, mir zuweilen eine körperliche Erholung durch eine kleine Reise oder durch einen Badeaufenthalt zu schaffen. Deshalb legen Sie nicht den eigentlichen Maaßstab an, sondern nur einen überhaupt anständigen. Das Schweigen versteht sich von selbst. Herr Jahn wird sehr böse über die Kritik werden, obschon er es nicht Ursache hat, so sehr schonend war ich, aber er hat so starke schwache Seiten, daß es wirklich nicht recht ist, sie all den lobenden Rezensionen gegenüber, die erschienen sind, zu verschweigen. Ich begreife nicht recht, wie Sie mit Jahn zu einem erquicklichen Verhältniß kommen können, der in seinem Buche so wenig

* Wenige Tage später folgt ein kurzes Billet, in dem gesagt wird: „Anselm ist vernünftig geworden, er arbeitet fleißig in Rom und gedenkt vor der Hand da zu bleiben. — So ist diese neue mächtige Klippe glücklich umschifft."

Anselm hatte am 18. Dezember an die Mutter den schönen Brief geschrieben, in dem es zu Anfang heißt: „ich fühle, daß meine letzten Briefe nicht das waren, was sie sein sollten und leicht mißverstanden werden können ...." [Allgeyer-Neumann, I. 335].

künſtleriſches Gefühl und ſo viel trockene Pedanterie und geſchwätzige Oberflächlichkeit zeigt. Großer Gott — über Mozart ſchreiben! — und nichts dazu haben als die gewöhnliche hiſtoriſche Muſikalienkenntniß — dazu gehört viel Selbſtbetrug.

Neulich war bei Duſch ein Muſikabend. Ich habe zum erſtenmal dieſen Winter vor Mehreren geſpielt. Ein wunderſchönes Trio von Beethoven in c moll mit Violin und Cello und eine Sonate von Mozart. Trotz dem Mangel an Uebung ging es gut und war beſonders innig, ſo daß ſelbſt der Olympier Gervinus von ſeinem Thron herabſtieg, um mir viel freundliches zu ſagen und mich eigenmündig zu ſeinem heute aufzuführenden Samſon einlud, worauf ich mich freue..... Von dieſen Abſchweifungen will ich heimkehren zu Ihren cherubiniſchen Sprüchen, die mich wie linde heimiſche Lüfte anwehten. Habe ich Ihnen nie geſagt, daß Angelus Sileſius Jahrelang mein Troſt und mein ſüßes Ruhekiſſen war? Jetzt noch bedarf es nur eines leiſen Druckes und ich kann mich in die Stimmung verſetzen, obſchon ich in der Gegenwart auf härterem Boden ſtehe. Die Wirkung iſt für mich wie die alte Kirchenmuſik, die nur in Dreiklängen auf und abwogt, rein und unermeßlich wie der Aether. Alle herzlichen Grüße! H. F.

Heidelberg, 12. März 57.

Der Himmel hat ſich winterlich angethan, ſchließt Ihr letzter Brief, und Sie, lieber Bernays, haben ſich in ihm auch winterlich angethan, ich meine in Ihrem Briefe. Deswegen will ich gleich umgehend einen recht lieben warmen darauf ſchreiben, damit ich keine Erkältung davontrage. Ich habe auch von Anſelm, obwohl er wieder zurückgekommen, d. h. brieflich, und ein zärtlicher Sohn iſt, tiefe und große Sorgen, da es mit den äußerlichen Verhältniſſen gar nicht zu gehen ſcheint. Über all ſolche Dinge kann man nur ſprechen — es ſieht gleich alles ſo herb auf dem Papier aus, ſo daß ich mich von meinen eigenen Worten verletzt fühle. Unſer Zuſammenſein hier iſt friedlich und herzlich wie immer, daß mir für meine eigenſte Natur ein kleiner ſehr enger Raum bleibt, hat auch vielleicht ſein Gutes.

Doch genug von dieſen innerlichen Sachen! Ich verderbe ohnehin immer durch Reden, was ich im Schweigen auferbaue. Verſtehen Sie mich nur immer recht, denn ich verdiene es. Laſſen Sie die Frühlingsluft Geiſt und Seele durchdringen, und Ihnen brauche ich es ja nicht erſt zu ſagen, daß zwei Worte aus der Tiefe mir mehr ſagen als zweihundert in der Breite. Ich gehe meinen Weg ſtill und unbeirrt, und wer mir nahe kommt, dem iſt es zum Segen, das weiß ich, ſo demüthig ich auch bin oder wenigſtens zu ſein wünſche. Und ſo ſei der Segen der ewigen göttlichen reinen αληθεια mit Ihnen in dieſen ſchönen Auferſtehungstagen! Ihre H. F.

18. Mai 57.

Heute nur ein paar Zeilen, lieber Bernays, denn ich habe viel zu thun, da ich Ludwigs Frau und Tochter übermorgen zu empfangen habe, was in meiner

kleinen Wirtschaft kein geringes ist. Für Ihren Aufsatz danke ich freundlichst. Ich habe es so gerne, wenn während des Lesens zwischen den Zeilen eine kraftvoll gezügelte Begeisterung weht und webt, oder doch eine fest concentrierte Gedankenwärme. Von Ihren Kölner Himmelfahrten höre ich gar gerne und finde Ihre kunsthistorische Begeisterung im höchsten Grad lobenswürdig. Sie schließt das Feld in schöner Rundung ab, welches zu bearbeiten Sie berufen sind. Ich habe auch gar nichts gegen die von Ihnen im Allgemeinen aufgestellte Ansicht — ach, Niemand fühlt schmerzlicher als ich, daß unsere Künste und Künstler Epigonen sind. Im übrigen muß ich warten, bis Sie mir Ihre Lieblinge einst selbst zeigen können, weil alle Theorieen für mich nicht allein grau, sondern Schatten sind, und mein Gefallen oder Nichtgefallen, ich weiß nicht, soll ich leider oder Gott sei Dank sagen, immer unzusammenhängend und dem augenblicklichen Instinkt überlassen bleiben wird.

..... Lassen Sie mir meine auf Natur, Grundsatz, Erfahrung und Neigung gegründete Toleranz, sie ist das Beste an mir. Daß ich mehr als Jemand intolerant bin gegen Alles, was niedrig und unwahr ist, wissen Sie überdies zur Genüge. So wollen wir dies Capitel schließen, besonders da der Himmel so blau ist, und das junge Grün so glänzend, und die Vögel in der Epheuwand singen, daß man nichts als Frieden und Harmonie in der Seele haben soll.

Von Anselm etwas bessere Briefe. Er will in Rom bleiben. Unser Verhältniß ist nie gestört, das müssen Sie doch wissen. Freundlichste Grüße H. F.

Lieber Bernays! Steben, den 24. August 1857.

An einem der versteckteſten und ödesten Winkel der guten deutschen Heimath ist mir Ihre erfreuliche Sendung zugekommen. Warum ich hieher verschlagen bin auf die 3000 Fuß hohe Hochebene zwischen dem Fichtelgebirg und Thüringer Wald, ist leicht zu errathen. Man sagte mir, ich würde den Winter Ernstliches zu befürchten haben, wenn nicht eine gründliche Cur vorherginge. Noch beinahe 4 Wochen muß ich hier bleiben.

Ihrer Thätigkeit freue ich mich mit ganzer Seele. Ihr Reifen und Gelingen ist mir eine innerliche Lebensfrage geworden, so wie es mir Bedürfnis ist, Sie lieb und nahe im Geiste zu wissen. Es bleibt Ihnen das Verdienst, daß, wenn Sie mich auch oft im Einzelnen zu hoch gestellt haben, doch im Ganzen niemand besser als Sie mein innerstes Wesen verstanden hat. Um Ihre Kunststudien möchte ich Sie beneiden. Mir hilft die Kunsthistorie nur wenig — ich kann aus ihr die Kunst nicht fassen. Hätte ich ein paar Jahre meines Lebens mit praktischer Pfuscherei verloren, so würde mir dies für das Verständniß viel nützlicher sein als alle Vorlesungen und Bücher dieser Welt. Wenn ich sonst nichts von Goethe wüßte, so würde ich ihn wenigstens in seinem Dilettantismus verstehen.

Mit Anselm scheint es aufwärts zu gehen. Seine Briefe sind so innig und innerlich, daß sie wohl Balsam für schwereres Ungemach sein könnten als ich ausgestanden habe.

Wenn mein Brief ein etwas zerfahrenes Gepräge trägt, so lassen Sie Sich nicht kümmern, das ist nur Eisen und Kohlensäure, die meine Hand ein wenig zittern machen und zuweilen die Gedanken verschleiern. Im tiefen Innern herrscht die richtige Strömung. Auch bin ich unbesorgt, weil Sie ja lesen können, was ich nicht schreibe und zusammenfügen im Geiste, was nicht auf dem Papier steht. Und so die treusten und freundlichsten Grüße! Henriette Feuerbach.

Von Ende 1857 an stockte die Korrespondenz längere Zeit fast ganz. Das Vorhandene beschränkt sich auf kurze Mitteilungen. Die tiefe Trauer um den Tod des Bruders, finanzielle Sorgen und Krankheit treten hemmend dazwischen.

Auch Bernays hatte mit finanziellen Mißständen zu kämpfen. Einen schweren Schlag erlitt er 1858 durch den Tod seiner heißgeliebten Mutter. So war auch auf seiner Seite wenig Stimmung zur Fortführung einer ausführlichen Korrespondenz vorhanden. Erst vom Frühjahr 1860 an tragen die Schreiben Henriette Feuerbachs das bisherige Gepräge. Aus dieser Zwischenzeit seien nur zwei Stücke mitgeteilt.

Heidelberg, 8. Jan. 58.

Nur mit zwei Worten, lieber Bernays, sage ich Ihnen Dank für die Briefe, die ich doch nicht beantworten kann. Es ist 12 Uhr Nachts, morgen hab' ich keine Zeit zum schreiben. Von Anselm in Rom sind gute und hoffnungsreiche Nachrichten da. Der Neffe Anselm macht mir Freude. Er ist Bunsens Liebling und hat nebenbei auch merkwürdiges Glück bei den Damen. Der Name Anselm scheint unter diesem Stern zu stehen.

Wann Sie wieder einen ordentlichen Brief erhalten werden, weiß ich nicht. Gewiß nicht früher als ich aufgehört habe, Magd zu sein, wenn auch nur meine eigene. Ich mache die schlimme Erfahrung an mir, daß grobe Arbeiten mich aus aller Contenance bringen.

Gute Nacht und freundliche Grüße. Ihre Henriette Feuerbach.

7. Feb. 58.

Ich habe Sie länger, als ich wollte, auf Antwort warten lassen, lieber Bernays. Das kommt von dem bösen häßlichen Winter. Wenn man recht Schweres erlebt hat und in sich selber auf schmerzvolle Weise einen tiefgehenden Abschluß erfährt, dann arbeitet die Seele eine lange Zeit nachher in größeren schwereren Gedanken als gewöhnlich, die ungefüg sind und sich zum Ausdruck nicht so leicht geben wollen. Dazu ist man feige, weil zwingen wehe thut. Ich kann und mag auch jetzt noch nicht ordentlich schreiben. Man muß mirs zu Gute halten. Wenn ich in Heiterkeit an Etwas denken will, was mir die Welt freundlich macht, so ist es mir ganz natürlich, daß ich zuerst an meinen Anselm denke und dann an Sie und ich bin gewiß, daß dies Ihnen Segen bringt.

Emilie war viel kränklich dieſen Winter aus Aufregung, Überanſtrengung und Erkältung. Dafür geht Anſelms Stern in Rom freundlich und glückverheißend auf. Er hat ſich abgeklärt und gereinigt, und iſt von ſeiner wilden Überfülle auf das ſtrengſte Maaß der Schönheit zurückgegangen (ſo hörte ich durch Andere). Ein großes Hiſtorienbild, der göttliche Dante, führt die ganze römiſche Kunſtwelt in ſein Atelier. Dazu iſt er der Liebling der engliſchen Ariſtokratie geworden, was ihn auch pecuniär fördern wird, da er ſich in letzter Zeit beſonders dem Portrait zugewendet hat.

Alles Äußerliche mag ich gerne heute bei Seite laſſen. Der Brief ſoll auch nur ein freundlicher Gruß ſein und ein Zeichen, daß ich Ihnen immer gleich gut bin.

H. F.

Herr Stark lieſt vor gemiſchtem Publikum über Raphael und ſeine Zeit. Über das „wie" zu reden müſſen Sie mir erlaſſen.

Lieber Bernays! Heidelberg, 14. Mai 1860.

Es iſt nicht meine Schuld, daß Sie ſo ſpäte und kurze Antwort erhalten. Einſtweilen will ich Ihnen nur freundlichſt für Ihren Brief danken und Ihnen treue Wünſche ausſprechen für die nahe Zukunft. Glauben Sie mir, im Schaffen liegt das einzig ſichere Glück, die Zukunft, die Ruhe — Alles!

Um gleich zu etwas Erfreulichem zu kommen, will ich Ihnen ſagen, daß ſeit 8 Tagen mein Anſelm hier iſt, bis zum Herbſt bleibt und dann wieder nach ſeiner römiſchen Heimath zurückgehen wird. Was man aus Büchern und Nachdenken ſich mühſam aufbaut, das Bewußtſein und Verſtändniß deſſen, was ſchön iſt, ich kann auch ſagen, klaſſiſch, und zwar im rechten alten und guten Sinn, das iſt bei ihm zur freien That geworden. Seit ich ſeine letzten Zeichnungen geſehen, ſpreche ich mit Zuverſicht: „Herr nun läſſeſt du mich in Frieden fahren." Ob die äußern Verhältniſſe ſich den innern gemäß geſtalten, muß man erwarten. Ich wollte es freilich wohl wünſchen, am meiſten, weil ſein Gemüth der Anerkennung nach gerade bedarf. Was mich betrifft, ſo weiß ich, daß er der Einzige iſt in ſeiner Richtung, und daß die Richtung die Einzige iſt, das weiß ich Gott ſei Dank auch. Ich bin gar zu glücklich, meinen Sohn ganz auf meinem eigenen Grund und Boden begrüßen zu können. Es iſt das etwas, was ich bei ſeiner wunderlichen Natur nicht gehofft habe.

Von Ihnen hoffe ich nun aber auch, daß Sie mir bald eine ebenſo große Freude machen. Wenn ich kurz und ſelten ſchreibe, ſo laſſen Sie ſich dadurch nicht abhalten, mir zu ſchreiben, wenn Sie Luſt haben. Ich kann aber einfach nicht. Mir greift das viele Leſen die Augen an.

Meine Kinder grüßen! Ihre H. Feuerbach.

Heidelberg, 11. Juni 60.

Es war recht vernünftig von Ihnen, lieber Bernays, daß Sie ungeduldig geworden ſind, denn Gott weiß, wann ich ſonſt dazu gekommen wäre, Ihnen zu

ſchreiben. Seit vier Wochen iſt Anſelm hier. Sie können ſich denken, daß ſeine Anweſenheit mich gegenwärtig ganz ausfüllt. Er iſt groß geworden — ich ſage es Ihnen heute, die Welt wird es bald nachſagen, daß er der Erſte, der Einzige iſt. — Ein rührendes faſt herzbeklemmendes Schauſpiel, dieſe Natur, kräftig und feurig wie ein kleiner Vulkan und zart und wunderſam wie die Stumpflanze, aus der ernſten ſchweren Schule gereinigt und verklärt zur künſtleriſchen Selbſtändigkeit ſich entfalten zu ſehen. Wir ſtehen gut und ſchön zuſammen. — Was ich weiß und habe, kann ich ihm gegenüber wenig brauchen, aber was ich geworden bin, dient zum Aufnehmen und Verſtändniß ganz neuer wunderbarer Lebensſeiten. Ich komme mir dabei ſelbſt ſehr unbedeutend und doch ſehr glücklich und reich vor. Anſtrengend aber iſt das Verhältniß, durch die merkwürdig wechſelnden Schattirungen und Stimmungen dieſer ganz vollkommenen ausgeprägten Künſtlernatur. Was ich lerne und gewinne an Herz und Geiſt, das weiß ich. Was ich etwa geben kann, weiß ich nicht. Der gute Wille muß hier aushelfen wie überall.

Anſelm ſteht am Wendepunkt ſeines Lebens, auch im Äußeren. Weimar und Baden ſtreiten ſich um ihn, er ſelbſt will von nichts wiſſen als von ſeinem geliebten Rom. Mein Zwiſchenrath geht dahin, einen Mittelweg zu finden, welcher ihm erlaubt, in Italien zu bleiben und alle zwei Jahre auf einige Zeit in das Vaterland zurückzukehren. In den nächſten Wochen wird wohl Alles zur Entſcheidung kommen. Ich ſchließe in aller Eile, aber mit nicht minder treuer Geſinnung.

Ihre H. F.

Heidelberg, 11. October 1860.

Lieber Bernays! Sie ſcheinen recht hartnäckig auf Antwort zu warten, oder es geht Ihnen nicht wohl. Beides thut mir leid, um ſo mehr, als ich nicht im Stande bin, Ihnen einen vernünftigen Brief zu ſchreiben. Es geht mir auch nicht ſonderlich nach Wunſch, d. h. meinem Anſelm, denn daß ich ſonſt keine Wünſche für mich beſitze, wiſſen Sie.

Ich möchte Sie fragen, ob in Köln eine permanente Ausſtellung beſteht und ob Sie mir nicht die Adreſſe des Geſchäftsführers verſchaffen könnten. Anſelm hat von ſeinen vier ſchönen Bildern noch keines verkauft, meine Aufgabe iſt nun, ihn wieder flott zu machen um in acht Tagen nach Rom zurückzukehren mitten in den Krater hinein — ſo Gott will, wird das gute Kind nicht mit Haut und Haar verſchlungen werden. Mein Werk aber dabei iſt ein ſehr ſchweres, da das göttliche Schaffen aus nichts mir nicht zum Gnadenerbtheil gefallen iſt. Gott weiß es, warum es ſo ſein muß, daß diejenigen, die es am beſten zu benützen wüßten, am wenigſten beſitzen ſollen.

Leſen Sie doch mal in der Speneriſchen Zeitung den Bericht über die Berliner Ausſtellung und darin die Kritik über Anſelms Bilder. Sie war mir ganz intereſſant wegen des inſtinctiven Gefühls und des mangelhaften Verſtändniſſes, die ſich darin ſtreiten. Mir aber iſt aus dieſer wunderſamen Sprach- und Ideenverwirrung das Gefühl von Anſelms echter Künſtlerſchaft wie ein Stern aufgeſtiegen.

Werden in Köln zuweilen Bilder gekauft? Ich kann Ihnen sonst gar nichts sagen als einen freundlichen Gruß. Ich lebe aber nicht ich, sondern des Lebens Last und Mühe und des Strebens um einer liebevollen Idee willen in mir.

Ihre Henriette Feuerbach.

Heidelberg, 9. Juli 61.

.... In Köln sind nun einige von Anselms Bildern. Die neue große Iphigenie ist nicht fertig geworden. Ich habe lange keine Nachricht und bin in vieler Beziehung sorglich. Ich habe Angst, daß Anselm — verstehen Sie das dumme Wort recht — überklassisch wird, das heißt eben nicht mehr. Es ist wundersam daß kein Feuerbach Maß halten kann. Auf zwei Briefe, die noch dazu wichtig waren, hat Anselm nicht geantwortet, so muß ich fürchten, daß er krank ist. Dem römischen Aufenthalt bin ich sehr gram. In der Stille des Winters ist mir erst allmählich klar geworden, wie viel er verschuldet hat. Das Leben steht dort in der Gegenwart still, das kann ein gesunder Mensch nicht auf die Dauer vertragen. ....

Heidelberg, 12. Aug. 61.

Sie müssen mit einem kurzen Gruß vorlieb nehmen, lieber Bernays. Es sind von Anselm zwei wunderschöne Studien aus Rom gekommen, von denen ich nur bedaure, daß ich sie nicht mehr nach Köln schicken kann. Sie würden alles Andere, was von ihm da ist, an Feinheit und großer Wirkung überbieten. Wenn Ihnen in irgend einer Zeitung eine Kritik zu Handen kommen sollte, bitte ich darum. Gott gebe, daß endlich ein wenig Ruhe kommt.

Seit mehreren Jahren höre ich jeden Frühling wenn die Altanenthür zum erstenmal aufgeht auf einem uralten Spinett in der Nachbarschaft zwei Stückchen spielen, muß i denn muß i denn und den letzten Gedanken von Weber mit einem höchst kindischen Baß in Quinten gleich einem Dudelsack. Das rührt mich unbeschreiblich, gehört zu Schneeglöckchen und Veilchen. Eben höre ich es seltsamerweise wieder, und der Spieler hat all die Frühjahre und Sommer nicht den kleinsten Fortschritt gemacht. Mit dem vollen Gefühl der Demuth und Anerkennung irdischer liebenswürdiger Armseligkeit schreibe ichs hier nieder. Die freundlichsten Grüße.

H. F.

Lieber Bernays! Heidelberg, 15. Juni 1862.

Warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe? Aus demselben Grunde, aus welchem Sie eine lange Pause eintreten ließen. Und warum ich jetzt schreibe? Nicht weil es besser geht, sondern so schlecht als möglich, und weil ich au comble de misère das Gefühl habe, als sei der Egoismus des Kummers, der sich in sich selbst verschließt und den Freunden den Rücken kehrt ein zweites Unglück zum ersten.

Daß aller Kummer und alle Sorge sich lediglich auf meine Kinder bezieht, können Sie sich theils denken, theils sind Sie, wenigstens über meine Anselms-

kümmerniſſe durch den gütigen theilnehmenden Herrn Dr. Hemſen vielleicht unterrichtet, für deſſen ſchriftliche Bekanntſchaft ich alle Urſache habe Ihnen recht dankbar zu ſein.

Durch Intriguen und böswillige Einflüſſe aller Art iſt das Band mit Karlsruhe in der letzten Zeit völlig gelöſt, was ich jedoch nicht unſerm Großherzog als Schuld beimeſſen möchte. Er kann auch nicht Alles, was er will. Die Wirkung aber iſt die peinlichſte, die ſich denken läßt, da die Hoffnung ſo ſicher ſchien und ſo viel ungenüzte Zeit darüber verloren ging. Gott mag es denen vergeben, die ein ſo edles ſchönes Talent im Aufblühen verkümmern laſſen wollen. Die Nachwelt wird einſt ein ſtrenges Richteramt führen, aber was hier im Keim zerdrückt wird, das iſt doch für alle Zeiten rettungslos verloren. Dazu iſt Anſelm krank, leidet auf der Bruſt, denken Sie, wie mir hier zu Muthe iſt.

Emilie iſt auch leidend, doch wenigſtens zu Hauſe, das iſt ein Troſt, aber ein Troſt, der auch wieder allerlei untroſtvolle Conſequenzen hat. Kurz — ich muß alle Kräfte auf das Äußerſte daranſetzen um unſere Exiſtenz über dem Waſſer zu erhalten. Stunden geben, Journalartikel machen, ſparen, keine Magd halten u. ſ. w.

Vor einiger Zeit hat ſich Herr Brandſtetter wieder einmal gemeldet mit einer Anfrage wegen populären Biographien aus dem 18ten Jahrhundert, die mit Leſſing und Winkelmann beginnen und auch etwa Muſiker und Künſtler einſchließen ſollen. Ich bin wegen der Bedingungen nicht einig geworden und habe abgebrochen, da ich um 10 Thr. den Bogen nicht arbeiten kann. Nun kommt er aber wieder, und mehrere Bekannte rathen ſehr, auch ohne Bezug auf Brandſtetter die Arbeit zu verſuchen. Daß dies etwas iſt, was einfach ein ganzes Leben ausfüllen müßte, begreifen Sie, und ich darf es nur als Nebenarbeit betrachten, weil der tägliche Bedarf beſchafft werden muß. Indeß will ich nicht eigenſinnig ſein und wenigſtens einen Verſuch machen.

Es iſt dieſer Brief ſeit vielen Wochen das erſte Zeichen von wiederkehrender Thätigkeit. Ich war wie vernichtet durch die lezten Stürme. Gott gebe, daß Anſelm nicht ernſtlich Schaden genommen hat. Wäre dies der Fall, dann iſt Alles fertig, und es bleibt nichts übrig, als mit leidlichem Anſtand zu Ende zu kommen.

In Köln iſt ein kleiner Studienkopf von Anſelm. Ich möchte wohl wiſſen, mit welchem Recht oder Unrecht ich ſo ſehr davon entzückt bin. Das größere Bild hat ſich meiner Sympathie weniger zu erfreuen.

Leben Sie wohl und möchten Sie von ſich beſſere Nachrichten zu geben haben als ich von mir.

Mit unveränderter Geſinnung Henriette Feuerbach.

Mit dieſem ergreifenden Briefe ſchließt die Reihe ab. Er iſt der Letzte, den Bernays aufgehoben hat. Wie aber deutlich erkennbar iſt, daß auch zwiſchen den vorhandenen Briefen andere, wichtige fehlen, iſt anzunehmen, daß der Briefwechſel zwiſchen Bonn und Heidelberg noch längere Zeit in der gleichen herzlichen Weiſe

fortgeführt wurde. Nahm doch Bernays bald Gelegenheit, öffentlich für Feuerbachs Kunst einzutreten. Es geschah dies im Morgenblatt, einer der ersten damaligen Zeitungen, welche bei Cotta erschien (Nr. 48 vom 26. November 1862). Der Aufsatz trägt den Titel „Iphigenie an der taurischen Küste von Anselm Feuerbach in Rom." Ein kurzes Bruchstück sei zum charakterisierenden Zeichen hier wiedergegeben:

„Je mehr wir uns in das Anschauen des Bildes versenken, umsomehr werden wir überzeugt, daß dieses Werk, selbständig in sich und durch sich allein verständlich, doch vom lautersten Geist der Goetheschen Dichtung erfüllt und durchdrungen ist; auch über ihm ruht der Hauch jener Kunst, welche die Schönheit des Alterthums mit der tiefern Innerlichkeit, mit dem Gefühlsleben der neuern Welt vereinigt.

Dieses Bild, aus dem reinen Geist der Kunst geboren, wird die Theilnahme finden, die es verdient. Wir aber wünschen dem Künstler Glück, daß er dieses Werk hervorgebracht. Es stellt sich nicht unwürdig neben das unvergängliche, in rührender Schönheit strahlende Gedicht, in welchem der Poet, auf dem Gipfel des Daseins angelangt, die Versöhnung zwischen alter und neuer Zeit und zugleich seine eigene Versöhnung mit Welt und Menschheit gefeiert hat."

Wie später bei Gelegenheit des ersten Bühnenweihfestspieles in Bayreuth, wo Bernays zu den ersten gehörte, die Wagner feierten, hat er schon hier eine große Begabung, augenblickliche und bleibende Werte scharf zu unterscheiden, bewährt. Jedenfalls wird die Mutter diese für die damalige Zeit ganz einzig dastehende Kritik hocherfreut aufgenommen haben. Der Brief vom 15. Juni 1862 ist also sicher nicht der letzte gewesen. Was später zwischen Bernays und der einst so verehrten Frau, die ihn als zweiten Sohn behandelte, vorgefallen ist, entzieht sich der Kenntnis des Herausgebers, auch, ob ein offener oder nur ein stillschweigender Bruch stattgefunden hat. Den Schöpfungen Anselms gegenüber blieb Bernays ein treuer verständnisvoll begeisterter Beobachter. Als im Januar 1880 die Kunde von dem frühzeitigen Tode des Meisters aus Venedig kam, war er aufs heftigste erschüttert. Welche tiefen Gedanken ihn damals bewegten, davon gibt ein ungedruckter Brief Kunde:

„Ueber Feuerbachs Tod schrieb ich nicht, weil mich das Ereigniß zu mächtig erschütterte. Dieser Tod ist einer von jenen Schicksalsschlägen, über die nachzudenken gefährlich werden kann. Angefeindet oder verhöhnt von der Masse derjenigen, die sich für seine Kunstgenossen hielten, von der landläufigen Kritik so lange wie irgend möglich verkannt, von den wahren Liebhabern, die nur nach Namen laufen, fast gänzlich unbeachtet — so ging er mühselig durchs Dasein, das Mysterium heiliger Kunst in seinem Geiste tragend, und verborgen blieb es der Masse auch dann, wenn er es in seinen Werken glorreich verkündete. An ihm ist wieder einmal die Gemeinheit des gewöhnlichen Menschentreibens offenbar geworden. Ideenlose Techniker oder einseitige Virtuosen, deren Ideal nicht über das Ideal der Massen hinausreicht — Männer wie Makart und Knaus werden mit einem Goldregen überschüttet, Feuerbach ermangelte oft des nöthigen Geldes für die Leinwand, die

seine erhabenen Gebilde aufnehmen sollte. Ich sagte oft scherzend: „Hat Feuerbach Geduld, so alt zu werden wie Wagner, so wird er seines Triumphes über das Gemeine noch froh werden.“ Aber er mochte nicht so lange warten, er verzichtete auf den schnöden Dank der Welt, vier Jahre älter als Schiller ist er hingegangen.

Das eigentlich Betrübende aber bleibt, daß die Welt aus dem Leben und Sterben dieses Kunstmärtyrers, den man jetzt mit Vorliebe den genialen nennt, nichts, aber auch garnichts, lernen wird. Mag nur ein vom Geiste wahrer Kunst erfüllter Meister wieder auferstehen, der, unbekümmert um die gemeine Tagesmode seinem geweihten Ziele entgegenwandelt. Er wird es gleichfalls erleben, daß die Zunftgenossen ihn beiseite drängen, daß die Kritik ihn höhnend zurechtweist, daß der erbärmliche Reiche, der vor Kunstwerken nur verdauen will, an seinen Schöpfungen mit Achselzucken vorübergeht.

Unter den Fürsten Deutschlands war unser König der einzige, der thätig bewies, daß er Feuerbachs Größe anerkannte. Er hat auch vor kurzem die Medea, die zehn volle Jahre lang unverkauft geblieben, der hiesigen neuen Pinakothek geschenkt. Wie durch seine Anerkennung Wagners hat er auch hier bewiesen, daß ihm der Sinn für das Große angeboren ist. . . . . “

Ein Vierteljahrhundert ist seither vergangen. Die fünfte, hoffentlich bald die sechste Auflage des von der Mutter herausgegebenen Vermächtnisses, die zweite Ausgabe der umfangreichen Arbeit von Allgeyer-Neumann beweisen die immer wachsende Verehrung für Anselm Feuerbach, den Künstler und den Menschen. Er ruht auf dem nürnberger Johannesfriedhofe, in Dürers Nähe. Obwohl sie den Sohn um zwölf Jahre überlebte, hat die Mutter nur den Anfang seines gegenwärtig sich fest fügenden Ruhmes gesehen. Ihr prophetischer Blick hat sich nicht getäuscht. Was sie einst in den hier mitgeteilten Briefen geahnt, ist Wahrheit geworden. Eine überzeugungstreue Schar, nicht etwa künstlich aufgeregt durch akademisch sich aufzwängendes Lobgehudel — hoffentlich werden solche Stimmen nie ihre lockenden Rufe für Feuerbach erheben, der ihrer wahrlich nicht bedarf, da er sie selbst verächtlich beurteilte! —, sondern aus innerer Freude begeistert durch ein langsames, allmählich beherzteres Einleben in seine Welt, die Welt des klassischen Ideals, wird sein künstlerisches Erbe einer hoffentlich mit zunehmendem Verständnis begabten und deshalb reicheren Zukunft übermitteln. Und die Liebe zu Anselm Feuerbach wird sich dann übertragen von seiner Persönlichkeit auch auf die der treuen Mutter, welche an der Seite des Sohnes gleich ihm einen heißen Lebenstag mit seiner Schwüle und seinen Gewittern durchkämpft hat.

Apostata/ Novelle von August Strindberg

Dreihundert Jahre und einige nach Christi Geburt hatte die Geschichte der Welt ihren Tespiskarren vom Mittelmeer nach Osten geschoben. Griechenland war in die ewige Ruhe eingegangen, Rom lag in Ruinen und war ein Vasallenstaat geworden, Jerusalem war zerstört, mit Alexandria am Nildelta war es abwärts gegangen; die Hauptstadt der Welt lag am schwarzen Meer und war eine halb morgenländische Kolonie, genannt Byzanz, oder nach Konstantin dem Großen Konstantinopel. Die heidnische Welt lag brach, und das Christentum war Staatsreligion. Aber der Geist des Christentums hatte das Kaisertum nicht durchdrungen; die Lehre war da, viele Lehren, aber der Hof lebte schlimmer als die Heiden, und der Weg zum Thron in Byzanz ging gewöhnlich über Mord.

Während aber Europa nach dem Orient gegangen war, waren gleichzeitig neue Eroberungen im Westen und im Norden gemacht. Die Römer hatten fünfzig Städte am Rhein, und ganz Gallien lag seit Cäsars Zeit unter römischen Pflügen und verehrte römische Götter in römischen Tempeln.

Als jetzt das Christentum in Gallien eingeführt werden sollte, stieß das auf Schwierigkeiten. Des Landes eigene Religion, der Druidenkult, war eben vom Kaiser Claudius verboten worden, und der römische war eingeführt. Daß nun unmittelbar darauf die eine Veränderung nach der andern kommen sollte, sprach die Nation nicht an, und darum befand sich Gallien in einem Zustand der Auflösung, aus dem jedoch etwas Neues zu wachsen versprach.

Unter der Regierung Konstantins aber begannen sich Gefahren von anderer Seite gegen die neugebildeten gallischen Provinzen zu erheben. Germanische Stämme, Franken und Allemannen, wurden von den Lieblichkeiten des fetten Landes angelockt, wo ja die Berge von Wein trieften und die Ebenen mit gelbem Weizen überschüttet waren. Um die beste Provinz zu schützen, und vielleicht auch aus andern Gründen, sandte der Kaiser seinen Neffen und Schwager Julianus

hin, die Germanen zu bekriegen. Julianus war allerdings im Kloſter und auf der Univerſität erzogen, ſcheint aber den Krieg verſtanden zu haben, denn er ſchlug die Uſurpatoren, und zog darauf nach Lutetia Pariſiorum.

Die Legionen waren den Mons Martis oder Martyrorum hinaufgezogen, wie er abwechſelnd genannt wurde. An der Spitze ging der unbedeutende Mann mit dem Philoſophenbart, Julianus, zum Cäſar ernannt, darum aber nicht zum Kaiſer.

Hoch oben auf dem Gipfel des Berges ſtand ein Marstempel, aber er war geſchloſſen. Da das Heer ſich gelagert hatte, trat Julianus allein an den Abhang, um die Stadt Lutetia zu beſchauen, die er noch nie geſehen hatte.

Auf der Inſel zwiſchen den beiden Armen des Seineflusſes lag der Plan der Stadt, mit dem Jupitertempel; der Kaiſerpalaſt und das Amphitheater waren auf dem Abhang des Berges des Parnaſſes am linken Flußufer zu ſehen. Seit dreihundert Jahren, von Cäſars Zeit an, hatten die Kaiſer zeitweiſe hier geweilt, und jetzt zuletzt hatten Konſtantin der Große und Konſtantius das Lutetia der Pariſer bewohnt.

Als der gedankenvolle Cäſar eine Weile das Tal mit dem Fluſſe betrachtet hatte, brach er aus:

„Urbs! Das iſt ja Rom! Ein Fluß, ein Tal und Hügel, ſieben oder mehrere, ganz wie in Rom. Seht ihr nicht, wir ſtehen auf dem kapitoliniſchen Berg; auf der andern Seite haben wir Janiculum, welcher der Berg des Parnaſſes iſt, und im Norden bildet der Mons Valerianus ja unſern Vaticanus. Und die Stadt auf der Inſel! Die Inſel gleicht ja einem Schiff, ganz wie die Tiberinſel, auf der man einen Obelisk als Maſt errichtet hat, ſo auffallend war die Ähnlichkeit. Cäſar war doch wohl zu originell, um haben kopieren zu wollen! — Sie nennen Byzanz das neue Rom, aber Rom iſt wie der Wurm: wenn man den in zwei Stücke ſchneidet, ſo wird immer ein lebendes Weſen aus jedem Stück. Was ſagſt du, Maximus?“

„Die Stadt der ſieben Hügel und der ſieben Könige war Rom; wie viele es hier werden, kann niemand ſagen.“

„Daran habe ich nie gedacht,“ antwortete Julianus, „daß Rom nur ſieben Könige gehabt hat wie die Hügel . . . ein ſeltſamer Zufall!“

Maximus, der Myſtiker, der gleich dem Sophiſten Priscus den Kaiſer ſtets begleitete, um ihm Gelegenheit zum Philoſophieren zu geben, wandte ſofort ein:

„Es gibt keine Zufälle, Cäſar; alles iſt berechnet und gezählt, alles iſt in bewußter Abſicht geſchaffen, und in Übereinſtimmungen, die Feſte des Himmels und das Rund der Erde . . .“

„Das haſt du in Ägypten gelernt,“ unterbrach ihn Priscus; „denn die Ägypter ſehen ja den Nilſtrom im Sternbild Eridanus; möchte wiſſen, unter welchem Bild dieſes Lutetia liegt!“

„Es liegt unter der Andromeda wie Rom,“ antwortete Maximus, „aber Perſeus herrſcht über das heilige Land, ſo daß Algol über Jeruſalem ſteht.“

„Warum nennst du das verfluchte Land heilig?" unterbrach ihn Julianus, der seinen sonst ruhigen Geist nicht beherrschen konnte, sobald man von etwas sprach, was das Christentum betraf; denn das haßte er.

„Ich nenne das Land heilig, weil dort der Erlöser der Welt geboren ist. Und du weißt, daß der ohne Vater geboren wurde, wie Perseus! Du weißt auch, daß Perseus Andromeda erlöste, wie Jesus Christus Rom und Lutetia erlösen wird."

Julianus schwieg, denn er war als Neuplatoniker empfänglich für Analogien mit Perspektiven über das Endliche, und das poetische Bild war für ihn mehr als ein oratorischer Schmuck. In einem Kloster von christlichen Priestern erzogen, hatte er früh einen Einblick in die neuen Lehren des Christentums bekommen; mit seiner philosophischen Bildung aber hatte er zu bemerken geglaubt, daß der Same des Christentums bereits bei Sokrates und Plato gelegen habe; und als er dann die Bekanntschaft der Neuplatoniker machte, fand er eigentlich nichts an den eben diktierten Dogmen des Christentums auszusetzen. Aber ein grenzenloser Haß gegen diese Galiläer ergriff ihn, die sich jetzt alle Weisheit der vergangenen Zeit aneignen wollten und ihr ihren Namen gaben. Das waren Diebe für ihn! — Daß Christus Gottes Sohn war, fand er ganz natürlich: denn als Pantheist glaubte er ja, daß die Seelen aller Menschen von Gott geboren seien und teil an ihm haben. Er selbst bekannte den jüngst angenommenen nicäischen Glaubenssatz, der Sohn ist desselben Wesens wie der Vater, wenn er ihn auch auf seine Art auslegte. Wunder geschahen alle Tage und konnten von Zauberern nachgeahmt werden. Den Sündenfall erkannte er an, denn Plato hatte ja auch erklärt, die Seele sei in der Materie gefangen, in der sündigen Materie, die wir bekämpfen müssen; und das hat Paulus in seinem Brief an die Römer bestätigt, wenn er sagt: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, tue ich." Und ferner: „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüt ... Ich elender Mensch! wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" — Das war die Klage des denkenden und erkennenden Menschen über die Gefangenschaft in der Materie, den Ekel des Menschengeschlechts über sich selbst.

Julianus hatte als tief empfindender und hoch strebender Geist diesen Druck gefühlt, und er hatte redlich gegen die Begierde des Fleisches gekämpft, und mit Erfolg. Unter Mördern und Lüstlingen aufgewachsen, in dem unerhörten Luxus des byzantinischen Hofes, wo er zum Beispiel anfangs tausend Barbiere und tausend Köche besaß, hatte er sofort den Luxus abgeschafft, lebte selbst wie ein christlicher Asket, handelte recht und dachte edel. Die Gefangenschaft in der Materie oder der Sünde hatte er vollständig begriffen, von der Erlösung aber durch Christus verstand er keine Spur. Dreihundert Jahre waren vergangen, seit Christus geboren wurde, und die Welt war immer elender geworden. Die Christen, besonders seinen Oheim Konstantin den Großen hatte er schlimmer als Heiden leben sehen; und als junger Mensch hatte er die neue Lehre in seinen

Seelenkämpfen erprobt: er hatte zu Christus gebetet wie zu Gott, war aber nicht erhört worden.

Als er dem gläubigen Eusebius sein Leid klagte, hatte dieser geantwortet:

„Seid geduldig in der Hoffnung! Fahret fort im Gebet!"

Der Jüngling aber erwiderte:

„Ich kann nicht geduldig sein!"

Darauf Eusebius:

„Die Erlösung kommt, aber nicht zu unserer Zeit. Tausend Jahre sind wie ein Tag vor dem Herrn Gott! Warte fünf Tage, dann wirst du sehen!"

„Ich will nicht warten," raste der Jüngling.

„So sagen die Verurteilten auch. Aber, siehst du, die Ungeduld ist eine von den Plagen der Hölle, und du schaffst dir deine Hölle selbst mit deiner Ungeduld!"

Julian wurde Christushasser, ohne eigentlich zu wissen, warum. Die Philosophen lehrten es ihn nicht, denn die paßten das Christentum ihrer Philosophie an. Celsus' einfache Widerlegung des Christentums hatte Julians reifen und gebildeten Verstand auch nicht verführt.

Eusebius erklärte den Christushaß seines Schülers also: „Er hat heidnisches Blut im Leib, denn er ist von illyrischer Herkunft; er gehört wohl nicht in diesen Schafstall. Oder ist sein Hochmut so grenzenlos, vielleicht sein Neid so groß, daß er im Reich des Geistes keinen Alleinherrscher duldet? Er lebt ja selbst wie ein Christ und lehrt dasselbe wie Christus, ist aber doch ein Christushasser."

Inzwischen hatte sich der Cäsar, um seinen Zorn zu verbergen, dem Marstempel auf dem Hügel genähert. Das Gebäude war verfallen, die Türen fortgetragen, und die Säulen gesprungen.

Als er in die Zelle eintrat, sah er das Marsstandbild, das nach einem guten griechischen Ares gemacht war, in der Apsis; aber die Nase war abgeschlagen, die Finger fehlten, und die ganze Statue mit Schmutz bestrichen!

„Das haben die Galiläer getan!" sagte Julian, „aber das sollen sie bezahlen."

„Das haben sie bereits mit ihrem Leben bezahlt!" antwortete Maximus. „Dionysius wurde auf diesem Hügel enthauptet, und seine Kapelle ist dort unten am Abhang zu sehen."

„Bist du auch Galiläer?"

„Nein, aber ich liebe die Gerechtigkeit!"

„Die Gerechtigkeit und deren Göttin Asträa haben die Erde verlassen, als das eiserne Zeitalter begann, und jetzt sitzt sie als Stern am Himmel."

„Im Tierkreis," fiel Priscus ein; „ich glaube auch, wir leben alle in Tierkreisen, und da hat die Gerechtigkeit allerdings keinen Platz!"

Gemurmel war vom Lager zu hören. Julian stieg auf einen Steinhaufen, um nachzusehen, was es gab.

Die ganze nordöstliche Seite des Marsberges war von Soldaten bedeckt, und unten im Tal waren Zelte und Lagerfeuer zu sehen. Diese Tausende stammten von

allen Völkern der Welt. Da waren Römer, Griechen, Ägypter, Neger, Hebräer, Perser, Afghanen, Skythen, Germanen, Briten und Gallier. Jetzt aber waren sie in Bewegung und bildeten ein Gewimmel, wie wenn Mücken tanzen.

„Was verursacht die Unruhe?" fragte Julian.

Eine kleine Glocke von der Denis-Kapelle läutete Angelus, und die Christen waren auf die Knie gefallen, während die Heiden stehenblieben oder in ihrer Beschäftigung fortfuhren. Die Christen hielten sich für gestört, und die Heiden auch.

„Diese Religion," sagte Julian, „die alle sammeln sollte, sondert nur. Wenn die Kirchenversammlungen, statt neue Bekenntnisse zu formulieren, alle Formen gesprengt und einen freien Kultus verkündigt hätten, mit Lobgesang und Anbetung des Allerhöchsten, dann hätten alle Völker im Namen des Namenlosen ihre Knie gebeugt. Aber seht die Christen! Da das Gesetz auf ihrer Seite ist, haben sie die Oberhand, und darum zwingen sie die Heiden, ihren Galiläer zu verehren! — Aber helfen werde ich ihnen nicht. Nationen kann ich zusammenhalten, über Bekenner aber vermag ich nichts! — Laßt uns in die Stadt gehen; in diese Sache will ich mich nicht einmischen."

Einige christliche Tribunen näherten sich Cäsar, in der sichtbaren Absicht zu klagen, er aber winkte ihnen, daß sie umkehren sollten und daß er nicht mit ihnen sprechen wolle.

Julian hatte zu Fuß und mit seinen Philosophen Einzug in Lutetia gehalten. Generale oder andern Befehl hatte er nicht mitgenommen, weil er sich nicht auf sie verließ.

In der neuen Stadt fand er das Rom der Cäsaren in Miniatur. Hütten mit Strohdächern bildeten allerdings den Kern, aber da waren mehrere Tempel und Kapellen, eine Präfektur, ein Forum und ein Amphitheater. Das Forum oder der Markt war von Pfeilergängen umgeben, in denen Handelsleute und Wechsler ihre Läden aufgeschlagen hatten; und die eine Kurzseite wurde von der Präfektur gebildet, in der auch der Ädil und der Quästor wohnten.

Vom Volk unbemerkt und nicht gekannt, ging der Cäsar in die Präfektur. Im Vestibül sah er christliche Symbole. Das Kreuz, den Fisch, den guten Hirten und dergleichen. Das Christentum war allerdings Staatsreligion, aber der Haß des Cäsars gegen alles Christliche war so groß, daß er die Bilder nicht sehen konnte; er ging also wieder hinaus, rief den Präfekten hinunter und befahl ihm, den Weg nach dem Kaiserpalast auf der linken Seite des Flusses zu zeigen.

Und dort richtete er sich ein, selbst eine einfache Kammer einnehmend, die einer Mönchszelle glich.

Da er viele Umwege hatte machen müssen, seit er Byzanz verlassen, und da die Züchtigung der Franken und Allemannen Zeit gekostet hatte, waren Briefe vor ihm angekommen. Darunter war einer vom Kaiser, der Julian viel Kummer machte.

Die Stellung des Kaisers zum Vetter Julian war immer etwas zweideutig gewesen, beinahe feindlich; und jetzt nach den gewonnenen Siegen hatten Neid

und Furcht den Geist des byzantinischen Despoten eingenommen. Der Brief enthielt einen Befehl an Julian, die Legionen sofort zurückzusenden, da der Krieg zu Ende sei.

Julian sah die Gefahr, wenn er das zurückgewonnene Land von der Verteidigung entblößte, aber sein Pflichtgefühl und seine Rechtschaffenheit geboten ihm zu gehorchen, und ohne Zögern sandte er das Edikt des Kaisers ins Lager.

Dies geschah am Abend des ersten Tages.

Am folgenden Morgen war Julian mit seinem gelehrten Stab auf Wanderung hinausgegangen. Sie stiegen langsam über den Berg des Parnasses und streiften durch den Eichenwald auf der nördlichen Seite, gebahnte Wege verlassend. Es wurde gewaltig philosophiert und disputiert, und Zeit und Ort vergessend, verirrte sich die Gesellschaft immer tiefer in den Wald.

Schließlich hatten sie einen offenen Platz erreicht, wo äsende Rehe die Flucht ergriffen, und dort ließen sie sich auf seltsam geformte Steine nieder, die in einem Kreis lagen. In den Eichen über ihren Köpfen waren große grüne Knäuel von andrer Farbe als die der Baumblätter zu sehen, die sie für Vogelnester hielten.

„Noch nie habe ich soviel Krähennester auf einmal gesehen," sagte Cäsar.

„Das sind keine Krähennester, Hohe Gnaden," antwortete der Schreiber Eleazar, der als Sekretär Dienst tat; „das ist die heilige Mistel, die auf der Eiche wächst und durch Einwirkung kosmischer Kräfte diese Kugelform annimmt, welche die der Erde wie die der übrigen Himmelskörper sein soll."

„Ist das . . ."

„Ja, und wir scheinen in einem heiligen Opferhain eingetreten zu sein, in dem die Urgötter des Landes noch von Druiden verehrt werden, trotzdem ihr Kult verboten ist."

„Verboten, trotz des Kaisers Edikt über die Religionsfreiheit," fiel der Sophist Priscus ein.

Julianus liebte es nicht an diese Freiheit erinnert zu werden, durch die das Christentum Freiheit erhalten hatte, die andern Bekenntnisse zu unterdrücken. Er erhob sich, und mit ihm seine Gesellschaft, um die Wanderung fortzusetzen.

Sie hatten nach einer Weile Suresnes und seine Weinberge erreicht, wo der Feigen- und der Pfirsichbaum die Mauern einfaßten. Als sie auf eine Anhöhe gestiegen waren, sahen sie das ganze Seine-Tal vor sich liegen, mit seinen Feldern, Gärten und Villen.

„Das ist ja das gesegnete Land von Kanaan!" brach Julian aus, von dem schönen Bild hingerissen.

Auf der andern Seite des Flusses erhob sich der Marsberg mit seinen Tempeln und Kapellen; und wo der Bergboden entblößt war, glänzte stellenweise der weiße Kalk, gleich einer unendlichen Menge Zelte, die auf den Höhen aufgeschlagen.

Die Philosophen standen lange da und betrachteten die Aussicht, als ein Getöse

zu hören war, wie bei einem herannahenden Gewitter. Doch war keine Wolke zu sehen, und das Gefolge blieb fragend und lauschend stehen.

Das Getöse nahm zu und wurde zu Geschrei, Geheul, Waffengerassel.

Jetzt schien der Marsberg in Bewegung zu kommen; es wimmelte auf seinem Scheitel, und blanke Blitze schossen heraus. Wie ein Fluß begann das Bewegliche und Glänzende sich den Berg hinunterzuwälzen der Stadtseite zu.

Da verstand man.

„Das sind die Legionen, die revoltiert haben!" warf Maximus hin.

„Das Edikt hat gewirkt!"

„Sie suchen ihren Cäsar!"

„Dann bleibt nur übrig, umzukehren und heimzugehen."

Die Gesellschaft schlug den Weg längs des Flußufers ein und folgte ihm stromaufwärts, um ein Auge auf das Vorhaben der Legion werfen zu können.

Immer gewaltiger stürzte der dunkle Fluß mit seinem Glitzern von blanken Waffen und Helmen.

Ihre Schritte beschleunigend, erreichten die Wanderer den Palast, in dem große Bewegung herrschte.

Julian war von Natur ein mutiger Mann, aber die Schüchternheit des Denkers machte ihn oft scheu vor öffentlichem Auftreten. Er ging darum durchs Badehaus hinein und suchte seine einsame Kammer auf, um abzuwarten, was geschehen würde. Er ging im Zimmer auf und ab, in großer Unruhe, als sollte sein Schicksal eben jetzt fürs ganze Leben entschieden werden.

So kam es, was er beinahe wußte.

Rufe von der Hofseite waren zu hören:

„Ave Cäsar Julianus Imperator!"

„Wir wählen Julianus zum Kaiser!"

„Julianus das Diadem!"

„Tod dem Konstantius, dem Mörder und Weichling!"

Es gab keine Zweifel mehr! Die Legionen hatten Julianus zum Kaiser ausgerufen, denn sie wollten dieses gelobte Land nicht verlassen, dessen Eroberung ihr Blut gekostet hatte.

Julianus, der nicht nach der Macht gestrebt hatte, weil er die Verantwortung fürchtete, wollte Widerstand leisten, aber Gesandte vom Heer warnten ihn:

„Wenn du nicht die Wahl annimmst, wirst du totgeschlagen!"

„Wer nicht zu herrschen wagt, der soll geknechtet werden!"

Damit war Julian Kaiser über das große Reich, das sich vom schwarzen Meer bis zum Atlantischen Ozean erstreckte.

Die Nacht, die auf diesen Tag folgte, brachte der Kaiser in Meditationen zu; und als er am Morgen nach einem Bad sich seinen Freunden zeigte, war er beinahe nicht wieder zu erkennen. Er hatte buchstäblich die Maske abgeworfen und zeigte ein neues Angesicht mit neuen Ausdrücken, beinahe neuen Zügen. Trotz seinem recht-

schaffenen Charakter war Julian gezwungen worden, wie Konstantin in einer beständigen Heuchelei zu leben, indem er diese christliche Lehre, an die er nicht glaubte, begünstigte und ausübte. Ja, er war sogar genötigt worden, die Dreieinigkeit und Christi Gottheit des nicäischen Konzils zu bekennen, Gottesdienste zu besuchen, Fasten zu beobachten. Jetzt wie er die Macht in seine Hände bekam, war sein erstes, seine Freiheit zu benutzen und der zu sein, der er war.

Seine erste Handlung war, die Schafe von den Böcken zu scheiden, das heißt alle Galiläer auszusondern und sie eigene Legionen bilden zu lassen, unter dem Vorwand, die Christen würden dadurch ihre religiösen Gebräuche besser ausüben können. Gleichzeitig aber umgab er seine Person nur mit Heiden vom alten Stamm: Hebräern, Syriern, Persern und Skythen, mit aller Art Volk außer den Christen.

Zugleich legte er den schimmernden Purpur und das glänzende Diadem des Imperators an, schnitt und vergoldete den Bart und zeigte sich draußen nur zu Pferd und mit großem Gefolge.

Als das getan war, ging er daran, die Huldigung vom Volk entgegenzunehmen, und zu dem Zweck beschloß er das Theater anzuwenden. Dort wollte er Äschylos' Trilogie Prometheus aufführen, die damals noch vollständig vorhanden war. Schauspieler brachte er selber mit, und das Theater stand bereit. Das Gerücht hiervon hatte sich bald in der Stadt verbreitet, und wurde mit Jubel von den Heiden aufgenommen, während die Christen verstimmt wurden; das niedrige Volk hatte allerdings Gladiatorenspiel und Tierhetzen erwartet, aber eine „Komödie" war ja immer willkommen.

Der Tag war da und die Stadt festlich geschmückt. Das Spiel sollte vom Morgen bis zum Abend dauern, ohne Pausen für Mahlzeiten; und da der Frühling sich kalt und unbeständig gezeigt hatte, wurde man ersucht, das Kleidungsstück Cucullus mitzubringen, ein römischer kurzer weiter Mantel mit Kapuze, der um so nötiger war, als das Theater unter freiem Himmel stand.

Cäsar, nunmehr Augustus, fand sich zur bestimmten Zeit im Theater ein, von seinen Philosophen begleitet, die in einiger Entfernung Platz nehmen mußten, denn der Cäsar saß in der Staatsloge, in der er Präfekt, Ädil und Quästor befohlen hatte.

Er war etwas verwundert, diese Vorsteher der Stadt dort nicht zu finden, und da der Ädil Chef des Schauspiels war, wagte man nicht anzufangen, bevor er kam.

Das Volk hatte sich erhoben, als Cäsar eintrat, und viele Tribünen hatten Lebehoch gerufen, darauf aber entstand ein unangenehmes Schweigen, während dessen der Kaiser mit kaltherziger Neugier betrachtet wurde.

Als dieser schließlich des Wartens müde wurde, rief er seinen Sekretär, den Hebräer Eleazar, und befahl ihm, auf die Präfektur zu gehen, um die Ursache des Ausbleibens zu erfahren, zugleich aber gab er das Zeichen zum Beginn des Schauspiels.

Die Schauspieler traten ein, und am Altar nahmen sie die uralte Opferung vor, welche die Tragödie einleitete. Da nun die blutigen Opfer aus allen Religionen fortgefallen waren, sogar aus der der Juden, nach der Zerstörung des Tempels unter Titus 70 nach Christus, so zog sich die ungewöhnliche Handlung große Neugier zu. Die Legionäre waren ja gewohnt, Blut zu sehen, aber die Bürger der Stadt und ihre Frauen wandten sich fort, als der Bock dem Dionysos geschlachtet werden sollte.

Warum Julian diesen Brauch von neuem einführen wollte, das glaubte man in seinem lobenswerten Streben suchen zu müssen, alle Religionen zusammenzuschmelzen und in den Zeremonien aller einen tieferen Sinn zu sehen. Das Opfer war ja eine Gabe, eine Aufopferung und eine geäußerte Dankbarkeit; aber der Mystiker Maximus hatte den Kaiser auch überzeugt, daß im Blut selbst, der Quelle des Lebens, verborgene Kräfte liegen, die geistige Mächte von niedrigerem Rang an sich ziehen. Das Menschenkind vergoß das Blut seiner Mutter bei der Geburt, und die heilige Handlung der Beschneidung sollte an die blutige und schmerzhafte Operation der Geburt erinnern. Auf den Gräbern der Häuptlinge wurden Sklaven geschlachtet, und noch unter Julius Cäsar hatten die Römer bei einer außerordentlichen Gelegenheit dreihundert Gefangene geopfert. Von diesen und ähnlichen Philosophemen eingenommen, wurde Julian auf einen Weg gelockt, der ihn ins Verderben führen sollte.

Nach der Opferung, über welche die Soldaten gelacht und die Frauen geweint hatten, begann das Schauspiel in der eigenen Sprache des Dichters. Griechisch wurde ja von allen Gebildeten gesprochen, von Palästina bis nach Gallien; aber die Ungebildeten konnten es nicht, und darum saßen die Bürger unaufmerksam da.

Als der Chor zum zweitenmal eintrat, kam Eleazar mit dem Bescheid zurück.

„Dies ist geschehen", sagte er, sich seines Auftrags entledigend. „Der Bischof von Sens, der Primas der gallischen Kirche, ist in die Stadt gekommen und hält jetzt eine Messe in der Kirche. Die hohen Beamten sind anwesend, und sie entschuldigen sich beim Kaiser; sie glaubten, er wisse, daß die Christen nie Theater besuchen, und sie berufen sich auf die Religionsfreiheit."

Der Cäsar wurde weiß im Gesicht.

„Gut! Das sollen sie mir bezahlen! Jetzt, Eleazar, Jude, sollst du dich neben mich setzen und mit mir plaudern. Die Schauspieler sind erbärmlich und ich kann ihre griechische Aussprache nicht leiden."

Eleazar machte Einwendungen, aber der Wille des Kaisers duldete die nicht.

Der Vormittag schleppte sich hin, und als der erste Teil der Trilogie zu Ende war, schien ein Teil des Publikums davonschleichen zu wollen, aber die Ausgänge waren geschlossen, denn man wollte nicht vor leeren Wänden spielen und dem Kaiser auch nicht Geringschätzung zeigen.

Doch die Unlust des Publikums wurde immer größer, denn man war müde und hungrig. Daß der Jude in die Loge des Kaisers aufgenommen wurde, war auch unangenehm aufgefallen, nicht weil er Jude war, denn der Judenhaß entstand

viel ſpäter, nach den Kreuzzügen. In den erſten Jahrhunderten wurden die Juden mit den Chriſten verwechſelt, weil man glaubte, die neue Lehre ſtamme aus dem Judenland und ſei eine Fortſetzung der moſaiſchen. Darum ſah man alſo den Eleazar nicht ſchief an, ſondern mehr ſeines unanſehnlichen Ausſehens und ſeiner geringen Stellung wegen. Es war eine Herausforderung, am meiſten aber gegen die Chriſten, denn der Jude war doch nun einmal ein Fremdling und ein Heide.

Als nun in der zweiten Abteilung Prometheus an den Felſen feſtgenagelt wurde, mußte der Schauſpieler an den Gekreuzigten als Vorbild gedacht haben, und er nahm wirklich deſſen Stellung ein, ſtreckte die Arme aus und ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken. Auch das Volk begann aufmerkſam zu werden und da es nicht die Sprache verſtand, auch nie die Mythologie kennen gelernt hatte, glaubte es, man ſpiele das Leiden Chriſti. Da deſſen Darſtellung noch nie auf die Bühne gekommen war, erregte ſie eine unangenehme Aufmerkſamkeit, ſo daß man halblaute Geſpräche begann.

Der Kaiſer war zornig und bewegte nicht eine Muskel, und wenn der ruhige Mann böſe wurde, verlor er den Verſtand. Er ſaß da in ſeinem Schweigen und entwarf Pläne gegen dieſe Barbaren, welche die Weisheit der Vorfahren vergeſſen hatten. Die Mittagszeit war da, und die Ungeduld wurde immer deutlicher.

Da begann der Himmel ſich mit Wolken zu bedecken und einige Schneeflocken fielen langſam wie weiße Federn. Die Mäntel hatten, zogen ſie über den Kopf. Die Schauſpieler ſahen nach der Loge des Kaiſers, der aber rührte ſich nicht, obwohl er kein Dach über dem Kopf hatte. Er war Krieger und durfte keine Furcht zeigen vor etwas ſo Geringem wie rauhe Witterung.

Jetzt begann Prometheus der Jo zu prophezeien von dem, der geboren werden und der Zeus ſtürzen und Prometheus befreien ſollte. Die Gebildeten, Chriſten wie Heiden, ſahen ſich fragend an, als Jo rezitierte: „Was ſagſt du? Ich gebäre dir den Retter?“

Als da Prometheus antwortete:

„Der dritte Sproß nach zehn Familien iſt's!“

brach ein Gemurmel im Theater aus.

Zehn Familien, das war in runder Zahl 700 Jahre oder gerade bis zu Chriſti Geburt, da die Zeitrechnung der Griechen mit 763 begann, dem Ende der mythiſchen Ära, in deren Epoche das Stück ſpielen ſollte.

Julian merkte, daß er Holz zum Feuer getragen hatte und den Chriſten entgegengekommen war, ohne es zu wollen. Äſchylos hatte Chriſti Ankunft genau aufs Jahr vorhergeſagt; und daß er Zeus ſtürzen ſollte — mehr war nicht nötig für die rechtgläubigen Athanaſianer, um die Arianer, die ſeine Gottheit leugneten, zu zermalmen.

Der Schnee fiel immer dichter, und es wurde ſchließlich ein Schneetreiben. Der Cäſar war weiß, als habe er ein Leichenhemd an, bewegte ſich aber nicht, denn er war außer ſich vor Raſerei, gegen ſich ſelbſt, gegen die Dämonen, die ihn verlockt hatten, dieſes Stück zu wählen, gegen den Himmel, der ihn verhöhnte.

Das ganze Publikum war verschneit und disputierte über die Gottheit Christi; das niedrige Volk lachte und keifte.

Die einzigen, die gegen die Laune der Witterung geschützt waren, waren die Schauspieler unter dem Zeltdach. Aber der feuchte Schnee war schwer; die Leinwand bog sich und riß ein.

Da erhob sich das ganze Publikum und lachte laut; die Schauspieler krochen aus dem Schnee hervor; die Türen öffneten sich und alle flohen außer dem Cäsar und seinen Philosophen.

Julian hatte sofort, nachdem er zum Kaiser ausgerufen war, einen Gesandten an den Kaiser nach Byzanz geschickt und saß nun da und wartete auf die Antwort.

Es war gegen die Wintersonnenwende und den Jahreswechsel. Die Christen hatten damals eben angefangen, Christi Geburt zu feiern und dabei römische Sitten von den Saturnalien aufgenommen, dem Fest zu Ehren Saturns. Julian, gereizt durch den Handschuh, den die Nazarener hinwarfen, begann sich zu Widerstand und Anfall zu rüsten; und jetzt wollte er seine Macht gebrauchen, dem Heidentum zurückgeben, was ihm zukam, und den Christen zeigen, wo sie ihre Kenntnisse von den höchsten Dingen geholt hatten. Und zugleich wollte er das Heidentum christlich machen, damit dieses bei seiner Wiederkunft alle für sich gewinnen konnte.

Der alte Jupitertempel auf der Insel im Fluß, der seit langer Zeit geschlossen gewesen war, war eines Nachts geöffnet und man sah Licht drinnen. Man hörte den Lärm von Hämmern und Sägen, Hacken und Maurerkellen.

So ging es eine Zeitlang, während man in der Stadt darüber schwatzte.

Eines Nachts im Mittwinter saß Julian mit Maximus, Priscus und Eleazar im Opisthodomus oder dem Priesterzimmer hinter dem Altar im Tempel Jupiters. Der ganze Tempel war erleuchtet, und man merkte gleich die Absicht der vorgenommenen Ausbesserungen. An der linken Pfeilerreihe war ein Ambon oder eine Kanzel, und unter der ein Beichtstuhl; ferner ein siebenarmiger Leuchter, ein Taufbecken, ein Tisch mit Schaubroten und ein Rauchaltar.

Das war Julians Versuch, die neue Lehre an die alte anzuknüpfen, Heidentum, Christentum und Judentum zusammenzuschlagen. Heliogabalus hatte zwar auf seine rohe Art denselben Versuch gemacht, als er syrische Sonnenverehrung in Rom einführte, zugleich aber alle Götter der Welt, sogar die ägyptischen beibehielt. Aber die Christen wollten nicht mitgehen, die Juden auch nicht.

Julian liebte die Juden nicht, aber sein Haß gegen das Christentum war so groß, daß er lieber der halsstarrigen Nation in Palästina aufhalf, um sie gegen Christus zu erheben. Zu dem Ende hatte er Befehl gegeben, den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen; und diese Angelegenheit war es, die er jetzt zuerst mit seinen Philosophen, Eleazar mitgerechnet, besprechen wollte.

„Was meint ihr also?" beendete Julian seine lange Ausführung über den Aufbau Jerusalems. „Maximus soll zuerst sprechen."

„Cäsar Augustus," antwortete Maximus, der Mystiker, „Jerusalem ist von der Erde ausgerottet, wie die Propheten vorausgesagt haben, und sein Tempel kann nicht wieder aufgebaut werden."

„Kann nicht? Er soll!"

„Er kann nicht! Allerdings hat Konstantins Mutter eine Kirche über Christi Grab gebaut, aber der Tempel kann sich nicht mehr erheben. Ist nicht seit Salomo die Geschichte dieser Stadt eine Geschichte der Zerstörungen Jerusalems. Sisak, Philister, Araber, Syrer, Joas, Ägypter und Chaldäer haben sie zuerst zerstört. Dann kam Alexander, Ptolemäus und schließlich Antiochus Epiphanes, der die Mauern niederriß und eine Jupiterstatue im Tempel aufstellte. Jetzt aber merk auf: 63 Jahre vor Christus wurde Jerusalem von Pompejus erobert. Was geschah im selben Jahr nach Christus im römischen Reich? Denk nach! — Pompeji, die Stadt bei Neapel, vom selben Namen wie der Eroberer, wurde 63 durch ein Erdbeben zerstört. Das war die Antwort, und der Herr Zebaoth bekriegte Jupiter-Zeus."

„Hör mal," unterbrach ihn Julian, „deine pythagoräischen Zahlenspekulationen billige ich nicht. Wenn es 63 vor Christus gewesen wäre, die beiden Ereignisse, dann wäre ich beinahe überzeugt."

„Dann warte, Cäsar, und du sollst es werden. Nach der Eroberung des Pompejus und der Plünderung des Cassius baute Herodes der Große Stadt und Tempel wieder auf. Aber bald darauf, das heißt im Jahr 70 nach Christus, wurde Jerusalem vollständig von Titus zerstört. Nur neun Jahre später begann der Berg Somma Feuer zu speien, wie er es nie vorher getan hatte, und dabei wurden Pompeji (und Herkulanum) ganz zerstört. Pompeji und Herkulanum waren Sodom und Gomorrha, und Vespasianus, der vor Titus in Jerusalem gehaust hatte, besaß einen Vergötterungstempel in Pompeji: der verschwand von der Erde. Glaubst du vielleicht, daß die Christen den Vesuv angesteckt haben, wie Nero glaubte, sie hätten Rom angezündet, 64 nach Christus?"

Julian wurde nachdenklich.

„Es waren neun Jahre dazwischen — aber sonderbar sieht es aus."

„Ja," erwiderte Maximus, „aber genau im selben Jahr 70, als Titus den Tempel von Jerusalem zerstörte, brannte das Kapitol!"

„Dann sind es die Götter, die kriegen, und wir sind nur Soldaten!" brach Julian aus.

Priscus der Sophist, der Wortkämpfe liebte, beschloß zu feuern, als es erlöschen zu wollen schien:

„Aber Christus hat gesagt, daß Stein nicht solle auf Stein gelassen werden und daß der Tempel nie wieder aufgebaut würde."

„Hat Christus das gesagt? Gut, dann soll er zeigen, ob er ein Gott war, denn jetzt will ich den Tempel Salomos aufbauen!"

Und sich zu Eleazar wendend:

„Glaubst du an Wahrzeichen?"

„So gewiß wie der Herr lebt, so gewiß wie Abrahams Gott uns aus der ägyptischen Knechtschaft geführt und uns Kanaan gegeben hat, so gewiß wird er die Verheißung erfüllen und uns Land, Stadt und Tempel wiederschenken."

„Geschehe dir, wie du glaubst! Der Tempel soll aufgebaut werden, wenn auch nicht in drei Tagen, wie der Galiläer meinte."

Die Wintersonnenwende war da und die Saturnalien begannen in Lutetia. Die Heiden hatten das Fest immer gefeiert als eine Erinnerung an das goldene Alter der Sage, das unter der Regierung des guten Saturn gewesen sein sollte. Damals war Friede auf Erden, der Löwe spielte mit dem Lamm, die Felder trugen Ernten ohne Bestellung, keine Waffen wurden geschmiedet, denn die Menschen waren gut und gerecht. Dieses schöne Fest, das von den Römern abgeschafft worden, war von den Christen wieder aufgenommen, die mit Christi Ankunft ein neues goldenes Zeitalter oder das tausendjährige Reich erwarteten. Jetzt aber wollte Julian den Heiden ihr Vorrecht zurückgeben, und zugleich den Nazarenern zeigen, wo sie ihre religiösen Gebräuche hergenommen hatten.

Die Heiden begannen auf alte Art den Feiertag zu verkünden. Die Läden waren geschlossen und die Stadt festlich gekleidet, als man am Morgen eine Prozession aus der Basilika auf dem Markt herauskommen sah. An der Spitze ging König Saturn mit dem Füllhorn, Korngarben und Trauben; ihm folgten die Tugenden Fortuna, Reichtum, Friede, Gerechtigkeit. Darauf kam ein Schauspieler, als Cäsar verkleidet, und an der Hand führte der einen Gefangenen, der zu Ehren des Tages von seinen Ketten befreit worden war. Ihnen folgten Herren, die ihre Sklaven unterm Arm faßten; dann Frauen und Kinder, die aus Garben Korn für die Sperlinge der Straße ausschütteten.

Die Prozession zog durch die Straßen und erregte zuerst angenehme Aufmerksamkeit.

Dann zog man in den Tempel, wo ein Jupiter oder Zeus in der Apsis saß. Man hatte ihn so listig modelliert, daß er Gott Vater dem Schöpfer gleichen konnte, oder Moses, wie man dessen Bild jetzt anfing darzustellen. Neben diesem und etwas unter ihm stand Orpheus als der gute Hirte mit einem Lamm auf seinen Schultern, und im Relief auf dem Sockel war sein Gang zum Hades zu sehen, von dem er mit Dike, der Gerechtigkeit, zurückkehrte, deren Namen aus Eurydike travestiert war. Das ging auf die Christen direkt.

Vor dem Götterbild stand der jüdische Schaubrottisch mit dem Brot und dem Wein; eine Erinnerung, von wo die Christen die Eucharistie oder das Meßopfer her hatten. Wie zufällig wurde ein neugeborenes heidnisches Kind gebracht und in dem Becken getauft. Bei der Frage eines, dem die Rolle einstudiert war, ob die Heiden getauft wurden, antwortete ein andrer, der ebenfalls seine Rolle hatte, daß die Vorfahren ihre neugeborenen Kinder immer gewaschen hätten.

Das Ganze war eine Komödie, die von Julian in Szene gesetzt war. Jetzt bestieg Maximus die Kanzel und gab in einer neuplatonischen philosophischen Ab-

handlung Erklärung von allen Bildern, Symbolen und Sitten. Er bewies auch, daß die Heiden nie mehr als einen Gott verehrt hätten, dessen viele Eigenschaften nur in verschiedenen Personifizierungen Ausdruck gefunden. Dann verteidigte er scheinbar Christi Gottheit, wunderbare Geburt und Wunder. Wir seien ja alle von göttlicher Herkunft, da Gott uns geschaffen habe und wir seine Kinder seien. Christi Geburt ohne Vater sei nichts Merkwürdiges, da der Philosoph Plato auch von einer Jungfrau ohne Vater geboren sei. Er unterbrach seine Predigt mit diesem Ausruf:

„Wunder! Warum sollten wir nicht an Wunder glauben, da wir an einen allmächtigen Gott glauben. Daß er allmächtig ist, bedeutet ja, daß er die Naturgesetze aufheben kann, die er gestiftet hat. Wer nicht an Wunder glaubt, ist also ein Esel!"

Die Predigt wurde von Heiden und Christen angehört. Die letzten glaubten noch nie etwas vernommen zu haben, das die schwer begreiflichen Lehren so klar bewies; und die Heiden kriegten es zu hören, daß sie mit den Christen einig seien.

„Was steht also zwischen uns?" rief Maximus aus, von dieser Eintracht und diesem Einverständnis, die im Tempel herrschten, hingerissen. „Haben wir nicht alle einen Vater, hat nicht uns alle ein Gott geschaffen. Warum hadert ihr denn, der eine gegen den andern? Haben wir hier nicht heute die Erinnerung an die besseren Zeiten gefeiert, die gewesen sind und die sicher wieder kommen werden, wie das Licht jetzt mit der zurückkommenden Sonne wiederkehrt; Zeiten der Versöhnung und des Friedens auf Erden, wenn niemand Herr sein wird, und niemand Knecht. Hier ist kein Jude, kein Grieche, kein Barbar, sondern wir sind alle Brüder und Schwester in einem Glauben; darum, liebet euch untereinander, versöhnet euch mit euerm Gott und miteinander, gebet euch den Friedenskuß, freut euch, vervollkommnet euch, seid eines Herzens, und der Gott der Liebe und des Friedens wird mit euch sein."

Die Versammlung war exaltiert, und mit tränenden Augen fielen sie sich in die Arme, drückten sich die Hände und küßten sich die Wangen.

Da wurden auf einmal eine Reihe Lichter um den Altar angesteckt; das gehörte zum Zeremoniell der Saturnalien und bedeutete die Wiederkehr der Sonne; ein Brauch, der von den Christen aufgenommen wurde, als sie Christi Geburt oder die Weihnacht feierten.

Darauf wurden Bettler vorgeführt, und Herren wuschen ihnen die Füße. Dann wurden zwölf Sklaven an einen gedeckten Tisch gesetzt, während ihre Hausherren sie bedienten.

Julian, der, im Opisthodom verborgen, die Zeremonie mit angesehen hatte, jubelte in seinem Innern, denn mit dieser uralten heidnischen Zeremonie hatte er die Christen zu Boden geschlagen. Darin war auch Menschenliebe und Barmherzigkeit, und beide hatte es in allen Zeiten gegeben. Das wollte er ausdrücken, ohne es mit Worten zu sagen.

Schließlich wurden die Kinder vorgeführt und erhielten als Geschenke Puppen, teils aus Wachs, teils aus Ton.

Die Illusion war vollständig, und die Christen waren wie verzaubert.

„Die Heiden sind ja Christen, riefen sie aus! Warum denn Zank und Streit, wenn wir einig sind!"

Die Gefühle wogten, und der Erfolg war vollständig. Das war der Sieg des ersten Tages. Und als die Christen am folgenden Tag ihr Weihnachtsfest begehen wollten, konnte das nur als eine Kopie des Festes der Heiden erscheinen.

Sieben Tage dauerten die Saturnalien, und Julian, vom Erfolg berauscht, beschloß jetzt, mit dem ganzen alten Kult in all seiner schrecklichen Majestät herauszurücken.

Seine Philosophen warnten ihn, aber er hörte sie nicht mehr; er mußte seine Hekatombe haben: hundert geschmückte Stiere sollten auf dem Platz vorm Jupitertempel geschlachtet werden, als ein Opfer für die alten Götter.

„Er ist wahnsinnig!" klagte Eleazar.

„Wen die Götter vernichten wollen, den schlagen sie mit Blindheit!"

„Jetzt reißt er nieder, was er aufgebaut hat."

Es wäre schwer zu erklären, wie der hochgebildete, talentvolle und schönheitliebende Julian auf den unsinnigen Gedanken kommen konnte, die blutigen Opfer wieder einzuführen. Das war ja Schlachten oder Hinrichtung, und weder der Schlächter noch der Büttel genossen irgendwelche Achtung in der Gesellschaft. Man muß wohl glauben, daß sein Christushaß seinen Verstand gelähmt hat, als er in der Tracht des Opferpriesters den ersten Stier vorführte, mit den vergoldeten Hörnern und der weißen Binde.

Nachdem er Weihrauch auf dem Altar angesteckt hatte, goß er die Schale mit Wein über das Haupt des Stieres aus, stieß ihm das Messer in die Kehle und drehte es um.

Ein Entsetzen ging durch den Haufen, der aber doch wie festgenagelt auf dem Platze blieb.

Als aber das Blut umherspritzte, und der Kaiser den zitternden Tierkörper öffnete, um in dessen Eingeweiden Forschungen anzustellen, da erhob sich ein Geschrei, das zum Geheul wurde, und alle flohen.

„Apostata!" war jetzt zum ersten Male zu hören.

Das war die Niederlage, und als die Tiere von ihren Wächtern losgelassen wurden, flüchteten sie durch die Straßen der Stadt davon.

Der Kaiser in seiner blutigen Tracht mußte allein nach seinem Palast gehen, während sowohl Christen wie Heiden ihm ihren Abscheu zeigten.

„Seht den Schlächter!" riefen sie.

„Apostata! Abtrünniger!"

„Wahnsinniger!"

Als Julian heimkam, war er wie versteinert, aber ohne erst die Kleider zu wechseln, setzte er sich an seinen Tisch und schrieb ein Edikt gegen die Christen. Darin verbot er ihnen, zu studieren und Staatsämter zu bekleiden.

Das war der erste Schritt.

Am Abend desselben Tages empfing er einen Brief: der war vom Kaiser Constantius in Byzanz, der seine Ausrufung zum Kaiser nicht anerkannte, sondern drohte, ihm mit Heeresmacht in Gallien zu begegnen.

Das war ganz unerwartet, und Julian brach von Lutetia auf, um mit den Waffen in der Hand seinem Vetter entgegen zu ziehen.

Wie er jetzt gen Osten zog, kam es ihm vor, als gehe er in den Tod. Das Glück aber warf zuerst mit dem Würfel einen Glückswurf. Constantius starb auf dem Weg und Julian wurde allein Kaiser.

Das nahm er für ein Zeichen, daß die Götter ihm gewogen waren, und im Gefühl, daß er von den Oberen unterstützt wurde, zog er in den Krieg.

Aber es war nur ein letztes Spiel von seinen Göttern. Es wird erzählt, er habe vor seinem Zug gegen die Perser sein Schicksal erforschen wollen und zu dem Ende einen Frauenkörper aufgeschnitten, um in den Eingeweiden die Weissagung zu lesen. Das kann unwahr sein, wie die verschiedenen Erzählungen von seinem gleich darauf eingetroffenen Tod. Eins aber ist sicher, der Galiläer siegte über Zeus, der sich nie mehr erhob.

Sicher ist auch, von christlichen, jüdischen und heidnischen Schriftstellern bestätigt, daß der Tempel von Jerusalem nie wieder aufgebaut wurde, denn als der Grund gelegt werden sollte, brach Feuer aus dem Boden, und zwar in Zusammenhang mit einem Erdbeben. Dasselbe Erdbeben zerstörte auch Delphi, „den Mittelpunkt der Erde" und das Zentrum für das religiöse und politische Leben von Hellas.

Halluzinationen/ von J. J. David

Es ist eine traurige und unerquickliche Rückschau. Sie bedrängt, als fühlte man abermals den Alp auf sich lasten, der einen so lange und so unentrinnlich bedrückte.

Als sähe man in ein vollkommenes Dunkel, so ist es: in eine Finsternis, die nur aus sich selbst heraus von einem fahlen Licht durchgeistert wird, eben noch stark genug, daß man häßliche Fratzen gewahren kann, die sich herrisch, gebietend und ungeformt — verschwommen daraus emporrecken und den Blick unentrinnlich bannen.

Beschäftigt man sich aus freiem Willen mit ihnen, die einen so oft und so peinigend heimgesucht, ohne daß man sie scheuchen konnte, so mag das damit erklärt und wohl auch gerechtfertigt sein, daß ähnliche Beobachtungen selten sind und somit vielleicht einen psychologischen Wert für sich in Anspruch nehmen können. Sie sind schwer fest zu halten, wie denn auch mir wohl nur noch Trümmer verblieben sind. Das Fieber versengt nämlich auch jene wunderlichen Blüten, die es aufwachsen ließ, also daß sie dorren und in der Hand zerfallen, die sie verwahren möchten.

Am 9. September 1905 war ich von Gmunden heimgekommen, der Meinung, Geschäftliches zu ordnen und schlüssig zu werden, wo ich den Winter verbringen wolle, den in Wien zu verweilen nicht möglich erschien. Schon den kommenden Tag aber meldete sich jenes Leiden, das mich nun schon ins dritte Jahr heimsucht, nun dieses, dann ein anderes Organ anfällt, nicht zu besiegen scheint und das die Ärzte wohl nur weil auch das fatalste Kind endlich getauft sein muß, eine chronische Influenza heißen. Diesmal schien der Anfall sehr, so sehr gelinde, daß trotzdem Reisepläne erwogen und die Aussichten einer Kräftigungskur abgeschätzt wurden, die notwendig erschien, nachdem der Sommer nicht die gewohnte Wirkung getan, an einem so herrlich gelegenen und weislich nach allen Rücksichten und Umständen gewählten Orte Südtirols man ihn auch verbracht hatte.

Es sind seitdem Monate vergangen, die mich ans Bett gebannt sahen, mehr als ein Vierteljahr, darin ein hartnäckiges und springendes Fieber allen Versuchen der Ärzte trotzte, es zu bändigen; darin man der nächsten Stunde nicht sicher war und alle Künste anwenden mußte, eine notdürftige Zufristung zu erlangen, die vielleicht die entscheidende Wendung zum Guten bringen konnte; da jeder scheinbaren Besserung mit der unerwünschtesten Geschwindigkeit der Rückfall mit neuen Sorgen für den Kranken und alle seine Umgebung folgte. Herbst und Winter vergingen so; nur auf den Wänden der gegenüberstehenden Häuserreihe sah ich alle die Zeit die Sonne walten, die ich so liebe und die sich doch gerade diesen Winter öfter den Wolken und den andrängenden Nebeln entrang.

Immer war ich mir über meinen Zustand und alle seine Gefährlichkeit vollkommen klar, daß jeder Versuch des Verstecken- oder Komödiespielens eitel bleiben mußte. Böse Schmerzen aller Gattung, ärger als man sie erträglich glauben

möchte, waren mir verhängt: niemals aber wich das Bewußtsein und kaum einmal die Fähigkeit der Selbstbeobachtung, während ich mich so in einer höllischen Schaukel fühlte, nun aufwärts gewippt, nun mit unheimlicher Wucht und Schnelligkeit niedergerissen zur Erde, an der ich aber wiederum nur im rasenden Umschwung vorüber sauste.

Davon kann man nun schon ohne zu starke Erschütterung sprechen und ermißt so am besten die Schritte, die man auf dem weiten und steilen Pfad zur Genesung gemacht. Auch die schlimme und lähmende Furcht vor dem Wahnsinn ist besiegt. Das ist, als hätte man sich einmal ein böses und tückisches Raubtier gebändigt und führe es immer mit sich und es gehorche auf den Wink. Aber, die Angst kann man nimmer los werden, wenn man die schleichenden Katzenschritte nahen, hinter sich mehr fühlt als vernimmt: wann wird es dich hinterrücks anspringen, den Wehrlosen niederreißen und an ihm tun nach seinem grausamen und lange genug unterdrückten Gelüst? Nur eine Erscheinung — auch sie schon verbleichend — meldet sich noch. Ursprünglich war es, als rauschten mächtige und ganz blanke Schwanenflügel um mich und sausten in atemloser Geschwindigkeit immer von der Rechten zur Linken an meinem Haupte hart vorüber. Das klang betäubend und dennoch voll geheimer Melodie. Nun kümmern die Fittiche und werden immer kleiner. Nur das Flirren verblieb. Immer wieder narrt es mich und zwingt mich ihm nachzusehen, als zöge mir etwas leibhaftig vorüber und nicht das letzte Restchen aus einer Schar, die mir geraume Zeit, wie sie selbst in einem Leben schon ins Gewicht fällt, vertraut und alleinige Gesellschaft gewesen; Reigentänze um mich geschlungen, toll, scheinbar sonder Gesetz und dennoch rhythmisch und den Blick mit einer einzigen Gewalt an sich ziehend. Es dampfte um sie von Schwüle und von Verwirrung.

Merkwürdig war zunächst die Unfähigkeit, sich in der Zeit zurecht zu finden. Es war doch im Herbst: der Winter rückte heran und die Tage schwanden. Im Grunde vergingen sie mir auch mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit. Die Fähigkeit der Auffassung war sehr eingeengt: die Zeitung zu lesen, bedeutete eine ernsthafte Arbeit, die nicht ohne lange Unterbrechungen vollzogen werden konnte, und zu der man sich ohne ernstes Bedürfnis, aus einer Art Pflichtgefühl und damit man mitreden könne, zwang. Ich entsinne mich kaum einer einzigen Regung von Langeweile. Vielleicht war die allgemeine Müdigkeit zu groß, um auch nur das Gefühl bestimmter aufkommen zu lassen. Dennoch verlangte mich's manchmal zu wissen, was es an der Uhr sei. Niemals behielt ich die Stunde oder es blieb mir ein innerer Maßstab für das Verklingen der Glocken, wie ihn doch ein erwachsener Mensch sonst in sich zu tragen pflegt. Sowie die Lichter entzündet wurden, das zeitig geschehen mußte, begann für mich der Abend mit einem stärkeren Ruhebedürfnis, dem ohne allen Übergang die Nacht folgte. Das führte zu mancher komisch-verdrießlichen Irrung. Etwa — aus dem Nebenzimmer drang Flüstern zu mir, wenn ich meinte, es sei längst Schlafenszeit, und ich ärgerte mich der fatalen Rücksichtslosigkeit. Und es war noch gut am Tage und es wisperten unter-

einander oder mit meiner Frau teilnehmende Besucherinnen, die man gar nicht oder nur für kürzeste Weile zu mir lassen konnte. Denn jeder Besuch, auch der erwünschteste, jedes liebe Gesicht weckte mich aus jenem Zustand halben Bewußtseins, der allein mir gemäß war, zwang mich, meine Gedanken zurückzurufen, die im Uferlosen schwärmten oder schon scheu und erschaudernd an noch ferne Gestade rührten, legten mir also erhöhte Anstrengungen auf, die hernach abzubüßen waren. Oder, es fiel mich auch nur die Erkenntnis meines Elends zu heftig an: sie beklemmte mich, ohne daß die Lust am Spott oder an der Selbstverhöhnung gänzlich zu unterdrücken waren. Einer Regung von Todesfurcht entsinn' ich mich nicht — sie hätte sich denn kurios genug in die Sehnsucht nach endlicher Erlösung und der gänzlichen Ruhe vermummt, die ungestüm genug schrie und sich Bilder voll einer eigentümlichen Kühnheit schuf, die manchen durchfröstelten, der sie etwa vernahm....

Es war notwendig geworden, mich in meiner Empfindlichkeit und Schwäche vor jedem Anhauch zu schützen. So wurde denn eine spanische Wand angeschafft und vor mein Bett gestellt. Sie schied mich in der erwünschtesten Weise von der Welt, vor der ich mich zu verbergen zu müssen glaubte; denn alle meine Sinne hatten sich in einer befremdenden Weise verfeinert — bis auf das immer stumpfe Gehör — und waren also sehr leicht zu verletzen. Der nicht um den wahren Grund wußte, dem mocht' ich unerträglich launenhaft erscheinen. Im übrigen war oder erschien mir jene Schirmwand abgeschmackt genug; was immer aber in einer Krankenstube steht, das gewinnt über ein Weilchen ein widerwärtiges und häßliches Gesicht. Unsichtbare aber rastlose Spinnen überweben es mit Netzen, die man nicht abstreifen kann, aber sieht und in der leidigsten Weise fühlt. Da nun sind einem dunkel gelblichen Grunde in hellerem Ton schwanke Binsen und allerhand Blütensträuche, an gewisse heimische Orchis-Arten ferne mahnend, ohne Stilisierung und dennoch unähnlich aufgedruckt. Wurde dahinter aber ein Licht angesteckt, so gewann er ein ganz anderes Gesicht. Abend für Abend genoß ich so eines eigensten Schauspiels. Denn es war, als erhelle sich die ganze, gleichgültig eintönige Fläche vor einem Schimmer aus geheimem Born, wie er etwa durch kunstvolle, uralte Glasfenster bei günstigem Stand der niedergehenden Sonne fließen mag. Ein kräftiges Rötlich, dem Orange zu, schlug siegreich durch die Felder der spanischen Wand oder die wölbten sich und formierten sich zu feierlichen gotischen Bögen. In ihnen standen in stolzer Haltung Geharnischte. Und Könige, die Krone über der Stirn, umwallt vom Goldbrokat der steifen und rauschenden Gewandung, hoben mit großer Gebärde die Hände mit dem Reichsapfel darin zu flammenden Kandelabern. Auch an Musik, einem Münster gemäß, fehlte es keineswegs. Denn oftmals war in mir ein Ton, als würde vielleicht ein langer Stahlstab angeschlagen. Klinge nun voll Kraft und einer Fülle, die für seine Eintönigkeit vollauf entschädigt, verschwinge, verzittere, verstumme, um nach regelmäßigen Pausen, die aber zu berechnen ich niemals vermochte, von neuem seine geheimnisvolle Musik zu erheben.

Eine Röntgen-Untersuchung des Brustkastens war wünschenswert geworden.

Schäden waren entstanden; ihr Ort und ihr Umfang sollten tunlichst genau festgestellt werden, damit man wisse, ob nicht vielleicht das Messer des Chirurgen Besserung bringen könne. Die Durchleuchtung konnte natürlich nur außer Hause, in einem Sanatorium vorgenommen werden. Trotz hohen Fiebers wurde die Fahrt dahin gewagt. Da waren Gänge, Durchfahrten, Korridore, auf denen Genesende neugierig nach dem Siechen blickten, der ihnen vorüber getragen wurde. Ein flüchtiger, aber ganz neuer Einblick in ein solches Unternehmen, in dies Mittelding von Gasthof und Heilanstalt, huschte aufregend genug vorüber. Alsdann die Untersuchung selbst, die immer noch etwas Gespenstiges an sich hat, mit ihrem geheimnisvollen Schnurren der Apparate, dem jäh vorbrechenden und ebenso wiederum verlöschenden Lichtschein. Nichts von dem allen blieb dem Kranken und folgte ihm in die Gesichte, die ihm daheim wieder anfielen. Nur die Art, in der er im Aufzug gehoben, im Tragstuhl, immer in einer stillen Angst vor einem möglichen Fall, befördert worden war, haftete in ihm und übte ihren Eindruck. Er war ausgezogen, so schien ihm, und wohnte nun ein Stockwerk höher. Es war mir bewußt, wie unsinnig diese Vorstellung sei. Dennoch ließ sie sich durchaus nicht bannen. Immer, trotz aller Mühe, es zu unterdrücken, entschlüpfte mir ein ungehöriges „Oben" oder „Unten", zu allem Glück unbeachtet oder nicht richtig gedeutet, und ich sorgte, es möchte meinen Zustand verraten oder die unbesiegliche Zwangs-Vorstellung, unter der ich so litt und die aller Augen zu verbergen ich mich so mühte. Noch etwas ganz Unglaubliches gesellte sich dazu. Ich war diesen Sommer auf einer sehr kühnen Alpenstraße gefahren, die hart an Abgründen, manchmal ganz schwindelig, dann wieder dem lebendigen Fels eingesprengt, mit ganz einzigen Blicken auf ferne und leuchtende Gletscher emporklomm. Ähnlich dacht' ich mir die Übersiedlung — eine Treppe des gleichen Hauses höher. Das ging so weit, daß ich selbst den Firnenwind wieder zu verspüren meinte, der uns damals, der Jochhöhe nah, unerwartet und unwirsch genug angeblasen hatte, samt dem Schmerz, den er mir geweckt. So hatt' ich viel zu hehlen, darin kein fremdes Aug' Einblick gewinnen durfte, und die Besorgnis lebte und wuchs, ich könnte einmal fiebernden Händen die Maske entgleiten lassen, die ich so ängstlich und hüllend vor mein eigentliches Gesicht preßte. So brütete ich über meinen Geheimnissen und fühlte mich in mir immer einsamer. Es fehlte nicht an Anteil; manchmal wurde mir dessen selbst zu viel. Dennoch erschien ich mir ganz verlassen, ganz für mich hausend, losgelöst von meiner Familie, als hätte sie nie bestanden, und wiederum gezwungen, ständig auf meiner Hut zu sein. Ewige Angst vor Überrumpelung. Vor Selbstverrat. Beobachten des Anderen, ob er wirklich nichts ahne? Überprüfen jedes Wortes, das einem entschlüpft. Ein unleidlicher Zustand, den keine Dauer erträglicher machte, der den letzten Nerv bis ins Reißen spannte.

Daß sich langsam eine große Gleichgültigkeit allem gegenüber des Siechen bemächtigte, ist nur zu begreiflich. Ich sah stumpf die Angst, die über dem ganzen, kleinen Hauswesen lag. Mein Kind kam und schmiegte sein Köpfchen nach Gewohnheit in meine Hand. Gleichgültig, wie auf ein ganz Fremdes sah ich darauf.

Es verdroß mich nur, wenn die Wärterin mit einem Schritt, so leise sie ihn vermochte, der aber meiner Meinung nach immer noch das Zimmer ins Zittern und Schwingen brachte, an mein Bett trat, nach meinem Befinden zu sehen; die Sorgen meiner Frau samt der Tapferkeit, mit der sie zu verhehlen sich mühte, gewahrte ich wohl mit Verwunderung, aber ohne richtige Rührung, ohne Verständnis für alle ihre Plage. Ich wußte, daß sich die Ärzte verweilten und verhandelten, lange, nachdem sie mich mit einigen Worten ohne Belang verlassen hatten; daß mir viel versteckt wurde; begriff sehr genau, warum man also verfahre und hätte unter anderen Umständen derlei sicher weder ungerügt noch unvermerkt gelassen. Nun aber schwieg ich. Wozu erst reden? Alles war mir offenbar — nichts bewegte mich.

Dazu kam eine vollkommene Spaltung des Bewußtseins. Ich empfing einen Gast und ich führte mit ihm ein Gespräch, so vernünftig man sich's unter solchen Verhältnissen nur irgend begehren konnte, das freilich bald abgebrochen werden mußte, weil es mich denn doch anstrengte. Dabei stand aber regelmäßig am Kopfende des Bettes, wo doch gar kein Raum für ihn sein konnte, Jemand und hatte mir etwas mitzuteilen, das viel wichtiger war und mehr Aufmerksamkeit und Anstrengung beanspruchte, wollte man's fassen. Das muß auf die Dauer wohl verstimmen. Und zu gutem Ende hatten diese Besucher Gewohnheiten, die in leidlicher Gesellschaft nicht erwünscht sind. Niemals ließen sie sich melden, wie sich das unter allen Umständen, gar bei einem Kranken gehört; eine geschlossene Türe bestand nicht für sie als Hindernis. Schieden sie, so nahmen sie nicht den Weg Gesitteter, — in ganz ungehöriger Weise benützten sie das Fenster als Ausgang, was mich, nachdem ich doch im dritten Stock wohne, zu Anfang und ehe ich noch mit ihrer Art und Gewohnheit besser vertraut war, nicht wenig erschreckte. Besonders mein Großvater von Mutter Seit hatte immer noch keine Manier gelernt, wie wohl er nun schon an vierzig Jahre tot war.

Überhaupt — ich selber hatte mich doch in einer schwer glaublichen Weise verändert. Mir gegenüber standen zwei Schränke. Zwischen ihnen und der Wand blieb ein Raum. Darin lag nun eine ziemliche, weiße Kugel, deren Stoff sich nicht bestimmen ließ, dem Aussehen nach etwa Kalk, ohne daß sie aber auch nur bei Ferne an ein Ei erinnert hätte. Mit dieser Kugel nun identifizierte ich mich in einer vollkommen unklaren Weise, bangte mich um sie, wenn gefegt ward, staunte innerlich, daß sie Niemand gewahrte. Ein Nahrungsbedürfnis wollte durch Monate nicht in mir erwachen. Man mußte mich aus dem Halbschlummer wecken, der mich meist befing, vieles Zureden, ja gelinde Gewalt daran wenden, um mich zu einem Bissen zu bewegen. Die mich so aus dem mir eigentlich meist gemäßen Dämmerungszustand scheuchten, in dem meine Seele unablässig um dennoch streng verschlossene, eherne Pforten flatterte, die haßte ich mit der Zeit. Und eine neue, ganz tolle Vorstellung entwickelte sich in mir: was ich genoß, das frommte nicht mir, sondern der, die mir's aufgezwungen — also meiner Frau. Darüber durfte ich mich mit Fug entrüsten. Es war doch unbillig, mir derlei zuzumuten und gewiß nicht in Ordnung, ohne mich zu befragen meine Wohnung so umzugestalten, wie

es ersichtlich geschehen war. Denn man kam nicht etwa in eine andere Stube aus dem Schlafzimmer; es stieß ein schöner, grüner Garten daran und im Freien und unter heller Sonne saßen die Leute und vergnügten sich, ohne daß mir ein Anteil daran vergönnt gewesen wäre. Also schuf sich die Sehnsucht nach der Natur in mir ihren Ausweg, die so lange nicht befriedigt werden konnte.

Es kamen auch sonst Gesichte von anderer Art, aber voll Größe und Nachdruck. Da hatt' ich in grenzenloser Mißstimmung, wider eine Art Reinlichkeitsbedürfnis in mir, das in gesunden Tagen niemals ein Wort in mir laut werden läßt, geeignet, eines einzigen Menschen Glaubensbedürfnis zu stören oder zu besudeln, einmal dem Abend zu gegen Gott und alle Teufel blasphemiert. Die Zeit schlich: die Vorkehrungen für die Nacht wurden getroffen; die Wärterin bezog ihre Ruhestatt hinter der spanischen Wand, das Gas wurde abgedreht; nur auf dem Kästchen neben meinem Bett brannte eine Kerze, weil ich noch las; das Nachtlicht gab einen ganz matten Schein und, wenn im Ofen nachgelegt werden mußte, so schoß der Widerschein der Glut vor und flackerte breit und begierig die Wände aufwärts. Ich war sicherlich und so vollkommen wach, wie ein Kranker es nur irgend zu sein vermag; denn ich hörte jeden Auftrag, den man der Pflegerin erteilte, verstand ihn und suchte ihn nach der fatalen Art von Kranken in irgend einen Bezug mit Veränderungen des eigenen Zustandes zu setzen. Da nun trat Er ein und ich begriff kaum, wie er in seiner Riesengröße die Türe passieren konnte. Am geeignetsten Ort, hinter dem Ofen, da für Männer seiner Statur schon gar kein Raum war, ließ er sich behaglich nieder. Er war in jeder Hinsicht schön. Der Körper, ganz anders, als man ihn in der Regel darstellt, ohne jede Spur von Verbildung, tadellos gebaut und von unwiderstehlicher Kraft. Ich konnte das ermessen, da er den Rock von sich streifte. Der Kopf ein wunderschöner, ebenmäßiger Rundkopf, reiches, ganz kurz geschorenes, rötliches Haar darum; um die vollen und runden Wangen ein jünglinghaftweicher Bart von gleicher Farbe; eine starke, edel geformte Hakennase im Antlitz. Er schien gewohnt, zu gebieten und zu zwingen. So nun, in einem Ton, dessen man nimmer vergißt ohne ihn schildern zu können, flüsterte er einige Worte, entsinne ich mich recht der Entgegnung auf meine Herausforderung, gegen mich. Dann hob er sich, reckte sich mächtig. Sein Auge, grün und glanzlos und groß wie edler Serpentin tauchte in das meine. Immer näher kam er mir und mein Herz schlug, daß ich meinte, man müsse das hören, daß ich mich umsah, ob denn Niemand merke, welchem furchtbaren Gesellen man mich Wehrlosen allein gelassen habe. Eine beispiellose Lähmung und Beklommenheit in mir. Alles zerrann. Um mich das Schweigen. Ich sah nach der Uhr — die ganze Vision konnte nicht eine Minute lang gewährt haben.

Verwunderlich genug, und vielleicht nur erklärlich aus der nahezu vollkommenen Erschöpfung aller meiner Kräfte, in der ich schon in die Krankheit eingetreten, war mir selber in jeder Rückschau der vollkommene Mangel an sexualen Gesichten in einer so langen und bunten Reihe von Erscheinungen. Noch eine daraus sei verzeichnet, weil mir ihr Ursprung durchaus rätselhaft erscheint. Ich wußte ganz

gewiß, daß der Arzt, der mich behandelte und alle seine Hingebung und Kunst an mich wendete, keinen anderen ähnlichen Fall in seiner Praxis habe. Dennoch glaubt' ich an einen solchen und es war ein Doppelgänger von mir und es bestand eine Art Vampyrismus zwischen uns. Denn je schlechter es mit mir bestellt war, desto näher rückte jener seiner Genesung: trat aber bei mir eine jener immer trügerischen Wendungen zum Bessern ein, so siechte mein Widerpart schlimmer dahin, ohne daß mir in einer nicht aufzuhellenden Weise das gleichgültig bleiben konnte. Zwischen uns beiden aber lief eilfertig und ohne Unterlaß ein Hündchen hin und wieder. Oftmals war mir, als müßt' ich darauf deuten, damit man ihm endlich den Paß verlege; niemals aber vermocht' ich diesen Entschluß. Es war, als müßten nun einmal die Dinge und was immer in noch so wunderlicher Weise mit ihnen verwoben war ihren unaufhaltsamen Lauf haben bis ans letzte und vorbestimmte Ende, das Niemand zu wenden stark genug war, dahin ich von geheimer Gewalt geführt ward, um es schaudernd oder eratmend zu grüßen. Und so trug jener kleine behende Bote des Unheils fürder unbeirrt seine Posten.

Ich bin mir bewußt, Wahrheit gegeben zu haben, so weit ein Mensch dies kann, zumal bei der Rückschau auf immerhin längere Zeiten, die ferner rücken und verdämmern wollen. Absichtlich gefärbt und stilisiert hab ich sicherlich nichts, weil ich diesen Aufzeichnungen den einzigen Wert nicht nehmen wollte, den sie allenfalls beanspruchen können, den unbedingter Wahrheit. Es scheint mir merkwürdig, wie die Einbildungskraft, die wir sonst zu meistern wähnen, sich selbstherrlich aufreckt, dem gebietenden Verstand fast feindselig gegenüberstellt und uns Widerstrebende gewalttätig Pfade führt, die zu betreten uns anders mit gutem Grund schaudern würde. Die Wogen des Unbewußten haben einmal über mir zusammengeschlagen, daß ich ihnen kaum mehr zu entrinnen hoffen durfte, warfen mich dann verzagt, abgemattet vom verlorenen Kampf, zerschlagen von ihrem Anprall, an einen Strand, der mir fremd erschien, bis ich erkannte, es sei der, daran ich sonst hause und meine Sonne sei bemüht, alle Dünste zu verscheuchen, die mir das Bewußtsein benahmen. Auch ihren verständigen und freundlichen Strahl muß man freilich erst wiederum gewöhnen und vertragen lernen. Was ich in gekrampften Händen, wie sie ein Ertrinkender ballt, aus jenen Tiefen emporgebracht, das hab ich hier mitgeteilt, das entfällt mir, nun sich der Krampf zu lösen beginnt. Mag sein, das ist Tang, wie ihn jede Welle an das Ufer wirft, sonder allen Wert, den man so wenig als den Salzschaum am Dünensand auch nur eines Blickes für wert hält. Es ist aber immerhin doch auch möglich, daß sich unter so geringem Angeschwemmten auch eine Muschel berge, wert des Augenmerks dessen, der sich, aus welchen Gründen immer, aus Sammellust oder müßiger Neugierde um derlei Gut der See zu kümmern gewöhnt ist. Wie immer dem sei, ich mußte mich dies unwillig genug Mitgebrachten entledigen, will ich meine Hände annoch zu den Werken nutzen, die meiner etwa noch harren mögen und die nicht gar zu umfänglich noch allzu schwierig sein dürfen, sollen sie in dem Endchen Tages vollendet sein, das mir neuerdings vergönnt oder verhängt scheint.

Rundschau

Aus dem deutschen Geistesleben*

Mit den Jahren 1740 etwa und 1750 verschwindet der alte Gegensatz des Rationalismus und Pietismus, jener Strömungen, die in den Zeiten ihrer reinen Bildung für den Ausgang des individualistischen und die Vorzeit des subjektivistischen Zeitalters so bezeichnend waren. Der Rationalismus wird zur Aufklärung, die in die weitesten Kreise vordringt. Der Pietismus lebt in ursprünglicher Haltung nur noch als Separatismus einzelner Kreise fort; im allgemeinen geht er in eine mehr ästhetisch als religiös charakterisierte Sentimentalität über, die das Gemüt neben der verstandesmäßigen Aufklärung zu seinem Rechte kommen läßt. Beide neuen Äußerungen bedeuten in diesem Zusammenhange einen aller dogmatischen Fesseln entkleideten Individualismus: und damit den Übergang zu dem neuen Zeitalter des Subjektivismus. Wie durchaus aber in diesem neuen Zeitalter tiefste Regungen nationaler Fortbildung zum Ausdruck gelangen, ergibt sich aus der Tatsache, daß beide Strömungen schon in dieser Übergangszeit besonders das Deutschtum betonen.

Mit dem Emporblühen der Periode der Empfindsamkeit, die zumeist nur aus der Literaturgeschichte bekannt ist, aber eine ganz allgemeine psychische Erscheinung war, beginnt dann recht eigentlich das Zeitalter des Subjektivismus: gesteigerte Empfindungen, mit subjektiven Gefühlsmomenten geschwängert, rufen eine neue, noch unruhig und unsicher tastende Kultur des Herzens und teilweise auch schon des Verstandes und Willens hervor. Dem folgt dann der volle Durchbruch des Neuen in Sturm und Drang, in vulkanisch wallenden und gärungsreichen Formen: bis in dem Idealismus oder Klassizismus der reifen Zeit Goethes und Schillers eine erste Höheerscheinung des neuen Zeitalters erreicht wird. Das, was diese Zeit kennzeichnet, ist eigentlich eine Art Notreife des Sturmes und Dranges: gegenüber der auflösenden Wirkung der neuen Elemente wurde nach einer raschen Entfaltung rettender Dominanten der neuen Kultur sowohl auf dem Gebiete der Willenstätigkeit wie der Verstandeskultur wie endlich auch des Phantasielebens gesucht: und sie fanden sich ein in der Philosophie Kants wie in der klassischen Dichtung wie in der Musik eines Haydn und Mozart und auch noch Beethovens: der Abschluß schon des neuen Zeitalters in hohen Werten einer für den Subjektivismus unvergänglichen Kultur schien gesichert.

Allein es war ein rasch herbeigeführtes Zusammenfassen, das nur durch Heranziehung fremder Mächte zu rascherer Klärung der Elemente des Sturmes und Dranges erreicht werden konnte: so stützte sich das Denken Kants noch auf den Rationalismus, so wurde für den dichterischen Klassizismus der Einfluß der Antike und zum Teil auch der älteren Zeitalter der deutschen Dichtung von Bedeutung, und nur in der Musik fand, trotz gelegentlichen Hineinragens fremder, namentlich romanischer

* Aus dem in Vorbereitung befindlichen achten Bande meiner Deutschen Geschichte. K. Lamprecht.

Einflüsse, ein durch keinerlei Umbiegung umgestalteter Entwicklungsgang seine Vollendung.

Immerhin war am Schlusse dieser Periode schon eine völlig klare Vorstellung von dem Wesen der neuen, subjektivistischen Persönlichkeit gewonnen. Sie ist es, die die Ethik Kants belebt; aus ihrer Vorstellung erwächst eine neue Erziehungslehre in der Pädagogik Pestalozzis und in der praktischen Ästhetik Schillers; und von ihren Grundvesten her beginnt Wilhelm von Humboldt den Aufbau eines Staatsideals des Subjektivismus. Ja selbst die Grundanschauungen einer subjektivistischen Frömmigkeit werden durch Schleiermacher schon entwickelt.

Aber dieser Abschluß war, wie gesagt, nur ein vorübergehender. In den Tiefen der Anteil nehmenden Gesellschaft dauerte die Gärung fort; Goethe ist in den Zeiten seiner höchsten Klärung keineswegs populär gewesen. Und ergriff nicht selbst die Dioskuren von Weimar der weiterwallende Strom von neuem, wenn sie, Goethe seit etwa 1795, Schiller seit etwa 1800, neben dem Klassizismus Neigungen zur Romantik verrieten? Denn die Romantik ist die ganz legitime, in ihren tiefsten Tiefen ganz nationale Fortsetzung des Sturmes und Dranges: wie sie denn an diesen überall da unmittelbar anschließt, wo die Einwirkungen des Klassizismus nicht hingelangt waren.

In der Romantik recht eigentlich verbinden sich erst die emanzipatorischen Formen des neuen Seelenlebens: der Punkt wird erreicht, in welchem sich das Neue, nur dem Genius seiner eigensten Freiheit folgend, am entschiedensten auslebt. Und wie verschieden erscheint da doch das Persönlichkeitsideal auch von dem des Klassizismus! Man geht wohl von dem Grundsatze aus, daß das höchste Sittlichkeitsprinzip nur dem Quell der reinsten persönlichen Intuition entspringen könne: und so gibt es keine normative Ethik mehr; denn jedes Sittengesetz mache den Menschen zum Automaten; der freie Geist handle vielmehr nach den freien Impulsen seiner moralischen Phantasie: und nur der Trost bleibt noch, daß diese Freiheit nicht für unreife und unproduktive Naturen, sondern nur für die „wirklich" Freien gelten soll.

Waren damit bedenkliche Folgen eines radikalen Subjektivismus offen ausgesprochen, so kann es fast als eine Wohltat des Schicksals erscheinen, daß der Verlauf der Romantik nahezu in seiner Mitte durch die ungeheuere Umwälzung des äußeren Geschickes unserer Nation unterbrochen wurde, die durch die französische Revolution und das Wirken Napoleons I. herbeigeführt wurde. Da trat der raschen und gefahrdrohenden Entwicklung im Reiche des mehr abstrakten und kontemplativen Seelenlebens der Ernst und das Schrecknis schwerer Schicksalsschläge des äußeren Daseins entgegen und lehrte Einkehr, Begrenzung und Selbstzucht. So gewannen die selbstbindenden Tendenzen der neuen Kultur höhere Kraft; und durch ihren seit etwa 1808 bis 1810 immer stärker wachsenden Einfluß wird die Zeit des romantischen Seelenlebens geradezu in zwei Abschnitte zerlegt, die durch je etwa ein Menschenalter bezeichnet sind: einen Abschnitt der Frühromantik (etwa 1785 bis 1815), die als ein abklärender Sturm und Drang, unter Verlegung des Mittelpunktes der Entwicklung vom Dichten in das Denken, bezeichnet werden kann, und in einen Abschnitt der Spätromantik (etwa 1810 bis 1830), in dem das Zentrum der Entwicklung schon auf die Wissenschaft, besonders die Pflege der Geisteswissenschaften, übergeht.

Dieser zweite Abschnitt hat dann leise und in mancher Hinsicht beinahe unmerklich in eine neue Phase des Subjektivismus übergeführt: die realistische. Der Ausdruck Realismus ist für das Seelenleben der dreißiger, wenn nicht teilweise schon zwanziger bis fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts gebräuchlich: und deutlich in der Tat prägt sich in ihm das Emporkommen eines Zeitalters der Naturwissenschaften und der rein empirisch gemeinten Geisteswissenschaft aus, sowie einer Hinwendung zur Lösung der politischen und auch schon sozialen Fragen des neuen Lebens, die auf sittlichem und rechtlichem Gebiete eine normative Bindung und Festigung zur Freiheit zugleich der subjektiven Persönlichkeit zur Folge haben müßte. So ist es denn diese Zeit gewesen, die in manchem Betracht die frohe Erbin all der nun zu reichem Ergebnis gediehenen Mühen der vorhergegangenen Phasen des Subjektivismus geworden ist: in ihr ge-

wann das Sehnen der Väter Gestalt, und die bisher enthusiastisch gemeinte Freiheit erwuchs in einer den Bedürfnissen der Nation angepaßten Form, wenn auch noch nicht zur Wirklichkeit, so doch schon zu einem klarer und klarer umschriebenen, der Wirklichkeit sich nähernden Ideale. Da begreift es sich denn, wenn bis in diese Jahrzehnte hinein vieles von dem geistigen Tone gleichsam der früheren Phasen des Subjektivismus fortlebte: noch war man gefühlsinnig und weich, geistvoll und empfindungsreich, den Interessen vor allem der höchsten geistigen und in erster Linie wiederum der dichterischen und philosophischen Kultur zugewendet: es sind die Jahre der ästhetischen Tees, der breiten Briefwechsel, die Blütejahre der Leihbibliotheken.

Aber so sehr in dieser Zeit neue Dominanten des Lebens für Kunst und Wissenschaft, für Individuum und Familie und in gewissem Sinne auch für die Gesellschaft gefunden wurden: in dem herben Bereiche des öffentlichen Lebens, in der Verwirklichung eines neuen Staats- und zugleich des Einheitsideales scheiterte man.

Es ist hier nicht zu erzählen, wie das geschah, und welches die inneren Gründe des Mißerfolges im einzelnen waren, sowie in welcher Weise die Führung der preußischen Politik die Unfähigkeit der Nation schließlich ausglich: hier muß nur betont werden, daß der allgemeine Verlauf des deutschen Seelenlebens nach etwa 1850 die Wiederaufnahme von Versuchen politischer Neubildung durch die Nation selbst sehr unwahrscheinlich machte. Denn mit der Kultur des Realismus hatte sich der Subjektivismus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in seinen eigensten Formen ausgelebt: und was ihm folgen konnte, wenn nicht von außen her, gleichsam aus Vorgängen starker neuer Reizbildung, neue Impulse des Seelenlebens gegeben wurden, konnte nichts sein als ein schaler Nachtrag. In der Tat hat sich die Kulturentwicklung der fünfziger bis siebziger Jahre in dieser Richtung bewegt; und die Angehörigen dieser Zeit selbst haben mit richtiger Einsicht schon von einem Epigonentum der großen Zeiten des Subjektivismus gesprochen.

Aber war damit die Entfaltung des Subjektivismus überhaupt abgeschlossen und vollendet?

Wer sollte das heute noch behaupten wollen! Schon längst hatten sich Spuren eines neuen, höheren Subjektivismus gezeigt: jenes Seelenlebens, das sich auch noch heute erst auf dem Wege zu seiner vollen Entfaltung befindet. Die Unsummen neuer Reize, die dies neue Seelenleben auslösten, indem sie die Vorstellungswelt und in ihrem Gefolge auch die Welt der Phantasie und des Gemütes, der Triebe und der Willensakte von Grund aus änderten, sind bekanntlich der Hauptsache nach von den gewaltigen wirtschaftlichen und bald auch sozialen Umwälzungen ausgegangen, welche die deutsche Welt seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zu bewegen begannen, um in der Zeit der großen Kriege, im siebenten und achten Jahrzehnt etwa, zu vollem Siege vorzudringen. Von da ab beginnt mithin eine neue Entwicklungszeit des Subjektivismus: jene, in deren Mitte wir groß geworden sind und heute atmen.

Nicht als ob nicht auch schon die erste große Entwicklungsreihe der Zeit von 1750 bis etwa 1870 mit unter dem Einflusse der Entfaltung wirtschaftlicher und sozialer Faktoren gestanden hätte. Im Gegenteil: es kann mit voller Sicherheit nachgewiesen werden, wie das Zeitalter des modernen Wirtschaftslebens, die Volkswirtschaft des Unternehmertums, auf deutschem Boden nicht eben viel später, als auf dem westeuropäischen Englands und Frankreichs, Fuß gefaßt hat, und wie ein erster Höhepunkt dieser Entwicklung schon in die Jahre etwa 1720 bis 1730 oder 1740 fällt. Und schon damals sind aus dieser Entwicklung der Reize hervorgegangen, deren Einfluß auf das Seelenleben sich in der frühsubjektivistischen Kunst der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts widerspiegelt. Indes diese erste Höhenbewegung gleichsam in der Durchbildung des modernen deutschen Wirtschaftslebens war, wenn auch entwicklungsgeschichtlich von höchstem Interesse, doch quantitativ und dynamisch nicht von allzustarker Wirkung; und so erschöpft sich, wenn man das Ganze der deutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte betrachtet, ihre vornehmste Bedeutung

faſt darin, daß ſie aus ihrer ganzen inneren Struktur her den Beweis erbringt, daß die Zeit ſeit etwa 1730 bis 1750 bis zur Gegenwart einen innerlich in jeder Hinſicht aufs innigſte zuſammenhängenden Verlauf von geſchichtlichen Tatſachen darſtellt. Von wie anderer Bedeutung ſind dagegen die wirtſchaftlichen und ſozialen Schickſale geweſen, die unſer Volk ſeit den dreißiger Jahren etwa des 19. Jahrhunderts erlebt hat! Aufs tiefſte haben ſie in den ganzen Bau unſeres Volkslebens eingegriffen, und niemand wird daran zweifeln, daß ihrer Einwirkung vor allem die neuen Reizmengen verdankt wurden, die eine völlig neue Periode des Subjektivismus herangeführt haben. Denn noch zittert in dem modernen Seelenleben allenthalben dieſer Urſprungscharakter aus dem raſtloſen Treiben vor allem des Wirtſchaftslebens nach:

Flügel weit, den Blick nach oben,
Windgeſellen, hoch erhoben,
Fliegen wir den Sternen zu,
Und an Paradieſesküſten
Neuer Welten raſtend, lüſten
Höher wir. Unruhige Ruh.
(Falke, Sang und Andacht, 1893.)

Dabei weiſt dieſe neue Zeit, ſoweit ſie bisher verlaufen iſt, der älteren Zeit analoge Einzelphaſen der Entwicklung auf: der Empfindſamkeit des 18. Jahrhunderts entſpricht die Reizſamkeit der ſiebziger und achtziger Jahre des neunzehnten; wie das 18. Jahrhundert haben auch wir einen Sturm und Drang erlebt; und wer wird verkennen, daß die Gegenwart, wenn auch nicht an rein perſönlicher Größe des Schaffens, ſo doch in deſſen Geſamttendenz merkwürdige Ähnlichkeiten zeigt mit den Tagen des Klaſſizismus? Bilden doch ſelbſt die neueſten phyſiologiſchen und pſychologiſchen Unterſuchungen zum Seelenleben nur die Kantſche Erkenntnistheorie weiter; knüpft doch, um ein ganz disparates Gebiet heranzuziehen, die jüngſte kriminaliſtiſche Bewegung an Ideen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts an; iſt doch Herder der Führer faſt aller jener neuen Richtungen der geiſteswiſſenſchaftlichen Forſchung, denen heute die Zukunft ſiegverſprechend winkt. In zahlreichen Beziehungen alſo erſcheint dieſe neue große Periode des ſubjektiviſtiſchen Zeitalters im Sinne einer nur auf eine höhere Stufe gehobenen Analogieentwicklung zu der früheren; und es bleibt ſchon heute nichts mehr übrig, als das Zeitalter des Subjektivismus demgemäß in zwei große Perioden zu zerlegen: eine erſte der Jahre 1730/1750 bis etwa 1870 und eine zweite der Jahre 1830/1870 bis hin zur Gegenwart.

Iſt es aber Aufgabe der Geſchichtsſchreibung, auch ſchon Umfang und Entwicklung der zweiten Periode darzuſtellen? Man kann am Ende zweierlei Aufgaben der Hiſtorie unterſcheiden: die eine beſtände im Feſthalten des geſchichtlichen Momentes und widmete ſich ſo weſentlich der Gegenwart, der anderen fiele die monumentale Darſtellung des mehr ſchon Vergangenen zu; die eine ſchüfe gleichſam auch Material für die monumentale Geſchichtsſchreibung der Zukunft, die andere brächte die Auffaſſung der Zeitgenoſſen von der Vergangenheit zum treffendſten Ausdruck; von der einen würde gelten, daß ſie als hiſtoriſche Quelle ſtändig fortfließend gleichſam zeitlos und jedenfalls über ihre Zeit hinaus lebte, auf die andere würde, wenn auch in begrenztem Sinne, das reſignierende Wort zutreffen, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte.

Läßt man dieſe Betrachtung gelten, ſo ſieht man wohl, daß ſich eigentlich nur die erſte Stufe des Subjektivismus im völlig ruhigen Lichte geſchichtlicher Betrachtung darſtellen läßt. In dieſem aber erſcheint ſie jetzt in der Gliederung ihrer einzelnen Momente ſchon anſchaulich vor unſeren Blicken. Dem Schattenriß eines vollendet ſchönen vulkaniſchen Kegels gleich ſteigt ſie innerhalb der beiden letzten Menſchenalter des 18. Jahrhunderts in den Phaſen der Empfindſamkeit, des Sturmes und Dranges und des Klaſſizismus, ſowie auch ſchon in Anfängen der Romantik auf bis zu höchſten Höhen eines enthuſiaſtiſchen und dennoch ſchon durch zurückhaltende Elemente der Vergangenheit wie innere Selbſtbeſinnung gemäßigten Subjektivismus. Dann erfolgt ein jäher Zuſammenbruch der äußeren Lebensformen der Nation, und ernſte Sorgen für ihren erneuten und beſſeren Aufbau erheben ſich, nachdem die bürgerlichgebildeten Schichten, die Träger der ganzen geiſtigen Bewegung, den äußeren Feind in den Jahren eines Heldenzeitalters ihrer ſozialen Entwicklung vertrieben haben. Nach alledem aber treten dann wieder die geiſtigen Seiten der Entwicklung

in den Vordergrund; jenseits des revolutionär gärenden und ziſchenden Kraters der Zeit von 1795 bis 1815 erſcheinen neue reine Umriſſe der Bergſilbouette, und in reich entwickelten Stufen fällt deren Linie während zweier Menſchenalter über Romantik und Realismus zu der Epigonie der Ausgangszeiten herab.

Karl Lamprecht

Jeſus — ein Epileptiker?

Auffallend, wie unſere Zeit ſich für und wider Jeſus erbitzt! Seit der Paſtor Kalthoff verſucht hat, dem Nazarener die hiſtoriſche Exiſtenz abzubeweiſen — nach der Methode der materialiſtiſchen Geſchichtsdoktrin, — iſt ſicher kein ſo „ſenſationelles" Buch über Jeſus erſchienen, wie die „Pathographie" des Dänen Rasmuſſen, der ſeine Arbeit „Jeſus. Eine vergleichende pſychopathologiſche Studie" und ſich ſelber Dr. phil. und cand. theol. nennt. Nicht ohne Sorge nahm ich's zur Hand; denn wie kommt ein Theolog und Philoſoph wohl zur Pſychopathologie? Und wie wird er ſich in ihr zurechtfinden? Man ſiebt, es war der Argwohn des „Zünftigen", der in mir erwachte; für viele modernen Leute eine höchſt verächtliche Sache.

Und doch hat der Argwohn Recht behalten. Nämlich, dieſe ganze Arbeit iſt mit eminentem Geſchick, oft möchte man ſagen raffiniert, aufgebaut. Sie bewältigt in ſpielender, unterhaltſamer Art die Ergebniſſe eines erſtaunlichen Fleißes. Sie iſt theoretiſch von größerer Klarheit über die Leiſtungsmöglichkeiten der Pathographie (= Patho-Biographie), als die Mehrzahl verwandter Produkte. Und dennoch iſt ſie mißlungen; mißlungen weſentlich durchs Dilettantentum, durch die Autodidaxis des Verfaſſers. Er dürfte hinter den Dr. phil. und den Cand. theol. keinen Stud. med. ſetzen. Denn er hat zwar vielerlei Pſychiatriſches geleſen und gehört, aber der Geiſt der Medizin (wie's ſcheint, eben doch nicht „leicht zu faſſen"!) fehlt. Kenntniſſe, doch kein Können. Dieſer Mann wäre nicht imſtande, einen lebendigen Epileptiker mit Sicherheit zu diagnoſtizieren; wahrſcheinlich nicht einmal, klotzige epileptiſche Krämpfe von Krämpfen anderer Urſache zu unterſcheiden — ſicher nicht, epileptiſche Kleinſymptome, wie Angſt, Verſtimmung, Unruhe, von ebendenſelben Zeichen andersartiger pſychopathiſcher Urſache zu ſondern. Aber er unternimmt es, zwölf Verſtorbene vor ſein Gericht zu zitieren, zum guten Teil längſt Verſtorbene, deren Leben nur überliefert, mit Legenden umſchleiert iſt, deren meiſte ihr Leiden ſelber verbeimlicht, ſelber myſtiſch verdeutelt haben — und von ihnen zu ſagen: Epileptiker . . . Der zwölfte iſt Jeſus.

Rasmuſſen hat einen Syllogismus gebaut. Er meint: erſtens, Jeſus war eine Propheten-natur; zweitens, alle Propheten waren Epileptiker; folglich war Jeſus Epileptiker. Der Schluß wird dann freilich noch empiriſch belegt. Aber man ſpürt deutlich, das Schwergewicht der Beweiskraft iſt in den Syllogismus gelegt.

Die erſte Prämiſſe ſtellt der Cand. theol. auf. Ich kann ſie nicht nachprüfen; ich glaube ſie, glaube, daß Jeſus ein Prophet (im Sinne der Umſchreibung Rasmuſſens) war. Gegenüber der zweiten Prämiſſe aber erlaube ich mir die Fachkritik. Dieſe zweite Prämiſſe iſt falſch. Waren die elf „Propheten" (Jeremia, Heſekiel, Paulus, Mubammed, Zewi, Ahmed, de Amicis, Lazzerretti, Mirza Ali, Sören Kierkegaard, Holbek) Epileptiker? Ein paar davon vielleicht; aber Rasmuſſen hat es nicht bewieſen, und von allen elfen ſchon gar nicht. Er ſtellt ein Dogma ſeiner Unterſuchung voran: „Für unſere Unterſuchungen hat nur die Epilepſie Intereſſe." Warum? Wir erfahren es nie. Dann aber iſt es freilich eine verteufelt einfache Sache, Pathographien zu ſchreiben. Ich habe beim Leſen es mir einmal vorgeſtellt: kaum das Leben eines fleißigen Forſchers möchte ausreichen, um von jenen elf zu erweiſen, an welcher Krankheit ihr Gebirn gelitten hat. Der junge Däne (ſo ſtellt ihn uns die Einleitung vor) hat es ſich leichter gemacht. Er ſchreibt aus einigen Lehrbüchern die Kardinalſymptome der fallenden Sucht — und ſiehe da, ſie paſſen auf ſeine Propheten! Und die zweite Prämiſſe iſt fertig.

Einen Schlüſſel zu dieſem Verfahren geben vielleicht die letzten Worte des Büchleins. Es iſt ein Zitat aus Kierkegaard: „Du biſt glücklich, der du frei von Jeſus biſt." Mir ſcheint, das erklärt vieles. Rasmuſſen hatte eine Ab-

sicht. Er will dem Leser Jesus verleiden; will ihn von Jesus freimachen. Und der Masse gegenüber — welcher Weg wäre da sicherer, als den Angebeteten als Kranken zeigen? Es ist der Angelpunkt der pathographischen Methode schlechthin; hier entscheidet es sich, ob wissenschaftliche Methode oder propagandistischer Kniff. Ob der Pathograph etwas zu erforschen, oder etwas zu bewerten habe. Denn das ist die wahre Voraussetzung ernsthafter Pathographik: Genialität, Größe, Bedeutung wird in keiner Weise durch den Erweis von Krankheit berührt. Es ist genau wie mit dem Sternenhimmel, der nicht minder erhaben wird, weil er sich in mechanische Formeln bringen läßt. Der Standpunkt der Wissenschaft ist nicht der des Gemüts, und die Vermengung richtet allemal arges Unheil an. Moebius, der den Pathographien praktisch die Bahn brach, hat es gut formuliert: was „naturwissenschaftlich fehlerhaft" ist, kann doch „ästhetisch erfreulich" sein. Es wäre vieles darüber zu reden, doch die Pointe ist wohl deutlich genug markiert.

Rasmussen verfehlt sie, vielleicht mit Absicht — desto schlimmer. Nämlich, er kennt die Pointe. Er redet theoretisch sehr verständig übers Auseinanderhalten von Phänomenen der Pathologie und Werten der Ästhetik, Logik, Ethik und dergl. Praktisch aber ist seine Arbeit gegen Jesus gerichtet. Immerhin, so haben es jüngstens auch Fachleute getrieben. Probst hat ein Heft gegen Weininger geschrieben, statt über ihn; und Rahmer ein dickes Buch für Kleist, statt über ihn. Ja, die „Rettungen" überwiegen, d. h. Krankheit wird fortdiskutiert, damit Genialität ungetrübt erstrahle. Rasmussen steht auf der andern Seite — neben Probst: er will mit der Diagnose einen Schatten auf seinen Genius werfen.

Immerhin — diese Abirrung erscheint noch verzeihlich; gründliche Erörterung über die Ziele der Pathographik wird, so hoffen wir, kommende Pathographen davor bewahren; man möchte sagen, sie sei eine Kinderkrankheit der Methode. Unverzeihlich bleibt die Diagnostik selber! Nein, Rasmussen hat nicht einmal gründliche Kenntnisse, eben nur reichliche. Im Spiel mit dem Begriff der Epilepsie gab ihm freilich Lombroso das böse Beispiel. Aber er macht es zehnmal böser. In ihrer dunkelsten Verwirrung hat die Psychiatrie nicht so Epilepsie, Hysterie und Paranoia ins Durcheinander gebracht wie er. Wie belegt er seinen Schluß? Jesus hat wiederholt die Einsamkeit gesucht; er ist viel umhergewandert; er war sexuell kalt; sein Charakter soll voller Widersprüche, sein Gedankenkreis einförmig gewesen sein; dann die Tempelaustreibung und Gethsemaneh — jene ein „Tobsuchts-", diese ein Angstanfall. Diagnose: Epilepsie. Das riskiert kein Fachmann. Treten doch selbst an die Stelle der Symptome gelegentlich Werturteile, subjektive Auffassungen des Autors! Und nicht einmal den Versuch hat Rasmussen gemacht, vom Pathologischen zu sondern, was etwa in Jesus' Erscheinung ethnologisch, kulturell fremdartig sein könnte! Er mißt mit dem Maße des Mitteleuropäers von heute. So wirbelt das Völkische, das Historische ins Krankhafte ungeschieden hinein. Die elementare Vorarbeit für die Pathographie einer ethnisch und zeitlich fernstehenden Persönlichkeit ist einfach vergessen...

Wenn es bloß ein Buch unter vielen wäre. Aber die Probleme, die es anfaßt, sind so brennend, so von heute und morgen; und sie werden so heillos zerdrückt, entstellt, wenn einer sie so anfaßt. Es sind so große Fragen: ob und wie Muhammed oder Lovola pathologisch waren; weiter — ob und wie ihre Lehre, ihr Leben als Vorbild auf pathologische Massenzüge wirkte — kurzum, wieweit Pathologisches das Religiöse entbinden, formen, fördern, ändern hilft. Aber das ehrliche Interesse und die ernsthafte Arbeit wird ihnen entfremdet, wenn die ersten Antworten auf so tönernen Füßen stehen. Und vielleicht stehen sie darauf, weil die Absicht die Antworten eingibt. Am Ende ist das Unverzeihliche bei Rasmussen doch nur des Verzeihlichen Auswuchs, wird das Verzeihliche das eigentlich Unverzeihliche: die Absichtlichkeit seiner Studie nämlich. Daß er gegen Jesus schreiben wollte, hieß ihn am Ende so unzulänglich über Jesus schreiben; des Gedankens bösester Feind ward wieder einmal der Hintergedanke...

Der Übersetzer beschwerte das Buch mit einer gänzlich überflüssigen Einleitung.

Willy Hellpach

Das Buch der Frau

Ich weiß ein Buch, das niemand lieſt, niemand kennt. Wie ſchwere Schläge aus dunklen Schächten klingt der Titel, wie weiße Schleier wirkt der Name, den niemand kennt*. Und aus dem Buche ſelber fließt es geſtaltlos aus ohne Kopf und Glieder, ohne Formen und Normen, ohne Säulen und Stufen, wie Wolken ziehen, ſich weiten, ſich ballen und wieder weiten — und dennoch iſt in dieſem von innen durchleuchteten Buche mehr klarer Sinn und Lebensgewalt als oft in hundert Folianten würdiger Männer, die gut nummerieren und gut nummeriert ſind.

Das Weib hat bisher in der Philoſophie noch nicht das Wort gehabt, höchſtens das Vorwort oder das Nachwort. Vorahnend, anregend, treibend war es öfter für den denkenden Mann, und öfter ging es ihm nach als treue Helferin, Verehrerin, Schülerin. Es dachte, wenn es dachte, für den Mann, durch den Mann, mit und nach dem Manne, und um ſo charakterloſer, je hingebender es dachte. Hier endlich ſpricht es als Weib, das heißt nicht emanzipiert (denn nie iſt das Weib abhängiger, als wenn es den Mann kopiert), auch nicht als Gattin, Mutter, Tochter, ſondern all dies mitgenommen, aber aufgeſogen in der Seele des Weibes, die ihr Selbſt entdeckt hat und ihr Weltverhältnis entſchleiert nicht als Weib, ſondern als Menſch, als ſchweſterlicher.

Sonderbar fremd und doch nicht unvertraut, wie aus ferner Heimat klingt dieſe erſte echte Stimme der Frau ins graue Denkerland, wie aus wohlgehegtem tropiſchen Garten in ſtiller Mondnacht über die Waſſer getragen, leiſe ſingend — denn das Weib ſingt ſeine Gedanken, weil es nicht denken kann, ohne zu fühlen, ohne, was es denkt, zugleich mit ganzer Seele zu durchleben, religiös-äſthetiſch zu durchwärmen. Seine echteſten Sätze ſind zugleich Lieder und Pſalmen, und Philoſophie wird ihm zum ſchönen Glaubensbekenntnis. Wie von unterirdiſchen Orpheusklängen gewiegt und gehoben kommen die Gedanken dieſes Buches als Bekenntnisworte ſanft, rein und ſtolz, rhythmiſch geſchwungen, plaſtiſch entfaltet, von ſeltener Ausdruckskraft und doch zart gewoben wie Geheimniſſe, weich und grenzenlos umſchleiert, wie klare Viſionen. Und in einem Strome ziehen ſie hin, unlöslich verſchlungen Gefühl und Gedanke, Gedanke und Wort, Gedanke und Gedanke, ein Reigen von Gedanken, der bisweilen pauſierend ſtillſteht, aber nie ſich löſt, ein unendlicher Sang.

Und was ſingt dieſe Stimme? Sie ſingt von ihrer Seele, von der Seele, die da lebt im Andrang der Welt. „Die Seele aber hat jenem Andrang nichts entgegenzuſetzen als die zitternde Flamme ihres eigenen Lebens, die zarte Idee eines tiefſten Ich, ein Gefühl.“ Wie urweiblich kommt hier ein Allmenſchliches heraus! Die Seele ein zartes, zitterndes Ding, eine heimiſche Flamme und draußen mit dem Schauer des Fremden die kalte, andringende Welt! Dem Manne wird die Welt zum Weibe, dem Weib zum Manne. Der Mann ſchreitet hinaus wie das Tier, das Beute ſucht; das Weib, das heimiſche bleibt, wo es iſt, aber nicht, wie es iſt; es ſchreitet nicht, aber es wächſt wie die Pflanze. „Unſere Seele iſt wie ein Baum“, der ſich entfalten ſoll — ſo klingt es durch das Buch; aus dem tiefſten Organgefühl des Wachstums iſt es geſchrieben. Es iſt, als wäre die Welt der rufenden Männer und brüllenden Tiere ſchlafen gegangen, als hörte man nun die ungehörte Stimme der ſtillen Natur, der großen Flora, als lauſchte man, wie es in den Stämmen quillt und die Zweige rauſchend emporſtreben. Ruhend ſcheinen ſie zu ſein, aber ihr Weſen iſt Wandlung. „Wir ſind alle nur die immer Entſtehenden, die nie Entſtandenen.“ „Wir ſind, die ewig nicht ſind, die ſelbſt ſich Suchenden, die Werdenden — oder die Untergehenden.“ Wir tragen in uns das Geſetz „zu dem Emporblühen unſeres Lebens auf die Geſtalt“. So ſingen die Pflanzen, indem ſie wachſen; ſo ſingt die Seele, die ſich entfalten will. „Unſere Seele iſt nur wie ein Verſprechen.“

In dieſem Gefühle der wachſenden Entfaltung, in dieſem tiefen Erleben des Organiſchen hat das Weib all die Gegenſätze für ſich ausgeglichen, die dem Manne ausgeſpannt ſind und an deren Überwindung er arbeitet: „hier

* Vom Sein und vom Haben der Seele. Aus einem Tagebuch. Von Marie Luiſe Enckendorff. Duncker und Humblot, Leipzig 1906.

fließen alle Werte zusammen in dem einen Wert ihrer Blüte"; das Sein und das Sollen vor allem fließen zusammen; denn unser Sein trägt unser Sollen als sein tiefstes Wesen in sich. „Das Sollen ist in uns wie der Saft im Baum, der aufsteigen muß und das Leben bereiten." „Das Lebensgesetz alles Seienden — das Drängen zur Fülle des Lebens, das Wollen zum Emporblühen", ist in der Seele als „das Gebot zu einer Auferbauung ihrer selbst". „Unsere Seele wie ein Baum, der seinem Gesetz folgt." Tugend und Glück, die oft geschiedenen, Moral und Kunst, Kunst und Natur, Erkenntnis und Religion — sie werden alle eins in der Entfaltung suchenden Seele. Unser Glück ist das „Wachstumsglück" der Seele, die „ganze Seligkeit ihres Sichselbsterlebens", „der Auferbauung" in der Formung, die sie als Gebot in sich trägt. „Die Pflicht des Baumes ist seine Form." „In dem Formgeheimnis der Kunst spiegelt unser Geheimstes sich selbst." „Die Schaffung der Welt zur Gerechtigkeit ist die erste Künstlertat der Seele. Gerechtigkeit ist künstlerische Balanciertheit, Abgewogenheit der Welt." „In der Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit befreit sich die Seele von dem sie bedrängenden Chaos der Dinge" in „Deutungen der Welt, welche Deutungen ihrer selbst sind". Die Ganzheit, die Form, zu der sie drängt, trägt sie weltdeutend hinaus, baut sie über sich als ihren Gott. „Gott ist das Ziel, die Erfüllung, die Gestalt der Seele, die wirklich ist nur in unserm Gefühl, die wir glauben als das, worauf unser wahrstes Sein hindrängt." „Gott, der die Macht ist, die wir in uns fühlen, ohne sie zu sein, Gott ist die Sehnsucht, Gott ist, wonach wir suchen unser Leben lang."

„An dies Drängen, an dies verlorene Suchen nach dem Halt, an dies Heiligste, was die Seele besitzt, heften sich die Stimmen der Welt — soviel formulierbarer, soviel zugänglicher unserer Logik als jene Stimme unseres Selbst." Die Stimmen der Welt mit all ihren fremden Dogmen, Gesetzen, Lehren, Sitten, Ordnungen, Mechanismen — das sind die „Versuchungen", die unsere Seele beengen, knechten, verschlingen wollen. „Die Seele sieht mit Verwirrung, mit Mißtrauen auf die Freuden, in denen sie sich baden sollte, sich ergreifen, sich reinigen wie zu einem Tempelgang." Denn wahrlich, es gilt nicht Befreiung der Seele von Gott und Gesetz überhaupt. „Wehe ihr, wenn sie in dem Taumel des Sieges über den jeweiligen Gott, nach dem sie ihr Sollen benannte, ihre Zucht verliert, ihren Sieg sieht über das Gesetz, wenn sie die Kraft nicht findet, ihrer Sehnsucht einen Gott zu schaffen, höher, reiner als der überwundene; der Bruch mit dem Gesetz ist der Bruch mit ihrem eigenen Wesen." „Aber täglich neu muß der Mensch-Schöpfer mit dem ‚Stirb und Werde' vor seinem Gotte stehen." Vor seinem dunklen Gotte! „Er wurde nie erlebt, weil er bewiesen wurde; er wurde bewiesen, weil er erlebt wurde." „Unsere Beweise sind immer nur ein Nachzeichnen der Wege, die unser Wesen geht." „Die Überlegung, diese Dienerin der Seele —". „Wenn ein Gefühl emporwächst aus den Wurzeln unseres Seins, so fragen wir nicht, wir handeln, und nicht aus Gründen." „Was man tue, sei Frucht eines Seins." Alle gegebenen Formen der Welt sind Versuchungen der ewig Form suchenden Seele. Wert aber hat nur die Form, die „von innen hervorwächst". Die Frucht gilts, die aus den Wurzeln hervorwächst! Ist es nicht, als forderte die Pflanze ihr Lebensrecht, die Pflanze, der Fechner eine Frauenseele gab? Nicht die kleine Frauenseele von gestern fordert, nicht die Ranke der Mannes, nicht das Veilchen im Winkel, das Gänseblümchen am Weg, sondern eine Seele, groß, reif und stark wie ein Baum, die auf verschiedenen Wegen „ihre Zweige zum Licht emporsendet", der das Leben ein Kampf ist „um das Ausbreitungsreich dieses autonomen Seins". Es ist keine Kantische Mannesseele, die immer spricht: du kannst, denn du sollst; es ist kein Titanenwille, der gegen das Schicksal kämpft. Nein, wenn „vernichtet ist bis auf den Stumpf", „was ein blühender Baum hätte sein sollen", dann bleibt dem Stumpf keine Kraft mehr und kein Trost, dann bleibt nur die Klage, die Ehrfurcht vor dem Schicksal. „Wer spräche: Baum, sei unabhängig von der Sonne! Blume, bereite deine Frucht unabhängig von dem Sonnenstaube, den der Wind bringt!"

Von Wind und Wetter abhängig, aber selbstherrlich unter den Genossen steht der Baum im Walde. Von uns aber fordert die Gemein-

schaft „noch einmal die Blüte unseres Seins“; sie möchte uns „einschlürfen“, „zu einem Gliede ihres Körpers, zu einem Rade in ihrem Räderwerk machen“. „Und damit lebt die Seele von ihrem eigenen Leben hinweg“. „Die Gesellschaft ist nicht mehr ein Mittel zu uns; sie wird eine Welt“, eine „Welt, die die Seele verschlingt“. Sie fordert dienende Hingabe und stellt ihr das Eigenleben gegenüber als bösen Egoismus. Aber die Tugend bückt sich nicht. „Tugend ist Herrschaft, Tugend ist eine Göttin, die über die Wolken geht; niemals, niemals ist sie ein mühsames altes Weib.“ Nicht nach Egoismus und Altruismus scheiden sich die Seelen, die Lebensbäume, sondern „nach tiefem Leben und einer engen, ängstlichen, ärmlichen Art zu sein“. Und die Seele des tiefen Lebens „reicht hinunter mit einem vollen, dunklen, warmen Strome des Empfindens an das Lebensgeheimnis alles Beseelten“, „fühlt die Pulse klopfen der ganzen Menschheit im eigenen Herzschlag“ — denn „es ist ihr eigenes Leben, das sie hinausspannt über alle“. „In diesen Tiefen wird der Gegensatz hinfällig: für mich — für dich.“

Um die Seele herum stehen des Lebens Werte. Die Schönheit — „denn schön ist immer nur der Seele eigene Schöne, und wir heißen schön, was die Seele auslöst und befreit, was durch seine Form die Seele klingen macht“, Erkenntnis — denn „in den Begriffen schiebt die Seele die Einzeldinge von sich ab und ordnet sie in Kreisen um sich, in deren Mitte die Seele steht“. Glück und Tugend! denn „aus dem Glücke ist die Tugend geboren, aus dem Glucke“ und „das Hinaufblühen zum Glücke das Hinaufblühen zu sich selbst“. So spricht die Dryade. Um die Seele herum stehen die Werte des Lebens. Aber Werte sind sie nur, wenn sie gelebt werden, wenn sie *unsere* Werte sind. „Niemals sind unsere Ziele, unsere Pflichten besser, höher, lebendiger als wir — und welchen Namen sie tragen: sie sind gering oder groß mit uns.“ Werte sind sie, wenn sie von uns leben, nicht wir von ihnen. Aber die leeren Seelen sind ihre Parasiten; sie suchen „ein Sein zu trinken aus diesen, wie die Schatten des Hades aus dem Blut“. Sie dienen ihnen als fremden Götzen, sie beherrschen nicht die Schönheit, nicht den Genuß, der nur ist „für die Seienden, für die lebendigen Seelen, die ihn streifen, ihn mitnehmen, aber das Leben nicht auf ihn stellen“; sie, die leersten, mästen am ehesten ihr Seinsgefühl an der Qual der andern; sie, die hohlsten, hüllen sich am liebsten in Schein der Schönheit, „saugen eine Vollkommenheit aus der Wucht der Falten, die um sie fließen, aus der Länge des Gewandes, das sie hinter sich herschleifen“; sie, die abgestorbenen „halten uns am meisten die heiligen Worte des Lebens vor“: Pflicht und Vernunft! „Uns aber ist nicht Gerechtigkeit geboten, nicht Tugend, nicht Erkenntnis, nicht Schönheit — uns ist ein Sein geboten, das diese alle mit Notwendigkeit hervorbringt, wie der blühende Baum die reife Frucht.“

Werdet wie der Baum! so spricht die zu aller Lebensblüte gekommene, zur höchsten Seelenhöhe emporgestiegene Frau, so spricht sie nicht nur zu den Rankenseelen der Frauen. Es ist eine Selbstüberwindung des nur hingebenden Weibes und gerade dadurch ein Sichselbstfinden des Weibes, ein Erwachen zum eigenen Menschentum gleich dem Manne und doch keine Vermännlichung. Nur anders, als wir's gewohnt sind, müssen wir die Spannweite des weiblichen Wesens fassen seit diesem Buche, in dem es sein Lebensgefühl mit einer innerlichen Gewalt ausspricht wie nie zuvor. Es ist das Wesen, das totaler, einheitlicher, lebend alles in sein Lebensgefühl einbezieht, alle Gegensätze wie in einem Strome durchlebt, das adlig aufwachsen kann bis zu des Baumes Wipfelkrone und doch mit allen Wurzelfasern eingesenkt ist in den Boden der Natur, das tiefer gehalten von den Mutterarmen der Natur in geheimem Bunde noch mit allen Erdgewächsen in einem vegetativen Grundgefühl ohne Bruch und ohne Ausschreitung doch aufblühen kann zur Höhe des Ideals. Es scheidet nicht und schreitet nicht im Leben, und nicht im Denken und Schreiben. Aber es breitet die Arme weit aus, und die Zweige grüßen hinüber zum Manne, ohne den es so hoch nicht gestiegen wäre, ohne dessen scharf scheidende, ausschreitende Kraft es nicht in solcher Fülle und Weite immer neue Lebenseinheiten zu durchfühlen, immer neue Heimstätten der Seele wiederzugewinnen hätte.

Dieses Buch lehrt nicht nur den Frauen,

es lehrt nicht nur eine Entwicklung der Weibesseele von der Ranke und Blume zum Baume. Es lehrt Allmenschliches in weiblicher Form. Was Männer in scharf geschnittenen monumentalen Stücken geoffenbart, was Aristoteles wollte mit dem Formstreben jedes Wesens, was der Stoiker wollte mit der Erhebung des Eigenen gegenüber dem Fremden, was Spinoza wollte mit dem Selbstentfaltungstrieb jedes Wesens in der Alleinheit und Leibniz mit dem Weltverständnis aus dem Organischen, — das alles ist hier in einem Gefühl zusammengegossen, in einem instinktiven Erlebnis der denkenden Seele gegeben. Wir brauchen sie heute, gegenüber einem mechanistischen Rationalismus, diese Durchseelung des Denkens, wir müssen jenes allmenschliche Grundgefühl des Lebens wieder anklingen lassen, das aus allen Tiefen zu allen Höhen emporsteigt, nicht als das Ganze, aber als das A und O aller Denkentwicklung, zwischen denen scharf bewußte männliche Scheide- und Fügekraft einen Bau aufführen sollte, hoch und breit gegliedert wie einen Baum, einen naturgewachsenen.

Im platonischen Phädrus bekennt einmal Sokrates, daß er in der freien Natur ein Fremdling sei, da er nur von den Menschen, nicht von den Bäumen zu lernen wisse. Sokrates sprach's, der Vater des Rationalismus, der Gatte Xanthippens. Wir aber wissen jetzt, daß die Menschen auch von den Bäumen lernen können. Das lehrt uns das Buch der Frau.

—l.

Stimmung und Ausdruck

Bekanntlich äußerte sich Schillern die Reife einer dichterischen Konzeption durch eine gewisse musikalische Stimmung, die ihn überkam. Wir alle haben ähnliches erfahren: eine eigentümliche seelische Spannung, an sich ganz unbestimmter Natur, pflegt den Augenblick einzuleiten, wo das Konzipierte ausdrucksreif ist. Die Stimmung die Vorstufe des Ausdrucks. Nicht selten aber überkommt uns auch solche Stimmung, ohne daß sie sich im Schöpfungsakte auslöste: es sind Momente begeisterter Unruhe, der unendlich scheinenden Perspektiven, eines aufs höchste gesteigerten Selbstbewußtseins — höher zumeist, als beim wirklichen Schaffen, denn das Unbegrenzte, weil nur Mögliche, erscheint stets größer als das Wirkliche, und darum Begrenzte. Die Wahrheit enttäuscht die Sehnsucht stets. Immer aber bedeutet jene allgemeine Stimmung nur die Vorstufe der Produktion; sie beweist an sich noch keine Schöpferkraft; sie ist etwas, das überstiegen werden muß. Die künstlerischen Naturen (bekanntlich die Antipoden der echten Künstler) verstehen's freilich anders: sie meinen, jene Stimmung sei eben das Produktive. Und aus diesem Mißverständnis entsteht dann, je nach den Umständen, Sentimentalität, Banausentum, Dilettantismus oder (im höchsten Falle) schlechte Romantik. Es ist das Stadium der formlosen Leidenschaft; die Stimmung als solche ist noch kein möglicher Ausdruck.

Nur eine Kunst scheint eine Ausnahme zu bilden: die Musik. Bei ihr ist nämlich jene Stimmung, die bei anderen Künsten bloß die Vorstufe des Ausdrucks bedeutet, selber ausdrucksfähig. Das Unbestimmt-Wogende des Schöpfungsvorspiels ist schon selber Musik: es erscheint als Phantasie, als Improvisation. Beethoven nutzte das insofern aus, als er fort und fort improvisierte bis ein Thema ausdrucksreif war. Wagner verwertete dies Verhältnis auf äußerst feinsinnige Weise sogar im Tondrama: zwischen echten Tongestalten schob er gern Übergangspassagen ein, die durchaus jenen Interimscharakter tragen, und erzielte vielleicht dadurch mit am meisten jene zwingende Dramatik, welche die Seele des Zuhörers bis aufs äußerste zu spannen weiß. Auch gewöhnlichen „musikalischen" Menschen gereicht der genannte Umstand zu überraschendem Vorteil: Sie scheinen unendlich produktiv in ihrem Phantasieren, gerade *weil* ihre Begabung nur bis dahin reicht, wo das eigentlich Musikalische (d. h. Schöpferische) allererst anhebt. Die übliche Verwechselung des Vagen mit dem Unendlichen. Worauf ich nun eigentlich hinauswill, ist folgendes: auch die Musik gewisser Modernen scheint mir in diese Kategorie zu gehören.

Ich denke nicht an Richard Strauß, obwohl sein „Tod und Verklärung" vielleicht hierher gehört, indem er das Höchstmögliche der Interimsmusik, will sagen der Komposition *vor* dem eigentlichen Ausdruck darstellt. Ein künst-

lich umgrenzter Traum, keine notwendige Geſtalt. Ich denke an jenes eigentümlich moderne, ſchwüle Talent, bei dem alle Kraft durch Nervenüberreizung erſetzt iſt: an Claude Debuſſy. Wenn ich ſeiner Muſik lauſche, empfinde ich jedesmal: der kann alles, alles nur mögliche, bis auf das eine, worauf es ankommt, worauf er hinauswill. Der überfeinerte, verſteigerte Reiz findet keine lebendige Auslöſung. Freilich entſteht gerade dadurch eine Art Dramatik höchſt ſubtiler Art: la frayeur du néant, die Sehnſucht nach der Schöpfung, ſterile Leidenſchaft. Oder auch eine gewiſſe ſcherzende Lyrik: die Koketterie mit dem Nichts, als wäre es etwas. Und doch erſcheint das Ganze bei augenblicklichem Hinhören im höchſten Grade ſchöpferiſch; eben darum, weil es alles verſpricht, ohne ſich durch Erfüllungen aufzuhalten; weil es nichts als Stimmung iſt. Es iſt die Kunſt des unerhörten Raffinements, wo Pyramiden auf Wolken ruhen, wo Arabesken den leeren Raum umfaſſen.

Stimmung und Ausdruck! Sollte es eine äſthetiſche Notwendigkeit ſein, daß die Schöpfung, um zu werden, die Stimmung überwinden muß? Und ſollte unſere Epoche gerade darum in mancher Hinſicht ſo ausdrucksarm ſein, weil ſie andererſeits ſo unendlich — ſtimmungsreich iſt?

Hermann Graf Keyserling

Duckama Knoop *

Es ließe ſich denken, daß ein ſtarkes, geiſtiges Temperament in einem ſonnenloſen Spiel des Verſtandes eine ſo ſtarke, allerdings Lebensluft negierende Atmoſphäre ſchaffen könnte, daß ein Werk herauskäme, das Guß, Ganzheit und Form hätte, und erfreulich wäre. Flaubert hatte einmal den Plan, ein „Dictionnaire des Idées Reçues“ zu ſchreiben, eine Enzyklopädie der menſchlichen Dummheiten in jeder konventionellen Äußerung.

„Es wäre die hiſtoriſche Verherrlichung alles deſſen, was allgemein gebilligt wird, ich werde erweiſen, daß die Majoritäten immer recht gehabt haben, die Minoritäten immer unrecht. Ich werde die großen Genies allen Dummköpfen, die Märtyrer den Schlächtern aufopfern, und das alles müßte in einem ſprühenden, bis auf die Spitze geſchriebenen Stil geſchrieben ſein. So wäre für die Literatur das Leichte, Mittelmäßige, im Bereich von allen Liegende als das einzig Rechtmäßige aufzuſtellen, und demnach jede Eigenart als gefährlich, dumm zu verhöhnen. Dieſe Verteidigung jeder menſchlichen Niederträchtigkeit in jeder Geſtalt, vom Anfang bis zum Ende ironiſch und heulend (voll von Zitaten und Beweiſen, die das Gegenteil beweiſen) und erſtaunlichen Inhalts, der leicht zu finden wäre, hätte den Zweck, ein für allemal allen Übertriebenheiten, welcher Art auch immer, ein Ende zu machen. Somit langte ich bei den modernen demokratiſchen Ideen der Gleichheit an, in dem Wort Fourniers, daß die großen Männer mit der Zeit unnütz würden, und in dieſem Sinn, würde ich ſagen, iſt dieſes Buch geſchrieben. Man wird darin in alphabetiſcher Ordnung über alle möglichen Gegenſtände alles finden, was man in Geſellſchaft ſagen muß, um als ein anſtändiger und liebenswürdiger Menſch zu gelten.“

Vielleicht ſchwebte Knoop in ſeinem erſten Buch ein ähnliches Ziel vor, vielleicht wollte er die Enzyklopädie der Dummheiten ſchreiben, die die moderne deutſche Kultur zeitigt. Ein wie ſtählern feines und ſchmiegſames Gewand der Ironie, der geiſtigen Perſpektive würde aber eine derartige Aufgabe vorausſetzen.

„Sebald Soekers Pilgerfahrt“ iſt die etwas dilettantiſche Veranſtaltung einer Kritik des modernen Lebens und der modernen deutſchen Kultur. Zu dieſem Zweck wird ein junger Deutſch-Amerikaner zu einer ſogenannten Bildungsreiſe, die gleichzeitig eine Art Brautſchau iſt, mit einem unlimitierten Kreditbrief von Amerika nach Deutſchland herübergeſchickt. Nun wird die europäiſch-deutſche Kultur in jeder Form programmatiſch vorgeführt. Frömmelnder Hochmut, der ſich mit jeſuitiſchem Strebertum paart, Zynismus und verborgener Schmutz des intelligenten Salons, Vereins- und Logenweſen, Gründungsſchwindel und Denkmalswut,

* „Sebald Soekers Pilgerfahrt.“ Inſelverlag, 1903. „Sebald Soekers Vollendung.“ Inſelverlag, Leipzig 1905.

Selbstherrlichkeit und Größenwahn des Aristokraten, Verkommenheit und Leere der ästhetischen Bohême, Korrumpiertheit, Sinnlosigkeit und Rückgratlosigkeit in jeder Äußerung: das Verfahren des lyrischen, epischen und dramatischen Dichters, die Experimente des Arztes, die politischen Wahlmanöver, Sanatoriumsschwindel, das Gebaren eines berühmten Dichters, die Wohltätigkeit der großen Welt. Nun wird der gute Sebald Soeker mit mathematischer Prägnanz vor jedes einzelne Rädchen des Getriebes gestellt, das Rädchen surrt, hat seinen Zweck erfüllt und verschwindet. Und das Merkwürdige ist, daß dieser Sebald jedesmal eine kleine Scharte davonträgt, und seine Haut dieselbe zarte, lächerlich junge bleibt. Man wundert sich, daß er, der mit zwanzig Jahren so tiefsinnige Bemerkungen zu machen weiß, sich so schlecht darauf versteht, Erfahrungen zu notieren, was das natürliche Reagieren des Gesund-Verständigen ist. Alles scheint sich nur abzuspinnen, um die groteske Komik der Situationen herbeizuführen, die sich aus dem Aneinanderprallen des jungen Toren mit deutscher Weltläufigkeit ergibt. Aber je einförmiger die Note dieses Buches in dieser Richtung der Situationskomik angeschlagen wird, um so ungeduldiger drängt es den Leser nach Duft, Lebendigkeit, seelischem Körper und Entwicklung des Helden. Nirgends auch nur das Gerippe einer Fabel, lebendiges Fluidum bewegter Menschen und Schicksale. Und in dem großen Stilfehler dieses Buches ist der Held nicht schwarz-weiß-flächig hingestellt, wie es der grotesken Satire entsprechen würde, sondern der Ton setzte so ein, daß Farbe, Rundheit und Plastik zu erwarten war, so daß die Unklarheit der Absichten des Verfassers mit immer peinlicherem Unbehagen erfüllt. Wie die darin geschilderte Welt ist dieses Buch ohne Licht, ohne Atmosphäre, ohne Stil, ohne Seele. Schlemihle, schattenlose Wesen wandeln darin. Und grauenhaft: diese Fehlgeburten haschen nach unsern leibhaftigen Händen und geberden sich als hätten sie Blut und Jugend im Leib.

Wenn wir längst im Klaren über die unzulängliche, auälerische Beschaffenheit des Buches dennoch eine tiefe Erwartung nicht verlieren, so muß es einen Grund dafür in einer unterirdischen und verschwiegenen Musik geben. Um ihretwillen sei auf das Buch hingewiesen, denn diese Erwartung erfüllte sich in dem Buch, das der Pilgerfahrt folgte, in „Sebald Soekers Vollendung".

Dieses Buch ist eine Aneinanderkettung von Aphorismen, die der in seine Heimat zurückgekehrte greise und gereifte Sebald niederschreibt. Die Dissonanz des Lebens aufgelöst in Gedankenresultaten, dargestellt im Ausdrucksplitter, dem Aperçu, der Form der Formlosigkeit. Von der Warte des in exklusiver Einsamkeit vornehm und gütig Lebenden ist darin Stellung genommen zu Nation und Rassefragen, Religion, Mystik und Künsten, zur praktischen Moral: Ehe, sexuellen Problemen, Luxus und Lebenskunst. „Ehrfurcht vor sich selbst haben" nannte es Goethe. „Innerer Stolz ist das, was der nächsten Generation am meisten nottut", sagt Duckama, und dies ist die Grundnote seiner Weltbetrachtung. „Eine Vertiefung und Befestigung der Kultur kann nicht eher erreicht werden, als bis der Typus des Großstädters überwunden ist."

Also ein Kulturkritiker spricht zu uns. Was hat er zu sagen und wie sagt er es?

War die Wirkung der „Grenzen" ennervierend, ja widerwärtig, so geht von der „Vollendung" ein stiller und stärkender Hauch aus. Diese Aussprüche scheinen nicht nur vom Verstand fabriziert, sondern etwas wie warme, zarte Erlebtheit schimmert durch, die einen gewissen Ring der Einheit, Einfachheit und des inneren Haltes bildet. Das Wesen dieses Erlebnisses und die ungeschminkte Schlichtheit des Ausdruckes geben dem Buche Rang.

Das moderne deutsche Volk ist vielleicht unkünstlerischer veranlagt, als irgend ein anderes Volk. Die übergroße Regsamkeit einer ganz begrenzten Klasse spricht nicht dagegen. Nietzsche, der größte Kulturbetrachter hat uns die Augen über diese Tatsache geöffnet:

„Licht wird alles was ich fasse,
Kohle alles was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich.

In diesen Ecce homo-Worten hat er uns das Bild des großen Kulturpioniers geprägt. Knoop ist weit davon entfernt, diesem Bild zu entsprechen. Seine Worte schneiden wahrhaftig nicht in unsere Seele ein, eher entgleiten sie wie vom Baum herabgeträufelte Blätter, ohne tiefere

Spuren zu hinterlaſſen als die zarte Erſchütterung einer Stimmung. „So ſtanden wir einmal dem Leben gegenüber", ſagen wir, uns wie an einen böſen Traum erinnernd. Mit fünfzehn Jahren, als wir den Glauben hatten, daß das Leben ſich mit dem Verſtand meiſtern laſſe, wenn man es nur recht ernſtlich wolle. Wir hatten damals keinen andern Glauben, als den des Verſtandes. Und zuweilen, zuweilen erſchienen uns damals unſere Kultur, unſere Exiſtenzformen von der herenhaft grotesken Häßlichkeit wie ſie Knoop in Soekers Pilgerfahrt geſtaltete. In den „Grenzen" aber ſpricht ein Mann, deſſen typiſches Erlebnis es war, daß er nicht das „Schauen", das Staunen, nicht Religion im ganz weiten Sinn beſaß, und deſſen großes tragiſches und einziges dramatiſches Erlebnis darin beſtand, dieſen Mangel zu begreifen. Aus dieſem Begreifen heraus hat er die Reife erworben, der wir die Vollendung verdanken. Weil das, was wir in frühen Jahren überwanden, ihn ſcheinbar die Summe ſeiner innern Kräfte koſtete, weil er in dieſem Sinn vielleicht typiſcher als wir „Deutſcher" iſt, darum ſehe ich in ihm den großen Mittelmäßigen, der uns eine geprägte, neue Goldmünze von Gemeinverſtändlichkeiten auf den Markt bringt.

Julie Speyer

Briefe von Multatuli*

Wult: Sieh da! Die Briefe von Multatuli auch auf deinem Schreibtiſch! Du hätteſt ſie von mir haben können — nein, du hätteſt ſie von mir nicht haben können. Ich kann mich ſo früh von dem Buch nicht trennen, ich habe es verſchlungen — Warum lachſt du?

Walt: Kannſt du dich von dem Buch nicht trennen und haſt es verſchlungen? Phyſiologiſch angeſehen, würde das ein recht bedenklicher Zuſtand ſein.

Wult: Ich finde das nicht ſehr appetitlich, Walt.

Walt: Verzeih! Du haſt recht.

Wult: Und abgeſehen davon ſollteſt du etwas weniger erpicht ſein, Redensarten zu verlängern; es iſt eine mittelmäßige und pedantiſche Art von Witz. Im Ernſt, wer iſt denn von uns beiden der Pedant?

Walt: Du, Wult, unbedingt; denn du biſt der Phantaſt von uns beiden.

Wult: Dieſes „denn" glaube ich dir nicht, und wenn du noch ſo luſtige Augen machſt. Ich kenne auch die neumodiſche Art von Geiſt, Sätze oder Adjektive willkürlich zu kopulieren und aus indifferenten Teilen ein ſcheinbares, überraſchendes Ganze zu bilden; und was den Schreiber nur eine Partikel koſtet, zwingt den Leſer, einen großartig ſchielenden Gedanken aufzubringen oder ſich dumm vorzukommen. Der Wahrheit dient man gewiß nicht auf dieſe Weiſe.

Walt: Du ſprichſt von der Wahrheit, du haſt Multatuli geleſen. Er ſpricht etwas viel von der Wahrheit, ſcheint mir, für einen Mann von ſo großem Talent.

Wult: Ich meine, ein ſolcher hätte das meiſte Recht dazu.

Walt: Ich meine, er hätte es am wenigſten nötig. Wer lügt denn ohne Not? und nimm das Wörtchen Lüge im weiteſten Sinn, buchſtäblich, wenn du willſt, oder auch nur als Unklarheit im Ausdruck, als Zweideutigkeit oder Schlaffheit im Ausdruck, im Syſtem, in der Methode — wie du willſt. Niemand lügt ohne Not. Wo eine Lüge iſt, iſt immer eine Schwäche. Mit der Moral hat das ſo wenig zu tun, daß vielleicht grade die von Haus aus lügneriſchen, die opaliſierenden Naturen auch die moraliſchen ſind. Das Talent gehört in eine andre Kategorie, und je größer das Talent iſt, um ſo größer die Wahrheit. Ebenſogut wie von der Wahrheit, könnte einer auch zuviel von ſeinem Talent reden — ach, ich vergeſſe, daß er das ja tut, der Mann, der viel gelitten hat! war er nicht doch ein bischen eitel? ein bischen kokett zumindeſt?

Wult: Ich bin außer mir, Walt! Iſt das alles, was du aus dieſen beiden Bänden herausgeleſen haſt?

Walt: Alles? aber wie denn? wir fangen ja erſt in dieſem Augenblick an, uns darüber zu unterhalten, und obenein machte ich meine

* Herausgegeben von Wilhelm Spohr. Zwei Bände. Frankfurt am Main, bei Rütten und Löning.

Bemerkung ohne jede Pertinenz. Es ist gar kein Urteil darin, geschweige denn ein Aburteil. Warum soll ein so junger, so kindlicher Mensch nicht auch die Eitelkeit eines Kindes haben? sie ist eine Auszeichnung mehr. Sieh hier vor dem zweiten Bande sein Bild aus dem Jahre 1875. Sieh diese Schläfen, — sie sind modelliert durch ein jahrzehntelanges Zusammenpressen der Zähne; sieh die Augen, — er hat Hunger und Frost gelitten wie die Allerärmsten, er ist ein Kämpfer gewesen und ein Dichter, er hat das Märtyrertum kennen gelernt und die Genugtuung, die Erniedrigung und den Ruhm; die Blicke haben sich ihrer Aktivität begeben, und dieser beredte Mund scheint sich zum Schweigen entschlossen zu haben: er ist fünfundfünfzig Jahre alt, und noch hat das Kinn die Verdrossenheit der ersten Jahre bewahrt. Freilich, der Kummer beschattet sie, aber noch in der Verdüsterung, in ihrem bitteren Rechtbehaltenhaben bewahrt sie ihren Liebreiz und Adel. Laß mich ihn immer eitel wie ein Kind nennen, ruhmredig wie ein Kind, geschäftig wie ein Kind, zur Freude fähig wie ein Kind, zur närrischen, sich überkugelnden Freude, ein Kind auch darin, daß er sich keine Gladiatorenstandhaftigkeit aufzwingt. „Ich würde Stoiker sein können," — da steht es — „wenn ich wollte, aber ich will nicht. Wer Schmerz hat und es sagt, ist wahr. Wer mit unnötiger Anstrengung Schmerz verhehlt, ist unwahr und zeigt Kunststücke." Das ist reizend, und er weiß, daß es reizend ist. „Jan hat mir einen schönen Überrock gekauft." Reizend, und er weiß es. Aber als er seiner guten Tine die Beendigung des Havelaar meldet und die höchste, lauterste Freude in ihm rumort, da zeigt er, um die von Sorgen bedrückte Frau ganz zu beruhigen, noch mehr Freude, als er wirklich fühlt, und in dem Augenblick ist das Kind göttlich.

Wult: Mache ihn aber nicht zu klein, laß ihn nicht bloß spielen. Die Unterdrückung von Menschen und der Kampf gegen Unterdrückung, die Ungerechtigkeit in der Welt und der Kampf gegen die Ungerechtigkeit, das sind so einfache Dinge, daß noch keiner daran gedeutelt hat, ohne sich zu versündigen. Ein Herz pocht in diesen Briefen, das Herz, aus dem die großen Gedanken kommen.

Walt: Nein, Wult, bitte nicht! Sind die Gedanken nicht an sich groß, so hilft es ihnen nicht zur Größe, daß sie herzbürtig sind. Das Wort von Vauvenargues ist ein hochgemutes Wort und man darf es nicht lesen, als ob es hieße: les pensées qui viennent du coeur sont grandes. Wir wissen von den Herzen nichts, wir müssen auf sie zurückschließen. Kants Gedanke war groß, also kam er aus dem Herzen. Vauvenargues wollte eine Tatsache aussprechen, nicht eine Verklärung.

Wult: Du willst hiermit doch nicht auf Multatuli zielen?

Walt: Ich? nein; und auch mein Satz nicht. Ich liebe die Sätze, die nicht zielen.

Wult: Schön. Du sagst, wir wüßten von den Herzen nichts; was wissen wir denn von den Gedanken? Was nennen wir große Gedanken? Sind das bloß solche, aus denen Generationen von Wortklaubern das Material für scholastische Seifenblasen beziehen? Du kannst nicht ohne Erschütterung die Bekanntmachung gelesen haben, die Multatuli, als ein Mann von dreißig Jahren, an die Einwohner der Minahassalande gerichtet hat. Wo findest du in der ganzen neueren Zeit einen politisch-menschlichen Akt von solcher Komplexion, so gerad, so unmittelbar, so wahr, — denn ich spreche von Multatuli und muß von der Wahrheit sprechen; ein alttestamentlicher Klang ist das, seinesgleichen findest du heute nur in den Ennunciationen asiatischer oder afrikanischer Fürsten, daneben ist die Rhetorik des Abendlandes unmenschlich, akademisch und schreibstubenhaft. Multatuli hatte die klassische Kraft, die einfachen Dinge zu sehen, zu fühlen und zu sagen. Muten sie in der Zeit vor der Gefahr trivial an, was will das bedeuten? In dem Augenblick, wo sie oppositionell wurden, wurden sie groß. Ein brennendes Recht floß durch sein Herz, das ist es, was die Briefe dich hätten lehren sollen. Sie hätten dich sollen einen Mann und Menschen kennen lehren.

Walt: Das brauchten sie nicht, lieber Bruder, du weißt es. Aber darf ich einmal recht spitzfindig sein? Wenn ich Briefe lese, so geschieht es — zu welchem Zwecke doch? Um Briefe kennen zu lernen, nicht irgend etwas, was dahinter steht, sei es auch ein Mensch.

Ich bin kein Psychologe, ich bin nicht neugierig, ich habe an den Dingen selbst genug, und wenn sie mir nebenbei etwas verraten, so nehme ich es als Geschenk. Eine wesentliche Unverschämtheit ist mir das, zu glauben, das Zentrum einer Seele sei für unsere groben Hände ertastbar. Ein Mensch handelt, leidet, fühlt, schreibt, beschreibt sich, das alles lasse ich, ein jedes gesondert, gelten und mir genug sein. Briefe also sind zuerst Briefe, und an denen Multatulis interessierte mich zuerst seine Kunst, Briefe zu schreiben.

Wult: Du glaubst im Ernst, er habe diese Kunst bewußt ausgeübt?

Walt: Ich werde ihn nicht so beleidigen, das nicht zu glauben. Du weißt, daß er die Schreiberei früh genug im Kopf hatte. Er verfaßt mit dreiundzwanzig Jahren ein Drama, mit einundzwanzig lose Blätter aus dem Tagebuche eines alten Mannes, und du kannst dir diesen holländischen Beamten wirklich vorstellen, wie er seine wirkungsvollen Improvisationen, seine munteren, energischen Briefe aufs Papier wirft, ohne daß er sie vorher verfaßt hätte, ohne daß er ihrer sicher gewesen wäre?

Wult: Und Bismarck?

Walt: Und Napoleon? Der unter die dramatischen Autoren gegangen wäre, wenn er nicht anderswohin gegangen wäre. Sieh zu: Du kannst verfolgen, wie er sich als Epistolograph entwickelt. Er ist noch unfrei zu Beginn, nicht ohne Pedanterie und des Materials noch nicht ganz Herr. Dann aber, als die Kämpfe seines Amtes ihn wie eine edle Klinge schärfen, beginnt, sehr früh, das Spiel der Meisterschaft. Sein Feuer läßt das Material in Glut aufgehen; welch eine schnelle, witzige, tätige Feder; wie kostbar er erzählt, trocken, ein Amerikaner vor der Entdeckung des Amerikanismus; er erinnert an Garborg; wie kühnbogig, kurzschlüssig, wie frei und rein, weil echt assoziativ. Eine Trübung seiner Kunst tritt ein, als die gemeinste Not ihn auf die gemeine Tatsächlichkeit niederzwingt, und noch einmal eine, als die edelste Not, die Liebe zu seiner zweiten Frau, ihm die Herrschaft über den Atem verwirrt. Aber übrigens bleibt sein Tanz, seine Grazie; und als er alt wird, wird er, wie alles Edle, doppelt jung.

Wult: Also noch über den Tod hinaus die Wirkung, die ihn während seines ganzen Lebens so schmerzte! Er will an die Herzen greifen, und man lobt seinen Stil. Er will alle heiligen Kräfte aufrufen, zu sühnen und zu bessern, zu arbeiten und zu danken, und man freut sich seiner Rednergabe, und alles bleibt beim Alten. Es gibt kein jämmerlicheres Schauspiel als dieses: daß der Pöbel sich den Priester zum Hanswurst nimmt.

Walt: Narren, die ihr seid! Was geht uns euer Irrtum an? Moderne Narren, Kinder auch ihr, die alles haben und alles sein wollen. Lernt von Schiller, daß es zweierlei Wirkungsarten gibt, entscheidet euch und seid heiter. Willst du es gering achten, daß einer Schönes bildet und Lob dafür erhält? bist du ein Hasser der Kunst?

Wult: Zurück auf dich den Vorwurf! du verwechselst. Alle Liebe der Kunst und auch an Ehrerbietung einiges; aber daß sie auch gefährlich ist, daß sie die Herzen verwirrt, daß sie die Seelen steigert, ohne sie zu verpflichten, darf ich und niemand vergessen. Multatuli war darauf aus, Gutes zu wirken, nicht Schönes zu bilden; und ich kenne keine herrlichere menschliche Gebärde als die am Schlusse des Havelaar, wo er mit einer göttlichen Entschlossenheit den Vorhang mit den schön gewebten Figuren beiseite schiebt und selber vor uns tritt, unzweideutig und verantwortungsvoll. Wie ein verschwenderischer Demiurgos läßt er die Gestalten seines dichterischen Genies aus der königlichen Hand gleiten und spricht zu mir, und ich fühle mich geehrt. Ja, es ist die herrlichste menschliche Gebärde.

Walt: Es ist eine herrliche dichterische. Denn sie hebt ja das Dichterische nicht auf, sondern verstärkt es. Es ist ein Trug, mein Lieber, unvergleichlich wirkungsvoller als der ähnliche der Romantik. Ich gebe zu, daß das Verhältnis zwischen der Ethik und den Künsten komplizierter geworden ist. Erinnerst du dich an Garschins Novelle von den beiden Malern? Der eine, Djedow, malt die schönen, goldenen Sonnenuntergänge; der andere, Rjabinin, den armen Tauben im Kessel, der mit seinem zermarterten Leib die furchtbaren Hiebe des Hammers auf den Nietkopf auffängt. Heute malt Djedow diesen Unglückseligen. Ich liebe keine Lamentationen darüber. Wer ist Multa-

tuli? Der Verfasser des Havelaar und der Liebesbriefe.

Wult: „Der Säemann, welcher ausging zu säen."

Walt: Ja, denn der Armschwung des Säenden ist eine herrliche Befriedigung. Er ist der Schöpfer des unsterblichen Trockenstoppels, der als Schatten des Max Havelaar nicht unebenbürtig neben dem Sancho Pansa des Manchaners steht. Multatuli ist tot, Wult; willst du mit ihm glauben, daß er uns nur Surrogate für etwas Besseres gegeben habe, was ihn die Umstände zu geben verhindert hätten? War er denn ein Mann der Tat?

Wult: Er hätte es sein können.

Walt: Gewiß. Wie jeder Dichter, wenn er nicht eben doch mehr hat sein müssen. Betrachte nur seine köstliche Ungeduld! Noch das Wort ist ihm ein zu träges Material, geschweige die Menschen in Masse. Er ist viel zu schnell für einen Mann der Tat; das ist es, und er sagt es selbst: „Ich wollte alles etwas schnell, und wurde böse, weil man nicht gleich meinen Schritt annahm." Seine erste Regung bei jedem Unheil ist: zu helfen; er ist gut, aber er ist zu beweglich. Den Frauen, die er liebt, schreibt er überraschend früh von den Kindern, die er ihnen wünscht. Er erzählt von einer eigentümlichen Nervosität, in die seine Mutter nach der Eheschließung verfallen sei; er scheint davon die Anlage zum labilen Gleichgewicht geerbt zu haben.

Wult: Er? Der Held? Der Standhafte im Unglück und Feste im spärlichen Glück?

Walt: Er hatte beides, die schnelle Hingerissenheit im einzelnen und die unbeirrbare Magnetnadelnatur im ganzen. Mach ihn nicht größer als er war, du machst ihn damit kleiner. Wäre er irgendwo absoluter König gewesen, so hätte er seinen Untertanen das Huhn auf den Sonntagsteller gelegt und sein Land ruiniert.

Wult: Ich verachte die Politik.

Walt: Dann laß uns Multatuli als Dichter haben, halten und lieben.

Wult: Und als Kind?

Walt: Und als Kind. Die Grazie, die Schelmerei des Kindes — alle Frauen liebten es — die gab ihm seine eigentümliche Schnelligkeit im Wort und im Gedanken. Die Schnelligkeit ist sein Talent, und — deine Hand, Wult, wir wollen uns vertragen — sein Talent ist seine Wahrheit. Wir müssen doch immer von der Wahrheit reden, wenn wir von Multatuli reden.

Tobias Fischer

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Die Lehre der Geschichte/ von Arthur Bonus

Der Berliner Germanist Gustav Roethe hat im Dezember vorigen Jahres in der „Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg" einen Vortrag über „humanistische und nationale Bildung" gehalten, der in knapp gedrängter und doch plastischer Darstellung ein ganz vorzügliches Miniaturbild von der intensiven und dauernden Beeinflussung der deutschen Kultur durch die der Antike gibt. (Berlin, Weidmansche Buchhandlung 1906.)

Den Germanen, wie sie sich in Geschichte, Sprache, Kunst offenbaren, fehlte die natürliche Anlage zur Form: „Leidenschaftliche Energie stürzt auf ein Ziel los und sieht nicht rechts noch links: Eine Silbe des Wortes bekommt alle Wucht und allen Klang der Stimme, die andern mögen verkümmern; eine Wortgattung beherrscht den Satz, wenige Begriffe die Kunst unsrer Ahnen; ein Held sammelt die Taten aller: Superlative mehr als Typen oder gar Individuen. Gewaltige Kraft, die doch verbraust, weil sie sich nicht zu formen weiß: ein mächtiges Volk, das sich selbst so gar nicht kennt. Germanen haben uns die Fremden genannt; den Deutschen gab's nur Burgunder und Langobarden und Cherusker."

Wie nun dieser ungestüme überschwängliche Geist in der Schule der Antike geformt wird bis in das innerste Gefüge seiner Ausdrucksweise, seiner Sprache hinein, wie sogar sich selbst er erst an der Antike als Individuum sowohl wie als Volk ergreifen lernt, das führt der eigentliche Vortrag in mancherlei Bildern aus.

Wenn man die ad hoc eingeflochtenen Seitenhiebe, Ausrufe und Bekenntnisse hinwegdenkt, so erhält man ein geschlossenes Bild, dessen Inhalt uns vor die Augen führt, wie eine jüngere Kultur von einer ihr vorhergehenden älteren angeregt, ja erweckt wird und sich nun in ihrer ganzen Breite mit ihr auseinandersetzt. Höchst interessant! So eindringlich und zusammenhängend haben wir seit langem nicht diese Seite unsrer Kulturgeschichte in solcher Kürze vorgeführt gesehen.

Es zeigt sich einmal wieder, wie wertvoll es ist, wenn zu bestimmtem Zwecke

ein bestimmtes Gebiet der Entwicklung isoliert und in voller Einseitigkeit sozusagen ohne Skrupel und Zweifel als das Ausschlaggebende hingestellt wird. Man wird sich nachher, wenn man aus dem Banne heraus ist, vielleicht gestehen, daß ja alles kolossal übertrieben ist — ich komme darauf noch zurück — gleichviel, man hat gewonnen, daß man diese Seite der Sache nicht mehr übersehen kann. Zudem gehört es auf allen Gebieten zum Allerinteressantesten zuzusehen, wie eine Menge zerstreuter Tatsachen und Kenntnisse sich zu einem Bilde zusammenordnen. Hält man dieses Bild für im realistischen Sinne nicht zutreffend, so bleibt doch der Genuß und die Fähigkeit, die betreffenden Daten aus dem Zusammenhange herauszuheben, in dem man sie bisher hatte. Ganz abgesehen davon, wie lehrreich es in jedem Falle bleibt, zu sehen, wie die Dinge sich in anderen Köpfen ausnehmen. Auch hierauf komme ich noch zurück.

Das Bild, das Roethe uns gezeichnet hat, will indessen in seinem Sinne mehr als ein interessantes Bild, auch mehr als eine Hypothese, ja selbst mehr als die Darstellung eines objektiven Tatbestandes sein. Es will ein Beweis für die unbedingte Notwendigkeit einer bestimmten Kultureinrichtung sein, eine sogenannte „Lehre der Geschichte" an die Zukunft.

Wenn ich von Lehren der Geschichte an die Entwicklung, von praktischen Lehren also, höre, von Lehren, welche die gewordene Geschichte der werdenden gibt, so werde ich mißtrauisch; und dieses Mißtrauen steigert sich in dem Maße, als der Mann, welcher der betreffenden „Lehre" aus dem Kindbett geholfen hat, Wissenschaftler ist. Mich nämlich hat die Geschichte vor allem dies eine gelehrt, daß aus ihr praktisch nur der lernen kann, der sehr starke praktische Instinkte hat, was man vom Wissenschaftler als solchem am wenigsten wird erwarten dürfen oder aussagen können.

Die Geschichte lehrt uns vor allem, daß die, welche „Geschichte" nicht schrieben, sondern machten, von alters her die Geschichte entweder gar nicht kannten oder sie mißverstanden oder gar sie absichtlich mißbrauchten, im stillen aber auf sie pfiffen, oder endlich — der günstigste Fall! —, daß sie sich nachträglich Mut und gutes Gewissen aus ihr holten für das, was sie nicht aus Geschichtskenntnis, sondern aus lebendigen Instinkten vorgenommen hatten.

Was sollte denn auch wohl die Geschichte praktisch lehren können, da doch kaum zwei Menschen, die überhaupt auf geschichtliches Werden achten, sie gleich sehen! Eine Tatsache kann man wohl halbwegs richtig feststellen — wenn auch wirklich nur halbwegs! — damit macht man nicht Geschichte; es kommt darauf an, wie man die Bedeutung der Tatsachen einschätzt und ihren Zusammenhang ordnet.

Ich kann mir beispielsweise vorstellen, daß jemand, der den Roetheschen Vortrag mit größtem Interesse gelesen hat, auch jede einzelne Tatsache zugibt, sich dennoch darüber klar wird, daß er nicht zwei Tatsachen ebenso zusammen sieht, nicht eine Tatsache ebenso wertet wie der Vortragende.

Ich kann mir denken, daß einer alle von Roethe behaupteten Einwirkungen der Antike auf die nationale Idee den Tatsachen nach zugibt und dennoch für einen

Satz wie den, daß der nationale Staat „seine innere Begründung nicht zum wenigsten den Philologen der Renaissance" dankt, zumal für das Gewicht, das dieser Satz an seiner Stelle beansprucht, nur ein Lächeln übrig hat. Ich kann mir denken, daß er sich versucht fühlen möchte, darüber das böse Urteil „Philologendünkel" zu fällen, das ich meinerseits nicht nachsprechen möchte. Wahrscheinlich hat auch Harald Harfager — möchte ein solcher versucht sein zu höhnen — als er mit eiserner Faust den nationalen Staat der Norweger schuf, humanistische Einflüsse erfahren gehabt! offenbar! denn als Germanen fehlte ihm das Formgefühl, um einen Staat zu formen, und auch Karl der Große hat, wie Roethe uns lehrt, nicht durch seine Tat, sondern durch die antike Idee des imperium Romanum auf den nationalen Einheitsgedanken gewirkt. Wenn man den Roetheschen Vortrag gelesen hat — so könnte jener Gegner geneigt sein zu sagen —, sieht man wohl, daß gut gesorgt ist: sei es, was es sei, man wird schon einen Humanisten finden, der daran schuld ist! Was könnte man anführen? Den deutschen Heldensang? Roethe weist nach, daß selbst die Nibelungen wahrscheinlich zuerst in einer lateinischen Version vorhanden waren, ähnlich wie das Waltharilied. Man könnte in diesem Sinne viel weiter gehen! Dubois Reymond hat einmal eine ästhetisch-philosophische Weltanschauung der Antike einer naturwissenschaftlich-technischen der Moderne entgegengestellt. Aber sind nicht die ersten naturwissenschaftlich-technischen Untersuchungen lateinisch geschrieben? Oder Kants Erkenntnistheorie möchte der äußerste Gegensatz zum Platonismus sein. Aber sieht man nicht noch der Kantschen Terminologie an, daß sie aus dem Lateinischen stammt? Oder Schopenhauer! Aber schon um 700 nach Chr. wurde ein Hauptstück des Buddhismus als Legende von Barlaam und Josaphat in einer antiken, nämlich in der griechischen Sprache gedichtet, und diese Legende wurde dann in eine andere antike, nämlich die lateinische Sprache übersetzt. Aus der lateinischen Version ging sie in die Landessprachen über und übte einen unendlichen Einfluß aus. Roethe selbst scheint zu Hilfe kommen zu wollen. Er will — allerdings nur vorläufig! man hat hier die schuldigen Humanisten noch nicht dingfest! — die isländische Literatur ausnehmen. Mit Unrecht! man muß ihn daran erinnern, daß diese Literatur nicht in Runen, sondern in Buchstaben, die dem lateinischen Alphabet entstammen, aufgezeichnet ist. Man muß eben nur Geschmack daran gefunden haben, die Sprache, den Bilderschmuck, die Anschauungsweise, in denen und durch deren Hilfe jemand seine Gefühle, seinen Willen, seine Gedanken und Vorstellungen, ja die Dinge selbst zum Ausdrucke bringt, zur Ursache dieser Gefühle, dieses Willens, dieser Gedanken und Vorstellungen, ja der Dinge selbst zu machen. Sehr lange Zeit vor Karl dem Großen regten sich dieselben Machtinstinkte, die ihn und seine Vorfahren beseelten, auch bei den Nordgermanen. In Harald erreichten sie ihr Ziel; dann zerfiel sein Reich, wie das Karls des Großen zerfiel, und wurde wieder aufgebaut, wie das der Südgermanen wieder aufgebaut wurde. Im Norden fußte man dabei auf dem Recht des Schwertes, auch wohl der Erbschaft und besonders den Machtinstinkten der Sippe. Im Süden ergriff man in der-

selben Tendenz die Idee des römischen Imperiums. Der Unterschied war nur der, daß im Norden ein starker Einheitsstaat mit kräftigem Nationalgefühl entstand, bei uns nicht. Auch unter den Weltmächten wurde diejenige die stärkste und bildete das machtvollste Nationalgefühl aus, welche am wenigsten vom Humanismus gegessen hat, obwohl sie germanisch und also in jeder Beziehung formlos war: England! Dies alles und vieles könnte einer im Spott und Ernst einwenden, der darum doch keine Tatsache in Frage zu stellen brauchte, die Roethe erwähnt; er sieht sie nur anders zusammen, wertet sie anders. Wen von beiden hat denn nun die Geschichte gelehrt?

Und wenn Roethe einen besonderen Trumpf darauf setzt, daß der erste Faust nur „von der zerstörenden Kraft formlosen Sehnens und Brausens weiß", während der zweite Teil einsieht, daß erst die Antike den Deutschen befreit, so könnte der, welcher die Dinge anders zusammensieht, darauf aufmerksam werden, daß der erste Faust, der vor der intensiveren Berührung mit der Antike, unter dem Einfluß der Volksdichtung und Shakespeares entworfen ward, das unsterbliche Kunstwerk ist, das leben und sprechen wird, solange Menschen auf Erden leben, der zweite Faust dagegen eine senile Reflexion in Versen — um deutlich zu sprechen! —, oder auch darauf, daß jener erste Faust die allerglücklichste aus dem Inhalt selbst gewachsene Form hat, der zweite dagegen vor lauter Formung formlos geworden ist.

Oder der, welcher die Dinge anders zusammensieht, möchte darauf verfallen, zu fragen, aus welchem Grunde der Vortragende in seiner Zurückführung aller Kulturwerte auf die Antike so plötzlich und absichtsvoll genau da Halt macht, wo er eigentlich erst an die Schwelle der stärksten Beeinflussung durch die Antike herankommt? Wenn er die antiken Einflüsse preist, welche die Zeiten Theoderichs Karls des Großen, der Ottonen „über uns Deutsche ausgegossen haben", warum erwähnt er nicht oder doch nur ganz flüchtig und tonlos die Einflüsse, welche schon vor- und dann friedlich nebenher die Kirche an antiken Einflüssen über uns ausgegossen hat? dieselbe Kirche, von deren Einfluß gerade die Antike uns erlöst haben soll? ist etwa nicht das ganze Dogma griechische Philosophie? die ganze ungeheure Zwangsgewalt der Kirche römisches Recht? stammt die Folter und die Inquisition aus dem deutschen oder aus dem römischen Recht? Wer ist der gefeierte Meister der Scholastik, wenn nicht Aristoteles? Wenn nun der Humanismus seine Hauptbedeutung gerade darin hat, daß er von allen diesen Dingen befreite, hat er denn also sein primäres Verdienst nicht vielmehr darin, daß er von der Antike erlöste, als darin, daß er zur Antike führte? Die humanistisch betrachtete Antike war ein künstlicher Hebel, um von dem natürlichen Erbe der Antike zu befreien! In dieser Kontrastwirkung lag das Befreiende der „Renaissance". Daß sich dann die künstliche Antike an die Stelle der natürlich gewordenen setzte, das kann nur für geborene Philologenseelen eine Freude sein. Aber es geschah und wir brauchten eine Befreiung von der so installierten neueren, der römisch-französischen Antike. Wir erlebten sie durch Lessing und Winckelmann in der griechischen Renaissance des achtzehnten Jahrhunderts. Da entstand wieder jene

befreiende Kontrastwirkung, wie sie die erste Renaissance gebracht hatte. Diesmal weniger intensiv und schneller vorübergehend: der Kontrast war nicht so groß gewesen als bei der ersten Renaissance, und die Neubildung ging schneller von statten. Was soll uns nun von dieser Humboldtschen Gymnasialkultur befreien? Wenn wir Deutsche wirklich nur auf gelehrtem, sozusagen philologischem Wege befreit werden können, so müßte nun wohl, nachdem eine gelehrte römische Antike uns von der natürlichen römischen Antike und dann wieder eine griechische von der römischen befreit hat, eine ägyptische Antike kommen, um uns von der griechischen zu befreien?

Indessen könnte nun hier demjenigen, welcher die Dinge anders zusammensieht, ein neues Bedenken kommen. Wir wissen heute, daß die griechische Kultur nicht ohne die noch älteren Kulturen verstanden werden kann. Dennoch bleiben wir der Überzeugung, daß das unsterbliche Verdienst der Griechen nicht sowohl darin bestand, daß sie von den älteren Kulturen gelernt haben, als darin, daß sie verstanden, sich rechtzeitig von ihrem Bann zu befreien und so die Möglichkeit erhielten, der Welt eine eigene Kultur zu schenken. Und wenn Griechen und Römer uns so vorzüglich erzogen haben sollen, wie behauptet wird, mißt man nicht den Wert einer wahrhaft guten Erziehung daran, daß der Erzogene fähig wird, mit der Zeit ohne seinen Erzieher fertig zu werden? Sollte wahr sein, was Goethe dagegen sagt, daß der Deutsche, sowie er die Fühlung mit der Antike verliert, sofort auch verwildere, so würde daraus nur folgen, daß entweder der Lehrer oder der Schüler nichts taugt. Zum Glück für die Antike sowohl als für uns ist die Behauptung selbst falsch!

Man sieht, die gleichen Tatsachen lassen sich auf das Verschiedenste deuten und selbst aus der gleichen Deutung noch sehr verschiedene „Lehren der Geschichte" ziehen.

Das liegt in der Sache begründet. Die „Geschichte", von welcher Goethe lernen will, ist nicht das wirkliche lebendige Geschehen, auch nicht die wirkliche lebendige „Erfahrung des Volkes", sondern eine Deutung der zum Teil selbst schon in ihrem Bestande äußerst unsicheren Tatsachen. Eine Deutung ist aber immer zugleich eine Wertung. Werten aber setzt ein Wollen voraus, das, wo es gesund ist, auf praktische Instinkte zurückgeht. Wer aus der Geschichte lernen will, muß wissen, daß sie in ihm ist. Kein lebendiger Mensch, der nicht sozusagen wissenschaftlich entmannt ist, tut es anders. Auch der Wissenschaftler selbst nicht. Nur daß er, weil er es nicht wahr haben will, seine Instinkte betäubt und irreführt. Daraus folgt dann die eigentümliche spezifisch geschichtswissenschaftliche Stellung zu den Dingen: Man versteht alles, man begreift alles; alles ist geworden, alles ist gleich wertvoll oder auch gleich unwert. Woher soll man die Entrüstung oder Begeisterung hernehmen, um etwas zu ändern! Man weiß ja auch, wie wenig der „Einzelne" wirkt; wenn die Dinge reif sind, ändern sie sich von selbst! Man weiß ja auch, wie langsam alles geht auf Erden! O ja! wenn es in alten Zeiten, als man meinte, heute müßte und könnte es anders werden, so lange dauerte, wie wird es nun dauern, wo wir, statt heute anzufassen, von vornherein die Enkel darum bitten!

Es ist eine der gesichertsten Tatsachen, daß gerade von den Menschen, welche am stärksten in den Fluß der menschlichen Dinge hineingegriffen haben, einige fest davon überzeugt waren, den entscheidenden Anstoß durch einen Augenblick erlangt zu haben, in welchem sich alles in ihnen um und um drehte. Der wissenschaftliche Historiker weiß es besser: er weiß, daß „in Wirklichkeit" gar nichts Besonderes vorgegangen ist. Es ist ihm ein Leichtes, nachzuweisen, daß in Wirklichkeit eine stetige ruhige Entwicklung da ist, die nur durch Nebenumstände zufälliger Natur ein solch explosives Aussehen bekommen hat. In „Wirklichkeit" lag die betreffende Erkenntnis in der Luft und hätte auch ohne Explosion gemacht werden können. Und wenn zum Beispiel der Jude Paulus historische Bildung im modernen Sinne gehabt hätte, so würde er aus seiner Damaskusgeschichte nicht solchen Lärm gemacht haben, sondern er hätte auf die Lehre der Geschichte seines Volkes gehört. Er hätte gefunden, daß seine Religion schon lange mit hellenischen Einflüssen bis zum Platzen gefüllt war, daß sich die beiden Elemente mit der Zeit auseinandersetzen mußten; er hätte diese Auseinandersetzung in einer vernünftigen Weise gefördert und wenn das Glück günstig war, das Reformjudentum — was doch eine schöne Sache ist — schon achtzehnhundert Jahre früher gründen können, als es nun geworden ist. Was das für die Ausbildung der menschlichen Vernunft bedeutet hätte, liegt auf der Hand. Wieviel horrende Verdummung, wieviel seelische Folter und Qual wären vermieden worden, wenn nicht dieser bornierte Rabbiner sich darauf versessen hätte, statt die Lehre der Geschichte in Ruhe zu studieren und zu befolgen, vielmehr seine inneren Bewegungen in eine Himmel und Erde umfassende Mythologie umzudichten, die dann jahrhundertelang die Hirne benebelt hat. Ja, diese glorreiche Entwicklung hätte die Geschichte nehmen können! Da sie sie nicht genommen hat, so konnte sie sie nicht nehmen, wovon der Grund eben darin liegt, daß man damals noch nicht verstand, die Lehren der Geschichte zu ziehen und zu befolgen. Wir aber können es, und darum werden wir uns von nun an ruhiger und vernünftiger entwickeln.

Indessen wir sahen, daß man die ganze Geschichte ja auch umgekehrt besehen kann, und wer will entscheiden, wie will man entscheiden, wer Recht hat?

Der exakte Historiker wird gar nicht erst in Versuchung kommen, zu zweifeln. Sein Ziel und seine Aufgabe ist, die Gegenwart zu verstehen, zu zeigen, daß und weshalb sie so werden mußte, wie sie ist! Wie soll er denn nun überhaupt darauf kommen, daß diese unter so ungeheuren Schwierigkeiten endlich glücklich zustande gekommene Gegenwart sozusagen „falsch" sein könnte! Seine Lebensaufgabe war, trotz all den Schwierigkeiten, Nebenlinien, Abschweifungen eine möglichst grade geschichtliche Linie zu konstruieren oder „aufzuweisen". Wie sollte er darauf kommen, daß jetzt auf einmal die mit soviel Mühe und Umsicht zu stande gebrachte Linie einen Knick kriegen könnte. Natürlich: auf Nebenlinien ist er an sich gefaßt: die kennt er aus der Geschichte; aber da hat er sich gewöhnt, sie eben als Schwierigkeiten oder Nebensachen zu schätzen. Wie sollte er denn plötzlich darauf kommen,

Entwickelungslinien, die sich neben den von ihm monopolisierten melden, anders einzuschätzen als eben auch als zu bekämpfende Schwierigkeiten! Der offizielle Stand der Dinge ist der zu erklärende; die nicht offiziellen Strömungen können demnach nur Nebenströmungen und Hindernisse sein. Im offiziellen Stand der Dinge mündet die Linie der Entwickelung. Dieser offizielle Stand der Dinge vereinigt verschiedene Parallelen der Entwickelung, so daß, je nachdem man mehr diese oder jene im Mittel sieht, alles ein wenig sich verschiebt, so daß also auch für Mannigfaltigkeit und sogenannte Freiheit der Standpunkte zur Genüge gesorgt ist. Professor Roethe sah die humanistische Linie im Mittel. Professor Scholz, ein verdienter Theologe, der, wenn ich mich der Zeitungsnotizen recht erinnere, der Vortragsversammlung präsidierte, hätte wahrscheinlich die religiöse Linie deutlicher gesehen. Den grotesken Satz Roethes, Luthers nationale Anwandlungen seien Anleihen beim Humanismus gewesen — einen Satz, der auf der Höhe des Satzes steht, Bismarcks nationale Gesinnung sei eine Anleihe bei den germanistischen Philologen gewesen (woher sollte er sonst das Balder-Höder-Gleichnis gehabt haben!) — diesen Satz hätte Scholz wohl anders formuliert. Nicht sowohl, weil er die Tat, als weil er die Theologie höher schätzen möchte als die Philologie. Aber sonst ist die Harmonie die denkbar wohltuendste; und die größten Geister der Nation, Dichter und Priester, Schiller, Goethe, Schleiermacher, und wie sie alle heißen, verbürgen sich! — — Wofür? Dafür, daß die Spannung, in welcher sie Kultur erlebten, ebenso wirken werde, wenn auch ihre Faktoren einen ganz anderen Sinn gewonnen hätten? Oder dafür, daß, was für sie und ihre besondere Situation Lehre der Geschichte gewesen ist, auch für ganz andere Zeiten und Zustände „Lehre der Geschichte" sein werde? oder dafür, daß man in Zukunft nicht mehr nötig haben werde, aus den lebendigen Instinkten, Bedürfnissen, Sehnsuchten heraus die Bildungsstoffe der Jugend zu bestimmen, weil man inzwischen eine Instanz entdecken werde, die fähig wäre, eine ein für allemal gültige und entgültige „Lehre der Geschichte" auf kaltem Wege rein wissenschaftlich zu erheben, gegen die in der Art Lessings und Goethes zu revoltieren dann weder mehr nötig noch auch erlaubt sein würde?

Es steht zu befürchten, daß dafür auch die renommiertesten Firmen nicht garantieren können! daß man auch nach Goethe noch finden wird, Begeisterung sei keine Heringsware, welche sich staatlich einpökeln läßt! und daß man auch nach, und selbst gegen Goethe sich vorbehalten wird, „in Kunst und Wissenschaft wie immer" zu „protestieren".

Es verhält sich eben die „Lehre der Geschichte" zur wirklichen Geschichte nicht so, wie ein Lehrer zum Schüler, eine Anweisung zur Ausarbeitung. Was ist überhaupt Geschichte? Spielt man nicht mit Worten, wenn man einmal das wirkliche Geschehen, das anderemal eine bestimmte Geschichtsphilosophie damit meint? Die Lehre der Geschichte ist nicht die Lehre der Geschichtschreiber. Die Lehre der wirklichen Geschichte hat sich bisher noch immer vorwiegend damit beschäftigt, die Lehren der Geschichtschreiber ad absurdum zu führen. Gerade den

objektivsten Historikern ist das besonders kräftig widerfahren, weil sie am wenigsten imstande zu sein pflegten, die mehr latenten Strömungen ihrer jeweiligen Gegenwart in ihrer Bedeutung zu empfinden. Die „Geschichte" der Historiker scheint ja nämlich zu „lehren", daß diese Bewegungen eben latent bleiben mußten, also offenbar zu schwach waren, während die zur offiziellen Geltung gekommenen die siegreichen also stärkeren sind. Inzwischen sind jene schwächeren Strömungen häufig genug die Totengräber der zur Zeit des Geschichtschreibers noch geltenden Mächte. Schon durch ihr bloßes Dasein sind sie „Lehren der Geschichte" und eine von ihnen pflegt „die Lehre der Geschichte" zu werden. Selten eine, welche einen Geschichtschreiber zu ihrem Advokaten hat. Zur Abwägung lebendiger Kräfte bedarf es lebendiger Instinkte mehr als großer Gelehrsamkeit. Die Parteien, welche die Lehre der Geschichte vorbereiten, haben nicht immer schon den unter sich, der ihren Sieg herbeiführen wird. Ihre Wortführer sind mitunter eher dumpf, als wissenschaftlich erleuchtet. Schon daher pflegt der Wissenschaftler eine große Verachtung gegen sie zu hegen. Von dem Geschichtschreiber Ranke weiß man, daß er das Papsttum in einem Augenblick als durch die Lehre der Geschichte tot bewiesen hat, wo es sich gerade zu neuem Aufschwung rüstete.

Es ist mit der Lehre der Geschichte so, wie es mit der Philosophie ist: Wenn ein deterministischer Philosoph auch noch so genau weiß, daß er das, was er jetzt tun wird, wird tun gemußt haben, so kann er daraus noch lange nichts dafür lernen, was er jetzt tun soll. Da ist er auf sein Wollen und Werten angewiesen, ja gerade seine Philosophie am meisten muß, wofern sie überhaupt zu praktischen Forderungen vorschreitet, von ihm verlangen, daß er nicht das natürliche Geschehen künstlich verbiege. So kann auch der Historiker als Lehre der Geschichte in jedem Augenblick nur wissen, daß das, was geschehen wird, notwendig sein wird, aber wissen, *was* notwendig ist, das kann er nicht. Deshalb ist das viele Reden von einer Lehre der Geschichte ein Scherz von sehr zweifelhafter Güte.

Über die Frage nach der humanistischen Bildung ist mit all diesem noch nichts gesagt. Ich habe auch nicht vor, zu ihr Stellung zu nehmen. Sie ist in keiner Weise vor anderen wichtig. Viel wichtiger als sie ist die Frage nach den Berechtigungen, die nach den freien Schulen, nach der Erziehungsfreiheit überhaupt, und vor allem die nach dem eigentlichen Schulbetrieb, nach dem Uniform- und Zwangsgeist, der in ihm herrscht. Ich wollte nur ausführen, daß der Beweis für das humanistische Gymnasium auf historischem Wege nicht geführt werden kann. Es wird vielmehr der Beweis des Geistes und der Kraft sein, der geführt werden muß, den das humanistische Gymnasium für sich führen muß. Aber nicht des Geistes und der Kraft von Zeiten und Personen, die das humanistische Gymnasium noch gar nicht kannten, sondern des Geistes, den es selbst herauf erzieht. Dieser Geist ist für vorläufig derjenige, welcher die Freunde des humanistischen Gymnasiums zu ihren Abwehrvereinigungen getrieben hat, nämlich der Geist des Überdrusses an der humanistischen Bildung, das glorreiche Resultat des Zwangshumanismus der verflossenen Jahrzehnte. Wenn die Freunde des humanistischen

Gymnasiums unzufrieden mit diesem ihrem Resultat sind, so kann das den anderen recht sein.

Ich persönlich halte für durchaus möglich, daß das humanistische Gymnasium noch eine Zukunft hat. Seine Freunde sollten ihren eigentlichen Feind fixieren, das, was sie verhindert, die hohen Werte zu erreichen, welche die humanistische Bildung haben soll und früher jedenfalls mehr als jetzt gehabt hat. Ich wünschte, sie bekämen einmal einen der alten Herren zu hören, welche eine Generation früher als wir, also etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Gymnasium besuchten und dann die Gelegenheit bekamen, an ihren Söhnen mit Verwunderung zu studieren, wie der Geist des Gymnasiums sich seitdem gewandelt hat! Sie dürften freilich nicht Philologen sein.

Zum Schluß noch eins: Roethe sagt an einer Stelle seines Vortrags: „Auf die Romane vom unglücklichen Schüler, die heute Mode sind, lege ich gar keinen Wert." Ich weiß nicht, welche Romane der Redner gemeint hat; es wird natürlich sehr auf sie ankommen. Ein Roman, der nichts Wesentliches, Typisches, sondern nur Zufälliges enthält, wird freilich wie als Roman, so auch für das Verständnis des Lebens wertlos sein. Aber Roethe spricht sehr allgemein. Es sieht aus, als wenn er auf dem Lehrstuhl, auf dem er die Beichten entgegennimmt, welche ihm „manch braver Gesell" macht (der Philologe ist wie er), ein Geheimnis nicht zu hören bekommt, das man unter Philologen vielleicht besonders schwer in Erfahrung bringt: Es ist uns die Zeit nahe, wo man wieder wie in Goethes Tagen zu den geistigen Mächten stehen wird. Dann wird man wieder begreifen, daß ein Buch, welches die wirklichen Erfahrungen, Qualen, Sehnsuchten des gleichzeitig aufwachsenden Geschlechtes authentisch, d. h. künstlerisch (also für uns wie schon für Goethe im Roman) wiedergibt, mehr Wert für das Verständnis des Lebens hat, als eine wissenschaftlich noch so brillante Darstellung von Erfahrungen, die alte und vergangene Zeiten gemacht haben oder gemacht haben sollen. Man wird dann auf Hermann Hesses Roman vom unglücklichen Schüler „Unterm Rad" mehr Gewicht legen, als auf die siebzehn Jahrgänge des „Humanistischen Gymnasiums", in deren letztem der Roethesche Vortrag auf eine unverständige Weise bejubelt wird, nicht nämlich das wertvolle Bild, das er malt, sondern seine wertlose Einrahmung.

Es könnte scheinen, als hätte ich, was ich zu Anfang zur Empfehlung des Vortrags sagte, im Verlauf der Auseinandersetzung zurückgenommen. Das ist nicht der Fall; ich habe dem gerade durch sein Temperament wertvollen Vortrag lediglich einen Gegenspieler geben wollen, damit deutlich werde, was der Vortrag nicht beweisen kann. Für seinen Zweck ist er unbrauchbar; davon abgesehen, wird man ihn nur mit Genuß lesen können.

Unter dem Halbmond/ von Knut Hamsun

Wir kommen von Osten und fahren nach Konstantinopel. Es ist ein milder Herbstabend. Das Schwarze Meer liegt metallglatt; längs der türkisch-armenischen Küste sehen wir Männer in Hemdärmeln vor ihren Häusern sitzen und rauchen; wir sehen den Rauch aus ihren Pfeifen steigen, so still ist es.

Das ganze Schiff erzittert unter der Maschine. Wir sind an Bord des Marseillebotes „Memphis". Die Memphis strengt sich an, was das Zeug hält, um noch heute abend nach Konstantinopel zu kommen. Aber je weiter wir vorwärtssausen, desto geringer wird die Hoffnung; der Kapitän antwortet uns allen: Nein, es sei zweifelhaft, ob wir's schafften. Gleich beim Einlaufen in den Bosporus, auf der Skutariseite, liegt nämlich eine kleine Stadt namens Kavák; diese Stadt haben wir noch nicht passiert; da sitzt der Knoten! Kavák sieht so unschuldig aus; ungeheure Mauern alter Festungsanlagen liegen auf der Höhe; aber in den Ruinen versteckt liegt auch eine starke Batterie moderner Kanonen, und wenn wir an diesen Kanonen nicht „vor Sonnenuntergang" vorbeikommen, so ist die Bahn gesperrt.

Wir sausen weiter. Schon sehen wir ein Stück vor uns Kavák; aber der Kapitän antwortet uns jetzt allen: nein, wir schaffens nicht! Der Kapitän ist ein kleiner schwarzer Südfranzose; mit seinem linken Auge ist etwas nicht in Ordnung; er schielt. Und darum begreif ich auch nicht, wie er der Kommandant eines großen Schiffes sein kann.

Bah, so ein Kommandant! denk ich und verhöhne ihn nicht schlecht, weil er Kavák vor Sonnenuntergang nicht mehr schaffen kann. Er ist sicher ganz einfach blind auf dem linken Auge; und so was will Kommandant sein!

So — jetzt haben wir nur noch ein paar Kabellängen bis zum Fort. Wir stehen mit der Uhr in der Hand da und zählen. Weil aber keiner von uns mit der türkischen Zeit Bescheid weiß, zählen wir im Grunde recht aufs ungewisse.

Neben mir steht ein Japaner. Er ist Handelsstipendiat, in England erzogen, ein kleiner, gewandter Herr, der diesen Weg schon öfter gemacht hat; seine Ansicht ist Goldes wert. Wieviel ist's nach türkischer Zeit?

„O das werd ich Ihnen gleich sagen," antwortet er und deutet nach dem Fort hinauf. „Sie sehen den Soldaten dort, der nach der Flaggenstange hingeht? Behalten Sie ihn im Auge." Der Soldat blieb neben der Flaggenstange stehen.

Plötzlich ertönt ein Signalschuß. Der Soldat streicht die Flagge.

„Sechs Uhr," sagt der Japaner. „Sonnenuntergang."

Akkurat gerade vor unsrer Nase! Gerade, als wir ans Fort gekommen sind! Nein, natürlich konnten wir Konstantinopel heute abend nicht mehr erreichen — mit einem blinden Schiffsherrn! Gott weiß, ob wir auf die Art Konstantinopel überhaupt je erreichen! Nie wieder reise ich mit einem Franzosen!

Wir ankern. Boote kommen ans Schiff mit allerhand uniformierten Türken, Sanitätsleuten, Zollleuten. Wir sind etwas gespannt darauf, was der Türke mit uns anfangen wird. Hat er Erbarmen im Leibe? Oder ist dies unser letztes Stündlein? Es sind alte, höfliche Männer, die uns auf französisch ein paar Fragen fragen und weiter gar nichts mit uns anfangen. Es ist heutzutage keine übermäßige Gefahr mehr dabei, mit Türken zusammen zu sein, seit sie aufgehört haben, Menschenfleisch zu essen. Ich biete einem der Zollbeamten eine Zigarette an, um mich bei ihm einzuschmeicheln, — um der letzte zu sein, über den er herfällt; er nimmt die Zigarette und gibt mir dafür eine von seinen. Und dies alles geht unter französischen Komplimenten und Dankesworten vor sich. Es ist doch großartig, denke ich, wie weit man sogar mit einem wilden Türken kommt, wenn man nur die rechte Art hat!

Ist es nicht überhaupt ein ziemlich starkes Stück, so seinen Fuß mitten in die Türkei hineinzusetzen? denke ich weiter. Nicht alle haben solchen Mut bewiesen! Der Türke frißt keine Menschen mehr, nun ja. Aber darf darum irgend jemand behaupten, daß er keine Zähne hätte? Hat sich irgend ein andrer norwegischer Schriftsteller je in dies Land gewagt? Goethe reiste dereinst von Weimar nach Italien; aber hat er die Türkei besucht?

Kurz, es ist ein ziemlich starkes Stück!

Hinter uns liegt das Schwarze Meer, lichtgrün und still. Es beginnt zu dämmern, der Tag erlischt; tief am Horizont brennt ein Streifen Blut und Gold. Mich dünkt, unter keinem Himmelsstrich habe ich je so leidenschaftliche Farben gesehen; und in mir ist die Empfindung, daß nichts so schön ist, als was Gott selbst macht. Dies Blut und Gold steht still, es schwindet nur ganz langsam, und als es ganz erloschen ist, wird das Meer darunter schwarzblau und schwer. Dann tritt Dunkel ein; droben in der Stadt Kavák zünden sie die Lichter an, und wir hängen die Laternen aus.

Es ist still an Bord. Der Perser und sein Weib, die die ganze Zeit über auf dem Vorderdeck auf ihren Kissen und Teppichen gehockt haben, haben ihre Andacht verrichtet und sitzen jetzt vornübergebeugt in stummen Gedanken da. Sie ist so dicht verschleiert, die alte Perserfrau; aber gestern sah ich ihr Gesicht; es war auffallend licht. Sie hatte auch auffallend rote Lippen. Sollst sehen, sie schminkt sich noch, das alte Luder! denke ich. Aber vielleicht ist sie gar nicht alt, wer weiß. Der Mann ist ein hochgewachsener, langbärtiger Herr von gebieterischem Aussehen. Seine Nägel und seine Handflächen sind mit Henna gefärbt.

Jetzt geht im Decksalon wieder das Spielen an. Wir haben einen Mann mit zwei Söhnen an Bord, die alle drei gleich groß sind und auf den ersten Blick alle drei gleich alt erscheinen; einer von denen ist's, der jetzt wieder spielt. Sie wechseln die ganze Zeit am Klavier ab. Der eine der Söhne ist schwindsüchtig und hustet, aber die Seeluft hat ihm so gut getan, daß sein grobes, gutmütiges Gesicht wieder ganz gesund aussieht; nur seine Hände und seine Schläfen sind blau. Sie fressen alle drei wie das liebe Vieh, nicht zum wenigsten der Schwindsüchtige. Während

der Mahlzeiten sitzen sie — nach Franzosenart — da und schmatzen Brot die schwere Menge.

Ich gehe hinunter. Der Japaner sitzt wieder und schreibt. Das hat er die ganze Reise über so gemacht. Er hat einen ganzen Stapel Briefe fertig, die er von Konstantinopel heimschicken will. Er schreibt mit der größten Leichtigkeit — es ist ihm eine Kleinigkeit, eine ganze Masse dieser wunderlichen japanischen Schriftzeichen zu machen, die aussehen wie Vogelfußspuren.

„Lassen Sie mich einmal lesen, was Sie geschrieben haben," sage ich.

„Bitte!" erwidert er lächelnd und wirft mir seine Briefe zu.

„Dann sagen Sie mir auch gleich, ob ich dies Zeichen da riskieren darf. Ich schreibe an unsern Handelsminister."

„Doch", sage ich, „lassen Sie es nur stehen. Es sieht famos aus. So ein Zeichen kann ihm nur gut tun!"

„Es bedeutet Dummheit," erklärt er.

Jetzt werde ich bedenklich. Ich bin imstande, den Mann um sein Stipendium zu bringen, ich halte sein Schicksal in meiner Hand, und ich muß meine ungeheure Macht mit Maß gebrauchen. Ich beschließe also, den Mann mit einem einzigen Federstrich zu retten, nehme ihm die Feder aus der Hand und streiche das Zeichen.

„Au!" schreit der Japaner und springt auf. „Sie haben das falsche Zeichen gestrichen!"

Dann setzte er sich fleißig wieder hin, um den ganzen Brief noch einmal zu schreiben.

Ich meinerseits will mich ebenso fleißig zeigen — ich setze mich und warte, bis er fertig ist. Ich weiß, wenn er nur irgendwie Zeit dazu findet, so mag er gern ein wenig mit mir schwatzen. Er ist voller Leben, wenn er jemand nach dem oder jenem ausfragen kann. Manchmal erzählt er auch von seiner Heimat; es gibt kein Land in der Welt, das wäre, wie Japan dereinst sein würde, wenn es sich entwickelt hätte! Er ist verheiratet und hat ein Kind; übers Jahr will er wieder zu Hause sein; jetzt soll er Konstantinopel, die Städte Kleinasiens, Damaskus besuchen. Er ist sehr gewandt im Englischen und sagt die schnurrigsten Dinge: seine Frau nennt er sein wife in body, sein Weib im Fleisch.

Es ist etwas Unechtes an ihm. Er ist ein demoralisierter Morgenländer, seine europäische Kleidung ist gleichsam zu groß für ihn oder er zu klein für sie. Er möchte gar zu erschrecklich gern lernen, sich zu „entwickeln", develop.

„Wie machen Sie nun dies oder jenes in Japan?" frage ich manchmal.

„Wir? In Japan? Wir machen es wie Sie!" antwortet er. „Wie sollten wir es sonst machen? Wir entwickeln uns. Es ist schon lange her, daß wir es auf japanisch machten!"

Das ist für ihn der Inbegriff — sich abendländisch zu entwickeln, nachzuahmen. Und nichts ist ihm zu schwer zum lernen, so ein gewandter Kerl ist er!

Er hat in England gelernt, daß man die Serviette nicht unters Kinn stecken darf, wie die Schweden es machen, sondern daß man sie gebildet über die Kniee

legt. Jawohl, machen wir! Aber wie soll er dann seine weiße Hemdbrust schützen? Da ist z. B. Suppe, eine Flüssigkeit, die verdammt schwer mit dem Löffel zu hantieren ist. Aber er sieht keinen der andern Passagiere sie aus dem Teller trinken. Was tut er? Er legt bloß sein Taschentuch über die Hemdbrust.

Er beklagt den Türken, bei dem er nun ein Jahr lang tätig sein soll. Der Türke ist so weit zurück; ist es nicht geradezu unbegreiflich vom Türken, daß er nichts lernen will?

Ich nenne China.

Jetzt wird er ganz betrübt und schüttelt den Kopf. China hat auch noch kein bißchen Zivilisation von Europa und Amerika zu sich hereingelassen. Wir haben alle beide Tränen in den Augen — über China.

„Wissen Sie, was ich glaube," sagt er, „China wird nie zivilisiert!"

Jetzt dünkt mich doch, daß dies ein hartes Wort ist, und ich beschwöre ihn, nicht ganz die Hoffnung zu verlieren. Man muß nur die Missionare noch eine Weile wirken lassen! Noch ists Zeit; man muß mit Schonung vorgehen!

„Das Land ist in der Auflösung begriffen," sagte er. „Ich bin dagewesen. Wir in Japan versuchen, sie ein bißchen heranzubilden, aber die Schüler sind so selbstzufrieden. Wollen Sie es glauben — in ganz China ist fast kein einziger Fabrikschlot zu sehen! Und im Innern des Landes bauen sie ihren Tee und ihren Reis noch auf dieselbe altväterische Art wie vor tausend Jahren."

„Wie ist das eigentlich? Erzählen Sie mir ein bißchen davon!

„Ach, ich mag gar nicht davon sprechen. Bloß z. B. eine Kleinigkeit — wie Zäune: noch heutigen Tages haben sie keine Zäune um ihre Grundstücke!"

„Wie in aller Welt können sie denn ohne Zäune auskommen?

„Jeder einzelne einigt sich nur einfach mit seinem Nachbarn darüber, wieviel ihm gehört."

Jetzt muß ich die Segel streichen; ich sage:

„Gott bewahre uns vor solchen Zuständen! Aber ich habe in San Franzisko viele Chinesen gesehen; sie wuschen mir die Hemden. Es ist mir ein unerträglicher Gedanke, daß Sang Sing und Tsseng Tsseng so reineweg vor die Hunde gehen sollen! Sie haben so gutmütige Augen und so prächtige Zöpfe!"

„Prächtige Zöpfe, sagen Sie? Hahaha! Besseres wissen Sie nicht zu sagen von Ihren Chinesen? In unserm Land haben wir den Zopf ausgerottet. Was sollen wir mit dergleichen unzivilisiertem Schwindel!"

„Sie haben doch auch manches dort im Yankeeland gelernt," sage ich, um meinen Freunden noch weiter die Stange zu halten und sie nicht im Stich zu lassen. „Sie haben mich oft mit der Wäsche betrogen."

Am Morgen wachen wir auf, als der Anker gelichtet wird. Es ist sechs — ein klarer Morgen.

Droben beim Fort sehen wir Soldaten und Offiziere in Trupps miteinander schwatzen; dann fangen sie zu exerzieren an. Und wir fangen durch den Bosporus zu gleiten an.

Stadt auf Stadt auf beiden Seiten, je weiter wir fahren; es sind bloß ein paar Minuten zwischen jeder. Es ist im Grunde eine einzige, endlose Stadt. Wir sehen alles, was am Lande vor sich geht, so nah ist es; und alles, was wir sehen, ist anders, als wirs uns gedacht hatten. Sind wir denn nicht in der Türkei? Dreißig Jahre lang habe ich nun über ein gewisses Land am Bosporus gelesen, das ruchlose Sultane an den Rand des Abgrunds gebracht hätten. Diese kleinen Städte liegen mitten zwischen Weinbergen und Blumengärten; schwer und rot glüht es zu uns herüber von den Rosenbeeten; ein Märchen ist es, durch das wir fahren.

Ich denke: der Kommandant ist doch wohl nicht blind! Er weiß um all diese Herrlichkeit und will hier nur bei Tageslicht fahren! Und ich nehme meine ganze Unzufriedenheit mit ihm vom gestrigen Abend zurück.

So zierlich und geordnet und wohlhabend sieht es am Lande aus! Da sehen wir einen Türken, der Wasser von einem Brunnen herträgt, dort einen andern, der seine kleine Haustafel mit einem Besen fegt, ein dritter geht in seinem Garten umher und raucht und besieht sich alle seine Blumen. Still ist es in allen diesen kleinen Städten, kein Marktspektakel, kein Fabrikgetriebe; an den Ufern liegen Boote und Fahrzeuge, die aus- und einladen, ab und zu hören wir einen Ruf von Schiff zu Schiff, aber keinen Lärm. Wie ist das merkwürdig: eine Meile lang an Städten vorbeifahren, und kein Geschrei gen Himmel steigen hören! Da und dort liegt in der Landschaft eine prächtige Ruine aus alten Zeiten.

Aber wenn nun so eine kleine Stadt eine Zeitlang hat in Frieden bestehen und so recht in Blüte kommen können, so fällt ja wohl der Sultan in Konstantinopel über sie her, mordet die Bürger und nimmt ihr Geld — ist es nicht so? Er soll sogar die Opfer zu handlichen Bündeln zusammenbinden und sie in den Bosporus werfen. Nun ja, damit fing er an, als er aufhörte, Christenfleisch zu essen; irgend etwas derartiges muß der Mensch ja doch betreiben! O, der „große alte Mann" in England, der alles wußte, der wußte auch von „dem Mörder auf dem Throne"! Und weil er einer danach war, sich vor nichts zu fürchten, so sagte er dem Türken die Wahrheit. Das eine Jahr bombardierte er Alexandrien, und das nächste Jahr erhob er seine Stimme gegen die Unterdrückungen in Armenien. Wer von der Wahrheit war, der hörte seine Stimme!

Das mit der zusammengebundenen wehrfähigen Mannschaft, die dann im Meer ersäuft wird, ist ja doch ein ganz außergewöhnliches schlaues System für einen Kriegsherrn, der seine Leute nötig hat! Drei Großmächte sitzen nur und lauern darauf, daß besagter Kriegsherr sich ganz entblößte; und er selber amüsiert sich aus purem natürlichem Blutdurst damit, sein Heer zu dezimieren und seinen Untertanen das Leben zu verbittern, um sich ja so recht ordentlich verhaßt zu machen bei denen, die ihn doch gerade retten sollen!

Wo da die Wahrheit liege, ist nicht gut zu ergründen — vielleicht, weil wir eine fast einstimmige europäische Presse haben, die sie uns erzählt. Man wird ein bißchen mißtrauisch. Die andre Partei, die man doch auch hören müßte, ist stumm. Man macht sich folgende Gedanken:

Abd ul Hamid scheint die Türkei zu einem Ansehen und einem Respekt emporgehoben zu haben, wie sie sie in langen Jahren nicht genossen hat. Er hat, soweit es die Gelegenheit eben gestattete, sich für die Hebung des Handels interessiert, hat sich auch nicht ganz der Reform im Schulwesen seines Landes widersetzt, er hat etwas Eisenbahnbau gestattet, er hat sein Heer rekonstruiert. Der Mann soll ein Arbeiter sein, der schafft wie ein Gaul; morgens steht er um fünf Uhr auf, und er hat einen ganzen Stab von Sekretären, die im Palast übernachten, für den Fall, daß etwas vorkommen sollte. Daß er grau und für einen vornehmen Türken geradezu dünnbäuchig ist, habe ich selber gesehen.

Was nun seine Grausamkeit gegen die Christen betrifft, so ist die allerdings recht mohammedanisch. Er ist ja wohl nicht umsonst „der Beherrscher der Gläubigen", „der Khalif des Islam". Aber hierüber müßte man eben auch die andre Partei hören; und die andre Partei ist stumm. Nur die eine Partei redet, redet unaufhaltsam über die ganze Welt hin. In der Contemporary Review z. B. hat diese eine Partei — ein gehässiger Angreifer, der noch dazu türkischer Beamter ist — folgendes mitgeteilt:

Es ist eine bekannte Sache, daß die christlichen Elemente im ottomanischen Reich offenkundige oder heimliche Feinde des Staates sind. Was sie erstreben und was sie ausgerichtet haben in ihrem Kampf um die Unabhängigkeit, darüber weiß Europa genau Bescheid. Dagegen scheint Europa noch nicht entdeckt zu haben, daß dieser Unabhängigkeitsdrang auch bei den mohammedanischen Untertanen, den Kurden, Albanesen usw. vorhanden ist. Diese besitzen allerdings nicht die Kühnheit und Klugheit der Christen — steht da —, zeigen aber doch eine chronische Lust, Abd ul Hamid bewaffneten Widerstand zu leisten.

Man sehe einmal!

Gesetzt nun, die Juden in Norwegen fingen an, offenbare oder heimliche Feindschaft gegen den Staat zu zeigen und noch dazu einer chronischen Lust, ihm bewaffneten Widerstand zu leisten, nachzugeben — was dann? Dann würden wir den Widerstand dämpfen, die Aufrührer niederschießen. Aber damit wäre die Sache nicht aus. Jetzt würden die Juden über die ganze Welt hin ein Geheul aufschlagen. Und das christliche Europa würde mit ihnen heulen. Und die Türkei würde mit ihnen heulen.

Und wir, die andere Partei, bleiben stumm.

Von einem Autor in Harpers Monthly Magazin erfahren wir, daß, als der letzte armenische Aufruhr ausbrach, ungefähr fünfundzwanzig Prozent der höchsten Beamten in der Hauptstadt Armenier waren. Es scheint demnach, daß der Khalif des Islam nicht alle seine Kraft daran wende, die Christen auszurotten, sondern daß er die, die sich dem Staate gegenüber nicht feindlich zeigen, schone. Die mächtigsten Männer im ganzen türkischen Reich sind christliche Armenier und Griechen. Der Schatzmeister des Sultans ist ein Armenier; die Hälfte der türkischen Gesandten im Ausland bestand von Zeit zu Zeit aus Griechen, selbst auf den wichtigsten Plätzen, so der jetzt verstorbene Gesandte in Berlin, Aristarchy Bey.

Und diese selben Christen besitzen drei Vierteile aller Ländereien im türkischen Reiche.

Die Armenier sind die Handelsjuden des Ostens. Sie bohren sich überall ein, vom Balkan bis nach China, in allen Städten, wohin man kommt, trifft man Armenier. Während die Zeitungen des Westens überströmen von Tränen über das unselige Schicksal dieses Volkes, kann man im Osten nicht selten hören, daß dies Schicksal verdient sei; sie werden mit auffallender Übereinstimmung als ein Volk von Spitzbuben dargestellt. In der Türkei selbst verdrängen sie die eignen Landeskinder aus einer Stellung nach der andern und nehmen selbst deren Plätze ein. Der Handel kommt in ihre Hände, das Pfandleihwesen und das Geld. Und die Erpressung.

Denn die Türken besitzen nicht „die Kühnheit und Klugheit" der Christen.

Sachte dampfen wir weiter und sehen schon fern vor uns Konstantinopel. Es fängt damit an, daß wir ein paar der Gesandtschaftshotels der Großmächte sehen, die durch ihre freie Lage dominieren und durch ihre grobe Größe und ihren Kasernenstil häßlich wirken. Dann sehen wir die Minarets.

Wo die drei Wasser des Marmarameers, des Goldnen Horns und des Bosporus zusammenstoßen, liegt die Hauptstadt der Türkei. Solch eine Lage für eine Stadt hat in der ganzen Welt nicht ihresgleichen — auf beiden Seiten die naturschönen Höhen und unten die Wasser! Die Stadt liegt in zwei Weltteilen. Konstantinopel hat nicht den Farbenreichtum Moskaus, es hat nicht das Grün, das Gold und Rot seiner Kuppeln; aber es hat etwas, was Moskau nicht hat: die weißen Minarets gegen den blauen Himmel.

Es wird lebhafter und lebhafter auf dem Wasser; Hunderte von Booten und Fahrzeugen jagen hin und her und machen uns das Weiterkommen unmöglich. Die Matrosen tragen lange Gewänder, manche den blutroten Fez, andre den Turban, — alle haben gebräunte Gesichter und Adlernasen. Diese langröckigen Männer passen zu der morgenländischen Küstenbarke; nichts könnte anders sein: die Form des Rumpfs und der Takelung, die sackartige Tracht der Menschen — das ist alles so wundervoll jenseits der Gegenwart! Es bringt unsre stumpfe abendländische Phantasie wieder zum Spielen!

Den ganzen Weg über pfeifend und signalisierend, kommen wir endlich an Land. Etwas Ähnliches an Menschengewimmel wie das, was uns jetzt umringt, habe ich nie erlebt! Alle miteinander wollen sie uns helfen, wollen uns Dienste tun, uns zum Hotel führen; und der größte Teil bettelt. Wir sehen viele Hotelbedienstete mit Goldbuchstaben an der Mütze. Wir wählen unsern Mann aus und übergeben uns seiner Gewalt und Fürsorge. Übrigens hätten wir ebensogut einen andern aussuchen können; die Hotels hier sind nämlich alle in den Händen eines Syndikats, und in einem seiner Hotels wären wir auf jeden Fall gelandet. Unser Mann ist aber auch recht gewandt und versteht seine Sache; als ein alter Aufsichtstürke in Turban und langem Bart uns nicht ohne weitres unser Gepäck

vom Schiff nehmen lassen will — weil es ja ebensogut das Gepäck andrer Leute sein könnte —, streckt unser Hotelmann bloß ein Geldstück aus, und der Türke wird mit einem Mal umgänglich.

Und weiter geht's jetzt mit Bestechungen den ganzen Weg. Wir müssen durch eine Zollsperre. Es ist ein ungeheures Gedränge, ein Durchwühlen von Koffern und Taschen. Da meine Reisebegleitung eine Dame ist, wird uns persönlich höflich aufgeschlossen; aber unser Gepäck bleibt zurück. Man weist uns Sitze an, und wir setzen uns und warten. Endlich kommt der Hotelmann mit dem Gepäck. Es ist eine ganze Menge, manches davon schwer und dick; unter anderm ein paar Sachen aus Persien, Teppiche. Aber der Hotelmann kennt alle Zollbeamten, er besticht sie durch die Bank, nicht mit größern Geldstücken, aber mit einer Kleinigkeit für jeden einzelnen.

Es geht munter und kurzweilig zu. Wir öffnen nicht einen einzigen Koffer, nicht ein einziges Paket.

Im Wagen erklärt uns unser Mann den Betrieb. Er zieht diese Methode, den Zoll zu passieren, der richtigen, die eine Unmasse Zeit und Umständlichkeiten kostet, vor. Er fragt die Zollbediensteten geradezu: „Hab' ich Ihnen schon etwas gegeben?" Lautet die Antwort: Nein, so sagt er: „Dann bitte! Wie hab' ich Sie nur vergessen können!" Und bezahlt.

Wir fahren zum Hotel.

Es ist noch dunkel, so früh ist es; aber die Hunde auf der Straße haben uns geweckt, und wir können nicht mehr schlafen. Wir legen uns in die offnen Fenster und sehen hinaus und warten. Ein geschäftiges Leben hat in der Stadt schon begonnen, die Lazzaroni, die auf den Bänken längs dem Park gelegen haben, rühren sich, frösteln, richten sich auf; die Wasserträger und Obstverkäufer sind in voller Tätigkeit, die Kaffeehäuser öffnen ihre Türen. Kurz darauf, als es heller wird, sehen wir Haine von Palmen und Zypressen; ein weißer Schimmer über dem Hügel von Pera wird plötzlich ganz blank — und mit einem Mal ist Sonne über den Minaretts der Stadt, Sonne über dem Goldnen Horn!

Es durchglüht das Innere mit einer roten Freude! Hat auch alles in einem die lange Nacht durch gedämmert und geschlafen — jetzt wird es wach! Unmöglich, länger drin zu bleiben! Das Hotel ist so groß und fein und europäisch; wir wissen, wir können zur Tür gehen und elektrisch nach einem Diener im Frack klingeln, aber wir tun es nicht, wir nehmen lieber unsre Stiefel ungeputzt wieder herein und ziehen sie an. Ins Frühstückszimmer können wir in dem Zustande nicht, ach nein — da rauschen so viele Yankeepaare in Seide und Goldbehang hinein, und Engländer mit Lackschuhen gehen umher; wir müssen uns draußen ein bißchen Nahrung suchen. Es wird wohl irgendwo eine Bude oder einen Stand oder Tisch auf dem Markt geben, wo andre Leute etwas zu essen finden.

Die Straßen füllen sich rasch; nach einem Spaziergang den Park entlang scheint die ganze Stadt sich auf die Beine gemacht zu haben. Hunde, Hunde überall, in

allen Straßen wimmeln sie herum, gelbe Köter, Mißgeburten von Hunden; sie sind so hungrig, daß sie schreien, daß sie sich erbrechen, und bissig sind sie gegeneinander wie die Wölfe. Und mitten durch ihren Spektakel wandern Pferde, Esel, Kamele und alle Völkerstämme der Levante.

Wir treten in eine Bude mit drei Wänden; die vierte Wand, die nach der Straße zu stehen müßte, ist fort. Ringsumher sitzen da auf rotgepolsterten Bänken Männer im Turban und Männer im Tarbuch; sie haben die Beine unter sich auf die Polster gezogen und trinken Kaffee und rauchen. Es sieht gemütlich aus hier; das viele blanke Kupfergeschirr auf dem Herd scheint viel Gutes zu enthalten. Auch die Diener paffen im Hin- und Hergehen ab und zu eine Zigarette. Da meine Begleitung eine Dame ist, wird uns ein Platz in der besten freien Ecke angewiesen.

Es ist ein Kaffeehaus, in das wir geraten sind, und wir verlangen Kaffee. Niemand zeigt Erstaunen über unser Kommen, obgleich es vielleicht das erstemal ist, daß eine Frau diese Stätte betritt. Es ist, als hätten die Gäste sich alle das Wort darauf gegeben, uns nicht anzustarren. Der Orientale hält es für unter seiner Würde, Neugierde zu zeigen; wir haben in vielen Läden im Osten gesessen, sind mit Kaffee und Zigaretten bewirtet worden, und erst, wenn der Handel abgeschlossen war und wir uns zum Gehen anschickten, konnte der Besitzer fragen: „Woher des Wegs? Und wohin?" So wenig gingen wir ihn an.

Der Kaffee wird uns serviert in kleinkleinwinzigen Tassen; er ist stark wie Teer. Wir machen es wie die andern; jedesmal, wenn wir trinken, schütteln wir die Tasse ein bißchen, damit der Satz mitgeht. Auch darin machen wir es wie die andern, daß wir uns ein wenig zurücklegen und die Augen an der Decke ruhen lassen; denn das ist Mokka, was wir da trinken, Göttertrank! Wir müssen einander zunicken, daß wir noch nie solchen Kaffee geschmeckt haben. Aber er ist uns zu süß. Ob wir ihn nicht ohne Zucker kriegen können? Wir machen dem Diener Zeichen, aber er versteht uns nicht. Sans sucre! sagen wir. Da wirft ein Türke an der andern Wand dem Diener ein paar leise Worte zu; es zeigt sich, daß er uns verstanden hat. Der Diener bringt Kaffee ohne Zucker. Ich stehe auf und verbeuge mich vor dem Türken und danke ihm; auch er verbeugt sich, aber ohne aufzustehen, nimmt auch später nicht weiter Notiz von uns. Im Grunde ist dies ein vornehmer Standpunkt; wollte auch er aufstehen und sich verbeugen, so würde es ausarten. Und was gehen wir Touristen ihn an? Wir Abendländer, wir Barbaren, was gehen wir ihn an?

Der Diener blickt mich fragend an mit einem Nargileh in den Händen. Ja, nicke ich und nehme ihn. Der Diener macht alles bereit, zündet ihn mit einer glühenden Kohle an und reicht mir das Rohr. Das Mundstück an diesen Pfeifen ist zu dick, als daß man es zwischen die Zähne nehmen könnte; man setzt es nur an die Lippen. Und ich rauche. Aber ich habe schon früher, in London und Paris, auf türkische Weise geraucht, so daß es nichts ganz Neues für mich ist. Ich lasse die Pfeife, aus der ich mir nicht besonders viel mache, und stecke mir eine Zigarre an.

Eine Muſikbande kommt mit Saiteninſtrumenten und einer Trommel. Die Muſikanten treten mit der Zigarette im Munde ein, lagern ſich auf dem Fußboden und beginnen rauchend zu ſpielen. Die Muſik iſt uns ebenſo unverſtändlich wie alle die Muſik, die wir auf unſrer Reiſe jetzt gehört haben; ſie iſt unglaublich, ſie verwirrt uns und wirft alles, was unſre Ohren früher gehört haben, über den Haufen. Plötzlich fängt einer aus der Bande an, Grimaſſen zu ſchneiden und zu tanzen. Dieſer alte, würdige Türke im Turban iſt grotesk in ſeinen närriſchen Sprüngen, und ein heitres Grinſen geht durch die Bude. Der Tambour will unter dieſen Umſtänden ein Gleiches tun — er ſpringt auf und fängt an, auf einem Fleck herumzuhopſen, während er zugleich aus Leibeskräften trommelt. Dann hört die Muſik mit einem Schlage auf, und der alte Tänzer ſteht mitten in einer verrenkten Stellung ſtill.

Jetzt geht die Blechſchale herum. Wir kennen den Preis für eine Muſik wie die, deren — wenn ich ſo ſagen darf — Augenzeugen wir eben geweſen ſind, nicht; aber auch wir legen ein bißchen Geld in die Schale. Ob nun wir es waren oder ſonſt jemand — irgendwer muß auffallend gut bezahlt haben; jetzt iſt es die Bande, die vor Zufriedenheit grinſt, und der alte Tänzer will noch mehr leiſten fürs Geld; er beginnt aufs neue zu tanzen. Er kommt uns ſo nah, daß wir aufſtehen und uns ganz in die Ecke drücken müſſen, damit er was Tüchtiges ausrichten kann! Noch nie haben wir einen alten Mann geſehen, der ſich ſo wenig geſchont hätte!

Dann zünden ſich die Muſikanten friſche Zigaretten an und gehen. Sie grüßen niemand, danken nicht; ſie haben muſiziert und ſind bezahlt worden — das Geſchäft iſt zu Ende.

Aber jetzt beginnt der Kaffee zu wirken. Ich werde behaglich matt, ich zittre ein wenig und meine Hand bebt. Wir müſſen eſſen! Aber hier gibt's nichts zu eſſen. Poulet! ſagen wir. Der Türke von vorhin überſetzt wieder; aber der Diener lächelt und ſchüttelt den Kopf, zum Zeichen, daß er nichts zu eſſen hat.

Aber wir möchten hier bleiben, hier iſt gut ſein; und weil wir außerdem matt ſind vom Kaffee, rühren wir uns nur ungern vom Diwan. Beſtich ihn ein bißchen! ſagt meine Reiſegefährtin. Und ich beſtach ihn. Er tut, als wäre kein Geldſtück in ſeine Hand gefallen; aber wir ſehen, daß er über etwas nachgrübelt. Plötzlich faßt er einen Entſchluß, geht auf die Straße und kommt nicht wieder. Da geht er nach dem Huhn! denken wir. Unterdeſſen verſäumt uns ein andrer Diener nicht, ſondern gießt friſchen Kaffee in unſre Taſſen. Und wir lehnen uns zurück und ſind Türken und blicken nach der Decke. Und unſre Köpfe beginnen zu denken. Wie iſt das im Grunde wohlgetan von dieſem Volk, das ſo nah bei Europa lebt, daß es ſich ſo gut vor allem Gehetze wahrt! denken wir. Da liegen nun zwanzig Männer auf dem Diwan herum und genießen ihre Morgenſtunde, anſtatt in eine Fabrik oder auf ein Kontor zu haſten und ſich dort den ganzen Tag zu ſchinden. Wovon leben dieſe Leute? Sie wechſeln, einige gehen, andre kommen, alle

scheinen sie Zeit zu haben, den Morgen zu genießen. Es sieht aus, als wären es Menschen verschiedenen Standes, vom ärmlich gekleideten Arbeiter, der auf dem Markt nach einer zufälligen Beschäftigung herumschnüffelt, bis zum feinen Effendi mit dem Rubin am kleinen Finger. Einer von diesen ist jedenfalls der helle Stutzer: sein Haar ist parfümiert, der Schnurrbart gewichst, seine Entari ist aus dunkelblauem Tuch, und an den Füßen hat er Lackschuhe. Aber näher bei uns, auf unserm Diwan, sitzt ein Handwerker; wir sahen ihn später wieder hinter seiner kleinen Bank auf der Straße; er war Hutmacher und plättete den Leuten ihre alten Tarbuche auf. Jetzt sitzt er hier, er hat die Zeit dazu und die Mittel dazu. Das Leben in diesem Lande kostet dem gewöhnlichen Mann so wenig; eine Scheibe Brot, eine Zwiebel und ein Schluck Feigensaft mit Wasser vermischt kann für den Türken eine Mahlzeit sein. Und vor und nach beendeter Arbeit sitzt er im Kaffeehaus oder im Schatten eines Moscheetors und ruht und nährt sein Traumleben.

Während der Sozialist des Abendlandes über die Zeitung mit ihrem Geschrei herfällt.

Aber der Bauer draußen auf dem Lande — müssen wir nicht auch an den denken? Wenn man von Konstantinopel aus über Land die Tour nach der alten Stadt Brussa macht, fährt man durch üppige Landschaften, Wälder, Weizenfelder, Weinberge; aber um die Häuser der Bewohner ist es kümmerlich bestellt. Und ebenso kümmerlich ist es oft um ihre Kleidung bestellt. Der Breitegrad gestattet diese Kümmerlichkeit — wie der Breitegrad andrer Orte die Bambushütte und die Schürze aus Feigenblättern gestattet. Laßt uns die Hütte des Fellachen betrachten, ohne sie zu beweinen: er hat das Dach, das er braucht, an der einen Wand ist eine Feuerstätte, an der andern steht der Webstuhl. Schnüre sind aufgespannt zum Trocknen der Kleider, der Hausrat ist von Holz, Blech und Eisen. Im Gang steht Schuhzeug aus Holz und Leder, aber kein Fahrrad für den Sohn des Hauses. Und keins für die Tochter des Hauses. Mit Türen ist es schlecht bestellt; oft gibt es gar keine, wie im allgemeinen in den Ländern des Ostens überhaupt. Da der Türke niemals trinkt, bricht er auch nicht ein und stiehlt.

Aber der arme Fellah, — was ist das für eine Sorte Pflug, die er da im hellen Licht des Tages vorzuweisen wagt? Eine Holzstange mit einem Querholz. Ist das eine zeitgemäße Pflugmaschine — anderthalbtausend Jahre nach dem Propheten? Ein Agrarier aus dem Yankeeland würde mit Fingern auf diese Kuriosität deuten, sich, wer weiß wie, daran weiden und sagen: Seht doch den Pflug! In Amerika haben wir Pflüge aus Stahl, die für zwei Pferde sind und auf Rädern laufen!

Der türkische Agrarier hat keine zwei Pferde zum Pflügen, aber einen Ochsen. Und das Querholz in der Holzstange ist wirklich imstande, die Erde so weit aufzuwühlen, daß man darein säen kann. Und damit ist der Zweck erfüllt. Mit einem „rationellen" Betrieb, mit zwei Pferden vor einem Stahlpflug, würde die Erde allerdings besser umgegraben, und die Ernte wäre größer, sechzigfach größer.

Aber der türkiſche Agrarier erwartet gar nicht mehr von der Erde, als ſie ihm gibt. Und was ſie ihm gibt, das genügt. Er hat ſo wenig Bedürfniſſe — eine Scheibe Brot, eine Zwiebel, ein Schluck Feigenwaſſer ſind für ihn eine Mahlzeit.

Und die Arbeit, die Plackerei, iſt ihm nicht das einzige auf der Welt. Arbeit tut er nur gerade ſo viel, daß es genügt. In Amerika ſchufteten wir wie die Verrückten unter der Arbeit des Tages, ab und zu ſchlangen wir ein Beefſteak hinunter, um mit friſchen Kräften wieder hinaus aufs Feld — an die Arbeit — rennen zu können. Und wenn der Abend kam, ſtürzten wir uns ebenſo verrückt ins Bett, damit wir für die Arbeit des nächſten Tages ausſchlafen konnten. Und der Sonntag war wie der Montag in dieſem zügelloſen Kampf. Der Türke hat Zeit, den Freitag nach alter Sitte zu feiern. Und er hat Zeit, täglich viele Andachtsſtunden einzuhalten. Und abends ſitzt er vor ſeinem kleinen Heim und überläßt ſich bis tief in die Nacht hinein müßiger Ruhe und Träumerei.

Wer iſt am glücklichſten? Schätze beſitzen ſie beide. Es handelt ſich alſo darum, ob ſich der Türke allzuſehr darüber grämt, daß er den Stahlpflug entbehren muß. Aber es iſt, als hätte der Türke John Stuart Mill geleſen, der da ſagt: „Es iſt die Frage, ob die mechaniſchen Erfindungen den menſchlichen Weſen das Leben erleichtert haben."

Oder es iſt, als hätte John Stuart Mill dieſen Zweifel vom Türken gelernt...

Jetzt kehrt der Diener von der Straße zurück mit einem Holztablett voll Obſt. Er hat dies „Frühſtück" aus einem Laden geholt. Kein Huhn mit Salat, nur ein paar kleine Zuckerbrötchen; aber der Diener bringt uns die Sachen mit einer Miene, als wäre das alles, was wir brauchten. Ach, er kennt unſre nordiſchen Bedürfniſſe nicht! Her mit der Paſtete!

Zum erſtenmal eſſen wir rohe friſche Feigen. Die Frucht ſchmeckt uns nicht, ſie iſt widerlich ſüßlich, breiig, ohne Saft und dazu voll von kleinen Kernchen, die ſie klumpig machen. Nein, da waren die Feigen aus der Kinderzeit beſſer, die gepreßte Delikateſſe, die der Krämer daheim in Kiſten bekam! Das waren Feigen! Und die Trauben ſind auch nicht wie die kaukaſiſchen Trauben. Nichts in der Welt iſt wie die!

Wir bezahlen und gehen.

Draußen auf der Straße taucht plötzlich der Hotelmann auf und will unſer Führer ſein. Der gewandte Menſch hat uns im Hotel vermißt und hat beſchloſſen, uns in der Stadt aufzuſchnüffeln, koſte es, was es wolle, damit wir ſeinen Dienſten nicht entſchlüpfen. Und er findet uns.

Der Führer iſt ein Grieche. Er iſt mit allerlei Herrſchaften in vielen Ländern gereiſt; Yankees ſind ſeine Spezialität — er iſt auch in Amerika geweſen. Ein Türke führt keine Fremden. Dazu iſt er zu ſtolz, er weiß, ſein Volk hat die höchſte Kultur beſeſſen, als Rom noch barbariſch war. Fremdenführer ſind die Griechen, die Armenier und die Juden. Der Türke iſt Bootsmann, er rudert den Kaik auf den drei Waſſern, er iſt Laſtträger, und er iſt Taglöhner, aber er iſt nicht Touriſtendiener.

Wir sind mürrisch und gereizt gegen unsern Führer; aber wir können ihn nicht los werden. Er sagt, es sei seine Pflicht, bei uns zu bleiben. Demnach scheint es, daß wir auf jeden Fall eine Rechnung von ihm kriegen, ob wir uns seiner bedienen oder nicht.

Er führt uns auf den Galataturm, von wo wir die Stadt in der Vogelperspektive sehen. Der Führer beginnt sogleich vorzuzeigen: Ladies and Gentlemen! sagt er, — obgleich wir nur je ein Stück von jeder Sorte sind —, dies ist Pera, hier Galata, dort Stambul, und da Skutari!

Wir unterbrechen ihn und bitten um Schonung! Noch nie hat er's mit so uninteressierten Konstantinopelfahrern zu tun gehabt — wir wollen überhaupt gar nichts wissen. Aber als wir auf die Straße hinunterkommen, besteht er darauf, Führer zu sein, deutet geradeaus und sagt: Zur Sofiamoschee.

Und wir folgen ihm.

Vor dem Eingang zur Moschee bekommen wir Bastschuhe über unsre Stiefel, damit wir nicht mit ungläubigen Ledersohlen den Boden des Heiligtums betreten. Wir können uns in diesem Schuhwerk eigentlich gar nicht bewegen; aber wir kommen doch vorwärts. Es ist ein unermeßlicher Raum; aber da wir schon größere Dome und Kathedralen gesehen haben, ist es nicht die Größe, die uns zuerst und vor allem auffällt, sondern es ist die Stärke, die Grobheit in der Architektur. Alles ist massiv und schwer. Da und dort hängen unter dem Gewölbe Menschen in Tauen und bessern die Decke aus, und diese Menschen sind klein wie Kinder, so hoch hinauf ist es bis zu ihnen; aber keine Säulen und Bogen streben schlank empor, und unser erster Eindruck ist, daß die Kirche niedrig sei.

Das Kreuzeszeichen ist überall sorgfältig ausgetilgt in dieser ursprünglich christlichen Kirche; auf den Mauern stehen jetzt Koransprüche; Abdul Hamids Namenszug schimmert in Gold auf blauem Grunde. Keinerlei Prunk irgendwelcher Art ist zu sehen, allerwärts herrscht die graue Mauerfarbe; erst später entdecken wir, daß die Wände Mosaik sind. Da und dort sind Galerien, die der Männer offen, die der Frauen vergittert; es sind die Logen für den Sultan und seinen Harem. Als wir zu dem berühmten Fingerabdruck des Propheten an einer Säule kommen, will der Führer zu erzählen beginnen. Wir müssen grob werden und ihm sagen, daß wir die Geschichte wahrscheinlich ebensogut kennen wie er, nur damit er schweige. Der gute Mensch quält uns durch sein lautes Sprechen, und dabei sitzen doch da und dort in den Ecken Leute, die er dadurch stören kann. Schweigen Sie doch, Dragoman! Sagen Sie uns bloß eins: was sind das für Menschen, die dort sitzen?

Studenten der Theologie.

Wir treten näher und sehen sie uns an; sie sind barfüßig und hager, überarbeitet; sie forschen in Schriften, sie haben Bücher vor sich und lernen auswendig. Es sind Jünglinge, die sich dem Dienste des Propheten weihen. Obwohl unser Führer laut gesprochen hat, hat doch keiner der Studenten aufgeblickt, auch nicht

einer. Recht so! denken wir. Aus solchem Stoff können starke, prachtvoll fanatische Priester werden, die nicht kokettieren mit ihrer Religion, die keine Konzessionen machen, die nicht weichen. In der Christenheit, ja, da müssen die Priester ihre Lehre modernisieren. Sie müssen mit der Zeit fortschreiten, — nun ja.

Wir gehen durch die ganze Sofiamoschee von oben bis unten, aber wir kehren oft wieder zu den Studenten zurück. Weil uns der Argwohn kam, daß sie nur so dasäßen und sich mit ihrer Versunkenheit in den Koran wichtig machten, weil sie wüßten, daß Fremde da wären, veranlaßten wir unsern Führer, zurückzubleiben, und stahlen uns sacht zu dem einen oder dem andern Studenten zurück, um ihn heimlich zu beobachten. Sie lernten ohne Unterlaß, den Oberkörper im Takte hin und her wiegend, wie Kinder, die ihre Aufgabe lernen. Lange standen wir versteckt und sahen einem jungen Menschen von außergewöhnlicher Schönheit zu. Er war barhäuptig, und sein Hemd und seine Entari waren auf der Brust bis zum Gürtel hinunter offen; er hatte die schönste Kopfform. Plötzlich, nach einer langen Weile, während der wir mäuschenstill gestanden hatten, schlägt er die Augen auf, richtet seinen Blick gerade auf unsre Gesichter und lernt mit dem Munde weiter, als überhöre er sich selber. Ich vergesse das nie. Dieser brennende Blick kam von weit her und ging weit an uns vorüber; als er wieder in sein Buch blickte, hatte er uns kaum gesehen. Wenn wir ein Königspaar gewesen wären in seinem ganzen Prunk, er wäre gleichgültig geblieben gegen unsre Anwesenheit. Vielleicht macht es das sich kreuzende Licht in der Moschee, daß er uns nicht sieht, denken wir in unsrer Schlauheit. Wir untersuchen; eins von uns geht bis ganz zu dem jungen Mann hin, während das andre stehen bleibt. Aber wir hatten uns geirrt; das Licht war das allerbeste.

Also war es ein gewaltiger Wille, die Worte des Propheten kennen zu lernen, wie sie da standen, der seine Augen blind machte. Er saß und lernte sie auswendig. Und dreihundert Millionen Menschen leben hier auf Erden mit dem gleichen Willen und dem gleichen Ziel wie er. Der Prophet war nicht immer klar, der Stil seiner Visionen ist hoch und dunkel, ewig. Aber seine Worte werden nicht ins Alltägliche heruntergezogen und von einem beliebigen geschwätzigen Priester erklärt. Der Prophet wird vorgelesen, weiter nichts. Und angenommen.

Unser Prophet war auch nicht immer klar. Seine Jünger verstanden ihn nicht. Und wenn sie ihn um seine Ansicht über hohe und heilige Dinge befragten, so gab er ihnen Antworten, die sie ebenfalls nicht verstanden. Das Mysterium soll nicht verstanden werden, es ist nicht zur Unterhaltung da. Will man aber große und heilige Vorstellungen entstellen und verwischen, dann soll man das Mysterium „erklären", es leichtfaßlich machen, es zum Verstande eines Kirchenpublikums herunterziehen, es amerikanisieren.

Der Führer schlägt vor, wir sollten jetzt ins Hotel zurückkehren und essen. „Ganz gewiß nicht, gar keine Rede davon! Bringen Sie uns in ein türkisches Speisehaus!" „Es ist ein weiter Weg dorthin!" sagt der Führer. „Was tut das? Her mit zwei Tragsesseln; wir wollen's auf gut türkisch haben!"

Der Führer geht mit uns zu einem Wagen mit zwei Pferden. Ohne weitres gibt er dem Kutscher den Befehl, über die Galatabrücke zu fahren.

Und wir steigen enttäuscht ein.

Wir hatten von etwas wie Tragsesseln mit einer Eunuchenseskorte und einem Herold in vollem Staate geträumt, der uns mit dem Stab in der Hand den Weg bahnen würde; so soll es in den Großstädten Ägyptens sein. Aber hier war es eine Equipage.

Die Brücke ist ungeheuer lang und schwingt sich unter dem großen Verkehr wie eine Schaukel. Beim Einfahren auf die Brücke müssen wir Brückengeld zahlen. Ein unaufhaltsames Gewühl von Gehenden und Fahrenden begegnet uns oder ist auf demselben Wege wie wir; die roten Tarbuche färben die ganze Brücke, soweit wir sehen können. Ganz merkwürdig sieht das aus, Kopf an Kopf mit lauter roten Mützen, alle in Bewegung — ein langer Strom, auf dem rote Mohnblumen schwimmen. Wir kommen über die Brücke und in einen gemischten Stadtteil. Hier herrscht der Turban vor. Der Kutscher schlängelt uns mit bewundernswerter Sicherheit durch das Gewühl; wir fahren so rasch, als es der Zustand der Straßen und des Weges erlaubt, und kommen in eine stille Stadt. Gärten sind da, kleine Wälder von Akazien, Häuser mit grünen Gittern vor Fenstern und Balkons — wir sind in der Haremswelt.

„Hier wohnt die Mutter des Sultans," erklärt der Führer. Keine Schildwache, kein Prunk irgendwelcher Art — bloß daß das Haus ein Palast ist — mit Gittern davor. Gleich darauf kommen wir zum Palast der Schwester des Sultans. Dieselben Gitter. Wir kommen zum Harem des Gouverneurs. Das Haus ist ein Schloß, der Gouverneur ist reich, er hat vierzig Frauen. Und der Grieche schüttelt den Kopf, um uns zu zeigen, daß sein Standpunkt ein christlicher Standpunkt ist — mit einer Frau.

Wir kommen zu dem Gasthause. Es zeigt sich, daß der abgeschlagene Grieche uns zu ein paar ganz gewöhnlichen Landsleuten von sich geführt hat, die ein Restaurant haben. Es ist ein langweiliges Speiseetablissement in europäischem Stil mit Kellnern im Smoking mit Atlasaufschlägen. Aber jetzt half es nichts mehr, wir mußten es machen wie der Führer und essen.

Aber wir machten es kurz und gut.

„Was jetzt?" fragen wir den Führer. „Wir wollen wieder fort. Sie können hier bleiben."

„Es ist meine Pflicht, Sie zu begleiten," antwortet er. „Wir haben heute ‚die heulenden Derwische'. Aber es ist noch zu früh, das ist erst am Nachmittag. Wir müssen den Bazar besuchen."

Und wir fahren zum Bazar. Jetzt müßte man ein morgenländischer Dichter sein! denke ich und all das Herrliche besingen und sich in eine arabische Nacht versenken! Aber der Bazar war nicht wie ein Märchen anzuschauen, es war ein Labyrinth von Läden, wo alle Arten von Waren verkauft wurden. Die Läden mit Seidenstoffen und Schmuck sind auch der Rendezvousplatz der Haremsdamen

mit ihren Sklavinnen. Jede Gasse in dem Labyrinth hat ihre Spezialität: in der einen sind bloß Weber, in der andern bloß Metallarbeiter, in einer dritten nur Schlächter usw. In einer Straße mit duftenden Gewürzen müssen wir oft niesen. Vor jeder Tür stehen offne Spezereisäcke, und vollbeladne Kamele, die eben vom Osten herkommen, tragen mehr und mehr von derselben Warensorte herbei.

„Was wollen Sie kaufen?" fragt der Führer, bereit, uns den rechten Weg zu weisen.

„Nichts! Nicht das geringste!" antwortete ich als Herr des Hauses. Mir fällt ein, daß ich heim muß ins Hotel; es könnten Briefe gekommen sein!

Aber der gewissenlose Mensch steht nicht auf meiner Seite. Wir befinden uns vor einer Schmuckwerkstätte. Der Führer sieht ganz unglücklich aus — es ist wirklich nur der reinste Zufall, daß er hier stehenbleibt.

Und hier bleiben wir.

Es nimmt eine Ewigkeit in Anspruch, alles zu besehen; ich treibe, daß wir gehen sollen.

Ob ich vielleicht nicht zugeben müsse, daß diese Kaffeekanne mit dem Smaragdrand niedlich sei?

„Doch, das ist sie."

„Und die winzige, kleine, süße Nadel hier mit einem einzigen großen Türkis, die ist auch hübsch; die ist gewiß auch gar nicht so besonders teuer."

Aber jetzt wird es mir zur Gewißheit, daß im Hotel Briefe liegen.

„Wir können ja ein andermal wieder herkommen", sagt der Führer, als er merkt, daß ich ein beispiellos fester Mann bin.

Darauf gehe ich ein. „Gewiß, wir werden morgen wieder herkommen. Und dann wollen wir ganz früh heraus, noch vor dem Frühstück."

„Ja, aber da kann die Türkisnadel schon verkauft sein."

„Oho!" sage ich, als wäre ich schon öfter hier gewesen und kennte alles; „tausend solcher Läden gibt es hier, wie den, und jeder Laden hat eine solche Nadel. Aber morgen soll es unser erstes sein, daß wir hierher gehen."

Durch dies Versprechen gelingt es mir, uns loszureißen.

Aber ich sah doch nach dem Laden zurück. Er war doch der Eingang zu einem Märchen. Schmuck gab es da aus einer fernen Welt, in einem unerhörten Fabelstil, von einer Phantasie, wie wir sie gar nicht kennen. Und es flammt uns entgegen von allen Steinen des Morgenlandes.

Wir fahren auf der Fähre über den Bosporus. Auf eigne Faust haben wir uns hinuntergestohlen, um dem Führer zu entwischen. Mag er doch jetzt droben auf der Brücke nach uns suchen! denken wir und fühlen uns ganz froh und losgelassen; auch seine Derwische können uns gestohlen werden!

Wir wollen hinüber nach der heiligen Stätte Eyub, von der wir schon jahrelang gelesen haben.

Es verursacht uns ein bißchen Schwierigkeit, am Schalter die Billetts zu lösen;

wir können nicht sprechen und nicht Geld zählen, wir können auch nicht ausdrücklich sagen, daß wir zwei Billetts wünschen. Es kostet viel Zeit, uns abzufertigen, wir halten den Mann auf, und hinter uns steht eine Menschenmenge, die in engem Gedränge darauf wartet, bis sie auch dran kommt; trotzdem sehen wir nicht einen einzigen mißvergnügten Blick auf uns gerichtet. Schließlich hat jeder von uns einen grünen Papierlappen in der Hand, und wir folgen dem Strom hinunter zur Fähre.

Es ist ein stiller Nachmittag. Ein endloses Gewimmel von Booten, kleinen Dampfern, allerhand Fahrzeugen umgibt uns; hier wie in andern Seestädten sieht man kleine Jungen in Hemdärmeln draußen herumrudern. Da schaukeln Jollen, da sind kanoeartige Fahrzeuge von ungeheurer Länge, einige davon Prunkboote, Kaiks, mit hohen, vergoldeten Schnäbeln. In den Kaiks sitzen Herrschaften, verschleierte Frauen, die von Eunuchen gerudert werden. Meine Reisegefährtin winkt den Frauen zu; sie winken zurück. Sie liegen im Boot auf Polstern, den Kopf über der Brüstung, phantastisch gekleidet.

An Bord der Fähre sieht man alle Rassen der Levante. Frauen mischen sich unter die Männer; Kinder, halbwüchsige Mädchen, zum Teil mit den wunderbarsten Gesichtern. Als die Fähre zu gehen anfängt, und sich an Bord ein Luftzug erhebt, werden die Schleier einiger schöner Frauen ganz zur Seite geweht; sie zeigen aber keine übertriebene Eile, sich wieder dahinter zu verbergen. Und es ist, als würde der Luftzug an Bord immer ärger; immer mehr Schönheiten werden vor aller Welt sichtbar. Wir kennen den Kniff vom Osten her! Eine alte Frau sitzt mit dem Gesicht direkt gegen den Zug; je stärker es weht, desto dichter haftet der Schleier. Aber eine Schönheit — die setzt sich schon gerade richtig seitwärts!

Es war auch wahrhaftig ein Anblick, zu sehen, wie manch einem Effendi da das Feuer in die Augen schlug, wenn ein Schleier wegflog.

Wir kommen an Land und finden einen Wagen.

„Eyub!" sage ich.

Es heißt Eyub — auch auf türkisch. Aber der Kutscher versteht meine Aussprache nicht. Ich wiederhole es, ausgesucht deutlich; aber es nützt nichts. „Laß mich!" sagt meine Reisegefährtin, und auch sie sagt Eyub. Ich schämte mich ordentlich ein bißchen, sie machte ein ganz andres Wort daraus, das sich an Kraft mit dem meinen gar nicht messen kann! Und doch versteht der Kutscher gerade sie; er fragt jetzt selbst: Eyub? Und meine Gefährtin nickt, ja, diesmal habe er's getroffen! Ich bin ganz sicher, wir kommen zu einem verkehrten Eyub; aber ich muß nachgeben. Die beiden stehen da und nicken und schwatzen türkisch und machen einfach gemeinsame Sache miteinander.

Wir steigen also ein, und fort geht's.

Wir kommen nach dem richtigen Eyub. Ich habe ja nicht die ganze Welt gesehen — aber es gibt sicherlich nur einen Eyub. Es ist die heilige Stätte. Der Kutscher hat wohl schon öfter Touristen geführt, er weiß, was sie sehen wollen, und hat uns deshalb an dem großen Portal abgesetzt, von wo aus der Zugang zur Moschee Mohammeds II. so leicht ist. Aber wir gehen an der Moschee vorbei.

Die großen Moscheen nehmen sich am besten auf Bildern aus. Sie sind nicht hoch, sie sind nur weit. Aber mit einem weiten Hause verbindet man keine Vorstellungen. Die Sofiamoschee ist eine kleine Stadt an Weite und kann die zweitgrößte Gemeinde der Welt beherbergen. Aber sie ist flach. Die Moschee Mohammeds II. birgt den Säbel Osmans, und dieser Säbel ist sehr wichtig; jeder Sultan muß ihn bei seiner Thronbesteigung umgürten. Jawohl — — aber wir gehen an der Moschee vorüber, um nach Eyub zu gelangen.

Eyub ist eine Welt der Gräber. Eine Welt der Zypressen, der Platanen, der Blumen. An vielen Orten sind Moscheen, überall sind Tempel des Todes, Mausoleen, Steinsäulen. Und überall ist Friede. Die Zypressen stehen senkrecht und unbeweglich, starr wie Türme; in den Palmenhainen flackern die Blätter leise, wenn ein Lüftchen geht; sonst kein Laut. Auch wir fangen an, behutsam aufzutreten, während wir uns weiter und weiter von Straße und Stadt entfernen. Und wir sprechen leise im Lande des Todes. Es hat freilich seinen Grund, daß wir so leise reden: wir sind bang; denn wir sind Ungläubige und sind vielleicht zu tief in den Eyub eingedrungen, bis zu dem einen oder dem andern heiligen Hain! Dennoch gehen wir stetig weiter, um recht tief hineinzukommen; auf allen Seiten schließt es sich um uns, eine leblose Welt, die uns umgibt.

Wir setzen uns.

Zum Friedhof zieht's den Menschen auch im lebendigen Leben, um zu ruhen. Er ist die Insel im brandenden Meere. Aber es gibt keine Stätte, wo das Leben so kämpfte und siegte wie hier. Die größten Bäume gibt es hier, und die zappligsten Regenwürmer. Auf dem Kirchhofe daheim wuchsen Himbeeren, die sich selber da gepflanzt hatten und ohne Pflege gediehen. Jedes Jahr kamen sie wieder, und wir Kinder wußten so gut, wo sie standen! Jede Beere war ein Mundvoll Wein . . .

Die Hellenen verbrannten ihre Leichen, bevor sie sie begruben. Und auf ihre Grabmäler meißelten sie Genien, die mit dem Fuß eine Fackel löschten. Denn so war das Leben: es brannte und erlosch wie eine Fackel!

Juden und Christen begraben ihre Toten ganz. Denn sie sollen in Wahrheit auferstehen. Das Begraben ist vermutlich als eine Erleichterung für den Toten gedacht, damit er sich selber wieder zusammenfindet. Aber der Wind trägt den irdischen Staub dahin — in alle Weite.

Zarathustra lehrte, daß die Raubvögel die Leichname haben sollten. Wenn die Menschen im Tale sterben, eilen große Vögel von den Bergzinnen herbei, sagt er. Er fragt Ormuzd: Welches ist das Dritte, das unsrer Erde mißfällt und uns ihrer Gunst beraubt? Und Ormuzd antwortet: Das Dritte ist, daß ihr Gräber grabt und legt darein die Leichname der Menschen!

Bloß die Ägypter wollten von keiner Vernichtung, in keinerlei Form etwas wissen; sie bestatteten ihre Leichname mit Gewürzen und machten sie unvergänglich, machten sie zu Steinen. Und übergaben sie der Erde als Bildsäulen.

Aber Mohammed sagt: Es wächst gut auf einem Friedhof. Er hatte das Leben vor Augen . . .

Wir blicken über eine Stadt von Grabmälern hin. Alle diese Steine sind fein ausgehauen, die beiden aufrechtstehenden Steine auf jedem Grabe sind oft reine Kunstwerke an Verzierungen, Geduldarbeiten ohnegleichen. Alle tragen sie Sprüche aus dem Koran, manche in Gold. An der Spitze des Hauptmonoliths ist ein Turban oder ein Tarbuch ausgehauen. Manchmal ist der Turban grün; das ist die höchste Würde. Die Gräber der Frauen haben auch Monolithe, aber keinen Turban und keine grüne Farbe, das heißt, keine Würde.

Die Toten ruhen in einem reichen Lande. Sie selber sind's, die es reich machen: „Es wächst gut auf einem Friedhof." Die Toten sorgen selber dafür, daß sie sich eine gesunde und reinliche Umgebung schaffen, eine kräftige Vegetation, eine fruchtbare Erde, auf der alles wachsen kann. Es ist, als lägen sie da und grinsten in wahnwitziger Komik und führten unerschütterlich einen großen Gedanken durch: die Hygiene des Kadavers.

Still — man klügelt nicht im Lande des Todes!

Weiter drinnen, hinter uns, rauscht ein Palmenhain; wir lehnen fast mit dem Rücken daran. Mag das Wetter noch so still sein, die Fächerpalmen regen sich leise, weil sie so breite Blätter haben, und es geht ein fast unhörbares Raunen von solch einem Hain aus. Dies Raunen und die breiten Blätter und diese ganze grüne Herrlichkeit machten uns still und stumm. Wir sitzen und lassen uns zurückführen zu einem Wohlbekannten, nach einem Lande, in dem wir einst gewesen sind, zu einem Erlebnis im Traume oder aus einem frühern Leben. Unsre Wiege war vielleicht einmal ein Lotos, der in einem Palmenlande stand und uns schaukelte ...

Wir stehen auf und gehen.

Da begegnen wir zwei Männern, die eine Bahre tragen. Ich nehme den Hut ab und behalte ihn in der Hand; die beiden Männer tun uns nichts, sondern eilen vorüber. Es ist eine arme Leiche, die sie tragen, sie hat keinen Sarg, nicht einmal ein Teppich mit Auferstehungssprüchen liegt über der Bahre, und keine Klageweiber begleiten sie. Die zwei Männer suchen mit ihrer Bürde einen abgelegnen Winkel und lassen sie dann zur Erde gleiten. Darauf beginnen sie das Loch zu graben.

Wir blicken auf; hoch oben in der Luft gibt einer und der andre Vogel einen Laut von sich. Was sind das für Vögel? Sie sind groß und haben halbmondförmige Schwingen — es sind Milane. Sie kreisen über dem Eyub, sie kennen die Bahre und folgen ihr, schon wittern sie den Dunst der Fäulnis, der Phosphorsäure, und sie geben einander Signale. Sie fliegen nicht wie ehrliche Geier, sie kriechen sacht mit den Schwingen durch die Luft. Jetzt kommt's drauf an, wie tief die zwei Männer ihre Last eingraben!

Vor dem Portal hält ein Wagen, und wir hören eine Stimme, die sagt: „Halloh! Endlich habe ich Sie gefunden!"

Es ist der Führer. Es ist unser schrecklicher Grieche, vor dem wir uns augenscheinlich nie gut genug verstecken können! Er hatte sich vom Billettschalter bis herein zum Eyub durchgefragt.

„Belieben Sie einzusteigen!“ sagt er.

Und wir steigen ein.

Zu den „heulenden Derwischen!“

Mit einem Male sind wir in die Stadt, ins Leben zurückversetzt. Wir drehen uns um und sehen noch einmal die Geier. Und sehen die Wipfel der starren Zypressen...

Schon unterwegs gewahrten wir drei Gestalten, deren absonderliche Kopfbedeckung wir vom Osten her wiedererkannten; es waren heulende Derwische auf dem Wege zu ihrer Kirche. Nachdem wir eine Weile gefahren sind, steigen wir aus, entlassen den Wagen und folgen den drei sonderbaren Käuzen zu Fuß. Sie hatten ernsthafte, gutmütige Gesichter und gingen schweigend ihres Wegs. An ihrer Tracht war weiter nichts Auffallendes, ein braunes Gewand mit einer Binde um den Leib umhüllte ihren Körper von oben bis unten; aber die Mütze war ein Monstrum, an Höhe und Form wie ein Zuckerhut. Sie war aus grauem Filz, steif, luftdicht — es mußte ein wahres Kunststück sein, sie zu tragen.

Derwische sind mohammedanische Mönche. Sie leben entweder auf der Wanderschaft in der Türkei und Iran, oder auch in Gemeinschaften in eignen Klöstern unter einem Prior. Gleich den Mönchen des Abendlandes sind sie in Orden eingeteilt; es gibt tanzende, heulende, schwimmende, springende Derwische, jeder Orden hat sein Gewerbe. Und dadurch, daß sie dies Gewerbe bis zur äußersten Verrücktheit ausüben, meinen sie, dem ganzen Islam vor Gott Gutes zu erweisen. Es sind religiöse Märtyrer, die ihres Volkes Sünde auf sich nehmen und sich dafür peinigen. Der schwimmende Derwisch „schwimmt“ so lange über den Boden hin, bis sich Extase und Krampf einstellen: in diesem Zustande der Entrücktheit ist er Allah nah. Heute sind es die heulenden Derwische, die wir hören sollen.

Wir kommen zum Kloster, wo wir bezahlen, damit wir eingelassen werden. Die Tür öffnet sich, wir stehen in einem großen Saale, wo wir auf einer Bank vor einer Schranke Platz finden. Die Schranke läuft um den ganzen Raum; draußen sitzen wir und andre Neugierige, drinnen sollen die Derwische auftreten. An den Wänden hängen Koransprüche und andre dekorative Malereien; der Fußboden ist mit schwarzen, weißen, gelben, grauen, braunen, roten und blauen Wollfellen — Lammfellen — bedeckt. Es ist uns eine Art Vermissen, daß nicht auch grüne Lammfelle da sind; ob das wohl Vergeßlichkeit ist? Ach nein! die grüne Farbe ist die Farbe des Propheten, sie ist heilig, auf sie darf nicht getreten werden.

Jetzt kommt der Priester durch eine Tür im Hintergrunde. Er ist ein Mann in den Vierzigern mit einem ganz außergewöhnlich schönen, milden Gesicht. Er trägt ein schwarzes Gewand und eine schwarze Mütze mit weißem Knopf. Er liest ein Stück aus dem Koran.

Und jetzt heben Tumulte an, die zum Einförmigsten und Langweiligsten gehören, was ich je erlebt habe. Mehr als zwei Stunden dauerte es, bis die Zeremonien

vorüber waren, und als das Ende schließlich kam, waren wir ganz mürbe vom Stillsitzen und Anhören des Geheuls und dem Versuche, auch nur einen einzigen vernünftigen Sinn in dem Ganzen zu finden!

Der Gottesdienst verlief in folgender Ordnung:

Nach der Vorlesung des Priesters fielen dreißig Zuckerhüte auf die Knie und plapperten etwas herunter; aber das war nicht das Heulen, bewahre, das war bloß eine Bagatelle, eine Einleitung. Aber auch die Einleitung war reichlich lang.

Als das Plappern zu Ende ist, erheben sich die Zuckerhüte. Der Priester spricht ein Gebet. Seine Sprache ist wohllautend, sie gleitet auf vielen Ls dahin und ist reich an Vokalen: La illaha il Allah, es ist kein andrer Gott als Allah. Während des Gebets werden noch mehr Lammfelle auf den Boden gebreitet. Nie hab' ich ein Gemach mit mehr Lammfellen gesehen! Das Gebet ist zu Ende.

Ein Vorsänger fällt auf die Knie und singt; die Zuckerhüte antworten stehend; es ist ein Wechselgesang. Auch das kann kein Heulen genannt werden; wir haben schon manchmal Schlimmeres gehört. Die guten Heuler hatten einstweilen noch Faulenzerarbeit, sie antworteten bloß hie und da; aber für den Vorsänger fing's an, ernst zu werden; er zog sein Taschentuch heraus und trocknete sich den Schweiß ab. Der Gesang dauerte eine Ewigkeit. Es war ganz merkwürdig, daß alle diese Menschen sich vornehmen mußten, alles solle so recht endlos lange dauern! Merkwürdig? Nein! Natürlich. Sie wollten es doch bis zur Suggestion bringen.

Der Wechselgesang dauert fort, der Vorsänger hält's schon nicht mehr aus, es geht an der Gesundheit herunter! Er wirft seine Jacke fort. Und singt los!

Dann kann er nicht mehr, seine Kräfte versagen. Die Zuckerhüte sehen die Gefahr; sie mischen sich mehr und mehr in seinen Gesang und helfen ihm, sie singen mehr, als ihnen obliegt, bloß um ihn vor einem Fiasko zu retten; aber es ist zu spät! Er piepst, piepst immer leiser, piepst schließlich ganz stumm!

Da kommt ein alter Graubart ihm zum Entsatz. Der Alte ist hager und sehnig, bleich, unerschütterlich. Er schiebt den ersten Vorsänger zur Seite und wirft sich selbst auf den Boden. Und nun begann er seinen Sang. Allzuviel Höhe oder allzuviel Tiefe zu geben, das durfte er sich nicht getrauen; aber ein paar Töne hatte er, die ihm keiner entreißen konnte! Es war, als ob ein Stein da säße und sänge!

Aber auch der Alte wurde schließlich zuschanden! Die Derwische schonen sich eben auch nicht, sie haben Blut geleckt und entreißen dem Alten seine zwei Töne! Darein ergibt er sich nicht, er wehrt sich, er will gehört sein! Wir sehen, wie er sich die Hände und das Gesicht zerkratzt, um sich anzufeuern. Aber er unterliegt der Übermacht. Als er in den letzten Zügen liegt, werden den Heulern die Zuckerhüte abgenommen, und jetzt sind sie zu allem bereit!

Der erste Vorsänger ist wieder lebendig geworden. Er sieht sich verwirrt um, sieht, was es gilt, und greift wieder ein. Er hat die Kraft, den Stein beiseite zu wälzen und seinen Platz einzunehmen. Worauf er wieder zu singen anhebt.

Und die Derwische verzichten keineswegs auf das Wort, das ihnen gebührt, — im Gegenteil, lauter und lauter singen sie und fangen schon an, Zuckungen zu machen. Das Geheul ist jetzt im Zuge, das muß man sagen! Die Derwische schwitzen, sie ziehen die Gewänder aus. Bisher ist der Gesang laut, halbverrückt gewesen, mit einem einigermaßen fortlaufenden Text; jetzt aber wird es mit dem Text spärlicher und spärlicher; nur ab und zu hört man ein Wort, einen Ausruf, die Stimmen schrillen in ein Geheul hinüber. Und die Zuckungen werden stärker und stärker.

Was tut während der ganzen Zeit der Priester? Der führt den Wahnwitz an. Er ist's, der auf die Zuckungen verfällt, er fängt an, auf den Boden zu stampfen und sich im Takt vorwärts und rückwärts und auf die Seiten zu werfen. Er freilich, er schont sich, er gibt bloß andeutungsweise an, was die andern ausführen sollen; außerdem führt er strenge Aufsicht über jeden einzelnen und macht den Zauderern seine Verrenkungen und Faxen dicht unter die Nase. Dann schämen sie sich augenscheinlich vor Allah und schreien ganz beispiellos!

Jetzt wird der Spektakel ganz arg! Die Derwische schreien einander zu, als ob sie sich gegenseitig mit Hei! und Ho! aufmuntern wollten, ja auszuharren und blind zu sein gegen alle Gefahr! Und die Zuckungen mit dem Oberkörper werden wild und hastig, das sind nicht mehr bloß armselige vereinzelte Zuckungen, es ist ein einziges, großes Schlenkern nach allen Seiten hin, ein unaufhaltsames Durchdieluftjagen! Schon hört man ein und das andre Röcheln unter den Heulern. Der Boden ist von Kleidungsstücken überschwemmt.

Mitten drin tritt ein sehr hochgewachsner, dunkelfarbiger Offizier in Uniform ein. Er hat Oberstenrang. Er begibt sich augenblicklich unter die Heulenden. Er ist voll Eifer, — er kommt zu spät und möchte das Versäumte nachholen. Du schaffst es nicht! denken wir. Du bist zu lang und zu unbiegsam! Aber er schaffte es! Dies neue Mitglied war eine Kraft! Wir sahen bald, daß es ein Fachmann war, ein Meister; mit seinem Auftreten nahm der ganze Gottesdienst einen ungeahnten Aufschwung. Er hatte sich noch nicht viele Minuten lang geschlenkert, und nicht mehr als einmal geheult, als er schon den Uniformsrock abwarf, damit er Ernst machen konnte! Und als er nun wieder anhob, da mußte es für jeden Freund eines ordentlichen Geheuls die helle Freude sein, ihn anzuhören! Er feuerte die Derwische zum Unglaublichsten an; sie schrien in überlauter Wildheit, sie stöhnten — aber der Offizier war der Situation gewachsen. Er schlenkerte nicht nur wie alle andern, nein, noch ein bißchen mehr, und schleuderte seine Nebenmänner von sich wie nichts! Er heulte, ganz auf eigne Rechnung, so daß alle andern auf ihn sahen.

Und so wird geheult und geschlenkert und gezuckt — hin und her und seitwärts. Und die Heuler ziehen ein Kleidungsstück nach dem andern aus und stehen zuletzt, triefend vor Schweiß, in Hemd und Hosen da. Drei volle Viertelstunden dauert dieser Höllenspektakel. Dann hört er auf. Die Heuler stöhnen wie Rennpferde, die Gebrochensten werden in ein Gemach im Hintergrunde geführt.

Ich wüßte nicht, daß ich je inniger froh gewesen wäre, als wie ich jetzt nichts mehr hörte. Aber die Freude war von kurzer Dauer; noch ist der Gottesdienst keineswegs zu Ende! Wieder beginnt das Geplapper; der Graubart, der Stein, ist wieder zu Kräften gekommen und sitzt und singt wieder. Und die Heuler antworten ihm. Aufs neue ein Wechselgesang!

Bald kommen auch die zusammengebrochnen Heuler wieder aus dem Hinterraum. Sie hören, was ihre Brüder noch zu leisten vermögen, und sie wollen dasselbe leisten. Sie gehen jetzt ohne Hilfe; sie können wieder stehen.

Während des Wechselgesanges geht die Tür auf und zu; Kranke werden hereingetragen und in einer Reihe vor den Füßen des Priesters niedergelegt. Vier Kinder werden mit dem Gesicht nach unten auf den Boden gelegt. Sie sind so klein und krank, daß sie wimmern; drei von ihnen werden wieder hinausgewiesen; sie ertragen die Kur wohl nicht, sie sind zu klein; aber das vierte, ein kleines Mädchen, bleibt liegen. Der Priester nimmt seinen schwarzen Mantel ab, um sich's leicht zu machen, und steht in einem zweiten Mantel da. Er geht jetzt über das Kind weg, stellt sich auf seinen Rücken, bleibt einen Augenblick stehen und steigt auf der andern Seite herunter. Das Kind weint. Der Priester geht denselben Weg zurück, langsam, zögernd; das Kind weint jetzt laut und wird hinausgetragen.

Drei erwachsene Männer werden auf Bahren hereingebracht; man legt sie aufs Gesicht, der Priester schreitet über sie hinweg, sie werden wieder auf ihre Bahren gelegt und hinausgebracht. Vier weitere werden hereingeführt; sie sind etwas kräftiger und können gehen. Einer von ihnen ist ein Offizier in Uniform und mit zwei Orden; der Oberst unter den Heulern grüßt ihn. Der Priester steht einen Augenblick auf dem Rücken der Kranken und steigt wieder herunter.

Während diese ärztliche Behandlung der Kranken vor sich geht, sitzt der Stein da und singt, und die Derwische antworten ihm. Als der letzte Kranke hinausgetragen ist, verstummt der Gesang; man hört nur noch vereinzeltes Stöhnen, ab und zu ein Winseln, als fiele es den Sängern schwer, ganz zu schweigen. Und sie schöpfen Atem wie nach einem Schlucken.

Der Priester nimmt seinen schwarzen Mantel wieder um, die Zuckerhüte werden ihren Eigentümern zurückgebracht, alle ziehen ihre Gewänder wieder an.

Der Gottesdienst ist zu Ende.

Wir kommen wieder hinaus — an die frische Luft. Und man kann's brauchen. Die schwitzenden Derwische und die vielen Zuschauer hatten miteinander eine Luft zustande gebracht, die uns mehr und mehr kraftlos gemacht hatte; wir hatten zuletzt nur noch mit der Nase in den Händen, im Taschentuch, geatmet, wir hatten uns gar nicht mehr zu helfen gewußt. Auch für die Derwische war vielleicht die offne Tür eine Erquickung, wenn sie auch keinerlei Befriedigung darüber verrieten; sie zogen bloß die Gewänder um die patschnassen Hemden und verzogen sich durch die Tür im Hintergrund.

So war die Selbstpeinigung also für diesmal zu Ende; nächsten Donnerstag steht sie wieder bevor. Und Jahr um Jahr steht sie bevor, solange das Leben währt. Es gibt kein Zurück aus dem Orden der heulenden Derwische ...

Wir haben diese Kirche wieder besucht. Und haben der Zeremonie von Anfang bis zu Ende wieder beigewohnt. Es war doch ein Unbekanntes von einem Geist, was da innerhalb der langen Schranke hauste! Gott wird auf mancherlei Art angebetet auf Erden! Diese Menschen hier hatten eine ganz eigne, furchtbare Art herausgefunden, sich zu erniedrigen: durch Geheul. Die Laute, die sie ausstoßen, genügen schon an und für sich vollständig, daß die menschliche Scham sich geltend mache; dazu kommt aber nun noch die Fratze, das verzerrte Gesicht! Ein Geheul ist kein Ruf — niemand kann ein Geheul ausstoßen, ohne Grimassen zu schneiden. Und je nach dem Grade der Verrücktheit des Geheuls gleicht das Gesicht wechselnd Masken von Fischen, Tieren, allerlei Chimären! Die heulenden Derwische müssen ihre Scham zu Tode heulen. Die Flagellanten peitschten sich mit Geißeln — es war der Akt eines einzigen armseligen Handgriffs, eines einzigen breiten Willens! Und sie verspielten dabei keineswegs das Mitgefühl der Welt — im Gegenteil, sie rührten Kinder und Weiber zu Tränen. Simon Stylites gewann auf seiner Säule die Achtung der ganzen Welt. Die Selbstpeinigung der heulenden Derwische ist auch der Akt eines Willens, aber eines Willens, der zugespitzt ist bis zum äußersten; ihr Orden erfordert eine Beigabe delikater Schamlosigkeit — sie müssen sich lächerlich machen. Es ist die zehnfach raffinierte Phantasie des Orients, die hier mit im Spiele ist. Während die Derwische heulten, saßen ihre Brüder und Schwestern da und schauten ihnen zu; Türken saßen unter den Zuschauern und lächelten. Aber die Derwische kämpften ihren selbsterniedrigenden Kampf und wußten von nichts als vom Kämpfen! Sie stießen Geheule aus, die die reinsten Raritäten waren — die reinsten Musterexemplare; sie konnten den Mißlaut in sich ziehen zu einem Heulen, das nach rückwärts heulte. Dann hatten sie Katzengesichter.

Gott wird auf mancherlei Art angebetet auf Erden. Und alle beten Gott auf die einzig richtige Art an — und alle beten den einzig wahren Gott an!

Aber der Türke betet Allah an.

La illaha il Allah.

(Schluß folgt)

Ein Requiem/ Novelle von Georg Hirschfeld

An einem der ersten Maitage des Jahres 1525 trugen fränkische Waldleute, Köhler und Holzfäller, den jungen ritterlichen Einsiedler Karl von Miltenburg zu Grabe. Die Holztür seiner Hütte stand offen, und der breite, von Stäubchen durchflatterte Sonnenstrahl, der in das dunkle Innere drang, ließ undeutlich die schweigsame Trauer des ärmlichen Raumes erkennen und haftete mit seinem Glanze zumeist an einem goldenen Kruzifix, der zu Häupten des verlassenen Lagers hing. Über dem Dache der Hütte rauschte ein alter Lindenbaum. Es klang so, als sänge er mit seinem grünen Frühlingschor dem toten Jüngling ein Abschiedslied. Zur Seite der Hütte plätscherte der Brunnen wie jeglichen Tag, und seine hellen Silbertöne drangen in die Trauerstille ringsumher wie das rücksichtslose Leben, das ohne Anteil am Erstorbenen vorüberläuft, solange die Quelle des Daseins Wasser spendet. Im Schatten des Brunnensteines pickte ein Hühnervölkchen friedlich Samenkörner aus den Mauerspalten, neben der Pforte lag ein alter Windhund und schlief. Anders freilich gebärdete sich das Roß des toten Ritters. Das wälzte sich hinter der Hütte im roten, blühenden Klee, und gewaltig zuckte der schwere, scheckige Leib mit den starr herausgestreckten Beinen, deren stahlbeschlagene Hufe in der Sonne blitzten. Den edlen, wildbemähnten Kopf wühlte das Tier in die feuchtwarme Erde — leises Stöhnen, wie von einer Seele, tönte aus seinen zitternden Nüstern.

Die Leidtragenden, die sich auf dem Wiesenhügel vor der Hütte angesammelt hatten, bemerkten nichts davon. Es waren Bauern, geheime Bundschuhbrüder, Männer, Weiber und Kinder, dürftige Gestalten mit wetterharten Hungermienen und sehnsüchtigem Blick. Sie glichen eher fremden Bettlern, denn Besitzern auf dem fruchtbaren Boden ihrer Arbeit. Sie standen wie die graue Sorge auf einem schönen Gefilde, schweigend und gebückt. Ihre Augen hafteten bang und wie in schmerzlicher Bewunderung alle an demselben Gegenstande, den sie in stiller Ordnung umringt hatten. Das war eine schwarze Bahre auf dem blühenden Wiesenplan, und auf der Bahre lag in weißem Linnen selig schlafend der junge Ritter. Er schien dem umflorten Blicke fast zu schweben, so leicht und leuchtend hob er sich vom dunklen Lager ab, und in Bälde mochte er geflügelt in das Blau des Himmels sich aufschwingen und völlig entschwinden.

„Tragt ihn sanft und sicher durch den Wald," sagte Pater Bernhard, ein weißbärtiger Franziskaner, indem er die Hüttenpforte schloß und fest verriegelte. „Wer hat ihn denn so schön geschmückt? Mit Primeln und Vergißmeinnicht?"

„Die Rosel von der Witwe Jusehn, ehrwürdiger Herr, von der Gänserupferin."

„So, so. Das ließ sich denken."

„Das Kind hat ihn so lieb gehabt," versetzte eine Frau und weinte. Sie war

Rosels Stiefmutter. Pater Bernhard sah sich nach dem Kinde um — er fand es aber nicht. Sein Blick begegnete dafür einer anderen, fremdartigen Erscheinung, die ihm auffiel: ein junger, schwarzgekleideter Mensch, wohl einer von den unruhig reisenden Scholaren, an denen jene bewegte Zeit so reich war. Mit bleichem, zuckendem Antlitz und starren, dunklen Augen stand er abseits und betrachtete den Toten auf der Bahre, die Hütte, den Lindenbaum und alles, was ihn umgab und völlig zu bezaubern schien. Als der milde Forscherblick des Priesters ihn traf, fuhr er ein wenig zusammen, näherte sich ihm und grüßte ihn ehrerbietig.

„Darf ich das Pferd im Trauerzuge führen, ehrwürdiger Vater?" fragte er mit bewegter Stimme.

„Das Pferd? Nein, laßt es hier."

„Aber ich fürchte, es wird nicht hierbleiben wollen. Es wittert, daß sie seinen Herrn forttragen. Hinter der Hütte wälzt es sich wild im Klee und wird Euch nachrennen und sich an die Leiche drängen."

„Das verhüte Gott. Dann führt es nur. Wie ist Euer Name?"

„Nennt mich Christoph," sagte der junge Mann nicht ohne Verlegenheit. „Ich trage viele Namen. Zum Wesentlichen will mir keiner recht passen."

„So haltet Ihr Euch am besten an das Erbe Eurer Väter."

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht."

Der Mönch sah den Jüngling von der Seite an, ein leises Lächeln spielte unter seinem weißen Schnurrbart, und indem er den langen Vollbart durch die alten Finger gleiten ließ, wandte er sich sogleich wieder ernst werdend, zu den Leidtragenden und sagte: „Liebe Gemeinde, wir wollen nun gehen."

Vier Waldarbeiter, die Stärksten von den Männern, traten ernst und ruhig an die Bahre, luden sie seufzend auf ihre Schultern und stiegen aufwärts, den sonnigen Hügelweg hinan, der in das dunkle Tor des Waldes mündete. Hinter ihnen ordnete sich der Zug. Zuerst Pater Bernhard, der leise zu beten begann, dann paarweise die Männer, und zuletzt in ungeordneten Gruppen die Frauen mit ihren Kindern. Der schwarzgekleidete Fremde blieb etwas zurück, da er hinter der Hütte erst das Roß des toten Ritters zum Stehen bringen und an sich locken mußte. Es gelang ihm durch freundliche Worte und zärtliches Klopfen, auch half ihm ein Stückchen Zuckerbrot, das er in seinem Wams gefunden hatte. Nun folgte ihm Thassilo langsam, mit hängendem Kopfe — rasch ausschreitend und den Zügel hinter sich her zerrend, holte der Jüngling den betenden Mönch in dem Augenblick ein, als er hinter der Bahre den dämmerigen Wald betrat.

Pater Bernhard blickte auf: „Da seid Ihr ja. Den Hund habt Ihr dort gelassen?"

„Der schlief. Das Roß ist edler."

„Das war auch sein Freund — der Hund war nur sein Pflegling."

„Warum? Gehörte er ihm nicht?"

„Nein, Herr. Er hat seiner Braut gehört."

„Der seligen Jungfrau Pirkheimer?"

„Ja, Herr. O Domine, patientia tua nobiscum, domine . . .“

Der Mönch murmelte sein Gebet weiter, der junge Mann schwieg und blickte gradeaus. Es webte ein seltsamer Zauber im Walde, der seine Sinne ganz gefangen nahm. Schon hatte das Sonnenlicht die erste Abendfarbe erhalten. Während die dunklen, ragenden Stämme der Buchen und der weiche, von Heidekraut überwucherte Boden in unbestimmten Schatten lagen, färbten sich die Wipfel mit grünlichem Gold, das immer tiefer erglühte und rötlich wurde, während der Himmel droben sich endlos öffnete und in kalter Ferne ein silbernes Sternchen zucken ließ.

Christophs Blick, der scheu und von der feierlichen Stille beängstigt von oben nach unten und zur Seite ins Dunkel glitt, blieb schließlich wie gebannt an der hohen und leise schwankenden Last haften, welche die Waldleute mit zärtlicher Vorsicht über die Unebenheiten des Bodens trugen. Er sah nur das braungelockte Hinterhaupt des Toten auf der Bahre, das Rosels Blütenkranz schmückte, und zwischen diesem und den Fußspitzen, die unter dem Leinentuch aufragten, schimmerte silbern das Rüstzeug der gewölbten Brust und der ruhigen Arme mit den gefalteten Handschuhen. Christoph brauchte auf das langsam neben ihm herschreitende Roß nicht weiter zu achten. Im Träumen glitt ihm auch der Zügel aus der Hand. Das edle Tier blieb in gemessener Ferne hinter dem Heiligtum der Bahre. Leise schnaubend, vom ersten Abendschauer gepackt, schritt es weiter, nur einmal jäh zur Seite und gegen Christoph springend, als eine gespenstige Gruppe von roten Fliegenpilzen es erschreckte, die wie zornige Gnome am Wege standen.

Die schwerfällig schreitenden Männer sprachen nicht und beteten auch nicht — sie waren alle von dem gleichen Ruhegefühl der Pflicht erfüllt, daß sie den treuen Schützer, der für sie gewacht, nunmehr zur ewigen Ruhe brachten. Von den Frauen konnten manche aus Krankheit und Mutterschwäche nicht recht vorwärts kommen — die hielten sich flüsternd und leise klagend wie frierende Vögel zusammen, während andere mit unterdrücktem Unwillen nach den Kindern riefen, deren fromme Scheu gar bald durch Blumenpflücken und die Untersuchung eines Dachsbaus zerstreut worden war.

Der Priester hatte sein Gebet beendigt. Er wandte sich aber noch nicht, wie Christoph es erwartet hatte, an seinen jungen Begleiter. So nahm denn dieser in steigender Unruhe selbst das Wort.

„Ich möchte nicht, daß mein Betragen Euch befremdet, ehrwürdiger Vater. Ich habe ein Recht darauf, diesem Toten das Geleit zu geben, denn ich habe ihn gut gekannt.“

„Seid Ihr ein Verwandter?“

„Wenn auch das nicht — auch nicht sein Freund — — ich habe ihn aber gekannt.“

„Wahre Kenntnis ist Freundschaft,“ sagte Pater Bernhard und zog, indem er sich zur Seite bückte, eine Feuernelke aus der Erde.

„Das Leben hat uns auseinandergebracht," erwiderte Christoph. „Wir stammen aus derselben Gegend. Die Burgen seines Vaters und des meinigen liegen unweit Regensburgs an den Ufern der Donau einander gegenüber. Ich sah ihn vor acht Jahren zum letztenmal. Da trieb mich mein ruheloser Sinn in ein unstätes Wanderleben, während er, das sichere Kind des Glücks, der Herr seiner Burg ward und zwanzig blühender Dörfer."

„Doch nicht lange, wie mir scheint," versetzte der Priester. „Denn nach meiner Berechnung hat Ritter Karl an sieben Jahre hier als Klausner gelebt."

„An sieben Jahre?"

„Ich sagte es."

„Starb damals schon das Fräulein?"

„Welches Fräulein meint Ihr?"

„Das Fräulein Maria Pirkheimer, Ihr wißt. Sie war eine Herzensfreundin von Ritter Karls Schwester, eines Nürnberger Ratsherrn einzige Tochter, die zur Kräftigung ihres leidenden Herzens fast ein volles Jahr auf Miltenburg verweilte. Wann starb sie nur?"

„Das müßt Ihr besser wissen, als ich."

„Ich weiß es nicht, ehrwürdiger Vater. Viel später erst, als ich des Ulrich Zwingli Gast in Zürich war, brachte mir ein in die Schweiz verschlagener Landsknecht aus dem Bayrischen die Kunde. Er wußte auch nur Unvollkommenes — daß des Fräuleins junges Leben wie im Frühfrost über Nacht geendet hätte, und daß ihr Bräutigam, der Ritter Karl, nach verzweifeltem Kampf mit seiner ehrwürdigen Mutter das Waffenkleid für immer abgelegt hätte und in härener Kutte, den Stab in der Hand, in unbekannte Ferne gepilgert wäre. Gesehen hatte der Mann nur die Totenfeier der Jungfrau und nach des Ritters Abzug die einsam weinende Mutter im Burggarten, als er abends mit seiner Laute einer Dienerin nachspürte. Am anderen Morgen schon zog ihn sein Heerbann mit sich fort."

„Seid Ihr ein Gelehrter?" fragte Pater Bernhard.

„Ja, Herr — ein schlechter Titel für einen Menschen, der immer nur danach gestrebt hat, Diener Gottes heißen zu dürfen."

„Nun dafür, dünkt mich, habt Ihr noch Zeit. Ich bin siebzig, wie alt seid Ihr?"

„Dreißig, ehrwürdiger Vater. Doch habe ich eines Greises Erlebnisse, wenn auch leider nicht seine Heiterkeit und Ruhe. Heute besonders lebe ich wie im Fieber. Ich bin in ein Märchenland geraten, in welchem sich meine geängstigte Seele nicht zurecht findet. Seitdem ich diesen Toten sah und Zeuge seines Begräbnisses wurde, scheint sich alles Dunkle und Verschlossene in mir zu lösen — es ist mir so, als ob eine große Deutung in das Rätsel meines Daseins käme, als ob ich durch sein zertrümmertes Schicksal mein lebendiges noch retten und zum Ziele führen könnte. Denn auf seinem Antlitz sah ich die lächelnde Weisheit des Todes, ohne Schwermut, ohne Verzicht."

Jetzt blickte der alte Priester seinem Begleiter zum ersten Male aufmerksamer in die erregten Augen.

„Wir wollen uns auf dem Heimweg des Näheren besprechen," sagte er, „denn jetzt, lieber Herr, verdient der Tote unser Schweigen. Reine Gedanken nur dürfen in uns walten und in den Einfältigen, die uns folgen. Gottes Worte müssen vor den irdischen erklingen. Wir haben weiter nichts zu tun, als ihm sein reines Bett zu bereiten."

„Ja, Vater," erwiderte Christoph. „Wohin tragen ihn die Männer?"

„Auf den Friedhof ihres Dorfes. Ein halbes Stündlein noch durch den Wald, dann steigen wir in ein helles Tal nieder, auf dessen Hügelkette mein Kloster liegt. Entschuldigt mich jetzt, ich muß beten."

Wieder begann der Alte lateinische Worte zu murmeln und achtete von nun an nicht mehr auf Christoph. Dieser, in Bangnis und steigender Unruhe, blieb einige Schritte hinter ihm zurück und musterte die langsam schreitenden Bauern, die scheu zur Seite wichen und wegsahen, als der Schwarzgekleidete sich ihnen näherte. Christoph suchte aus den stumpfen, verschlossenen Mienen diejenige heraus, die noch am meisten seinen Wissensdurst zu löschen versprach. Er wandte sich an einen gutmütigen Alten, der abseits langsam dahintrottete und ohne Erdengroll nur an die Seligkeit des Jenseits zu denken schien.

„Das war wohl ein guter Herr, Alter?" Mit diesen lauten Worten neigte er sich zu dem kleinen Weißkopf nieder.

„Das war kein Herr, das war ein Heiliger. Ein Heiliger! Gestrenger, das mögt Ihr mir glauben!"

Der Alte sah ihn mit seinen wässerigen, blauen Äuglein wie ein Kind an und bewegte zur Bekräftigung seiner Worte noch mehrmals den zahnlosen Unterkiefer, nachdem er gesprochen.

„Hat er heilige Schriften studiert oder Kranke geheilt?"

„Das tat er, Herr, das tat er alles", erwiderte der Alte in steigender Erregung, mit seiner matten, fernen Stimme. „Er hatte große Gewalt und wäre doch nur ein Pfaffe gewest, wenn er nur solches getan hätte. Ich habe den heiligen Antonius und den heiligen Franziskus und den heiligen Dominikus nicht gekannt, aber ich glaube, es sind Pfaffen gewest. Denn sehet, Gestrenger, bei aller Redekraft und Gelahrtheit bleiben die Pfaffen unsereinem ferne, es gibt keinen Bund zwischen Bauern und Pfaffen, wohl aber einen zwischen Pfaffen und Herren, und zwischen Herren und Bauern flammt die ganze Hölle. Der da vorn im himmlischen Silberkleide, der uns über Nacht zu Gottvater auferstehen wird, er war kein Pfaffe und kein Herr und kein bündischer Bruder — er war ein Mensch nach Christi Gebot und doch mit dem Schimmer der Gewaltigen, mit einem wahrhaftigen Heiligenscheine, Herr, denn er führte für unsere Seelennot die Worte Gottes im Munde und für die leibliche das Schwert des Erzengels in der Faust. So war er, Herr, so war er. Ja, so war er."

Christoph hatte den rauhen, sich überstürzenden Erguß des alten Mannes in einem verlegenen, fast schmerzlichen Staunen angehört, denn es ging ihm wie allen verwöhnten Kindern einer höheren Kultur: er fühlte die Klage der Armen

als Vorwurf und überlegte bedrückt seine Antwort, die ein Trost sein sollte und doch wie Rechtfertigung klingen mußte. So hielt er es schließlich für das beste zu schweigen, und das gefiel dem alten Manne wohl, denn Christophs Verwirrung zeigte sich in seinen Zügen als ernste Ergriffenheit. Das Mißtrauen gegen den vornehm Gekleideten schwand. Näher an ihn heranrückend fügte der Alte noch die vertraulichen Worte hinzu:

„Die da drüben, die Jungen, die werden seiner nicht so treu gedenk bleiben, wie wir, die wir am Ende unserer Reise wissen: es ist nichts am leiblichen Widerstande, wenn die geistige Wehr verrostet. Wir sind Christen, jene nicht, die Jungen sind es nicht mehr. Sie werden das Evangelium im Blut der Tyrannen waschen, statt es im eigenen Herzblut zu hüten und zu bewahren. Sie werden zu den Bündischen stoßen, und nun sich der Luther, dessen Wort sie entflammt hat, von der bäurischen Sache abgewendet, werden sie in Verwirrung untergehen. Der Tod hat sich verkappt in den Harnischen des Geyer und des Götz. Es ist ein edles Verderben, wahrlich, in das diese Edlen sie führen. Aber es ist ein Verderben, Herr, denn Not und Tyrannei kommen wieder, wie dem Drachen die abgehauenen Köpfe wachsen. Den stillen Engel, den einzigen, der uns aus Gottes Heerschar beigesprungen und uns besser geholfen hat, denn reisiges Volk mit Morgenstern und Pieke, sie tragen ihn dort, er hat uns verlassen."

Christoph schwieg. Es zogen tiefere Schatten durch den Wald, fast lautlos schritt die dunkle Schar über den weichen, moosigen Boden. Nur das eintönige Raunen des betenden Mönches war zu vernehmen und leises Wimmern eines Kindes, das müde geworden und die Mutter unverständig bat, nach Hause zurückzukehren. Jetzt senkte sich der Weg einen steilen Abhang nieder — mühsam trugen und schoben die Waldleute ihre Last. Es war kein Laubholz mehr im Umkreis, sondern schwarze Kiefern, die wie starre Trauergestalten dicht beieinanderstanden und nach unten ohne Ausblick alles in finstres Schweigen hüllten. Christoph fröstelte. Ihm war es, als stiege man nun in eine Unterwelt hinab, und irgendwo hörte er auch das kühle Rauschen des nächtigen Flusses, von dem er bei Dante gelesen. Plötzlich aber verwandelte sich jäh die Landschaft. Um die Ecke einer scharfen Biegung des Waldweges schimmerte Tageslicht, zehn Schritte weiter teilte sich das Dickicht — wie ein Auferstandener sah sich Christoph dem weiten, lichtvollen Bilde des Tals gegenüber. Ein tiefblaues Himmelsall mit golddurchzittertem Horizonte wölbte sich vor ihm, die Sonne stand tief. Es zogen kosende Flammenspiele über die jenseitige Hügelreihe und blitzten auf etlichen Fensterscheiben des weitläufigen Klostergebäudes, das auf der Höhe lag. Durch den zierlichen Wiesenteppich des Tales zog sich ein silbernes Flüßchen — spärliche Häusergruppen zwischen blühenden Obstbäumen lagen an seinem Gestade. Die Kirche stand etwas erhöht, der alte Friedhof bei ihr war reich mit leuchtendem Rotdorn bestanden, unter welchem die grauen Leichensteine ernst und still hervorschauten. Abseits vom Dorfe, auf der Waldhöhe, lag von einer Ringmauer umgeben, massig und starr, ein sichtbarer Hochmut, die Feste des Fronherrn.

Langsam stieg der Leichenzug aus dem dunklen Walde in das abendliche Tal hernieder. Christoph schreckte zusammen, als er die elenden, zerlumpten Gestalten nun wieder im Licht erblickte. Er sah, wie die Blicke der Männer sich scheu und in unheimlichem Trotz zu der herausfordernden Zwingburg hinüberwandten, als ob sie von dorther irgend eine freche Störung ihrer heiligen Handlung fürchteten. Die Weiber, von den Schauern des Waldes erlöst, begannen in schmerzlichem Behagen zu schluchzen, und die Kinder liefen im sicheren Vorgefühl, der Abendmahlzeit näher zu kommen, in geordnetem Zuge, Hand in Hand hinterdrein. Man näherte sich dem Friedhof, an dessen Pforte der Totengräber, von heimgebliebenen Kranken und Gebrechlichen umgeben, sie erwartete. Das Grab war geöffnet, lag ehrenvoll an der Kirchenmauer, die Leidtragenden umringten es und schwiegen. Den Toten hatten die Träger niedergesetzt und legten ihn, nachdem sie ihn völlig eingehüllt, in den hölzernen Sarg. Pater Bernhard trat vor und betete laut — das goldene Abendlicht umriß seine dunkle Gestalt mit fremdartigem Patriarchenschimmer. Noch schwiegen die Leute erschüttert, doch als der Sarg mit dumpfem Rasseln in der Tiefe verschwand, da begann ein wildes, leidenschaftliches Klagen. Der Alte, mit welchem Christoph im Walde gesprochen, tat ein paar wankende Schritte bis an den Grabesrand und rief mit entblößtem Haupt und mit einer Stimme, die auch das jammernde Weibervolk zum Schweigen brachte: „Du warst allein — wir sind allein! Fahr wohl! Der Herr der Heerscharen erwartet dich, und seine Sonne leuchtet! Uns wird sie untergehen. Du triffst sie wieder. Aber wir wollen dir treu sein und deinetwegen unserem Verderber nicht fluchen. Auch er erwacht am jüngsten Tage."

Bis zu den letzten Worten hatten die anderen in tiefster Zustimmung gelauscht — doch als der Alte den jüngsten Tag genannt, da fuhr es wie ein reißender Blitz über die gebeugten Köpfe her — sie richteten sich auf. Rachedurst, unendliche Empörung gewannen die Oberherrschaft. Plötzlich deutete einer von den jüngeren Männern mit starrem Finger zur Burg des Fronherrn hinüber — alle Blicke folgten hastig dem willkommenen Hinweis. Weit drüben sahen sie in zierlichem Aufzug den Ritter mit einer Gesellschaft von Edelleuten und schönen Damen aus dem Tor der Ringmauer reiten — in heiterer Abendlaune ließ man den hüpfenden Rößlein zum Fluß hinunter freien Lauf. Eine wilde und stürmische Bewegung durchfuhr in diesem Augenblick die Bauern — nachstürzen, niederschlagen, mit einem Mal in unerhörter Kühnheit das Joch ihrer Kinder abschütteln. Doch Pater Bernhard stellte sich gebietend vor ihnen auf — er rief:

„Was wollt ihr! Brüder! Denkt an ihn!"

Da schämten sie sich, murrten ein wenig und schwiegen. Dann gingen sie flüsternd und mit flüchtigem Gruße auseinander.

Christoph trat zu dem Mönch. Sie sahen beide noch eine Weile schweigend dem Totengräber zu, der mit eifriger Gärtnermiene das Grab füllte. Er murmelte dabei mit zufriedenem Lächeln vor sich hin, daß dieses Ruheplätzchen das schönste

auf dem ganzen Friedhof wäre, da es zwischen Pater Bernhards ehrwürdiger Mutter und einem Ritter von Helfenstein läge, der nach der Legende vor Zeiten einen Drachen, das Schrecknis des Tales, getötet hätte. Christoph fragte ablenkend, ob denn dem Ritter Karl auch ein würdiges Denkmal errichtet würde, worauf der Totengräber sich hastig aufrichtete und auf den Spaten gestützt mit feierlicher Miene erklärte, daß die letzten Spargroschen der Gemeinde für einen alten, ehernen Kruzifix an Simon, den reisenden Juden, hingegeben wären.

Nachdem er den alten Kauz beschenkt, beeilte sich Christoph dem Pater zu folgen, der schon während des Geschwätzes sich entfernt und zum Flusse hinunter einen Wiesenpfad betreten hatte.

„Verzeiht, Vater, Ihr kehrt zum Kloster zurück? Darf ich Euch begleiten?"

Der Mönch erwiderte: „Wenn Ihr in meiner Zelle einen Becher unseres Klosterweines annehmen wollt, wird es mich freuen. Ihr werdet auch der Stärkung bedürfen."

„Ich bin seit Sonnenaufgang unterwegs," versetzte Christoph. „Mein innerster Trieb läßt mich einsam wandern, wenn es mir auch an Mitteln, Roß und Knecht zu halten, nicht gebricht. Ich komme aus Nürnberg und will vor Neumond bis Mainz gelangen."

„Bis Mainz? Ein gutes Stück Weg."

„Und doch nur eine Flügelspanne gegen die Weltreisen, welche der träumende Geist zurücklegt. Mir ist das böse Loos beschieden, ein Ziel zu suchen, das ich nicht kenne. Ich trage die Last der Zeit."

„Die Last der Zeit kann Christus von Euch nehmen", erwiderte der Pater. „Es gibt nur ewige Lasten."

„Die gibt es", sagte Christoph mit schwerem Seufzer und lächelte herb.

Der Mönch blieb stehen, wandte sich im Kreise herum, und seine magere, aus dem weiten Kuttenärmel herausgestreckte Hand zog stolz und streng die kreisende Bewegung mit.

„In diesem Lande des Frühlings", sagte er, „werden bald die zeitlichen und ewigen Mächte einander fürchterlich bekämpfen. Ich bin zu alt, um mich dazwischen zu werfen, zu klug, um mich jetzt noch als Pflaster für die Hufe stürmender Kriegsrosse hinzustrecken. Noch liegt die milde Abendglut des Himmels über diesen Wiesen, silbern rinnt der Fluß. Bald aber wird hier eine irdische Glut emporqualmen, gar dunkel und entsetzlich, und die silbernen Wellen werden sich purpurn färben."

„Befürchtet Ihr den Aufstand der Bauern?"

„Er ist gewiß. Karl von Miltenburg hatte ihn aufgehalten. Ein Hort der Gerechtigkeit dem Fronherrn gegenüber, ein Hort der Liebe für die Geknechteten, die er immer wieder in das Heiligtum ihres inneren Besitzes wies. Er hat diesem Tal den Frieden erhalten. Thomas Münzers Taten klangen hier wie eine ferne, schreckliche Sage. Vergebens hielten die Ritter Geyer und Götz flehende Zwiesprach mit dem Ritter Karl — er sah das große Unheil der Zukunft über dem

kleinen, gegenwärtigen, umarmte die beiden und rief: Sie sollten ihn lassen. Nun aber —"

„Nun?" fragte Christoph angstvoll.

„Nun, da er tot ist, sehen und hören ihn die Bauern nicht mehr — ich weiß, sie haben sich insgeheim der schwarzen Brüderschaft ergeben und warten auf das Zeichen der verblendeten Führer, mit Brandfackeln in den Besitz ihres Herrn zu stürzen."

Sie standen jetzt am Ufer des Flusses, dessen schimmernde Wellen leise und kühl an ihren Füßen vorüberglitten. Ein einfacher Steg führte zum jenseitigen Ufer hinüber, sie betraten ihn und blieben eine Weile darauf stehen, die Hände auf das Geländer gestützt und mit ernsten Augen den fliehenden Wassern folgend.

„Trostloses Weh überfällt mich, Vater," sagte Christoph „wenn ich überdenke, wie edler Same doch sogleich ein wildes Unkraut zeitigt. Überdenken wir die ganze menschliche Geschichte, immer ist es dasselbe gewesen. Ich glaube, ich kann zu Euch ohne Furcht und Mißtrauen sprechen. Ihr seid wohl einer von den ganz Einsamen, denen Rom wie Wittenberg fernliegt — fremde Gewalten, die an Euch vorübergleiten. Luther war auch ein Mönch — ein Augustiner, und Ihr werdet ihm sicher den Adel seiner Überzeugung nicht streiten. Ihr braucht es mir nicht zuzugeben, denn ich weiß wohl, Euer Abt steht in römischen Diensten."

„Ihr seid ein Lutheraner?"

„Ich möchte ein Christ sein!" rief der Fremde. „Denn diese Kämpfe — sie haben mich zermürbt. Verdammt mich nicht: ich bin schon durch die ganze Hölle der Zeit gelaufen. Ich war ein Bilderstürmer, ich war ein Bauernfreund, ich bin von den Satzungen Luthers und Zwinglis hin und her gerissen worden — überall irrte ich, und nirgends fand ich Boden. Mir ist nunmehr, als ob ich als Kind, im einfältigen Glauben meiner Väter am glücklichsten gewesen wäre. Ihr lächelt? Lächelt nicht, ich bitt' Euch. Ihr könnt nicht ermessen, was für ein Unglück es ist, jetzt jung zu sein."

„Wie können die Mächte der Welt an Eurem Innersten rütteln?"

„Mein Innerstes war eben noch nicht da — ich meine," fügte Christoph rasch hinzu, da der Mönch sich anschickte den Steg zu verlassen und das andere Ufer zu betreten, „ich meine, es mußte durch die Klärung der großen Ideen unserer Tage erst gewonnen und geboren werden! Empfänglich war ich! Ach, es glühte in mir wie Gottesgewalt, als ich in meiner väterlichen Burg von reisenden Kaufleuten Luthers Taten erzählen hörte. Immer sah ich ihn vor mir, den Feuergeist in seiner armen Kutte, wie er an das Kirchentor zu Wittenberg seine Thesen schlug. Da litt es mich nicht länger zu Hause, ich zog nach Wittenberg, vom Fluche meiner frommen Eltern verfolgt, doch in dem ersehnten Orte gelangte ich nicht zu Luther, sondern in die heimliche Gemeinschaft wilder Studenten, die mich mitzogen in ihre nächtlichen Feste. Wir konnten nicht anders, wir mußten über Luthers strenge Mäßigung hinwegschreiten — ich selber zerstörte in einem pfäffischen Nest mit diesen Händen den Altar und mußte fliehen, da mich ein Genosse zu verraten drohte!

In steigender Gewissensangst kam ich zu Zwingli nach Zürich — all meine Wünsche, auf Reisen das Evangelium zu predigen, sanken dahin, denn ich erkannte, daß meine Rede keine Macht über Menschen besaß, und daß ich schuldbeladen war, statt frei und glücklich. Die kühle Gesetzmäßigkeit des Schweizer Lehrers, den ich bewunderte, aber nicht liebte, hielt mich nicht lange fest — ich kehrte nach Deutschland zurück und fand den Bauernkrieg in Flammen. Doch wehe, wehe meinem müden Herzen! Mich hinein zu stürzen, ritterlich in guter Sache den Zweifeln meiner Seele ein Ende zu machen, zu fallen wie ein Kriegsmann — ich vermochte es nicht mehr! Zur Schreiberseele war ich geworden! Und wenn dies ungerecht gegen mich selber klingen mag — ich fand doch keine Lust an diesem Kampfe, der so entsetzliche Leiden ohne Hoffnung auf die Freuden des Sieges bringt. Ich bin am Ende mit meinem Widerstand. Jedes Marienbildchen am Wege kann mich fällen."

Der Pater war ernst geworden — finstere Schatten legten sich auf seine alten Züge.

„Was soll ich Euch raten?" sagte er leise. „Ihr scheint mir frevelhaft den Schaum des Daseins abgeschöpft zu haben."

„Ja, wenn das Dasein selbst nicht nur ein trügender Schaum ist!" rief Christoph.

Der Mönch blieb stehen. „Tor," erwiderte er mit blitzenden Augen. „Gehe hin auf diesen Weinberg, der fleißige Winzerhände braucht — wenn dir nur eine reife Traube zu ziehen gelingt, so ist es deiner Seele besser, denn alles üppig blühende Unkraut, das du auf den Bergen des Lebens gepflückt hast."

Christoph schwieg auf diese eifernde Anklage, denn es tat seiner Zerrissenheit beinahe wohl, von der Abgeklärtheit wunschlosen Alters zurechtgewiesen zu werden. Er senkte den Kopf. Langsam stieg er neben dem rüstigen Begleiter den Pfad hinauf, der aus der Ebene allmählich auf die mit Reben bepflanzte Höhe führte. Oben leuchtete weiß und still das Kloster. An einigen Winzern, die ihrem Feierabend entgegenarbeiteten, kamen sie vorüber, und der Pater wurde ehrerbietig gegrüßt, seinem jungen Begleiter folgten neugierige Blicke. Schon hatte der Himmel das letzte Sonnenrot verloren, ein kühler Wind strich über die Hügel, und stärkere Schatten senkten sich mit ihrer nächtigen Farbe auf die Landschaft. In bleicher Höhe kreiste ein Bussard.

„Ihr mögt mich schelten," begann jetzt Christoph wieder demütig und gepreßt, „Ihr mögt mich herabsetzen, soviel Ihr wollt. Es ist gar leicht die Summe zu ziehen, wenn alle Posten ehrlich aufgeschrieben werden. Vater, Ihr solltet mir lieber vergeben."

„Genug, mein Lieber!" rief der Mönch jetzt ungeduldig. „Bei mir ist weder von Vergeben noch von Anklagen die Rede. Ich habe nur des Beichtvaters Ohren. Doch sagt mir, in welchem Verhältnis standet Ihr eigentlich zu dem Manne, den wir eben begruben? Ihr sagtet mir, Ihr wäret weder sein Freund, noch sein Verwandter gewesen, und dennoch wollt Ihr ihn gekannt haben. Da ich den entschlafenen Ritter sehr geliebt habe, doch nie einen Menschen sprach,

der ihn in seinem früheren Lebenslauf gesehen, so bitte ich Euch, mir zu sagen, was Ihr von ihm wißt, und was Ihr für gut haltet, daß ich es zu Eurem Vorteil erfahre."

„Das ist mein tiefster Wunsch, Ehrwürdigster," erwiderte Christoph. „Der Mond geht auf, meine Seele wird ruhiger, ich werde Euch im Freien am besten beichten können — das Dunkel der Kirche lockt mich nicht. Ich erzählte Euch schon, sein Vater und der meinige waren Nachbarn — bei Regensburg an den Ufern der Donau ragen ihre Burgen empor. Ich bin meiner Eltern einziges Kind. Karl hatte eine Schwester, Sibylle von Miltenburg, ein gar nicht schönes, aber starkes und seltsames Frauenbild von raschem Mut und fröhlicher Laune. Auch Karl war, Ihr werdet es mir nicht glauben, da Ihr ihn nur in seiner seltsamen Verpuppung gekannt habt — er war ein rechter Springinsfeld. Mir blassem Träumer, der ich den Freuden der Jagd und des Waffenspieles abhold war, zumeist am Schreibtisch meines Studierzimmers saß und nur, wenn die Sonne gar zu keck auf meinen Pergamenten spielte, aufstand und am Fenster gramvoll in die leuchtende Landschaft starrte — mir schien des Nachbars Lebensführung so fern von jeglichem Problem, von jeder tieferen Sorge, daß ich ihn nur den bunten Singvögeln unseres Gartens vergleichen konnte, die leben, schön sind, sich begatten und im Nachtfrost sterben. So erschien er mir, denn ich sah ihn tagaus, tagein immer nur Stelldichein mit kindischen Genossen einhalten, die Tiere des Waldes jagen und gegen Abend mit den Dorfmädchen der Gegend Bälle werfen, Haschemann spielen und tanzen. Ich konnte mich eines bitteren Lächelns nicht erwehren, denn ich, ich Tor, mit meinem Erkenntnisdrang, ich brütete in grauer Stube über den Geheimnissen der Apokalypse, und er —!"

„Er war ein tiefer Kenner davon," warf der Mönch hier ein.

Christoph schwieg einen Augenblick überrascht, dann sagte er eifrig: „Meint Ihr? ... Das muß er aber erst viel später geworden sein, denn ich konnte ihm die Einteilung seines Tages genau nachrechnen."

„Konnte er das auch mit der Euren?"

„Er versuchte es zu meinem Ärger oft und ohne rechte Achtung, wie mir schien. Denn plötzlich erschien er bei mir oben, musterte mit flüchtigem Anteil die mühselige Sammlung meiner Wissenschaft und bat mich dann mit nachsichtslosem Drängen mitzutun, zur Jagd mein friedliches Roß zu satteln, oder mich zum Tanze in ein Narrengewand zu stecken, denn er haßte offenbar das ernste Schwarzgewand des Gelehrten."

„Seltsam," meinte der Alte. „Dennoch setzte mich seine Gelehrsamkeit oft in Staunen. Ich lernte vielerlei von ihm und brauche mich nicht unwissend zu nennen."

Wieder schwieg Christoph betroffen und rief dann eifrig: „Auch dies, mein Vater, gehört ganz sicher Karls letzten Jahren an. Gelehrter und Freund der Frauen — das paßt gar schlecht. Glaubt mir, ich kannte ihn. Die Verschiedenheit unserer Naturen hat mir den Blick geschärft. Den überall Beliebten

habe ich kühler und sachlicher betrachtet. Doch ich schätze ihn hoch, das mögt Ihr mir glauben, denn ich gerade, der ich an mir das Schicksal aller Märtyrer des Wissens erfuhr, daß nämlich die tiefste Erkenntnis sich am weitesten von der schönen Oberfläche der Dinge entfernt, ich verehrte in ihm, der so in aller Jugendfrische und Schönheit wie ein Waldquell aus Gottes Händen hervorlief, den wahren Sinn des Universum, das „Glück", das einzige, unbewußte. Und wenn ich einsam um ihn litt, machte er mich wieder lächeln. Götterliebling, dachte ich, wenn du morgen stirbst, so hast du bis zuletzt den goldenen Kelch geleert, und schöne Frauen werden um dich weinen — bis der Nächste kommt. So beruhigte ich mich allmählich und verbannte den aufsteigenden Groll gegen ihn, auch meinen Wert erkennend. Das ging so, bis ein Erlebnis, das uns beide traf, einen ewigen Riß in unser zartes Verhältnis brachte."

„Was war das?" fragte der Pater lächelnd. „Ich vermute — Ihr verzeiht, lieber Junker, das Fräulein Maria Pirkheimer seligen Gedächtnisses? Die war der Riß? Sprecht ohne Umstände."

„Die war es," erwiderte Christoph träumend und sah das Lächeln des Begleiters nicht. „In den ersten Frühlingstagen anni 1517 kam sie zu Ritter Karls Eltern, ein holder Besuch, des Nürnberger Ratsherrn Tochter, ein echtes Kind aus jener wundersamen Stadt der Künste. Ich hörte schon vor ihrer Ankunft von ihr, und Dürers Madonna, Hans Sachsens traulich schimmernde Werkstatt, das waren die Töne, die mit ihrem Namen in mein Ohr klangen. Doch nicht die absolute Lebenskraft jener Großen, nicht das, was mich für immer in die Schranke des stummen Betrachtens gewiesen hätte, erwartete ich von ihr — nein, wie ein holder Abglanz jener Erhabenheit mußte sie sein, denn sie, die aus Kraft und Schönheit kam, sie sollte für ihr krankes Herz auf den milden Höhen unserer Gegend Genesung finden, eine Leidende kam sie, und ich, ein Leidender, fühlte mich ihr verwandt. Lange begegnete ich ihr nicht aus unbezwinglicher Scheu, doch eines Tages führte mich der Zufall im Walde mit ihr zusammen. Sie erging sich dort mit Ritter Karl — Schneeglöckchen hatten die beiden gepflückt und wanden sie zum Kranze. Noch ahnte ich nicht, daß Maria schon mehr als ein Gast für ihn war. Ich wanderte mit ihnen, ich verließ meine Stube häufiger als sonst, und in meiner guten Torheit freute ich mich, wenn Karls leichtere und sieggewohnte Art die schlummernden Geister des Frohsinns in Marias ernsten Augen weckte. Ich war überzeugt, daß meine tiefere Teilnahme an ihrem Geschick, mein prüfender Blick in den wahren Wert ihres Wesens ihr am nächsten stehen müßte. Bald regte es sich heißer und schmerzlicher in mir — in stundenlanger, einsamer Wanderung wurde es mir klar und klarer, daß ich an den entscheidenden Wendepunkt meines Daseins gelangt war. Daß diese zarte Menschenblume, die ich im Walde des Lebens getroffen, mir geblüht, daß ich berufen wäre, sie zu pflegen und mein Leben bei ihr anzubauen. Mag sein, daß mein Wesen ihr gegenüber sich allzu rasch veränderte — sie bemerkte es, schien zu erschrecken und hielt sich in der auffälligsten Weise von mir fern. Der heftige Kampf des

Zweifels, der nun in mir begann, dauerte nicht lange — an einem stürmischen Apriltage, als ich am Ufer den erregten Wogen der Donau folgte, begegnete mir Karl, ich Narr entdeckte mich ihm, um Trost zu hören, und erfuhr — — nun, Ihr erlaßt mir die Schilderung dieser alten Not. Sie war seine Braut, und ich verzweifelte. Ich fand den Unwert meines Daseins besiegelt. Damals, Pater Bernhard, damals kamen die großen Gerüchte der Welt zu mir. Luthers reines gewaltiges Streben riß mich empor, ich flüchte der Kleinheit meiner Sehnsucht, suchte Gott und nicht das Weib und zog nach Wittenberg — das übrige wißt Ihr."

Christoph schwieg. Die alten Augen des Mönches waren jetzt freundlicher auf seine bleichen, bebenden Züge gerichtet. Der Greis nahm seine Hand und sagte: „Ja, lieber Herr — vom übrigen weiß ich nun wohl mehr, als Ihr."

„Das vermute ich," stieß Christoph leise hervor. „Ihr könnt ermessen, wie schrecklich mich die Nachricht traf, daß meine Maria das hohe Fest ihrer Jugend, das ich ihr trotzalldem von Herzen gönnte, nicht gefeiert hat. Was kümmerte mich ihr Geliebter? Er tat mir leid, aber sie, der jähe Untergang ihrer himmlischen Schönheit, war ein ewiger Reif für mich, der sich auf jeden kommenden Frühling legte. Wie erstarrt hörte ich damals die teilnahmlose Erzählung des Landsknechtes. Ich flocht ihr aus den nie verwelkten Blüten meiner Liebe einen Kranz und machte mich auf, in Franken ihre letzten Spuren zu finden."

„Nun sagt mir, Junker," fragte jetzt der Mönch bedeutungsvoll, indem er plötzlich Christoph am Arm festhielt und mit ihm stehen blieb — „erstauntet Ihr denn gar nicht über das Los, das Ritter Karl nach dem Tode seiner Geliebten wählte? Stimmte Euch das denn sogleich zu dem Bilde, das Ihr früher von ihm gehabt?"

„Wahrlich nicht, Ehrwürdiger," erwiderte Christoph und senkte den Blick — „ich sann darüber nach, verstand es nicht und begann es schließlich nicht zu glauben. Dieser Unglaube, ich gesteh' es Euch nicht ohne Beschämung, er tat mir förmlich wohl. Er schien mir recht zu geben nach all' den Qualen vergangener Tage. Das hielt solange an, bis mich der wunderlichste, gütigste oder tückischste Zufall in diese Täler führte, und ich am Abend, aller Frühlingssehnsucht voll, urplötzlich vor dem stillen Toten stand."

„So wäre es Euch also lieb, einen Einblick in die letzten Jahre des Einsamen zu tun, ein wenig in seinem Lebensbuche zu blättern?"

„Lieb!" rief Christoph, dem das Blut in die Wangen schoß. „Es ist mein höchster Wunsch, der stärkste, den mein armes Herz noch aufzubringen vermag! Könnt Ihr mir solchen Einblick geben, Vater? Könnt Ihr das?!"

„Ich kann es, lieber Sohn," versetzte der Mönch, „denn er hat mich zum Erben seiner einsamen Aufzeichnungen gemacht. Als seine Leiden wuchsen, ließ er mich rufen und übergab mir eine versiegelte Pergamentrolle. Sprechen konnte er nicht mehr, aber sein Blick sprach alles. Ich habe in das Schriftstück hineingesehen, mir wurde dabei wie einem Kinde, das aus Waldesdunkel plötzlich in ein

tiefes, wunderſames Tal blickt. Noch zog ich mich ſcheu in die Dunkelheit zurück, wie ſolch ein Kind tut — doch mit Euch will ich es wagen, noch einmal hinaus-zutreten und in die unbekannte Tiefe mich zu verſenken. Die Sterne ſind am Himmel — ſeht, wir ſtehen an der Pforte des Kloſters. Folgt mir hinein in meine Zelle, bei rotem Wein und weißem Brot wollen wir gemeinſam Totenmeſſe für Ritter Karl halten. Und dann verſchmäht Ihr auch ein hartes Kloſterlager nicht, nicht wahr? Vielleicht, daß Ihr auf meiner Diele ſanfter ſchlaft, denn je auf den weichen Betten Eurer Väter."

ie ſtanden vor der Pforte, der Alte ſchlug den Ring, das Tor ſprang auf, und ſie ſchritten an dem ſchweigenden Pförtner vorüber in das ernſte Gebäude. Bald nahm ſie die Zelle des Paters mit mil-dem Lampenſcheine auf. Es war ein kleiner, ziemlich kahler Raum — ein ſchwerer Eichentiſch ſtand unter dem niederen Fenſter, und eine einfache Lagerſtatt befand ſich auf ebener Erde. Auf dem Tiſche lag eine rieſige, lateiniſche Bibel in Schweinslederband, am Fenſter lehnte ein dunkler Kruzifix aus Erzguß — wie Chriſtoph ſofort erkannte, die Arbeit eines bedeuten-den Künſtlers. Pater Bernhard bemerkte, daß ſein Gaſt den Kruzifix mit prüfen-dem Auge maß, trat ihm zur Seite und ſprach: „Eines Nürnberger Meiſters Gabe. Gefällt ſie Euch? Sie ſtammt vom jüngeren Viſcher."

„Herrlich," flüſterte Chriſtoph. „Wieviel ſchöner iſt doch dieſe göttliche, erhabene Auffaſſung der neuen Schule gegen den troſtloſen Jammer der Körperlichkeit, in welchem frühere Meiſter ihre Heilande darſtellten. Das Niederdrückende der Vergänglichkeit fällt bei ſolchem Werke fort, die Wunderworte tönen uns ver-nehmlich entgegen: Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg?"

„Auch ich verehre die Kraft der Kunſt mehr in der Verwirklichung des Idealen, als in der Nachbildung irdiſcher Dinge. Obwohl nicht verkannt werden darf, daß eines nicht ohne das andere zu denken iſt, und beides zu einander ſich etwa ſo verhält, wie Mannesalter zur Kindheit. Aber wie kann mir das gemalte Blut und die geſchnitzte Dürftigkeit des gepeinigten Leibes ſoviel geben, wie mir der offenbare Sieg des Geiſtes, des Vollbringens gibt? In dieſen großen und doch weichen Erzlinien, in dieſem unendlichen Adel des Glaubens, des Gefühls, liegt alles. Ecce homo. Das Bild der männlichen Seele für alle Zeit."

Sie ſtanden noch eine Weile vor dem Kruzifix. Doch immer wieder blickte Chriſtoph verſtohlen zur Seite, denn noch niemals hatte er die erſehnte Ver-ſchmelzung von Gottesbild und Kunſtwerk ſo ſchön geſehen, wie jetzt in den ſinnenden Augen des alten Mönches.

„Setzt Euch, lieber Herr", unterbrach jetzt plötzlich der Pater das Geſpräch. „Ich hole uns das Nachtmahl und die Pergamentrolle — Ihr wißt." Er ging hinaus, und Chriſtoph träumte, allein am Tiſche ſitzend, durch das offene Fenſterchen in den Frühlingsabend hinaus. Der blühende Zweig eines Apfelbaumes nickte, vom Winde ſanft bewegt, in der dämmrigen Öffnung, das letzte, müde Zwitſchern einer Droſſel kündete die nahende Nachtruhe an.

Jetzt kehrte der Pater in die Zelle zurück — er schleppte eifrig einen Steinkrug mit zwei Bechern, sowie einen frischen Laib Brot, und legte dies alles behaglich stöhnend auf die Tischplatte. Er setzte sich zu Christoph, sie beteten, dann aßen und tranken sie schweigend.

„Es ist ein kärgliches Mahl, Ihr werdet Besseres gewöhnt sein," sagte der Alte — „aber wartet, ich werde Euch noch einen Winterapfel aus unserer Vorratskammer holen." Er wollte wieder aufstehen und sich entfernen, doch Christoph hielt ihn fest und sagte dringlich: „Ich bitte Euch, Ehrwürdiger, laßt doch alle Umstände, ich danke Euch von Herzen für alles, was Ihr mir spendet, und brenne jetzt vor Begierde, daß Ihr mir Euer großes Versprechen einlöst."

„Ihr seid noch jung, das merk' ich," versetzte der Pater lächelnd. „Sei's denn — wir wollen lesen."

Er zog die mit einem Seidenfaden umwickelte Rolle aus der inneren Tasche seiner Kutte hervor, setzte sich eine umfangreiche Brille auf die Nase, rückte die Lampe dicht zu sich heran und sagte, nachdem er eine Weile in das aufgerollte Blatt geblickt, mit leiserer Stimme: „Das eine müßt Ihr mir einräumen, Junker — ich kann Euch weder die Rolle leihen noch schenken, denn das widerspräche dem letzten Willen des Verstorbenen. Auch kann ich Euch jetzt nicht zu später Stunde die gesamten Aufzeichnungen vorlesen. Es würde auch vieles davon keine Teilnahme bei Euch finden — die langen, selbstverständlich sich wiederholenden Zwiesprachen, die der Einsame mit der Natur und seinen eigenen Träumen geführt hat, sind es nicht, was Ihr hören wollt. Aber ich habe das Ganze doch soweit durchgesehen, daß ich die Stellen kenne, die wir brauchen, und ich zweifle nicht, daß Euch diese schon ein vollkommenes Bild geben werden. Hört zu ..."

„Laßt seine Schrift mich sehen", bat Christoph, erregt an den Alten heranrückend. Nachdem er dann scheu hineingeblickt, fragte er mit starren Augen: „Wie starb er eigentlich? Hat eine plötzliche Krankheit ihn hingerafft?"

„Nein, Junker — ich sagte Euch noch nicht alles. Vor einem Monat etwa traf ihn, als er im Walde Pilze sammelte, ein Pfeilschuß aus dem Hinterhalt."

„Wie!"

„Die Bauern meinen, aus des Fronherrn Sippe müsse der Mordbube stammen — ich weiß es nicht, aber ich denke es mir. Die Wunde schien anfangs leicht, doch wollte sie sich nicht schließen. Siechtum überfiel den stets Gesunden, er verließ sein ärmliches Lager nicht mehr, und gestern morgen fand man ihn tot."

„Was kann den Helfensteiner zu solcher Untat bewogen haben? Gegen ihn, den harmlosen Einsiedler?"

„Den fürchtete er mehr, als alle Bauernwaffen und Schwarmgeister dieser Tage", versetzte der Mönch. „Der stille, große Widerstand Christi in diesem einen — der war ihm lästig. Aber er hat ihm dennoch nichts Übles getan, denn Ritter Karl war jeglichen Tag bereit, den Tod gar festlich zu empfangen. Ihr werdet aus diesen Blättern ersehen ... doch still. Die Brüder schreiten den Gang ent-

lang. Sie dürfen uns so spät nicht sprechen hören, sonst forscht der Prior nach und findet unser Geheimnis, wunderlichst, unfromm und dennoch heiliger als all' die Reliquien, die er im Refektorium bewahrt. Ja, Junker, so seltsam gebärdet sich das Leben. Ich gebe Euch hier das Beste, Ehrlichste und Reinste, bekenne mich dazu, und wenn Ihr's jenen verrietet, ginge ich meines Ordenskleides verlustig."

Sie lauschten noch eine Zeitlang dem verhallenden Nachtgebet der Mönche, die draußen vorüberzogen — dann, als alles wieder verstummt war, begann Pater Bernhard halblaut zu lesen. Christoph las die Wunder eines toten Lebens, Sehnsucht, Glück, Verderben von seinem greisen Antlitz ab.

„Ich will Euch zunächst den Beginn der Aufzeichnungen geben," begann der Pater — „das Ganze erstreckt sich durch die letzten drei Jahre. Auf diesem ersten Blatte fängt Ritter Karl mit sorgfältiger Zierschrift an — seht her, man sieht daran die Freude an der neuen Tätigkeit. Er hat sogar die schwarzen Initialen mit roten Schnörkeln geschmückt. Also lautet die erste Seite:

Die Himmelfahrt Mariä ist ein wundersames Fest. Ich bin heute den ganzen Tag über leuchtende Felder gewandert, zum ersten Male seit Jahren fühlte ich meine erstarrte Seele mit der warmen Fülle des Lebens wieder ein Ganzes werden. Kein Fremdling mehr in dieser Fremde, sah ich einen großen, schwarzen Vorhang über den wirren Bildern der Vergangenheit fallen, wendete mich ab und blickte in endloses Licht. Mein Gemüt war so glücklich, mein Körper so leicht und dennoch matt und wund — ich bin auf den Wiesenteppich am Ufer des Flusses hingesunken und habe geweint. Wenn Weinen Hingabe des ganzen, erstarrten Ichs an eine kleine Vergänglichkeit ist. Denn Tränen habe ich nie gekannt.

Abends wieder in der Hütte. Ich bringe Feldblumen und einen unendlichen Gewinn mit heim: Lebenspilger will ich werden, nicht Todespilger, denn du umschwebst mich, lieber Engel, das Bild deiner lebendigen Herrlichkeit, nicht der welke Duft deines Grabes. Ich will, ich möchte noch verweilen. Denn tot ist nur die trockene Materia, auf der wir wandeln, die unsere Seele täglich neu zurückläßt — lebendig aber ist das treue Gedenken, das innerste Auge, und es steht uns frei, ein Weltbild, das wir in der rätselhaften Klause unseres Hauptes tragen, vom Winde umweht, im Lichte lebendig, täglich neu zu gestalten ...

Aus grauen, fürchterlichen Sturmtagen kam ich hierher. Die Flucht vor der Vergangenheit trieb mich wie ein höllischer Kobold im Kreislauf immer neuen Entsetzens herum, denn indem sie mich wegführte, brachte sie mich immer wieder zu den alten Bildern. In einem fremden, friedlichen Lande, im Schatten eines Buchenwaldes baute ich mir die Hütte, in der ich mein Leben zu beschließen gedenke. Ich weiß, auch hier ist Friede nur ein Wahn, aber er ist mir doch näher als sonst, ich bin allein, ich kann denken. Mein treues Roß Thassilo, das mich hierhergetragen, ließ ich auf den Wiesenhängen weiden, die guten Leute hier duldeten mich als Einsiedler, Arzt und Helfer in allerlei Not. Des Waldes

Früchte boten mir Nahrung, und die Dorfkinder, die rasch Vertrauen zu mir faßten, brachten mir täglich schlichte Gaben — ich lehrte sie dafür den Bogen spannen, kleine Lieder singen, den Flug der Vögel verstehen und die tieferen Zeichen der Natur.

Wie ein Büßer trug ich bis heute die Jahre der Einsamkeit, und nun, da ich in besserer Stunde auf sie zurückschaue, scheinen sie mir dennoch unerträglich. Es ist ein unentrinnbares Mißgeschick, daß der Mensch mit seinem ihm verliehenen Gottesauge Offenbarung und Erlösung nur von außen kommen sieht. Wie eine dürstende Pflanze braucht unser Geist die äußere Belebung durch das Quellwasser, welches alle Lebendigen tränkt, mag man es Liebe oder Sonne oder Besitz nennen, ich weiß den rechten Namen nicht. Die Erinnerung, zu der die Glücklosen fliehen, ist nur Scheintod, nicht das Leben. Treu wahrlich diente bei Tag und Nacht mein armes Hirn um schöne Erinnerung — aber die Marter meiner jungen, gepeinigten Kräfte machte mich müde vor der Zeit, immer wieder erschien ich mir, wenn ich mein dunkles Lager verließ und in den Morgen hinausschritt, wie der letzte Mensch auf Erden, der zwischen Millionen Gräbern einsam, schattenhaft umherirrt. Deine Liebe ist tot, deine Liebe ist tot — so umdrängte es mich raunend wie von Geisterstimmen allerorts. Dein Dasein ist eitel, deine Sehnsucht nichtig, dein Streben ohne Ziel. Damals auf der Höhe von Nürnberg, als man sie begrub, da hättest du die schimmernde Lüge deines Ritterschlages hinwerfen und mit raschem Dolchstoß dich zu ihr ins warme Frühlingsbett der Heimat gesellen müssen. Nun irrst du umher und suchst — aber du wirst nicht finden, dein Stern ist erloschen, der graue Sturmhimmel über dir wird sich nimmermehr auftun.

So war es bis heute. Bis Mariä Himmelfahrt. Und heute ist das Wunderbare, Herrliche über mich gekommen, heute abend, als ich trunken von Licht und Duft in meine Hütte zurückkehrte. Was war es doch, was mir zuerst die Wandlung gab? Ich will mich besinnen. — Ich stieg im Halbschlaf meiner sehnenden Gedanken durch die golddurchtränkte Luft, von süßem Winde umweht, ich stieg den Rebenhügel zum Kloster hinan. Da hemmte plötzlich der einfältige Klang einer Schalmei meine Schritte. Aufblickend und im wirren Halberfassen des großen Abendbildes um mich her, sah ich einen Ziegenhirten, einen zwanzigjährigen, zerlumpten Burschen von tiefster Armut, mir den Rücken zugekehrt, am Abhang sitzen und still vor sich hinblasen. Zärtlich, mit feinem Geschick führten seine schwarzen Finger das kleine Instrument am Munde. Er sah mich nicht. Ich erinnerte mich, daß er vor Wochen bei mir gewesen, bleich wie ein Sterbender, und mir sein Leid geklagt, daß des Dorfschulzen Tochter, der er sein Leben lang treu gedient, und die auch ihn nicht ohne ein Zeichen ihrer Gunst gelassen, den Bräutigam erwählt hätte — was ihm aber als das Härteste erschien, ihn vor den Leuten nicht mehr achten wollte. Mit halber Ungeduld hörte ich damals das langwierige Geständnis an und mußte mich, von eigenem Gram beschwert, fast dazu zwingen, den Jungen aufzurichten und auf Gott zu weisen. Er schlich davon,

so trüb und schwer, daß es mir angst um sein Leben wurde. Nun sah ich den Verschmähten plötzlich wieder, nicht mehr schweigsam, auch nicht beredt, sondern eine kleine Hirtenflöte tönte die verschüttete Stimme seiner Seele aus. Ich hörte aus seinem Spiel zum erstenmal die selige Ergebung, welche Verzweiflung besiegt, das holdeste Bewußtsein einer Unschuld, die dem Schicksal überlegen wurde. Und noch mehr vernahm ich: es klang die unverlorene Liebe zur Verlorenen ergreifend hervor, die Gabe seiner Seele, die ihr Fuß nicht mehr zertrat, weil er sie sich selber spendete. Ich verließ ihn, ohne mich bemerkbar zu machen, und segnete ihn ganz still im glücklichen Land seiner Träume.

Und ich? Was bin ich mehr als solch ein Hirt? Was vermag ich zu schaffen? Wie vermag ich noch zu leben? Das Vieh, das sich zu dieses Hirten Füßen lagert, gleicht meinen Bauern — sie haben nur Wünsche und kennen mich nicht, sie hören nicht die gefesselte Stimme meiner Seele, die immer schmerzlicher, immer gewaltiger nach Äußerung ringt. Bald mußte sie tödlich werden. Doch der einsame Musikus hat mich gelehrt, daß man der Sehnsucht ein Tor öffnen kann, auch ohne Glück. Es ist nicht die Kunst der Meister, an die ich vermessen herantreten möchte — ich ehre sie zu hoch, als daß ich nicht vor Gottes Angesicht verstummen müßte. Also nicht eine Leistung der Kunst sei mein Tagebuch, sondern ein menschliches Geständnis, eine Gabe für mich selbst, das innigste Festhalten flüchtiger Schönheit, die nur mir vertraut ward, mir in alle Ewigkeit. —

Da stehen die ersten, schwarzen Zeichen. Wie kalt, wie hart, und sollen doch die Farben deines Bildes sein. Sie sind es nicht, sie dürfen es nur bedeuten. Darüber sei dir klar, du Schüler deiner selbst, und lerne erkennen, daß das kleinste Stück lebendigen Daseins mehr gilt, als der größte Flügelschlag erträumter Träume.

Ich war ein wilder, unsteter Knabe, aber meine Kindheit war ein Paradies, das weiß ich. Meine edlen, kraftvollen Eltern hatten goldene Zügel um mein ungestümes Wesen gelegt, in großer Weisheit hielten sie mein Gemüt in der glücklichsten Schwebe zwischen Wagemut und Denken. Auch bedeutete mir meine Schwester viel, die jetzt des Ritters Eberhard von Frankenstein tüchtige Hausfrau ist. Sie war wohl eigentlich das frohere Kind von uns beiden, auch das sanftere, denn in meiner Art lag Unruhe und Trotz. Rastloses Erfassen und wieder Loslassen aller Dinge, da größere und schönere zu locken schienen — das stürmende Herz jung Rolands, der in seiner Kleinheit doch den Bäumen und Bergen sich nahe dünkt, unmutig über wesensverwandte Natur, die ihm über den Kopf wächst, immer nur gedrängt ihr nachzustreben, mitzulaufen, und wenn es sich nicht greifen lassen will, das Leben selbstherrlich zu sich herabzuholen. Natürlich zeitigt solche Art ein immerwährend schmerzliches Entsagen, und aus tausend brennenden Wunden, die in das frische Ackerland der Seele gepflügt werden, blüht spät und allmählich erst in wahrer Schönheit die Liebe zu Gott auf. In dieser glücklichsten Zeit des Lebens bleibt unserem Schicksal gemäß das Bewußtsein vom Glück aus, und mich besonders quälte ein verborgener Gram über meine

eigene Unzulänglichkeit, die Empfindung eines beschämenden Mangels, welche ich keinem Menschen anvertrauen mochte. So ganz zur Mannesart war nämlich meine Kraft geweckt und täglich in Übung gehalten worden, daß ich heranreifend meine natürlichste Sehnsucht verkannte und rastlos die Lösung eines Rätsels suchte, das den Kern aller Dinge zu bilden schien, dessen Wesen mir doch völlig unklar geblieben. Bei den Mädchen, die ich kannte, hatte ich nie verweilt, ich war gewöhnt sie als etwas minderwertige Spielkameraden zu betrachten, als schwachen Notbehelf, wenn meine Knaben ausblieben. Fragen der Schönheit und Anmut, Fragen der Liebe, waren, wenn sie irgendwo schemenhaft auftauchten, für mich nur Fragen leiblicher Kraft. Und dennoch fühlte ich dunkel, daß aus diesen Umständen gerade der Bezirk meines Lebens sich täglich enger und enger zusammenzog, daß mein Weltbild gerade in den Tagen, wo ich eine ungeheure Sehnsucht nach Entfaltung, ein Erfassen der Unendlichkeit spürte, graue, jedes Ziel verschleiernde Farben erhielt. Da wurde mir die Lust an Jagd und Waffenspielen schal und nichtig, ich trennte mich von meinen Genossen, die ich heimlich dumm und gefühllos schalt, und am Ufer der Donau schritt ich einsam durch viele Stunden hin, indem ich mich enterbter und verlassener fühlte als Balthasar, der blinde Bettler, dem meine Schwester täglich eine Suppe brachte.

Als ich eines Tages von solcher Wanderung in unsere Burg zurückkehrte, fand ich dort alles in lebhafter Bewegung. Es war Besuch aus Nürnberg gekommen, mein weißlockiger Vater empfing ihn am Tor in seiner liebenswürdigen Korpulenz und Würde. Es mußte ein vornehmer Besuch sein, denn auch meine Mutter näherte sich, und das Gesinde hinter ihr in scheuer Ehrerbietung. Ich hielt mich abseits und sah die verschleierten Frauen an, die eben mit ihrer reisigen Begleiter Hilfe von den dampfenden Zeltern glitten und herzlich grüßten. Die Schlankere der beiden Gestalten küßte meine Schwester, die eben herangeflogen, mit besonderer Zärtlichkeit, und ich erriet schon halb, wer wohl die Gäste wären. Des vornehmen Ratsherrn Pirkheimer Tochter aus Nürnberg, deren Besuch uns angekündigt war, und ihre Muhme, eine ältliche Dame, die mich weiter nicht kümmerte. Ein zartes Mägdlein sei das Fräulein, hatte ich sagen hören, und solle aus engen Stadtgassen heraus in der reinen Frühlingsluft unseres Tales sich ein wenig kräftigen und erholen. Sie sei gar lieblich, gut und klug — ich hatte nicht weiter darauf geachtet, denn ich schritt eben mit Werner, dem Burgvogt, der mir das alles schwatzhaft erzählte, dicht am Flußufer entlang und erblickte einen großen silbernen Lachs, der langsam an uns vorüberschwamm und leichtiglich vom Wurfspieß hätte getroffen werden können. Ich hatte aber keinen bei mir, und traurig sah ich das schöne Tier verschwinden, einen blitzenden Streif.

Nun führte mich meine Schwester Sibylle der Angekommenen zu. Sie lüftete ihren Schleier — ich blieb stumm, denn ihre Anmut war wirklich groß und wirkte auf mich wie nie bisher ein weibliches Wesen.

O trockener Ton, Bericht des erkalteten Herzens — wie lügst du, wenn die Eitelkeit der Erzählergabe dich für Wahrheit hält. Nein, es ist nichts daran,

dem Lauf der Tage nachzuspüren — es müssen doch wieder die alten Träume herhalten. In die Nebel der Begebenheiten, deren Verkettung ich nie mehr ergründen werde, muß ich Lücken, leuchtende Durchblicke reißen, unvergeßliche Bilder, die mehr erzählen, was du warst, als jede Erklärung, jede Chronik, die dich zu ihrem Gegenstande machen will. — — —

Grau lag die unberührte Wiese im Abenddunst, und über der schwarzen Mauer des Waldes, die sie abgrenzte, erhob sich rot und feierlich des Mondes Scheibe. Es war an jenem Tage, da du zu uns gekommen — ich hatte dir mit Sibylle unseren ganzen Besitz gezeigt. Unter Plaudern und Lachen, mit den Worten und Mienen, die ich an Weibesart schon kannte, die mir noch nichts Neues sagten, waren wir durch den Park gegangen und standen nun plötzlich auf jener Waldwiese. Geisterhaft sahen wir einige Hirsche im Nebel weiden. Es war so still ringsum, wie unsrer Seele Bangnis niemals still sein kann. Wir fühlten, daß wir dieses wunderbare Schweigen ehrten, daß wir es uns gegenseitig schenkten, daß wir mit einem Male ohne Schwur und Bündnis Freunde wurden, Maria, Sibylle und ich. So standen wir, die Mädchen Hand in Hand, und ich betrachtete zum erstenmal mit klaren, überklaren Augen die Nürnbergerin. Da fühlte ich: So ist das Weib, so kann es sein, und da sie dasteht, heilig schön und unbefangen, ist es. Ihr Schleier flatterte, ihr Blick ward ernst und schwer im Hinschauen auf ein unbekanntes Glück — dann wandte sie sich plötzlich zu mir und lächelte, wie ein erwachtes Kind lächelt, als wollte sie sagen: Nun laßt uns heimgehen. Wir gingen heim."

Der Mönch schwieg eine Weile — ein Seitenblick belehrte ihn, daß Christophs ganze Seele zugehört. Der Jüngling hatte aber, als der Alte verstummt war, die Arme zwanglos auf den Tisch gelegt und das dunkle Haupt darin vergraben. So wartete er still, bis Pater Bernhard weiterlesen würde. Der Pater sprach: „Nun werde ich Euch noch einige von solchen Bildern geben, wie das eben gelesene. Seid überzeugt, daß ich Euch nur die wesentlichen gebe. Es sind ihrer gar viele. Bedenkt, durch vier Jahre hindurch derselbe Gegenstand für den Maler — so reich dieser Gegenstand auch sein mochte, wahre Bedeutung können doch nur die Wurzeln seines Gedächtnisses haben. Rührend tönt überall das emsige Suchen nach neuen Zügen ihres Gemüts, nach neuen Stellungen ihres edlen Körpers aus den Pergamenten. Doch gelang es ihm erst am Schlusse des Werkes und somit auch am Schlusse seines Lebens ihr Wesen ganz in eins zusammenzufassen. Das Geständnis seiner Weltanschauung, seines Glaubens und Wollens tönt da hinein. Ihr sollt es vernehmen, aber zuerst noch einige von den Bildern." Der Alte lächelte fein.

„O gebt mir viele, gebt mir alle!" rief sein Gast und sah ihn mit glühenden Augen an. „Er spricht mit seinen Worten ja viel tiefer und bedeutender zu mir, als zu Euch!"

„Nein, überlaßt es mir. Ich bitte Euch, Junker. Ich weiß, wie viele von solchen Bildern Euch gut tun. Nehmt vorlieb."

Der Alte griff wieder nach den Blättern, nachdem er die Brille zurechtgerückt. Christoph sah ein, daß er nicht mehr widersprechen dürfte, wenn er nicht auch noch das Gebotene verlieren wollte. Er nickte stumm und gab damit das Zeichen zum Weiterlesen.

Der Pater las.

Kahnfahrt am Juniabend. Noch nie habe ich deiner so gedacht, noch nie hat mir dein Bild so voll und tief die Welt erfüllt, die ich erblicke. Wir hatten beide allein eine Wanderung über die waldigen Höhen gemacht, das Tal mit seinen bunten Matten und dem blinkenden Fluß tief unten zur Seite, und stiegen nun, als uns das mahnende Sonnenrot des Tages Neige kündete, mit stillem Aufatmen hinab zum Fährmann, dessen Hütte ich an einer bestimmten Stelle des Flußufers wußte. Noch nie durchglühte dein junges Blut so fröhlich und bewegt die schöne Gestalt. Du stiegst mit raschen und mutigen Schritten zu Tal, ich folgte dir. Fast schwebend, ohne Körperlast, Steine und Wurzeln nicht achtend, den goldenen Blick in die Sonne gerichtet, glückselig ihre Glutscheibe ertragend und spiegelnd, so sehe ich dich vor mir, Schlanke, und das Haupt mit der dunklen Haarkrone neigte sich den Duft des Abends einatmend ein wenig nach rückwärts. Du hobst mit den weißen Händen zierlich das gefaltete Kleid, meine Hilfe nicht erwartend, sprangst du mit festen Füßen auf allzu tief gelegene Felsstufen. Unten eilten wir durch rauhes Schilfgras zur Fährmannshütte. Der Alte empfing uns mit schweigendem Gruß und machte den Kahn vom Pflocke los, die ganze Gestalt mit seinem Fahrzeug so plump und schwarz auf der silbernen Flut, das entblößte Weißhaupt goldig beleuchtet. Als er sich aufrichtete, lächelte er Marien freundlich an und zeigte ihr den Fischkasten vor der Hütte. Wir beugten uns beide darüber, es wimmelte von blauen, goldenen und roten Funken in der finsteren Tiefe. Maria rief: „Ach!" und klatschte in die Hände, worauf der alte Besitzer schmunzelnd sagte: „Nicht wahr?" Sie war wie ein Kind. Ich mußte sie schließlich fortziehen, da es mich aufs Wasser drängte. Sie schmollte ein wenig, dann im Kahn war sie wieder freundlich wie zuvor, nur stiller — wie immer kamen die Träume des Abends über sie.

Hochaufgerichtet, hinter uns und doch mit strengem Hüterauge von uns abgekehrt, stand die Riesengestalt des Fährmanns im Bug des Schiffes. Wir saßen nebeneinander, vor uns den schlanken Kiel — stromabwärts ging die Fahrt. Ich sah Marien ruhig an, sie ließ es geschehen, ihr Blick war ernst geworden. Sie strich eine kleine, vom Winde gelöste Locke aus der Stirn und schloß die Augen ein müdes Weilchen.

„Woran denkt Ihr, Fräulein?" fragte ich. „Stimmt Euch der schöne Abend traurig?"

„Nein, wahrlich nicht," erwiderte sie, ganz leise erschreckend. „Ich habe diese Melancholie, die mich abends plötzlich befällt, nie recht begriffen. Zu nichtig erschien sie mir immer für den Wanderer in Gottes Welt. Darf denn die Seele,

die freudig durch die lichten Stunden des Tages geflogen, am Abend sich wandeln, undankbar sich abwenden? Friede ist der Abend, weiter nichts — und daß soviele Wünsche zur Nachtzeit offen bleiben, soll man es beklagen? Nein, Vetter, ich glaube, die Fülle der Seele, das ist das Beste — Befriedigung ist jenseits, irgendwo."

Sie blickte mich jetzt an mit ihren dunklen, feuchten Sternen. Waren es Abendschatten, die ihr Antlitz so bleich machten? Sie sprach mit einem seltsamen Zauber in der Stimme weiter:

„Wißt Ihr, daß ich gern bei Nacht im Freien bin? Da fühle ich erst die volle Schönheit des Lebens. Im silbernen Dämmer hinzugehen, wo alles, Menschen und Dinge, mit schwankenden, fremden Formen zu verraten scheint, was eigentlich das Wesen ihres Daseins ist, und wie wir mit ihnen zusammenhängen, wir Einsamen. Das ist herrlich, denn zur Sonne hat man nicht immer den Mut, und man fragt gar leicht, warum man unter ihrer goldenen Rute lebt und arbeitet. Aber die Ärzte verbieten es mir, ich muß meine Nachtschwärmergelüste aufgeben."

„Arbeitet . . . Arbeitet Ihr denn?" fragte ich lächelnd. „Mit Erlaubnis, was schaffen denn diese kleinen Hände?"

Sie lachte. „O, was ein rechtes Hausmütterchen ist, das fürchtet nicht den Spott der männlichen Kraft. Ich bin aus Nürnberg, Vetter, wo unserer Ahnen höchstes Gesetz ist, daß Niemand, Mann und Weib, müßig gehe, und wo das Adelswappen ein ander Ding verleiht, als ererbte Faulbetten und rasselnde Turniere. Verzeiht, Euch kann ich das sagen — Ihr *seid* ein Ritter. Aber der große, herrliche Bürgerstand — o möchtet Ihr bald seinen Segen erfahren. Wie lieblich ist doch Reichtum, wenn er aus dem Fleiße und der Würde Aller wächst. Bei uns fühlt sich jeder als Blatt oder Zweig am gleichen Baume, wenn ihm Gott nicht gegeben hat, Stamm oder Krone zu werden. Wie schön sind unsere Zünfte. Da müßtet Ihr hineinblicken, wenn sie am Feierabend gemeinsam zechen und reden in den Stadtschenken, besonders im Glöcklein an der Sebalduskirche. Bei den gebückten Schustern sitzt Hans Sachs — auch ein Schuster. Bei den Erzgießern, Spuren von Ruß noch an den rauhen Händen, Peter Vischer, und hinten in der Ecke am Ehrentische zwischen Wohlgemut, dem knochigen Greis, und meinem Oheim, dem sein Ratstitel hier nicht mehr gibt, denn jedem Schuster sein Schuhwerk, zwischen diesen beiden sage ich, sitzt Meister Albrecht mit der goldenen Mähne und blickt wie ein heiterer Christus vor sich hin. Wir Mädchen aber gehen im Abenddämmer durch die engen Gassen, umschlungen, liebevoll für jeden Grashalm, der aus Pflasterritzen wächst, und rasch erfüllte Sehnsucht führt uns jedesmal zur ragenden Burg hinauf. Dort sitzen wir dann im Abendlicht auf dem Bollwerk, lachen, plaudern und lassen uns der Jünglinge Reden in Ehren gefallen. Bald aber lenkt das schöne Bild der Stadt zu unseren Füßen mit seinen beglänzten Türmen und Giebeln den munteren Blick zu ernster Andacht. Wenn die Glocken läuten, steigen wir hinab. Verstohlen sehen die Mädchen den Burschen nach und möchten gern

ihr Wesen, ihre Reden kennen, wenn sie unter sich bleiben. Man bittet für sie, denkt an den einen, vergißt den andern und tritt zu den Eltern ins Haus, die schon beim Nachtmahl am Tische sitzen."

„Ihr dichtet Eure Heimat," sagte ich.

„O, Vetter, nein!" rief sie, und ihre Augen leuchteten. „Meine Heimat dichtet für mich! O Nürnberg! Es ist mein Schicksal, daß ich dich verlassen mußte, um gesund zu werden. So sind wir armen Mißratenen .... Aber seht nur, wie schön es ringsum wird. Die Sonne ist fort — wir haben ihren Hingang verplaudert."

„Dort taucht schon unsere Burg am Ufer auf — wie schwarz sie sich vom fahlen Himmel abhebt."

„Es ist spät geworden," sagte Maria. „Fährmann, wird es dunkel, bis wir heimkommen?"

„Nein, Fräulein," — seltsam klang die alte Stimme zu uns herab — „nicht lange mehr — lange mehr — sind wir am Ziel." Still schlug das Ruder den Takt.

Ich sah Maria frösteln. „Nehmt, Fräulein, meinen Mantel, bitte — es wird kühl auf dem Wasser."

„Nein —"

„Ich bitt' Euch! Wollt Ihr nicht?"

„Muß ich? Danke."

Ich hüllte sie sorglich ein. Sie sah auf ihre Hände, unsere Augen trafen gleichzeitig den glühenden Rubin ihres Fingerringes.

„Schmückt Ihr Euch gern? Wohl einer Freundin Gabe?" Im Innersten meinte meine Eifersucht einen Freund.

„Meine Ahne hat ihn mir geschenkt." Sie sah ihn an, wie eine schöne Reliquie, nicht wie ein heimliches Liebeszeichen — ich schwieg in unmerklicher Beschämung. Dann wagte ich mit frommer Trunkenheit die Worte: „Eure Hände, Fräulein, sind schön — mein Auge küßt täglich Eure Hände."

Sie schwieg. Ich sah eine leise Röte in ihre Wangen steigen und den Schimmer eines Lächelns in den halbgeschlossenen Augen. Da wollte ich wirklich ihre Hände küssen, aber es trieb mich doch mehr zur glühenden Frucht ihres Mundes. Von der stummen Gegenwart des alten Fährmanns zurückgehalten, neigte ich mich nur ein wenig vor, sah ihr ins Antlitz und trank einen vollen Becher ihrer Schönheit aus.

Nun rannte das Boot auf den Sand. Wir waren angelangt, am Ufer empfing uns eine lustig bewegte Gesellschaft. Meine Schwester Sibylle mit den Burschen und Mädchen beider Burgen. Sie waren beim Abendtanz und baten uns, nach Herzenslust die einsamen Wanderer neckend, teilzunehmen, mitzutun, des Tages schwüle Last ganz abzuwerfen. Ich sah Maria an — ein wilder, mir noch fremder Schimmer zeigte sich in ihren Augen — sie bat mich, sie wollte — so trat ich denn mit ihr in den Reigen. Es waren böhmische Musikanten gekommen, am Morgen hatte sie das Donauschiff gebracht — die hockten nun auf

einer Bank in den schmutzigen Flicken ihres Lumpenkönigtums und geigten wie Götter, ermutigt vom Wein und selig, so schönem, jungem Blute aufzuspielen. Es schwirrte und sang gar süß um unsere Köpfe, ich hielt Marias Hände und sah ihre schlanke Schönheit frei entfaltet sich vor mir wiegen und neigen. Wilder und zum Herzen dringend, tönte die Musik — ich sah die andern nicht mehr tanzen, hörte auch ihre rauhen Jubelrufe nicht mehr, ich wußte nur noch, daß sie da war, sie, und mir ihr Innerstes im holden Gleichnis der Töne zeigte. Es sangen die Geigen so schwer und so weh, es mußte sein, daß wir uns näherkamen, und daß ich die ganze zitternde Wärme ihres Wesens fühlte. Ich hob ihre Hände hoch empor, dem stürmischen Geigenstrich folgend — da brach sie plötzlich in die Knie, wie leblos, ganz erschlafft, und ich erwachte, denn die Musik brach ab, und erschrocken drängten sich die Tänzer um das ohnmächtige Fräulein. Mir legte es sich in diesem Augenblick wie eine eisige Hand aufs Herz, ich sah zum erstenmal des Lebens Größe in den Knochenarmen des Todes. Da trugen wir sie behutsam in die Burg hinauf. Als sie endlich unter den Händen des Arztes erwacht war, fiel ihr banger Blick zuerst auf mich, und sie sprach so leise, daß nur meine Sehnsucht es vernehmen konnte: „Zuviel, zuviel. Aber morgen, Vetter — — —"

Der Pater schwieg. Er suchte mit gesenkten Augen ein wenig in den Blättern, indem seine alten Finger in zärtlicher Vorsicht das Zerknittern mieden. Als er dann das rechte Blatt gefunden hatte, blickte er langsam zu seinem Hörer auf. Christoph war ihm ganz nahe gerückt und hatte die Augen geschlossen — er war offenbar noch völlig eingesponnen in die Bilder eines verklungenen Glücks. So entschloß sich dann der Pater, nachdem er eine Weile gewartet, ohne Zwischenrede das nächste Blatt zu lesen.

Es lautete:

„Und nun zu dir, du Morgen meiner Sehnsucht, Ostern meines Herzens — zu dir. Darf ich es wagen, jetzt, ich Abgehärmter, Verbannter, dich zu fassen, dich zu halten, deinen Stunden auf diesem Blatte Ewigkeit zu geben? Ich muß, ich muß, denn heute auf der Heide, wo ein Teppich neuer Blumen sproß und tausend unsichtbare Vöglein sangen, heute hielt dich mein Herz nicht mehr. Ich fragte mich: Ist dies der Morgen meines Glücks? Und bist du mir zur Seite, wie damals? Seh' ich dich nur nicht, ich blinder, gottverlassener Mann? Doch traurig tönte es in mir wieder: Nein, nein, nein. Es ist die junge Welt — sie ist es nicht. Aber in mir ist sie, lebt sie, wandelt sie. So führe denn, sinnende Schwermut, noch einmal deinen Griffel. Wird es ein Bild? —

Am Morgen, am ersten Julimorgen stiegen wir von der Burg herab, so früh, so froh und schweigend, denn es schlief noch alle Welt im Umkreis. Blau, unermeßlich war der Himmel, die Sonne glühte noch tief. Es schwangen sich rings um unsere Anhöhe die anderen Hügel in sanfter Waldlinie, tief grün und gelb in allen Farbentönen. Seltsamer Frohsinn, würzige Reinheit durchzog das

All. Der Regen der Nacht war schon versiegt, und frisch gewaschen, tauig, dampfend dankte jetzt die Landschaft dem lachenden Himmel und wußte nichts mehr von wohltätigen Wolken. Rings perlte es von den Gräsern und blitzte in zahllosen Silberfunken, Lerchen, frühe Sonnenwanderer, rauschten, ein fröhlicher Schrecken, zum Äther empor. Wir liefen wie Kinder, taumelnd vor Wonne den Wiesenabhang hinunter, dem Walde zu, dessen heimliche Ruhe uns köstlich lockte. Bald waren wir in seinem grünen Dom, und fast blieb uns der Atem stehen, so durchzog das heilige Wehen unsere Brust und scheuchte die letzte Beklemmung des Schlafes. Toll jagten aufgescheuchte Hasen an uns vorüber, eines Fuchses roter Pelz glitt schimmernd durch die schwarzen Stämme, und alles floh vor uns Harmlosen, nur nicht das kleinste Volk auf dem moosigen Boden, goldgrüne Käferlein, regungslose Eidechsen auf grauen Felsplatten, und die geschäftigen Ameisen, die rastlos ihre Lasten in den Bau schleppten, die achteten auf uns Faulenzer schon gar nicht.

Am moosbehangenen Munde einer Quelle, die ihre plätschernden Silberbänder den Waldabhang hinunterwarf, ließen wir uns nieder und lauschten eine Weile, die Augen tief geschlossen, mit dankbarem Lächeln. Dann sahen wir einander an.

„Hier werdet Ihr gesund, Maria," sagte ich.

„Jetzt bin ich's," erwiderte sie leise und lehnte das Haupt zurück. „Ich kann mir nichts Besseres wünschen."

„Und geht es Euch denn überhaupt nicht besser bei uns, als daheim in Nürnberg?" fragte ich eifriger werdend. „Denkt doch, wenn Euer junges, starkes Wesen jetzt in einem Krankenzimmer eingekerkert wäre!"

„Ja, Vetter Karl — ich bin sehr dankbar und schelte mein Leiden nicht, denn es fordert einen süßen Müßiggang von mir, der die Freiheit in Gottes Welt als Medizin betrachtet und das fleißige Hocken am Spinnrad als Gift. Was gibt es Schöneres, als an einer Quelle zu liegen, selber ruhig und ohne den Wunsch, ans Meer zu gelangen? O könnte es lange so bleiben. Lange. Denn immer wünschen es sich nur die, welche es im Tiefsten nie empfunden haben."

„Was haltet Ihr von Junker Christoph, dem Sohn unserer Nachbarn?" fragte ich sie in plötzlichem Einfall. „Gestern in der Jasminlaube schien er Euch nicht übel zu gefallen, und ich freute mich, daß Ihr die ewigen Skrupel des wunderlichen Jungen so willig anhörtet."

„Ich höre jeden Menschen willig an," erwiderte Maria, „denn wer bin ich, daß ich urteilen wollte, bevor ich erkenne? Euer Nachbar gehört wohl zu den Grüblern unserer bewegten Zeit, ich möchte sie dem sonderbaren und geheimnisvollen Tang vergleichen, den das Meer mit seiner Brandung an den Strand wirft. Könnten wir ihn in der feuchten Tiefe sehen, die ihn geboren hat, so würde er uns wirklich etwas wert sein — doch also kraftlos und gestrandet, rauh und wunderlich, gefällt er uns nicht mehr, wir heben ihn im Vorüberwandern mit unserem Stabe auf und lassen ihn enttäuscht wieder fallen, denn er ist uns

doch kein Bote vom weiten Meer, über das die Sehnsucht unserer Träume hinschweift."

„Ich beurteile ihn minder hart als Ihr," erwiderte ich und sah ihr ernst in die lebhaften Augen, die meinen Vorwurf sogleich entwaffneten. „Ich sehe ihn wohl mehr als Mann vom Manne an."

„Nun, vor den Frauen wird er wohl nie gut bestehen!" rief Maria. „Nicht etwa, weil ich so leicht von meinem Geschlecht dächte, daß es die langwierigste Aussprache spröder Gedankenarbeit nicht anhören und in sich verarbeiten sollte — nicht, weil das linkische Wesen eines edlen Gemüts den eitlen Sinn in uns verdrösse — nein, im Gegenteil, ich wenigstens höre am liebsten, ob in schöner oder häßlicher Form, die reine Sprache der Menschlichkeit vom Manne zum Weibe tönen. Junker Christoph sprach viel Ernstes, Tüchtiges und Gutes, aber so ganz nur aus dem unfruchtbaren Kreise seiner Natur heraus, sein Schmerz war so ohne Klage, sein Leid so egoistisch, ohne Kraft, daß ich fühlte: Wir sind alle nur da, ihm zuzuhören — unsere Meinung, unsere Leiden, ja selbst die Wirkung unserer Körperlichkeit, sie ist ihm nur ein Schauspiel."

„Vielleicht," erwiderte ich nachdenklich und kühlte die erhitzte Hand im rinnenden Quellwasser. „Aber ich liebe ihn doch und wünschte gerade, daß Euer Blick recht warm auf ihm ruhte. Er verehrt Euch, und ich weiß, daß seines Strudelkopfes Neigung mehr gilt, als glatte Verse oder flüchtige Blicke von Glücklicheren."

— Hier schwieg der Pater einen Augenblick, denn Christoph hatte eben aus tiefster Seele aufgeseufzt und blickte ihm nun halb verwirrt, halb schmerzergriffen in die Augen. Der Alte dachte sich mit ganz geheimem Lächeln: Welch' harte Probe für dich harten Kopf — nun mußt du es hören. Das bildet dich aber für Jahre.

„Seltsam, seltsam," murmelte der Gast. „Von ihr so abgetan, von ihm verteidigt!? Anders hatte ich es mir gedacht, ganz anders."

„Aber Ihr dürft dem Fräulein nicht zürnen, Junker," sagte der Mönch. „Oder doch?"

„Nein, beim Erlöser!" rief der Jüngling, indem er heftig emporfuhr. „Was denkt Ihr von mir! Meine Zuneigung zu ihrem fernen Geisterbilde ist nur noch tiefer geworden, seitdem ich ihre Meinung über mich weiß. Sie hatte recht, ich ruf' es laut, sie hatte recht! Und er, und er, dessen stolzen Blick ich gefürchtet habe, wenn er gar nicht auf mir ruhte, dessen freie gesunde Lebensführung nur ein Vorwurf war für meine dumpfe Einsamkeit — er hat das Wort für mich geführt, er hat mich vor ihr verteidigt! So klinge ihm denn meine Rede nach — ich möchte ihn Bruder nennen, ich möchte ihn grüßen, wie nie zuvor! Warum habe ich ihn nicht gekannt? Warum habe ich ihn nie gesucht? Mein Bestes nicht gesehen und verworfen? Pater, es ist ein Rätsel."

„Und alles doch gut, und alles versöhnt, mein Lieber, wenn ich Euch so sprechen höre!" rief der Alte und ergriff Christophs Hände. „Selbstüberwindung — mühsam errungene Blume auf der Höhe des Lebens, hütet sie wohl! Ihr werdet

immer tiefer fühlen, daß von dieser Stunde aus ein Lichtschein über Euer ganzes Leben geht! Soll ich weiterlesen?"

„Lest! — —"

„Was ist Euch?" fragte ich, als Maria nach meinen lebhaften Worten ziemlich lange schwieg. Ich fühlte, daß nicht das Weben des Waldes sie so still gemacht hatte. „Hat Euch irgend etwas in meiner Rede gekränkt? Doch nein, Ihr lächelt. Scheltet mich, daß ich so frage."

„Nein, Vetter — scheltet mich. Ich lerne viel von Euch. So weich und empfänglich glaubte ich meine geprüfte Seele, und nun merke ich, daß ein Mann, dessen rücksichtslose Kraft ich bewundert, ein Mädchen mit seiner Zartheit beschämen kann. Ich will ihm gut sein, Eurem Nachbar, weil Ihr ihm gut seid. Es rauscht ja immer ein großes Versöhnen durch das Leben wie durch diesen Wald — wir wollen froh sein und uns nicht dagegen wehren. Aber ein Kriegsmann, wie Ihr, ein Genosse Ulrichs von Hutten, der Kampfbrief auf Kampfbrief mit ihm wechselt und in der strengen Seele die Flamme der Zeit schürt! Ein Ritter von so zarter Empfindlichkeit! Laßt Euch ein bißchen dafür auslachen — oder vertragt Ihr das nicht?"

„Von Euch ist's Labsal! Lacht! Es reibt mir sozusagen den Harnisch blank, Euer Lachen! Was sind denn alte Wunden, feindliche Gedanken? Wenn man nur liebt und lebt!"

Die letzten Worte waren mir wider Willen entschlüpft — ich fühlte, wie ich errötete und pflückte verlegen die blauen Kelche einer Glockenblume ab, die mir zur Seite aus der Erde sproß. Der Vogelchor im Walde war für einen Augenblick verstummt — es raunte rings nur leise von Bienenflug und Wasserrinnen. Dann kam ein sehnsüchtiger Kuckucksruf weither von der jenseitigen Waldhöhe.

„Wenn man nur liebt und lebt", wiederholte sie plötzlich in einem Ton, der mein tiefster Besitz bleiben wird. „Ja, diese wundervolle Welt, nach der ich verlange, und die mich doch nicht haben will — ich lebe ja nicht."

„Und das Andere?" fragte ich flüsternd. Ein übermächtiger Wunsch zog mich näher zu ihrer atmenden Schönheit. Ich spürte ihren Hauch und staunte fast, daß sie wirklich da war, nicht nur der Traum eines Traumes.

„Das Andere? Vetter ... Was ist das?"

„Es hängt mit dem Einen tief zusammen — die Farbe ist es, die Stimme des Einen. Beides gibt Euch Euer junges Herz, wenn es wach wird, und es muß doch wach werden, Maria, es muß."

Da sah ich ihre dunklen Märchenaugen tief umflort — es waren Tränen, süßer Tau, und meine Worte waren ihres Herzens Frühlingsformel geworden. Sie lehnte sich an mich, ich küßte sie lange. Ferne Ewigkeit der Stunde, Lebensblüte — du warst mein.

Vom Jubel muß ich schweigen. Von taumelnder Hoffnung meldet die Erinnerung nichts. Da drohen mir schwarze Schatten noch heute — ein duftendes

Grab heißt mich ſtill ſein. Aber eines, das eine weiß ich noch, als wir zur goldenen Mittagsſtunde den Wald verließen und durch die ſingende Wieſe im Sonnenbrand zur Burg heimkehrten. Du hielteſt meine Hand im Wandern und ſagteſt: „Bald wird hier roter Mohn aufſprießen, roter Mohn, und jetzt iſt alles noch voll Gold.“

„Der Wind reißt ihm ja ſchnell die loſen Blütenkronen ab“, meinte ich beſchwichtigend.

„Ja, Geliebter — doch erſt blüht er. Roter Mohn.“

Sie preßte meine Hand — ein Schauder lief durch meine Glieder.

Der Pater nahm das letzte Blatt. Draußen war eine volle Mondſcheibe hinter der jenſeitigen Hügelreihe in den Nachthimmel geſtiegen, zauberhaft floß durch das Gitterfenſter ſein Silberſchein in die dunkle Zelle. Er bleichte dem alten, wie dem jungen Manne das verträumte Geſicht. Wie ein Kind dem Vater lauſcht, der ihm ein unbekanntes Märchendaſein ſchildert, ſo blickte jetzt verlangend und vertrauend, ganz nahe an ſein greiſes Haupt herangerückt, Chriſtoph den Mönch an. Im Dorfe unten ſchlug die Kirchuhr zehn. Das letzte Blatt lag zitternd in den Händen des Paters.

— — — Tag des Herbſtes, Klage der Vergänglichkeit — o ewig Welken ſchöner Wunder. Ich liege nun ſeit Monden ſiech auf meinem Lager, vom tückiſchen Pfeil unwiſſender Feinde getroffen und fühle ſehnſuchtsvoll das nahende Flügelrauſchen des Todes. Der Tod iſt ein Engel, der mich küſſen wird. Biſt du es, wenn ich dich für immer umarme, und wir uns dorthin aufſchwingen, wo nur der Lebende betrauert wird? An deine Todesſtunde will ich denken, um die meinige reicher und reicher zu geſtalten — noch zittert meine Hand nicht allzuſehr, und bis ihr der Griffel entgleitet, wird dieſes Blatt geduldig ſein. Auch verſchmähe ich deine kluge Hilfe nicht, mein Roſel — du hältſt den erſchlaffenden Arm mit deinen kräftigen Kinderhändchen und biſt mir gut, wie immer. Wunderlich iſt mir, wenn ich die innerſten Schätze meines Herzens offenbare, und du mir dabei die Hand führſt, zuſchauend, voll tiefſten Mitgefühls und doch nichts begreifend. So ſieht auch eigentlich meine Seele dieſen Blättern gegenüber. Sie ſchrieb ſie alle, ſchaut ſie wie ein trauriges Kind an und begreift nichts. Wo werdet ihr bleiben? Ich lege euch in eines edlen Mannes Hände. Nach ſeinem Tode werdet ihr lange, vielleicht Jahrhunderte im Archiv ſeines Kloſters ruhen. Ich glaube in all das graue Leid der Entſagung werdet ihr immer etwas Waldfriſche, etwas Licht und die Spuren ferner Schönheit bringen. —

Ich ſah Maria zuletzt in ihres Vaters Hauſe zu Nürnberg. Durch den ſtürmiſchen Novembertag war ich geritten wie auf raſender Flucht, die Nüſtern feindlicher Roſſe im ſchauernden Rücken ſpürend. Als ich endlich da war, da, in Pirkheimers Haus, da troffen meine Sporen von Blut, mein Herz ſchlug frei, von keinem Wams bewehrt, und ich taumelte in wachem Alb nach ihrem Zimmer. Kapellenſtille umfing mich. Du lagſt auf einem hohen Lager, marmorn hingeſtreckt.

Und dir zu Füßen saß der Tod. Ich sah seine Flügel dich friedlich beschatten, sein stummer Blick, der dich vor Stunden schon getroffen hatte, ruhte sinnend auf den entseelten Kinderzügen. Das letzte Grauen ohne mich, die letzte Sehnsucht ohne die Gewißheit meines Anblicks. Du warst dahin und warst ein großes Leben, ich ein toter Schatten — das wußte ich. Leise erhob sich der Todesengel von deinem Lager und gab mir seinen Platz. Dann schwand er zwischen den Herbstbäumen des Gartens. Da saß ich nun lange bei dir, und Stunden schlugen, und meine Sehnsucht rief dich laut und lauter, bis das göttliche Versagen in deinem bleichen Bilde sie verstummen ließ. Da riß die Erkenntnis in meine Seele schneidend ein: Du denkst, du fühlst, was ist — sie war, sie war! Und fremder wurde meinem Auge die entseelte Schönheit — staunend wie ein irrender Wanderer erhob ich mich und stand davor. Die Lichte brannten tief — mein Schmerz erlosch und wurde Gram. Bebend fühlte ich die Kälte ihres Körpers.

Glockenklang. Am Bergfriedhof versammelten sich die schwarzen Freunde. Ich glaube, ich stand auch dabei. Die Klage deiner Eltern traf mich nicht, doch dankbar sah ich in die ernsten Götteraugen, mit denen die Meister der Künste dein Grab umstanden. Ich hörte ihre inneren Stimmen, welche prophetisch sprachen: So schwindet die Schönheit dieser Welt, aber sie ist kein Wahn — denn deshalb pflegen wir die Künste.

Dumpf polterten Erdschollen auf den tief versenkten Sarg, umflorte Kinderstimmen sangen einen Grabchor, und wie ein König, der seine Krone in den Abgrund fallen ließ, kniete ich nieder und starrte in die Tiefe. Dann fühlte ich mich empor- und fortgezogen, von mahnender Güte, bittendem Trost, fort, fort, in die Stadt hinunter, in das dunkle Trauerhaus, wo Menschen schattenhaft umhergingen, und eine alte Frau mich auf ein Lager bettete, bis mich der Schlummer wie Scheintod umfing. Als ich am Morgen erwacht war und als Erster im Frührot die Straße betrat, da lag das Tote weit zurück. Mein Verlust war in mir, neben mir, wie ein ewig Lebendiges. Von da an begleitete mich die wundervolle Bilderreihe deines Gedächtnisses — das Letzte, das nicht mehr zu dir gehörte, war mir entschwunden. Nun erfüllte mich nur noch die tiefe, jagende Angst, daß rohe Vergänglichkeit Lücken in meine Erinnerung schlagen könnte. Einsamkeit, du grünes, schimmerndes Traumland der Glücklichen — dich mußte ich finden. Gleichviel, wo — nur Einsamkeit.

Da verließ ich die väterliche Burg, verstand der Mutter Tränen nicht und kam in diesen Wald. Dein Gedächtnis war das Marienbild, das ich als Eremit in meiner Klause aufhing. Du hast mir das Kind meiner Liebe nicht geboren, aber die Güte und Reife deiner Seele gebar mir zuweilen einen herrlichen Traum, den Sohn, wie ich ihn mir wünschte. An ihn kann ich tiefer und inniger denken, als an den Großen, der vor anderthalb Jahrtausenden am Kreuze starb. Du bist seine Mutter. Die Erzeugerin meiner besten Stunden, meines höchsten Willens, des Erbteils meiner selbst. Eine täuschende Wüste wäre ohne dich das Leben. Ich sehe ein wogendes Blühen darauf und das Menschenstreben in seiner Kräfte hol-

dem Spiel, doch irgendwo lugt doch zuletzt die troſtloſe Nacktheit vor, das Rätſel des Nichts, das ſeine eigene Löſung iſt. Und wohl der zagenden Seele, der von ungefähr ein Weſen der Höhe begegnet iſt, ein Weſen, in welchem die verwirrenden Mächte ſich zur Schönheit geeint, vor deſſen Augen keine Frage troſtlos offen blieb. Hinauf! Hinauf! Das war der Ruf deines Herzens. Folgt mir alle, denn wie beladen wir auch ſein mögen, der Flügel des Geiſtes kann uns nicht mangeln! Seht doch, wir ſind Menſchen, uns ward gegeben, zu fühlen, was Gott iſt! Schönheit, die ohne Seele lebt — was kann ſie uns bedeuten! Wie darf ſie uns beherrſchen? Iſt denn der Tod ein Feind, weil er Räume öffnet neuem Werden? Wagt erſt unterzugehen, ſo werdet Ihr leben dürfen. Seines Menſchentumes bleiche Krone bleibt auch dem Ärmſten gewiß.

Alſo raffte ich mich auf und handelte nach ihren Geboten. Den Armen und Beladenen dieſes Landes zeigte ich ihres Daſeins wahren Wert und warnte ſie vor Blutvergießen und dem Fluche der Empörung. Sie ſahen mir und meinem Leben an, daß kein ſatter Prieſter ſie zur Ergebung mahnte. Die Würde des Säemanns, des Herrn ſeiner Heimat, den kein fremdes Joch zu beugen vermag, ich hielt ſie in ihnen lebendig und tat ihnen Beſſeres damit, als meine ritterlichen Freunde, deren edles Mitleid ſie zum Untergange lockt. Ja, Untergang! Doch wie die Sonne ſinkt, zu neuem Morgen auferſteht — ſo ſoll unſer Untergang werden. Entfeſſelte Tierheit kann niemals neue Menſchen ſchaffen. — — —

Lind weht die Maiennacht zu mir herein. Ich ſehe dich am Fenſter draußen, ja, ich ſehe dich. Schreiteſt du wieder wie ein Engel des Friedens an mir vorüber? O laß dich halten, nur dies eine Mal verweile. Ich erhebe mich neugekräftet von meinem Lager, denn ich fühle, die Stunde iſt da, wo ich mit Dir gehen darf durch die ſchlafende Welt, wunſchloſe Gewißheit im Herzen. Dank dir — du warteſt auf mich, du empfängſt mich, treu lächelt mir dein alter Liebesblick entgegen. Ich öffne die Pforte, ſo, da bin ich. Mein Mantel iſt weiß wie der deine, viele Sterne erleuchten uns den Weg. Komm, komm. Du willſt ſchweben? O, das kann ich nicht. Hab' Dank, du läßt dich wieder zur Erde nieder. Frei iſt die Welt dem ehrlich Ringenden. Wir wollen wandern, bis ich ſchweben lerne — ein Bund und ein Gedanke. Traum? .....

Der Pater ließ das letzte Blatt auf den Tiſch ſinken. Nichts ſtörte das Schweigen des alten und des jungen Mannes, das an den Worten des Toten ins Unendliche weiterſpann. Es war die gleiche Frühlingsnacht, die da draußen und die, von welcher das Blatt erzählte. Dann erhob ſich der Mönch und ſprach: „Es iſt ſpät, mein Freund. Hier legt Euch auf das Lager, das ein alter Mantel und ein Strohkiſſen Euch bieten. Beſſeres haben wir Kloſterleute nicht. Aber der Schlummer des Friedens wird Euch auch ſo nicht fernbleiben, denk' ich."

Chriſtoph tat willig, was der Alte ihm gebot. Als er ſich auf ſeinem harten Lager ausgeſtreckt, und ihm der Mönch noch liebevoll einen ſtärkenden Nachttrunk gereicht hatte, da küßte er die alte Hand, die den leeren Becher wieder zurücknahm,

so innig, als wenn sie ihm den Trank der Zukunft gegeben hätte. Bald schlug die Uhr im Dorfe Mitternacht, und sinnend stand Pater Bernhard am Lager seines entschlummerten Gastes. Dann sprach er sein Nachtgebet und legte sich gleichfalls nieder. Draußen zogen die Stunden frei und still durch die sternklare Nacht hin, dann kamen zuckende Morgenschauer, ein frisches Wehen weckte Tiere und Pflanzen auf, der muntere Ruf des Hahnes kündete das Licht. Es gab einen Tag wie gestern.

Christoph schlief noch, als ihm breite, durch das Gitterfenster dringende Sonnenstrahlen das rosige Antlitz beschienen. Gutmütig lächelnd stand Pater Bernhard an seinem Lager und zauderte, ob er ihn wecken sollte. Endlich entschloß er sich dazu und rief, den Jüngling rüttelnd, mit heller Stimme:

„Morgenstunde! Morgenstunde! Erhebt Euch, Junker, laßt Euch von dem Golde nichts entgehen!"

Da fuhr der Gast erschrocken auf, rieb sich die Augen und lächelte dankbar. Rasch stand er auf den Beinen, eilte zum Fenster hin und rief: „Welch schöner Tag! Noch schöner als gestern!"

„Das gefällt mir", erwiderte der Mönch und lachte. „Hier, nehmt den Frühtrunk, ich muß zur Messe eilen."

„Wenn Ihr zurück seid, Vater, bin ich schon unterwegs im Tale und befreie Euch von der ungewohnten Last der Bewirtung."

„Das wäre mir ein schlechter Dank", versetzte der Pater. „Bleibt noch ein wenig, Freund, ich habe Euch lieb gewonnen."

„Laßt mich, laßt mich, Vater — ich muß gehen. Mir ist die Brust so übervoll. Von Euch jetzt in den Lenz hinausgesandt, werde ich mich fühlen wie einst als Knabe, der das Leben wie ein großes, unbekanntes Heiligtum betrat. Laßt mich gehen, Vater. Meine Seele will ausströmen und ganz allein sein, um sich später um so tiefer allem Leben zu verbinden."

„So geht denn, Ungestümer, Ruheloser — geht denn. Aber denkt an das Kloster von Mariä Weinberg gut zurück."

„Ich will meine Dankbarkeit durch Taten beweisen. Ich bin Euer Schüler. Seht, ein Schüler dankt dem Meister wohl am besten durch die Tat."

„Wohin wendet Ihr Euch?"

„In meine Heimat", erwiderte Christoph, indem er die Reisetasche über das schwarze Wams warf und den Stab ergriff. „Denn ich fühle, noch wartet sie auf mich. Noch ist mein bester Anteil am Leben dort. Dort unten, wo Karl und Maria lebten, wo die Donauwellen von den Feiertagen zweier Seelen, die sie belauscht, zu erzählen wissen, wo mir Vater und Mutter in verlassenen, hohen Zimmern sitzen und um mich trauern. Dorthin kehre ich jetzt zurück. Doch als ein anderer — das mögt Ihr mir glauben. Starkes Leben, starker Tod, wie warte ich ihrer, wie sollen sie mich bereit finden."

Also küßte der Glühende den überraschten Alten mitten auf den Mund, nickte ihm noch einmal zu und war zur Tür hinaus. Taumelnd eilte Christoph

über den stillen Klosterhof auf den Weinberg hinaus und zu Tale. Doch plötzlich hielt ihn der zitternde Klang eines Glöckchens fest, das weit oben in der Bergkapelle geläutet wurde. Sich umwendend sah er aus dem Klostergebäude den Zug der Mönche zur Kapelle hinaufschreiten. Wie ein Vorwurf überkam es Christoph jetzt, daß er so hastig Abschied genommen, und sehnsüchtig suchte er nach Pater Bernhards Gestalt unter den hageren Kuttenträgern. Da endlich, als letzter schritt er friedlich einher, den silbernen Bart vom Morgenlicht beleuchtet. Christoph streckte grüßend die Arme nach ihm aus — da hatte er ihn erblickt und grüßte freundlich wieder. Dann verschwand er hinter den Brüdern in der dunklen Kapellenpforte.

Nun ward es Christoph wieder leicht ums Herz. Noch mochte er aber von diesem schönen Tal nicht Abschied nehmen — zu ihm hin zog es ihn noch einmal, der jetzt die erste Nacht in kühler Erde geruht. Bald stand er auf dem Friedhof und suchte das frische Grab. Kein menschliches Wesen war so früh noch sichtbar, nur an Ritter Karls neugetürmter Stätte an der Kirchenmauer stand eine kleine, dürftige Gestalt und befestigte mit emsiger Unbelauschtheit Maiblumenstiele auf dem schmucklosen Hügel. Christoph sah nähertretend, daß es ein zwölfjähriges Mädchen war, und fragte sie, die entsetzt und betreten sich zu dem Fremdling umwandte, wer sie denn wäre, was sie so früh schon an dieses Grab geführt hätte.

„Ich bin die Tochter von der Witwe Jusehn," erwiderte die Kleine, „von der Gänserupferin."

Christoph sah das ärmliche, schöne Kind mit dem schimmernden Flachshaar und den großen, blauen Augen in starker Bewegung an.

„Ich weiß von dir, du Gute," sagte er, „du brauchst mich nicht zu fürchten. Ich danke dir deine liebe Treue für Ritter Karl".

Die Kleine schwieg und sah befangen zur Erde.

Christoph trat ihr näher und streichelte ihr Haar. „Tut es dir sehr weh, daß Ritter Karl gestorben ist?"

Ein leises, wortloses Nicken war die Antwort.

„Hättest du lieber gewollt, daß der Leidende am Leben geblieben wäre?"

Da sprach das Kind, indem es erschrocken aufsah: „Um Jesu, das dürfen wir nicht — er ist ja bei Gottvater."

Christoph sah neben dem Kinde lange auf den braunen, stummen Grabhügel und sagte dann: „Rosel, kann ich dir irgend etwas Gutes erweisen?"

Da nickte das Mädchen hastig. „Ja, lieber Herr — wenn Ihr ein Ritter seid, ich weiß Euer Kleid nicht zu deuten, so nehmt Euch des Thassilo an."

„Wer ist das?"

„Das Roß des Ritters Karl. Es ist bei Heiner, dem Dorfschulzen, in Pflege, aber da wird es bald verenden. Bitte, bitte, kauft es ihm ab."

„Es soll geschehen, und wenn ich dem Kerl meine ganze Barschaft bieten müßte. Komm, Rosel, führe mich hin zu ihm."

Sie verließen den Friedhof und schritten Hand in Hand die kotige Dorfstraße entlang bis zu des Schulzen Hause. Der kam, sich räkelnd und mißgestimmt aus seinem warmen Ehebett geschreckt, er wollte von dem ganzen Handel, welchen ihm der sonderbare, schwarze Herr bot, nichts wissen. Auch reichlich Geld machte den Dickwanst nicht zugänglicher. Erst Geld in einer Hand und blitzende Klinge in der anderen bewog ihn, murrend und fluchend den Gaul, der wirklich seit gestern nichts zu fressen bekommen, aus dem Stall zu zerren und dem Junker hinzuschieben. Der zahlte ihm die bedungene Summe aus, befahl ihm Heu und Wasser zu bringen, und als das erschlaffte Tier sich also gestärkt, in neuer Belebung den edlen Kopf emporgestreckt hatte, schwang sich Christoph, der plötzlich Reiterlust verspürte, in den Sattel, während Rosel vergnügt herumsprang und die starken Schenkel des Rosses klopfte. Der Bauer hatte Christoph schon verdrießlich den Rücken gekehrt, als das Kind dem Davontrabenden noch lange nachsah und freudig mit einer grünen Gerte winkte, sobald der Reiter sich grüßend umwandte. Daß ihr dabei die hellen Tränen über die Bäckchen liefen, konnte Christoph nicht mehr sehen. —

Mit dem Flusse, der sich rauschend durch blankgewaschene Felsblöcke einen Weg bahnte, ritt Christoph in die sonnige Ebene hinab. Er kannte die Richtung, die er einzuschlagen hatte, ohne Überlegung, fast ohne auf den Weg zu achten. Zwei große Feiertage des Denkens und Beschließens wurde ihm so der Ritt in die Heimat. Umschwebt von zwei edlen Gestalten, ihrer Zustimmung sicher, war ihm der Sieg gewiß. Das Roß empfand seines Reiters fröhlichen Herzenstakt und trug ihn rascher, immer rascher nach nächtlicher Rast ins Donauland hinunter, dorthin, wo Regensburgs Türme winkten, und die beiden Festen, Karls und Christophs Heimat, ihn zu grüßen schienen. Doch was lag heute für eine seltsam drohende Sturmfarbe über dem sonst so heiteren Bilde? Der Himmel war rötlich, aber es war nicht der Sonne Rot. Brannte da nicht ein Dorf? Hämmerte nicht die Sturmglocke auf der Zinne des väterlichen Bergfrieds? Ja, er sah es mit Entsetzen, auch hier schon raste der Bauernkrieg, und näher heransprengend erkannte Christoph die wilden, durch Wein und Blut entmenschten Gestalten, wie sie Hacke, Spieß und Dreschflegel schwingend aus dem Dorfe stürzten, um den Sturm auf seines Vaters Haus zu beginnen.

Da erwachte ein ungeheurer, neuer Wille, das erste Bewußtsein der Tatkraft in Christoph. Er fühlte seine Kräfte sich verdoppeln. Wie ein göttlicher Helfer aus Himmelshöhn erschien er urplötzlich, sein Schwert schwingend und Worte der Ermutigung rufend, im väterlichen Burghof. Kaum hatten die verängsteten Knechte ihn erkannt, seine fast besinnungslose Mutter den Jubelschrei des Erkennens ausgestoßen, den Vater gerufen, ihn, den erstaunten Alten, vor Wonne zitternd, zu ihm hingewiesen, als schon die Stimmung der Belagerten umschlug: sie scharten sich tollkühn um den neuen Führer und schlugen den Ansturm der Bauern zurück. Christoph sah mit halb bewußtem Staunen dem Fluge seiner eigenen Kraft nach. Die Eltern waren gerettet, die Burg befreit, den Hilfs-

mannſchaften, welche der Biſchof von Regensburg geſandt hatte, ein Weg geöffnet. Als aber der Erlöſung Wonne in ſtillerer Abendſtunde Eltern und Sohn zuſammenführte, kam eine wortloſe Verſöhnung über ſie. Doch noch war es nicht Zeit, ſich ihr völlig hinzugeben, denn Chriſtoph ſollte die gefangenen Bauern, die von den empörten Kriegsknechten vor ihn hingeſchleppt wurden, aburteilen, ſtreng und peinlich, ſo verlangte es der entrüſtete Vater. Doch Chriſtoph ſtrafte die Verirrten mit ſeiner Rede, nicht mit dem Henkerbeil — ihm waren jetzt Worte des toten Freundes gegeben. Den Armen zeigte er nicht Höllenſtrafen, ſondern die Hoffnung eines beſſeren Lebens auf Erden. Er war, das ſollten ſie fühlen, der erſehnte Herr. Staunend ſchwiegen Eltern und Knechte und gaben ihm recht. Chriſtoph aber brüſtete ſich nicht, denn er wußte, daß nicht ſein eigner, reifender Wille hier entſchieden, daß an den Seiten ſeines Richterſtuhles zwei Geſtalten vom Himmel ſtanden, die alles begreifend zur Liebe mahnten und flüſterten: Erkenne dich ſelbſt.

Georg Herwegh/ Briefwechsel mit seiner Braut aus der Züricher Zeit

Mein liebes Herz! [Zürich], den 26. Januar 1843, abends.

Ich glaube, ich bin eifersüchtig; das zwingt mich, heute schon wieder zu schreiben. Wenn sie Dich nur in Polen nicht zerreißen, daß ich Dich noch ganz und wohlbehalten nach Zürich bekomme. Wie Du schön schreibst und reflektierst! Meisterin! Du tust mir's unendlich zuvor; ich werde mich schämen müssen. Total gedankenlos — wenn ich mich nicht zuweilen über eine Schufterei ärgere. Zuweilen, das heißt eigentlich doch ziemlich oft. Die Schufte sind wohlfeil geworden, wie Brombeeren. Zunächst will ich Dich und sonst gar nichts in Dir; und dann wieder Dich, und dann erst noch einmal Dich. Je vernünftiger Du wirst, um so kindischer will ich werden. Glaub's nur, ich hab' es mir fest vorgenommen. Vorderhand gibt es nichts, als Dich für mich, keine Polacken und keine Rußky, keinen Himmel und keine Erde; ich will gar nicht darüber nachdenken, was Du mir sein wirst; jetzt bist Du mein alles, alles mit Deinen Tugenden und Lastern, welch letztere, beiläufig gesagt, ich übrigens zu meinem Schrecken noch nicht entdeckt habe. Grüße niemand, frage nach niemand; ich richte nichts aus; es hat keine Seele ein Recht an Dich, als ich.

Dixi, und nun magst Du mich für verrückt halten. Es ist meine Art, was ich bin, ganz zu sein. Ich habe mich oft und lange gegen die Liebe gewehrt; nun hat mich's gepackt, nun will ich auch von keiner Teilung meines Wesens zwischen der Welt und meiner Liebe wissen, nun will ich lieben, nichts als lieben, und damit das.... sich aufs neue entsetzt, bis zum Wahnsinn lieben, Dich, Dich mein Schatz! Aber eben, weil ich's ganz tue, mit Energie, mit Leidenschaft, nicht mit Sentimentalität. Und echte Leidenschaft ist universell, ohne Egoismus und wird auch bei uns genug abwerfen für die Welt. Darüber mach' Dir keine Sorgen und auch keine Reflexionen vorderhand!

Cybulskis vergeckten Brief kann ich mir vorstellen. Kein Mensch bleibt ungestraft in Berlin. Auch ihn hat die Albernheit angesteckt. Denn was Du mir schreibst, ist der Gipfelpunkt alles Unsinns. Hol' der Teufel dies Kunstpack, und

wenn es singt wie die Engel im Himmel. Da laufen nun die Berliner einem schwammigen Kastraten nach, von dessen bißchen Talent erst alle anderen Nationen das Fett abgeschöpft haben. Lies dem Cybulsky den Text auch von mir.

Dieser Brief trifft Dich ohne Zweifel endlich wieder in Berlin, Du sonderbare Schwärmerin! Nun paß auf und merke, was ich Dir sage. Besorge beizeiten, das heißt am besten augenblicklich, alle Papiere, die Du Deinerseits zum heiligen Ehestand nötig hast, damit ich Dir eines schönen Morgens nur schreiben darf: So, jetzt komm, mein liebes Kind, und bleibe bei mir! Diese Papiere werden sein Dein Taufschein, wenn Du anders dieses Segens der christlichen Kirche teilhaftig geworden, Dein Kommunionschein — soviel ich weiß, hat Papa Helm Deine Konfirmation auf dem Gewissen —, Dein Heimatschein — den eigentlich nur ich ausstellen könnte, da laut Akten Deine Heimat in mir ist —, wahrscheinlich braucht's noch ein Dutzend anderer Geschichten in dieser umständlichen Welt. Das werd' ich Dir haarklein in einem meiner nächsten Briefe auseinandersetzen können. Laß Dir auch einen Berliner Paß für Europa ausstellen, damit ich Dich jeden Tag wieder weiterschicken kann. Nein, mein Herz; aber damit wir nicht geniert sind, wenn uns da oder dort die Menschen genieren. Einen gepackten Koffer und einen Dolch sollte man immer bereit haben, um abreisen zu können, sobald man Lust hat — sagt eine Berlinerin, die Frau Varnhagen.

Fünf Stunden bin ich heute dagesessen wie ein Götzenbild, um mich malen zu lassen. Morgen werden's gar sechs werden.

Gestern kam mein Prozeß, von dem Du gelesen, in erster Instanz vor, wegen eines Artikels im Republikaner. Ich werde nicht der Verleumdung, aber der Beschimpfung für schuldig erklärt, und um 60 Schweizer Franken — 12 an den Kläger — gebüßt und in die Kosten verurteilt. Ich habe appelliert.

Behalte fest im Auge, daß wir bald zusammenkommen, zusammen müssen, und bestelle Dein Haus danach. Sei und bleibe mit mir, wie ich jeden Augenblick mit Dir bin, an Dir mich aufrichte. Dein Georg.

26. Januar, abends.

Laß Dein Porträt auch groß, als Kniestück, mit einiger Staffage machen.

In Stuttgart soll eine Biographie von mir erscheinen und mehrere Bogen bereits gedruckt sein; es ist mir ärgerlich, da ein Mensch, den ich verachte, und der mich nie verstehen kann, mit meiner Bekanntschaft renommieren wird. Indessen will ich mein Kreuz so christlich als möglich tragen.

Mein herzallerliebster Schatz! Berlin, den 29. Januar 1843.

Das war noch eine Freude in tiefer Nacht! Um elf Uhr kehre ich gestern nach einer entsetzlichen Fahrt heim und finde als Willkomm Deinen Brief, den Du am 20. ausgesendet. Welch ein Brief! Jede Fiber glühte in mir, ich hätte die ganze Welt umarmen mögen als einen Teil von Dir. Den vorletzten Brief von Dir hatte man mir zwar nach Polen geschickt, aber zu spät, so daß ich ihn erst in drei Tagen zurückerwarten kann. Du wirst daher meine unsägliche Angst ermessen,

die ich in der langen Pause erlitten. Unsere Reise war so schrecklich, daß ich mich nicht enthalten kann, Dir einige nähere détails darüber zu geben. Um 12 Uhr mittags fuhren wir am Freitag auf unchaussiertem Wege mit eigenen Pferden aus, um nach Frankfurt zu gelangen und uns am andern Morgen per Eisenbahn weiter zu expedieren. Wir rechneten darauf, daß die selbst ungebahnten Wege in jetziger Zeit durch den Frost gut sein würden, und auf die Ausdauer der kleinen polnischen Pferde, die tüchtig laufen können. — Statt dessen hatte der einnächtige Regen alles verwüstet, den Schnee geschmolzen und den Boden dergestalt gefurcht, daß wir um die Wette rechts und links geschleudert wurden, in steter Gefahr, umgeworfen zu werden. Der Glanzpunkt trat jedoch erst in der Nacht ein. Ehe wir es vermuteten, hielt der Wagen in einer tiefen Wassergrube an, die Pferde waren trotz der jämmerlichen Hiebe nicht fortzubringen, und so saßen wir in stockfinsterer Nacht, während welcher der Wind und Regen uns förmlich durchpeitschten, drei volle Stunden fest, der Wagen bis zur Deichsel im Wasser. Der Bediente, der Hilfe zu holen ausgesandt worden, kehrte erst nach dieser Zeit zurück, nachdem er nur durch Hilfe von Leuten vom Wassertode errettet worden; einige Minuten später, wäre er in einem nahen Gewässer ertrunken. Meine Freundin und ich waren die einzig Unbesorgten, unsere jungen Mädchen schrien abwechselnd und glaubten jeden Augenblick, von Räubern angefallen zu werden. Ich selbst war wie von einem Kobold besessen, je tüchtiger jene sich ängstigten, desto mehr plagte mich die Lachlust, bis sich alle, außer meiner Emilie, gegen mich empörten. Als wir endlich mit sechs Pferden aus der Vertiefung gezogen und immerzu, ungeachtet aller Martern, weiter fuhren, die Mädchen durch die Aussicht, Rubini zu hören, von dem Cybulski eine so ideale Schilderung entworfen, ich ganz glücklich im Gedanken, einem Brief von Dir entgegenzufahren, kommen wir in Frankfurt eine Viertelstunde nach Abgang der Eisenbahn an und müssen bis Abend in dem elenden Nest sitzen, jede einzelne um ihre Hoffnungen betrogen. Das Tragikomische dieser Szene kann ich Dir nicht genug beschreiben. Um sich zu entschädigen, haben die jungen Nichten sich heut abend bei uns mit vier jungen Kavalieren angemeldet und wollen Mazurek tanzen. Da hast Du eine Neuigkeit. — Nun zu uns! — Also im März, mein Herz, soll Sonnenaufgang sein. Nun zähle ich Tage und Stunden, so sehr man mir auch hier meine schnelle Reise aus der Heimat verdenkt.

Die Leute sind unklug. Sie denken, ich ziehe aus der Heimat, und ich weiß doch, daß ich hineinziehe. Nicht so, Schatz? Die Wohnung, von der Du schreibst, ist mir ganz lieb, mein guter Georg; nur bitte Frau Schulz, daß sie die nähere Beschreibung der Höhe und Tiefe der Zimmer und Fenster übernimmt, denn sonst kann ich nicht gut auswählen. — Du sollst Dich damit nicht befassen. Auch möchte ich wissen, ob ein Stübchen für unsere Mädchen im Hause ist, denn ich bringe meine eine mit und will dort die Köchin nehmen, und möchte ihnen wenigstens den kleinen Raum ihrer Freiheit gemütlich machen. — Die Schlafstube laß denn nur für beide sein. — Morgen- und Abendstunden sind die schönsten, weil es die stillsten sind, nicht, Schatz? Da will ich lieber in einem Zimmer mit Dir sein. —

Mir scheint, wir dürfen uns beide ohne Not nicht trennen, wird ohnehin mancherlei im Leben noch kommen, was uns äußerlich auseinander treibt. Auch ist es besser, das Haus allein, als noch fremde Leute hinein. Es soll kein Mensch uns belauschen können, als wenn wir wollen. Du glaubst nicht, wie selig ich bin in dem bloßen Gedanken unseres Beisammenseins. Liebe nur immer mehr, immer, immer zu, hab' nicht angst, daß Dein Gefühl Dich überfluten wird, der Mensch kann nicht genug lieben, nur wo die Unendlichkeit Dir im Herzen aufgeht, da bist Du erst, was Du sein sollst. Was die Leute Liebe nennen, ist ein mir lächerlicher, skizzenhafter Seelenkitzel. Man sieht ja, was daraus wird, — Kinder höchstens — für die Menschheit aber nichts, keine Tat, keine Selbstverleugnung, nichts als eitle Sichwiederspieglung des jämmerlichen Subjekts, was man nicht gering genug anschlagen kann, wenn es gilt, Opfer zu bringen in rechtem Sinne des Wortes. Mit dem Armen Jakob hab' ich heute meinen Gottesdienst gehalten. O schreib' immer zu, das sind die Klänge, die bis ins Mark des Volkes dringen; daß ich imstande sein möchte, zu solchen Liedern Dich zu begeistern! Wenn man statt alberner Predigten solch' Gedicht dem Volke von der Kanzel vortrüge, es würde anders wirken, als tausend Sermone. Ja, mein Herz, Du kannst lieben, das fühl' ich. Nur wer das Elend der Menschheit in allen seinen kleinsten Bewegungen mit durchlebt, nur wer das jammervolle Geschick des einzelnen ganz mitzufühlen, ganz zu würdigen weiß, der kann lieben im Vollgewichte des Wortes. Cybulski läßt Dich herzlich grüßen und fragen, ob er Vizebräutigam sein dürfte während unserer Trennung?

Meine Emilie sendet Dir auch viel tausend innige Grüße. Unserer Reise nach der Hochzeit wird nichts im Wege stehen. — Die Eltern sind's gewiß zufrieden und ich? Wohin soll's aber gehen? Schön ist's freilich für mich überall mit Dir, aber Spanien ist doch das Land unserer beiderseitigen Sehnsucht. Wie Du willst. — Nach dem südlichen Frankreich stand auch stets mein Sinn, und Italien, wer möchte das nicht sehen? Entscheide, Herz, mir ist alles lieb. Leb' wohl, leb' wohl, mein Schatz! Bald sehen wir uns wieder! Denke mein. „Mädchen, komm in die Berge!" Soll ich? Deine Emma.

Mein lieber Georg! Berlin, den 30. Januar 1843.

Als ich gestern meinen Brief aussandte, vergaß ich in der Eile, Dich um eine Zeichnung für Deinen Schreibtisch zu bitten. Ich möchte ihn Dir ganz nach Wunsch bestellen, und fertig finde ich schwerlich einen nach Deinem Sinn, der in Größe und Einrichtung Dir ganz zusagte. Ich habe gestern bis tief in die Nacht hinein getanzt. Das junge Volk, von dem ich Dir schrieb, war hier, und ohne mich wäre der Mazurek nicht vollzählig an Paaren gewesen. Übrigens ist dies der einzige Tanz, den ich wirklich liebe, es ist Rasse drin, das klingt wohl komisch aus meinem Munde, aber dennoch ist es das einzig mir passende Wort. Sie drehten sich auch mit einer Leidenschaft und Gewandtheit, die eben mehr verrieten als die Lehrjahre beim Tanzmeister. Es ist wohl das letztemal, daß ich ihn so mit Polen tanze,

und darum war mir's auch recht genehm, soviel meine Gedanken auch mit andern Bildern ausgefüllt waren. Ottilie, die hier war, läßt Dich herzlich grüßen, und Krüger, der sich sehr stark in die junge, schöne Emilie Lazka, Nichte meiner Emilie, verliebt hat, desgleichen. Die Eltern sprechen viel von Dir, und im Herzen der kleinen Anna und der Geschwister hast Du eine sichere Stelle gefunden. Dies soll kein Brief sein, nur ein flüchtiger Zettel. Schick' Deinen Deutschen Boten, ich brenne, ihn zu lesen. — Wenn Du den Eltern einmal schreibst, dann treibe, mein Herz, daß sie ja nicht später als anfang März sich aufmachen. Du weißt, wie die Eltern sind: gut, schwach und alles gern mit Muße betreibend. Das mag für andere taugen, ich bin nicht für diesen bedächtigen Schritt und falle lieber einmal auf die Nase, statt daß ich langsam gehe. Meine Bekannten schlagen womöglich Hände und Füße über dem Kopf zusammen, daß ich so bald fort will, das hilft ihnen jedoch wenig. Vorwärts! das ist mein Wahlspruch. Wollte Gott, ich wäre erst bei Dir, mein einzig Herz. Lebwohl, mein lieber, lieber Junge; werde ich heute wohl Nachricht haben? Diesen Abend bin ich bei Gräfes. Vom 1. an bekommt mich jedoch keine Seele aus dem Hause, ich weiß nie mehr, was ich unter dem Volk soll. — Ich küsse Dich, Schatz — wenn's nur wahr wäre! Adieu.

Deine Emma.

Bitte Frau Schulz, daß sie nicht vergißt, die Farben der Stuben zu melden, das ist wesentlich.

Mein lieber, braver Schatz! [Zürich, 30. oder 31. Januar 1843.]

Brav, weil er beizeit wieder in sein schönes Berlin zurückgekehrt ist, seine sieben Sachen in Ordnung bringen und so bald als möglich zu mir fliegen wird. Ich kann übrigens gegenwärtig mehr an Dich denken, als an Dich schreiben, mein Herz; es kostet manche Stunde, bis ein Mensch fertig ist, und ich verzweifle über die Pinsel, die Dir mein Konterfei machen sollen. Das Bild wird sehr hübsch, da der Künstler mit großem Enthusiasmus dahinter her ist. So hast Du denn in den Tagen, wo ich Dir nicht mehr gefallen werde, eine Erinnerung an die Tage, da ich Dir gefallen habe. Aber nein, jene Tage werden nie kommen, wir werden uns bleiben, was wir uns jetzt sind.

Du frägst, woher Ruge wisse, daß Du tapfer und heiter seist? Ei nun, er hat Dich ja in Halle noch bis zur Eisenbahn begleitet. Von dem reizenden Blum hab' ich auch einen gar duftigen Brief erhalten, der mir mitten in dem Elend einen frohen Augenblick bereitet. Er schreibt, die Haltung der deutschen Jugend sei vortrefflich, die sächsischen Vaterlandsblätter werden von allen Universitäten mit Aufsätzen zu meinen Gunsten überschüttet. Leider passiere keiner die sächsische Zensur — sie läßt fast nichts für mich durch —, sonst würde „der unreife Enthusiasmus" einen glänzenden Sieg feiern.

Nun haben die Halunken auch die Rheinische Zeitung tot gemacht. Der Censor (!) selbst war so indigniert, daß er augenblicklich seine Entlassung genommen. Marx, der Redakteur, der dem Blatte alles geopfert und auch noch, nach einem Brief von

heute, mit Eklat die Geschichte enden will, scheint in einer peinlichen Lage zu sein. Er schreibt mir, in Deutschland sei kein Bleiben mehr für ihn, da ihm ein Wirkungskreis in Preußen unmöglich geworden. Durch einen Familienzwist sei er ohne Mittel, überdies verlobt mit einem Mädchen, das schon viel, unendlich viel für ihn gelitten, und das er nicht verlassen wolle. Möchte sich an der Redaktion eines Schweizer Blatts beteiligen, in die Schweiz kommen. Was soll ich ihm schreiben? Die Schweiz, wenigstens Zürich, taugt auch nicht viel, und ich fürchte, es geht nächstens den deutschen Regierungen zu Gefallen eine große Jagd gegen die Fremden los, denen es nicht gelungen ist, sich einzubürgern. Gottlob! daß ich noch vor Torschluß dazu gekommen; in vierzehn Tagen bin ich Bürger der Republik Baselland und bezahle dafür diesen Spartanern 1300 Schweizer-Franken.

Heute ist schon wieder eine Biographie und Charakteristik von mir erschienen, von befreundeter Seite, aber von ganz ordinärem, ja verrücktem Standpunkt. Ich ärgere mich eigentlich nur noch über die Leute, die mir, was man so nennt, gut sind. Die fassen's am dümmsten an. Es ist ein peinliches Gefühl, von bloßen literarischen Spekulanten sich ausgebeutet zu sehen.

Deine Briefe adressiere nur direkt an mich; sie kommen nun regelmäßig an. Schreibe oft, öfter als ich, hörst Du? Und halte Dich bereit, denn die Hochzeit soll kommen wie ein Dieb in der Nacht. Und nun, mein Mädchen, laß Dich küssen und drücken, unendlich, ganz unendlich!

Grüße was Zeug hält; speziell die Eltern und die gute Fanny mit dem kleinen Zaunkönig. Wer wird Dich zu mir bringen? Dein Bruder und Vater? Oder — schreibe mir auch das! Dein Georg.

Meinen 2. Band will ich doch erscheinen lassen; ich denke ihn zu bereichern und zu vollenden in Deiner Gesellschaft und in irgend einem Paradies der Erde. Wir wollen ein paar Monate zusammen pilgern. Das soll uns beiden gut tun.

Berlin, den 31. Januar (Dienstag) 1843. Nach Mitternacht.

Mein Georg!

Den Tag können sie mir nehmen, aber die Nacht gehört mir, uns beiden ganz allein, die kann ich durchschreiben soviel ich immer will. Diesen Morgen kamen zwei Briefe von Dir an, der eine nach Polen abgesandte und einer vom 24. Januar datiert. Ich danke Gott tausendmal, daß der erste mich erst jetzt erreicht hat und nicht vor meiner Abreise in die Heimat, ich glaube, er hätte mich krank gemacht. Wie konnten aber Zweifel zu Dir kommen? Ist denn Dein Glaube an meine Liebe so schwach, daß ein vierzehntägiges Schweigen ihn zertrümmern könnte? — Hättest Du bis ins Innerste gefühlt, wie ich Dein bin, Du hättest Dir und mir die Schmerzen erspart. Vergessen wir's beide, Du Deine Angst um mich, ich Deine Zweifel, nur muß ich Dir's noch gestehen, daß mich dieser Brief förmlich durchschauert hat. Desto lieber war auch der andere! — Du mußt Dir nur abgewöhnen, Dich über die kleinen Ausfälle, welche man gegen mich unternimmt, zu ärgern. — Ärger ist überhaupt keine Empfindung für eine Natur wie die Deine, überlaß

ihn kleineren Kreaturen. Ich glaube, daß der edle Mensch gegen persönliche Anfechtungen immer unempfänglicher werden muß, nur insofern dem Allgemeinen damit geschadet wird, ist's schlimm und beachtenswert. Auf Dein liebes Porträt freue ich mich unendlich und bin doppelt traurig, Dir nicht so bald eine gleiche Freude machen zu können. Magnus kann mich nicht malen, so gern er möchte (wie er schreibt), und Begas, bei dem ich heute gewesen, kann vor dem 19. Februar nicht anfangen; das Original wird daher früher bei Dir sein, als das Bild. Wenn ich mir's so recht vorstelle, daß wir in fünf Wochen vielleicht beisammen sein können, fürchte ich, mein Glück kaum zu erleben. Welche Zukunft! Ja, laß uns reisen nach dem Süden, die Eltern haben nichts dagegen, laß uns bald, vielleicht vierzehn Tage nach der Hochzeit auswandern, mein geliebtes, einziges Herz! Ich glaube, wenn wir jetzt nach Sibirien führen, es würde mir gefallen. Deinen heiligen Zorn will ich Dir unterwegs schon zu erhalten mich bemühen, aber die Bitterkeit sollst Du mir im Süden lassen, die taugt nichts, denn sie versperrt Dir jeden freien Blick, sie knechtet Dein Auge. Von der Wohnung bin ich ganz entzückt und möchte Dir gleich einen Kuß dafür geben, nur mit der Einteilung der Zimmer bin ich nicht ganz einverstanden. Du sollst entweder in No. 4 wohnen, das die Aussicht nach dem See hat, oder in No. 6, südöstlich gelegen und zweifenstrig. Wir können ja lieber zum Schlafzimmer No. 1 wählen, das auch zwei Fenster hat und geräumig ist. Ein Poet, und die Aussicht nach Nordwest! Lieber Schatz, Du hast wahrlich die Gedanken verloren. — No. 5 soll meine kleine Stube werden, Du weißt, ich hatte auch hier nur eine mit einem Fenster. Ich werde ganz still sein, wenn mein Schatz arbeitet, sollst nicht von der nahen Nachbarschaft zu leiden haben. Vergiß nicht die Zeichnung von dem Schreibtisch, damit er auch ganz nach Deinem Sinn wird, die Farben der Stuben und die Breite der Fenster.

Über Follens Angelegenheit hat mir Mühlenfels damals gesagt, daß er jetzt nicht dafür sprechen wolle, weil gerade während seines Hierseins die Stimmung des Königs durch Deine Angelegenheit eine so gereizte war, daß eine Anfrage die unfehlbare Verneinung gebracht haben würde, während durch eine kurze Frist, in der die Gemüter sich beruhigen würden, alles erlangt werden könne. Mühlenfels ist mit einem verwundeten Herzen abgereist. — Von Ruges Verlobung weißt Du gewiß bereits. Die Braut soll ein allerliebstes, prächtiges junges Mädchen sein. — Deinen Auftrag an Müller werde ich nächstens mit einiger Milderung ausrichten. Für einen Heuchler halte ich ihn nimmer, eher für einen Esel, trotz des Cromwell. Das Verbot der Rheinischen Zeitung ist ein neuer Geniestreich, o ich bin so indigniert, daß ich den Tag segnen werde, wo ich diese Stadt verlasse.

Die gestrige Gesellschaft barg auch wieder einige Schufte. Das ist eine Menschenware! Der Präsident von Ladenberg, der sich zu meinem Nachbar auserlesen, trank auf Deine Gesundheit; was sagst Du dazu? das heißt ganz still. Gewiß hat er gleich hinterher ein Paternoster gebetet, um sich von der Sünde zu absolvieren. Der Neffe der Bettina, ein Herr von Savigny, gewaltiger Esel, eine

unerhörte Fratze, suchte mich auch Deinetwegen stark mit Fragen heim und schloß seine Rede mit den Worten: ich werde jedenfalls nach Zürich kommen, Sie dort aufzusuchen. Die Falkenburg wird aber wohl zu hoch für ihn liegen. — Soll ich Dein Falke sein? Und Du mein Weidmann? Von dem Falken komm' ich auf Freiligrath. — Welch Pack! Und Geibel, der jetzt Weitgepriesene! Laß Dich ruhig anbellen, wir wollen ihnen schon Not machen, schicke Deinen alten Jakob samt der Lise in die Welt, das wird ihnen die ehrlosen Mäuler stopfen. — Was soll das Gedicht in der Rheinischen Zeitung: An Ihn betitelt? Ehe ich's vergesse, liebes Herz, muß ich Dich an das Schicken Deines Tauf- oder Konfirmationsscheins erinnern. Einer von beiden ist notwendig, sonst bietet uns kein Pfaffe hier in Berlin auf, und erst wenn dies geschehen, können wir getraut werden. Ich werde auch einen von beiden mit dem nächsten Brief besorgen. Wähle nur einen Pfaffen, der's kurz macht, sag' ihm, was wir beide davon halten und droh' ihm getrost damit, womit Du den hiesigen zum Schweigen bringen wolltest. Eine Sache, die faktisch ist, muß ich Dir noch schnell mitteilen. Denk, lieber Schatz, daß Brockhaus, um die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Zeitung wieder zu erlangen, dem König eine Liste von all den jungen Schriftstellern eingereicht hat, welche gegen die Regierung geschrieben. — Infolge dieser Schurkerei ist diesen Morgen um 10 Uhr ein junger Mann namens Daene (ich glaube, so heißt er), welchem eine Anstellung zugesagt war, die nur noch der Unterschrift des Königs bedurfte, um dieselbe gekommen, weil Seine Majestät im selben Augenblick, wo man ihm das Blatt zur Unterzeichnung vorlegte, den Einfall hatte, nachzusehen, ob selbiger nicht auf jener Liste stehe, und den Namen fand.

Schönlein hat diese Nachricht dem Schwager meiner Freundin heute morgen gebracht, er ist gerade zugegen gewesen und ganz indigniert, trotz seiner veränderten Gesinnungen. Was sagst Du dazu? Es ist ein verworfenes Pack!

Die Augen fallen mir zu, gute Nacht, mein Schatz, auf baldig', baldig' Wiedersehen. Das wird ein Leben werden! Wenn ich Dir in der Nähe so lieb bleibe, wie ich Dir jetzt bin; ich fürchte zuweilen, daß mich die Ferne Dir verklärt.

Ich bin heut mit den Polen im Theater gewesen. — Der Sohn des Czartorysky war mit uns und fiel sehr auf, weil er fast wie ein Neger aussieht. Cybulski grüßt Dich herzlich und versichert mir alle Tage wieder aufs neue, seit ich Braut wäre, habe er mich viel lieber. Was sagst Du dazu? Der junge Radczinski empfiehlt sich Dir auch. Du erinnerst Dich wohl seiner?

Jetzt will ich von Dir träumen, schlaf' wohl, mein liebes Herz! Deine Emma.

Beifolgende Zeichnung hat mir ein Helgoländer lieber Bekannter, ein Maler Gätke, geschickt mit der Frage, ob sie mir als Titelblatt zu Deinen Gedichten gefiele. Sieh sie an und schicke sie mir zurück. Außerdem hat er mich um Rat gefragt, ob er wohl Randzeichnungen derart zu Deinen Gedichten machen solle? Was meinst Du dazu?

Mein geliebter Georg! Berlin, den 2. Februar 1843.

Die Schurkerei ist entdeckt! Unsere Briefe werden jedesmal nicht nur hier,

sondern noch an mehreren Orten eröffnet und gelesen, wodurch die unerklärliche Verzögerung entsteht. Gustav weiß dies aus sicherer Quelle, hat aber versprochen, die Person, welche es ihm anvertraut, nicht zu nennen. Das ist für uns nun ganz gleichgültig. Die Sache bleibt infam, und unsere Vorsicht wird ganz notwendig. Diesen Brief erhältst Du durch einen meiner jungen Freunde in Basel, der ehemals hier studiert hat. Du schreibe künftig entweder unter der Adresse von Ottilie von Gräfe, Behrenstraße 48 (natürlich muß eine andere Hand die Adresse machen), oder unter der von Agnes Podesta, Behrenstraße 53. Hoffentlich haben wir die Post nicht mehr lange zu bereichern und können uns einander ganz heimlich sagen, was wir uns sind, so heimlich, Schatz, daß kein Mensch auf der Welt es hört. Beim Pfaffen bin ich eben wegen meiner Scheine gewesen. Er läßt Dich grüßen, ist ganz entzückt von Deinen Gedichten. Er findet es hübsch, scheint's, daß Du ein freier Republikaner bist. Das Pack betrachtet dergleichen wie irgend einen anderen Titel, den man beliebig wechseln kann. Übrigens, liebster Schatz, mußt auch Du Deinen Taufschein und, falls der nicht hinlänglich Deine Volljährigkeit manifestiert, noch die Erlaubnis von Deinem Vater umgehend einsenden. Ich werde für ein gleiches sorgen. — Nur muß ich, da mein Taufschein aus Magdeburg verschrieben werden muß, noch einige Tage Geduld haben. Außerdem läßt Helm fragen, ob Du sonst im Besitz eines Titels seist, vielleicht Doktor, da er das des Aufgebotes wegen wissen müsse. Ich habe ihm gesagt, daß ich nur wüßte, Du wärest ohne Titel geboren, welche Ehre die Welt Dir angetan, wäre mir bis dato unbekannt. —

Den Paß für Europa würde ich zu kurze Zeit unter meinem Namen benutzen können, um ihn mir ausstellen zu lassen. Du könntest mich in zwei Monaten nicht einmal darauf verweisen, wie Du schreibst, und uns beiden könnte er niemals nutzen. Wenn Du mich nicht mehr leiden magst, brauchst Du es übrigens nur hübsch zu sagen, ich glaub', ich wäre fort von Dir, noch eh' Du's ausgesprochen. Ohne Deine Liebe, Schatz, möcht' ich Dich nimmer, nur solange ich Dir sein kann, was Dein Weib Dir sein muß, nur solange mag ich bei Dir bleiben. Es ist gut, daß unser Haus so nahe am See liegt, da weiß ich gleich wohin. —

Also eifersüchtig muß man sein, wenn man seinem Schatz oft schreibt? Nun, dann bin ich's, glaub' ich, noch weit mehr als Du, denn ich sende den elften Brief heute ab; aber ein liebes, einziges Herz bist Du, und wenn Du zuweilen klein Herzeleid nach mir hast, nun, so magst Du es nicht bereuen, ich hab's immer, immerzu, bis ich bei Dir sein werde. Gestern habe ich denn auch Rubini gehört, freilich mit anderen Empfindungen als mein Freund Cybulski, weshalb wir uns tüchtig gestritten. Wüßte er nun gar, daß ich, während er sang, mich tausendmal auf unserem kleinen Balkon in Zürich neben Dir ertappt habe und ins Gebirge geschaut, würde er mich für einen Kannibalen halten. Der könnte mich nimmer begeistern. Wo ist da Natur? Nichts als Kunststücke, Gurgelverrenkungen, kein einzig gesunder, voller Ton, der bis ins Herz dringt. Eine vollendete musikalische Maschine würde meinem Ohr denselben Eindruck machen. Nein, da lobe ich mir Ottiliens Stimme,

ſie iſt weniger verziert und überzuckert, aber da iſt Glut, Leidenſchaft drin, wenn auch keine Kunſt.

Mir hat gerade Rubini einen Eindruck wie Thalberg gemacht. Vollendete Technik, ſchwaches Naturell! Studien, aber kein Genius. — Und dieſe Berliner! Wären ſie vor zwanzig Jahren außer ſich geweſen, wo die Stimme noch friſch war — aber es iſt ihnen ganz recht; ich danke für die Kunſtruinen. Rückert iſt auch ſo eine geworden, ſeit er hier iſt. Die Gewandtheit der Form wird er nie verlieren, aber der Funke! iſt addio! Dieſen Abend iſt bei uns noch einmal polniſche Geſellſchaft, übermorgen reiſen meine Freundin und die Mädchen ab. — Der Abſchied wird noch Tränen koſten, obſchon ich bis jetzt, ſo oft ich von meiner Auswanderung ſprach, ſo luſtig ausgeſehen habe, daß man es mir übel genommen. Dieſer Abſchied iſt freilich ſchwer! Nur nicht, wenn ich an das Wiederſehen denke, meine ganze Welt iſt ja in Dir, einziger, lieber Georg! Ich fürchte nicht, daß Deine Lieb' zu mir Dich der Welt nimmt, wie kannſt Du nur das noch denken? Wenn ich das dächte, wäre es ja aus mit unſerer Liebe! Ich fürchte überhaupt nichts, nichts in der Welt, ach ja, die Mäuſe abgerechnet — und daß Du dereinſt ſagen wirſt, ich kann die guten Seiten in Dir nicht finden, wie Du jetzt um die nicht entdeckten Laſter jammerſt. Wir wollen uns einander nichts einreden. Engel haben wir beide nicht gewollt, nur ehrliche Menſchen voll edler Leidenſchaft; das ſind wir beide, Du wie ich, alſo werden die Fehler ſich ſchon herausſtellen, und die Lieb' hilft ſie tragen. Adieu, mein Herz, ich muß mich nun putzen — ein Donnerstag war's gerade, als Du krank lagſt und die Geſellſchaft von Prutz war. Erinnerſt Du Dich? Du lagſt auf dem kleinen Sofa, auf dem ich eben ſitze, Dir zu ſchreiben, und warſt den übrigen Abend ſehr verſtimmt gegen mich; Schatz, Schatz, ich liebe Dich unendlich! Noch eins: Bitte Frau Schulz, daß ſie mir genau die Breite der Pfeiler in den einzelnen Stuben angibt, damit ich die Spiegel beſorgen kann. Auch frage fein, ob man gute Federn und Pferdehaar zu Betten und Matratzen dort bekommt. — Entſchuldige, lieber Poet, daß ich Dir davon ſchreibe, aber es geht nicht anders. — Leider hängt von ſolchen Albereien unſere ſchnelle Hochzeit ab, und das wird's Dich verzeihen und behalten lehren.

Adieu, mein Herz, Gott ſchütze Dich. Deine Emma.

Der junge Mann vom Kriminalgericht, welcher durch Brockhaus angezeigt worden, heißt: Temme, und nicht Daene.

Mein Herz! Zürich, den 3. Februar 1843.

Heute hab' ich zwei liebe Briefe von Dir erhalten und einen frohen, glücklichen Tag verlebt. Wenn Dich doch die Leute mit ihren froſtigen Beſorgniſſen um meine Lorbeern und meine Zukunft verſchonen wollten, wenn Du ſelber nur gar nicht mehr hörteſt auf das Gerede Deiner Freunde, die ſich ſo bekümmern um den künftigen großen Mann in mir, den eine Heirat kaput machen könnte. Glaub' mir, ich bin, da ich Dich nun einmal gefunden, zu Ende, rein zu Ende ohne Dich, und kann und will nur etwas werden mit Dir und durch Dich. Etwas werden?

Etwas tun? Auch so weit reflektiere ich nicht. Ich liebe — und ich liebe Dich, dadurch bin ich schon genug und werde genug werden. Unsere Liebe ist eine erfüllte Liebe, erwachsen auf dem Boden der Begeisterung. Es kann, es wird uns nicht fehlen. Denken wir darüber nicht weiter. Ich bin selig, ein Wesen gefunden zu haben, an dem ich hinaufblicken muß, und das sich mir doch so ganz, so ganz hingeben will. Aber ohne Dich, merk' es, ist es zu Ende mit mir, und mein Licht ist ausgeblasen. Die Liebe ist nichts so zufälliges, daß man, wenn sie einen ergriffen, auch ohne sie vegetieren könnte. Nur das kann einen so übermenschlich glücklich machen, wie Du mich, dessen Verlust uns auch übermenschlich elend machen würde. Laß ein für allemal Deine Skrupel und liebe getrost zu; je toller, je besser.

Komm zu mir, sobald Du kannst und Lust hast! Verlasse Vater und Mutter — die Bibel ist doch zuweilen brauchbar. Gelt, mein Schatz, mein Schatz?

Dieser Brief ist ungefähr der neunte oder zehnte, den ich Dir schreibe, und ich begreife nicht, wie Du erst vier erhalten hast. Deine Briefe kommen regelmäßig am sechsten Tage hier an. Fahre fort, fleißig zu sein und mich zu trösten. Zehnmal wollte ich schon an Deine Eltern schreiben; so oft ich an Dich erst geschrieben, gönne ich keiner Seele mehr ein Wort. Du wirst ihnen sagen, wie ich ihre Tochter liebe und anbete — und das wird ihnen genügen. In Dresden plaudert zwar der Philister, pfui — ich kann das nicht nachplaudern. Ruge hat Dir's schon geschrieben.

Auch an Fanny will ich von Tag zu Tag schreiben — Du weißt Deine Korrespondenz mit aller Welt jedenfalls besser zu führen als ich. Das könnte mir eigentlich auch Skrupel machen.

So — mein Stolz ist und bleibt, Dir zu gehören, ich küsse Dich tausendmal!

Dein Georg.

Mein liebes Herz! Berlin, den 3. Februar 1843.

Helm ist diesen Morgen hier gewesen und hat mir gesagt, daß Du, um mit Deiner Braut in Berlin kirchlich proklamiert werden zu können, zuvor folgende Dokumente einsenden mußt.

1. Von der Obrigkeit Deines Wohnorts einen Schein, daß Deine Braut Frl. E. S. nach den dortigen Gesetzen als Deine Gattin, auch als Untertanin dort aufgenommen werden könne.

2. Deinen Taufschein — gerichtlich bestätigt.

3. Den väterlichen Konsens (nach dem preußischen Landrecht, 2. Teil, 1. Titel, § 46), gleichfalls gerichtlich bestätigt.

Hier hast Du die ganze Verordnung, wörtlich von der des Predigers abgeschrieben. Das ist eine Welt! Schade, daß sie einem nicht noch die Liebe gradweise zumessen können. Diese Pedantenseelen. Auch ich habe jetzt vom hiesigen Bischof ein Verzeichnis der Scheine, welche ich für Dich einschicken muß, und werde sie so schnell als möglich senden. Leider hängt ja unsere Vereinigung von diesen Dingen ab. — Diesen Morgen habe ich die ersten Meubles zu unserer einen

Stube beſtellt, No. 4 — von ſchwarzem Holz mit dunkelroten Polſtern, ich hoffe, ſie werden Dir gefallen. Wie lieb wäre es mir geweſen, Deinen Rat zu wiſſen. Nach der einen Zeitungsanzeige, welche ich Dir hier einlege, käme ich übrigens zu ſpät. Du biſt längſt mit Deiner Frau in Zürich angekommen, und ich muß entweder einen Mord begehen, um die einzige zu ſein, oder hier bleiben, wenn ich das nicht will. Schöne Streiche, lieber Schatz, muß ich von Dir durch die Zeitung hören. Ich habe etwas Kopfſchmerz, das Schreiben will deshalb nicht gehen. Nimm dies nicht als einen Brief, nur für einen Zettel, den ich aber ſenden mußte, um ſchneller ſelbſt nachfliegen zu können. Gott ſchütze Dich, mein Georg, und führe uns bald zuſammen.

Morgen früh reiſt meine Emilie ab, und um wenigſtens den letzten Abend mit ihr zu ſein, muß ich in ein dreiſtündiges Ballett. — Das iſt ein Vergnügen für Götter. Montag werde ich noch zu reiten anfangen, ich hab' Sehnſucht nach meinem Roß. Du glaubſt nicht, wie bunt es jetzt in meinem Kopf ausſieht. Leb' wohl, es wird ſchon licht werden. Deine Emma.

[Zürich, 4. Februar 1843. Samstag abend.]

Schatz, unvergleichlicher Schatz!

Oui, je vous aime, je vous aime profondément, comme vous écrit Mr. Bacounine. Welche Freude haſt Du mir durch Deinen erſten Brief aus Berlin gemacht! So hab' ich's gern! Du biſt ein einzig, einzig Mädchen. Ja, komm in die Berge und laß Deinen Georg nicht länger allein. Er iſt allein, denn auch das beſte, was er vor Dir beſaß, will ihm nur wenig mehr bedeuten, genügen gar nicht.

Das Abenteuer, das Du mit ſo vielem Humor überſtanden, ſcheint doch ein bißchen ernſthafter Natur geweſen zu ſein. Warſt Du auch bewaffnet? Da fällt mir nämlich unſer ſpaniſches Projekt ein; laß Dir einige Dolche und Piſtolen dazu ſchenken. Ich gehe gern und ungern dahin; gern als Egoiſt, meinetwegen; ungern als zärtlicher Gatte mit Dir: Und doch mit Dir — welch ein Genuß!

Die Breite der Fenſter in unſerm Logis beträgt 4½, die Höhe der Fenſter 6 Fuß Schweizermaß. Die Breite der Pfeiler zwiſchen den zwei Fenſtern der beiden Balkonzimmer 4 Fuß 2 Zoll. Platz zu Sofas in dieſen 7 Fuß.

In die Fenſter ſieht uns niemand, das Haus ſteht frei auf der Höhe und beherrſcht die ganze Gegend; über uns wohnt auch niemand. Der liebe Gott wird mich wenigſtens nicht ſonderlich ſtören. Für die Mädchen iſt Platz. Eine Köchin hat ſich bereits gemeldet. Da wir aber nicht wiſſen, wann wir von unſerer Reiſe zurückkehren, werden wir ſie auch nicht dingen können.

Brauche gar keine Vizebräutigame, auch wenn es Cybulskis ſind. Der Bräutigam iſt ſchon etwas Ueberflüſſiges, und ich bitte Dich, mich recht bald aus dieſem Stande zu erlöſen. Ich wollt', ich würde krank, damit Du kämſt; ich ſchreib' es Dir augenblicklich, ſei davon überzeugt.

Die Worte gehen mir aus, wenn ich an Dich ſchreibe, und wenn ich abends

eine oder zwei Stunden auf dem Sofa hindämmere, wie gesprächig bin ich, welche Unterhaltung weiß ich mit Dir zu führen! Schlaf wohl, mein Herz, und laß Dich morgen durch einen Brief von Deinem Schatz erwecken. Sieh, ich denke mir immer auch den Moment, da Du einen Brief von mir erhalten kannst.

Ich küsse Dich tausendmal, tausendmal. Ob die Menschheit 'was davon hat, bezweifle ich, mache mir aber keine Skrupel drum. Ich bin mit Dir, alle Tage, bis an der Welt Ende. Dein Georg.

Mein lieber Schatz! Berlin, den 7. Februar 1843.

Die Traurigkeit, in der ich meinen letzten Brief Dir schrieb, hat sich jetzt in eine große Unruhe verwandelt. Seit fast acht vollen Tagen bin ich ohne Nachricht von Dir und kann nicht glauben, daß seit dem 26. Januar Dir nicht einmal die Lust gekommen sein sollte, Deinem fernen Schatz zu schreiben. Es geht ganz abscheulich in der Welt zu. Die Beschuldigung von Zürich aus gegen Dich steht auch heute groß und breit in der Voßischen Zeitung, und so wenig dergleichen Dinge Dich und mich noch irgend einen Freigesinnten im geringsten berühren können, so sind sie doch laute und schmerzliche Zeugnisse der Gesamtstimmung. Ich habe heute, um etwas zu tun, meine Zeichenstudien vorgesucht, aber zu meinem nicht geringen Entsetzen bemerkt, daß ich von dem wenigen, was ich gewußt, viel in der Liebeszeit verlernt habe. So geht's mit allem jetzt, außer mit der Liebe. Ich habe keinen Sinn für die kleinste Sache, die nicht in direkter Beziehung zu unserer Vereinigung steht. Der Boden brennt mir unter den Füßen, und ich ersehne den Abschiedstag, wie ein Kranker den seiner Genesung, obschon er mich von manchem Lieben losreißen wird. Ich fühle klar, daß ich in Dir zehnfach wiederfinde, was ich aufgebe, und wünschte mir Hindernisse, um sie Dir zulieb beseitigen zu können. Zwischen uns gibt's aber keine Opfer, nicht so, mein einziger Georg? Wann der Brief mit Deinem Bürgerdiplom oder wenigstens mit der bestimmten Nachricht davon hier eintrifft, dann juble ich ganz Berlin toll. Die Luft hier ist nur so verpestet, daß sie keinen gesunden Klang mehr wiedergibt. Gestern hat sich eine der entlobten Bräute meiner Bekanntschaft wieder mit ihrem früheren Verlobten zusammen begeben. Begreifst Du den Unsinn? Beide sollen jetzt selig sein. — Die Menschen werden jetzt verrückt, sie verloben sich, um sich zu trennen und vereinigen sich aufs neue, um desto seliger zu werden. Begreif's, wer's kann, mir ist's zu hoch. Kannst Du Dir ein Ende in der Liebe denken? Kannst Du überhaupt etwas denken, wenn Deine Liebe Dein ganzes Wesen durchglüht? Ich habe lange das Denken darüber aufgegeben. Seit acht Tagen ist dies der sechste Brief, den ich absende, ich möchte gern wissen, ob alle zu Dir gelangt sind. — Diesen schicke ich an einen Kaufmann in Frankfurt a. M., der ihn weiter befördern hilft. Wenn Du nur nicht krank bist, mein Herz. Wenn ich morgen keine Nachricht erhalte, schreibe ich wieder, wie schlecht auch immerhin die Stimmung sein mag. Der kleine Zaunkönig grüßt Dich, desgleichen Eltern und Geschwister vielmals. Anna freut sich, den Onkel im Sommer zu besuchen. Grüß dich Gott, mein

herziger Schatz, bleib' hübsch wacker, ich will auch den Mut nicht verlieren, und halte fest an Deiner Liebe, wie ich an der meinen. Auf baldiges Wiedersehen! Die Freude soll kein Philister uns trüben, entsetzen mögen sie sich darob immerhin.

Leb' wohl, mein Lieb! Deine Emma.

Mein lieber, lieber, lieber Schatz! [Zürich], 8. Februar 1843.

Ich muß den Brief im Augenblick aufgeben und habe nur noch Zeit, Dir zu sagen und zu klagen, daß ich seit drei Tagen keinen Brief von Dir erhalten, daß die Schuld nur an Dir, nicht an der Post liegen kann, durch welche die Briefe ganz regelmäßig befördert werden.

Die Zimmergeschichte hat mich so lange aufgehalten, daß ich bis morgen früh warten muß, um diesem Brief einen zweiten nachzusenden, der Dir nur wiederholen kann, was in diesem steht, daß mein Herz ist, wo mein Schatz ist.

Dein Georg.

Herzliebster Schatz! Berlin, den 8. Februar 1843, nachts.

Es wird schon wieder hübsch still auf den Straßen, einige Wagen fahren noch hin und her, da ist mir denn erst recht schreiblustig, denn je ruhiger von außen, desto lauter wird's mir innerhalb der Brust, gerad als ginge nun mein Tag an. Ich hab' heute einen Brief von Dir, und das macht mich heiterer. Kurz ist er freilich, aber doch lang genug, um mir zu melden, daß Du gesund bist und ein wenig mein gedenkst. Auf Dein lieb Konterfei freue ich mich unendlich, wenngleich es seinen Zweck nimmer erreichen wird. — Hältst Du es wirklich für möglich, daß Du mir einst weniger sein könntest, und glaubst Du, daß in solchen Zeiten dies Bild mir angenehm als Erinnerung sein würde? Ich denke, Du glaubst weder das eine noch das andere, wohl aber, daß Dein Schatz wieder einmal keinen Humor gehabt hat, und darin hast Du teilweise recht. —

Es gibt wenige, aber einige Dinge, die ich im Scherz mir selbst nicht ohne Schmerz bezweifeln lasse, dazu gehört denn obenan meine Liebe zu Dir. Nicht, daß der Zweifel meine Person verletzte, die kommt dabei durchaus nicht in Gefahr, aber ich kenne nicht Liebe, die der Wandlung fähig ist, schreib' also nie mehr, wir werden uns bleiben, was wir uns sind, schreib', wir müssen uns immer mehr werden, denn Stillstand ist nicht möglich. Ich doziere wohl wieder? Verzeih, mein Schatz. Wenn ich Dir doch so ganz sein könnte, was ich möchte. Zuweilen durchschauert mich eine große Angst, ich könnte vielleicht unfähig sein, Dich ganz zu beglücken und poetisch anzuregen. Eine Frau wie George Sand, wäre sie nicht besser für Dich gewesen? Freilich hätte sie Dich lieben müssen, wie aber wollte sie nicht, wie i ch hätte sie es zwar nimmer gekonnt. — Wiß war heute abend hier, läßt schön grüßen und hat viel von der Bettina erzählt. Ein geniales Weib ist's sicherlich, und hätte ich nicht schöneres vor, würde ich sie zuvor noch aufsuchen. Ich denke mir nur, daß man das beste von ihr in ihren Büchern hat, und ihr Umgang auch manche Enttäuschung mitbringt. Sie soll sich ganz aus

der Romantik in die Politik geworfen haben, und jetzt bald eine Schrift solchen Inhalts zu publizieren gedenken. Dein Entschluß, den 2. Band Gedichte früher zu veröffentlichen, macht mir Freude. Ich bin sicher, sie werden eine große Wirkung auf das politische Volksbewußtsein haben, und wer weiß, ob sie nicht die Vorläufer einer großen bewegten Zeit werden. Wenn der Eindruck eben nur Eindruck bleibt, nicht zur Tat wird, dann hol' der Kuckuck die ganze Schreiberei, aber Du wirst sehen, die kranke Lise und der arme Jakob finden den Weg zu den Hütten der Ärmsten, und ist erst das Volk gewonnen, dann kann man das beste erwarten. Nur aus den Massen der Proletarier ist jetzt ein Ostern zu erwarten, daß es aber kommt und wir es noch feiern helfen, steht klar in meiner Seele. Ich fühle es, wir werden noch, wenigstens ich, gewaltige Zeiten erleben, und ich erflehe sie mit der ganzen Glut meines Wesens. Dann sollst Du sehen, ob ich lieben kann, mein einziger Schatz. Marx tut mir herzlich leid. Weißt Du keinen Rat für ihn? Ich sage es ja stets, die Mädchen sind Blei für die Männer, wenigstens die meisten. Wäre der arme Teufel unverlobt, würde er schon wissen, wohin sich wenden. Auch Du wärest ruhig ohne mich auf Deinem Turm geblieben, hättest nicht die Qual gehabt, sechs Stunden hindurch Dich anschauen zu lassen, und die Falkenburg hätte Dich nie gelockt. Es geht nun nit anders, Schatz. Tröste Dich fein, und denk' recht fest: „Mein Mädchen ist kein Philister!" Ja, pilgern wollen wir, Georg, recht tief hinein in die Waldnächte. Ich möchte die Stellen mit Dir durchstreifen, die noch kein andrer Mensch zuvor betreten, und auf denen noch die ganze jungfräuliche Urschöne der Schöpfung ruht. Wo aber wäre dieser Ort? Im Grunde überall — der Tritt der Menschen kann wohl die gewaltigen Tempel Gottes nicht entweihen.

Den 9. Februar 1843.

Weiß nicht warum, aber ich hatte mir fest eingebildet, Du würdest wieder schreiben. Es war Irrtum, nimm's nicht übel, Schatz. Weißt Du was: Dein letzter Brief ist ein bissel kühl geschrieben, er hat mich gerade so angesehen, als hättest Du ihn mehr verfaßt, um mich nicht länger in Sorge zu lassen, als weil's Dir eben notwendig gewesen. Worin es lag, weiß ich nicht, die Wahrheit dessen hat mich aber mein Gefühl gelehrt. Du warst gewiß verstimmt, und dann ist alles krank. —

Meinen Tauf- und Kommunionschein habe ich bereits, warte nur auf den Heimatschein, der noch von der Polizei mir werden soll. Sobald ich ihn erhalten, sende ich sie Dir alle zu. Hast Du vor ungefähr vierzehn Tagen einen Brief von Dingelstedt erhalten? Er war von einigen Zeilen von Fanny begleitet. Ich muß fort, liebes Herz, leb' wohl. Morgen schreibe ich wieder und schicke Dir eine Zeichnung zu einem Schreibtisch für Dich, gefällt sie Dir, dann laß ich denselben danach anfertigen. Mit den übrigen Meubles bin ich ziemlich fertig, daß heißt sie sind bestellt. Auch die beiden bequemen Stühle für Dich und Follen sind nicht vergessen.

Adieu, mein Herzensschatz.

Auf Wiedersehen im Frühling! Das wird ein Leben werden.

Deine Emma.

[Zürich, 9. Februar] 1843.

Ich soll Dir eine Zeichnung von meinem Schreibtisch schicken? Das ist zu viel verlangt von einem ordentlichen Menschen, wie ich bin! Dein Geschmack ist auch mein Geschmack. Nur nicht zu kurz, daß ich auch Platz habe zur Unordnung, wie ich sie gewohnt bin und wie Du sie mir kaum abgewöhnen wirst.

Mein Porträt wächst stark nach unten und ist bis zur Taille fertig. Du sollst mich in Deinem Zimmer aufgehenkt finden, wenn Du kommst.

Deine beiden letzten Briefe sollten, wie Du selbst schreibst, nur Zettel bedeuten; ich bin schon damit zufrieden, aber hoffe, daß die Briefe bald nachfliegen.

Mein Herz, ich empfehle mich Ihnen bestens. Leb' wohl, mein lieber, einziger Schatz und laß Dich küssen von Deinem Georg.

Der kleine Zaunkönig muß abgeküßt werden. Die Fanny außerordentlich gegrüßt, Dein Bruder und Minna aber zum mindesten ordentlich. Ich habe immer so eine kleine amour mit Deiner Schwester. Gelt?

Meine liebe Emma! [Zürich, 10. Februar] 1843.

Dieser Brief jagt dem letzten schnell nach. Nicht wahr? Aber 's ist mir auch nur wohl die paar Augenblicke, die ich mich mit Dir unterhalten darf. Du weißt, ich bin nicht sentimental, ich hasse die Sentimentalität, und doch bringt mich die Sehnsucht schier um, ich kann den Tag nicht erwarten, da ich Dich fest unentreißbar in meinen Armen halte und mit Dir der ganzen Welt Trotz bieten will. Welch ein Leben wird mir aufgehen! Welches Leben war mir schon aufgegangen! Und dann wieder neben dem grenzenlosesten Vertrauen, da mir dann ist, als ob die Welt nicht ohne mich und Dich existieren könnte, als ob ich da bleiben müßte, ein gleich grenzenloses Verzagen, ein Mißtrauen in mein Geschick; ich fühle mich körperlich nicht wie es sein sollte, ohne sagen zu können, wo es mir denn eigentlich fehlt, es ist mir oft, als ob die leibhaftige Zerstörung in meinem Kopf arbeitete. Mädchen, mach', daß du kommst! Diese verdammten Zögerungen! Nun dauert es wieder seine acht bis zehn Tage, bis ich den Konsens und Taufschein von Stuttgart erhalte, dann wieder sechs bis sie nach Berlin kommen, und so geht der Februar drauf und ich am Ende mit. Ich glaube nicht, daß ich glücklich werden soll und darf, bis ich dir wieder in die Augen sehe. —

Um den Schein, der Dich betrifft, zu erhalten, werd' ich wohl Deine Papiere haben müssen. Zögere nicht, sie mir zu senden. Zögere mit gar nichts! Keine Sekunde soll man uns verkümmern.

Vom Deutschen Boten wird ein ganzes Vierteljahr ausgegeben. Er ist aber schon so denunziert von dem deutschen Zeitungspack, daß ich fast an seiner glücklichen Ankunft in Deutschland verzweifle. Ich habe wieder manche poetische Pläne, die tüchtig einschlagen sollen; ohne Dich wird aber nichts zustande kommen. Im Juli muß der zweite Band doch im reinen sein. Die 5. Auflage ist auch vergriffen, die 6. wohlfeile zu 15 Gr. wird nun in 6000 Exemplaren versandt. Fröbel denkt bereits an eine 7., die recht hübsch in großem Format wie die 1. und 2., mit meinem

Porträt in Kupferstich, erscheinen soll. Meine Landsleute nehmen doppeltes Interesse, seit Freiligrath mich einen Schwaben geheißen. Freiligrath hat sich mutwillig ruiniert, der elende Pensionär. Du hast wohl die Korrespondenz aus Stuttgart in der Rheinischen Zeitung gelesen?

Strauß, der Verfasser des Lebens Jesu, hat mir einige Xenien gegen die Majestäten von Preußen und Bayern gesandt. Ich selbst denke daran, einige hundert Epigramme, recht witzig, zornig und zynisch, hinauszuwerfen und von Disteli Vignettchen dazu machen zu lassen. Einige Dutzend sind fertig. Für den Berliner Geschmack ist vielleicht folgendes:

Als der Schön zu groß geworden,
Schickt man ihn fort mit einem Orden;
Doch um in der Familie zu bleiben,
Läßt man sich ein Schön-lein verschreiben.

Auch noch dieses:

Über die Adler, die vielen Adler, die roten und schwarzen!
Wo nur immer ein Aas, sammeln die Adler sich schnell.

Die Gräfin Hahn-Hahn:

Lauter echte Vollblutküchlein zog ich in den letzten Wintern;
Zum Beweise tragen alle noch die Eierschal' am Hintern.

Und nun noch ein ernstes:

Freiheit! rufen wir wohl, doch weniger, traun! als der Knabe
Für ein Vogelnest wagt, haben wir alle getan.

Folgendes von Strauß verbreite nach Kräften:

König ist unter den Mimen, mein Seydelmann, aber mein König —
Daß Schauspieler er bloß unter den Königen ist!

Auch das ist gut:

Manches Seltsame sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam:
Über eines jedoch bin ich noch immer erstaunt.
Denkt nur: aus allen Ländern verschrieb man niedergebrannte
Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt.
Solche nur sollen beleuchten den Hof — Ihr lächelt und glaubt's nicht?
Fragt nur Schelling und Tieck, wie man die Stumpen dort schätzt!

Das Epigramm soll bei mir zu einer guten Waffe werden. Allmählich stellt sich der Humor ein, und als eine Art humoristischen Roman denke ich auch noch meine Reise einmal zu schreiben. Einmal, ja, wenn Du erst da bist.

Mein lieber Georg! Berlin, den 10. Februar 1843.

Vor wenigen Stunden habe ich die Zeichnungen zu einem Tische für Dich erhalten, sieh sie an, und gefällt Dir eine davon, schicke sie schnell zurück, damit ich für die Ausführung sorgen kann. Den nächsten Montag werde ich auch die noch fehlenden Scheine erhalten und Dir senden, wenige Wochen später komme ich dann selbst, von den Eltern und Gustav begleitet. Fanny kann der Kleinen wegen nicht

in dieser Jahreszeit reisen und gedenkt uns lieber im Sommer zu besuchen, wenn wir sonst schon von unserer Reise heimgekehrt sein werden. Je näher die Zeit unserer Vereinigung heranrückt, desto größer ist einerseits mein Verlangen nach Dir, aber auch wieder die Besorgnis, Dich dauernd fesseln und befriedigen zu können, wie ich es möchte und überhaupt ein Weib es soll, wenn sie Deiner würdig ist. Du glaubst nicht, wie viel mir noch fehlt, wie viel Geduld Du auch wirst mit mir haben müssen und wie arm meine Natur in geistiger Beziehung im Vergleich zu der Deinen ist. Nimm, was ich Dir schreibe, nicht für eine Superbescheidenheit, ich bin nie bescheiden gewesen und halte diese Eigenschaft für ebenso einfältig als die entgegengesetzte. Das beste in uns ist eine Gabe der Götter, und für Geschenktes kann man dankbar sein, aber sich nichts darauf einbilden, noch die Bescheidene spielen. So oft ich aber uns beide vergleiche, so oft ich mit einer wahren Andacht Dein ganzes tiefes Wesen still beschaue, kommt mir unwillkürlich das Bewußtsein eigener Armut und Kleinheit, und ich bedarf aller Kraft, mich durch mein Glück nicht beugen, statt stählen zu lassen. Wärst Du ein Mann wie die andern, welche sich freilich mit Unrecht so nennen, würde ich Dich nie geliebt haben, aber nun Du das bist, was ich als das Alleinwahre anerkenne, hinsichtlich Deines Strebens und Deiner ganzen Richtung dünkt mich, müßte Dir auch etwas Ebenbürtiges werden. Diesen Morgen war Fräulein Miethe da, Du kennst mein Urteil über dies Mädchen. Wir sprachen viel über ihre Kunst, und was sie sagte, so unbefriedigend sie es auch äußern mochte, bekundete eine tiefe, innere Gewalt, die ihr ganzes Wesen erhebt und seinem bestimmten Rufe entgegenführt. Sie hat eine Sphäre, in der sie ganz heimisch ist. Ich bin unstet, überall bekannt, nirgends ganz zu Hause. Das einzige, was alle meine Kräfte und mein Interesse ungeteilt in Anspruch nimmt, ist das Geschick, eigentlich die politische Entwicklung meines Volkes und meine Liebe, in allem übrigen bin ich Stümper, Dilettant, und ich hasse den Dilettantismus. — Nur in der Liebe fühle ich mich ganz fertig und gestählt zu dem Größten. Ich fürchte, daß es besser gewesen wäre, Du hättest mich ein Jahr später kennen gelernt, der Mensch vermag viel in einem Jahr, und ich wäre imstande gewesen, Dir besseres bieten zu können, — mehr Dich fortwährend anzuregen und zu heben. Genug, ich bin heute verstimmt, es ist besser, ich verarbeite dies im stillen, als daß ich Dich und mich laut quäle. Ein Besuch von Herrn Crelinger hat dies alte Mißtrauen in die eigene Kraft wieder hervorgerufen, und wenn das laut wird, singe ich es schwer in Schlummer, so wenig sonst das Urteil der Leute mich beschäftigen kann. —

Dieser Mann hat immer etwas in seiner Art, so oft er über uns spricht, als wolle er sagen: Bilde Dir nicht ein, geliebt zu werden, Du bist zu wenig für solchen Mann. Nicht meine Eitelkeit verletzt er dadurch, aber Dich verletzt er in meiner Seele, und so oft er fort ist, fühle ich eine Bitterkeit, deren ich nicht Herr werden kann. —

Es ist gut, daß ich nicht mehr lange unter diesem Pack zu leben brauche, sie würden mich mit der Zeit zur lächerlichsten Selbstüberhebung bringen, während

Dir gegenüber meine eigene Person mir nicht in den Sinn kommt. Laß uns reisen, recht bald, recht weit, und ganz, ganz allein. Sind wir erst beisammen, wird alles besser sein.

In der Zeitung steht, daß Ruge von Zürich aus seine Jahrbücher herausgeben wird, ist's wahr? Es sollte mich besonders für Dich freuen. Adieu, mein Herz; ich bombardiere Dich jetzt tüchtig mit Briefen, wenn sie Dir zu oft kommen, denke fein, daß Du es so gewollt und Dein Schatz nicht anders gekonnt.

Deine Emma.

Mein einziger Schatz! Berlin, den 12. Februar 1843.

Brauchst nicht krank zu werden, um mich bald bei Dir zu haben, das merke.

Wenn sonst nicht Dinge vorfallen, die nicht zuvor zu berechnen, reise ich am 1. März hier ab und fliege zu meinem Georg. Ich bin so glücklich durch Deine beiden Briefe, die gestern früh gemeinsam ankamen, daß ich sogar im Augenblick meines Glückes einen Philister umarmt hätte, und das will etwas bedeuten. Erstens ist das Umarmen mit andern Leuten außer — Du weißt schon Schatz, mir zuwider, und dann die Braut eines Republikaners, einen Philister! Die Aufregung muß groß gewesen sein. — Die Eltern hindern mich gewiß nimmer an der Abreise und lieben und verehren Dich sehr, daran glaube fest, was auch das elende Pack wieder geredet haben mag. Was könnte sie auch wankend machen? Bist Du nicht derselbe, der Du warst, als sie mit solchem Stolz und solcher Freude Dich ihren Sohn nannten? Ruge hat mir nicht geschrieben, ich weiß also nicht, was man in Dresden schwatzen mag, aber arg muß es sein und ich bin froh, von diesen elenden Gewäschen verschont geblieben zu sein. — Die Menschen sind zu erbärmlich, zu arm, um zu begreifen, daß zwei Menschen sich wahrhaft lieben, man sollte sie beklagen. Mir scheint's wirklich, als wären wir beide die zur Seligkeit Bevorzugten, Du siehst ja überall, wohin Du blickst, diese jämmerlichen Gefühlsfetzen, die einer dem andern auftischt und sich krampfhaft daran hält. Unsere Liebe ist wie das stolze, hehre Freiheitsbanner, unbefleckt von dem Schmutze der gemeinen Menge und unverletzt mitten im Zwiste und Kampfe der Völker, über ihnen wie ein ewig Gebot fortrauschend.

Noch vier Sonntage, mein Herz, und ich bin bei Dir, Dein Weib vielleicht, Braut oder Weib, ist's nicht ganz einerlei, wenn wir nur eben beisammen sind? Schicke doch nur endlich die nötigen Scheine, kein Pfaffe proklamiert uns, ehe sie hier sind, und ehe dies nicht geschehen, können wir in der Schweiz nimmer getraut werden. — Vergiß nicht den Konsens von Deinem Vater, gerichtlich unterzeichnet hörst Du, mein lieber Schatz, Du mußt ihn haben, ob Du auch mündig bist. Dolche und Pistolen werde ich mir schenken lassen; wie kannst Du doch meinetwegen die spanische Reise aufgeben wollen? Das geht nimmermehr, und sollte ich in irgend einem sicheren Flecken des südlichen Frankreichs allein zurückbleiben, Du müßtest hin. Du darfst Dich meinetwegen nie stören lassen. Du hast ja keinen ängstlichen Schatz, hast gewiß vergessen, daß ich mich auf das Waffenführen verstehe. Laß es

uns besprechen, wohin wir reisen, sind wir nur erst beisammen, dann findet sich alles. Freue Dich nur ganz fürchterlich auf mich; ich kann oft vor Seligkeit in dem Gedanken gar nichts vornehmen. —

Ich hab' Frau Froriep besucht, weil sie mir neulich eine Anzeige von der Vermehrung ihrer Familie zugesendet. — Sie ist sehr bekümmert, lange ohne Nachricht von Henle zu sein, war sehr liebenswürdig und läßt Dich grüßen. Auch ihr Mann, der, so gut er scheint, mir doch am besten dadurch gefällt, daß ich eben nicht seine Frau zu sein brauche. — Diese Freude wird mir freilich beim Anblick der besten, und vor vier Monaten ergötzte ich mich daran bei allen, jetzt freilich ist's mit einem gewaltig anders, und ich zähle die Stunden, bis ich bei ihm sein werde, mich nie mehr zu trennen. Wenn das Glück uns nur nicht erdrückt, mein Schatz! Bakunin grüße herzlich, sein Brief hat mir große Freude gemacht, ich will ihn aber lieber mündlich beantworten. Was meinst Du mit den Skrupeln, die Du Dir über meine Korrespondenz mit aller Welt machen könntest? Ich hab's nicht verstanden, so oft ich's auch gelesen. Heute werden gewiß wieder Leute kommen, mir graut recht vor ihnen, am liebsten blieb ich auf meiner Stube, mein Herz, und träumte auf dem grünen Sofa von Dir. Heute sind's vierzehn Wochen, daß ich Deine Braut bin und Du es weißt, denn ich war's eigentlich, als ich Dein liebes Buch zum erstenmal in Händen hielt, und das sind bereits zwei Jahre. So will ich mich denn auch bemühen, mir keine Sorge mehr zu machen; ob's glücken wird, kann ich nicht versprechen, denn ich hab' viel Mißtrauen in die eigene Natur zu bekämpfen. Nächsten Freitag denk fein an mich, da wird mir eine Abschiedsfete gegeben, und Sonntag über acht Tage kommt das junge Volk noch einmal zu mir. Ich wollte, es wäre erst vorbei, und ich auf der Eisenbahn. Man wird verlangen, daß ich traurig bei jedem Abschiede bin, und mir leuchtet die Freude aus jeder Gesichtslinie. Du bist ein rechter Despot, Schatz, daß Du Dich dergestalt all meiner Liebe bemeistert hast. — Von Ottilien allein wird mir der Abschied schwer, denn ich weiß, daß sie schon jetzt manche Stunde meinetwegen heimlich durchweint, und ihr Leben ist so arm an Freuden. Von meiner Emilie habe ich einen einzigen Brief erhalten. Sie grüßt Dich tausendmal und liebt mich, glaube es mir tiefer als irgend ein Wesen, ich nehme Dich aus. Ihre ganze Weltanschauung ist eine so großartige, und in ihrem Rat wie in ihrem Tadel fühle ich stets die ganze Noblesse dieser weiblichen Natur. Sie ist das einzige Wesen, das verstanden hat, mich zu tadeln, ohne mich durch die Art desselben mit mir selbst zu entzweien, daher die einzige, die mir genützt hat. Ich werde gerufen. Cybulsky ist da mit einem andern jungen Polen; ich verlasse Dich nicht, ob ich auch aufhöre, für heute zu schreiben.

Adieu, mein einzig liebes Herz, bald sehen wir uns wieder.

Deine Emma.

Mein liebes, einziges Herz! Zürich, 12. Februar 1843, Sonntag abend.

Der Teufel hole mein und Dein prächtiges Vaterland, wenn die Posthalunken des Herrn von Nagler auch diesen Brief, den ich direkt an Dich adressiere, mit

Absicht, damit sie ihre eigene Schmach lesen können, unterschlagen oder eröffnen. Bakunin gibt mir den Rat, auf die Adresse zu schreiben: Qui liront cette lettre seront pendus à la première révolution.

Ich lag den ganzen Tag über im Bette; Dein Brief, den ich aus Frankfurt erhalte, der fünfte oder sechste in dieser Woche (denn Deine Briefe an mich werden, wie es scheint, nicht geöffnet), treibt mich noch an den Schreibtisch, um Dir einen Gruß zu senden, auch die Angst zu mildern, in die Dich vielleicht Follens Brief von heute früh versetzt hat.

Die Sache ist nicht ganz gefährlich und verloren; jedenfalls gibt es tüchtige Demonstrationen zu meinen Gunsten. Dienstag (den 15. Februar) kommt die Klage an den großen Rat; möglich, daß es dort eine Majorität für mich gibt; und wenn nicht, auch gut, so blamieren sich die Bursche noch mehr. Es ist lächerlich, wie man Deinen Schatz und seine noch ungeborenen Kinder fürchtet. Der arme deutsche Bote! Zu Galgen und Rad im Mutterleib verurteilt!

Mit der Falkenburg wär's dann vorbei.

Richte Dich aber doch ganz so ein, als ob wir sie bezögen; das Logis hat, die Lage ausgenommen, gar nichts Außerordentliches in seinen Verhältnissen, und auf Wandern müssen wir und unsere Meubles uns gefaßt machen. Auch hat sich Dein Poet erkundigt und erfahren, daß es Federn und Roßhaar in der Schweiz gibt, soviel wir zwei Leute brauchen. Recht gut sogar, meint Frau Follen.

Wohin wir ziehen? weiß es nicht, mein Schatz. Jedenfalls erwarte ich Dich noch in Zürich. Meine Freunde sind sehr und wahrhaft betrübt; auch ich trenne mich mit Schmerzen. Follen und die deutschen Professoren der Hochschule setzen alles für mich in Bewegung. Bis Du kommst, wird meine Bürgerrechtsangelegenheit in Ordnung sein. Heute werde ich von der Gemeinde gewählt. Dienstag wird der Regierungsrat die Wahl bestätigen; nur der Landrat kommt nicht vor dem 1. März zusammen; ich erhalte aber am selben Tage meine Urkunde ausgefertigt. Den Schein für Dich, daß Du als Untertanin aufgenommen werden kannst, erhalte ich vielleicht schon auf diejenigen Scheine hier, die Du mir morgen senden willst. Dann stünde wenigstens Deiner Proklamation in Berlin nichts mehr im Wege; denn meinen Taufschein und Konsens sende ich noch im Laufe dieser Woche an Dich ab. Geht die Sache schnell, können wir in der ersten, geht sie langsam, doch in der dritten Woche des März getraut werden. Dann fort in die Welt mit Dir. Ich habe viel auf dem Herzen und denke, manches soll Dir und der Welt Freude machen. Aber, lieber Schatz, komme sobald als möglich. Ich bedarf Deiner. Das sei Dir genug. Was für eine Beschuldigung steht von Zürich aus in der Voßischen Zeitung? Muß ich denn vorn und hinten von jedem Waschlappen besehen werden? Wie wenig braucht's doch, das Volk zu alarmieren! Es macht mich schlecht und unbedeutend und kann doch keinen Tag das Maul halten über mich. Zehn Jahre von meinem Leben sind mir jetzt nicht soviel wert, als die Veröffentlichung des Briefs. Bei dieser Gelegenheit hat sich die Spreu vom Weizen recht gesondert. Das Schreiben strengt mich an, mein Herz! ich will

mich aber ganz allein mit Dir im ſtillen beſchäftigen, bis ich Dich in meine Arme ſchließe, Und mit Dir! Gott, wie groß fühle ich mich! Dein Georg.

Züricher Damen, die mit Berlin korreſpondieren, wollen wiſſen, daß wir uns entlobt haben; entleibt wäre noch wahrſcheinlicher.

Gehſt Du lieber nach Bern, Aarau oder Baſel? Alle drei taugen nichts ohne uns.

Mein einzig Herz! [Zürich], Dienstag abends [14. Februar 1843].

Wir ſind zuſammen zwei närriſche Leute: Eins beklagt ſich über das andere. Briefe taugen nichts mehr zwiſchen uns beiden; ſie werden immer zurückbleiben hinter unſerer Leidenſchaft, wir mögen ſchreiben, wie wir wollen. Das ſehe ich nun klar ein und wünſche, daß auch Du dasſelbe einſehen mögeſt. Du machſt mir Vorwürfe und begreifſt nicht, wie es mich jede Minute mehr zu Dir reißt; wie mir Sinn und Gedanken in dem einen Gefühle für Dich und für nichts ſonſt in der Welt vergehen. Wenn Du eine Ahnung hätteſt von der Andacht, die ich zu Dir habe! Endlich iſt das Haus leer geworden. Das geht nun von morgens früh bis abends ſpät mit lauter Teilnahme aus und ein! Die Deutſchen halten ſich vortrefflich. Die Profeſſoren, die Handwerker, der Mittelſtand. — Alles reicht Petitionen für mich ein; ich ſelbſt habe mich heute auch beſchwert beim großen Rat. Selbſt die Schweizer Radikalen rühren ſich und petitionieren. Hilft's nichts, ſo muß ſich wenigſtens dieſe Canaille von Regierung vor ganz Europa blamieren, daß es eine Art hat. Dieſe Schurken, die einen Akt der feigſten perſönlichen Rache in die Region der Diplomatie erheben wollen, und wieder pfeifen, ehe ſie die Noten haben! Die Petition der Mehrzahl der Deutſchen, die jeder einzelne einreicht, lege ich Dir bei. Andere, wie Oken, petitionieren auf ihre Weiſe und wollen eine aparte Bittſchrift abfaſſen. Nun bin ich begierig, wie die deutſchen Blätter in dieſer Affaire ſich benehmen. Morgen, denke ich, wird der Spektakel im großen Rate vor ſich gehen. Ich muß das Zimmer hüten; Follen wohnt einer Verſammlung von Deutſchen bei. Er iſt in rührender Tätigkeit, wie die meiſten meiner Freunde, die ſeit vier Tagen nichts anderes mehr beſchäftigt. Vier Wochen Friſt, denke ich doch noch zu erhalten, und bis dahin, mein Herz, ohne das ich nun nicht mehr ſein kann, biſt Du, mußt Du hier ſein. Wo wir uns, wie weit von Zürich entfernt wir uns anſiedeln, weiß ich noch nicht. Laß Dich in Deinen Arrangements nicht ſtören; ohnedies iſt noch eine Hoffnung vorhanden. Jedenfalls erhältſt Du morgen abend wieder einen Brief.

Außer den bezeichneten Scheinen muß ich auch noch ein gehörig legaliſiertes Sittenzeugnis von Dir haben. Ein Sittenzeugnis für meinen Schatz. Das iſt eine verrückte Welt!

Den Brief, den eſelhaften, zärtlichen, ſüßen Brief von Dingelſtedt habe ich erhalten. Fannys Brief desgleichen, und ſoll der letztere nicht unbeantwortet bleiben. Grüße ſie tauſendmal!

Ich bin verſtimmt, weniger meinet- als meiner Freunde wegen. Ich ſehe, daß

sie mich sehr lieb haben, und daß sich Follen mit schwerem Herzen von mir trennen wird. Es ist auch nur Ein Schrei des Unwillens: „Wir haben Strauß nicht gewollt, wir wollen auch Herwegh nicht", so wird der Bauern wegen argumentiert.

Unglücklich bin ich nicht mehr zu machen, darin haben sie sich verrechnet. Sind die Worte auch in diesem Brief kalt, so sieh, mein Schatz, ob's nicht zwischen den Zeilen brennt. Ich küsse Dich ja mit der ganzen Glut meiner Seele.

Dein Georg.

Meine Consuelo, mein Trost! Zürich [15. Februar].

Eben will ich mich niedersetzen, um Dir versprochenermaßen zu schreiben, als ein zweiter lieber Brief von Dir über Frankfurt zu mir gelangt, erheiternd und niederschlagend zugleich. Laß mir die Sorge und den Kummer, Dir nicht bieten zu können, was Du vielleicht bei mir gesucht. Doch was hast Du anders gesucht, als ein Herz, das dem Deinen ähnlich, durch keinen Widerspruch und Fanatismus bornierter Seelen sich irre machen läßt und getrost in fünfzig Jahren für dasselbe schlagen wird, wofür es heute schlägt, ein Herz, dem sich freilich ein harter, eigensinniger Kopf gesellt, der geradezu durch die Wand will. Durch die Wand — verstehst Du? Anders geht's nicht mehr. Durch! Bist Du so nicht zufrieden, tu l'as voulu, George Dandin! Aber nein, ich weiß: so, just so und so allein bin ich Dir recht. Ja, mein Herz? Sei Dilettantin, worin Du immer willst, aber in der Liebe sei's und werd' es nie. Doch da hat's keine Not.

Unser Haus ist fortwährend wie eine Herberge, Freunde aus, Freunde ein; Pläne gemacht, Pläne aufgegeben. Die Welt auf den Kopf zu stellen, sollte nicht mehr Manœuvres erfordern. Aber es wird wenig helfen. Das einzige, was herauskommt, wird ein Skandal sein, aus dem ich rein hervorgehe, der die Schweizer blamiert und den Bruch zwischen Deutschland und der Schweiz vollendet. Die Großräte, vor allem die liberalen, sind dickhäutige Bauern — Du weißt, ich schimpfe sonst nicht mit diesem Ausdruck —, in denen auch der letzte Begriff von Ehre erloschen ist. Sie sehen nur eine persönliche Frage, die noch dazu einen Fremden betrifft. Was geht das sie an? Die Petitionskommission wird beantragen, zur Tagesordnung überzugehen, doch wird es immerhin einige lebhafte Diskussionen absetzen. Der Liberalismus taugt hier wie in der ganzen Welt nichts, und hat nur noch die Ehre, alles, was charakterlos ist, in seinen Reihen zu zählen. Dagegen haben sich einige Radikale, die eine Petition eingereicht, musterhaft und nobel gehalten. Die Indignation ist allgemein. 120 Handwerker haben petitioniert. Es kommt nun alles darauf an — da diese schändliche Regierung ihren Beschluß, dem sie ein diplomatisches Gepräge geben, statt zu gestehen, daß er ein Akt infamster Privatrache ist, nicht zurücknehmen wird — es kommt nun alles darauf an, daß ich mich mit meinem Vaterland verständige, mich dort zu Gnaden aufnehmen und alle Papiere verabfolgen lasse. Bin ich dort legitim, muß ich es auch hier sein. Ich lasse es dann auf einen Gewaltstreich ankommen. Unterdessen werde ich freilich mich entschließen müssen,

auszuwandern (in etwa 14 Tagen), und das soll nach Baden im Aargau sein, zwei Meilen von Zürich. In Baselland bekommen sie am Ende auch noch Manschetten, und des Menschen Sohn, das heißt Dein fürchterlicher Schatz, hat bald keinen Stein mehr, wo er sein Haupt hinlegen kann. Lorbeern die Hülle und Fülle, und keine Heimat! Prächtig! Gefällt's Dir nicht auch, mein Schatz? Über zu viel Ruhe wirst Du Dich Dein Leben lang nicht beklagen müssen. Zunächst aber habe ich nötig, mich und meine Gedichte zu sammeln; wir wollen zusammen unter dies Volk fahren, dazu müssen wir's aber vor allem verlassen, und solang als es uns möglich ist. Ein halbes Jahr. Fahre fort, Deine Angelegenheiten zu besorgen, als ob alles in Ordnung wäre. Die Meubles stehen einstweilen bequem in Berlin, und wer weiß, ob ich nicht Berlin näher komme, als ich gedacht. Die Zeichnungen zu meinem Schreibtisch sind beide wunderhübsch — den ohne die Büsten würde ich vorziehen, wenn sich dennoch ein Plätzchen für eine oder zwei fände. Ob ich Dir sagen soll: Komm' oder bleib', bis wir vor den Pfaffen können, weiß ich nicht. Frage Dein Herz um Rat. Ich sehne mich unsäglich nach Dir, über Berg und Tal, mich ganz in Dir zu vergraben und eine Heimat zu erobern, aus der mich Hölle und Himmel nicht vertreiben können. Ich bin stark, aber es wäre doch gut, wenn ich stärker wäre, und die einzige Stütze, die ich je brauchen werde, Dich, jetzt zur Hand und in den Armen hätte. Dein Georg.

Eben weil man vermutet, die Deutschen Jahrbücher werden im Deutschen Boten aufgehn, fürchtet man sich so vor denselben. Ruge wird nur besuchsweise zu uns kommen.

Jetzt soll Herr Crelinger zeigen, daß er keine feige Seele ist, und nur auch versuchen, einen Laut der Mißbilligung in der Staatszeitung (an der er Mitarbeiter war) vernehmen zu lassen.

Mein geliebter Schatz! Berlin, den 15. Februar 1843.

Du bist sehr im Irrtum, wenn Du Dir einbildest, ich habe drei volle Tage zugebracht, ohne Dir zu schreiben. Glaube dreist, daß in solchen Fällen die Schuld eher an der Post, als an mir liegt, der es schon schwer fällt, zwei Tage zu pausieren. Dein kleiner Brief mit den Tapetenmustern kommt eben an, nachdem ich auch seit Samstag ohne Nachricht geblieben, Du magst Dir also vorstellen, wie sehr ich den morgenden Tag ersehne, der mir neue Botschaft verheißt. Wenn Du nur hübsch Wort hältst! Du mußt zwei Briefe, einen aus Basel und einen aus Frankfurt gestempelt erhalten haben, welche ich Dir wegen der Postschurkerei durch Bekannte von jenen Orten übersandt habe. — Meine kirchlichen Dokumente liegen trotz fortwährenden Treibens noch in guter Ruhe im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, müssen aber spätestens endlich morgen mir übergeben werden. Ich bitte Dich nochmals mein Schatz, mir die Deinen ungesäumt zu senden, denn bevor sie nicht hier, kann nichts geschehen, und unsere Hochzeit wird immer mehr hinausgeschoben wie unser Wiedersehen! Nein, lieber, lieber Schatz, das letzte ist nur ein Spaß, denn, wenn Dir's recht ist, reisen wir den

ersten März hier ab, also in vierzehn Tagen, doch wäre es heilsam, wenn Du meinen Alten nur in zwei Worten zu erkennen geben möchtest, daß Du uns dann bestimmt erwartest, damit sie sich hübsch beeilen. Mutter ist etwas umständlich, wie die meisten alten deutschen Leute! Ich habe in diesen Tagen so viel Kämpfe mit den Philistern gehabt, daß ich ganz mürbe bin und unfähig, einen gesunden Brief zu schreiben. Sähe ich nicht immer in der Ferne Dich, ich würde noch rasend, das hilft aber freilich, und wie sehr! Den Sonntag kam mir mitten in einem großen Kampfe Cybulski als treuer Genosse zu Hilfe, nachdem ich bereits einer Philister-Weiberseele einige Bomben kühn entgegengeschleudert hatte, freilich nicht auf die höflichste Weise. Ich komme jetzt fast auf den jesuitischen Standpunkt, kein Mittel zu verwerfen, wenn es vorwärts führt. Ich sagte dieser Person nämlich: „Wenn das Gespräch Herwegh betrifft, muß ich Dich dringend bitten, Dich nicht hinein zu mischen, da Du weder imstande bist, eine solche Natur zu begreifen, noch zu würdigen. Überhaupt bist Du unfähig, allgemeine Interessen zu hegen, die nicht in genauer Beziehung zu der elenden, erbärmlichen Persönlichkeit stehen."

Deine Emma.

Mein Georg! Berlin, 15. Februar 1843.

In diesem Augenblick bringt mir Crelinger die Nachricht, daß im Baselerblatte Deine Verbannung aus Zürich wegen Deiner feindseligen Gesinnungen gegen Preußen ꝛc. ꝛc. stehe, und nur ein zehnjähriges Bürgerrecht gegen dergleichen Ausweisungen aus irgend einem der andern Kantone sichere. Ob dies Gerücht, ob Wahrheit, weiß ich nicht, wie es aber auch sein mag, treibt mich's, Dir zu schreiben, um Dir nochmals zu sagen, daß wohin zu ziehen Du Dich auch entschließen magst, mir jeder Ort ganz gleich ist, wenn er Dir zusagt. Wäre die Nachricht eine wahre, würde ich Deinetwegen im höchsten Grade entrüstet sein, — da ich weiß, daß ganz abgesehen von Deinen persönlichen freundschaftlichen Beziehungen es in politischer Hinsicht Dir einen empörenden und schmerzlichen Eindruck machen wird. — Eben erhalte ich den sauberen Artikel und will ihn Dir abschreiben.

„Der Regierungsrat hat heute einstimmig beschlossen, dem Dichter Herwegh die fernere Duldung zu versagen, indem dieser seinen Plan, eine politische Wirksamkeit bei uns zu verfolgen, und diese namentlich auf Deutschland auszudehnen, offen und unumwunden ausgesprochen hat. So ehrenhaft eine solche Erklärung von seiner Seite sein mag, so wird doch niemand einer vernünftigen und radikalen Regierung zumuten, daß sie hiezu ihr Placet erteile, um so viel weniger, da nicht unbekannt ist, daß die Niederlassung Herweghs nur der Anfang zu noch vielem andern sein sollte. Nun werden wir sicher auch noch von andern Koriphäen dieser Schule verschont bleiben, und sollte auch Herwegh Bürger des Musterstaates werden, so schützt Zürich sich vor seiner Niederlassung durch Anwendung des Konkordates, nach welchem eine solche ihm versagt werden kann, so lange er nicht während zehn Jahren Schweizerbürger ist. Die Einmut unseres Regierungs-

rates läßt uns ſicher annehmen, daß dieſer das drohende Uebel erkannt hat, und den Willen und die Kraft beſitzt, den nunmehr betretenen Weg beharrlich zu verfolgen."

Wäre es wahr, es wäre das Schimpflichſte, Infamſte, was in letzter Zeit von Elendem geſchehen. Ich weiß, mein Georg, Du bedarfſt nicht meiner Zuſprache, um, wie es kommen mag, den Kopf oben zu behalten. Ja, laß ſie es aufs äußerſte treiben, Dich können ſie ebenſowenig ſtumm machen, als mich hörend auf das feile Geſchwätz der Menge. Laß ſie Dich verfolgen, o, dieſe freien Republikaner! ſie werden fühlen, mit wem ſie es zu tun haben, denn Dein Haß wird wachſen wie unſre Liebe, nicht ſo, Schatz? Warum kann ich im Augenblick nicht zu Dir? Ich bin Wut durch und durch, aber noch mehr als empört, in Liebe zu Dir. — Wollen ſie Dich nicht in Zürich, nun wohlan, dann gehen wir in einen andern Ort, hat er nur Raum für Dich und mich. Ich weiß nun nicht, was Du beſchließeſt. Sehen muß ich Dich bald, das fühle ich, ſelbſt wenn wir noch nicht heiraten können. Schreib' bald Deinen Entſchluß, denn ich zähle die Stunden bis auf einen Brief von Dir. Sei ſtark und froh, was auch geſchehen mag, ich bleibe Dir bis an das Ende der Tage, und wenn ich Dich nie mehr ſehen ſollte, könnte ich Dir nur ſagen, wie über alle Maßen ich Dich liebe, und wie kein Gedanke in mir iſt, kein Pulsſchlag, der Dich nicht ſegnete, nicht zu Dir flöge. Adieu, mein Schatz, mein einziger Georg; glaub's: je mehr man Dich verfolgt, deſto größer, deſto ſchneller der Sieg, und wir wollen doch die Freiheit um jeden Preis! Auf Wiederſehen im baldeſten! Ich küſſe Dich tauſendmal.

Deine Emma.

Mein einziger, lieber Schatz! Berlin, den 16. Februar 1843.

Endlich kann ich Dir meine Papiere ſenden und darf hoffen, daß die Hinderniſſe nun nachgerade beſeitigt ſind. Unſere Abreiſe iſt auf den 1. März feſtgeſetzt, den 8. oder 9. ſpäteſtens ſind wir beiſammen. Welcher Himmel für mich in dieſem Gedanken liegt, läßt ſich nicht beſchreiben, faſt fürchte ich, die Götter werden es uns nicht gönnen, weil wir uns ſo mit aller Kraft lieben. — Sonnabend, alſo übermorgen, reiſt Guſtav ſchon ab, um noch die auf dem Wege dorthin zerſtreuten Freunde zu beſuchen, und es iſt möglich, daß er einige Tage vor uns bei Dir eintrifft. Dein Brief hat den Eltern große Freude gemacht, ſie werden alles aufbieten, ſich flott zu machen. — Die Erwiderung Deines Grußes an Fanny, der mir faſt zu zärtlich ausgefallen, folgt in beifolgender ſehr gelungener Zeichnung hier bei. Es iſt wahrlich gar viel Zumutung von meinem Schatz, die eigene Braut zum postillon d'amour bei einer Dritten zu machen, und das verwandtſchaftliche Verhältnis zur Coeur-Dame verſchlimmert nur Deine Schuld. Freiligrath iſt ein ſehr feiler Poet! Ein Gedicht, das Wiß an ihn gerichtet und nächſtens im Piloten erſcheinen ſoll, weil die Rheiniſche Zeitung es nicht angenommen, lege ich Dir bei, mein Herz, damit Du Dich daran freuſt; es gefällt mir wohl. Viel Spaß machen mir Deine Epigramme, ich werde mich vor Deiner ſpitzen

Zunge hüten müssen, daß sie mich nicht auch zerschneidet. Wenn's aber auf eine so treffende Weise geschieht wie in jenem an Frau Hahn-Hahn, mag's drum sein. Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag sitze ich Herrn Begas, dann bleibt das Bild zum Trocknen hier, und Du erhältst es erst, wenn Dir das Original vielleicht schon nicht mehr so behagt. Die Zeitungsberichte in betreff Deiner Verbannung sind also unwahr? Gott sei Dank, daß Dir nicht noch dieser Schmerz durch eine neue Schufterei geworden. Ich möchte Dir so gern noch etwas Lustiges sagen, mein einziger Schatz, und hab' doch gar keinen Humor. Dein Gesundheitszustand ängstigt mich ganz entsetzlich. Hab' noch guten Mut, mein Herz, arbeite nicht zu viel und denke, daß ich bald komme. Emma.

Mein Georg! Berlin, den 17. Februar 1843.

Leider habe ich erfahren, daß mein Brief mit den kirchlichen Scheinen, welche ich gestern als Antwort auf Deine letzt erhaltenen auf die Post gelegt, erst am zehnten Tage bei Dir eintreffen wird. Damit Du also diese Säumnis nicht Deinem Schatz anrechnest, benachrichtige ich Dich heute davon. Dieser Brief sollte Dir auch schnell melden, daß unsere Abreise auf den 1. März festgesetzt ist und Gustav sich bereits morgen früh auf den Weg begibt, um die auf der Landstraße nach Zürich zerstreuten Freunde aufzusuchen. Acht Tage werden wohl zur Reise für die Eltern nötig sein, in zwanzig Tagen spätestens bin ich also bei Dir, mein herzinniger Schatz! Gestern abend ging ich ins letzte Konzert von Liszt, um die Komposition Deines Reiterlieds zu hören, bin aber höchst unbefriedigt nach Hause gekehrt. Nimmer hat Liszt einen Funken Deines Geistes dabei gehabt, es ist so flach, so lau, ja ich kann sagen, so total unreif, so philisterhaft komponiert. Mein Brief von gestern enthält so mancherlei Deinen letzt empfangenen Brief betreffend, daß ich, um Dich so recht in mich hinein zu versetzen, Dir gerade dasselbe wiederholen müßte. Meine Ungeduld, Dich zu sehen, um Dich nie mehr lassen zu dürfen, steigert sich mit jeder Minute, und statt daß die Trennung aus dem elterlichen Hause, von Geschwistern und alten Jugendgefährten mir jetzt in den Sinn kommen sollte, denke ich nur an das eine, Dich zu sehen, Dir wieder tief in Deine lieben Augen sehen zu können, mich ganz darin zu vergraben. Georg, Dein Mädchen liebt Dich ganz unermeßlich! Mit den Epigrammen habe ich mir was ausgedacht. Weißt Du, Schatz, als Waffe gegen Geistlichkeit, Könige, mit einem Worte gegen das ..... im allgemeinen und speziellen finde ich dies die beste Form, Volkssprache wird dies aber nie werden. — Das Volk will weniger Witz, weniger Schärfe des Ausdrucks, mehr einfachen aber tiefen Ausdruck des Gefühls. — Ich weiß nicht, ob ich mich gut ausdrücke, oder vielmehr, ich weiß, daß ich mich schlecht ausdrücke, aber meine eigentliche Ansicht scheint mir richtig, ich will sie Dir mündlich im Zwiegespräch besser geben. — Dein Epigramm an die Hahn-Hahn ist prächtig, ich möchte sie fast um die Kunst beneiden, es Dir erweckt zu haben, so wenig schmeichelhaft es für sie ausgefallen. — Montag sitze ich zum Malen, sechs Stunden hintereinander, und vier bis fünf Tage. Hast Du

es gekonnt, werde ich Dir doch nicht nachstehen sollen? Sei sicher, Schatz, ich bestelle mit Riesenschritten mein Haus und möchte die Zeit, welche uns noch scheidet, verträumen. Ich bin ganz unfähig, irgend etwas vorzunehmen, das nicht in Beziehung zu Dir stünde, und wiederum berührt es uns, bin ich in Aufregung. — Sonntag über acht Tage wird noch eine große Abschiedsgesellschaft bei uns sein. Ein Ständchen scheint im Werke, bei dem Ebert wohl tätig sein wird. Man wird verlangen, daß ich den Kopf hänge, und mir sprengt die Seligkeit, zu meinem Schatz fliegen zu können, fast die Adern. Das wird schlimm werden, gelt, Schatz? Du hast mir's arg angetan, liebes Herz. Seit ich Dich kenne, bin ich nimmer bei mir. Deinen Taufschein und Konsens erwarte ich ungefähr in vier Tagen, dann fehlt nur noch der dritte für mich, den Du, da er erst nach Ankunft meiner Papiere in Zürich Dir dort ausgestellt werden wird, und dies sich sehr in die Länge zieht, unter Fannys Adresse hieher senden mußt: Fanny Piaget, Breitestraße Nr. 1, ganz einfach. Ich werde einkommen, daß man uns statt in drei Malen, einmal aufbietet, damit wir nicht unnütz hingehalten werden; ist dies geschehen, kann ich schon in der letzten Hälfte März Frau Herwegh sein.

Nach der Magdeburger Zeitung halten wir freilich erst im April Hochzeit. Schatz, einziger Schatz, halt' Dich hübsch tapfer, werde nur nicht krank, denke, daß ich gewiß von der Sehnsucht mehr leide als Du, und daß wir beide lange leben wollen, gelt? Weißt Du, Schatz, meine Liebe hat mich furchtsam gemacht, mir graut jetzt vor dem Tode, seit ich Dein bin, ich möchte niemals, niemals sterben, so lang ich Dich habe. Es dunkelt stark, und mein Brief soll sicher fort.

Leb wohl, Herz, und vergiß mich nicht. Das ist klug, nicht wahr? Für einen Schwaben aber allzeit noch weise genug geschrieben. Sei froh, daß ich Dich jetzt nicht in den Armen halte, zerdrücken würd' ich Dich, verbrennen, aus unnennbarer Glut! Mein Schatz, mein einziger Schatz! ich kann gar nicht los kommen, und doch muß es sein. Adieu. Deine Emma.

Mein guter, prächtiger Schatz! [Zürich, vermutlich vom 18. Februar.]

Also zu mir kommen, bald zu mir kommen willst Du? Nun, es tut mir not, Dich zu haben und nimmer von mir zu lassen. Das ist ein Leben! Und doch bin ich stolzer, ja, Haß und Verfolgung lassen mich fühlen, daß ich etwas bin, noch besser als die Liebe. Die Liebe? Die Deinige ausgenommen; denn der konnt' ich nie würdig werden, ohne daß doch auch etwas an mir war. Die Deutschen haben sich tapfer gehalten und sind fast unisono für mich ins Zeug gegangen. Ich lege Dir hier die leserlichen Urkunden der Verhandlungen bei, und bitte Dich, gehörigen Gebrauch davon zu machen. Der Bruch zwischen Deutschen und Schweizern, wenigen Radikalen ausgenommen, ist durch diese Angelegenheit komplett gemacht worden. Die Brutalität dieses Volks ist grenzenlos, aber ich hoffe, die Deutschen werden nun auch einmal ihre Pflicht kennen und den Bettelpatriotismus der Musterrepublik Zürich in die gehörigen Schranken weisen. Es

sind Worte über Deutschland gefallen, die jeder Journalist aufgreifen muß, mag er mir wohl oder übel gesinnt sein. Es handelt sich da nicht mehr um mich, es handelt sich um Nation gegen Nation. Auch die Gespensterfurcht vor fremden Noten, wegen eines Journals, das noch nicht einmal erschienen ist, muß gehörig durchgehechelt werden. Schicke die Beilagen, wenn Du sie gelesen, an Rellstab und frage ihn, ob er den Schweizern auf ihre Brutalität nicht eine Silbe in der Voßischen zu erwidern habe? Sonst nichts. Es kommt viel darauf an, daß ein Berliner Blatt diese Leute, die wahrscheinlich euch in Preußen einen Gefallen zu tun glauben, desavouiert. Solche Schritte sind denn doch in Deutschland unmöglich. Aber an wem liegt's? An der Feigheit, dem Egoismus der Liberalen, die bis auf den letzten Mann ausgerottet werden müssen. An den Herren, die wie wir gern so ein Stückchen Freiheit hätten, wenn sie ihnen nur gebraten ins Maul flöge.

Follen war gestern bei Alexander Schweizer. Dieser sagte, es liege nur an euren Pfaffen, auch einen bloß von der Pfarrei unterzeichneten Taufschein und einen nicht legalisierten Konsens gelten zu lassen. Legalisierte kann ich wahrscheinlich vor vierzehn Tagen oder drei Wochen nicht herbeischaffen. Ich werde es nun einmal probieren und euch unlegalisierte schicken.

Ob ich den Schein meines Wohnorts für Dich bekomme, ehe ich Bürger bin, weiß ich nicht. Bürger bin ich bei der Gemeinde, auch vom Regierungsrat bestätigt, es fehlt nur noch der große Rat, der am 1. März zusammentritt. Bis zum 3. März werde ich hier bleiben, da ich am 2. März mich noch tüchtig vor dem Obergericht expektorieren will, in dem Prozesse, von dem ich Dir schrieb. Dein Schatz hat immer etwas zu tun. Das ist lustig, mein Herz! Gelt? — Vor allem setze Deinem Pfaffen zu, daß er erläßt, was er erlassen kann.

Hindern wird uns doch kein Gott.

Alexander Schweizer gab mir ferner den Rat, mich morgen hier verkünden zu lassen und meinen Verkündschein nach Berlin zu schicken; ob der ihnen nicht genug ist. Heute abend werde ich Dir wieder schreiben. Ich bin ja sonst nirgends mehr zu Hause. Laß mir das Plätzchen, das kleine Plätzchen in Deinem Herzen.

Samstag früh 6 Uhr. Dein Georg.

Mein Herz, mein einzig Herz! [Zürich, 20. Februar] Montag.

Zwei Briefe an einem Tage — und wie verschieden die beiden! Der eine voll von Plänen für unsere Falkenburg, der andere mit der Geschichte meiner Verbannung sich beschäftigend. Glaube mir, ich bin stark; an mir soll es nicht fehlen. An Dir fehlt's auch nicht — eh bien! was wollen wir weiter? Und dann wird diese Geschichte erst so spurlos vorübergehen; sie wirkt gut, sie hat hier auf einmal die Schafe von den Böcken gesondert und mich fühlen lassen, daß ich treue, aufopfernde Freunde besitze, wirkliche Freunde, die mich aufrichtig lieben. Ich bin des besten Humors, und so glücklich, als ich es überhaupt noch ohne Dich sein kann. Bis zum dritten März haben sie mir Galgenfrist gegeben; in Baselland

bin ich von der Gemeinde und dem Regierungsrat als Bürger nicht ohne hartnäckigen Kampf angenommen worden. Heute über acht Tage wird die Sache vor dem großen Rate erledigt, und dann wirst Du den Schein bekommen, den Du verlangt. In vierzehn Tagen werden auch die Scheine aus Würtemberg herausgeklopft sein — und dann vielleicht noch vierzehn, bis die einfältige Proklamation in Berlin vorüber und der Verkündschein wieder nach Baselland gelangt ist. Noch habe ich Hoffnung, Deinen Verkündschein überflüssig zu machen, wenn ich Deine andern Papiere besitze. Geht das, so wird weder Dir, mein Schatz, noch Deinen Eltern an der Historie viel liegen. Ich will schon einen Pfaffen finden, der uns traut, wenn wider Erwarten sich alles gegen mich empören sollte. Ich pressiere, denn ich muß fort mit Dir in die Welt, ich muß zu mir selbst kommen, muß produzieren. Und wozu wirst Du mich nicht begeistern? meine und nur meine Muse, die ich mit keinem deutschen Poeten zu teilen habe.

Ich hoffe, Württemberg wird die Rache für mich übernehmen; ich habe die besten Zusagen, und die Schweizer werden durch die Schwaben wohl sehr blamiert werden. Doch auch in der Schweiz gibt es tüchtige Stimmen für mich. Die Churer fordern mich auf, mich bei ihnen niederzulassen. Das geht nicht. Ich muß in der Nähe Zürichs bleiben oder nach Deutschland, etwa nach Hamburg, ziehen, oder nach Paris. Darüber kann ich jetzt noch nichts bestimmen. Nur Dich, nur Dich will und muß ich jetzt haben. Also spute Dich, und komm: wie schön muß es jetzt in der Provence sein! Wie schön mit Dir!

Lasse Weill aufsuchen und bitte ihn, nicht nur in meinem Namen, sondern im Namen vieler Deutschen über diese Züricher Brutalität in ein französisches Blatt zu korrespondieren und namentlich die elende Deferenz gegen Österreich hervorzuheben, den einfältigen Haß, mit dem man in der Schweiz die Personen gerade verfolgt, die jetzt bemüht sind, Frankreich und seiner Revolution die lange vorenthaltene Anerkennung zu zollen. Teil' ihm die nötigen Aktenstücke mit. Und doch ahnt's mir fast, dieser Brief trifft Dich nicht mehr in Berlin. Ich bin so fröhlich, als wärst Du schon auf der Reise zu mir.

Wenn das wäre!

Deine Briefe kommen aber richtig an; also immer zu und immer an mich geschrieben. — Von den Xenien verspreche ich mit meinen Freunden mir viel Wirkung. Denen wird das Glück zuteil, verbrannt zu werden. So ein fünfzig sind mir bis jetzt geraten.

Grüße was Zeug hält, schlag' die Philister aufs Maul und denk an gar nichts mehr, als an mich. Gute Nacht, mein lieber, lieber Schatz. Träume froh und freudig von

Deinem Georg.

Die Legende von der Christrose/ von Selma Lagerlöf

Die Räubermutter, die in der Räuberhöhle oben im Göinger Walde hauste, hatte sich eines Tages auf einen Bettelzug in das Flachland hinabbegeben. Der Räubervater selbst war ein friedloser Mann und durfte den Wald nicht verlassen, sondern mußte sich damit begnügen, den Wegfahrenden aufzulauern, die sich in den Wald wagten; doch zu der Zeit, als der Räubervater und die Räubermutter sich in dem Göinger Wald aufhielten, gab es nicht allzuviel Reisende im nördlichen Schoonen. Wenn es sich also begab, daß der Räubervater ein paar Wochen lang Pech mit seiner Jagd hatte, dann machte sich die Räubermutter auf die Wanderschaft. Sie nahm ihre fünf Kinder mit, und jedes der Kleinen hatte zerfetzte Fellkleider und Holzschuhe und trug auf dem Rücken einen Sack, der gerade so lang war wie es selbst. Wenn die Räubermutter zu einer Haustüre hereinkam, dann wagte niemand, ihr das zu verweigern, was sie verlangte, denn sie bedachte sich keinen Augenblick in der nächsten Nacht zurückzukehren, und das Haus anzuzünden, wo man sie nicht freundlich aufgenommen hatte. Die Räubermutter und ihre Nachkommenschaft waren ärger als die Wolfsbrut, und gar mancher hatte Lust, ihnen seinen guten Speer nachzuwerfen, aber dies geschah niemals; denn man wußte, daß der Mann dort oben im Walde hauste und sich zu rächen wissen würde, wenn den Kindern oder der Alten etwas zuleide geschah.

Wie nun die Räubermutter so von Hof zu Hof zog und bettelte, kam sie eines schönen Tages nach Öved, das zu jener Zeit ein Kloster war. Sie klingelte an der Klosterpforte und verlangte etwas zu essen, und der Türhüter ließ ein kleines Schiebfensterchen herab und reichte ihr sechs runde Brote, eines für sie und eines für jedes Kind.

Aber während die Räubermutter so still vor der Klosterpforte stand, liefen ihre Kinder herum. Und nun kam eines von ihnen heran und zupfte sie am Rocke, zum Zeichen, daß es etwas gefunden hatte, was sie sich ansehen sollte, und die Räubermutter ging auch gleich mit ihm.

Das ganze Kloster war von einer hohen starken Mauer umgeben, aber der kleine Junge hatte es zustande gebracht, ein kleines Hintertürchen zu finden, das angelehnt stand. Als die Räubermutter hinkam, stieß sie sogleich das Pförtchen auf und trat ohne erst viel zu fragen, ein, wie es eben bei ihr der Brauch war.

Aber das Kloster Öved wurde zu jener Zeit von Abt Hans regiert, der ein gar pflanzenkundiger Mann war. Er hatte sich hinter der Klostermauer einen kleinen Lustgarten angelegt, und in diesen drang nun die Räubermutter ein.

Im ersten Augenblick war sie so erstaunt, daß sie regungslos stehen blieb. Es war Hochsommerzeit, und Abt Hans' Garten stand voll von Blumen, so daß es blau, und rot und gelb vor den Augen schimmerte, wenn man hineinsah. Aber bald zeigte sich ein vergnügtes Lächeln auf dem Gesicht der Räubermutter, und sie

begann einen schmalen Gang hinabzugehen, der zwischen vielen kleinen Blumenbeeten durchlief.

Im Garten stand ein Laienbruder, der Gärtnergehilfe war und jätete das Unkraut aus. Er war es, der die Tür in der Mauer halb offen gelassen hatte, um Queckengras und Melde auf den Kehrichthaufen davor werfen zu können. Als er die Räubermutter mit ihren fünf Bälgern hinter sich her in den Lustgarten treten sah, stürzte er ihnen sogleich entgegen und befahl ihnen, sich zu trollen. Aber die alte Bettlerin ging weiter, als sei nichts geschehen. Sie ließ die Blicke hinauf und hinab wandern, sah bald die steifen weißen Lilien an, die sich auf einem Beet ausbreiteten, und bald den Efeu, der die Klosterwand hoch emporkletterte und bekümmerte sich nicht im geringsten um den Laienbruder.

Der Laienbruder dachte, sie hätte ihn nicht verstanden. Da wollte er sie am Arm nehmen, um sie dem Ausgang zuzukehren. Aber als die Räubermutter seine Absicht merkte, warf sie ihm einen Blick zu, vor dem er zurückprallte. Sie war unter ihrem Bettelsack mit gebeugtem Rücken gegangen, aber jetzt richtete sie sich zu ihrer ganzen Höhe auf. — „Ich bin die Räubermutter aus dem Göinger Wald," sagte sie, „rühre mich nur an, wenn du es wagst." Und es sah aus, daß, als sie dies gesagt, sie ebenso sicher war, in Frieden von dannen zu ziehen, als hätte sie verkündet, daß sie die Königin von Dänemark sei.

Aber der Laienbruder wagte es dennoch, sie zu stören, obgleich er jetzt, wo er wußte, wer sie war, recht sanftmütig zu ihr sprach. — „Du mußt wissen, Räubermutter," sagte er, „daß dies ein Mönchskloster ist und daß es keiner Frau im Lande verstattet wird, hinter diese Mauer zu kommen. Wenn du nun nicht deiner Wege gehst, dann werden die Mönche mir zürnen, weil ich vergessen habe, das Tor zu schließen, und sie werden mich vielleicht von Kloster und Garten verjagen."

Aber solche Bitten waren an die Räubermutter verschwendet. Sie ging weiter durch die Rosenbeete, und guckte sich den Isop an, der mit lilafarbenen Blüten bedeckt war, und das Kaprifolium, das voll rotgelber Blütentrauben hing.

Da wußte sich der Laienbruder keinen anderen Rat, als in das Kloster zu laufen und um Hilfe zu rufen.

Er kam mit zwei handfesten Mönchen zurück, und die Räubermutter sah sogleich, daß es nun ernst war. Sie stellte sich breitbeinig in den Weg und begann mit gellender Stimme zu schreien, welche furchtbare Rache sie am Kloster nehmen würde, wenn sie nicht, solange sie wollte, im Lustgarten bleiben durfte. Aber die Mönche meinten, daß sie sie nicht zu fürchten brauchten, und sie dachten nur daran, sie zu vertreiben. Da stieß die Räubermutter schrille Schreie aus, stürzte sich auf sie und kratzte und biß, und ebenso machten es alle ihre Sprossen. Die drei Männer merkten bald, daß sie ihnen übermächtig war. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als in das Kloster zu gehen und Verstärkung zu holen.

Als sie über den Pfad liefen, der in das Kloster führte, begegneten sie Abt Hans, der herbeigeeilt war, um zu sehen, was für ein Lärm das war, den man vom Lust-

garten hörte. Da mußten sie gestehen, daß die Räubermutter aus dem Göinger Walde in das Kloster gedrungen war, und daß sie nicht vermocht hatten, sie zu vertreiben, und sich nun Entsatz schaffen wollten.

Aber Abt Hans tadelte sie, daß sie Gewalt angewendet hatten, und verbot ihnen, um Hilfe zu rufen. Er schickte die beiden Mönche zu ihrer Arbeit zurück und obgleich er ein alter, gebrechlicher Mann war, nahm er nur den Laienbruder mit in den Garten.

Als Abt Hans dort anlangte, ging die Räubermutter wie früher zwischen den Beeten umher. Und er konnte sich nicht genug über sie wundern. Er war ganz sicher, daß die Räubermutter nie zuvor in ihrem Leben einen Lustgarten erblickt hatte. Aber wie dem auch sein mochte, so ging sie doch zwischen all den kleinen Beeten umher, die jedes mit einer anderen Art fremder und seltsamer Blumen bepflanzt waren, und betrachtete sie, als wären es alte Bekannte. Es sah aus, als hätte sie schon öfters Immergrün und Salbei und Rosmarin gesehen. Einigen lächelte sie zu, und über andere schüttelte sie wieder den Kopf.

Abt Hans liebte seinen Garten mehr als alle anderen Dinge, die irdisch und vergänglich sind. So wild und grimmig die Räubermutter auch aussah, so konnte er es doch nicht lassen, Gefallen daran zu finden, daß sie mit drei Mönchen gekämpft hatte, um ihn in Ruhe zu betrachten. Er ging auf sie zu, und fragte sie freundlich, ob der Garten ihr gefalle.

Die Räubermutter wendete sich heftig gegen Abt Hans, denn sie war nur auf Hinterhalt und Überfall gefaßt, aber als sie seine weißen Haare und seinen gebeugten Rücken sah, da antwortete sie ganz freundlich: „Als ich ihn zuerst sah, da schien es mir, daß ich nie etwas Schöneres gesehen habe, aber jetzt merke ich, daß er sich nicht mit einem anderen messen kann, den ich kenne."

Abt Hans hatte sicherlich eine andere Antwort erwartet. Als er hörte, daß die Räubermutter einen Lustgarten kannte, der schöner war, als der seine, bedeckten sich seine runzeligen Wangen mit einer schwachen Röte.

Der Gärtnergehilfe, der daneben stand, begann auch sogleich die Räubermutter zurechtzuweisen. — „Dies ist Abt Hans, Räubermutter," sagte er, „der selber mit großem Fleiß und Mühe von fern und nah die Blumen für seinen Garten gesammelt hat. Wir wissen alle, daß es im ganzen schoonischen Land keinen reicheren Lustgarten gibt, und es steht dir, die du das ganze liebe Jahr im wilden Walde hausest, wahrlich übel an, sein Werk meistern zu wollen."

„Ich will niemand meistern, weder ihn, noch dich," sagte die Räubermutter, „ich sage nur, wenn Ihr den Lustgarten sehen könntet, an den ich denke, dann würdet Ihr jede Blume, die hier steht, ausraufen und sie als Unkraut fortwerfen."

Aber der Gärtnergehilfe war kaum weniger stolz auf die Blumen als Abt Hans selbst, und als er diese Worte hörte, begann er höhnisch zu lachen. — „Ich kann mir wohl denken, daß du nur so schwätzest, Räubermutter, um uns zu reizen," sagte er, „das wird mir ein schöner Garten sein, den du dir unter Tannen und

Wachholderbüschen im Göinger Walde eingerichtet haſt! Ich wollte meine Seele verſchwören, daß du überhaupt noch nie hinter einer Gartenmauer geweſen biſt."

Die Räubermutter wurde rot vor Ärger, daß man ihr alſo mißtraute, und ſie rief: „Es mag wohl ſein, daß ich niemals vor heute hinter einer Gartenmauer geſtanden habe, aber ihr Mönche, die ihr heilige Männer ſeid, ſolltet wohl wiſſen, daß der große Göinger Wald ſich in jeder Weihnachtsnacht in einen Luſtgarten verwandelt, um die Geburtsſtunde unſeres Herrn und Heilands zu feiern. Wir, die wir im Walde leben, haben dies nun jedes Jahr geſchehen ſehen, und in dieſem Luſtgarten habe ich ſo herrliche Blumen geſchaut, daß ich es nicht wagte, die Hand zu erheben, um ſie zu brechen."

Da lachte der Laienbruder noch lauter und ſtärker: „Es iſt gar leicht für dich, dazuſtehen und mit derlei zu prahlen, was kein Menſch ſehen kann. Aber ich kann nicht glauben, daß dies etwas anderes als Lüge iſt, daß der Wald Chriſti Geburtsſtunde an einer ſolchen Stelle feiern ſollte, wo ſo unheilige Leute wohnen, wie du und der Räubervater." — „Und das, was ich ſage, iſt doch ebenſo wahr," entgegnete die Räubermutter, „wie daß du es nicht wagen würdeſt, in einer Weihnachtsnacht in den Wald zu kommen, um es zu ſehen." Der Laienbruder wollte ihr von neuem antworten, aber Abt Hans bedeutete ihm durch ein Zeichen, ſtill zu ſchweigen. Denn Abt Hans hatte ſchon ſeit ſeiner Kindheit erzählen hören, daß der Wald ſich in der Weihnachtsnacht in ein Feierkleid hüllt. Er hatte ſich oft danach geſehnt, es zu ſehen, aber es war ihm niemals gelungen. Nun begann er die Räubermutter gar eifrig zu bitten und anzurufen, ihn um die Weihnachtsnacht in die Räuberhöhle kommen zu laſſen. Wenn ſie nur eins ihrer Kinder ſchickte, um ihm den Weg zu zeigen, dann wollte er allein hinaufreiten, und er würde ſie nie und nimmer verraten, ſondern ſie im Gegenteil ſo reich belohnen, als es nur in ſeiner Macht ſtand.

Die Räubermutter weigerte ſich zuerſt, denn ſie dachte an den Räubervater und die Gefahr, der ſie ihn preisgab, wenn ſie Abt Hans in ihre Höhle kommen ließ; aber dann wurde doch der Wunſch, ihm zu zeigen, daß der Luſtgarten, den ſie kannte, ſchöner war, als der ſeinige, in ihr übermächtig, ſo daß ſie nachgab.

„Aber mehr als einen Begleiter darfſt du nicht mitnehmen," ſagte ſie. „Und du darfſt uns keinen Hinterhalt und keine Falle ſtellen, ſo gewiß du ein heiliger Mann biſt."

Dies verſprach Abt Hans, und damit ging die Räubermutter. Aber Abt Hans befahl dem Laienbruder, niemandem zu verraten, was nun vereinbart worden war. Er fürchtete, daß ſeine Mönche, wenn ſie von ſeinem Vorhaben etwas erfuhren, einem alten Mann, wie er es war, nicht geſtatten würden, hinauf in die Räuberhöhle zu ziehen.

Selbſt wollte er auch den Plan keiner Menſchenſeele verraten. Aber da begab es ſich, daß Erzbiſchof Abſalon aus Lund gereiſt kam und eine Nacht in Öved verbrachte. Als nun Abt Hans ihm ſeinen Garten zeigte, fiel ihm der Beſuch der Räubermutter ein; und der Laienbruder der dort umherging und arbeitete, hörte,

wie der Abt dem Bischof vom Räubervater erzählte, der nun so viele Jahre vogelfrei im Walde gehaust hatte, und um einen Freibrief für ihn bat, damit er wieder ein ehrliches Leben unter anderen Menschen führen konnte. — „Wie es jetzt geht," sagte Abt Hans, „wachsen seine Kinder zu ärgeren Missetätern heran, als er selbst, und Ihr werdet es dort oben im Walde bald mit einer ganzen Räuberbande zu tun bekommen."

Doch Erzbischof Absalon erwiderte, daß er den bösen Räuber nicht auf die ehrlichen Leute im Lande loslassen wollte. Es war für alle am besten, wenn er dort oben in seinem Walde blieb.

Da wurde Abt Hans eifrig und begann dem Bischof vom Göinger Wald zu erzählen, der sich jedes Jahr rings um die Räuberhöhle in Weihnachtsschmuck kleidete. „Wenn diese Räuber nicht schlimmer sind, als daß Gottes Herrlichkeit sich ihnen zeigen will," sagte er, „so können sie wohl auch nicht zu schlecht sein, um die Gnade der Menschen zu erfahren."

Aber der Erzbischof wußte Abt Hans zu antworten. — „Soviel kann ich dir versprechen, Abt Hans," sagte er und lächelte, „an welchem Tage immer du mir eine Blume aus dem Weihnachtsgarten im Göinger Walde schickst, will ich dir einen Freibrief für alle Friedlosen geben, für die du mich bitten magst."

Der Laienbruder sah, daß Bischof Absalon ebensowenig wie er selbst an die Geschichte der Räubermutter glaubte, aber Abt Hans merkte nichts dergleichen, sondern dankte Absalon für sein gütiges Versprechen und sagte, die Blume wollte er ihm schon schicken.

Abt Hans setzte seinen Willen durch, und am nächsten Weihnachtsabend saß er nicht daheim in Öved, sondern war auf dem Wege nach Göinge. Einer der wilden Jungen der Räubermutter lief vor ihm einher, und zum Geleit hatte er den Knecht, der im Lustgarten mit der Räubermutter gesprochen hatte.

Abt Hans hatte sich den ganzen Herbst über schon sehr danach gesehnt, diese Fahrt anzutreten, und freute sich nun sehr, daß sie zustande gekommen war. Aber ganz anders stand es mit dem Laienbruder, der ihm folgte. Er hatte Abt Hans von Herzen lieb, und würde es nicht gern einem andern überlassen haben, ihn zu begleiten und über ihn zu wachen, aber er glaubte keineswegs, daß sie einen Weihnachtsgarten zu Gesicht bekommen würden, er dachte nicht anders, als daß das Ganze eine Falle sei, die die Räubermutter mit großer Schlauheit Abt Hans gelegt hatte, damit er ihrem Mann in die Hände falle.

Während Abt Hans nordwärts zur Waldgegend ritt, sah er, wie überall Anstalten getroffen wurden, das Weihnachtsfest zu feiern. In jedem Bauerndorf machte man Feuer in der Badehütte, damit sie zum nachmittäglichen Bade warm war. Aus den Vorratskammern wurden große Mengen von Fleisch und Brot in die Hütten getragen, und aus den Tennen kamen die Burschen mit großen Strohgarben, die über den Boden gestreut werden sollten.

Als er an dem kleinen Dorfkirchlein vorüberritt, sah er, wie der Priester und

seine Küster vollauf damit beschäftigt waren, sie mit den besten Geweben zu behängen, die sie nur hatten ausfindig machen können; und als er zum Wege kam, der nach dem Kloster Bosjö führte, sah er die Armen des Klosters mit großen Broten und langen Kerzen heranwandern, die sie an der Klosterpforte bekommen hatten.

Als Abt Hans alle diese Weihnachtszurüstungen sah, da trieb er zur Eile an. Denn er dachte, daß seiner ein größeres Fest harrte, als irgend einer der anderen feiern sollte.

Doch der Knecht jammerte und klagte, als er sah, wie sie sich in der kleinsten Hütte anschickten, das Weihnachtsfest zu feiern. Und er wurde immer bänglicher, und bat und beschwor Abt Hans, umzukehren, und sich nicht freiwillig in die Hände der Räuber zu geben.

Aber Abt Hans ritt weiter, ohne sich um seine Klagen zu kümmern. Er hatte bald das Flachland hinter sich und kam nun hinauf in die einsamen, wilden Wälder. Hier wurde der Weg schlechter. Er war eigentlich nur mehr ein steiniger, nadelbestreuter Pfad, und weder Brücke noch Steg halfen ihnen über Flüsse und Bäche. Je länger sie ritten, desto kälter wurde es, und tief drinnen im Walde war der Boden mit Schnee bedeckt.

Es war eine lange und beschwerliche Fahrt. Sie schnitten auf steilen und schlüpfrigen Seitenpfaden den Weg ab und zogen über Moor und Sumpf, drangen durch Windbrüche und Dickicht. Gerade als der Tag zur Neige ging, führte sie der Räuberjunge über eine Waldwiese, die von hohen Bäumen umgeben war, von nackten Laubbäumen und von grünen Nadelbäumen. Hinter der Wiese erhob sich eine Felswand, und in der Felswand sahen sie eine Türe aus rohen Planken. Nun merkte Abt Hans, daß sie am Ziel waren, und er stieg vom Pferde. Das Kind öffnete ihm die schwere Tür, und er sah in eine ärmliche Berggrotte mit nackten Steinwänden. Die Räubermutter saß an einem Blockfeuer, das mitten auf dem Boden brannte, an den Wänden standen Lagerstätten aus Tannenreisig und Moos, und auf einer derselben lag der Räubervater und schlief. — „Kommt herein, ihr dort draußen!" rief die Räubermutter, ohne aufzustehen. „Und nehmt die Pferde mit, damit sie nicht draußen in der Nachtkälte zugrunde gehen!"

Abt Hans trat nun kühnlich in die Grotte, und der Laienbruder folgte ihm. Da war es gar arm und dürftig, und nichts war geschehen, um das Weihnachtsfest zu feiern. Die Räubermutter hatte weder gebraut, noch gebacken, sie hatte weder gefegt, noch gescheuert. Ihre Kinder lagen auf der Erde rings um einen Kessel, aus dem sie aßen, aber darin war nichts besseres als dünne Wassergrütze.

Doch die Räubermutter war ebenso stolz und selbstbewußt wie nur irgend eine wohlbestallte Bauersfrau. — „Setze dich nun hier ans Feuer, Abt Hans, und wärme dich," sagte sie, „und wenn du Wegzehrung mitgebracht hast, so iß, denn was wir hier im Walde kochen, wird dir wohl nicht munden. Und wenn du von der Reise müde bist, kannst du dich dann auf eine dieser Lagerstätten ausstrecken

und ruhen. Du brauchst keine Angst zu haben, zu verschlafen. Ich sitze hier am Feuer und wache, und ich will dich schon wecken, damit du das zu sehen bekommst, wozu du ausgeritten bist."

Abt Hans gehorchte der Räubermutter in allen Stücken und nahm seinen Schnappsack hervor. Aber er war nach dem Ritt so müde, daß er kaum zu essen vermochte, und sowie er sich auf dem Lager ausgestreckt hatte, schlummerte er ein.

Dem Laienbruder ward auch eine Ruhestatt angewiesen, aber er wagte nicht, zu schlafen, weil er ein wachsames Auge auf den Räubervater haben wollte, damit dieser nicht etwa aufstand und Abt Hans fesselte. So allmählich jedoch erlangte die Müdigkeit auch Gewalt über ihn, so daß er einschlummerte. Als er erwachte, sah er, daß Abt Hans sein Lager verlassen hatte und jetzt am Feuer saß und mit der Räubermutter Zwiesprach pflog. Der Räubervater saß daneben. Er war ein hochaufgeschossener magerer Mann. Er sah schwerfällig und trübsinnig aus. Er kehrte Abt Hans den Rücken und er sah aus, als wollte er nicht zeigen, daß er dem Gespräch zuhörte.

Abt Hans erzählte der Räubermutter von all den Weihnachtszurüstungen, die er unterwegs gesehen, und er erinnerte sie an die Weihnachtsfeste, und die fröhlichen Weihnachtsspiele, die sie wohl auch in ihrer Jugend mitgemacht hatte, als sie noch in Frieden unter den Menschen lebte. — „Es ist ein Jammer, daß eure Kinder nie verkleidet auf der Dorfstraße umhertollen oder im Weihnachtsstroh spielen dürfen," sagte Abt Hans. Die Räubermutter hatte ihm zuerst kurz und barsch geantwortet, aber so allmählich wurde sie kleinlauter und lauschte eifrig. Plötzlich wandte sich der Räubervater gegen Abt Hans und hielt ihm die geballte Faust vor das Gesicht. — „Du elender Mönch, bist du hierhergekommen, um Weib und Kinder von mir fortzulocken? Weißt du nicht, daß ich ein friedloser Mann bin und den Wald nicht verlassen darf?" Abt Hans sah ihm unerschrocken gerade in die Augen. — „Mein Wille ist es, dir einen Freibrief vom Erzbischof zu verschaffen," sagte er. Kaum hatte er dies gesagt, als der Räubervater und die Räubermutter ein schallendes Gelächter aufschlugen. Sie wußten nur zu wohl, welche Gnade ein Waldräuber vom Bischof Absalon zu erwarten hatte. — „Ja, wenn ich einen Freibrief von Absalon bekomme," sagte der Räubervater, „dann gelobe ich dir, nie mehr auch nur soviel wie eine Gans zu stehlen."

Den Gärtnergehilfen verdroß es sehr, daß das Räuberpack sich vermaß, Abt Hans auszulachen, aber dieser selbst schien es ganz zufrieden. Der Knecht hatte ihn kaum je friedvoller und milder unter seinen Mönchen auf Øved sitzen sehen, als er ihn jetzt unter den wilden Räuberleuten sah.

Aber plötzlich sprang die Räubermutter auf.

„Du sitzest hier und plauderst, Abt Hans," sagte sie, „und wir vergessen ganz, nach dem Wald zu sehen. Jetzt höre ich bis in unsere Höhle, wie die Weihnachtsglocken läuten."

Kaum war dies gesagt, als alle aufsprangen und hinausliefen, aber im Walde war noch dunkle Nacht und grimmiger Winter. Das einzige, was man

vernahm, war ferner Glockenklang, der von einem leisen Südwind hergetragen wurde.

Wie soll dieser Glockenklang den toten Wald wecken können? dachte Abt Hans. Denn jetzt, wo er mitten im Waldesdunkel stand, schien es ihm viel unmöglicher als früher, daß hier ein Lustgarten entstehen könnte.

Aber als die Glocke ein paar Augenblicke geläutet hatte, zuckte plötzlich ein Lichtstrahl durch den Wald. Gleich darauf wurde es ebenso dunkel wie zuvor, aber dann kam das Licht wieder. Es kämpfte sich wie ein leuchtender Nebel zwischen den dunkeln Bäumen durch. Und soviel vermochte es, daß die Dunkelheit in schwache Morgendämmerung überging.

Da sah Abt Hans, wie der Schnee vom Boden verschwand, als hätte jemand einen Teppich fortgezogen, und die Erde begann zu grünen. Das Farnkraut streckte seine Triebe hervor, eingerollt wie Bischofsstäbe. Die Erika, die auf der Steinhalde wuchs, und der Porsch, der im Moor wurzelte, kleideten sich rasch in frisches Grün. Die Mooshügelchen schwollen und hoben sich, und die Frühlingsblumen schossen mit schwellenden Knospen auf, die schon einen Schimmer von Farbe hatten.

Abt Hans klopfte das Herz heftig, als er die ersten Zeichen sah, daß der Wald erwachen wollte. Soll nun ich alter Mann ein solches Wunder schauen! dachte er. Und die Tränen wollten ihm in die Augen treten.

Nun wurde es wieder so dämmerig, daß er fürchtete, die nächtliche Finsternis könnte aufs neue die Macht erlangen. Aber sogleich kam eine neue Lichtwelle hereingebrochen. Die brachte das Murmeln von Bächlein und das Rauschen der eisbefreiten Bergströme mit. Da schlugen die Blätter der Laubbäume so rasch aus, als wären grüne Schmetterlinge herangeflattert und hätten sich auf den Zweigen niedergelassen. Und nicht nur die Bäume und Pflanzen erwachten. Die Kreuzschnäbel begannen über die Zweige zu hüpfen. Die Spechte hämmerten an die Stämme, so daß die Holzsplitter nur so flogen. Ein Zug Stare, der das Land hinanflog, ließ sich in einem Tannenwipfel nieder, um zu ruhen. Es waren prächtige Stare. Die Spitze jedes kleinen Federchens leuchtete glänzend rot, und wenn die Vögel sich bewegten, glitzerten sie wie Edelsteine.

Wieder wurde es für ein Weilchen still, aber bald begann es von neuem. Ein starker, warmer Südwind wehte und säte über die Waldwiese all die Samen aus südlichen Ländern, die von Vögeln und Schiffen und Winden in das Land gebracht worden waren und auf seinem kargen Boden nirgends anders blühen konnten, und sie schlugen Wurzel und schossen Triebe im selben Augenblick, in dem sie den Boden berührten.

Als die nächste Welle kam, fingen Blaubeeren und Preißelbeeren zu blühen an. Wildgänse und Kraniche riefen hoch oben in der Luft, die Buchfinken bauten ihr Nest, und die Eichhörnchen begannen in den Baumzweigen zu spielen.

Alles ging nun so rasch, daß Abt Hans gar nicht Zeit hatte, zu denken, welches Wunder gerade geschah. Er hatte nur Zeit, Augen und Ohren weit aufzumachen.

Die nächste Welle, die herangebraust kam, brachte den Duft frischgepflügter Felder. Aus weiter Ferne hörte man die Hirtinnen die Kühe locken und die kleinen Glöckchen der Lämmer klingeln. Tannen und Fichten bekleideten sich so dicht mit kleinen roten Zapfen, daß die Bäume wie Seide leuchteten. Der Wachholder trug Beeren, die jeden Augenblick die Farbe wechselten. Und die Waldblumen bedeckten den Boden, so daß er ganz weiß und blau und gelb war.

Abt Hans beugte sich zur Erde und brach eine Erdbeerblüte. Und während er sich emporrichtete, reifte die Beere. Die Füchsin kam aus ihrer Höhle mit einer großen Schar schwarzbeiniger Jungen hinter sich her. Sie ging auf die Räubermutter zu und rieb sich an ihrem Rock, und die Räubermutter beugte sich zu ihr hinab und lobte ihre Jungen. Der Uhu, der eben seine Nachtjagd begonnen hatte, kehrte wieder nach Hause zurück, ganz erstaunt über das Licht, suchte seine Schlucht auf und legte sich schlafen. Der Kuckuck rief, und das Kuckucksweibchen umkreiste mit einem Ei im Schnabel die Nester der Singvögel.

Die Kinder der Räubermutter stießen zwitschernde Freudenschreie aus. Sie aßen sich satt an den Waldbeeren, die groß wie Tannenzapfen an den Sträuchern hingen. Eines von ihnen spielte mit einer Schar junger Hasen, ein anderes lief mit den jungen Krähen um die Wette, die aus dem Nest gehüpft waren, ehe sie noch flügge waren, das dritte hob die Natter vom Boden und wickelte sie sich um Hals und Arm. Der Räubervater stand draußen auf dem Moor und aß Brombeeren. Als er aufsah, ging ein großes schwarzes Tier neben ihm einher. Da brach der Räubervater einen Weidenzweig und schlug dem Bären auf die Schnauze. — „Bleib du, wo du hingehörst," sagte er. „Das ist mein Platz." Da machte der Bär kehrt und trabte nach seiner Seite ab.

Immer wieder kamen neue Wellen von Wärme und Licht, und jetzt brachten sie Entengeschnatter vom Waldmoor her. Gelber Blütenstaub von den Feldern schwebte in der Luft. Schmetterlinge kamen, so groß, daß sie wie fliegende Lilien aussahen. Das Nest der Bienen in einer hohlen Eiche war schon voll von Honig, daß er den Stamm hinabtropfte. Jetzt begannen auch die Blumen sich zu entfalten, deren Samen aus fremden Ländern gekommen waren. Die Rosenbüsche kletterten um die Wette mit den Brombeeren die Felswand hinan und, oben auf der Waldwiese sprießten Blumen, so groß wie ein Menschenantlitz. Abt Hans dachte an die Blume, die er Bischof Absalon pflücken wollte, aber eine Blume wuchs herrlicher heran als die andere, und er wollte ihm die allerschönste wählen.

Welle um Welle kam, und jetzt war die Luft so von Licht durchtränkt, daß sie glitzerte. Und alle Lust und aller Glanz und alles Glück des Sommers lächelte rings um Abt Hans. Es war ihm, als könnte die Erde keine größere Freude bringen, als die, die ihn über den raschen Anbruch der schönen Jahreszeit erfüllte, und er sagte zu sich selbst: „Jetzt weiß ich nicht, was die nächste Welle, die kommt, noch an Herrlichkeit bringen kann."

Aber das Licht strömte noch immer zu, und jetzt dünkte es Abt Hans, daß es etwas aus einer unendlichen Ferne brachte. Er fühlte, daß überirdische Luft ihn

umgab, und er begann zitternd zu erwarten, daß, nachdem nun die Freude der Erde gekommen war, des Himmels Herrlichkeit anbrechen sollte.

Abt Hans merkte, wie alles still wurde: die Vögel verstummten, die jungen Füchslein spielten nicht mehr, und die Blumen ließen ab, zu wachsen. Die Seligkeit, die nahte, war eine solche, daß das Herz stillstehen wollte, das Auge weinte, ohne daß es darum wußte, die Seele sehnte sich, in die Ewigkeit hinüberzufliegen. Aus weiter, weiter Ferne hörte man leise Harfentöne und überirdischen Gesang. Abt Hans faltete die Hände und sank auf die Knie. Sein Antlitz strahlte vor Seligkeit. Nie hatte er erwartet, daß es ihm beschieden sein sollte, schon in diesem Leben des Himmels Wonne zu kosten und die Engel Weihnachtslieder singen zu hören.

Aber neben Abt Hans stand der Gärtnergehilfe, der ihn begleitet hatte. Er sah den Räuberwald voll Grün und Blumen, und er ward zornig in seinem Herzen, weil er sah, daß er einen solchen Lustgarten nie und nimmer schaffen konnte, wie er sich auch mit Hacke und Spaten mühte. Und er konnte nicht begreifen, warum Gott solche Herrlichkeit an das Räubergesindel verschwendete, das seine Gebote mißachtete.

Gar dunkle Gedanken zogen durch seinen Kopf. „Das kann kein rechtes Wunder sein," dachte er, „das sich bösen Missetätern zeigt. Das kann nicht von Gott stammen, das ist aus Zauberei entsprungen. Es ist von des Teufels arger List hierher gesandt. Es ist die Macht des bösen Feindes, die uns verhext und uns zwingt, das zu sehen, was nicht ist."

In der Ferne hörte man Engelsharfen klingen, und Engelgesang ertönte, aber der Laienbruder glaubte, daß es die böse Macht der Unholde war, die nahte. „Sie wollen uns locken, und uns verführen," seufzte er, „nie kommen wir mit heiler Haut davon, wir werden betört und dem Abgrund verkauft."

Jetzt waren die Engelscharen so nahe, daß Abt Hans ihre Lichtgestalten zwischen den Stämmen des Waldes schimmern sah. Und der Laienbruder sah dasselbe wie er, aber er dachte nur, welche Arglist darin lag, daß die bösen Geister ihre Künste gerade in der Nacht betrieben, in der der Heiland geboren war. Dies geschah ja nur, um die Christen um so sicherer ins Verderben zu stürzen.

Die ganze Zeit über hatten die Vögel Abt Hans Haupt umschwärmt, und er hatte sie zwischen seine Hände nehmen können. Aber vor dem Laienbruder hatten sich die Tiere gefürchtet: kein Vogel hatte sich auf seine Schulter gesetzt, und keine Schlange spielte zu seinen Füßen. Nun war da eine kleine Waldtaube. Als sie merkte, daß die Engel nahe waren, nahm sie ihren ganzen Mut zusammen und flog dem Laienbruder auf die Schulter und schmiegte das Köpfchen an seine Wange. Da vermeinte er, daß der Zauber ihm nun völlig auf den Leib rückte, um ihn in Versuchung zu führen und zu verleiten. Er schlug mit der Hand nach der Waldtaube, und er rief mit lauter Stimme, so daß es durch den Wald hallte:

„Zeuch du zur Hölle, von wannen du kommen bist!"

Gerade da waren die Engel so nahe, daß Abt Hans den Hauch ihrer großen

Fittiche fühlte, und er hatte sich zur Erde geneigt, um sie zu grüßen. Aber als die Worte des Laienbruders ertönten, da verstummte urplötzlich ihr Gesang, und die heiligen Gäste wandten sich zur Flucht. Und ebenso floh das Licht und die milde Wärme in unsäglichem Schreck vor der Kälte und Finsternis in einem Menschenherzen. Die Dunkelheit sank auf die Erde hinab wie eine Decke, die Kälte kam, die Pflanzen auf dem Boden schrumpften zusammen, die Tiere enteilten, das Rauschen der Wasserfälle verstummte, das Laub fiel von den Bäumen, prasselnd wie Regen.

Abt Hans fühlte, wie sein Herz, das eben von Seligkeit erbebt hatte, sich jetzt in unsäglichem Schmerz zusammenkrampfte. Niemals kann ich dies überleben, dachte er, daß die Engel des Himmels mir so nahe waren und vertrieben wurden, daß sie mir Weihnachtslieder singen wollten und in die Flucht gejagt wurden.

Im selben Augenblick erinnerte er sich an die Blume, die er Bischof Absalon versprochen hatte, und er beugte sich zu Erde und tastete unter dem Moos und Laub, um noch im letzten Augenblick etwas zu finden. Aber er fühlte, wie die Erde unter seinen Fingern zufror und wie der weiße Schnee über den Boden geglitten kam.

Da ward sein Herzeleid noch größer. Er konnte sich nicht erheben, sondern mußte auf dem Boden liegen bleiben.

Aber als die Räubersleute und der Laienbruder sich in der tiefen Dunkelheit zur Räuberhöhle zurückgetappt hatten, da vermißten sie Abt Hans. Sie nahmen glühende Scheite aus dem Feuer und zogen aus, ihn zu suchen, und sie fanden ihn tot auf der Schneedecke liegen.

Und der Laienbruder hub an zu weinen und zu klagen, denn er erkannte, daß er es war, der Abt Hans getötet hatte, weil er ihm den Freudenbecher entrissen, nach dem er gelechzt hatte.

Aber als Abt Hans nach Öved hinabgebracht worden war, sahen die die sich des Toten annahmen, daß er seine rechte Hand hart um etwas geschlossen hielt, das er in seiner Todesstunde umklammert haben mußte. Und als sie die Hand endlich öffnen konnten, fanden sie, daß das, was er mit solcher Stärke festhielt, ein paar weiße Wurzelknollen waren, die er aus Moos und Laub hervorgerissen. Und als der Laienbruder, der Abt Hans geleitet hatte, diese Wurzeln sah, nahm er sie und pflanzte sie in Abt Hans' Garten in die Erde.

Er pflegte sie und wartete das ganze Jahr, daß eine Blume daraus erblühen sollte, doch er wartete vergebens den ganzen Frühling und Sommer und Herbst. Als endlich der Winter anbrach und alle Blätter und Blumen tot waren, hörte er auf zu warten. Als aber der Weihnachtsabend kam, da überkam ihn die Erinnerung an Abt Hans so mächtig, daß er in den Lustgarten hinausging, um seiner zu gedenken. Und siehe, wie er nun an der Stelle vorbeikam, wo er die kahlen Wurzelknollen eingepflanzt hatte, da sah er, daß üppige grüne Stengel daraus emporgesproßt waren, die schöne Blumen mit silberweißen Blättern trugen.

Da rief er alle Mönche von Öved zusammen, und als sie sahen, daß diese Pflanze am Weihnachtsabend blühte, wo alle anderen Blumen wie tot waren,

da erkannten sie, daß sie wirklich von Abt Hans aus dem Weihnachtslustgarten im Göinger Wald gepflückt war.

Aber der Laienbruder sagte den Mönchen, nun ein so großes Wunder geschehen war, sollten sie einige der Blumen Bischof Absalon schicken.

Als der Laienbruder vor Bischof Absalon hintrat, reichte er ihm die Blumen und sagte: „Dies schickt dir Abt Hans. Es sind die Blumen, die er dir versprochen hat, aus dem Weihnachtslustgarten im Göinger Walde zu pflücken."

Und als Bischof Absalon die Blumen sah, die in dunkler Winternacht der Erde entsprossen waren und als er die Worte hörte, ward er so bleich, als wäre er einem Toten begegnet. Eine Weile saß er schweigend da, dann sagte er: „Abt Hans hat sein Wort gut gehalten, so will ich auch das meine halten." Und er ließ einen Freibrief für den wilden Räuber ausstellen, der von Jugend an friedlos im Walde gelebt hatte.

Er übergab dem Laienbruder den Brief, und dieser zog damit von dannen, hinauf in den Wald und suchte den Weg zur Räuberhöhle. Als er am Weihnachtstage dort eintrat, da eilte ihm der Räuber mit erhobener Axt entgegen. — „Ich will euch Mönche niederschlagen, so viel ihr auch seid!" rief er. „Sicherlich hat sich um euretwillen der Göinger Wald in dieser Nacht nicht in sein Weihnachtskleid gehüllt."

„Es ist meine Schuld allein," sagte der Laienbruder, „und ich will gerne dafür sterben. Aber zuerst muß ich dir eine Botschaft von Abt Hans bringen." Und er zog den Brief des Bischofs heraus und verkündete ihm, daß er nicht mehr vogelfrei sei und zeigte ihm das Siegel Absalons, das am Pergamente hing. — „Fortab sollst du und deine Kinder im Weihnachtsstroh spielen und das Christfest unter den Menschen feiern, wie es der Wunsch Abt Hans' war," sagte er.

Da blieb der Räubervater stumm und bleich stehen, aber die Räubermutter sagte in seinem Namen: „Abt Hans hat sein Wort getreulich gehalten, so wird auch der Räubervater das seinige halten."

Aber als der Räubervater und die Räubermutter aus der Räuberhöhle fortzogen, da zog der Laienbruder hinein und hauste dort einsam im Walde unter unablässigem Gebet, daß sein hartes Herz ihm verziehen werde.

Und niemand darf ein hartes Wort über einen sagen, der bereut und sich bekehrt hat, wohl aber kann man wünschen, daß seine bösen Worte ungesagt geblieben wären, denn nie mehr hat der Göinger Wald die Geburtsstunde des Heilands gefeiert, und von all seiner Herrlichkeit lebt nur noch die Pflanze, die Abt Hans einst gepflückt hat. Man hat sie Christrose genannt, und jedes Jahr läßt sie ihre weißen Blüten und ihre grünen Stengel um die Weihnachtszeit aus dem Erdreich sprießen, als könnte sie nie und nimmer vergessen, daß sie einmal in dem großen Weihnachtslustgarten erwachsen ist.

Aus der Empire-Schatulle/ von Felix Poppenberg

In der Jahrhundertausstellung gab es beschauſame Bilderecken, von lieblich altmodiſchem Lavendelduft erfüllt. Da hingen die ſtillen Stuben Georg Friedrich Kerſtings mit weißen Mullgardinen an den beſonnten Blumenfenſtern und lichten hellgrünen Wänden: Zierliche Jüngferlein flechten darin ihr Haar und denken an den Brautkranz mit veilchenblauer Seide. Da hingen die beſcheidenen Hausheimlichkeiten von Gerhard von Kügelgen und das Bruſtbild der Königin Luiſe in gutgemeinter Almanach-Innigkeit.

Aus gleicher Welt und von derſelben Weſensatmoſphäre umwittert ſind zwei Porträts, die ein Briefbuch vom Anfang des Jahrhunderts einleiten. Die Porträts eines Brautpaars ſind's. Sie in der hochgegürteten Empiretracht, weiß, mit gepufften Ärmeln, ein ſchwärmeriſches Köpfchen mit mutwilligen Ringellocken über den Ohren. Er, Offizier, in verſchnürter Attila, mit hochgemutem Blick voll Feuer begeiſterter Jugend, den Degen ans Herz gepreßt.

Leyer- und Schwertſtimmung iſt um die Bildniſſe.

Und den Text dazu geben die Briefe des Mädchens.

Brautbriefe ſind es. Aber nicht an den Verlobten, der nur im Widerſpiel der Schreiben erſcheint, ſondern an eine Freundin.

Sie führen uns ein Einzelſchickſal aus dem bedeutungsvollen Jahrzehnt 1804—1813 vor, weltgeſchichtliche Ereigniſſe geſpiegelt in den Gefühlserlebniſſen eines adligen Fräuleins.

Ein enges Jungfernſtübchen ſteigt vor uns auf, aber ſeine Fenſter rahmen einen Ausſchnitt von Schlachtfeldern und blutiger Hiſtoria.

Die Schreiberin dieſer Briefe iſt Philippine von Griesheim, eine Braunſchweigiſche Generalstochter. Und voll dramatiſcher Kontraſtſtimmung iſt es, wie ihr Lebensſchauſpiel, das nachher ſo ſchmerzensreiche Wege zieht, hier als eine ausgelaſſene anmutige Backfiſchidylle einſetzt.

Dieſe erſten Briefe eines jungen lebensluſtigen Mädchens, das ganz ahnungslos iſt und nur die ſchmale roſenrote Bühne ihrer ſpielerigen Jugend überſchaut, geben ſehr reizende kulturelle Miniaturen gerade deshalb, weil ſie völlig unbefangen in allem „Unbedeutenden" der eigenen kleinen Exiſtenz ſchwelgen.

Tanz- und Ballbriefe aus dem Klima des braunſchweigiſchen Hofes ſind dieſe Epiſteln. Der Freundin Lolotte, dem Fräulein Charlotte von Münchhauſen, deren Bruder Philippinens Schweſter geheiratet hatte, werden die wichtigen Mädchenerlebniſſe geſchrieben.

Ein drollig altkluger Ton klingt in dem Eingangsbrief, der den bei der Geſchwiſter-Verlobung geſchloſſenen Freundſchaftsbund beſtätigt und als einen Beweis des Vertrauens der Gleichgeſinnten von der Kinderzeit berichtet, wo Wilhelmine ein Ausbund von Wildheit und Häßlichkeit war, klapperdürr und gelb

wie eine ausgepreßte Zitrone und die Knabenspiele des Bruders den Puppenhäuslichkeiten ihrer Altersgenossinnen vorzog.

„Noch manches Geschichtchen", fährt Philippine fort, „könnte dir das jetzt solide erwachsene vierzehnjährige Mädchen erzählen, wenn sie nur Ausdauer hätte und lange auf einem Gegenstande verweilen könnte."

Das kann Philippine aber gar nicht, sie gibt auch bald den offiziell epistolaren Stil auf und tummelt sich in momentanen Einfällen und frischem unmittelbaren Ausdruck. Sie ist mit ihrer Feder genau solch Springinsfeld, wie in ihrem Wesen. Und sie wird uns gerade durch dies Ungekünstelte, Hingeworfene ihres Schreibens sehr lebendig.

Es hüpft und springt von munteren Füßchen, kichert von flügelleichten Tanzlegendchen.

Philippinchen klagt, sie habe seit vier Tagen keinen Ball mitgemacht, und wenn sie nicht stets die Treppen auf und ab tanzte und auf Stelzen im Garten liefe, dann würden ihr die Beine ganz steif: „könnte ich nur das ganze Leben durch tanzen."

Tanzen ist die Seligkeit des kleinen Mädchens, ob Prinz oder Fähnrich ist ihr egal, wenn die Soldaten mit klingendem Spiel vorbeimarschieren, tanzen ihr die Zehen in den Schuhen und wenn sie von ihren Ballgenüssen erzählt, tanzen ihr die Buchstaben auf dem Papier.

Ihr Debut auf dem Hofball zu Ehren der Markgräfin von Baden ist das erste große Ereignis. Die Einladung kommt unverhofft, sie hat noch kein eigenes Festkleid und Schwester Auguste muß mit der Schlepprobe aushelfen. Sie paßt, und Philippinchen kommt sich wie ein Komet mit einem langen Schweif vor. Und sie geht wie unter einer Krone mit dem dicken gleich einem Taubennest auf dem Kopf zusammengedrehten Haar. Eine alte Hofmeisterin führt sie an der zitternden Hand wie ein Schlachtopfer zu den hohen Herrschaften und die Herzogin-Mutter hält die Überglückliche gar schon für achtzehn Jahre. Und dann soll es in den Wirbel der Ecossaisen, Walzer, Monemasquen, Sauvages bis zum Kehraus gehen, doch dieser ersten Schlacht ist Philippine noch nicht gewachsen. Lichterglanz, Musik und Menschengetümmel machen sie schwindlig und als sie aus der Ohnmacht in ihrem Mädchenbette erwacht, erscheint ihr das ganze als ein fabelhafter Traum.

Pinette, Phinchen, Phyllis — wie sie sich wechselnd unterschreibt — ist noch ganz Ingénue, ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee; das Tanzen ist ihr die Hauptsache, in den jungen Herren sieht sie nur die mehr oder weniger guten Partner. Sonst sind sie ihr unheimlich oder komisch. Sie produziert sich als richtiger schnippischer Backfisch. Und für die à la mode-Galanterien der süßlichen Petit-maîtres, die ihre Stirn mit dem „wolkenlosen Himmel", die junonischen Augen, „ich weiß nicht mit was, ich glaube mit einem Stier vergleichen", hat sie mitleidloses Hohn der frischen drallen Jugend und sie vergleicht als Revanche das sinnenreiche Gesicht eines solchen olympischen Schwätzers mit dem ganzen Firmament, denn „Sonne, Mond und Sterne karfunkeln darin".

Einen arg spöttischen Mund hat dies enfant terrible, und nach der Braunschweiger Zeit in dem kleinbürgerlicheren Koethen, wetzt sie ihre Laune mit Lust an den Duodez-Granden. Herr von Britzke tanzt wie ein Zitteraal und wirft mit Hand und Fuß um sich; Herr von Behr stampft wie ein Trampeltier; Herr von Rohr geht wie ein lebendes Fragezeichen herum, den Damen etwas abzufragen und er bekommt von Fräulein von Griesheim auf die Erkundung, wo die Güter ihrer Familie liegen, die derbe Antwort: „im Monde".

Gegen die anderen Herren, die ihr nicht komisch vorkommen, hat sie ein großes Mißtrauen, „denn", wie sie altklug sagt, „nicht selten soll mit der Schönheit der jungen Herren die Verderbtheit ihrer Sitten erkauft worden sein." Und dieser ihr etwas dunkle Begriff der Sittenverderbtheit erscheint ihr als das Verabscheuenswerteste und Gräßlichste. Und eine bängliche Ahnung glaubt sie von der Verworfenheit der Männer zu bekommen, als sie in einem ihr geschickten französischen Bücherpaket ein Billett mit einer Liebeserklärung findet. Außer sich ist sie über den Affront: „Liebe Lotte, ist wohl je einem jungen Mädchen eine ärgere Beleidigung widerfahren?"

Ihre Freundinnen denken freilich nicht so strenge, denn ein gewisses Gustchen ließ sich, wie Philippine schaudernd schreibt, neulich von einem Vetter nach Haus bringen und er — „nein, ich kann es kaum ausschreiben" — drückt ihr die Hand. Und sie kann die Nacht nicht einschlafen.

Auch vom Heiraten will das Fräulein gar nichts wissen.

Und während Cousinen und Freundinnen mit der Munterkeit des Freischütz-Ännchen vom Freiersmann träumen, der heranzieht, und sich in Plänen überbieten, „den Fönix ins Netz zu locken" — die eine will sich als Amazone zu Pferde, die andere am Klavier, die dritte tanzend oder in der Küchenschürze zeigen, ein Mädchenzwist um den Apfel des Paris — moquiert sich Phinchen über ihren Bewerber, den Herrn von Strombeck. Sie hört ihn lieber — er spielt schön Klavier — als daß sie ihn sieht. Und überhaupt denkt sie sich das Heiraten als eine entsetzliche Sklaverei: „Jetzt fliege ich wie ein Vogel in freier Luft und als Frau denke ich mir mein Los wie ein Maikäfer, dessen Flug von einem ungezügelten Knaben an einem Faden gelenkt wird."

Bald genug schlägt natürlich auch für ihr Herz die schwache Stunde. Die lustigen Zeiten haben sich inzwischen schlimm verwandelt, die Kriegswolken haben den rosenroten Horizont verdunkelt und die Schatten der Sorge fallen über die unbekümmerte Jugend.

Das Fräulein von Griesheim, die von einer so unverwüstlichen „Dalbrigkeit" war, daß sie am Fieberkrankenbett sich über „Minetchens drollige Phantasien" nicht das Lachen verbeißen konnte, die immer durch den „grünen Schleier der Hoffnung" sieht und tausend farbige Regenbogen entdeckt, wird vom Lebensernst gestreift und empfängt Zeichen, in welcher Welt sie sich befindet. Das Menetekel von Jena und Auerstädt wirft dräuenden Flammenschein.

Eben sitzt noch Philippine mit ihrer lustigen Mädchenkompanie „im milden

Sonnenschein des Oktobers im Hehnschen Garten zu Braunschweig, „ein Schälchen Kaffee im Freien zu trinken", und Siegeslieder schmettern sie: „la victoire est à nous, les Prussiens par leur courage", da kommt die Botschaft der Niederlage mit aller Panik und haltlosen Verwirrung.

Trauerzüge erfüllen die Straßen der Stadt. Auf gepolsterter Bahre wird der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand dahergetragen, ein Schuß hat ihm beide Augen geraubt.

Die Stimmung „erhabenen Unglücks" geht nun durch die Briefe, die in diesen unsicheren Zeiten von dem treuen Hunde Mercur im Halsband geborgen, zwischen den Freundinnen hin und her getragen werden.

Im Griesheimschen Haus suchen Geschlagene und Versprengte Zuflucht. Die Prinzen Karl von Württemberg und Heinrich von Preußen kehren ein. „Doch hätte man diese Unglücklichen eher für Bettler als für Fürstensöhne gehalten."

Die Stadt wird zum Lazarett. Die unruhigen Backfischhände bekommen zu tun, es wird ihnen das Glück zuteil, dem Prinzen Heinrich den Ärmel einzunähen, den Stiefel aber, wodurch sich die Zehen Platz gemacht, können sie leider nicht flicken. Doch Charpie zupfen sie, bis die Finger wund werden, für Sieger und Besiegte: „Es ist ja so süß, die Leiden der Menschheit mildern zu können."

Schmalhans ist Küchenmeister in der Familie, und bei zwei spärlichen Talglichtern, einer dünnen Tasse Tee (ohne Zucker, denn das Pfund kostet jetzt über einen Taler) und einem mageren Imbiß wird der Zukunft mit Seufzen und Ach und Weh gedacht.

Mit bitterer Ironie schreibt die Tanzenthusiastin von den französischen Bällen, bei denen die Sieger ihr Kriegsrecht brauchen und die Damen sich nicht ausschließen dürfen: „So sehr das Tanzen sonst mein Element war, so kommt es doch darauf an, mit wem man tanzt. Wie Ungeziefer ekeln mich diese Tänzer; wenn sie uns den Tag über durch Abgaben, Einquartierung gepeinigt, gezwickt und mürbe gemacht haben, dann soll man abends noch nach ihrer Pfeife tanzen."

Allerlei Intriguen, die schließlich mit der Verbannung des Generals von Griesheim durch den „kleinen Zaun- und Kartenkönig" Jerôme enden, bringen Trübsal. Ein Lichtblick ist das Angebot des Herzogs von Coethen, als Oberhofmeister in seinen Dienst zu treten.

In Coethen wird Philippine noch einmal fidel und auf den Hofbällen findet sie für Tanzlust und Spottvogellaune genug Gelegenheit. Aber hier schlägt ihr denn auch die große Stunde.

„Er" ist ihr Vetter Albert von Wedell: „einen schönern Menschen sah ich nie".

Die Liebe zwischen den beiden ist von jener Sipelart moralischer Erotik, die dem Kenner der Briefwechsel jener Zeit wohlvertraut ist. Aus den Humboldtschen, den Redernschen Archiven, die die Gefühlswelt des christlichen Adels deutscher Nation spiegeln, erfuhren wir, daß gerade in dieser Zeit romantisch seelischen Überschwangs und hochgespannter Extase noch ein anderes Klima typisch ist. In den Briefen, die Heinrich von Bülow an Gabriele von Humboldt, und in denen, die Karl von Röder

an seine Braut schreibt, stellt es sich deutlich dar. Das Werben eines Kreuzritters spricht hier: „als Christ, als Edelmann, als Offizier" wendet er sich an die Erkorene. Er hat sich ernst im Gebet geprüft, „ob seine Liebe auch eine gottgefällige ist und ob diese Verbindung auch zu Gottes Ehre und zum Segen der Mitmenschen reichen könne".

Albert von Wedell ist von ganz ähnlicher Art. Die Liebe ist ihm nicht Reiz und Gefühl, sie erscheint ihm als eine höhere Berufung, zweisam der Vervollkommnung entgegenzustreben. Erziehlich will er wirken. Er sorgt für Philippinens Bildung und sie, der mutwillige Kobold, ist nun ganz verwandelt, ernsthaft gemessen, und erschrecklich „ehrpusselich": „Seine Zufriedenheit ist mein Lohn, daher ich mir rechte Mühe gebe. Auch liest er mir schöne Gedichte vor und hebt die schönsten Stellen darin recht hervor, um meinen Geschmack zu bilden."

Die früher so Spöttische hat unbegrenzten Respekt vor ihm, dem Herrlichsten von allen; Tanz, Putz und Spiel behält nur in Verbindung mit ihm Sinn.

Sie bittet ihr Lottchen, nicht über ihre Veränderung zu lachen. Sie fühlt sich besser und frömmer geworden. Morgens eilt sie auf den höchsten Boden, um zu hören, wie ihr Albert den Tagesanbruch mit einem Choral auf dem Waldhorn begrüßt, „welcher sehr feierlich klingt und von seinem Lehrer sekondiert wird". Die Musik „erhebt sie mehr zum Schöpfer, als der feierlichste Gottesdienst", sie muß die Hände falten, das Knie beugen und zum Höchsten ihre Bitten senden.

In ihr wirbelt die Unruhe des neuen ungeahnten Zustandes mit Doppelschlägen des Herzens, aber sie müht sich, ihrem erhabenen Vorbild nacheifernd, gesetzt zu werden. Die Schwärmerei soll sich auf die geistigen Güter richten, auf die Tugend, auf die Gottesfurcht, und die Liebe soll sich nicht in empfindsamen Überschwang verlieren: „die Liebe besteht ja nicht in zärtlichem Verschmachten und sich wie Romanhelden das Lebenslicht ausblasen wollen, ach nein, diese Art ist so theatralisch, ich liebe das Natürliche, und sein ungekünsteltes Bekenntnis, daß ich seine erste Liebe bin und ewig bleiben werde, hat mehr Wert für mich als tausend schöngewählte sentimentale Worte." Seiner schönen Seele ähnlicher zu werden, ist ihr Ehrgeiz.

Sie liebt das Natürliche, aber das Natürliche wird in dieser Zeit der Ungewöhnlichkeiten doch von selbst romantisch und hochgespannt. Im Anbeginn geht es noch typisch zu. Die Launen des Verliebten spielen; Krisen und Intriguen machen Schmerzen; manch Vergnügliches gibt es auch, die Arbeit an der Perlenstickerei für Alberts Tabaksbeutel, das Verlobungsfest mit der Serenata famosa und dem Quodlibet mit Klavier, Kämmen, Guitarren und Flöten.

Dann aber rückt dies kleine Sonderschicksal in purpurnes Weltgeschichtslicht, und Philippine wird bedeutungsvoll für ihr ganzes Leben gezeichnet.

Hochstimmung geht durch das ganze Volk; Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland werden begeistertes Bekenntnis; Frauen werden Amazonen und ein jedes Kind ist ein Held. Albert von Wedell, der uns manchmal

im Reflex der Briefe pedantisch erschien, stürzt sich in das kühne Abenteuer der Schillschen wilden Jagd und wird in Wesel Blutzeuge. Neunzehn Jahre war er erst.

Und gerade er blieb von seinen zum Tode verurteilten Gefährten bei der ersten Salve der französischen Exekutionskompanie aufrecht. Nur der Arm war ihm zerschmettert. Und er stand unter den Gefallenen auf dem Richtplatz vor den drei Massengräbern und rief den Schützen zu, besser zu zielen. Die nächsten Kugeln streckten auch ihn.

So wird Philippine von Griesheim eine bräutliche Witwe und empfängt eine Weihe für immer. Und in all den Ereignissen, die ihr noch vorbehalten sind, fühlt sie Gewißheit und Berufung zu Tapferkeit und Opfermut als „ehemalige Braut eines Kriegers".

Die ersten Monate nach der furchtbaren Nachricht — wie Donnerworte klang es in ihr Ohr: „— Dein Albert ist nicht mehr, das Urteil ward über ihn gesprochen, sein Los war der Tod" — lebt sie in Ohnmacht und Trübsal. Grabgedanken und Tränen sind ihre Wonne, Kultus der Stätten früherer Gemeinschaft in Lauben und am Klavier und Jenseitswünsche. Und dieser Schmerz, der nach Ausdruck sucht, greift nun inbrünstig nach den Bildern und Vorstellungen jener Trauerweidenliteratur, die ihrer frühen Jugend so fremdartig gewesen sind: „O möchte erst Todesblässe dieses verzerrte Gesicht überziehen und das arme zerrissene Herz aufgehört haben zu schlagen. Bete meine Lotte, daß ihm bald folgt Deine Philippine."

Dann kommt aus der Trauer eine gewisse neue Lebenssteigerung. Sie schafft sich eine besondere Gemeinschaft mit dem Abgeschiedenen, eine Vorstellung, die auch jener dichterischen Gefühlswelt eigentümlich ist. Unsichtbar umschwebt er sie als guter Genius, stets nah, und dieser Gedanke bessert sie, und sie tut nichts, was er gemißbilligt hätte.

Heimlich aber pflegt sie dabei immer noch den Rest einer schwachen Hoffnung, daß Albert vielleicht noch lebe, sogar Orakel und Traumdeuterei, von denen sie sonst nichts hielt, werden benutzt; und einmal glaubt sie wirklich, daß diese Hoffnung sich erfüllt. Leibhaftig sieht sie Albert vor sich, aber er ist es natürlich nicht, es ist ein ihm täuschend ähnlich sehender Verwandter, der aus der vertrauten Freundschaft mit dem Toten auch manche Eigenheiten sich angenommen und dadurch wirklich sein Doppelgänger geworden.

Dieser Herr von Rango fängt Feuer und bemüht sich sehr, seine Doppelgängerschaft ganz zu erfüllen.

Aber Philippine, die in dieser Ähnlichkeit anfangs wohl einen schmerzlichen Genuß findet und seine Aufmerksamkeiten duldet, erschrickt doch, als er so „dreist" wird, eine Locke von ihr zu wünschen, und wehrt ab.

So wird ihr und dieser Geschichte ein etwas banales Ende erspart.

1813 schreibt das Fräulein von Griesheim an die alte Freundin: „O Lottchen, wann endlich wird dieser mörderische Krieg enden. Wie lange schon entbehren die Krieger den eigenen Herd, die Kinder missen den Vater und die Bräute beweinen den Geliebten. — Doch ein Vereinigungspunkt erwartet uns alle."

Noch manche wilden Szenen erlebte sie selbst auf dem Kriegstheater mit. Gleich ombres chinoises erscheinen sie ihr in der Erinnerung.

Unruhige schreckerfüllte Atmosphäre . . ., im Staccato-Rhythmus geht das Leben. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los. Ein Haß wühlt gegen das „französische Raubtier". Und leidenschaftlicher Triumph jauchzt über den Tag von Moskau, an dem die „Glücksräder des Erobererwagens zerbrachen und die Pferde beim Fackelzug der Russen flüchtig geworden".

Abgerissene Zeilen von Philippinens Bruder auf dem Schlachtfeld von Smolensk auf einer Trommel geschrieben, geben momentanen Eindruck jener Schrecken voll Frost, Hunger, Wahnsinn und Verzweiflung: die Beresina mit toten Soldaten, Pferden, Kanonen und Pulverwagen angefüllt; abgestorbene Menschen, die ihre letzte Stunde im blutgefärbten Schnee der Eiswüste über Kadavern fristen.

Und der Elendsschrecken überflutet die ganze Erde.

Philippine, die zu dieser Zeit in Coethen ist, sieht hier die letzten Ausläufer des Rückzuges. Apokalyptische Greuel: Krüppel ohne Arme und Beine, zerlumpte Jammergestalten, dazu die Luft erfüllt vom Fluchen und Wehklagen Wahnsinniger.

Kriegs- und Heldenpoesie bekommen hier eine grausame Desillusionierung: „die rasche bittere Kälte hat Ruhm und Übermut das Grab bereitet".

Als so der Tod und das Grauen vorübergezogen, erscheint auf dieser Kriegsbühne wieder ein anderes Bild. Preußen und Kosaken rücken siegreich ein. Und die Kosaken, diese etwas mißtrauisch angesehenen Freunde, sind keine „Kannibalen", sie haben lachende gutmütige Gesichter mit buschigen Augenbrauen und halten singend, lachend und tanzend ihren Einzug und hinter ihnen steigt als Siegesfanal eine Feuersäule am dunkeln Horizont auf.

Das bunte Treiben der Einquartierung bringt Wechsel und Erregung. Zwischen den Schlachten wird getanzt. Vom Ball geht's aufs Pferd. Mitten im Tanz ertönt Alarm und die Offiziere eilen zu den Waffen.

Die Russen-Invasion „mit göttlicher Janitscharenmusik" bringt fremdes turbulentes Leben. Eine Musterkarte ganzer Nationen entfaltet sich; ein Gemisch verschiedener Völker sogar zwei gefangene Fürsten aus Georgien in Asien sind darunter. Das Griesheimsche Haus gleicht einem Bienenkorb und Philippine bekommt Gelegenheit, sich charpiegewohnt als Samariterin für die Kranken und als Tanz- und Singgrazie für die Gesunden zu betätigen. Ihre Trauer trägt sie verschlossen, für die äußere Gegenwart hilft ihr Jugend und glückliches Temperament.

Den Kosaken singt sie die schöne Minka und andere russische Volkslieder vor.

Und die russischen Offiziere bringen das Raffinement der großen Welt in die Kleinstadt. Ihr Führer ist der junge kokette General Tschernischef, ein Dandy, der sich selbst l'enfant gaté des parisiennes nennt. Er veranstaltet üppige Feste von orientalischer Pracht und Philippine beschreibt, trotz der Mißbilligung, bewundernd diese Tafelkünste der Orangerien und Attrappen.

Immer zahlreicher werden die Durchmärsche, auf Landstraßen und Feldwegen wimmelt's und ein Tumult dröhnt von Hörnerschall, Trommelschlag, Trom-

petengeſchmetter. Durch die Gitterfenſter der Ställe aber flehen die franzöſiſchen Gefangenen: „du pain, pour l'amour de Dieu“ ... Und oft iſt in der ganzen Stadt kein Stück Brot zu haben.

An einem ſtürmiſchen Oktoberabend, als die Familie am Ofen beim Thee ſitzt, kommt eine große Botſchaft: der Sieg in der Leipziger Schlacht.

Eine Freudenepiſtel ſchickt Philippine an die Freundin: „ach gar zu gern möchte ich mit Huons Horn der ganzen Welt unſer Glück verkünden“ ...

Das ſind die letzten Worte dieſes an wechſelnden Stimmungen ſo reichen Brieftagebuchs.

Das weitere Leben Philippines erfüllt ſich in der Stadt ihrer Jugend, in Braunſchweig. Eine Ehe, die nur wenig Jahre dauerte und durch den Tod des Mannes, des Kammerherrn Lebrecht von Cramm gelöſt wurde, bildet ein kurzes Kapitel darin. Der wahre Inhalt aber iſt der Kultus ihrer Vergangenheiten. Ihrem Sohn gab ſie den Namen Albert.

Sie durfte noch die Ernte der blutigen Zeit erleben, die Gründung des Reichs.

Einundneunzig Jahr ward ſie und die „alte Kammerherrin“ mit den regelmäßigen, feingeſchnittenen Geſichtszügen, der ſchlichten Vornehmheit wandelte durch die Gegenwart der ſiebziger Jahre als eine lebendige Erinnerung der Freiheitskriege und der Franzoſenzeit.

Die „Veteranin aus großer Zeit“ nannten ſie die Braunſchweiger, und als ſie 1881 ſtarb, beſtatteten ſie ſie mit militäriſchen Ehren.

Rundschau

Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten

Am Anfang war die Kirchenwand und das goldene Gleißen edler Steine, in dem fromme Andacht den Abglanz jener Himmelsherrlichkeit erkannte, die hoch droben um die Fürbitter der Gläubigen strahlt. Denn der christliche Mensch mit seiner flügellahmen Phantasie beruhigte sich nicht, gleich dem antiken, bei dem Abbilde der Gottheit, er wollte auch die Gefilde ahnen, in denen sein von Körperlast entbürdeter Geist lustwandeln sollte. Bald ersetzte der Teppich, weil billiger, die teure musivische Kunst und ward selbst, aus dem gleichen Grunde vom großen Altargemälde verdrängt. Dieses wiederum zeugte das „quadro di camera", ein kleines Madonnen- oder Heiligenbild, das, an der Zimmerwand hängend, einen vom lieben Gott einzulösenden Wechsel auf die himmlische Zukunft des Besitzers darstellte. Solche Gelegenheit zu täglicher Zwiesprache mit Maria und dem Schutzpatron, den Garanten dieses Wechsels, mochten auch jene Armen nicht missen, die keinen Maler bezahlen konnten; darum trat an Stelle des Bildes ein Holzschnitt, und seiner Farblosigkeit verhalf rohe Kolorierung zur Bildsuggestion. Aber ein Gotteshaus wird gern vom Teufel umschlichen, und die ältesten Holzschneider schon versorgten ihre Kunden nicht nur mit erbaulichen, sondern auch mit vergnüglichen Bildern, d. h. mit Spielkarten. Anno 1402 bereits werden Kartenmaler in Ulm erwähnt und im Jahre 1430 gibt der Florentiner Antonio di Giovanni di Ser Francesco der Steuerbehörde „Formen aus Holz für Spielkarten und Heilige" als Eigentum an. Dem künstlerischen Holzschnitt aber dämmerte der Morgen doch erst nach der Erfindung des Buchdruckes, als die Möglichkeit geboten war, dem Satzbild Illustrationen einzufügen. Sie fielen bei ihrer nicht gestaltenden, sondern die Formen bloß umschreibenden Art, nicht gerade glänzend aus, aber sie wandten sich vorerst lediglich an Kreise, die keine ästhetischen Reize begehrten, sondern Wunderbares, wie etwa die unbefleckte Empfängnis anschaulich gemacht haben wollten. Sehr allmählich nur eroberte sich das gedruckte Buch die Liebhaber von Miniaturen, — noch Federigo da Montefeltre „hätte sich geschämt, eines zu besitzen" —, und ihre Ansprüche bewirkten endlich die Scheidung der bisher vereinigten Tätigkeiten von Künstlern und Formschneidern. Nun ging es rasch bergauf; am Ende des Quattrocento bereits hatte die florentiner Buchillustration die Vollendung, jene Einheit von Bild und Wort erzielt, der unsere moderne Buchkunst noch meilenfern ist.

Der Holzschnitt hatte das Auge gelehrt, in weiße, von schwarzen Linien umrissene Flächen Lichter und Schatten, alle Nuancen der Farbigkeit hereinzusehen und damit zugleich dem Kupferstich die Existenzmöglichkeit verschafft. Er spricht leiser als der Holzschnitt, sein älterer Bruder, will nur von einem kleinen auserwählten Kreise vernommen werden, ist seinem ganzen Wesen nach persönlicher, aristokratischer, gleicht „dem Monolog eines Künstlers", scheint wie ein Ventil für seine Phantasie, die sich beim Malen von Tafelbildern, wo Komposition und Farbe vom Besteller auf's Genaueste vor-

geschrieben waren, ja selten nur betätigen konnte. Im Norden offenbaren diese kleinen Blätter das Erwachen des germanischen Naturempfindens, künden vom belläugigen Beobachten auch des Niedrigsten, des Gemein-Alltäglichen; die Südländer wiederum strebten danach, ein paar Quadratzentimeter Papier monumental wie eine bemalte Wandfläche wirken zu lassen. Die erste Synthese nun zwischen Deutsch- und Welschland, zwischen kleinbürgerlicher Innigkeit und mantegneskem Formenpathos suchte Dürer zu vollziehen. Sie gelang nicht, und denkt man vor seinen deutschesten Stichen, dem „Hieronymus im Gehäus" und der „Melancholie", von der ein schnurgerader Weg zum Faustmonolog führt, an die kalten italianisierenden Blätter, so möchte man rufen „Gott sei Dank!" Wo Dürer aufhörte, um nicht zu sagen scheiterte, beginnt Holbein. Als Ornamentist wies er, der spielerisch Formen in Arabesken auflöste, einer Generation den Pfad, und sein Totentanz, die stärkste Leistung des deutschen Holzschnittes, bedeutet einen der wenigen im Norden erkämpften Siege der Form über den Inhalt. Seine und Dürers deutsche Nachfahren erhielten sich auf einer anständigen Höhe der Technik, verbesserten sie sogar — ist doch die Schabkunst eine deutsche Erfindung — aber ihre Werke können nur Sammler und Historiker fesseln; wer von der Kunst Förderung seines Menschentums ersehnt, wird bei diesen Meistern nicht auf seine Rechnung kommen. Auch nicht bei den nach-mantegneskeu Graphikern Italiens, obschon sie, namentlich im siebzehnten Jahrhundert den Deutschen an Geist überlegen sind. Marcantonio Raimondi, der zuerst an der feinen dünnen Technik des Lucas van Leyden gelernt hatte, vertauschte diesen zeichnerischen Stil mit einem mehr malerischen, stellt, die barocke Auffassung vorbereitend, Licht und Schatten als breite Massen einander gegenüber und sogar die Raumwirkung der Flächenkunst blieb seiner Geschicklichkeit nicht unerreichbar, aber, „im Innern stumm geboren", wandte er seine Haupttätigkeit dem Reproduzieren von Schöpfungen Größerer zu. Andere folgten, und auch die Holzschneider, die Ugo da Carpi, dem Erfinder des Farbenholzschnittes viel zu danken hatten, stellten ihre Kunst fast ausschließlich in den Dienst der gewerbsmäßigen Reproduktion. Man illustrierte Naturgeschichten und sandte die Bildnisse berühmter Männer in hunderten von Exemplaren durchs Land, inventarisierte die Bauten des Altertums, und die Archäologie schuldet diesen Folianten, denen Idealismus und Geschäftssinn zur Existenz verhalfen, heute allein die Kenntnis mancher seither gänzlich zerstörter Monumente.

Den Rubensstechern, die nach den Farben-Symphonien ihres Gebietes geschickt arrangierte Auszüge machten, kommt, wie schon der altgewohnte Name dieser Gruppe sagt, ebenfalls keine selbständige Bedeutung zu. Doch nicht allzuviele Meilen von ihrem Antwerpen entfernt, in der Amsterdamer Juden-Breestraat hauste der Einzige, der die eingeengte Domäne des Nach-Dürerischen Kupferstiches zum Weltbesitz weitete, — Rembrandt. Gleich allen, die Eigenstes zu künden haben, mußte auch Rembrandt sich erst die eigenste Sprache schaffen. Als Techniker empfing er Anregungen von Seghers und besonders von Elsheimers elegischen Nachtstimmungen. Aber schon der junge Rembrandt, seine Kunst, das stärkste Licht in raschem und doch weichem Übergang zu den tiefsten Schatten zu führen, geht weit über Elsheimers Bestes hinaus; niemand vor ihm empfand nicht den Aufbau der Gruppen, sondern das Verteilen der Lichter und Schatten als das Primäre, die Wirkung allein Bestimmende, niemand vor ihm vermochte dem geschlossenen Raum, „der sich phantastisch wie in der Vision eines Fieberkranken zu öffnen scheint", magische Lichtzauber abzuringen und niemand außer Rembrandt hat für jede Art der Form ein besonderes System der Umrißbildung und Schraffierung ausgebildet. „Zum Schauen bestellt" hat Rembrandt das ganze Reich des Darstellbaren übersehen und seiner Griffelkunst erobert, nur zum Gebiet des Kokett-Pikanten versperrte ihm seine gesunde Sinnlichkeit jene Pfade, die zu finden den französischen Illustratoren der Louis XV. und Louis XVI. Epoche vorbehalten blieb. Ihre Kunst ist voll erotischer Neugier, schleicht ins Schlafzimmer junger Mädchen, schielt unter Decken, die sie mit leiser Hand von jugendlichen Körpern zieht, und freut sich, wenn im Dunkel des

Parkes das oft Erbetene und damals leicht zu Erbittende gewährt wurde. Die Schöpfer dieser entzückenden Blätter haben dem Kulturhistoriker wertvolle Dokumente geschenkt, weil sie nicht wie etwa Hogarth an eine moralisierende Gesellschaftskritik dachten, sondern vergnüglich im Sündenpfuhl mitplätscherten, weil sie mit der naiven Künstlichkeit und jener künstlichen Naivetät, die ihr Publikum so anziehend macht, nur schilderten, was sie täglich sahen. Der Name des Buches, worin dies geschah, kam nicht in Betracht. Wurden doch, bezeichnend genug, die Illustrationen auch ohne Text herausgegeben. Half die Graphik voreinstens denen, die nicht lesen konnten, so war das Wort nunmehr bloß für Kulturlose, die nicht „sahen". Das Rokoko verröchelte unter der Guillotine, aber die „Morgenröte der Freiheit", die den Geknechteten anbrach, war eine Abenddämmerung für die französische Graphik; der September-Mann, der die neuen Ideen in Griffelkunst umsetzte, der Robespierre der Radiernadel, Francisco Goya wurde jenseits der Pyrenäen geboren und diente dem Könige von Spanien als Hofmaler. Der Inhalt seiner Radierungen ist „Drängen nach Wahrheit und Licht", seine Technik strebt nach der impressionistischen Wiedergabe des ersten Eindrucks, deutet Formen nur durch Farben und Flecke an, — incipit ars nova.

So ungefähr hat Paul Kristeller die Entwickelung von „Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten" in seinem umfangreichen, vom Verlag Bruno Cassirer brillant ausgestatteten Werke geschildert, nicht ganz so pointiert allerdings, nicht so das Kleine dem Großen hintansetzend. Er war mehr auf Vollständigkeit bedacht, wollte keine Geschichte, sondern ein Handbuch der graphischen Künste schreiben, das zwischen Lexikon und Historie die Mitte hält. Wer es zu Hause liest, am Schreibtisch, wird es vielleicht, durch die Fülle der Namen verwirrt, bald aus der Hand legen; wer Spezielles, etwa biographische Daten oder genaue Berichte über die einzelnen Etats mancher Radierungen darin sucht, mag die Ausführlichkeit eines Nachschlagebuches vermissen. Und Beide täten Kristeller Unrecht. Sein Werk mag für sich allein so wenig zu bestehen wie die Begleitung ohne Singstimme; tritt aber diese hinzu, mit anderen Worten, liest man es in einem Kupferstichkabinett, blickt man von den Blättern ins Buch und aus dem Buch wieder auf die Blätter, dann wird man die Qualitäten dieses klugen und diskreten Cicerone würdigen und ihn auch lieb gewinnen, nicht wie einen Menschen, mit dem wir gern einen Abend im Café versitzen, weil er durch Abbrennen von Geistesraketen uns amüsiert, sondern wie einen Freund, an dem wir nicht seine prickelnde Konversation, sondern das Wertvollste, die unbedingte Zuverlässigkeit schätzen.

Emil Schaeffer

Walden

Im März des Jahres 1845 borgte sich Henry David Thoreau, achtundzwanzig Jahre alt, Bleistiftfabrikant und Schriftsteller, ehemaliger Student an der Universität Harward, Freund und zeitweilig Hausgenosse Emersons, eine Axt, verließ die Stadt (Concord in Massachusetts) und wanderte in die Wälder hinab zu einem Teich, der den Namen „Walden" trug, um sich ein Haus zu bauen. Er baute das Haus aus Balken und Brettern, mit Axt, Säge und Hobel, zehn Fuß breit, fünfzehn Fuß lang und acht Fuß hoch, mit einer Bodenkammer und einem Wandschrank, mit einem breiten Fenster an jeder Seite, mit einer Falltür und einer Eingangstür, und fügte sich auch für den Winter einen Kamin, aus Steinen, die er in seinen Armen herbeitrug. Die Kosten beliefen sich, da er Bauholz, Steine und Land mit dem Recht des Ansiedlers in Anspruch nahm, auf knappe neunundzwanzig Dollar; es war noch das freie Amerika, und kein Kataster schränkte den Wildling ein.

Er baute sein Haus, grub wie Adam sein Feld; — aber eine Eva, die gesponnen hätte, war nicht bei ihm; er hackte seine Bohnen und buk sein Brot; zuweilen fing er sich in dem stillen, über achtzig Fuß tiefen Teich ein paar Fische. Er arbeitete und träumte, schaute und dachte, er hörte und schrieb, er atmete und lebte. Er sah die Ameisen kämpfen und stand im farbigen Rauch des Regenbogens wie in einer

irdisch-überirdischen Verklärung. Er las in den Büchern, die den tapfern Blick der Morgenröte ertrugen, und vernahm mit der Seele der Sinne alles, was schwieg, und alles, was tönte. Sein Haus war unverschlossen, und manchmal, wenn er abends heimkam, fand er die Zeichen von Besuchern vor: eine abgeschälte, zum Ring geschlossene Weidenrute oder eine Blume oder ein Büschel Gras.

Zwei Jahre und zwei Monate blieb er in seinen Wäldern, dann kehrte er unter die Menschen zurück und gab in einem Buch von seiner Einsiedelzeit und -Ewigkeit Kunde.* Es ist ein Buch, das ich meinem Jungen zu lesen geben will, wenn er zwölf Jahre alt ist, ein köstliches, luftgesundes Buch, mehr und weniger als ein Gedicht, eine Tatsache ohne Subalternität. Ist denn in uns der Zwölfjährige gestorben? Vielleicht, wenn wir genauer zusehen, ist er es, der unsere matte, vierzigjährige Lebendigkeit noch hie und da und dann und wann zur klaren, goldenen Flamme anbläst, die über Asche und Rauch emporzuckt. Menschen, die stundenlang bart schweigend im Eisenbahnwagen nebeneinander sitzen, in norddeutscher Gedrücktheit und wie zu steter Abwehr gezwungen, mit mürrischen Stirnfalten, wenn es heiß ist, und ebenso zusammengezogenen Augenbrauen, wenn sie frieren, sie blühen auf, lächeln und werden vertraut, wenn sie auf der sich langsam vorbeidrehenden Scheibe des Feldes draußen ein paar stutzende und davonspringende Rehe gewahren und sich zeigen können. Das Eichhörnchen, das in den Kiefernwipfel flitzt, der Igel, der, um zu verblüffen, sich regungslos wie ein Stück Holz verhält, ja, die Maus, die im Gebüsch verschwindet, — überrascht überraschen sie uns gleicherweise mit einem kleinen, lachenden Blitz von Entzücken. Nicht bloß der Jäger in uns von Urmenschenzeiten her wird in solchen Augenblicken zum Traum erweckt; es ist ein zarterer Gruß, eine reichere Erinnerung, und wäre es auch nur die, daß der Mensch auch ein Wild war, als er ein Jäger war.

Kein Rousseau brauchte den jungen Freund Emersons die Rückkehr zur Natur zu lehren; — was sind Systeme?! Mit zwölf Jahren nahm er sein Gewehr unter den Arm und durchstreifte das Moor und den Wald, mit zweiundzwanzig baute er, der soviel Gewerbe verstand, wie er Finger hatte, sich selbst ein Boot und fuhr über die Flüsse seiner Heimat. Wenn wir einen Menschen ganz unbedingt verehren, so ist es einer, der irgendeinmal so gelebt hat wie Thoreau oder den wir fähig glauben, es zu tun.

Denn Thoreau floh nicht die Welt, sondern suchte sie. Er wollte nicht etwa „eine Ode an die Traurigkeit dichten, sondern lustig und stolz wie der Hahn am Morgen auf seinem Balken krähen". „Ich bin", sagt er selbst, „von Natur aus kein Einsiedler und könnte vielleicht den seßhaftesten Stammgast in der Kneipe an Ausdauer übertreffen, wenn mein Geschäft mich dorthin riefe." Auch dachte er nichts Übertriebenes, Gequältes und Neuiges von der Arbeit, meinte vielmehr, daß sechs Wochen rüstiger Tätigkeit genügten, die Bedürfnisse eines ganzen Jahres hervorzubringen. Die übrigen sechsundvierzig, die waren das Geschäft, das ihn an den Waldenteich rief.

„Ich zog in die Wälder, weil ich den Wunsch hatte, mit Überlegung zu leben, ‚alle Wirkenskraft und Samen' zu schauen, zu ergründen, ob ich nicht lernen konnte, was ich lehren sollte, um beim Sterben vor der Entdeckung bewahrt zu bleiben, daß ich nicht gelebt habe. Ich wollte nicht das leben, was kein Leben war; das Leben ist so kostbar. Auch wollte ich keine Entsagung üben, höchstens im Notfall. Ich wollte tief leben, alles Mark des Lebens aussaugen, so herzhaft und spartanisch leben, daß alles, was nicht Leben war, aufs Haupt geschlagen würde. Ich wollte mit großen Zügen knapp am Boden mähen, das Leben in die Enge treiben und es auf die einfachste Formel bringen. Und sollte es sich gemein erweisen, nun dann wollte ich seine ganze, unverfälschte Gemeinheit auskosten, um sie der Welt zu künden. War es jedoch rein, so wollte ich dies aus eigener Anschauung erkennen und imstande sein, bei meinem nächsten Ausflug ehrlich Rechenschaft darüber abzulegen. Die meisten Menschen sind nämlich, meines Erachtens, darüber mit sich im Unklaren, ob das

* Henry D. Thoreau: Walden oder Leben in den Wäldern. Mit Porträt. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig, 1905.

Leben vom Teufel oder von Gott stammt, und so haben sie, ‚halbwegs übereilt', geschlossen, daß der Hauptzweck des Menschen auf Erden sei, ‚Gottes Lob und Preis zu singen in alle Ewigkeit'."

Er wußte einen andern Hauptzweck, und darum suchte er ihn, und darum fand er ihn. Hieße es nicht, ihm ein Lächeln ablocken, wenn man ihn aufforderte, diesen seinen Hauptzweck zu nennen, zu beschreiben und mit Satz und Nebensatz festzulegen, reif für das Archiv und ähnliche Totenkammern? Genug, daß er ihn lebte. Sein ganzer Spartanismus, seine Einschränkung aller Bedürfnisse, seine Zurückhaltung von den Menschen, alles das hatte nur den einen Grund: Zeit zu ersparen, um Zeit zu haben. Er war nicht einmal ein Vegetarier aus Prinzip, er hatte nichts von dem, was mein Freund Stehr bei den Salatfreunden sehr lustig die vierbeinige Sanftmut genannt hat; er fühlte Wildheit in sich und kannte das Gelüst, ein Murmeltier roh zu verzehren. Er verachtete die müßige Philanthropie und war durch den Wunsch, Wohltaten zu erweisen, nicht versucht (wiewohl er später, als es ernst wurde, mit Wort und Tat unerschrocken für die Sklavenbefreiung eintrat). Er verspottet die Wichtigkeiten der Zeitung, alle die tausend Maskeraden derselben drei, vier Trivialitäten. Er wollte nur Zeit haben, Zeit für sich.

Und so lebte er in seinem Haus in der Nähe des Teiches, pflückte die „Blüte des Augenblicks" und wuchs wie der Mais in der Nacht. Er stand auf in der Morgenröte, badete in dem kühlen, tief, unendlich stillen Wasser und brachte den Tag in sich zur Vollendung, vom Aufgang zum Untergang, genau wie der Tag sich selbst vollendet. Was heißt mythisch leben, wenn nicht dieses: den Tag und die Nacht, das Jahr mit seinem Sommer und Winter, die Sonne, den Mond und die Sterne, Blüte, Frucht und Kahlheit in sich leben! ein Tag und eine Nacht, ein Sommer und ein Winter und ein Baum zu *sein*! Sturm und Stille, Schatten und Licht; der Tiere Kampf und Spiel, ihr Ruf und ihre Ruhe; der Pflanze quallose Einheit und Gottesschlaf; — alles das zu *sein*, und nichts besitzend und von nichts besessen. „Nicht wahr, Vater," fragte ein vierjähriger Knabe mich, „die Sonne gehört *nur* mir und dem lieben Gott!" Ich habe das auch einmal, in etwas anderer Form, bemerkt, obgleich ich älter war. Ich ging neben einem flußartigen See, und drüben stand der Vollmond am Himmel. Sein Schein lag auf dem Wasser, und die kleinen, schnellen, diebischen Wellen rannen und liefen, um den silbernen, fließenden, schwankenden Schimmer davonzutragen; aber das Licht blieb, weil der Mond und mein Auge blieb.

So allein zu sein mit der Welt, das ist keine Einsamkeit. „Ich bin nicht einsamer," sagt Thoreau, „als der Taucher, der dort auf dem Teiche so laut lacht, nicht einsamer als der Waldenteich selbst. Was für Gesellschaft hat denn dieser einsame See? Und doch birgt er keinen Trübsinn, sondern Himmelsheiterkeit in seinen Tiefen, in den Azurfarben seines Wassers. Die Sonne ist allein — nur bei dicker Luft scheinen oft zwei da zu sein; doch die eine ist imitiert. Gott ist allein — doch der Teufel ist sicher nicht allein; der hat gar viele Kameraden! Der ist Legion! Ich bin nicht einsamer als eine einzelne Königskerze, als ein Löwenzahn auf dem Wiesengrund, als ein Bohnenblatt, als Sauerampfer, Pferdefliege oder Hummel. Ich bin nicht einsamer als der Mühlenbach, der Wetterhahn, der Nordstern, der Südwind, oder ein Aprilschauer, ein Tautag im Januar, nicht einsamer als die erste Spinne im neuen Haus."

Er suchte also nicht die Einsamkeit in irgend einem asketischen Sinn. Das Experiment, das er machte, war, festzustellen, was das sei: ein ganzer Mensch. „Wir sind zu Werkzeugen unserer Werkzeuge geworden", sagt er, und damit etwas recht Fragmentarisches oder, ich weiß nicht, ob im günstigen oder ungünstigen Fall, etwas einigermaßen Krüppelhaftes. Thoreau behauptet, nicht als Erster und nicht als Einziger, daß die Mehrzahl der Menschen ihr Leben in stiller Verzweiflung zubringe: „Was wir Resignation nennen, ist absolute Verzweiflung. Von der verzweifelten Stadt zieht man aufs verzweifelte Land hinaus. Dort tröstet man sich mit der Tapferkeit der Sumpfotter und der Moschusratte. Eine stereotype, wenn auch unbewußte Verzweiflung ist selbst hinter den sogenannten Vergnügungen und Unterhaltungen der Menschheit verbor-

gen." Woher dieſe Verzweiflung? — vorausgeſetzt, daß die Beobachtung richtig iſt, was ich, trotz Tolſtoi, nicht bezweifle. Von Jahr zu Jahr erleben wir ſtaunenswürdige Erfindungen, die den Verkehr der Menſchen erleichtern. Wer wollte leugnen, daß ſie den Verkehr der Menſchen beſchweren, daß ſie ihre Arbeit ins Atemloſe ſteigern und neue Strähnen in die Höllengeißel flechten? Laſſen wir die Philoſophie dieſes Zuſtandes einſtweilen beiſeite, ſei ſie Klage oder Triumph oder amor fati, er ſelbſt iſt eine Tatſache und die fortſchreitende Desindividualiſierung der Menſchheit ſeine Folge. Tiere, gegen deren Natur er iſt, ſtillzuliegen, nehmen in engen Käfigen ſchnell eine erſchütternde Einfachheit der Bewegungen an: das Eichhörnchen ſpringt ewig in derſelben Schleife über die Stange, die Otter wirft ſich immer mit demſelben Schwung rücklings ins Waſſer, das Raubtier macht immer an der gleichen Wand den gleichen Sprung und die gleiche Wendung; es mutet wie Wahnſinn an, wie der Wahnſinn der Tanzmäuſe. Die Menſchen wohnen in ebenſo engen Käfigen, und ſie machen es ebenſo. Sie leben nicht, ſie werden gelebt. Eine nicht lange Kette zwingt ſie, in kleinen, wahnſinnigen Kreiſen um die Achſe zu treiben. Die Käfige haben verſchiedene Geſtalt: ein Amt, ein Laſter, eine Gewohnheit, die Todſünde Pigritia, ein Ehrgeiz, ohne Sternenrichtung. Eines Tages wird die Achſe wacklig, die Kette länger, — und es iſt nicht bloß Verräterei und Wankelmut, wenn es, nach Waterloo, am Ende der Dinge, ſo weit kommt, daß Davouſt zu dem Abgeſandten Napoleons ſagt: „Ihr Bonaparte nimmt ſich Zeit, ehe er wegkommt; ſagen Sie ihm von mir, daß ich ihn werde verhaften laſſen, wenn er nicht augenblicklich abreiſt, — ich ſelbſt werde kommen und ihn verhaften."

Denn manchmal, nach ſiebenjährigem Schlaf, dreht Florian ſich um, wacht auf und ſieht mit ſonnenhaften Augen in die Sonne. Er beſinnt ſich. Er will nicht mehr das Leben verlieren, indem er es ſich erhält, will es nicht töten, indem er es friſtet. Florian weiß verſchiedene Wege, — und eben dieſes eine Mal borgte er ſich eine Axt in der guten Stadt Concord, in der Emerſon lebte und eine Gemeinde von tranſzendenten Philoſophen um ſich verſammelt hatte, ging in die Wälder und baute ſich auf dem zum Teich niederſinkenden Abhang eines Hügels ſein Haus — für zwei Jahre.

Zwei Jahre ſind eine lange Zeit für einen Mann, der achtundzwanzig alt iſt und nicht viel über vierzig zu leben hat. Zwei ſchöne, lange, volle Jahre, in denen er die Poeſie und die Philoſophie mit jedem Atemzug trank, eine freie, wilde, lebenhaltige Luft; — uns flößt man ſie durch Schläuche als reinen Sauerſtoff ein, wie dem Erſtickenden im Bergwerk oder dem Ohnmächtigen in Luftballonhöhen, wo der Schall dem Sprechenden tot vom Munde fällt. —

Indes — vor dreihundert Jahren wurde Rembrandt geboren. Ich ſpreche nicht von der Kunſt. Es könnte ein andrer Name ſein, der mir wie ein Stein vor die Füße fiele. Es brauchte kein Name zu ſein. Nur — plötzlich pulſt in muskelhaft furchtbaren Stößen dieſes Leben auf Erden von ſeinem dunkeln Umkreis bis in den Mittelpunkt, und wieder zurück; die Finſterniſſe löſen ſich ins Helle auf und das Licht verliert, verlöſcht ſich in die Schwärze. Beider Sprache iſt die Farbe, es gibt eine Skala des Tages und eine der Nacht. Das Bild iſt ein Augenblick und eine Dauer; es iſt vorüber mit eines Wimperſchlages Schnelligkeit, und erzeugt ſich ewig neu. Auf Rembrandts Knieen ſaß lächelnd in Putz und Juwelen Saskia, und Hendrikje lehnte mit der Schwermut aller Sinnlichkeit an dem Fenſter ſeines Hauſes. Keine Eva ſpann in der Holzhütte am Waldenteich. Des Lebens Geheimnis iſt tiefer, als das Senkblei des edelſten Willens ermeſſen könnte. Es iſt gut, die Mäßigkeit zu preiſen; es iſt beſſer, ſie zu leben; aber die Häuptlinge, die ſich das tüchtigſte Stück Fleiſch vom Braten nahmen, wuchſen über die Herde empor. Damit das Gehirn eine übertieriſche Arbeit leiſte, mußte es ſich emanzipieren, ſchmarotzen und widernatürlich ſein. Die Leidenſchaften und Triebe des Menſchen, Tatſachen ſo durchaus wie die aſtronomiſchen, haben das Leben geſtaltet, nicht die irregeleitete Einſicht; aus dem Grunde quillt es, und nicht zum Zwecke.

Das beweiſt nichts, das widerlegt nichts. Auch der Heilige lebt aus dem Grunde; er

würde nicht von hohem Rang sein, wenn er sich aufdrängte und zur Nachahmung aufforderte. Um seinetwillen war er da, um seiner Triebe, seines Spieles willen. Wir können nichts als ihn anschauen; aber indem wir seinen Worten widersprechen, spüren wir von seinem Bild eine sanfte, unwiderstehliche Gewalt auf uns strömen, die uns aus der Verstrickung der Notwendigkeit herausbebt und uns überredet, gegen sie zu kämpfen.

Moritz Heimann

Die neue Bühne

Man hört jetzt so viel nach einer „neuen Bühne" rufen. Schwerbeladen schwankt der Wagen der Theorien, kutschiert von Malern und seltsamen Dramatikern, die weniger dichten als trachten.

Ferne sei der Spott! Es sind Leute darunter, die den Respekt eines jeden verdienen, der Tüchtigkeit und reines künstlerisches Streben zu schätzen weiß. Nur scheint es mir, daß sie das Pferd am Schwanze aufzäumen wollen.

Am wunderlichsten kommen mir die Dramatiker vor, die sich damit beschäftigen, eine neue Bühne in den Wolken aufzubauen, statt daß sie Werke schaffen, die auf der gegenwärtigen Bühne bestehen können, der man den Ruhm nicht streitig machen kann, daß sie eine bewundernswerte Anpassungsfähigkeit bewiesen hat. Eine Bühne, auf der die gesamte Dramatik aller Kulturvölker die Möglichkeit findet, Gestalt zu gewinnen: von den alten Indern über die großen Griechen, den gewaltigen Shakespeare, die Italiener, Spanier, Franzosen weg bis zu Hauptmann, Maeterlinck, Wedekind, — Wagner nicht zu vergessen —: eine solche Bühne muß doch wohl ein Apparat sein, mit dem ein *jeder* etwas anfangen kann, der sich innerhalb der Entwickelung der dramatischen Kunst zu bewegen versteht.

Wenn freilich ein Dichter, wie der von mir sehr hochgeschätzte Max Dauthendey, für ein Drama verlangt, „die Bühne stellt das Gehirn des Menschen dar", so beweist er, daß die Bühne *allen* modernen Forderungen *nicht* gewachsen ist. Sie ist in der Tat nur allen wirklich *dramatischen* Forderungen gewachsen. Sie stellt immer nur *das Gehirn eines für die dramatische Dichtkunst begabten Menschen* dar. Darin ist sie eigensinnig. Mit anderen Worten: sie hat, bei all ihrer unglaublichen Vielseitigkeit, Charakter. Sie läßt sich ungeheuer viel gefallen, und es gibt keinen Stil, ja auch keine Mode, keine Modelaune, der sie sich nicht fügte, — sie läßt sich sogar mißbrauchen, — nur vergewaltigen läßt sie sich nicht. Der niederträchtigste dramatische Spekulant findet sie feil, und der erlauchteste Epiker und Lyriker wird von ihr zurückgestoßen. Daher denn auch viel edler Zorn sich wider sie gewendet hat. Man hat sie das gemeinste aller Instrumente genannt, und der Vergleich mit dem Klaviere liegt nahe. Auch die Klaviatur der Bühne ist frech zugreifender Mittelmäßigkeit leichter zugänglich, als etwa die lyrische Geige, die suchendes und findendes Gefühl erfordert. Wer sie aber zu meistern versteht, kann es vergessen machen, daß es ein eingespanntes Tastenwerk ist, auf dem er musiziert. Der Klimperkasten des Rührstückes wird zur Orgel, wird zum Orchester.

Ja, aber, sagen nun die Reformatoren, wie anders noch würde es klingen, wenn dem Dramatiker wirklich eine Orgel, wirklich ein Orchester zur Verfügung stünde!

Ich weiß nicht recht ... Ich glaube, es ist ganz gut so, daß das Instrument seine Mucken hat. Ich habe die Empfindung, daß die gewissen ästhetischen Unzulänglichkeiten der Bühne ganz heilsam sind. Je mehr der Dramatiker (und dann auch der Schauspieler) gezwungen ist, seine Kunst zu steigern, um die Schwächen seines Instrumentes zu decken, um so besser wird es für die Kunst sein. Der Umstand, daß unsre „Zeit der Erfindungen" auch auf dem Gebiete der Künste technische Hilfsmittel hervorgebracht hat, die die Kunstübung erleichtern, hat fast durchweg dazu beigetragen, daß die Künste an innerer Intensität verloren haben. Der dramatischen Dichtkunst würde es ebenso ergehen, und auch in ihrem Bereiche würde obendrein ein Überhandnehmen des Dilettantismus als bedenkliche Nebenerscheinung nicht ausbleiben.

Mehr als jede andre Kunſt iſt die des Dramatikers auf Kampf geſtellt. Darſtellung von Kämpfen iſt ihr Inhalt, und erſt in einem Kampfe wird ſie lebendig, — im Kampfe mit dem Publikum. Und Angriff iſt die Loſung des Dramatikers, nicht Verteidigung hinter den Feſtungswällen einer Bühne, die die Blößen des Dichters ſorgſam verdeckt. Darin liegt der Reiz, den dieſe Dichtungsart auf alle Künſtler des geſtaltenden Wortes ausübt, die eine direkte Berührung mit dem Leben ſuchen, weil ſie ſelbſt einen Überſchuß an Lebenskraft in ſich ſpüren. Erzählen (Epik) und Gefühle ausſtrömen oder Zuſtände ausmalen (Lyrik) iſt etwas ganz andres. Nichts geringeres, — gewiß; ſogar etwas feineres. Dramatik iſt eigentlich applied art. Sie allein auch dient ja im Umkreiſe der Kunſt des Wortes einem Bedürfnis der Maſſe. Aus alledem geht als Notwendigkeit hervor: gröbere Struktur und Bedachtnahme auf ein beſtimmtes Material ſowohl wie — auf das Publikum. Ein Dramatiker, der ins Blaue hineindichtet, ohne an die Wirkung aufs Publikum zu denken, iſt wie ein Architekt, der vor lauter Linieninbrunſt vergäße, daß Menſchen in ſeinem Hauſe nicht bloß ſchön, ſondern auch angenehm wohnen wollen. Es gibt aber gerade unter uns Deutſchen nicht wenige Faſſadenarchitekten des Dramas.

Dieſe ſind es wohl auch zumeiſt, die den Ruf nach der „neuen Bühne" erheben. Wenn der liebe Gott und eine Aktiengeſellſchaft ſie ihnen beſchert haben wird, dürfte es an Stücken keineswegs, wohl aber an Publikum fehlen. Es wird ihnen dann nichts andres übrig bleiben, als den Ruf nach einem „neuen Publikum" zu erheben. Dies aber wird ihnen weder der liebe Gott noch eine Aktiengeſellſchaft herbeiſchaffen. Denn der liebe Gott wäre ja blamiert, wenn er ſelbſt zugeſtünde, daß dieſes ſein Produkt reformbedürftig ſei, und für eine Aktiengeſellſchaft iſt eine derartige Gründung doch zu koſtſpielig, zumal, da Scherl G. m. b. H. ſich nicht daran beteiligen wird, weil er mit dem gegenwärtigen Publikum durchaus zufrieden iſt.

Otto Julius Bierbaum

Die nie geſchriebenen Seiten —

Er hatte, wie ſo die Jahre gingen und floſſen, von der ſehnſüchtigen Knabenzeit in die begehrende, heiße oder auch genußſüchtige Jünglingsſchaft und dann hinein in die reifen Männertage, manches Wort geſchrieben. Heftige, ungeſtüme; ſolche die aus der Tiefe eines Schmerzes quollen und die anderen, die aufblühen, keiner weiß woher, ſie ſind da, und ſind oft die ſchönſten. Er hatte auch luſtlos am Tiſche geſeſſen, den Verſtand ſprechen laſſen oder die Erinnerung, die Feder hingeführt und die Seiten gezählt, bis das nötige Quantum aus Geiſt, Gewohnheit, Wiſſen oder doch auch verblaßtem Herzeleid aufs Papier überſiedelt war, das nun die fleißigen Drucker ſetzen, in Spalten brechen, aufs feuchte Papier ſtempeln ſollten. Er hatte geſchrieben, aus Wut, Zorn, Haß, Erbitterung, aus Liebe, Freundſchaft, Gefälligkeit, Bequemlichkeit; und weil man das Geld braucht. Er war dem Rühmchen nachgelaufen, das klingelnd über die Großſtadtſtraßen eilt und mit den Künſtlern Haſchen ſpielt; hatte dann die anderen Tage gekannt, in denen ſich, Gott, ſo langſam ein kleines Bild, ein Begreifen, ein Verſtehen menſchlicher oder künſtleriſcher Entwickelung löſt und einſtellt und ein leichtes Glück des Zeugenkönnens den Wochen vorangeht, in denen man dem Ausdruck Glätte, Form und Rundung ſucht, was ein Blitz im Einfall hat aufleuchten laſſen. Er war Stunden lang durch Felder, Wälder, Straßen gegangen, am Meeresufer oder dem Dſchungel entlang gefahren und kannte alle Krämpfe des Schreibens, des Bildens. Er wußte ſchließlich ſogar die Grenzen alles Aufgezeichneten, aller Literatur, aller Kunſt und war zu gutem Ende ſo weit, zufrieden zu ſein, wenn es gelang, eine Melodie anzuſchlagen, die halbwegs rein hinausklang und hie und da in einem Menſchen ein Gefühl aufſtörte, eine Hoffnung keimen, einen Schmerz erbeben ließ oder gar eine ſchöne Ruhe im Gemüte verſchenkte.

Ich ſagte ſchon: Er hat nicht immer ſchreiben dürfen, was er wollte. Wer kann das? Da iſt Ärmeres, was treibt. Das Bewußtſein, das Wünſche praeſent hält und ſchließlich die tauſend unwägbaren Anſtöße — aber, da er

ein Egoist war und sein Gefühl dieser Beruhigung bedurfte, sparte er sich dann und wann einen Flecken Leben aus, in dem er seine eigenen Sachen ausdachte, ohne nach ihren ferneren Schicksalen zu fragen, ihrer Nützlichkeit, ihrem Zweck, und so wurden ihm dann Bücher, die er später liebte oder nicht mochte, manchmal sogar verachtete, die ihm aber doch insgesamt teuer waren, weniger ihrer selbst willen, als weil sie Zeichen einer freien Zeit waren, Früchte eines von den Nöten des Daseins ferngehaltenen Lebensabschnittes. Natürlich war auch manchmal ein Plan zu solchem Werke verwittert, weil er zu lange hatte warten müssen und schließlich eine altgebackene Semmel geworden war, was zuerst ein federleichtes Preisstück delikatester Bäckerkunst erschien. Er selbst stand diesen Embryonen in den wechselnden Zeiten seines Arbeitens mit verschieden gestimmtem Gemüte gegenüber. Manche führten ein Scheindasein auf Zetteln: notierte Einfälle, Skizzen, Szenarien, Romanskelette oder nur schöne Worte, weise Gedanken, volle die ganze Welt der Seele umschließende Stimmungen. Die hatten zum sterilen Tode auch noch die maßlose Verachtung zu ertragen, wenn ihr Herr und Besitzer manchmal die Zettel durchsah, die Weisheit abgegriffen, die Romane fad, die dramatischen Ideen undramatisch, ja sogar die Stimmungen leer und keinerlei Welten der Seele umschließend fand. Besser gings den Plänen, die einmal rasch aufgeflackert waren, während die Sonne vor der Terrasse in Palermo sank, die gelben Mönche auf der Pagoda in Rangoon dem liegenden Buddha mit dem unsäglich rührenden Lächeln den Gutenachtgruß boten oder sonst in einem schönen reichen Augenblick, in dem das Leben so rastlos im Genuß der Sinne aufging, daß keine Begierde „was zu machen" auftauchen konnte. Diese Einfälle, Pläne, Skizzen vergaß er über Nacht, der folgende Morgen hatte sie verloren und selbst wenn ein rohes Schema, ein Rest tatsächlicher Konturen von der Erinnerung auf irgend einem schlauen Umwege noch eingefangen wurde — der Bleistift zögerte bald diese leeren, nutzlosen Dinge aufzubewahren.

Dann aber gab es Bücher, die er Jahr für Jahr schreiben wollte. Die er auch Jahr für Jahr von neuem formte. Ihr Inhalt, Wesen, Sinn und ihr Seelchen, wenn Bücher so was haben, war ihm, er wußte selbst nicht wie, früh ins Hirn, ins Herz gekommen. Die Menschen, denen Das und Dies zustieß, die traurigen Kapitel und die süßen, die zärtlich singenden und die beklommenen — die Tränen kamen ihm selbst, wenn er sie ausdachte — das ganze um und auf und jeder Ton, waren sein innerer Besitz all die Jahre vielleicht schon, während er anderes formte oder auseinandersetzte, begleiteten ihn geduldig und er selbst wurde nie nervös, unruhig, daß ihm diese Ideen davonrennen könnten; solch ein Vertrauen hatte er allmählich diesen Genossen seines Lebens gegenüber bekommen. Denn es war nicht nur ein Buch, ein Roman, eine kluge Arbeit, die so in ihm wohnte — je älter er wurde, desto öfter entsann er sich von Zeit zu Zeit plötzlich: Ja, über diese Sache habe ich mir ja einmal was ausgedacht, ganz zu Ende ausgedacht und dann war auch alles wieder klar und stand fest da. Nur, wies ja natürlich ist, wechselten diese ungeschriebenen Werke flugs die einen, langsam, widerwillig die anderen, ihr Gesicht. Er wurde älter, wurde wieder, denn das begibt sich auch, jünger, war froh, milde, eigensinnig, hartnäckig, bitterböse und kernweich — und von allen diesen Zuständen bekamen die Romane, Dramen, Weisheitssplitter und all das andere Zeug ihr Teil ab. Es blieben dieselben Menschen Figuren; es geschah ihnen das nämliche Geschick, aber der Ton zitterte, schlug um, ja versagte manchmal und klang über in ein halbes Schweigen. Da war zum Beispiel ein Roman, der sollte „Die ersten Jahre" heißen, eine sehr schöne Erzählung. Die machte er im Geiste fertig, als diese ersten Jahre noch kaum in ihren Zenith gelebt waren. Dann als sie eben fort waren, konnte er Wochen und Monate lang nicht eine Stunde müßig sitzen, ohne daß ihn dieser Roman drängte, und er Szene für Szene, Satz für Satz durchnehmen mußte, all die Entwickelungen von der ersten Freude des freien Burschen bis zu seiner vermeintlichen Welterkenntnis, was die Freunde sind und was die Frauen, wie er selbst sich dreht und taumelt, wie er die Gewißheit sucht, die Stetigkeit, den festen Punkt und wie viel

auf allen Seiten geschehen muß, bis er lernt im allgemeinen Wackeln des Lebens mitzuwackeln. Diesen Roman der ersten Jahre erzählte er sich nun immer wieder. Bald war es ein so offenherziges Buch, daß er selber erschrak. Bald ein so weiches, getränkt von Sehnsucht, Wehmut, Sichzurückwünschen, „Noch einmal" — Sentimentalitäten, daß er wußte, kein Mensch werde eine Zeile lesen können, ohne zu weinen, zu heulen. Dann schob er den Plan dieses schöne Buch zu schreiben in weite Ferne; sechzig-, siebzigjährig wollte er es erzählen, nicht mehr ins faltige Kostüm des Romans gehüllt, sondern als Dokument einer Zeit. Aufrichtig, vielleicht sogar aufrecht und gerecht. Und in einem Ton, den man erst jenseits, an der Schwelle jener anderen Welt hat. Und so dachte er sich wohl fünfzehn, zwanzigmal „Die ersten Jahre" aus und immer war es ein anders tönender Bericht.

Aber nicht nur Sinn und Ziel und Ton wechselten diese nie geschriebenen Seiten, sondern auch Form, Umfang, Gewicht. Da war eine Sache, die hätte zuerst ein dickes Buch sein sollen, durchdichtet vom Leben, vom Wissen, von Kultur, Erfahrung, Jahren, ausgepicht von einem ganzen Dasein. Dann war dieses Buch plötzlich schmäler geworden, sechs, sieben Bogen in irgend einer reifen Stunde aus dem vollen des Lebensgefühls geholt. Jeder konnte es verstehen, denn es sollte unbelastet von Metaphysischem so gut wie vom Wissenschaftlichen ein rein menschlicher Erguß sein. Und in zwei Stunden sollte der Leser vom ersten Buchstaben bis zur letzten Zeile kommen können. Aber noch schrumpften diese Seiten ein, bis es nur noch zwei Dutzend waren, knapp, ein wenig hochmütig nur an Jene gerichtet, die schon auf halbem Wege sind. Und schließlich dachte er nur noch an etwa 200 Zeilen, kaum mehr als ein Blatt, einen Brief an die unbekannten Freunde, die 500 Menschen auf der Welt, zu denen man irgend eine Brücke zu haben glaubt. Jeder weiß, was in dem dicken Buch und in den 200 Zeilen stehen sollte: natürlich das Gefühl eines Menschen von der Welt, dem Leben, seinem eigenen natürlich. Wenn es um weniger ginge als dieses Thema, hätte es schließlich der Kraft nicht bedurft, aus einem dicken Buch so etwas ganz kurzes fast wie einen Zettel, einen Prospekt, ein Feuilleton zu machen. Ja also, das Gefühl von seinem Leben. Natürlich nicht immer der gleiche Ton. Einmal sollte es ein vielfarbiges Bild sein, Zola und Shakespeare vereint, Gott nein, kein Kunstwerk, nur ein Gefühl auf hunderttausend Arten ausgedrückt, bis es in jedes Gemüte eindringen mußte. Und dann nur eine Art Aufruf an die paar anderen Leute, die auch schon ein Lächeln haben, mit denen man sich aber verständigen kann, weil ihre Schmerzen unseren ähnlich sind, ihre Fragen unsere, und sie alle wissen, daß nur eines die Mühe, den Taumel und das Leid des Daseins lohnt: und das ist, wenn man sein eigenes Leben gelebt hat, reulos, hin- und herschwankend vielleicht, gewiß aber so gut es irgend ging, den inneren Trieben, nicht den äußeren Geschehnissen sich hingebend. In einem bald großen, bald beruhigten Tone mußte da ausgesprochen werden: daß alles nur in uns liegt. Daß es ein Bekenntnis der letzten Stunde gebe, das mit keiner Ruhelosigkeit zu teuer erkauft sei, die Gewißheit nämlich: nur so konnte ich gelebt haben. Und dann sollte drin stehen: daß keiner es wagen dürfe, in das Leben eines auf diese Art Weisen mit Trost oder Klage hineinzutapsen, etwa zu bemerken: Hättest du klüger, konzilianter, entsagungsvoll, weniger gierig und heftig gelebt, so könntest du noch unter uns sein — weil diesen Leichenpredigern im voraus schon der Bescheid gegeben werden könne: deine vorsichtige, behutsame, knickerige Art zu leben ist ja der Tod durch Einmauerung bei lebendigem Leib... Und manches noch. ... Es war schön an diese letzten Seiten eines Schreibers zu denken. An die Ruhe und Gelassenheit, mit der er die Feder führen würde und wie jedes Wort und jeder Satz sich, längst im Inneren gerundet, dann lösen würde zum reinsten Klange.

Nun stieß es dem Schriftsteller zu, daß er plötzlich vor der Möglichkeit stand, sein Leben zu enden. Einige geringe Wahrscheinlichkeit sprach nur für solche schwarze Befürchtung, aber er mußte doch als ordentlicher Mensch seine Dinge in Ordnung bringen und — die letzten Seiten schreiben. Ein paar Stunden genügten ja und nun durfte er nicht länger warten.

Es war Frühling und er ging durch den Volksgarten und fand die Bäume schön. Er schritt über die Ringstraße und überdachte nochmals, durchfühlte nochmals, was er aufschreiben wollte. Dann saß er im Zimmer am Tisch und fing doch nicht an. Er fürchtete nicht den kommenden Tag, er war nicht unklar über die Worte, die er hinsetzen könnte. Aber wie er dasaß und dann durch den Raum ging, auf und ab, schien ihm die Zeit allzu kostbar, als daß er sie dem Schreiben schenken sollte. Die neuen Gedanken, die ihm zuströmten, ja auch sein Schmerz, sein Leid, seine Verwirrung und nicht zuletzt das lässige, unangestrengte Atmen war so viel wichtiger. Sich hingeben dem Gedanken, der gerade da sein will, der Stimmung, die anklopft, die Stunde verrinnen lassen, dem Spiel des klopfenden Blutes, der zitternden Nerven ein gelassenes Objekt zu sein — dies war doch wesentlicher als alte, von jahrelangem Harren müde, oft gehegte Gedanken festzuhalten. Er rauchte, er sprach von gleichgültigen Dingen, er gab sich seiner Mißstimmung hin — alles war besser als etwas aufzuschreiben. Und als der Tag gesunken war und die Dämmerung ins Zimmer schlich, waren die schönen Seiten, die zu schreiben er so gewiß gewesen war, einem Nachmittag des Lebens geopfert. Die nie geschriebenen Seiten ...

W. Fred

Ich richte hierdurch an jeden, der im Besitz bisher ungedruckter Briefe und Aufzeichnungen von der Hand Henrik Ibsens ist, die ergebene Bitte, sie mir gütigst zur Verfügung zu stellen, damit ich Abschrift davon nehmen kann. Die Originale werden nach der Benutzung unverzüglich zurückgegeben werden.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich mich auch an alle, die es angeht, mit dem Ersuchen wenden, keine Dokumente dieser Art zu veröffentlichen, ohne meine Zustimmung eingeholt zu haben.

Riis, pr. Christiania

Dr. Sigurd Ibsen

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Hiſtoriſche Hyſterie / von Willy Hellpach

Hyſterie und Geſchichte zeigten ſich mir zum erſten Male in einem jener Witze verbunden, mit denen der Jude gelegentlich ſeine kleinen oder großen Schwächen zu verſpotten liebt. Es war eine Zote niedrigſter Sorte übrigens; und als ich ſie, ich glaube in einem Coupé dritter Klaſſe, erhaſchte, blickte ich noch eben erſt neugierig ins ungebundene Leben, hatte die Geſchichte mit Wohlgefühl in jenen Winkel geworfen, in den nach glücklich erledigtem Abiturium die meiſten Schulfächer beſorgt werden, und wußte von der Hyſterie noch ſo gut wie nichts: hatte mit beiden, Hyſterie und Geſchichte, alſo zu wenig zu ſchaffen, um hinter ihrer zweideutigen Vermählung im witzelnden Munde eines Commis voyageur etwa ein ernſthaftes Problem aufblitzen zu ſehen ... Ich habe den Witz raſch und völlig vergeſſen; und erſt als das wirkliche Problem der geſchichtlichen Hyſterie mich viel ſpäter zu feſſeln begann, wurde auch er, mit ſo vielen andern Aſſoziationen, in die Helle des erinnernden Bewußtſeins emporgewirbelt, und ich durfte eine alte Bekanntſchaft als in ſo viel ſympathiſcherer Weiſe erneuert begrüßen.

Als harmloſer Kalauer, der unbekümmert um ſeine Schlagkraft bei paſſender und unpaſſender Gelegenheit einmal die Wörter hiſtoriſch und hyſteriſch verwechſelt, iſt jene Verbindung auch dem Durchſchnitt der Gebildeten vertraut. Aber auch von dem ernſthaften Problem haben die meiſten einen Zipfel erfaßt; denn nicht gerade zwar der Begriff der hiſtoriſchen Hyſterie, wohl aber ein Haufen von Tatſächlichem, den dieſer Name deckt, iſt faſt allen Menſchen mit Vergangenheits-Reminiszenzen geläufig. (Und welcher voll oder halb Gebildete in Deutſchland wäre nicht ein Menſch mit Vergangenheits-Reminiszenzen!) Daß es Zeiten gegeben hat, in denen Scharen von Menſchen närriſch wurden, wie gepackt von einer geiſtigen Epidemie; daß dieſe Zeitläufte im Gedenkbuch gerade der chriſtlichen Kirchen einige dunkle Blätter füllen; und daß die moderne Wiſſenſchaft jene ſonderbaren Phänomene als Erſcheinungsweiſe hyſteriſcher Geiſtesverrückung

aufgedeckt hat: dieses gehört zum eisernen Bestand der Bildung. Auch spielt es in der Abwehr bald spiritistischer Zumutungen, bald katholischer Machtansprüche eine gewisse aktuelle Rolle, und der gebildete Philister am wenigsten würde in der panoptischen Phantasie, die er sich gelegentlich von dem „finstern Mittelalter" vorgaukelt, das Inventar der Völkerhysterie missen wollen. Denn er kultiviert solche Phantasien ja nur, um den Triumph zu genießen, wie herrlich weit wirs heute über so erschreckliche Geschehnisse hinausgebracht haben; er genießt mit Behagen die Gewißheit, daß keine hysterische Epidemie ihn heimsuchen wird, obwohl doch wiederum der Stolz ihn bläht, ins „nervöse" Zeitalter hineingeboren zu sein.

In diesem Mischmasch aber von Gewußtem, Geglaubtem und Gefühltem, Gelesenem, Gehörtem und Gemeintem — stecken die Keime höchst bedeutsamer Einsichten. Eben ein wenig lächerlich, ein wenig karikatural, wie alles Embryonenhafte; aber doch die Keime. Es ist immer die alte Weisheit: das Geld liegt auf der Straße, man brauchts nur aufzuheben — die neuen Gedanken stecken in dem vielen alten Gerede, das tagtäglich vollführt wird, man muß sie nur herausholen. In jenem Chaos bildungsphiliströser Gewißheiten ist eigentlich alles enthalten, was wir heute über die geschichtliche Hysterie sagen können. Gerade nicht bloß und vielleicht sogar am wenigsten die Phänomenologie, viel reicher die Ätiologie der geschichtlichen Hysterie. Mit Recht setzt unser Gebildeter jene hysterischen Epidemien dem Mittelalter, mit Recht insbesondere der mittelalterlichen Kirche aufs Konto; mit Recht fühlt er sich gewiß, heute über solche Möglichkeiten hinaus zu sein; mit Recht empfindet er sein „nervöses" Zeitalter als einen Gegensatz zu jenen hysterischen Jahrhunderten; und mit Recht knurrt er in einer wenig belauschten Stunde und Ecke, daß heute allenfalls Frauenzimmer noch von so trostlosen Verkehrtheiten befallen werden könnten. Es bleibt noch manches einzelne nachzutragen — doch im Wesen ist die Problematik der historischen Hysterie hierin gegeben, ja erschöpft, ist der Fragebogen, den der Fachmann für seine Arbeit benötigt, hier fix und fertig aufgezeichnet. Der Fachmann braucht, wenn er vom Gebildeten sich verabschiedet hat, nur an die Arbeit zu gehen ...

Er hats getan, nehmen wir an. Und wenn er zum ersten Male sich Ruhe gönnt — nach der Untermalung, (um einer andern Betätigung dies Gleichnis zu entlehnen), die Kohlenskizze schenkte der Gebildete — dann wird etwa folgendes ihm sich präsentieren:

Massenhysterie wurde dort möglich, wo in den Massen ein Seelenzustand lebte, den wir als einen die hysterische Verrückung besonders leicht zulassenden, ja sie oftmals geradezu vorbereitenden kennen, und wo weiter die notwendigen Anstöße zur Hysterisierung dieses Seelenzustandes sich häufig und kräftig genug einstellten. Beides hat sich in einer Phase geschichtlicher Entwicklung zusammengefunden, und diese Phase ist in der deutschen Kultur das späte und zusammenbrechende Mittelalter. Massenhysterie ist heute nur noch möglich in Menschengruppen, die jene selben Bedingungen noch immer — oder wieder einmal — annähernd erfüllen; und das ist heute (von Spätlingen mittelalterlichen Lebens abgesehen) bei Kindern,

bei Weibern und innerhalb der Arbeiterklasse. Die heute kulturtragende Menschenschaft, das männliche Bürgertum, ist gegen Massenhysterie desto sicherer gefeit, als sie mittlerweile in einen Seelenzustand eintrat, dessen pathologische Verrückungen eine von der Hysterisierung weit abliegende und stets divergierende Linie einhalten. Das heißt: Massenhysterie ist eine geschichtliche Form der Hysterisierung.

Und nun wären die einzelnen Farben aufzutragen.

Sich erst einmal zu verständigen, was überhaupt Hysterie sei, ist aus zwei Gründen nützlich. Zum ersten: Die Begriffe der Fachleute gehen auseinander, jeder versteift sich auf seine Definition des Hysterischen, und einer muß schließlich am andern vorbeireden — eine der peinlichsten und langweiligsten Einklemmungen wissenschaftlicher Bemühungen. Dann aber: wieviele Gebildete verbinden denn mit dem Wort Hysterie eine klare Vorstellung? (von einem Begriff gar nicht erst zu reden!) denn jene instinkthafte Treffsicherheit, von deren Urteil über die Massenhysterie unsere Erwägung ausging, ist für strengere Scheidungen und Entscheidungen doch unzulänglich. Man könnte etwa sagen, der Gebildete fühle sich zur Hysterie in einem bestimmten gegnerischen Verhältnis; soll er aber nun sagen, warum? aus welchen einzelnen Ursachen heraus? so wird er verlegen, und die Hysterie fließt ihm in einen Nebel auseinander. Es ist genau dasselbe, was uns tausendmal im Alltagsleben begegnet, ja was am Ende unser ganzes Alltagsverhalten bestimmt: ein unerklärlicher Takt, ein Urteilen aus dem Triebmäßigen heraus — und sofort in Frage gestellt, wenn Argumentationen gefordert werden. Wers kennt, der weiß, was ich meine, und wers nicht kennt, dem ist auch mit der längsten Erläuterung nicht zu helfen.

Also Hysterie .. Die Feder stockt. Wie oft mag diese Krankheit definiert worden sein! Darauf können wir uns gar nicht erst einlassen. Wir verzichten auf den Begriff und wollen nur eine klare Vorstellung vom Hysterischen haben. In der sind nämlich auch die streitenden Gelehrten eins. An den Rändern, selbstverständlich, kommt auch hier manches ins fließen, was der eine hysterisch nennt, will der nächste zur Neurasthenie gruppiert wissen, und selbst zur Fallsucht finden manche die scharfe Grenze nicht; aber der Kern ist solide, die „klassische Hysterie" in ihrer Erscheinung ist seit der großen Meister Briquet und Charcot Lebensarbeit eine der wirklich gut bekannten Krankheiten, die nun rastloser Kärrnerfleiß immer wieder bis aufs I-Tüpfelchen beschreibt und belegt.

Diese Krankheit kann so leicht sein, daß sie wie eine bizarre Laune erscheint, und kann so schwer sein, daß sie ihr Opfer ins Irrenhaus verbannt. Dennoch ist sie dieselbe. Und zweierlei des gewöhnlichen Lebens zeigt sie ins Ungewöhnliche verändert: das Verhältnis der Gemütsbewegungen zu ihrem Ausdruck, und das Verhältnis des Vorstellens zu dem Vorgestellten.

Unsere Gemütsbewegungen finden einen körperlichen Ausdruck. Wir weinen vor Traurigkeit, erröten vor Scham, erblassen vor Schreck, schwitzen vor Angst — das ist jedem geläufig; aber auch ohne daß wir es wissen, sucht jede leise Gefühls-

regung, jede Schwankung unserer Stimmung sich in physische Erscheinungen umzusetzen: das kaum merkliche Lustgefühl, das mit dem Auftauchen eines roten Kleides über uns kommt, das leise Mißbehagen, das ein schlechter Nachgeschmack erzeugt, beides setzt sich in Änderungen der Pulszahl, des Blutdrucks, der Atmungstiefe um. Zwischen den Gemütsbewegungen und ihrem Ausdruck nun besteht eine leidlich feste Zusammengehörigkeit; sie ist es ja, die unsere Menschenkenntnis und Menschenbeurteilung ermöglicht, uns die Wirkungen von Wort und Tat sehen und aus ihnen für künftige Fälle lernen läßt. Die Individualität macht Unterschiede, der eine etwa ist blaß, wenn er trauert, während des andern Tränen fließen, aber (abgesehen von guter Verstellung und der durchschnittlichen Selbstbeherrschung) lernen wir an den Menschen schon nach kurzer Bekanntschaft meistens ihre Stimmung ziemlich sicher aus ihrer Mimik ablesen. Bei den Hysterischen versagt diese Kunst mehr oder minder. Je länger einer mit ihnen zu tun hat, desto mehr merkt er, daß die gewöhnliche Rechnung nicht stimmt: daß ihr Lächeln nicht Heiterkeit, ihr Weinen nicht Trauer anzeigt; weiter: daß ihr Lachen nicht die Steigerung ihres Lächelns, ihr Weinkrampf nicht der Superlativ ihrer Tränen ist; endlich: daß Dinge an ihnen geschehen, die sonst überhaupt nicht vorkommen, zum Exempel, daß ein Schreck ihre ganze rechte Körperhälfte unempfindlich gegen Schmerz macht, und zwar auf Tage, Wochen, Monde, Jahre hin unempfindlich, und daß es gar nicht einmal ein arger Schreck sein muß, wie er etwa auch das Haar eines Gesunden bleichen möchte. Es scheint alles in ein Chaos durcheinander geworfen. Das normale Verhältnis zwischen den Gemütsbewegungen und ihrem Ausdruck ist gestört.

Das ist die eine Seite der Hysterie, und auf sie entfällt der vielbesprochene „hysterische Charakter". Selbstverständlich, erwägen wir das Gesagte, muß nun ja der Hysterische uns unberechenbar erscheinen; sein Stimmungswechsel unmotiviert; sein Benehmen launisch, bizarr — kalt, wo wir Wärme, ekstatisch, wo wir Gleichgültigkeit erwarten. Komödie muß es uns scheinen; denn wir finden uns nicht darin zurecht, wissen nicht, was hinter dieser Miene und jener Geste sich verbirgt. Und alles dies ist so augenfällig, daß im Wissen vom hysterischen Charakter sich meistens die ganze Kenntnis des Laien von der Hysterie überhaupt erschöpft. Unberechenbar, launisch, falsch, komödiantisch: so etwa steht das Bild der Hysterischen vor der Menschen Auge.

Doch es ist nur die halbe Hysterie, dieser hysterische Charakter. Und die andere Hälfte ist so interessant, ja um so viel interessanter vielleicht, daß manche Kenner der Krankheit der Gefahr nicht entgangen sind, jene erste Hälfte um der zweiten willen ganz aus dem Auge zu verlieren.

Wenn ich an etwas denke, so wird ein Stück davon auch Wirklichkeit — ohne meine Zutun und meine Absicht. Der blasseste Begriff kann nicht durch meine Seele ziehen, es sei denn in Gestalt einer leisen Vorstellung; bei dem einen sind es Gesichtsbilder, beim andern Klangbilder, immer aber ist etwas Greifbares da, desto lebendiger nun, je weniger begrifflich verblaßt das Gedachte ist und je stärker

es der sonstigen Gemütslage entgegensteht. Dem in der Winterkälte Frierenden gießt die Vorstellung einer kalten Dusche eisige Schauer über den Leib; geht doch alle seine Sehnsucht auf Wärme. Wer neben sich einen Ameisenhaufen entdeckt, den juckt sofort diese oder jene Körperstelle. Aber abgeschwächt suchen uns wohl solche Empfindungen auch heim, wenn wir eine Abhandlung über kalte Duschen oder eine Studie übers Leben der Ameisen lesen; wenn also die Vorstellungen von diesen Dingen begrifflich verwässert sind. Und alles dies bewahrt seine Geltung auch für die Vorstellungen von unserm eigenen Tun. Es ist unwiderleglich nachgewiesen, daß der Gedanke an irgend eine Bewegung nicht möglich ist, ohne daß auch ein leiser Impuls zu dieser Bewegung in uns sich regte, und nicht bloß die Bizarrerie des Tischrückens, sondern alles elementare Miterleben fremder Gemütserschütterungen ruht auf diesem Faktum.

Geradenwegs ins Krankhafte gesteigert erscheinen diese Dinge beim Hypochonder. Die Beschäftigung mit einer Erscheinung ruft hier das Erleben der Erscheinung selber hervor, desto rascher und getreuer, je mehr die Erscheinung gefürchtet wird, je stärker ihr also die Gemütsverfassung widerstrebt. Bei der Hysterie nun kommt das nämliche vor. Aber außerdem geht die Steigerung auch noch ungeradenwegs vor sich; besser gesagt, sie überschlägt sich zu Möglichkeiten, die auch für den Hypochonder noch Unmöglichkeiten sind. Zum Exempel: liest der Gesunde, daß jemand durch kaltes Trinken sich ein Magenleiden zugezogen habe, so wird er beim nächsten kalten Trinken vielleicht auch ein leichtes Unbehagen im Magen fühlen; liest dasselbe der Hypochonder, so suchen ihn ein paar Tage lang, unter Erinnerung an vor kurzem geübtes kaltes Trinken, allerlei Magenbeschwerden heim; liest 's aber der Hysterische, so stellt sich vielleicht augenblicklich Erbrechen und Diarrhöe ein, und dem Untersuchenden selbst erscheint der Magen aufgebläht, die Säureabsonderung vermindert, die Verdauung verzögert. Oder: ein Hysterischer sieht, wie ein Mensch auf dem Eise stürzt und sich den Arm bricht; im selben Augenblick, oder in Erinnerung daran stellt sich bei ihm selber eine Lähmung des Armes ein — der Hypochonder würde nur ängstlich und unsicher auf dem Eise werden. Die Sache liegt also, wie damit deutlich geworden sein mag, so, daß die hypochondrischen Erscheinungen bei aller Übertriebenheit dem Gesunden noch immer verstehbar sind, die hysterischen sich aber seinem Nachfühlen entziehen. Die Kraft der Vorstellungen, sich körperlich zu verwirklichen, ist bei der Hysterie über alles mögliche Verständnis der Nicht-Hysterischen hinaus entwickelt. Ein modisches, leider recht mißbrauchtes Fremdwort nennt diese Kraft Suggestibilität; und so bezeichnet die Forschung den Hysterischen als krankhaft suggestibel — oder, wenn nicht so sehr äußere Eindrücke, als Erinnerungen und Phantasien sich ihm verwirklichen, als krankhaft autosuggestibel.

Wie der hysterische Charakter seinen Träger zum Rätsel, so macht die hysterische Suggestibilität ihr Opfer zum Wunder. Ob die beiden Wesensseiten zusammenhängen? Von vornherein ist das wahrscheinlich. Denn alles in der Seele steht in Beziehung. Aber wie sie zusammenhängen? Ob sie aus einer letzten gemein-

samen Wurzel entsprossen? Ob der hysterische Charakter die hysterische Suggestibilität macht, oder ob sie ihn? Viele haben sich darüber den Kopf zerbrochen (auch ich). Bei allen ist nichts herausgekommen, als Hypothese (auch bei mir). Das nennt man die Theorie der Hysterie. Sie lasse uns hier in Frieden! Mit den Tatsachen der Hysterie wollen wir uns bescheiden. Mag es auch ein demütigender Gedanke sein, daß uns, den Kausalitätsgeschöpfen, diese Krankheit noch immer Rätsel und Wunder ist „wie am ersten Tag": auch Rätsel und Wunder lassen uns nur eine Hoffnung auf Lösung und Erklärung, wenn vor allem ihr Tatbestand festgestellt ist. Lasciate ogni speranza — solange die Legende noch diesen Tatbestand verschleiert und das Ungelöste zum Unlösbaren verzerrt.

Zum Tatbestand der Hysterie aber, und nicht zu ihrer Hypothetik, gehört noch eines: ihre Statistik. Wann und wo kam und kommt vorzüglich Hysterie vor? Darauf hat die Erfahrung heute eine klare und runde Antwort. Hysterie ist häufiger bei Weibern als bei Männern, und war es, scheints immer. Hysterie ist heute häufiger in den unteren als in den oberen Volksschichten, und ist (auch bei Männern) am allerhäufigsten in der proletarischen Klasse. Hysterie ist die häufigste Seelenstörung, die das Kindesalter heimsucht. Hysterie ist als Massenkrankheit im späten Mittelalter aufgetreten. An diesen vier Sätzen ist nicht zu rütteln. Zusammengefaßt wäre ihr Ergebnis: das Weib, das Kind, das Volk, das Mittelalter — auf diesen Böden gedieh und gedeiht am ehesten Hysterie.

Ohne diese Feststellung ließe sich nicht über historische Hysterie reden. Wagen wirs aber jetzt, so sind wir gewiß, nicht mehr auf den Sand der Theorie, sondern auf den Felsen der Tatsachen zu bauen.

Der Gründe, die uns gerade das deutsche Mittelalter zum Studium einer vergangenen Massenhysterie empfehlen, sind etliche. Denn Massenhysterie ist ja nicht etwa bloß um diese Zeit und in diesen Landen aufgetreten. Die Geschichte weiß aus Orient und Okzident, aus Nord und Süd, und aus verschiedenen Jahrtausenden Bewegungen zu melden, die hysterischer Natur gewesen zu sein scheinen — vorzüglich religiöse Bewegungen. Aber ganz abgesehen davon, daß uns sogar die Verirrungen deutscher Menschenseelen noch am meisten fesseln, so sind sie auch unserm nachfühlenden und deutenden Verständnis am ehesten erschließbar. Das bewirkt einmal die Sprache, in der sie uns überliefert sind. Das bewirkt ferner die Kontinuität und die mit ihr gewahrte innere Einheit der Sitte. So weit nämlich immer unsere Gepflogenheiten mannigfachster Art sich von denen unserer Urväter entfernt haben — sie sind aus ihnen hervorgewachsen; und der deutsche Bürger, wie er vor einem halben Jahrtausend war, ist uns doch noch begreiflicher, als etwa der türkische Gentleman von heute. Das aber ist für die Möglichkeit, Pathologisches auszudeuten, besonders von Gewicht; nämlich, sofern seelisch Pathologisches in Frage steht. Die Syphilis und die Cholera waren vor dreitausend Jahren und sind unterm antipodischen Meridian nicht anders, denn jetzt und hier. Aber seelisch Abnormes grenzt so dicht ans seelisch bloß Ungewöhnliche, ist so gar

nicht zuverlässig davon zu trennen, daß es besonderer Sorgfalt bedarf, um die beiden Zustände nicht ganz wirr einen in den andern fließen zu lassen, und nach modischer Feuilleton-Unsitte, krank zu schimpfen, was nicht dem trivialen Gewöhntsein sogleich geläufig erscheint. Für alles, was zeitlich und örtlich nicht nachbarlich ist und gleichzeitig krank scheint, ist danach mühsame kulturhistorische und ethnologische Vorarbeit zu leisten. Sonst läuft einer Gefahr, sich umständlich um eine Diagnose und Pathogenese zu bemühen, wo vielleicht höchst selbstverständliche, nur eben ihm, dem Mann von hier und heute, fremdartige Erscheinungen vorliegen. Es fällt, zum Exempel, in dieses Kapitel, wenn ein Gelehrter, den das Pathologische bei Jesus fesselte, des Nazareners Wandertrieb ohne Umstände als epileptisches Zeichen anspricht. Arme Orientalen! Wieviele Krankheiten müßtet ihr auf solche Weise durch euer Leben schleppen!

Es ist also, mit einem in Brauch gekommenen Ausdruck der Psychologen gesagt, die Möglichkeit der Einfühlung in die Seele des mittelalterlichen Deutschen, die uns dessen Hysterie als Paradigma aller historischen Hysterie empfiehlt. Alle andern, vielleicht auch hysterischen Bewegungen sind weiter von uns entfernt: zeitlich oder völkisch. Wird sich auch ihnen dereinst die Forschung nähern, so wird sie es nur tun dürfen, nachdem sie die Hysterie des deutschen Mittelalters zureichend geklärt hat.

Wie kann man sich nun im Mittelalter die Heimsuchung Hunderter und Tausender von hysterischer Seelenstörung erfolgt denken? Die Hysterie hat keinen Spaltpilz, auf den sich die Schuld abwälzen ließe. Würden viele auf einmal hysterisch, so ist nur dies möglich: entweder eine und dieselbe Gemütserschütterung brach über sie herein; oder einer, vielleicht ein paar verfielen in Hysterie, weil sie dazu veranlagt waren, und die übrigen fühlten sich gedrängt, die Erscheinungen, die sie an jenen sahen, an sich zu produzieren. Die Wirklichkeit nun umspannt beide Möglichkeiten. Dieser und jener Hysterische war da, und unterm Drucke gewisser Gemütserregungen kamen die andern in einen Zustand, der dem hysterischen ähnelte und sich zum echt hysterischen fortbildete.

In Parenthese bliebe nur eine Meinung abzutun, die manchmal irgendwo aufgetaucht ist: die nämlich, als habe die mittelalterliche Menschheit einen Degenerationszustand durchgemacht, bei dem in einem bestimmten Augenblicke massenhaft Hysterie auftrat, wie etwa (nach derselben Hypothese) die Degeneration der modernen Westeuropäer massenweise Neurasthenie erzeugt. Irgend ein Beweis dafür steht aus. Überdem aber ist diese Erklärung gar keine Erklärung. Denn wenn einmal Degeneration eintritt, die genau zur Hysterie, und ein andermal solche, die genau zur Neurasthenie führt, so heißt das einfacher: es tritt Hysterie, es tritt Neurasthenie ein — wieso, wissen wir nicht. So klug waren wir aber vorher auch....

Wenn es in Wahrheit so stand, daß die Hysterie Weniger die Vielen ansteckte, so ist nun hiefür noch immer eine Ursache zu suchen. Denn ein paar Hysterische leben ja auch heute überall. Und Gemütsaufregungen der Vielen gibt es ja auch heute überall. Entweder also mußten es ganz bestimmte Gemütserschütterungen

sein, wie sie nur gerade damals geschahen, oder die Seele der Vielen mußte ganz besonders leicht zur hysterischen Störung umkippen. Das Entweder-Oder fällt aber größtenteils zusammen. Es ist eben der nämliche Seelenzustand, der zur hysterischen Veränderung neigt und der sich gewissen Gemütserregungen besonders widerstandslos hingibt. Es sind also damals nicht Dinge geschehen, so aufregend, wie nie wieder; es ist nicht etwa die Stärke der Zumutungen und Gemüt, die als schuldig angesprochen werden muß, sondern: es ist die Art; und diese Art war vom Gemüt selber mitbedingt, das Gemüt war damals so, daß es sich durch Zumutungen sehr stark erschüttern ließ, die (seien sie noch viel kräftiger) an unserm Gemüt wirkungslos abprallen möchten. Es ist der Circulus vitiosus ewiger Wiederkehr: die Seele quälte sich, weil sie in einem dem hysterischen verwandten Zustande lebte; und weil sie sich quälte, wurde ihr Zustand dem hysterischen immer ähnlicher. Was das erste davon war, ist gar nicht zu sagen, beides kam aus einer Wurzel.

Versucht man, dieser Wurzel genauer nachzugraben, so gerät man in die Tiefen des mittelalterlichen Seelenzustandes überhaupt. Mag die Skepsis gegen manche psychologischen Formulierungen der vergleichenden Geschichtsforschung sich noch so ablehnend verhalten, daran ändert sich nichts, daß der Durchschnittsmensch des Mittelalters grundsätzlich anders fühlte, erinnerte, dachte, Entschließungen reifen ließ, als der Durchschnittsmensch von heute. Das markiert sich am deutlichsten am Städter, am Bürger. Die mittelalterliche Art des psychischen Lebens ist im Vergleich zu der unsren phantastisch, die unsere im Vergleich zu jener abstrakt. Die Ordnung und Verknüpfung der seelischen Erlebnisse, Eindrücke wie Erinnerungen, vollzog sich damals wesentlich nach dem unmittelbar sinnlichen Wert der Vorstellung. Selbst das beste wissenschaftliche Denken des Mittelalters ist an diese Schranke gebunden und bleibt darum in Analogien, das ist eben in der Gruppierung nach äußerlichen Gleichheiten, stecken. Auch die Gemütswerte sind einfach; sie entfalten sich ohne Umwege aus der unmittelbaren Lebendigkeit der Vorstellungsinhalte. Aus dieser Sachlage heraus ist unser Mittelalter die großartigste Zeit religiöser und künstlerischer Entwicklung, die wir kennen, und zwar eben beider Hand in Hand. In der Entwicklung der Kirche hat das Mittelalter dem etwas abstrakten pharisäisch-hellenistischen Mischmasch des paulinischen Christentums Fleisch und Blut von strotzender Fülle gegeben, und mittelalterliche Kunst, die ursprünglichste, die deutscher Geist besessen hat, war ein Zweig dieser kirchlichen Entwicklung. Behält man für die Art seelischer Erfassung und Verarbeitung, die sich an den sinnlichen Wert der Einzelvorstellung hält, den Namen der Phantasie bei (im Gegensatz zu dem begrifflich zerlegenden, Zerlegtes vergleichenden und so Verglichenes verknüpfenden Verstande), so ist der Kern mittelalterlichen Seelenlebens seine Phantasiehaftigkeit. Wiederum spiegelt sich dies am klarsten in der Geschichte der Kirche, die von Jahrhundert zu Jahrhundert der Phantasie reichere Nahrung geboten hat.

Auf die Gemeinschaft angewendet, bedeutet nun dieses phantasiehafte Erleben

eine große Einfachheit der innerlichen Beziehungen von Menſch zu Menſch. Nach der Seite des Intellektes, wie nach der des Willens hin. Die vielbeſprochene mittelalterliche „Gebundenheit" iſt ja ein Ergebnis der damaligen Bindungsfähigkeit, und ſie ergibt ſich wiederum aus den beiden ſeeliſchen Beſchaffenheiten der Leichtgläubigkeit und der Lenkſamkeit, welche die notwendigen Darſtellungen der Phantaſiehaftigkeit im ſozialen Daſein ſind. Berichte, Lehren, Mitteilungen werden deſto widerſtandsloſer übernommen, je ſtärker ihre ſinnliche Gewalt iſt — worin für uns das Paradoxe liegt, daß das (für uns nämlich) Unglaublichſte eigentlich am leichteſten Glauben fand; das Mittelalter iſt die lebendige Verwirklichung des Credo quia absurdum. Befehle, Vorſchriften, Zumutungen haben deſtomehr auf Befolgung zu rechnen, mit je ſtärkerer ſinnlicher Kraft ſie auftreten. Mit dem modiſchen Wort bezeichnet, iſt die mittelalterliche Seele (von uns geſehen) im höchſten Maße ſuggeſtibel, d. h. der Einbildung wie der Eingebung zugänglich. Zu deutſch: ſie iſt im rein Geiſtigen wie im Handeln und Verhalten in höchſtem Grade lenkſam. Das Dokument dafür iſt die Geſchichte der Kirche.

Das aber ſind die Züge, die auf der andern Seite das Bild der Hyſterie zeichnen. Ohne etwa von vornherein hyſteriſch zu ſein, ſtand die mittelalterliche Pſyche, wenn man ſie einmal auf ihre Verwandtſchaft mit geiſtigen Abnormzuſtänden hin anſieht, der hyſteriſchen Veränderung zweifellos am allernächſten.

Die Entwicklung des Mittelalters ſteigerte die Annäherung beſtändig. Die Reize auf die Phantaſie wurden vermehrt. Teils durchs Leben, indem die Städte wuchſen und ſich verſchönten, die ſoziale Gliederung ſich komplizierte, Erzeugniſſe fremder Länder ihren Einzug hielten. Teils durch die Kirche, indem ſie einfach im Strome der Steigerung ihrer ſinnlichen Eindrucksfähigkeit trieb. Zwiſchen beiden Momenten aber ſpinnt ſich, abgeſehen von der geſonderten Wirkung jedes einzelnen, mit der Zeit eine bedeutſame Wechſelwirkung an.

Nämlich: mit der Erweiterung und dem Bunterwerden des Lebenskreiſes wird der dem Religiöſen vorbehaltene Raum der Seele notwendig kleiner. Beſſer geſagt, erſt jetzt wird das Religiöſe, das vorher alles Leben durchdrang, mehr und mehr auf eine Provinz zurückgedrängt. Es fängt leiſe an, aus dem Leben neben das Leben zu treten. Gerade die Äußerlichkeit des Kultus und der Heiligungsmittel leiſtet dieſer Tendenz wiederum Vorſchub. Gleichzeitig lockert die ſoziale Entwicklung frühere Bande. Damit wird ein Doppeltes bewirkt. Einmal lockert ſich das Gefühl für das Wohltätige des Gebundenſeins, für Gebundenheitspflichten, und das wirft ſeinen Schatten unvermeidlich auch aufs Verhältnis zur Kirche. Dann aber kommen immer wieder Stunden, in denen die Gebundenheit, die ja doch auch Anlehnung, Stützung war, vermißt und aufs neue geſucht, jedenfalls erſehnt wird — romantiſche Stunden, wenn ich es mit einiger Übertreibung einmal ſo nennen darf. Solche Stunden bringen allemal auch die Angſt mit ſich, dereinſt frivol die Bande gelockert, vernachläſſigt zu haben. Draußen lockt und droht abwechſelnd die Kirche. Mit immer kräftigeren Mitteln: mit immer bunterem Prunk, den ſie für die Gläubigen, mit immer ſchrecklicheren Qualen, die ſie für

die Abtrünnigen bereit hält. Heute wurde Lockung und Drohung vielleicht überhört, morgen tauchen beide in einer schwachen Stunde mit leuchtenden, schreienden Farben vor der Erinnerung auf. Aber die Seele ist unsicher. Sie wehrt sich verzweifelt gegen die Zumutungen, über die sie im Innersten hinausstrebt, und ist doch noch zum guten Teil in ihrem Banne. Bessere Chancen, als solche Kämpfe sie bieten, gibt es für die hysterische Symptombildung überhaupt kaum. Um es jetzt in eine psychologische Antithese zu fassen: das Gleichgewicht des Gemüts ist erschüttert, die geschlossene Einheitlichkeit des Stimmungslebens zerfetzt, zernagt — darin ist das Mittelalter überwunden; aber die phantasiehafte Erfassung und Verarbeitung des Erlebten dauert noch an, ja sie ist von tausendfach mehr Eindrücken und Erinnerungen bestürmt — darin lebt das Mittelalter noch weiter. In diesem gewaltigen Riß, der durch die Seele geht; in diesem Widereinander des triebmäßigen und des auffassenden Lebens; in diesem Hinaussein des Gefühls, der Persönlichkeitsbedürfnisse, über den Intellekt, die Persönlichkeitsmöglichkeit jener Zeit: da liegt die historische Hysterie beschlossen. Das Zeitalter des allgemeinen innern kirchlichen Abfalls (nur Zufälle und Gewalt und dann die Umkehr der Kirche haben ja verhindert, daß der Abfall nicht auch äußerlich allgemein ward) ist zugleich das klassische Zeitalter der hysterischen Pandemien geworden.

Wie schließlich? darüber sind noch ein paar Worte zu sagen. Nicht darüber, wie die beiden Seiten hysterischen Wesens, die wir früher abschilderten, nun auf dem Wege religiöser Selbstzerquälung im einzelnen geworden sein mögen. Darauf zu antworten, ist uns nicht gegeben. Es wurde ja schon ausgesprochen: die Zusammenhänge der Hysterie sind uns noch immer Rätsel und Wunder. Und alle Klärungsarbeit, wie diese hier, muß sich bescheiden, das Möglich-Werden hysterischer Veränderung faßlich zu machen; nicht ihre Wirklichkeit einzeln aufzudecken. Aber unser Wie? birgt noch einen andern Sinn. Nämlich: Wie fanden sich die geborenen Hysterischen mit den an die Hysterie Herangequälten zusammen? Und wie fanden sie sich in der einigen religiösen Ekstase zusammen, die doch alle jene Massenbewegungen färbte? Das ist nicht ohne weiteres begreiflich. Denn wenn bei den hysterisch Gewordenen eben das Religiöse Hauptmittel ihrer krankhaften Alterierung gewesen war — wie gerieten nun die ursprünglich Hysterischen an die selbe Sache? Zumal, wenn (wie ich früher andeutete) sie die führenden Mächte in der Massenerregung waren?

Die Antwort ist einfach. Gleich allen Geistesstörungen betätigt sich auch die Hysterie an den hauptsächlichen Lebensinhalten. Wie dem der Melancholie verfallenen Manne seine Berufssorgen sich wahnhaft vergrößern, wie die von manischer Erregung heimgesuchte alte Jungfer ganz in ihrer vordem verhaltenen erotischen Begierde aufzugehen scheint, so formt auch die Hysterie ihre Einbildungen aus dem von der Umwelt dargebotenen Stoff. Auch in ihr erscheint gesteigert und verzerrt, was die Seele schon in gesunden Tagen vorwiegend beschäftigte. Weist diese Erfahrung, auf das Mittelalter angewandt, allein schon dem Religiösen einen hervorragenden Platz im hysterischen Wahn an, so kommt steigernd hinzu,

daß eben die Religion damals den Stoff für die Nährung einer erregten Phantasie am bereitwilligsten und am ausgiebigsten bot. Treibt die Hysterie ihre Opfer dazu, in zwei Welten, und mit Vorliebe wiederum in der phantastischen von beiden zu leben, so bot die Religion die Gelegenheit, ja den Ansporn zur Versenkung in eine andere, unwirkliche Welt ja aus sich heraus dar. Auch die geborene, oder wie immer sonst entstandene Hysterie also drängte ihr Wesen unvermeidlich in die Richtung auf religiöse Ekstase hinein.

So kamen die eigentlich Hysterischen mit ebenso gutem Grunde zur Religion, wie aus der Religion die bloß Hysterisierten: in der Mitte mußten sie sich finden. Das Ergebnis war die hysterische Massenerregung. So allein kann sie begreiflich werden. Wer da meinte, die Hunderte ekstatisch Gewordenen seien allesamt von Ursprung an Hysterische, Opfer der grande hystérie, gewesen, der stände vor einem monströsen Rätsel. Wer aber sieht, daß es damals vielleicht gerade nur soviel ursprünglich Hysterische gegeben hat wie überall und immer noch, und daß die anderen sich an diese wenigen hängten, weil sie in einer der hysterischen Störung ähnlichen Weise durch die Zeit krankhaft alteriert wurden und mit den Hysterischen das Wesentliche ihrer Zeit, die religiöse Phantastik, gemein hatten: dem entwirren sich die Fäden, die hier zu einem besonders reizvollen Knäuel geschichtlicher Erscheinungsbildung verschürzt sind.

Ein besonderer Zug jener Bewegungen ist freilich aller zeitlichen Verursachung entrückt und in den ewigen, ehernen, großen Gesetzen der biologischen Entwicklung verankert. Ich meine die Tatsache, daß Weiber und Kinder den größten Teil der Massenhysterie versorgt haben. In der weiblichen wie in der kindlichen Seele ist etwas Letztes, das aller Geschichte trotzt und alle Wandlung im Laufe der Zeiten nur als einen gewandelten Schleier erkennen läßt. Das ist eben jene selbe Phantasiehaftigkeit und Begriffsfeindschaft, die wir vordem auch als Kennzeichen des mittelalterlichen Seelenzustandes angesprochen haben; und als einen günstigen Boden für hysterische Symptombildung. Es ist weiterhin die Labilität des Nervensystems, rein physisch genommen, die jeder Erregung rascher und ausgiebiger Bahnen zur Ausbreitung und Entladung eröffnet. Und es ist, beim Weibe wenigstens, aber auch beim reifenden Kinde, die Neigung, gewisse Erlebnisse, (wie die Erlebnisse der erotischen Sphäre!) zu verdrängen, zu umschleiern, und damit Unordnung ins seelische Gewebe zu bringen. Diese Eigenschaften bringen es mit sich, daß noch heute bei Weib und Kind überhaupt nervöse Störungen leicht in die Richtung der hysterischen Erscheinungen geleitet werden, fragmentarische Hysterie die weitaus häufigste Seelenveränderung ins Krankhafte bei beiden ist.

Nun kommt mir wohl einer, der aufgepaßt hat, mit der Logik und wendet ein: gut; es stimme, was du sagst; dann ist begreiflich, wieso heute die Hysterie überwiegend Weiber und Kinder heimsucht; destoweniger aber begreiflich, woher der nämliche Überschuß im Mittelalter stammen soll; denn wenn damals alle so ähnlich waren, wie Weiber und Kinder es immer sind, so hätte sich gerade damals

die Hysterie gleichmäßiger auf alle verteilen müssen. Sehr richtig, antworte ich. Und es ist wohl außer Zweifel, daß mehr Männer als heute im späten Mittelalter von der Hysterie ergriffen wurden. Wenn dennoch der Weiber- und Kinderüberschuß ebenso außer Frage steht, so muß man an folgendes denken. Erstens, daß es auch in jener Zeit eben nur einer von den oben aufgezählten Wesenszügen war, den die Menschen mit dem Weibe aller Zeiten teilten: nämlich die Lenksamkeit der Phantasie, während Labilität der Nerven und erotische Heimlichkeit dem Weibe vorbehalten waren. Schon darin liegt ein Gewicht, das auch damals die Wage der Hysterie zugunsten von Weib und Kind (oder zuungunsten, wenn man will, da es doch um Krankheit sich handelt) sinken läßt. Ferner sei nicht vergessen, daß die religiöse Phantasiebeschäftigung sich auch damals mehr an die Weiber, als an die eben auch damals schon von anderen wichtigen Dingen beanspruchten Männer wandte — auf diesem Wege aber lag ja, wie wir sahen, die Hauptgefahr der Hysterisierung. Es ist also nur natürlich, daß die mittelalterliche Hysterie, obgleich sie aus der Seele der Zeit emporwuchs, dennoch reichlich von der Seele der Ewigkeit mitgenährt ward. Das Hysterische geht ein gut Stücks Weg mit dem Ewig-Weiblichen und Ewig-Kindlichen zusammen. Darin liegt, über alle zeitliche Besonderheit hinaus, die Vorliebe der Hysterie für Weiber und Kinder begründet.

Dort aber, wo dem Manne sein natürlicher Doppelschutz gegen die Hysterisierung, nämlich die geringere physische Exaltationsfähigkeit und die Ablenkung durch Berufsinteressen, genommen wurde, sehen wir nun auch ihn widerstandslos der Heimsuchung verfallen. Das geschah vorzüglich an Mönchen und Priestern, also im Bereich der weltflüchtigen Askese. Als weltflüchtige streifte die Askese von ihrem Opfer alle nichtreligiösen Interessen gewaltsam ab; als Askese brachte sie es körperlich herunter bis zu einem Ermattungszustand, dem allemal hochgradige Überreiztheit der Nerven gepaart ist.

Dieser Hergang aber ist von grandiosem geschichtlichen Interesse geworden. Denn an ihn anknüpfend hat ein religiöser Genius es versucht, die Hysterisierung durch ihre eigenen Waffen zu überwinden und planmäßig in den Dienst des Glaubens zu stellen. Während die reformatorische Abfallsbewegung die Seele von den letzten Bindungen an andern Seelen losriß, sie der Auseinandersetzung mit ihrem Gott (wie bei Luther) oder der fraglosen Unterwerfung unter Gott (wie bei Calvin) überantwortend, und damit die Massen nun erst mit schrecklicher Gewalt der epidemischen Hysterisierung auslieferte — da stand jener spanische Edelmann Lopez auf, der als Loyola in die Unsterblichkeit und als Ignatius in die Heiligkeit eingegangen ist. In seinen Exerzitien hat er eine, man möchte sagen, eine hysterische Pädagogik geschaffen. Sie sind die Anweisung zur planmäßigen Auseinandersetzung der Seele mit den Möglichkeiten, die sonst im Wirbel auf sie einstürmen: Ordnung der Phantasie und damit, über ihre höchste Anfeuerung hinweg, doch schließlich Zügelung. Ich kann diese Dinge hier nur andeuten; vielleicht daß es mir über Jahr und Tag vergönnt ist, ins einzelne hinein über sie zu reden.

Gewißlich machen sie die eine Seite der fesselnden Perspektive aus, mit der vor dem Blick des Psychopathologen das Mittelalter sich in die Neuzeit verliert — hier in dem mählichen Einmünden der entfesselten Phantasie in die Nüchternheit der Aufklärung, dort mit der Bändigung der Phantasie unter die Normen des alten Glaubens durch die Societas Jesu. Die eine Seite; und vielleicht, an Kulturwerten gemessen, nicht die größere; dem psychopathologischen Interesse aber, das die Betätigung des seelisch Abnormen in Gemeinschaft und Geschichte aufsucht, sicherlich die großartigere.

eh dir, daß du ein Enkel bist!" Nicht allein die Fäden der Entwicklung verknüpfen uns mit dem Mittelalter, sondern dessen Spätlinge treiben noch heute ihr Wesen. Die Kirche des Mittelalters lebt weiter, beherrscht große Massen der sogenannten Kulturmenschheit und spottet aller beflissenen Totsagung. Aber auch die beiden Kirchen, die aus dem Abfall hervorgingen, haben seither kaum einen Schritt vorwärts getan. Luthers Kirche war das erklügelte Werk des Scholastikers Melanchthon; sie ists geblieben; und ist im engsten Kreise verknöchert, während sie die Massen an die religiöse Gleichgültigkeit verlor. Calvins Kirche, die wahre Genielösung des reformatorischen Problems in jenen Tagen ihrer Schöpfung, hockt unverwandt auf dem Prinzip der Gnadenwahl und ist darum vielleicht der Boden für verschrobenes Sektiererwesen und modischen Humbug geworden. Im großen ganzen kümmert dies alles die Menschen nicht viel. Die Macht, die das Christentum vor vier und drei Jahrhunderten über die Gemüter hatte, ist dahin. Die Kirchen sind an der Herrschaft, aber sie herrschen nicht. Man achte doch nur einmal darauf: wagt wirklich einmal ein Priester, seine Schäflein in ihrem praktischen Verhalten zu beeinflussen (was doch seine Pflicht sein sollte), so steht's morgen in allen Zeitungen und eine geharnischte Interpellation wegen Mißbrauch der Kanzel und des Beichtstuhls ist in Aussicht; und wer glaubt wohl, daß von den Tausenden, die auf den Versammlungen des evangelischen Bundes trutzig „Ein feste Burg" singen, auch nur neunhundert jemals paulinisch-lutherische Rechtfertigungssorgen und -seligkeiten durchlebt hätten? Oder: hätten jene Calvinianer, in denen übersinnliche Bedürfnisse noch eine Macht sind, es nötig, Klopfgeister und Astralleiber zu zitieren oder irgend eines Einzelfragleins halber Sekte auf Sekte zu gründen — wenn die calvinische Lösung des Glaubensproblems sie noch bis in alle Falten der Seele hinein erfüllte? Nein. Die Töchter des Mittelalters sind an der Herrschaft, aber sie herrschen nicht.

Darum ist auch die großartige Urgewalt der pathologischen Verzerrungen jenes spätmittelalterlichen Seelenlebens längst erloschen. Sprecht nur das eine Wort „Spiritismus" aus; und ihr spürt die unwiderstehliche Komik jenes seelisch Abnormen, das heute an übersinnliche Bedürfnisse sich klammert oder von ihnen seinen Ausgang nimmt. Neben den Hysterien der das Mittelalter zertrümmernden Jahrhunderte nimmt die Tischrückepidemie sich etwa aus, wie eine Massenerkrankung an Schnupfen neben dem Zug des schwarzen Todes.

Die treueste Kopie des Mittelalters ist die katholische Kirche geblieben. Und doch, auch sie teilt ihre Macht mit der Macht unserer Zeit; und wahrlich nicht halbpart. Wen kümmert diese und jene hysterische Betschwester, die in Zuckungen vor der Mutter Gottes sich windet oder im Betasten einer Reliquie ihre gelähmten Glieder heilt? Sie steckt längst nur noch ihresgleichen an. Einzig dort, wo auch die Zeit, wo (heißt das) Wirtschaft, alltägliches Leben, Verhältnis von Mensch zu Mensch, Genießen noch in mittelalterlicher Beengtheit steckt; in einem jener Winkel des entlegensten Landes, die wir so gerne gottverlassen nennen und die doch gerade, im Gegensatz zu uns Gottverlassenen, noch gottbesitzend sind: dort flackert ab und zu die Gottbesessenheit einmal auf und greift um sich, versengt Mann und Weib und Kind mit der Gewalt ihrer Glut. Aber über des Dörfleins Gemarke reicht auch dieses Feuer kaum noch hinaus. Immerhin, dem Psychopathologen sind diese echten Spätlinge der mittelalterlichen Hysterie wertvoll. Sie stellen sich ihm dar, wie ein Experiment, das die Natur vor seinen Augen vollzieht. Da ist im Kleinen alles, was nicht im Großen war. Und wir stehen davor, wie der Geolog vor seinen Gletschern und Moränen und Findlingsblöcken, die ihn eines der gewaltigsten Stücke Erdgeschichte ahnen und erdeuten lassen. Darum sollte keine Mühe uns zu sauer sein, solche Schauspiele mitanzusehen. Warum entsendet der Staat nicht längst Psychiater dorthin, wo immer eine hysterische Epidemie aufglimmt? Er bezahlt doch die Beobachtung einer Sonnenfinsternis und das Studium tropischer Seuchen; ja sogar das platonische Vergnügen, den Pol zu erreichen. Wird die Erforschung der Menschenseele jemals so hoch in Kurs kommen?

Ich höre eine leise Frage: Und die Societas Jesu? Nun, gerade sie hat das Genie ihres Schöpfers, die Zeit zu begreifen, geerbt. Die Methode der Exerzitien ist längst gegenstandslos geworden. Ein Ordensbrauch, keine geschichtliche Macht mehr. Man muß an die Interessen der Menschen anknüpfen, will man die Menschen haben. Das allein schützt vor sektiererhafter Einschrumpfung. Mag der Irwingianer Apostel von Stadt zu Stadt ziehen, um vor zehn Kranken und neunzig Lachenden die nahe Wiederkunft Christi zu weissagen! Die S. J. sendet ihre Jünger, um von den Wundern Japans zu berichten, oder den Menschen noch einmal zu beweisen, daß abgesehen von einigen Kleinigkeiten Darwin recht hatte ... Aufklärung? Wir vertragen sie. Demokratie? Uns läßt sie kühl. Sozialismus? Wir werden uns damit abzufinden wissen. Impressionistische Kunst? Wir sind bereit, sie gegen alle liberalen Spießer zu verteidigen. Wahrlich, weiter kann von der Möglichkeit, Menschenseelen in der Richtung aufs hysterische hin zu verändern keine Methode entfernt sein.

Der Wind, der noch einmal historische Hysterie ins Land brachte, pfiff ganz wo anders her. Es war gar nicht der schwüle Scirocco religiöser Phantastik, sondern ein eisiger Nordost ... Doch wir wollen uns in kein Bild verlieren. Besser, gleich von den Dingen selber zu reden.

Die Hysterie ist nicht mit dem Mittelalter zu Grabe getragen worden. Mit ihm entschwanden wohl die besonderen zeitlichen Faktoren, die hysterische Massenbewegungen zu inszenieren vermochten. Das Ewig-Weibliche und Ewig-Kindliche als Quelle der Hysterisierung aber ist geblieben, und im einzelnen finden sich immer wieder Erlebnisse, die der Anlage die entscheidende Richtung zur Auswicklung geben. Heute scheint vorzüglich den erotischen Dingen diese Rolle zuzufallen. Begreiflich wiederum, denn sie erfüllen alle jene Anforderungen: die Phantasie zu nähren, die Nerven aufzureiben und zur Heimlichkeit und Verdrängung zu verleiten — aufs vollkommenste. Daher ihnen schon immer eine wesentliche Mitbeteiligung an der Hysterisierung zukam. Wenn sie aber früher die Herrschaft teilen mußten, so sind sie heute, wie einmal das ganze Leben sich gestaltet hat, in unbeschränkter Machtfülle allein übrig geblieben. Und sie sorgen dafür, daß immer noch die Zahl der eigentlich hysterisch Geborenen durch einen reichlichen Nachschub hysterisch Werdender ergänzt bleibt. Aber hier kann selbstverständlich nicht mehr von historischer Hysterie geredet werden, wenn auch ein Körnchen zeitlicher Einflüsse gelegentlich seine fermentierende Rolle spielen mag (z. B. ist bei aller erotischen Heimlichtuerei ja zu einem Stück — zu einem Stück! — unsere gutenteils veraltete Erziehung des Geschlechtlichen im Spiele). Die Macht der geschichtlichen Lebensbedingungen hat uns vielmehr geradenwegs von der Hysterie weggeführt. Die Lebenskultur unseres Volkes, die bürgerliche, ruht auf einem so sehr begrifflich durchwirkten und geordneten Seelenleben, daß krankhafte Verschiebungen hier zu ganz andern Symptombildungen führen mußten — Symptombildungen, in denen auch bei hoher Intensität des Krankhaften doch weder die durchsichtige Zueinandergehörigkeit von Gemütsbewegungen und ihrem Ausdruck gestört, noch die Möglichkeit Seelisches zu realisieren auf ungeradenwegs im dunkeln laufende Kausalketten abgebogen ist. Mit unserem früheren Wort zu reden: Symptombildungen, die weder rätselhaft noch wunderbar scheinen. Wir nennen sie nervöse, oder neurasthenische (zu ihnen zählen die hypochondrischen); und sie sind die eigentliche Zeitpsychose geworden (weil eben gerade die jüngst verflossene Zeit dem deutschen Volke seelisch aufreibende Aufgaben zu lösen gab), damit aber die Kulturschicht unseres Volkes von den Symptombildungen hysterischer Art mehr und mehr entfernend. Als nervöses Geschlecht gerade haben wir die Hysterie geschichtlich überwunden. (Nebenbei, das ist ein historischer Vorgang von wundervollem Reiz; aber mehr als ihn anzudeuten liegt nicht im Rahmen dieser Erwägungen.)

Nur an einer Stelle des Volkslebens ist noch einmal wieder von zeitlichen Mächten bestimmte Hysterisierung, und Massenhysterisierung in natürlicher Folge, zutage getreten. Diese Stelle ist das Proletariat.

Das Erotische scheidet für sie aus. Wie es hier sich abspielt, entbehrt es ja jener Eigenschaften, die es der Hysterisierung dienstbar machen. Da ihm die Wirklichkeit kaum Hemmungen entgegensetzt, braucht es sich nur wenig an die Phantasie zu wenden; da es eben darum seine normale Entladung findet, sobald

es sie sucht, fallen die quälenden Spannungsansammlungen und unnatürlichen Lösungsbemühungen fort; und Heimlichkeit ist zum allerwenigsten hier seine Färbung. Aber diese Deduktion ist überhaupt entbehrlich. Denn die Genesis der Proletarier-Hysterie knüpft an Erlebnisse an, die von aller Erotik weitab liegen. Man hat früher gesagt: an Unfälle. Das ist die Sache von außen gesehen. Von innen gesehen ist es nicht der Unfall, sondern ein mit dem Unfall verbundener Anspruch, der den Ausgangspunkt der Hysterisierung abgibt. Die eigentlichen Unfallsfolgen ölen nur die Räder, so daß der Karren recht schnell ins Laufen kommt.

Wie die Neurasthenie, aber noch vor ihr, war die vielberufene Unfallsneurose in Amerika aufgespürt worden. Weil dort die Natur, nämlich die von menschlicher Technik gebändigte, zuerst das Experiment von Eisenbahnunglücken großen Stils veranstaltete. Manche am Unfall Beteiligten veränderten sich nachher sehr merkwürdig. Ein nervöses Krankheitsbild stellte sich bei ihnen ein. Auch dann, wenn sie physisch ganz unverletzt geblieben waren. Man nannte es Railway-Spine. Sehr bald kam man aber dahinter, daß nicht bloß Eisenbahnunglücke, sondern Unfälle aller Art nachteilig die Psyche zu beeinflussen vermögen. Aber man wußte nicht recht, wohin mit der Störung. Bald ähnelte sie der Hysterie, bald war es eine Neurasthenie, bald schien sie ganz ihre eigenen Wege zu gehen. Und so bürgerte sich der Verlegenheitsname der Unfallsneurose (oder traumatischen Neurose) ein.

Da geschah es, daß einige Zeit nach dem Erlaß des deutschen Unfallversicherungsgesetzes diese Neurose in beängstigender Masse auftauchte. Und zwar deutlich in Verbindung mit diesem Gesetz. Es hat dann noch immer Jahre gedauert, ehe man hinter die kausalen Zusammenhänge kam. Heute sind sie so gut wie sichergestellt. Wir wissen jetzt, daß nach dem Schreck, der Angst, überhaupt der Gemütsbewegung, die einen Unfall begleiten, sich — wie nach jedem ähnlichen Erlebnis — neurasthenische Zustände entwickeln können. Wir wissen weiter, daß bei Menschen, die zur Abnormheit irgendwelcher Art veranlagt sind, der Unfallsschreck diese Anlage in Wirklichkeit umsetzen kann. Das gilt also auch für eine noch schlummernde Hysterie. Jedoch, die Mehrzahl der nach Unfällen entstehenden hysterischen Veränderungen findet weder in einer Anlage, noch in der Stärke des Unfallschrecks ihre zureichende Begründung. Sie knüpft sich vielmehr Schritt für Schritt an die Ansprüche, die der vom Unfall Heimgesuchte geltend machen darf. Die Unfallshysterie ist ihrem Wesen nach Anspruchshysterie — wie man wohl auch gröber und aktueller gesagt hat: Rentenhysterie.

Einfach ist es weiß Gott nicht, den Knäuel von seelischen Geschehnissen zu entwirren, der schließlich, im letzten Durcheinander, als Anspruchshysterie sich darstellt. Wie eines zum andern kommt, wie eines das andere weiterschiebt, ist heute überhaupt noch nicht durchsichtig. Man muß sich bescheiden, die anteiligen Momente einzeln zu erkennen. Diese Momente sind: der Wunsch nach sicherer Existenz, der Anspruch auf Entschädigung, der Mangel an Arbeitsfreude, und zuweilen der

Unfallsschreck. In dieser Ordnung verkörpert sich zugleich ihre „Wertigkeit" für die Hysterisierung.

Die weitaus wichtigste Kombination ist nämlich ohne Zweifel das Zusammentreffen des Wunsches nach sicherer Existenz mit dem Anspruch auf Rente, d. h. eben auf eine solche sichere Existenz. Jener Wunsch legt sich wie eine besondere Atmosphäre über alles proletarische Dasein. Wie begreiflich doch! Krankheit, Invalidität, Alter — für sie ist, wenn auch nur notdürftig, gesorgt; Arbeitslosigkeit bleibt das Schreckgespenst des Lohnarbeiters, namentlich eines, der Weib und Kind — und Kind? ach Gott, womöglich ein Dutzend Kinder! hat. Solch ein Wunsch nun, der zwar nicht immerfort bewußt, aber immerfort wirksam in der Seele herumrumort, lauert förmlich darauf, zum Anspruch zu werden; eben, um nicht ewig „fromm" zu bleiben. Diese Psychologie gilt ja für alle Wünsche, nicht bloß für die proletarischen. Der Unfall besorgt den Schritt: der Wunsch wird Anspruch. Und nun eilen die übrigen Mächte herbei, um die Seele in den Anspruch sich zäh verbeißen zu lassen. Denn wer ließe, welcher Nicht-Proletarier auch einen Anspruch gewordenen Wunsch so leicht wieder los?

Da kommt die Arbeitsunlust. Endlich fängt ja auch die Wirtschaftswissenschaft an, der Arbeitsfreude ihr Interesse zu widmen. Welch eine kolossale Gewalt ruht doch darin, ob einer mit der Seele bei der Arbeit ist, oder der Arbeit feindlich! Und der Anspruch, die Existenz rentnerisch zu sichern, wird zugleich eine Möglichkeit, von ungeliebter Arbeit sich loszumachen und beides zieht an einem Strick. An demselben Strick auch die wirkliche Sorge ums weitere Fortkommen. Wer immer seiner Existenz nicht ganz gewiß ist, den packt oft namenlose Angst vor allem, was die Existenz gefährden möchte. Nun ist der Schlag da — der Unfall; ob nachher alles so gehen wird wie vorher, weiß man nicht. Am Ende kann man die ungeliebte Arbeit gar nicht mehr leisten? Und dann? Also um jeden Preis Reserven — das heißt: Rente.

Dies zusammen schon möchte hinreichen für eine tüchtige Hypochondrie; Hypochondrie mit der Nuance des Anspruchs, der Hartnäckigkeit. War dann beim Unfall noch ein lebhafter seelischer „Schreck", so hilft auch der nun am Strick ziehen. Nämlich: alle Unfallskranken denken nicht gern an die Einzelheiten des Unfalls. Die Erinnerung ist peinlich, ängstigend. Darum wird sie gerne verdrängt. Verdrängung aber ist allemal eine Sache, die das Seelische in Unordnung bringt: nötige Entladungen unterdrückend und gewaltsame Trennungen setzend, damit künstliche Verknüpfungen anbahnend. Verdrängen aber kann überhaupt nur ein neues starkes Erlebnis — ist es nicht da, so wird es gesucht. Man weiß, wie unsinnig sich Leute, um eine Enttäuschung, einen Verlust zu übertäuben, in Arbeiten oder Vorsätze stürzen. Aber das Peinliche ist damit nicht bezwungen. Im Hintergrunde, in den untersten Tiefen der Seele wühlt es weiter. Und sucht sich die vom Willen verweigerte Entladung: erst vielleicht in ängstigenden Träumen, dann in krankhaften Phänomenen. Wir streiften es ja schon bei der Erotik: dieser Hergang ist ein mächtiger Hebel der Hysterisierung. Und der

Proletarier findet leicht die Aufgabe, die ihm Peinliches verdrängen hilft: den Kampf um die Rente.

Dennoch, der Schreck fehlt oft; es gibt also nichts zu verdrängen. Und jene andern Mächte, sagten wir, möchten ausreichen für eine hypochondrische Veränderung. Wir sehen diese Veränderung denn auch wirklich bei vielen Leuten, die nach einem Unfall Ansprüche durchfechten, aber ohne Lohnarbeiter zu sein; und mancherlei hysterische Nuancen darin. Doch selten nur Hysterie. Im Proletariat: vorwiegend Hysterie. Hier muß, kein anderer Ausweg bleibt, noch ein Letztes mittätig sein, etwas, das der Proles als Klasse eigen ist. Ein Zeitliches, ein Geschichtliches, das sie als Kandidat der Hysterie neben Weib und Kind und Mittelalter stellt — wie schon unsere Statistik es lehrte.

Es ist ihr historischer Seelenzustand.

Der Arbeiter ist der primitive Mensch unserer Tage; der „ungebildete", „brutale" Mensch. Nicht, weil er kein Gymnasium absolviert, sich oft betrinkt oder gedankenlos Kinder zeugt; oder schmutzig ist und übel riecht. Sondern nach seiner Art, die Dinge zu erleben, zu verarbeiten, zu erinnern. Alles das ist auf sinnliche Augenblickswerte gestellt. Es entbehrt begrifflicher Durchsäuerung. Wie es ja eigentlich, sieht man das proletarische Dasein an, nicht anders zu erwarten steht. Geht diesem Dasein doch alles ab, was über die dringlichsten Erfordernisse des Augenblicks hinausreichen könnte. Für den Tag sorgen; und da Sorge das proletarische Leben fundiert, so heißt das für den Tag leben überhaupt, für den Tag auch genießen, sich freuen. Weiter: einfach die Sorgen — Sein oder Nichtsein, Zuessenhaben oder hungern, Arbeit oder keine; einfach die Freuden — ein Trunk, ein Tanz, die Begattung, der Schauerroman. Zu weitreichenden Entschlüssen kein Anlaß; und zu ausgreifenden Gedanken weder Anlaß noch — Zeit. Primitiv der Intellekt, brutal der Wille: so vollendet sich das Bild proletarischer Seelenverfassung.

Ganz so kraß mag es auf die geschichtliche Kindheit des Proletariats gemünzt sein; wo stumpf, apathisch, in tierhafter Existenz, mit Lassalles „verfluchter Bedürfnislosigkeit" der Arbeiter in den Tag hinein vegetierte. Zwischen dem und heute nun liegt eine respektable Entwicklung: zu wirtschaftlicher Entlastung, geistigen Interessen und politischer Macht. Aber — diese Entwicklung ist (in Deutschland) in ihren Hauptzügen gewaltsam, verkünstelt, überschraubt. Ihr entspricht keine organische Seelenbereicherung. Und das ist die Frucht des Zusammenwirkens der drei Mächte, die eben jene dreifältige Bewegung getragen haben: soziale Gesetzgebung, Marxismus, allgemeines Wahlrecht.

Das Gewaltigste an wirtschaftlicher Sorgenminderung schenkte dem Arbeiter der Staat — in der sozialen Gesetzgebung. Die politische Macht schenkte wiederum dem Arbeiter der Staat — im allgemeinen Wahlrecht. Schon dieses Doppelgeschenk war dazu angetan, die Proles der Erarbeitung ihrer Zukunft zu entfremden, ihr die Erwartung — erträumende und ertrotzende Erwartung dieser Zukunft nahezulegen. Endgültig in diese Sackgasse hineingetrieben, hat dann die Arbeiter der Marxismus, oder sein politischer Ausdruck, die Sozialdemokratie.

Sie hämmerte ihnen ein, daß, wie Sozialpolitik und Parlamentsmacht, so auch seine letzte Befreiung ihm in den Schoß fallen müsse, ohne daß sie einen Finger zu rühren brauchten: kraft eines Entwicklungsgesetzes. Sie machte ihnen bürgerliche Kultur, zu der sie sich hätten hinaufmühen sollen, verächtlich und stellte ihr die Herrlichkeit des eigenen Glaubens gegenüber. Man erkennt, diese Predigt war auf die primitive Proletarierseele zugeschnitten. Und diesem Zuschnitt verdankt sie ihren ungeheuren Erfolg, der auf Erden nicht seinesgleichen hat; denn die deutsche Arbeiterpartei schlägt jeden Rekord an Ziffer und an Geschlossenheit. Dieser Zuschnitt aber, die Tat eines Genies, ward von kleinen Nachfolgern künstlich festgehalten, ja immer einseitiger entfaltet und droht heute den Arbeiter über lauter Scheinansprüchen und Scheinhoffnungen, um seinen echtesten Anspruch und seine rechtmäßigste Hoffnung, seine innere Entwicklung, zu bringen. Unfähigkeit, zur wirklichen Umwelt ein verständiges Verhältnis zu finden — Fähigkeit hinwieder, sinnlich hochgeschraubte Einbildungen und Eingebungen bar zu nehmen, sich in sie zu verbeißen, sie der Wirklichkeit mit kindischem Trotz entgegenzustellen: das ist der durch jene Dreifaltigkeit geschichtlicher Einwirkungen unnatürlich fortgezüchtete Seelenzustand des Proletariers, gegen den seit mehr als einem Jahrzehnt gewerkschaftliche und genossenschaftliche Arbeit heroisch kämpft, ohne bis heute doch entschiedener Erfolge sich rühmen zu können.

Und dieser Seelenzustand, leichtgläubig im Intellekt, lenksam im Willen (wo immer nämlich sinnlich starke Ziele für Glauben und Lenkung dargeboten werden), läßt uns ja die psychologische Verwandtschaft mit dem mittelalterlichen, dem weiblichen und kindlichen ohne Mühe erkennen. Aus diesem Boden heraus konnte nun nicht bloß, aus ihm heraus mußte die Gesamtheit jener seelischen Mächte, die wir den Kampf um Rente proklamieren sahen, hysterische Veränderung entwickeln. Wenn die suggestible Arbeiterseele sich in den Anspruch auf Rente verbiß, womöglich gar unter der Mithilfe eines nachwirksamen Schrecks: so mußte die krankhafte Alteration, die sie erfuhr, in hysterische Symptombildung ausmünden.

Mehr als die Möglichkeit, in der Färbung der Notwendigkeit, läßt sich auch hier so wenig aufzeigen, wie beim Mittelalter. Auch hier sind die Zusammenhänge im einzelnen Rätsel und Wunder. Wie die Lähmung, die vor Jahrhunderten als vermeintliche Strafe für Sünden erlitten ward, jetzt als vermeintliche Folge von Unfall oder Überarbeit zustande kommt: diese Linien sind unserer Einsicht nach gänzlich verborgen. Wiederum heißt es sich bescheiden, das Möglichwerden hysterischer Alteration im allgemeinsten faßlich zu machen.

Der Parallelismus aber zu den mittelalterlichen Dingen ist überraschend. Dort wie hier ist der verhängnisvoll entscheidende Schritt das Einlenken dessen, der lenken sollte, in die Bahn der Wünsche des lenksamen Gemüts. Die Kirche reichte der phantastisch erhitzten Seele neue Phantasmen zur Beschwichtigung. Die Gesetzgebung reicht der ohnedies in illusionäre Ansprüche vertrotzten Seele gerade in einem Augenblick, da sie aus besonderer Schwäche sich Ansprüchen in die Arme zu werfen

bereit ist, diese Ansprüche. Zugeständnisse an einem Punkte, da alles darauf ankäme, sie vorzuenthalten: auch die Erfahrung am Ewig-Weiblichen und Ewig-Kindlichen lehrt uns, daß dieser Schritt oft auf die schiefe Ebene führt, von der es kaum ein Zurück mehr gibt.

Nur, wird man sagen wollen, Massenhysterie: dazu hat unsere Zeit es doch nicht wieder gebracht. Oder wo wäre das fesselnde Bild einer hysterischen Pandemie im Arbeiterstande? Und doch ist auch dies nur Schein, der trügt. Wir haben Massenhysterie im Proletariat, und nur ihre Geräuschlosigkeit unterscheidet sie von der mittelalterlichen Verwandten. Sonst gilt für sie das nämliche, wie für diese. Auch ihre Massen setzen sich zusammen aus wenigen ursprünglich Hysterischen, und vielen an die Hysterie heran oder auf die Hysterie hin Alterierten. Und was diese alterierte, ist das nämliche, was jene alltäglich am stärksten beschäftigt: die Daseinsgestaltung, wirtschaftlich genommen (wie im Mittelalter die Daseinsgestaltung, religiös genommen). Und ein materieller Faktor bahnt das Nervensystem krankhafter Alterierung: die physische Unterwertigkeit, wie schlechte Ernährung, Alkohol, miserables Wohnen, Abarbeitung, sie setzen — ich möchte sagen, die unfreiwillige Askese (wie im Mittelalter die freiwillige). Und so weist die ursprüngliche Hysterie der wenigen, dank ihrer Ausgestaltung durch die (heute wirtschaftlichen) Lebensnöte, der Hysterisierung der vielen, die von eben diesen Lebensnöten erst ihren Ausgang nimmt, den Weg. Tout comme alors! Gibt's überhaupt einen nennenswerten Unterschied, so ist's die Heimsuchung der Männer im Proletariat. Aber wäre es anders begreiflich? Trotz dem Vorsprung, den das Ewig-Weibliche auch dem Arbeiterweibe auf die Hysterie hin gibt, dieser Hysterisierung von heute fehlen die beiden Mächte, die auch im Mittelalter das Verhältnis noch weiter auf die Weiber hin verschoben: das Religiöse und das Erotische; sie wird dagegen getragen von zwei andern Mächten, die in der Seele des Mannes ihren kräftigsten Wurzelboden haben, dem Wirtschaftlichen und dem Rechtlichen — einst Kampf ums Himmelreich, und nun Kampf um die Rente. Und vielleicht ist das Proletarierweib realiter zu rasch verbraucht (durch ihre Proles eben, wörtlich genommen; ihr Kindergebären), als daß hysterisches Verbrauchtsein-Wollen ihre Seele ernstlich okkupieren könnte.

Freilich, vom „Unfall" allein her hätte die proletarische Hysterie nicht Massenhysterie werden können. Der Unfall war nur historisch das erste, weil pathogen das kräftigste. Er setzte die Dinge in Gang. Doch es gibt nicht nur Ansprüche nach Unfällen. Es gibt Ansprüche nach Krankheit und Verbrauch. Und von ihnen aus entfaltete sich nicht minder Hysterisierung. Unfallshysterie Massenhysterie nennen, wäre absurd; erst indem sie, dem ersten Aufspritzen nach dem Stein im Wasser vergleichbar, um sich die weiter und weiter greifenden Kreise der Rentenhysterisierung zieht, wird sie Ausgang massenhysterischer Entwicklung. Die sich allerdings nicht dem Auge aufdrängt. Die gesucht sein will: in den Aktenregalen der Berufsgenossenschaften und der Versicherungsanstalten sind ihre Dokumente aufgeschichtet, und wachsen in geometrischer Progression.

Und das bezeichnet in der Tat einen grandiosen Gegensatz zwischen einst und heute.

Einst: ekstatische Massen wälzen sich durch Klöster und Dörfer, Glieder zucken, Lippen schäumen, Schreie gellen, Augen rollen, der religiösen paart sich die erotische Verzückung — ein Bild, vielleicht grauenvoll und doch packend und voller Größe; und selber halb fortgerissen, halb erstarrt, zeichnet der Chronist, der Poet, der Maler es für Mit- und Nachwelt auf.

Jetzt: Hysterie, die Verbrauchtheit spielt. Kahle Wände eines Bureaus oder Sprechzimmers, Akten und Federhalter oder Stethoskop und Augenspiegel, und als Objekt apathische Menschen, einsilbig oder klagend, verstockt oder deprimiert; eintöniger Jammer und spürendes Mißtrauen, Anspruch des Armen und Pflicht der Beamteten im Ringen um den Sieg; und jede Phase dieses Ringens registriert von der Feder des Sekretärs.

Einst Schrecken und Grausen, Qual und Verzehrung. — Jetzt Kummer und Überdruß, Mißtrauen und Enttäuschung. Welch ein Wandel in den Gemütsbewegungen! Ihn deutet uns hinreichend Ursache und Ziel der alten und der neuen Hysterie: dort Glaube und seine Qual, hier Wirtschaft und ihre Sorge; dort Kampf um die Seligkeit, hier Kampf um die Notdurft. Nur eben, das Gemüt schreitet übers Begreifen hinweg; es will werten und fragt nach Fortschritt oder Rückgang.

Und der aufklärerische Geist bejaht auch hier den Fortschritt. Die Menschheit wird ihrer pathologischen Ausartungen mächtig und zwingt sie in Rubriken und Tabellen; und regt sich nicht mehr unnötig darüber auf ...

Die romantische Seele aber kehrt sich fröstelnd ab. Ihr ist wohler, wo die Geschichte über Trümmer und Leichen stürmt, als wo sie durch die Amtsstuben von Räten und Rendanten schleicht ...

Wo ist die Wahrheit?

Wer weiß! Vielleicht nirgends im Wünschen und Werten. Oder glaubt einer, daß sie gefunden sei, wenn der Sachverständige, der sehend und urteilend mitten im Instanzenzuge proletarischer Hysterisierung steht, vor Aktenstößen und Krankenjournalen einmal verzweifelt stöhnt: es ist zum Katholisch-werden! ...?

Mao/ Ein Roman von Friedrich Huch

omas war in einem großen, alten Hause geboren, das zurückgezogen und ernst in einer breiten Ecke des Marktes lag, im Mittelpunkte der Stadt. Es hatte weniger Stockwerke und viel höhere Fenster als die anderen Häuser. Hinter dem sonneverbrannten braunen Torbogen lag eine kühle, hohe Flur, deren Decke zwei wuchtige weiße Säulen stützten; eine weite Treppe mit sehr niedrigen Stufen führte empor bis zur ersten Plattform, bis zu dem quadratisch geschnittenen, riesigen weißen Schiebefenster, gegen das die leuchtenden Blätter der Fliederbäume klopften:

Da lag ein weiter Garten mit alten Bäumen und wilden Rasenflächen, und ein langer Hof, überschattet von dem hohen Grün des Gartens, und stumm und alt schaute die lange Fensterreihe einer ungeahnten Seitenfront des Hauses auf ihn nieder. Wo sie endete war ungewiß. Es war auch ungewiß, was auf der anderen Seite des Gartens lag. Thomas wußte es, seitdem er sich einmal durch die dichte hohe Buschmauer bis an den schwärzlichen Lattenzaun hindrängte: Da sah er tief unter sich ein schmales, dunkles Wasser ziehen, dahinter kauerten verbaute kleine Häuser. — In seine Tiefe hinein nahm der Garten endlich jählings ein Ende: Es legte sich eine rauhe, breite, fensterlose Wand davor, an der in großen Abständen auf dicken, schwarzen Holzplatten schwere, eiserne, verrostete Ringe hingen, unbeweglich, ein Jahr wie das andre. Die Wand mußte wohl zu einem Gebäude gehören, denn es lag ein düsteres, schräges Dach darüber, in dessen einziger Luke einmal ein rohes Gesicht erschien, und eine Hand dazu. Dies Erlebnis verschwieg Thomas selbst seiner Mutter. Aber unbeweglich, ein Jahr wie das andre, sah alles wieder herab, und er vergaß sein Mißtrauen. Zuweilen aber, ohne daß er selbst es wußte, kehrte er sich von dieser Mauer ab und schritt dem entgegenliegenden Ende des Gartens zu:

Durch die Stämme hindurch nahte sich die weite Steinhalle zu ebener Erde, mehr und mehr hob sich der grüne Blättervorhang, es erschienen die großen grauen Fensterbogen, die Pilaster wuchsen höher und höher, bis sie in reichem, schwerem Kapitäle unter dem Giebel endeten, und aus seiner düsteren Mitte grüßte das altvertraute, verblaßte Wappenschild herab.

So lag der Garten und auch das Haus versteckt vor aller Welt, denn von dem Markt aus sah man nur den kleinsten Teil von ihm, und nur der hohe, finstre Turm, der jenseits in ungewisser Ferne in den Himmel ragte, der sah alles ganz.

Man sagte auch, daß Geister in diesem Haus umgingen, das einst von einem alten Fürstengeschlecht erbaut war, und auch Thomas wußte davon, obgleich sein Vater sagte, es gäbe keine Geister und nur ungebildete Menschen könnten an sie glauben. Und jene Geister erschienen ihm auch nicht schrecklich, sondern freundlich, er dachte ihrer zuweilen selbst mit einer unbestimmten Sehnsucht. Aber er sprach

zu niemandem davon, besonders nicht zu seiner Schwester, die um zwei Jahre älter war als er. Sie kam ihm ganz erwachsen vor. Ursula hieß sie, — ein Name, den er aussprach wie jeden andern und der doch von ganz besondrem Klange war. Es lag in ihm eine Welt für sich, jene Welt, die nicht Thomas' Welt war, und doch hatte er zugleich eine Kraft von fast schicksalsmäßiger Gewalt, denn sie war die Ältere, die Stärkere, der er sich in ihrem tageshellen Beieinandersein willenlos zu beugen pflegte. Sie liebte das Zusammensein in größerer Gesellschaft, die er mied. Sie hatte viele Freundinnen und er keinen Freund. Doch konnte es geschehen, daß er draußen auf der Straße ein Kind sah, dessen Bild sich mit Heftigkeit in sein Herz eingrub, das er dann kaum wiedersah und so lange nicht vergaß, bis es durch ein andres Bild ersetzt ward. Eine solche halbgesehene Gestalt fand er in der Laube des Gartens wieder, unter der großen Linde, die ihre Zweige in weitem Umkreise zur Erde sandte, oder im Wipfel des weitästigen, vielgestalten Fliederbaumes, in dessen Höhe er sich einen Sitz gezimmert hatte. Auch in seinen Märchenbüchern, die noch aus der Kinderzeit Frau Elisabeths stammten und schon damals alt waren, fand er solche Sehnsucht weckenden Gestalten, und zuweilen mischten sie sich mit denen der Wirklichkeit.

Niemand ahnte etwas von seinen träumerischen Erlebnissen. Wenn einmal ein Strahl von außen in sie hineinzudringen drohte, zog er sich tiefer in sich selbst zurück und wartete, bis die Gefahr vorüberging.

So war es einmal zur Zeit der beginnenden Kirschenreife.

Ursula hatte ein weit beweglicheres Auge als er selbst, kletterte auch besser, und so gelang es ihr zumeist, die spärlichen, in ihrer Entwicklung vorausgeeilten Früchte zu verspeisen noch ehe er sie zu Gesicht bekam; sie machte sich einen Spaß daraus, ihn mit den nassen Kernen zu bewerfen. Frau Elisabeth kam dazu, sah ins Grün hinauf, wo sie sich versteckt hielt und schalt sie. Wie ein großes schönes Mädchen stand sie da im Rasen, mit unbestechlich ehrlichen Augen, die keinen überzeugteren und ehrlicheren Ausdruck hätten zeigen können, wenn es sich um Schuldig oder Nichtschuldig eines Mörders gehandelt hätte. Sie entfernte sich wieder, und nun fiel bald hier, bald da eine vereinzelte Kirsche nieder, die Thomas zu einer spätern Teilung sammeln sollte. Und wie er hinauf zu dem Baume sah, sah er auch hinauf zum Himmel, auf dem die weißen Lämmerwolken zogen, und er wurde immer träumerischer. Der Himmel ward zur Halde, und nun sah er auch den Hirtenknaben. Er schloß die Augen: Blond wie er selbst, aber viel viel schöner. Eine heftige Sehnsucht faßte ihn, das Bedürfnis, irgend etwas für ihn zu tun, etwas, das ihm lieb war, ihm zu opfern. Da machte er in aller Hast ein Loch in die Erde und vergrub alle Kirschen da hinein. Ursula stieg nun vom Baum, und er log stotternd, er habe alle Kirschen allein gegessen. Die Wahrheit entging jedoch ihrem Spürblick nicht, empört erzählte sie alles ihrer Mutter, und Frau Elisabeth konnte es nicht fassen, wie ihr Sohn, dem jede Berechnung so fern lag, plötzlich Züge allerkleinlichster Mißgunst zeigen konnte, deren Ursprung sie vergebens herauszufinden suchte. Denn Thomas schwieg. Er verstummte, noch ehe das erste

halbgedachte Wort heraus war, so wie jemanden die ungewisse Tiefe abhält herabzuspringen. — Grübelnd sah sie in sein Gesicht, das auf sie blickte, als sähe er sie in der Ferne.

Sie fühlte wohl, dies Kind war anders als Ursula, schwerer zu durchschauen, obgleich auch Ursula ihr manches Kopfzerbrechen machte. Aber sie war doch gesprächig und äußerte sich über alles, was in ihren Kreis trat, so daß sie leichter zu behandeln war als Thomas, der über alles schwieg. Und wenn sie ihn einsam, unbeweglich im Grase sitzen sah, eine viertel, eine halbe Stunde lang, wenn sie dann endlich auf ihn zutrat und sein träumerischer stiller Blick durch sie hindurchzugehn schien, dann ward ihr sonderbar zu Sinn.

Ein merkwürdiges Kind! hatte der Justizrat einst gesagt, als er nach der ersten aufgeregten Begrüßung seiner Frau den neugeborenen Thomas betrachtete. Und eine Zeitlang glaubte er, es sei überhaupt blind, da es nicht, so wie früher Ursula, die Augen drehte nach den Gegenständen, die er über seinem Kopfe hin- und herschwang. Und später mißfiel ihm, daß er nicht unaufhörlich schrie, wenn man ihn nicht beschäftigte, sondern daß er meist unbeweglich dalag, die Augen an die Decke geheftet. Da war Ursula anders gewesen! Schon in der Wiege zeigte sie sich wählerisch in ihrem Spielzeug, und dieselben Lieder, oft gehört, taten keine Wirkung, während man für Thomas nur immer dieselben kleinen Töne zu singen brauchte. Und Ursula machte schon vorzeitig und ganz von selber Gehversuche, während es schien, daß Thomas, wenn es nach seinem Wunsch gegangen wäre, niemals seine horizontale Lage verlassen hätte. Die Jahre strichen hin, und nun sagte der Justizrat: Habe ich nicht recht gehabt? Hat sich der Junge entwickelt? Noch immer starrt er an die Decke, mit dem Unterschiede, daß er es nun weiß und sich schämen sollte! Gehen kann er, aber braucht er seine Beine?! Es steckt eine ganz verdammte Verträumtheit in ihm; von uns hat er die nicht! —

Damit meinte er seine eigene Familie, ein rasch emporgekommenes Geschlecht, das sich in Not und Arbeit durch das Leben schlug, und dessen letzte herangereifte Glieder, er und sein Bruder Mathäus, nun zu den angesehensten Männern der Stadt gehörten. Er pflegte zuweilen hinzuweisen auf seinen bescheidenen Stammbaum, scheinbar ihn herabsetzend im Gegensatz zu der Familie seiner Frau, die von jeher angesehen und geachtet war, in Wirklichkeit aber in einem ganz bewußten Stolze, daß er als der Erste seines Stammes vollgewappnet, in dem Gefühl lauterer Unantastbarkeit, in einem Kreise stand, den er sich selbst geschaffen, in dem er bewundert und befehdet ward.

Seine Kinder, die er nicht häufig sah, behandelte er launenhaft und ungleichmäßig. Thomas fühlte dieses, Ursula aber, die niemals Angst vor irgend einem Menschen hatte, kam, ob er lustig oder ernst, nervös oder heiter aussah, unbekümmert auf ihn zu, setzte sich ihm ohne weiteres aufs Knie und verstand es auch zumeist, seine Stimmungen zu verscheuchen, indem sie sie einfach nicht beachtete. Stets wußte sie etwas Neues, und in die größte Heiterkeit konnte sie ihn versetzen, wenn sie ihm das Gesicht und die Sprechweise irgend eines älteren Herrn, etwa

eines Magiſtratsbeamten, vormachte, dem ſie auf der Treppe oder oben in ihres Vaters Arbeitszimmer begegnet war. Sie hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis; es ließ ſie oft Dinge ſagen, von deren Inhalt ſie keine Ahnung hatte, und ſo etwas machte ihn dann ganz glücklich. Er liebte es, ihr fremde Worte vorzuſagen, die ſie gedankenlos und mit größter Unbefangenheit nachſprach. Thomas hörte zuweilen aus einem Winkel zu, und jene Laute klangen in ihm dunkel wieder; ſein Vater erſchien ihm wie ein höheres Weſen, das Geheimniſſe wußte, die andern fremd waren. Mit Abneigung ſah er dann auf ſeine Schweſter Urſula, in deren Mund ihm jene Worte wie entheiligt klangen. Und doch ſprach ſie das alles wieder ſo, als ſeien es ihr längſt vertraute Dinge, und er blickte ſie mit Scheu an. — Wenn ſich dann ſein Vater endlich erhob, ihr auf die Backe klopfte, zu ihm hinüberſah und fragte: Nun Thomas, und du? — dann legte es ſich ſchwer auf ſeine Seele; er fühlte, er müſſe Rechenſchaft ablegen über etwas, und konnte es doch nicht. Und er ſah verlegen auf ſeine Schweſter, die da ſo ſicher und ſelbſtverſtändlich ſtand und ihn mit etwas zurückgeworfenem Kopf betrachtete. Oft kam er ſich ganz verlaſſen vor. Am ſtärkſten war dies Gefühl, wenn er im Garten ſaß und auf die Fenſterbogen, auf das Dach ſah, oder wenn ſein Auge auf dem verblaßten alten Wappenſchilde ruhte. Dann lief er voll unbeſtimmter Unruhe in das Haus hinein, ſtrich durch all die hohen, düſtren Zimmer, und ſeine Angſt ward geringer, zerging und löſte ſich in dämmerige Stille. Seine Schritte wurden langſamer, er ſah ſich um, überdachte die Räume, die er durchwanderte, bis er zu dieſem dunklen, verſteckten Winkel kam, horchte auf die fernen Geräuſche der Außenwelt, und ihm war wohl, daß er hier drinnen war, allein, ohne daß jemand von ihm wußte.

Er müßte zur Schule gehen! ſagte ſein Vater. Aber Frau Eliſabeth wollte ihn die beiden erſten Jahre, die eigentlich nicht mehr ihr allein gehörten, bei ſich behalten. Sie unterrichtete ihn ſelbſt. — Mathäus hat ſeinen Sohn auch ſchon in die Schule gegeben, und der iſt jünger als Thomas! beharrte der Juſtizrat. Aber Frau Eliſabeth entgegnete: Mathäus' Sohn hat ſeine Haare auch jetzt ſchon wie ein Sträfling und trägt einen Männeranzug. Mir iſt mein kragenloſer Thomas lieber.

Dieſer Onkel Mathäus, um einige Jahre älter als ihr Mann, zeigte in ſeinem ganzen Weſen noch die Spuren ſeiner Abſtammung. Er war Kaufmann, ſehr tüchtig in ſeinem Fach, bekleidete mehrere Ehrenämter, war Aufſichtsrat an verſchiedenen Fabriken und hatte ſchon früh eine ſtetig wachſende Familie begründet, nachdem er ein Mädchen aus einer kleinen Beamtenfamilie heiratete, dem er von Anfang an Treue geſchworen hatte. In dieſer Familie galt er als ein höheres Weſen. In des Juſtizrats Haus verkehrte er nicht viel, da er eine Abneigung gegen Frau Eliſabeth empfand, der ſeine ganze Art des Weſens nicht ſympathiſch war. Trafen ſie aber zuſammen, ſo tat er, als habe er ſie erſt geſtern zum letztenmal geſehen. Er hatte eine Art die Hand zu reichen, mit etwas vorgeneigtem Kopf und biedermänniſch treuen, froh-ernſt geſpitzten Lippen, daß es Urſula, die

diesen Onkel ganz besonders liebte, erst nach längerer Übung gelang, ihn einigermaßen naturgetreu nachzuahmen.

Thomas aber war er geradezu entsetzlich. Er fühlte sich in seinem ganzen Sein erschüttert, wenn Onkel Mathäus, mit seinem viereckig geschnittenen Vollbart, mit seinem lauten, nur auf die nüchternste Wirklichkeit gerichteten Wesen nur zu ihm sprach, mochten es auch gleichgültige Dinge sein. Er empfand ihn beinah als Feind, und dies untrügliche Gefühl verstärkte sich.

Eines Tages hörte er, wie er seinem Vater zuredete, sich, so wie er, im Villenviertel anzusiedeln, wobei er durchblicken ließ, daß seines Bruders Mittel es erlauben würden, ein Haus zu kaufen, wie er selbst es im Leben nie besitzen würde. Ja er nannte ihn geradezu einen reichen Mann, der sich hier mitten in der Stadt vergraben habe und mit dem schönen Gelde doch ganz andre Dinge anfangen könne.

Frau Elisabeth waren diese Worte, gesprochen vor den Kindern, nicht sympathisch. Sie schickte sie hinaus, aber Thomas hörte doch noch, wie sein Onkel sagte: Nun, wenn du so an diesem Platze hängst, dann steck den alten riesigen Kasten an und bau ein neues Haus an seiner Stelle. — Ursula drehte sich unter der Türe um und rief: Und all die alten Möbel ebenfalls!

Thomas warf einen schnellen, schutzsuchenden Blick auf seine Mutter; aber sie hörte aufmerksam und höflich zu, als handle es sich um irgend einen gleichgültigen Gegenstand. Ursula, sehr angeregt, lief sogleich zu den Dienstboten und verkündete alles wie etwas Sicheres, Feststehendes. Thomas aber ging langsam in sein Schlafzimmer und blickte hinüber zu den fernen Tür- und Fensterbogen mit den geschweiften Pfeilern, und zu dem Giebel mit dem alten Wappenschilde.

Man kann es gar nicht anzünden! dachte er endlich; es ist viel zu alt. — — Und halb getröstet blickte er auf die Scheiben, in denen die Lichter der Abendsonne funkelten. Sie wurden größer, siedender und rosenrot, und jetzt erkannte er auch die hohen, goldgeschnitzten Spiegel an den Wänden, die zu glühen schienen wie von innrem Feuer. Er sah, wie das Feuer höher und höher fraß, wie es den ganzen Saal ergriff und in die hinteren, dunklen Zimmer drang, worin die Geister hausten. Sie liefen durch die Tür davon, aber das Feuer drang hinter ihnen her; sie fanden die versteckte Pforte, sie eilten die enge Wendeltreppe hinauf bis hoch zum Boden, und das Feuer schlug zu ihren Füßen auf. Aber Geister konnten doch nicht brennen? — — Und doch fühlte er es unerbittlich: Alles verbrannte, alles. Und er selbst, was wurde dann aus ihm? — — Er seufzte tief und sah empor zum finstren Turm, der jenseits des Gartens ferne ragte. Und wie sein Blick endlich zurückkehrte zu den hohen Fenstern, da lagen sie kalt und bleifarben und beinahe drohend. Auch der Garten unten war so still, und auf einem fernen Dach begann ein Ding sich zu bewegen, das unheimlich war. — Er trat zurück vom Fenster in die stille Stube, in der die Dämmerung lag. Dort stand der Schrank, und dort sein Bett, und hoch über ihm hing das alte Bild mit seinem blinden Glase; alles war genau wie er es seit immer kannte, still und versunken nach müdem Tageslicht. — Verloren blickten seine Augen. Da hörte er das Geräusch der kleinen

Pendeluhr. Wie kam es nur, daß er es jetzt erst hörte? Deutlich konnte er die kleine Scheibe herüber- und hinüberfliegen sehen. Er war an ihren Ton gewöhnt, und doch hörte er sie jetzt zum ersten Male wirklich. Und mit Beklemmung lauschte er. Wie sonderbar das war, so mitten in der Stille. — Auf den Zehen trat er näher zu ihr hin, und endlich stand er dicht vor ihr. Unermüdlich flog der Pendel hin und her. Viel lauter klangen die Bewegungen. Sie wurden schneller und immer schneller, und schließlich war es so, als ob irgend etwas Schreckliches, das sich schon lange näherte, im nächsten Augenblick auf ihn hereinbrach.

Voll Angst lief er hinaus. — Die Uhr wollte mir etwas tun! flüsterte er leidenschaftlich und barg den Kopf im Schoße seiner Mutter.

Lange Zeit ging Thomas in heimlicher Bedrückung, die nicht bemerkt ward, weil er ja immer ein wenig bedrückt erschien und sein stilles Wesen nun einmal zu ihm gehörte, so wie das laute zu seiner Schwester Ursula. Immer und immer wieder kamen ihm die Worte seines Onkels in den Sinn. — Ursula hatte sich gefreut, daß das Haus verbrannt werden solle. — Sein Vater klagte oft über die großen Kosten, die seine Erhaltung forderten, schalt auf seine Baufälligkeit und auf die unpraktische und weitläufige Verteilung der Räume, und auch seine Mutter hing nicht an ihm. Das fühlte Thomas deutlich. — In Wahrheit liebte sie es nicht. Die weiten und sehr hohen Räume erschienen ihr kalt und unwohnlich, und die verfallene alte Pracht, zu welcher wieder die Möbel, die Bilder, sowie das ganze übrige Hauswesen nicht im Einklang standen, hatte für ihr Gefühl nur etwas Peinliches. Um die Kosten der Erhaltung etwas zu mindern, wurden einzelne Teile des letzten Flügels an kleine Leute vermietet. Zwar war jene Wand des Flügels, die nach dem Garten hinsah, fast ohne Fenster, und die wenigen vorhandenen hatte man versperrt, und auch sonst hielten sich diese Mitbewohner in strengster Abgeschlossenheit, aber trotzdem empfand es Frau Elisabeth als würdelos, daß sie mit Menschen niederen Standes und gemeineren Gefühls gleichsam unter einem Dache leben mußte. — Wie tief im Innern fremd ihr aber alles war, das empfand Thomas erst ganz, als sie einmal ihren Gatten bat, wenn sie in diesem Hause wohnen blieben, so möge er ihr wenigstens *einen* kleineren behaglichen Raum schaffen; und sie schlug vor, eines der großen vorderen Zimmer durch eine Mauer in zwei zu zerlegen. Thomas' ganzes Gefühl widersetzte sich diesem Gedanken, der ein Verbrechen an der Heiligkeit des Hauses war. Er begriff es überhaupt nicht, wie jemand ihn nur fassen, wie man auf ihn geraten konnte. Und sein Glaube an die Unantastbarkeit des Hauses war so groß, daß er vermeinte, selbst wenn alles so geändert würde wie seine Mutter wollte, so stände es am nächsten Morgen doch genau so da wie es zuvor gewesen war. — Er wußte, daß das Haus nicht von allem Anfang so war wie er es kannte, daß nur die großen Grundmauern in grauen Zeiten wurzelten, daß die hinteren Flügel später angebaut wurden und daß es erst vor zwei Jahrhunderten seine letzte, endgültige Gestalt bekam. Aber das alles war durch die Vergangenheit geheiligt,

und die Mauern, die einst neu waren, waren alt geworden, so alt wie alles andere.

Jener Vorschlag des Onkel Mathäus ward nie wieder erwähnt, von dem Verkauf des Hauses ward nicht mehr gesprochen.

Niemand kannte das Haus wie Thomas. Dinge, auf die sonst keiner achtet, die man anblickt ohne sie zu sehn, waren ihm stille und vertraute Freunde. — Schräg gegenüber der dunklen Stube, wo er am Fenster sitzend seine Hausarbeiten für die Schulstunden bei seiner Mutter schrieb, lag ein sonderbarer Vorbau. An dieses Fenster setzte er sich, wenn es regnete. Da blickte er dann zur Dachrinne auf und sah die Regenfäden grau und verdrossen niederziehen, und über dem schmutzigroten Dache mit der grauen Luke lag der tote graue Himmel, und eintöniges leises Klopfen füllte das Schweigen. Es war dann, als würde die Welt nie wieder schön, als müsse man ewig zu dem trüben, scheinhaften Dach aufsehn. Da oben gab es ein Regenrohr, dem Thomas stillschweigend befreundet war. Man wußte nicht wo es begann. Es verlief mit einer plötzlichen Wendung unter einem kurzen Schornstein. Bald schien es froh, bald mißgestimmt. Thomas konnte nie entscheiden, ob es eigentlich gerne Wasser spie, oder ob es das nur aus Not und Zwang tat. Es begann ein jedesmal mit leichtem Tropfen, als gehe es im Grunde nur widerwillig und zögernd an die Arbeit. Darauf wurden die Tropfen in schnellerer Bewegung zum kleinen Rinnsal, und endlich zu leichten Wasserfällen. Regnete es dann in Strömen, so schoß es das Wasser in breitem Strudel vor, und dann hatte Thomas das deutliche Gefühl, als sei ihm das zu viel, als möchte es sich dagegen wehren, ohne es zu können, und als sei ihm schließlich jammervoll zumute. Wurden endlich die Wassermassen wieder kleiner, bis nur noch Tropfen niederfielen, so schien es im Zustand gänzlicher Erschöpfung. Und hörte auch der letzte Wassertropfen auf, so starrte seine runde schwärzliche Öffnung beinahe dumm, — was Thomas mehr fühlte als wirklich dachte. Neben ihm schien es der Schornstein gut zu haben. Es regnete in ihn hinein, ohne daß er etwas davon zu merken schien, ja mitunter stiegen plötzlich im allerärgsten Prasseln Rauchwolken aus ihm empor, unbekümmert um den Regen und dem Rohre beinah wie zum Hohn. Deshalb liebte Thomas ihn auch nicht. — Jedes Zimmer hatte seinen besondren Klang, seine besonderen Eigenheiten des Fußbodens, jede Türklinke ihr eignes Wesen, ihr eignes Ansehn, ihren eignen Ton. Und er kannte das alles so gut, daß er sich nur vorzustellen brauchte, er wäre in diesem oder jenem Raum, um wirklich darin zu sein. Die Klinke, die vom Vorplatz zum Eßzimmer führte, war mürrisch und liederlich; nicht mehr ganz fest in ihrem Gefüge, gab sie verdrossene Töne von sich. Sie wurde viel benutzt, war blank und abgegriffen und schaute stumpfsinnig Gott weiß wohin. Eine andere hatte einen frechen Ausdruck, und er mußte an eine Fliege denken, wenn er sie ansah. Sie war aus poliertem Eisen, schnappte hart nach oben und brachte jedesmal die ganze Tür ins Zittern. Böse packte er sie zuweilen und warf sie ins Schloß, wobei er nicht bedachte, daß das rundliche, freundliche Geschöpf auf der andern Seite mit

leiden mußte. An der hohen Flügeltüre aber, die vom Wohnzimmer zum Saale leitete, befand sich ein ernster, dunkler Drücker, der nie auch nur den leisesten Ton von sich gab. Vor ihm hatte Thomas Ehrfurcht. Auch unter den Öfen hatte er seine Freunde und seine Feinde. Einen aber gab es, vor dem hatte er ein Grauen. Er befand sich in einem der riesigen leeren Zimmer, die ihr düsteres Licht nur durch verhängte hohe Glastüren empfingen. Es war auch eigentlich kein Ofen, sondern eine Ausgeburt der Wand, des Hauses selbst: Sein finstres Loch führte ins schwarze Leere, und hoch über ihm war etwas aus Stein, wie zwei lauschend gespitzte Ohren, die niemandem gehörten. —

So war ihm ein jedes Ding, ob feindlich, ob freundlich, vertraut im Hause. Immer aber, wenn er an alles zusammen dachte, verschwand jedes einzelne für sich; er sah die Zimmer ohne Möbel, ohne Bilder, ja selbst die Türen waren dann nicht mehr da, und nur die Wände ragten hoch und still und darüber lag die Decke wie ein gemauerter flacher Himmel.

Wenn er dort oben über sich dumpfe Schritte hörte, was nicht oft geschah, ward ihm mitunter schwindelig zumute und ihm war für einen Augenblick fast, als stände er auf dem Kopfe. Und geheimnisvoll verklangen die Schritte, und er malte sich aus, wie der da droben nun weiter ging und immer weiter, über allen Räumen des ganzen Hauses, ohne daß ihn jemand sah. Manchmal, wenn er selber in den Räumen umherging, vermeinte er, es müsse ihm ein unerklärlich herrliches Wesen entgegenschreiten, und wenn die Hausglocke läutete, lief er zuweilen schnell zur Tür, in plötzlicher Gewißheit, da draußen stände etwas Märchenhaftes, das zu ihm herein wolle.

Seine Mutter suchte seine träumerischen Neigungen nach Kräften abzuleiten. Die kindlichen Spiele, die sie früher mit ihm spielte, wurden durch ernsthaftere ersetzt, wie er nun ein wenig älter ward. Thomas gab sich nicht viel Mühe und freute sich neidlos wenn sie ihn besiegte. Ja, dieses Besiegtwerden war ihm viel angenehmer als das Siegen; langsam, einer nach dem andern, wurden ihm alle Steine weggenommen; er brauchte nur zuzusehn und hatte nichts dabei zu tun. Es war wie eine Art Zubettegehn. Die Steine waren die Kleidungsstücke, und mit dem allerletzten, das ihm fortgenommen ward, wurde das Licht ausgeblasen und keiner konnte ihm mehr etwas anhaben. Frau Elisabeth rüttelte ihn zuweilen aus seiner Trägheit und munterte ihn auf, nachzudenken und nicht blind einen Zug zu tun, da nun einmal einer getan werden müsse. Er wurde dann für einen Augenblick lebhafter, sah auch manchmal eine unmittelbare Gefahr, überschaute aber nie das Ganze und fiel alsbald in seine stumm-zuschauende Ruhe zurück. Wenn aber sein Vater dazukam, war es nichts mehr mit dem gemächlichen Ausziehn und Zubettegehn, sondern dann wurden ihm Stück für Stück die Kleider vom Leibe gerissen, und endlich stand er nackt und frierend in einer Öde. Und der Justizrat verlängerte gar noch die Qual, indem er ihm diesen und jenen Ausweg zeigte, den er aber sogleich verbaute, nachdem sich Thomas ihn in blinder Angst geschaffen. Dann erklärte er sich für besiegt, noch ehe er es wirklich war; sein

Vater aber schalt, regte ihn zu neuem Denken an und trieb ihn vorwärts auf der Bahn, die er doch niemals bis zum Ende gehen konnte. — Nur so kann der Junge etwas lernen! Wenn er aber von selbst sofort auf jeden Gewinn verzichtet, und alles dem Andern zuschiebt, wie soll er da im spätern Leben vorwärts kommen?! —

Ursula war im Spiel das Gegenteil von Thomas. Ihre Augen, die sonst halb lustig, halb pfiffig blickten, zeigten einen angestrengten, ernsten Ausdruck, der durch zwei Falten inmitten ihrer niedrigen, breiten Stirne noch erhöht ward, und die Flügel ihrer untersetzten, kurzen Nase einen harten Willen; nur ihr Mund blieb in ewiger Beweglichkeit. — Dieser Mund war beinah formlos; die Natur hatte ihn nicht mit Liebe gebildet und ihn, nach mehrfachen Versuchen, unvollendet gelassen, da er von vornherein falsch angelegt war. Thomas betrachtete ihn zuweilen versunken, wenn jemand zu ihr sprach, und wunderte sich, wenn die schmalen Lippen, anfangs geschlossen, plötzlich Leben gewannen, leise zu schwellen schienen, breiter wurden und sich mit einem Male trennten mit fast sichtbarem Geräusch. Und häßlich fand er es, wenn ihre Oberlippe sich in Verlegenheit seitwärts hinaufschob, als wolle sie davonkriechen wie eine Schnecke.

Mit Ursula zu spielen, machte dem Justizrat Freude, und ihr letztes Mittel, die Niederlage von sich abzuwenden, erheiterte ihn jedesmal: Sie fuhr mit beiden Händen auf das Schlachtfeld, verwirrte es bis zur Unkenntlichkeit, behauptete, das Spiel gelte nicht und schlug ein neues vor. — Ausdauer hatte sie nicht viel, das Ziel sollte sogleich erreicht sein. Schuhbänder zerriß sie, wenn sie sich nicht sofort lösen wollten, und den Samen, den sie in ihrem kleinen Gärtchen säte, grub sie gleich am zweiten Tage wieder aus um nachzusehn, ob er noch nicht keime; nach ein paar weiteren Tagen säte sie frische Körner über ihn, die dann auch nicht gleich in die Höhe schießen wollten; darauf vergaß sie das Ganze und war sehr erstaunt, wenn sie eines Tages alles wild durcheinander sprießen sah. Das nahm sie dann wieder übel und stampfte das Ganze mit den Füßen ein. —

Dieses Gärtchen lag an der hintersten Mauer mit den eisernen Ringen, und war in seinem Grundgedanken eine Schöpfung Frau Elisabeths, die sich bemühte, für Thomas schöne und dauernde Beschäftigung zu finden. Und sie war froh, daß er sich ihm wirklich mit Fleiß und Ausdauer widmete. Sie erzählte, sie habe einst als Kind zu Haus ein ähnliches gehabt und sagte, dieses solle nun wieder so werden wie ihres damals. Thomas fand das selbstverständlich, Ursula aber fragte: Warum willst du denn alles wieder genau so haben wie früher? Ist dir das nicht langweilig? Ihr selbst war dieser ganze Gartenbau übrigens unter allen Umständen langweilig, sie überließ die Sorge alsbald gänzlich ihrem Bruder, den sie sehr lobte, wenn sie alles in Ordnung fand. —

Einmal stieß Thomas beim graben auf eine schillernd blinde Scherbe. Er mußte an das alte Bild denken, das hoch über seinem Bette hing, das so geheimnisvoll erschien, weil man nicht sicher wußte was hinter dem trüben Glase war. — Ob diese Scherbe wohl auch zu dem Haus gehörte, ob sie einst vielleicht an einem

Fenſter war, vor vielen hundert Jahren?! — Er hielt ſie vors Auge — da lag der Garten in fahlem, halb verloſchenem Licht. Unklare, dämmernde Gefühle ſtiegen in ihm auf. Er vergrub ſie wieder, merkte ſich den Platz und holte ſie hervor, wenn er allein war. Dann hielt er ſie wieder lange vor das Auge und blickte traumvoll auf den Garten, auf das Haus. —

Während Urſula ſich nicht viel um das Gärtchen kümmerte, war ſie es, die an den neuen Geräten turnte, die Frau Eliſabeth für Thomas hatte machen laſſen. Ihm waren ſie ein Greuel. Mit Abneigung ſah er, wie das Erdreich aufgeriſſen ward und neue, gehobelte Balken hineingepflanzt wurden. Als aber jemand mit einem Beil kam und der erſte Hieb gegen einen Baum erklang, lief er hinauf zu ſeiner Mutter. — Dann kannſt du keine Schaukel haben. — Er ſagte heftig, daß er keine Schaukel wolle.

Urſula, die ſchon das Turnen aus der Schule kannte, ließ ſich genau nach ihren Angaben ein dunkles Trikotkoſtüm ſchneidern, mit Knabenhoſen, die bis herab zu den Knöcheln ſchloſſen. Überraſchend war es, ſie nun turnen zu ſehn. Ihre Glieder, nicht ungelenk, aber ſonſt nur durch ihre Eckigkeit auffallend, waren ſchön in ihrer bewegten Geſamtheit; ſie ſelbſt nicht mehr ein Menſch der auf der Erde geht, ſondern ein Weſen unnennbaren Geſchlechtes, das da plötzlich, niemand weiß woher, ſich ohne Flügel niederließ auf eine ſchwanke Stange, in ſonderbaren Bogen ſchwingt, faſt ſeelenlos erſcheint in ſeiner Beweglichkeit und im nächſten Augenblick vielleicht in Nichts zerknallen wird. Ihr Körper war wie gefühllos; ihre Augen ſahen überhaupt nichts mehr und waren wie aus Glas. — Plötzlich, wenn es gar niemand mehr vermutete, ſprang ſie herab, ſtrich ſich die heißen Locken aus der Stirn und ſagte mit trockener, mürriſcher Stimme, ſie ſei müde. — Stricke und Stangen gab es auch, an denen ſie emporklomm wie ein Matroſe. Oben angelangt, ſchwang ſie ſich auf den ſchmalen Balken, richtete ſich gerade auf und lief, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, mit ſchnellen und ganz kleinen Schritten, die Arme wagrecht ausgebreitet, bis zu dem äußerſten Ende, kauerte ſich nieder, ließ ſich ſcheinbar in die Tiefe fallen, erwiſchte aber in der Luft ein andres Tau, und ihre Bewegungen glichen nun denen der Spinne, die ſich am eigenen Faden ſchnell zur Erde läßt. — Thomas beſtaunte ſie; die Turngeräte ſelbſt aber ſah er nach wie vor mit innerm Groll an, dieſe Vorrichtungen, wie ſie der Zimmermann genannt hatte, ein Wort, das ihm unſagbar ſchrecklich klang. Anſpruchsvoll und zudringlich erhob ſich das Reck, und der Barren mit ſeinen vier kurzen Beinen ſtarrte wie ein dummes Tier. Unwillkürlich ſtellte er ſich vor, wie er plötzlich in ſchnellem Trabe durch den Garten ſtelzte. Da mochte er ihn beinah lieber.

Zuweilen, wenn er allein war, kletterte er auf der Leiter bis oben auf den wagrechten Balken, auf dem er aber nicht zu gehen ſich getraute. Halb lag, halb ſaß er auf ihm und ſah in die Tiefe. Fremd und ungewohnt war es hier oben, anders als auf ſeinem Baumplatz, obgleich der viel höher war. Und doch ſchien die Erde hier viel tiefer unten zu liegen, und die Luft dazwiſchen war wie Glas. Und je

länger er auf sie niedersah, um so stärker schien ihn irgend etwas zu ihr herabzuziehn. Er bog den Oberkörper vor, ein sanfter Schauer durchrieselte ihn, schön und schrecklich zugleich, und eine unsichtbare kühle Hand strich hoch über ihn hinweg. Es erfaßte ihn eine plötzliche Angst, eilig kletterte er herab, und dann war es jedesmal, als stände jemand unten und reiche ihm die Hand. —

So lebte er träumerisch dahin und wuchs aus einer Jahreszeit in die andere. Mit dem Schwinden jeder einzelnen fühlte er dunkel die langsamen Enttäuschungen des Lebens. Und doch hing er wieder an jeder Jahreszeit für sich, dann, wenn sie sich nicht mehr ableugnen ließ, wenn die schlimmen, trostlosen Übergänge vorüber waren und das Haus, der Garten unerschütterlich und sicher dastanden in ihrer veränderten Gestalt, die ihm bald zur gewohnten wurde. Und doch war ihm zuweilen dumpf zumute, als führe er ein fremdes Leben. So war es im Herbst, wenn die Blätter von den Bäumen fielen, die kalten Winde rauschten, wenn er große Haufen Laubes zusammenkehrte, die unter seinem Besen klapperten. Lange Vogelzüge strichen hoch am klaren Himmel hin, und mitten in seiner scheinbaren Lustigkeit ward er plötzlich ernst; und wenn im Winter Haus und Garten ewig weiß gefärbt dalagen und die schwarzen Raben sich krächzend auf den kahlen Wipfeln wiegten, wenn der Tag sich nicht mehr hellte und ewig ein schwarzes Dunkel unter den verschneiten Dachrinnen lag, wenn aus dem verhängten Himmel tage- und tagelang lautlos die Flocken fielen — — dann war ihm oft zum Weinen traurig. Und doch lag in dieser Stimmung etwas, daß er wünschte, es möchte noch düstrer werden, die Schneemassen noch höher und alles noch entsetzlicher. Unbeweglich saß er im hintersten Winkel des Wohnzimmers auf dem Torfkasten, und sah zu, wie in dem Ofen die dicken glühenden Funken in die Asche fielen, wie sie allmählich von innen her schwarz zu werden schienen und unerbittlich verglommen.

Weihnachten lag in dieser Zeit, eine warme Insel, ein geheimnisvolles Schloß auf hohem Berge, ein Ziel, das man lange, lange vor sich sieht, zu dem man, absteigend, lange zurückblickt. Oft sah Thomas sinnend empor zur Spitze des dickichtdunklen, hohen Tannenbaumes, der fast die Decke des Saales erreichte, auf jene schimmernde Gestalt, die ihn mit Sehnsucht füllte. Und das Gefühl des Alleinseins legte sich deutlicher auf ihn.

Mit der Jahreswende schien eine andre Stimmung in die Welt zu kommen. Zwar war es noch immer kalt und düster, aber man hatte doch nun das Bewußtsein, daß es wieder warm wurde. — Das „Jahr" erschien ihm wie ein Gang mit vielen Zimmern, die die Monate waren, und er dachte dabei an den ihm bekannten langen Gang im eignen Hause. Die Sommermonate waren die Stuben, die die meiste Sonne hatten, und die Wintermonate die dunklen, die teilweise nach Norden lagen, und die er sich dann unwillkürlich ohne Gardinen vorstellte. — Schrecklich aber war der eigentliche Übergang vom alten zum neuen Jahre, trostlos der erste Januar: Die Wintertage hatten doch bis dahin wenigstens dem Jahr gehört, in dem es einen Sommer und einen Frühling gab, ähnlich einem Tage,

der nach Glanz und Wärme in den Abendstunden kühl und kalt wird, aber dessen schöne Stunden doch noch nachwirken in der Erinnerung und ein heimliches Gefühl von Warmsein hinterlassen; aber nun war es mit einem Male, als käme man aus seinem Bett und solle sich in eiskalte neue Wäsche kleiden. — Das neue Jahr begann eigentlich zweimal: des Nachts, wo man es nur glaubte, und des Morgens, wo man es wirklich fühlte. Dieser Neujahrstag schien der stillste und schrecklichste des ganzen Jahres. Die Läden waren geschlossen, die Menschen auf den Straßen, in winterliche Kleidung gepackt, mit schwarzen Gesangbüchern in den Händen, zogen still den Weg zur Kirche, und trafen sie mit andern zusammen, so gab es plötzlich Händeschütteln und laute Begrüßung. Die Welt erschien ganz leer und wie gespenstisch. — Aber bald söhnte er sich aus mit dem neuen Jahr, das er widerwillig über sich ergehen ließ und als einen Feind des alten empfand. Mit langsamen Schritten ging es nun in eine bessere Zeit hinein. Zwar gab es noch immer viele bittere Enttäuschungen, wenn auf die ersten lauen Sonnentage wieder strenge Kälte folgte, aber man wußte doch die schöne Zukunft. Der Schlaf, in den das Haus, der Garten versenkt war, löste sich, die Dächer tropften und funkelten in der Sonne, das starre Weiß verschwand, die letzten Schneeflocken zerschmolzen, dunkel und neu erschien das Erdreich. — Und brach erst der März an, so fühlte Thomas sich gesichert. Täglich lief er nun in den aufgeweichten Garten, sah die jungen Knospen an den Bäumen größer werden, und endlich brach er das erste Veilchen.

Dann kamen die Frühlingsstürme. Schneeweiße Wolken jagten über den blauen Himmel, Regengüsse wechselten mit Sonnenschein, breite Licht- und Schattenmassen liefen über die Dächer des Hauses. Der Schall des Wächterhornes, das oben auf dem Turm die Viertelstunden ansagte, ward dann kaum gehört; denn dort oben war noch mehr Wind als hier unten. Klar und beinahe schwarz ragte das alte Steinwerk in den Himmel. — Thomas wußte eine Stelle des Hauses, von dort konnte man durch den Turm hindurchsehn. In seiner unteren Höhe war ein ungeheures, kunstvoll durchbrochenes Rund, hinter dem das Innere ganz schwarz erschien. Dieser Turm war sehr geheimnisvoll; einmal wegen des Durchblickes, den man nur von einer einzigen Stelle des Hauses aus haben konnte, und von der nur Thomas wußte; dann aber auch wegen der Horntöne, die von seiner Höhe kamen, so kurz, daß sie oft nur wie ein Punkt klangen. An diese Töne war er von allerfrühester Kindheit an gewöhnt. Sie waren ihm so selbstverständlich, daß er gar nicht darüber nachdachte, wie sie entstanden. Einmal aber blickte er, in Nachdenken versunken, zum Turm hinauf, und da sah er, wie grade jene Stelle, die er betrachtete, lebendig wurde: Ein ganz kleines Fensterchen schien sich zu öffnen, etwas Winziges, Bewegtes erschien darin, der bekannte Ruf ertönte, und dann war alles schnell wieder genau wie vorher.

Zuweilen aber wurden diese Töne unheimlich und langgezogen, stetig wiederholt und drohend; und dann wußte man: Es war Feuer in der Stadt. Nachts streckte sich dazu noch eine Fackel wagrecht in das Dunkel, die Richtung weisend.

Gewöhnlich aber glomm, wenn er zu Bette ging, dort oben nur ein Funke, und von dem Turme selbst sah man fast nichts. Dann malte er sich aus, wie heimlich dem Türmer zumut sein müsse in dem Raume, den er sich nicht größer vorstellte als einen großen runden Tisch, und wie er die dicke kleine Tür verriegelt habe gegen die Gespenster, die von der Treppe aus zu ihm herein wollten. Ursula meinte, wenn es überhaupt Gespenster gäbe, so könnten sie doch einfach zu ihm hereingeflogen kommen, wenn er das Fenster öffnete zum Blasen. Thomas war darüber sehr erstaunt, denn bisher hatte er stets geglaubt, Gespenster gäbe es überhaupt nicht im Freien. — Und wenn nun in schweren Frühlingsnächten der Himmel krachte, dann schlich er sich erwacht zum Fenster, hob den Vorhang und sah hinauf zum trüben Lichtchen in der Finsternis, bis sie sich blendend hellte und der Turm für einen Augenblick traumhaft und wirklich als ein riesiger Schatten ragte. Aber ehe er die flatternden Gespenster in der Höhe sehen konnte, lag schon wieder schwarzes Dunkel vor seinen Augen, daß er auch das Licht nicht mehr erkannte, — bis es mählich wieder aus dem Nichts zu glühen begann. Und am nächsten Morgen, wenn der Himmel wieder blau und leuchtend über dem glühenden Garten lag, und der alte Turm so zuversichtlich fest und sicher stand wie immer, dann erschien ihm sein ganzes Nachterlebnis wie ein Traum. —

Die Kirschen reiften, und der Flieder blühte, die Fenster des Hauses waren weit geöffnet, warme Düfte schlugen in die Zimmer. Der Juni war gekommen, er war es, den Thomas ersehnte: In einem alten Kalender hatte er ihn dargestellt gesehn als einen Knaben, der ihm mit lieblichem Gesicht die schönsten Blumen bot.

Thomas ging zur Schule. Schon lange sah er den Tag voraus, mit Freude und mit Angst. Schimmernde Gestalten schwebten ihm vor der Seele, Gestalten, deren er nicht würdig war und die ihn dennoch aufnehmen würden in ihren Kreis. — Nun sah er sie in Wirklichkeit, seine Kameraden, die Schüler der Volksschule mit ihren blassen Gesichtern und dem von Pomade glänzenden Haar, und er stand da in einem bösen Traum. Sein Lehrer war ein untersetzter, breitbärtiger blonder Mann mit einer Brille; er hieß Herr Matthes. Er führte ihn hinein ins Schulzimmer; während der Stunde hielt sich Thomas oft heimlich die Nase zu. — In der ersten Pause sah er seine Mitschüler etwas genauer an; aber seine große Enttäuschung blieb. Mit Gleichgültigkeit oder Unwillen blickte er von einem zum andern, unerfüllt gingen seine Augen weiter. Niedergeschlagen, mit einem öden Gefühl im Herzen kam er endlich heim, wie nach einer langen, fruchtlosen Reise. Frau Elisabeth kleidete ihn sogleich um, denn er hatte, ohne es zu wissen, jenen Geruch mit sich nach Haus getragen, der ihm selbst so peinlich war. Nachdem er es nun wußte, ging er am Nachmittag mehrmals zu seinem gelüfteten Anzug und hielt die Nase an den Stoff, mit Widerwillen und doch mit Neugier, und dann hörte er wieder die einstimmige Geigenmelodie, zu der sie gesungen hatten, ein geistliches Lied, in dem etwas von „Huld" vorkam, ein Wort, das ihm

ebenso klang wie die Pomade roch. Er glaubte Herr Matthes habe dieses Lied gemacht. — Thomas hatte ein besonderes Gefühl, das ihn mit dem Klang von Wörtern verband. Manche wollten durchaus nicht über seine Lippen. So war er nicht zu bewegen, ein Sprüchlein über den Herrn Zebaoth zu sprechen und log, er habe vergessen es zu lernen. Da mußte er es zehnmal für die nächste Stunde niederschreiben und war froh, so leicht davonzukommen. Dafür murmelte er jenes Wort heimlich für sich allein, aber selbst dann wollte es nicht recht über seine Lippen: Ein fremder eleganter Herr von mittleren Jahren, im hellen Paletot, mit dem faden Geruch von frischem Hirschfleisch, — so war für ihn Herr Zebaoth. Aber noch etwas anderes, kaum halb gedachtes kam hinzu: Er stand in besonderer Beziehung zu Herrn Matthes; — irgend etwas aber — was er selbst nicht wußte — trennte ihn von seinem Lehrer: das dunkle Gefühl gesellschaftlicher Überlegenheit. — Die Lesebücher, die nun für die neue Schule gekauft wurden, gefielen ihm nicht; eine andere Luft wehte aus ihnen als aus den romantischen Märchenbüchern, die ihm seine Mutter vorlas. —

Wort für Wort, Silbe für Silbe, Buchstabe für Buchstabe wurden diese Geschichten in der Schule gelesen und wohl gar noch abgeschrieben, so daß man sie am Schluß auswendig wußte ohne sie gelernt zu haben. Unermüdlich war Herr Matthes; seine Stimme durchdrang alle übrigen, wenn sie im Chore lasen; Schweißtropfen standen oft auf seiner Stirne, ohne daß er sie entfernte, und Thomas verfolgte einen solchen manchmal in seinem Wachstum, wie er allmählich niederrann, sich mit andern verband und schließlich mit unerwarteter Geschwindigkeit hinter dem Kragenrand am Halse hinunterlief. Übrigens hatte ihn Herr Matthes gern. Der Justizrat hatte einst einen kleinen Prozeß für seine Familie gewonnen; aber davon wußte Thomas nichts. —

Über einen andern Lehrer hegte er besondere Vermutungen. Er hatte ganz eng anliegende Ohren, eine sehr zurückgehende, flach-gerundete Stirn, die mit der kurzen Nase in eine Linie überging, einen winzigen vorgebauten Mund mit dicken Lippen und langen Schnurrhaaren, und rundlich schweifte die Linie unter ihm zum Hals zurück, ohne ein Kinn angemerkt zu haben. Dieses, und die blanken aufmerksamen Augen, die mit Stirn und Backen fast auf einer Rundung lagen, ließen Thomas an einen Hasen denken. Und da er sah, daß es kein Hase, sondern nur ein Lehrer war, so glaubte er, er sei verzaubert. — Oft sah er nachdenklich hinüber, wenn Herr Hentschel auf dem Katheder saß, sich putzte, sein Bärtchen drehte und sich dann die Finger leckte, oder wenn er in der Pause mit eifrigen Augen an einem Butterbrötchen nagte. Und während der Rechenstunden dachte er sich oft die phantastischsten Geschichten aus: Ob wohl seine Frau auch so aussähe wie er selbst, ob seine Kinder wohl auch schon kleine Bärtchen hätten; er sah ein ganzes Nest voll kleiner Menschenhasen, auf dem Fußboden in einem winzigen ganz leeren Zimmer, da ging die Türe auf und eine Frau trat herein mit einem wirklichen Hasenkopf und langen Ohren. Herr Hentschel nannte ihn „den Träumer". Einmal, als Thomas gerade wieder über ihn nachdachte, überhörte er eine

Frage und erwiderte endlich etwas ganz zusammenhangloses, was er erst bemerkte als er endlich emporsah; nun voller Schrecken. Denn Herr Hentschel war ganz rot im Gesicht, die Augen quollen ihm glänzend beinah aus dem Kopfe, die Backen waren aufgeblasen, und nun brach sein Gelächter schallend los. Und die ganze Klasse lachte mit. Von dem Augenblick waren Thomas' Phantasien wie mit einem Besen weggefegt, in seine Gedanken war ein Keil getrieben. Und fortan war ihm Herr Hentschel ein Mensch wie jeder andere. —

Immer und immer wieder, wenn Thomas zur Schule ging, glaubte er, es müsse ihm etwas Schönes begegnen. Wieder und wieder irrten seine Augen suchend durch die Reihen der Schulbänke. Scheu sah er mitten in der Stunde um sich herum und überflog die Gesichter bis zur obersten Bank hinauf, wo sein Blick beim ersten Klassenplatze endete. Dort saß der Fleißigste der Klasse, der eine schwarze Sammetjacke trug, Alexander, der Sohn eines rührigen Geschäftsmannes. Er wurde den andern als ein Vorbild vorgehalten und sah mit gefalteten Händen unausgesetzt zur Tafel oder zu dem Lehrer. Thomas betrachtete ihn mit Scheu. Langsam aber trug seine Sehnsucht andere Züge in das Bild. Er fing an, sich öfter nach ihm umzusehn, zunächst, um sich nach seiner Haltung, die stets dieselbe blieb, zu richten, dann aber, um sein Gesicht zu sehn, das mit einem guten, aufmerksamen Ausdruck in die Ferne sah; und schließlich in der Hoffnung, der Knabe werde, abgelenkt vom Lehrer, doch einmal wo anders und vielleicht durch Zufall gar zu ihm herüberblicken. Das geschah aber niemals, und sich herumzudrehen wagte Thomas schließlich auch nicht mehr, seitdem er einmal in solchem Augenblick einen warmen und feuchten Tabakdunst um sich verspürte, und im nächsten, zu Tode erschrocken, das Gesicht des Herrn Matthes dicht vor dem seinen sah. Um so heimlicher wurde seine Verehrung, um so größer der Wunsch ihn kennen zu lernen, als Alexander ihn überhaupt nicht zu beachten schien. — Er führte vor der Stunde vorn vor der Klassentafel die Aufsicht. Seine guten blauen Augen gingen hierhin und dahin, und mit dringlicher Stimme rief er bald diesen, bald jenen zur Ordnung, denn es war ihm entsetzlich seine Kameraden anzuzeigen, ohne daß er wußte, wie er jenem Amt entrinnen könne, denn sein Fleiß war untrennbar mit ihm verbunden. — Wenn er mich doch einmal aufschriebe! dachte Thomas. Und er bewirkte es in der Tat durch angespannte Ungezogenheit, während ihm wirbelig zumute war. Dicht vor der Katastrophe schwankte er noch einmal, aber es kam ihm als ein feiger Treuebruch vor, wenn er die Waffe, die er scheinbar gegen, in Wirklichkeit aber für jenen und gegen sich selbst gerichtet hatte, wieder sinken ließ. — So entstand sein Name langsam, Buchstabe für Buchstabe, in regelmäßig geformter weißer Schrift wie auf einem dunklen Grabstein; Herr Matthes bestellte ihn nach der Stunde zu sich, hielt ihm sein sträfliches Gebahren vor und bemühte sich den Grund herauszufinden. Aber Thomas schwieg. Ein wenig unschlüssig blickte ihn Herr Matthes an, dann sagte er plötzlich, indem er seine Knie freundlich um Thomas' Beine klemmte: Ich müßte dich jetzt strafen, wenn du nicht einen Vater hättest, den ich in Dankbarkeit

verehre, und wenn ich nicht außerdem sähe, wie sehr dich dein Benehmen reut! — Er sah aufmunternd auf Thomas, daß er etwas entgegnen solle, aber Thomas dachte jetzt überhaupt nur noch: Wenn er doch seine Knie forttun wollte! — Halb froh und halb beschämt trat er aus dem Dunstkreis seines Lehrers in die Freiheit zurück.

Klar und einfach hatte Alexander den Fall erzählt, wie er und alle andern ihn gesehn hatten. Thomas fühlte sich gedemütigt, zurückgeworfen. Wenn er wieder vorne an der Tafel stand, vermied er es ihn anzusehn. Er empfand sogar eine leise Bitterkeit gegen ihn. Zu Hause aber, im Garten, war das alles verflogen: da malte er sich aus, wie Alexander über die sonnige Rasenfläche auf ihn zuschritt, wie er ihm die Hand bot, und wie sie eigentlich schon seit langem Freunde wären. — Zuweilen, wenn er ihn morgens in der Schule wiedersah, wunderte er sich über sein Gesicht, das ihm anders in der Erinnerung war, ohne daß er doch zu sagen wußte, woran das lag.

Nun, hast du noch keinen Freund gefunden? fragte der Justizrat. — Er errötete und gab keine Antwort.

Einmal beteiligte er sich bei einem Rundspiele, da die andern es durchaus so wollten. Alexander machte dergleichen niemals mit, und er streifte Thomas, den er noch nie so freundschaftlich mit seinen Mitschülern hatte umgehn sehn, mit einem erstaunten Blicke, so daß er sogleich die Hand, die er gefaßt hielt, losließ und bis zum äußersten Ende des Hofes ging.

Er wußte nun, es bestehe zwischen ihnen beiden ein verschwiegenes Einverständnis.

Morgen spreche ich mit ihm! so dachte er am Abend. Aber er tat es nicht, ja am andern Morgen war ihm Alexander plötzlich fremd, fast feindlich. Freilich war diese Empfindung kaum von der Dauer eines Blitzes.

So lebte er in Träumerei und Sehnsucht, immer allein und niemals einsam.

Seine Mitschüler liebten ihn nicht sehr, da er sich von ihnen zurückgezogen hielt; sprach er zu einem, so war es, als rede er ihn zum ersten Male an. Zu Hause dachte er manchmal fast mit Angst an sie, es kostete ihn jedesmal eine Überwindung die Klasse zu betreten, so wie ein Kind den einzelnen Baum mit Ruhe ansieht, vor dem ganzen Walde aber in Furcht gerät.

Einmal machte er eine nähere Bekanntschaft, die er aber bald wieder abbrach und die in ihm ein Gefühl der Scham zurückließ.

Es war ein blasser Junge mit sanften Tieraugen und rötlichem Lockenhaar, der Sohn eines armen Schuhmachers, der sich ihm einmal zufällig auf dem Nachhauseweg anschloß und dann regelmäßig auf ihn wartete. Er erzählte ihm von den Kaninchen die er zu Hause habe, und dieser Kaninchen halber ließ sich Thomas einmal bewegen ihn nach Haus zu begleiten. In dem engen Hinterhofe mit dem unbestimmbaren Geruche ward ihm ganz beklommen zu Sinn. — Du müßtest einen schönen, großen Stall haben, sagte er, und nicht hier draußen auf dem Hofe! indem er unwillkürlich an den weiten Garten zu Hause dachte. Und

ohne es zu wollen fing er an zu erzählen, von dem hohen Spiegelsaale mit dem eingelegten Fußboden, von dem Zimmer, das man nur durch das Schlüsselloch betrachten konnte; es war ganz aus roter Seide, und wenn die Sonne darauf schien, so war es als brannte es. — Aber dann kam er aus seinem Traum zu sich und verstummte, mit einem halb wirklichen, halb noch verlorenen Blick auf seinen Kameraden. —

Aus der Tür hinter ihnen schlug ein ärmlicher Essendunst; die Mutter rief ihn, sie traten in das Haus zurück und Thomas sah im Durchgehen einen nackten Holztisch mit einer runden Schüssel wie ein Waschbecken, in der dampfende, unkenntliche Dinge lagen.

Er erzählte in sagenhaftem Tone seiner Mutter von diesen Menschen, und Frau Elisabeth wollte die Anzüge, die Thomas nicht mehr trage, zusammenpacken lassen und hinüberschicken zu den armen Leuten. Aber Thomas wollte das auf keinen Fall.

Bring ihn doch einmal mit zu uns! Wenn es ein netter Junge ist, so kannst du doch mit ihm verkehren! sagte Frau Elisabeth, gegen ihr inneres Gefühl. Aber sie wollte in ihrem Sohne Nächstenliebe und Bescheidenheit ausbilden, und hier schien ein guter Anlaß, zumal er von ihm selbst ausging. Das war ja, nach den Worten ihres Mannes, das Gute an der Volksschule, daß der Unterschied der Stände schwand, und den Knaben eine Grundlage gegeben ward zum späteren Zusammenwirken als Menschen unter Menschen.

Thomas antwortete ihr nicht, heftete aber einen so fremden und besonderen Blick auf sie, daß sie nichts weiter sagte und ihn ein wenig unsicher ansah.

In den Schulpausen mit jenem Knaben zu sprechen, gelegentlich mit ihm zu gehen, hierin lag nichts schlimmes; aber daß er in sein eigenes Haus kommen, an seinem Tische sitzen solle, der Gedanke empörte ihn beinah.

Beim nächsten Wiedersehen erschien ihm der bescheidene Junge, der niemals auch nur auf den Gedanken gekommen wäre, er könne Thomas' Haus betreten, fremd und fast zudringlich. Er zog sich zurück von ihm; zudem erfuhr er, daß die Kaninchen zum Verkaufe aufgezogen würden. Aber auch sein letztes Gefühl der Freundschaft war verwischt, wie fortgeblasen, als ihn in den nächsten Tagen ein Mitschüler fragte, ob es wahr sei, daß in seinem Hause große dunkle Säle seien mit Säulen darin. Andere kamen hinzu und hörten mit offnem Munde zu. Thomas errötete und sagte ohne Besinnen, das sei nicht wahr, das sei gelogen, und als sie ihm vorhielten, er selbst habe ja dem Schustersohn davon erzählt, beteuerte er heftig, er habe das alles nur aus Scherz gesagt. Mit Angst überlegte er nun, was er dem Jungen alles in Wirklichkeit mitteilte, und was dieser noch verraten könne. Vor ihm schwebten die Räume des alten Hauses, an keinen dachte er besonders, pfeilartig schossen seine Gedanken durch den einen, durch den andern, sie suchten etwas ohne es zu finden.

Er brach den Verkehr nun ganz ab und sah zur Seite, wenn ihn der frühere Freund mit großen, traurigen, nicht verstehenden Augen aus der Ferne ansah.

Die leichte Trübung, die dies Erlebnis in ihm hinterließ, ward bald verwischt, verdunkelt durch ein anderes, das, zufällig und kindisch in seinem Anlaß, ins Riesengroße wuchs und ihn endlich umhertrieb wie einen vom Dämon Gemarterten.

Eines Tages, — es war nach Schluß der Schule, die meisten hatten die Klasse schon verlassen und Thomas erhob sich grade von seinem Sitz und sah, wie er gewohnt war, nach dem ersten Platz hinauf — da winkte ihm Alexander, zu ihm heraufzukommen. Das Herz stand ihm fast still. — Alexander hatte schon lange bemerkt, daß Thomas ihn besonders ansah; den Ärger vor der Tafel hatte er längst vergessen, und da Thomas keine Anstalten machte ihn kennen zu lernen, so suchte er nun unbefangen die Bekanntschaft einzuleiten, denn Thomas dünkte ihm angenehmer als seine übrigen Kameraden.

Thomas stand noch immer unbeweglich.

Da trat ein Mitschüler auf ihn zu und bat ihn, er möge ihm für einen Augenblick seinen schönen Federhalter aus Achat leihen, den Thomas in der Hand hielt. Verwirrt blickte er zu ihm hin und sah in ein Gesicht, das ihm das gräßlichste war von allen.

Es war ein Knabe, zu dem er niemals sprach, den er stets mit geheimem Abscheu betrachtete. Er hatte ein wenig entzündete Augen, schopfartig an der Stirn überhängendes, mit Wasser strähnig gekämmtes Haar, blaurot angelaufene Backen, bei denen Thomas an rohes Fleisch denken mußte, war einige Jahre älter als die meisten andren, und sein Name erschien ihm fast schlimmer als alles übrige. Kam er notgedrungen mit ihm in Berührung, so behandelte er ihn unbewußt geradezu nichtswürdig, mit unverstelltem leisen Ekel.

Verwirrt verstand Thomas jetzt nicht gleich die Frage. — Er wiederholte sie mit einem gedeckten Blick aus seinen unklaren Augen. — Thomas wollte ohne ein Wort der Entgegnung entweichen, zu Alexander hinauf, der schon hinausging und ihm nun mit einem Male altvertraut erschien, da ward er an der Jacke festgehalten: Gibst du mir den Halter nicht, dann zeige ich dich an! Ich habe etwas gesehen. — Was hast du denn gesehen? fragte Thomas unwirsch, von oben herab. Der andere schwieg einen Augenblick, während Thomas unruhig wurde, dann sagte er: Ich habe gesehen, wie du gestern auf der Straße Herrn Matthes die Zunge ausgestreckt hast. Wenn ich das anzeige, dann bekommst du Schläge mit dem Stock, das brauche ich dir wohl nicht zu sagen.

Thomas lief das Blut zu Herzen. — Also nimm, schnell, schreib! sagte er endlich.

Am vergangenen Tag ging er hinter Herrn Matthes her, und während er so ging, dachte er, wie sonderbar das eigentlich sei, daß der da so ahnungslos vorausschritt, während er selbst hinter ihm war. Da machte er hinter seinem Rücken jene Fratze, er wußte selber nicht weshalb. Da nicht das geringste daraufhin geschah, machte er sie gleich noch einmal.

Bist du fertig? fragte er drängend und streckte die Hand aus. Der andere

schob den Federhalter ruhig in seine Tasche, hob den Kopf und verzog den Mund zu einem breiten, lautlosen Lachen. Jetzt erst begriff ihn Thomas. Im ersten Augenblick wortlos, tat er, von innerem Schamgefühl getrieben, als sei das Geschenk von Anfang an verabredet gewesen und setzte von oben herab hinzu: An dem Federhalter liegt mir gar nichts.

Damit war für ihn die Sache abgetan und er lief hinaus, Alexander noch zu sehen, aber er fand ihn nicht mehr.

Am nächsten Morgen hatte er die Sache fast vergessen. In der Pause aber kam jener Mitschüler wieder auf ihn zu und wich nicht von seiner Seite. Alexander stand wie gewöhnlich in einer Ecke des Schulhofes, allein, verzehrte sein Brötchen, und Thomas machte verzweifelte Anstrengungen, von ihm nicht gesehen zu werden. — Was willst du denn von mir? fragte er endlich heftig, indem er stehen blieb.— Wieder zog er seinen Mund in die Breite.— Ich kann doch mit dir spazieren gehen! sagte er bedächtig, und nach einer Pause fügte er hinzu: Du, schenk mir deinen schönen Bleistift. — Thomas wurde blaß. Auf keinen Fall! sagte er fest und bestimmt. — Dann sage ich es. — Sie redeten hin und her, endlich zog Thomas den Stift aus der Tasche und warf ihn ihm vor die Füße. — So gibt man ein Geschenk nicht, heb ihn auf, — sonst sage ich es. — Glühend vor Scham mußte er sich bücken, da half nichts; die Vorstellung, daß er in der Klasse vor allen Schülern, vor Alexander mit dem Stock geschlagen wurde, war stärker als alles andere. In Abständen, die kleiner und kleiner wurden, ward er nun um dieses und jenes gebeten, und als täglichen Tribut mußte er endlich außerdem noch Schinken und Wurst, die ihm die sorgliche Frau Elisabeth aufs Brot tat, bis auf das letzte Stückchen abliefern.

Das alles ging noch hin; aber das schlimmste war, daß sein Feind vor den andern so tat als seien sie eng befreundet. Er wartete in den Pausen vor der Tür auf ihn, hakte seinen Arm in Thomas' Arm, nahm ihn in Schutz vor andern, wo es gar nicht einmal nötig war, sicherte ihm das beste Plätzchen, wenn es galt, einem Jungensringkampf zuzuschauen, und war überhaupt diensteifrig wie ein Untergebener.

Thomas suchte sich im Gewühl mit andern durch die Tür zu drängen oder blieb auf seinem Platze sitzen; es half alles nichts. — Was hast du denn gegen mich? Bin ich dir nicht gut genug? Tue ich nicht alles, was du willst?

Thomas ging wie in einem bösen Traum umher. Alexander war nun schimmernder denn je, unerreichbarer; wie ein Prinz schaute er von ferne fremd und verwundert auf das Paar, das unzertrennlich schien. Thomas litt die ärgsten Qualen.

Die Forderungen nahmen an Bedeutung zu. Mit Ungeduld drängte ihn sein Feind, er solle ihm einen abgelegten Anzug schenken; er beschaute bereits prüfend den, welchen Thomas noch auf dem Leibe trug, behauptete, er sei nicht mehr gut für einen Sohn aus so reicher Familie, wollte den Stoff befühlen, während Thomas ihm mit heftigem und unwillkürlichem Ruck auswich und sagte: Es

kommt nur auf dich an, ob wir Freunde oder Feinde sind; von mir aus können wir die besten Freunde bleiben; — — also bekomme ich den Anzug?

So zog die ganze Angelegenheit ihre Kreise bereits in Thomas' elterliches Haus. Frau Elisabeth fand ihn kramend vor seinem Kleiderschranke. Er mußte lügen, sein abgelegter Anzug sei für den Schustersohn, und Ausflüchte erfinden, daß er selbst ihn in sein Haus bringen wolle. Sie wunderte sich etwas über die plötzlich erwachte Regung in ihrem Sohn, der nun alles, was irgend anging, zusammenraffte. — Weshalb faßt du denn alles nur mit den Fingerspitzen an, als wären es schmutzige Lumpen? — Thomas packte das Bündel zusammen und sowie er es aus dem Hause geschafft hatte, war er ein wenig erleichtert. Durch Straßen, Gassen und Gäßchen gelangte er nach manchem Fragen endlich an jene häßliche, abgelegene kleine Ecke, an die er bestellt worden war. Es war ein feuchter Abend, leiser Regen stäubte an den Laternen nieder. Wenn ihn jetzt jemand sähe! — Der andre war noch nicht da; Thomas wartete nur fünf Minuten, es deuchte ihm eine Ewigkeit. Endlich erschien er, sich immer im Schatten gedeckt haltend, lobte Thomas wegen seiner Pünktlichkeit und wollte das Paket in Empfang nehmen. — Du bekommst es nicht, wenn du mir nicht die Hand darauf gibst, daß ich dir nie wieder etwas geben muß und daß du mich nicht anzeigst und daß ich nicht mehr mit dir zu gehen brauche. — Er bedachte sich einen Augenblick, dann reichte er ihm die rechte Hand. Thomas nahm die Fingerspitzen und wollte sich schnell entfernen, mußte aber warten, bis der andere das Paket auseinandergewickelt und nachgesehen hatte, ob Thomas auch nichts zurückbehalten habe. Es war aber so viel darin, daß er ein ganz zufriedenes Gesicht machte und sich noch einmal bedankte.

Von dem Tage an hatte Thomas Ruhe. Sein unfreiwillig gewonnener Kamerad schien ihn kaum mehr zu kennen. Er brauchte nicht mehr mit ihm auf dem Hof zu gehen und seiner Bekanntschaft mit Alexander hätte nichts mehr im Wege gestanden. Aber Thomas schämte sich vor ihm. Er wagte gar nicht ihn anzublicken, und Alexander wiederum schien jede Lust zum Verkehr verloren zu haben.

Eines Abends saß er wie gewöhnlich bei der Lampe vorn im Zimmer und machte seine Schularbeiten; da pfiff draußen jemand leise den Schulpfiff. — Alexander! dachte er und mit Herzklopfen öffnete er das Fenster.

Aber schnell trat er zurück und setzte sich wieder auf seinen Platz, bewegungslos, kleine Körnchen flimmerten ihm vor den Augen. Jetzt begriff er es, warum ihn sein Feind in den letzten Tagen so nachdenklich von ferne ansah. — Nach einer Weile pfiff es von neuem, viel lauter als das erstemal. — Ihm wurde übel. — Wenn er nun die Treppe hinaufkam und läutete? Hastig sprang er auf und lief hinab. — Was willst du? fragte er tonlos und drängte ihn auf die Straße zurück. — Geld! — Ich habe keins. — Du kannst es schon; wer so reich ist wie Ihr! — Thomas' Beteuerungen halfen nichts. Seine Vorstellungen, Beschwörungen, Erinnerungen an die rechte Hand wurden mit der Bemerkung zurückgewiesen,

er habe Herrn Matthes zweimal die Zunge herausgestreckt, und sein Versprechen ihn nicht anzuzeigen, habe nur für das erstemal gegolten. Und wenn du mir das Geld nicht gibst, so sage ich es. — Dies letzte Wort war ein Befehl des Schicksals. — Mein Vater hat eine Masse Briefmarken in der Lade; willst du von denen? — Er nickte und sagte, Thomas möge sie herunterbringen. — Unwillkürlich sah Thomas scheu zum Haus hinauf, empor zu jenen Fenstern, die zu seines Vaters Arbeitszimmer gehörten. Sie waren beide erleuchtet. — Ich kann jetzt nicht, mein Vater ist noch zu Hause. — Dann warte ich hier unten, bis er fortgeht und das Licht ausmacht, und dann pfeife ich. — Nein! rief Thomas in fürchterlicher Angst, das tust du nicht! — Dann komme ich herauf und läute. Deiner Mutter will ich schon so was sagen, daß sie nichts merken soll. — Da trat Thomas dicht vor ihn hin, sah ihn durchdringend an und sagte mit glockenklarer Stimme: Glaubst du, ich sei ohne Schutz? so daß er ihn ganz betroffen anblickte und für einen Augenblick eingeschüchtert schwieg. — Gut, sagte er nach einer Weile, dann bringst du sie mir morgen in die Schule, und damit soll die Sache dann abgetan sein.

Thomas' letzte Worte hatte er falsch verstanden; er dachte nicht anders als er drohe ihm mit der Polizei oder der Dienerschaft, oder als würde seine Mutter ihn schimpfend hinauswerfen. Thomas aber hatte sie ganz anders gemeint: Daß jener das Haus betrat, in sein Inneres drang, dies schien ihm so ungeheuerlich, daß er die plötzliche Gewißheit hatte, irgend etwas müsse ihn retten, irgend etwas Fürchterliches werde unausbleiblich eintreten, eine Katastrophe, von selbst herbeigeführt, eine Rache, die genommen wurde.

Was ist dir denn? fragte Frau Elisabeth. Sie hatte in der letzten Zeit seine Verstörtheit, seinen Mangel an Appetit wohl bemerkt und sogar einmal davon geredet, den Arzt kommen zu lassen. Er aber schützte Kopfschmerz vor und begab sich früh zu Bette. Morgen vor der Schule würde er in seines Vaters Arbeitszimmer schleichen und die Marken holen. Er war bereits an diesem Abend einmal darin gewesen, aber es kam jemand dazu und er entschuldigte sich, ohne daß es nötig gewesen wäre. Und was würde es helfen? Er würde doch immer wiederkommen.

Nachts fuhr er aus schlimmen Träumen auf. Er öffnete die Lade, er hörte ein Geräusch, er stieß die Lade zu und riß und riß an den Markenstreifen, die immer länger, immer unabsehbarer aus dem Spalt hervorquollen; dann lag er mit offnen Augen unbeweglich in seinem Bette, hörte den unermüdlichen Gang der kleinen Pendeluhr und seinen eignen schnellen Herzschlag. Beide gingen auf Stelzen um die Wette.

Frierend, mit schwerem Kopf schlich er im grauen Morgen in seines Vaters Zimmer. Die Lade war verschlossen; verzweifelt mühte er sich sie zu öffnen.

Nun zeige ich dich an. — Herrn Matthes Stunden waren die beiden letzten. Es war als könne es nie zehn Uhr werden. Und doch verrann eine Stunde nach der andern. — Herr Matthes trat herein; Thomas ließ seinen Feind nicht aus den Augen. Und wirklich hob er den Finger, erst ein wenig, dann immer höher,

doch stets so, daß es Herr Matthes nicht bemerken konnte. Schrieb er etwas an die Tafel, so ragte er hoch in die Luft, und Thomas stand Todesangst aus, Herr Matthes könne sich schnell herumwenden. Die Stunde verging, bleischwer waren seine Glieder; leise klapperten seine Zähne. Die zweite Stunde begann, ihm ward mitgeteilt, Herr Matthes habe in der Pause alles erfahren, in der nächsten Stunde würde er gezüchtigt werden. Blickte ihn Herr Matthes an, so sah er stumm zur Seite, sein Inneres war zusammengeschnürt, Herr Matthes redete lauter als sonst, er brüllte beinah, alles klang viel lauter als sonst, und dazu dröhnte fortwährend etwas aus der Ferne. Sein offener Federkasten war wie eine schwarze Kiste, der Halter schwoll dick unter seinen Fingern, riesengroß wuchsen die Buchstaben, die er mechanisch malte. Da schallte die Schulglocke fürchterlich. Thomas' Herz schlug jetzt mit Peitschenschlägen. Er schloß die Augen, eine Flut jagte über ihn dahin. Herr Matthes verließ die Schulstube wie an jedem andern Tag.

Morgen, auf jeden Fall!

Dies Wort, halb geflüstert an seinem Ohr, hatte kaum eine Wirkung mehr auf ihn. Es summte und klang in seinem Innern; taumelnd erhob er sich, die Häuser auf den Straßen schwankten, er wußte nicht, wie er nach Hause kam. — Seine Mutter war erschreckt, als sie ihn sah; in seinen Augen lag ein Flackern. Sie sah sogleich, wie krank er war, entkleidete ihn, und legte ihn zu Bette.

Bald begannen seine Phantasien. Er warf die Decke von sich und stieß einen Schrei aus, als er seine Mutter sah. Sie umfing ihn mit ihren Armen, aber in Todesangst stieß er sie zurück und schrie: Du sollst mich nicht anfassen, du bekommst sie, du bekommst sie! Mit geschwätziger Stimme setzte er dann auseinander, man müsse den Schreibtisch seines Vaters des Nachmittags um vier Uhr öffnen; das sei die Zeit, wo er am sichersten zu treffen sei; die Lade sei voll Marken, aber er habe auch Geld darin gesehen, wirkliches, wirkliches Geld. Das müsse man verkaufen gegen Marken, es sei so viel, daß er für sein ganzes Leben daran genug habe. Den nächsten Anzug aber werde er überhaupt nicht tragen, sondern gleich vom Schneider zu ihm schaffen lassen, da lägen noch viele Rollen Stoff für alle Anzüge, die man im Leben trage, so viele, so viele, so viele ...

Frau Elisabeth hörte auf diese Reden, in denen Schreckliches verborgen lag, und Erbarmen schlug in ihr um ihren Sohn. Was mußte er durchlitten haben! Sie faßte seine Hand, er aber entzog sie ihr schnell und sagte: Aber anrühren darfst du mich nicht, niemals; ich will Dich Dein ganzes Leben lang erhalten, aber wenn du mich ein einziges Mal berührst — wenn du ein einziges Mal in unser Haus kommst — er atmete schneller — wenn du nur einmal in unser Haus kommst — seine Augen starrten auf zur Decke, und sein Geist ward gerissen in irre Traumflut. Da sah er ihn schon, aus dem Strahlenfeuerkranze oben in der Mitte des Saales schaute sein Kopf hindurch, die Augen blinzelten, und nun sprang er herab. Das Haus erdröhnte, wiehernd schüttelten sich die Wände, alles wankte und schwankte, und der Onkel Mathäus brüllte vom Ofen her: Die alte Bude muß eingerissen werden.

So lag er tagelang im Fieber; Visionen des Hauses glitten häufiger in seine Träume. Fetzenweise loderten sie auf in großen Bildern, zumeist verknüpft mit der letzten Vergangenheit: Der Sturm jagte über den Garten hin und spaltete die alten Bäume, das Wappenschild zerbarst. — — Er lag im Grase, das hoch emporstand, in den Bäumen läuteten die Bienen, ein Glas schob sich an seine Lippen, er wollte trinken, der Arm ward länger und wuchs auf durch den ganzen Garten bis hoch zum Giebel, wo sein Todfeind saß. Eine leise begütigende Stimme drang an sein Ohr: der Arm verschwand, und statt der schrecklichen Gestalt gewahrte er dort oben Alexander. — — Feuer zischte aus allen Spalten und Fugen des Hauses, er wollte retten, löschen, Brandglocken dröhnten und die lohe Fackel oben auf dem Turme schwang in riesenhaftem Kreise. Die Balken sprühten, knisterten und qualmten, und wie sie berstend niederkrachten, stand dort oben eine einsame Gestalt. Was er für Feuer sah, ward Glut der Abendröte. Leuchtend im Rosenlichte lag das Haus, regungslos stand die Gestalt. Zitternd streckte er die Arme nach ihr aus, und flüsterte einen Namen. Sie wich zurück, schwand ferner, verblaßte, verging in schimmerndem Nebel — — — noch traumverloren, halbwach, ruhte sein Blick auf dem trüben, blinden Bilde, das hoch am Fußende seines Bettes hing.

Lange lag er so mit offnen Augen. Ganz in der Ferne klang etwas leise, leise, langsam, zum ersten Male, erkannte er, wo er sich befand. Er schloß die Augen wieder, dachte nichts und fiel in langen, traumlosen Schlaf.

Beim nächsten Erwachen erinnerte er sich an alles, was geschehen war, gleichgiltig, als gehe es einen andern an. Er überlegte, daß er aufstehen müsse — es war gewiß schon spät — er wollte sich erheben, sank aber sogleich in Schwindel in die Kissen zurück. Seine Mutter trat leise ein, sah ihn halb aufrecht, er streckte ihr den Arm entgegen, und lautlos sank sie an seinem Bette nieder. Er mahnte mit matter Stimme, er müsse in die Schule, sie schüttelte den Kopf und küßte wieder und wieder seine Hände. Was war ihr nur? — Langsam, voll Schonung erfuhr er nun, daß er Tage und Tage hier im Bette lag, während er vermeinte, es sei nur eine Nacht verflossen. Er wollte erzählen, was geschehen war, sie aber flüsterte, das alles habe seine Zeit, er solle ruhen und Kräfte sammeln. —

Tage vergingen, noch immer fühlte er sich matt, aber dann erzählte er alles, mit ruhiger Stimme, ohne die geringste Erregung. Selbst seinen Vater sah er ohne Angst. Der verließ ihn mit der Versicherung, er werde sogleich zum Direktor gehen, Thomas brauche sich nicht zu ängstigen, alles werde auf das beste erledigt werden. — Und in den nächsten Tagen brachte er die Nachricht, jener Schüler sei auf eine andre Schule gewiesen worden.

Herr Matthes erwähnte den Vorfall mit keinem Worte, war freundlich zu ihm wie immer, und Thomas erschien das Ganze wie ein Traum. Es war ihm fast sogar, als sei jener ausgewiesene Schüler und sein Feind gar nicht ein und derselbe Mensch, und auch auf Alexander blickte er aus Fernen.

Es dauerte geraume Zeit, bis Thomas das Durchlebte überwand. Das Eigentliche, Wirkliche daran trat zurück, das Phantastische ward zur Wirklichkeit. Die Gestalt seines Feindes verlor in seiner Erinnerung allmählich alle Persönlichkeit, sie ward zu einem ungewissen Dämon, der verbannt war, dessen Macht hinabklang. Zuweilen erschien er ihm noch in seinen Träumen, aber niemals mischten sich in sie Schulerinnerungen: Fahl und hager stand er vor seinem Bett und sah auf ihn nieder, nicht höhnisch, nicht grausam, nicht voll Haß, sondern mit verwestem Lächeln, und mit den entrückten Augen eines Toten, dessen schwimmend-offener Blick mit ungewissem Grauen füllt.

Aber diese Bilder wurden seltener und verblaßten mit der Zeit. Das aber, was an jenem Erlebnis scheinbar zurücktrat, überschimmerte bald alles andere:

Bruchstücke aus seinen lichten Traumvisionen blieben in seiner Seele und verbanden sich mit anderen, flossen zusammen zu einem nebeligen, ahnungsvollen Grunde, und aus diesen Tiefen winkte ein Gesicht herauf, quälend, rätselvoll, beglückend; er wähnte, es sei Alexander.

Er ward ihm allmählich zu einem höheren Wesen, das sich erniedrigte, hier auf der Erde zu wandeln, während er in Wirklichkeit vergangenen alten Zeiten angehörte. Seine Heimat aber war das alte Haus; er selbst sein Schutzgeist. Seine wache Seele sagte ihm, das alles sei unmöglich, aber für sein tiefstes und letztes Gefühl war es doch so. Und diese Gewißheit ward ihm bestätigt durch das Wappenschild, das hoch oben unter dem Giebel des Hauses die Jahrhunderte überdauert hatte: Bis zur Unkenntlichkeit verwittert, zeigte es noch Spuren seines früheren Aussehns: Zwei pyramidenförmig zueinander gestellte Streifen, ähnlich zwei Schwertern, deren verloschene Spitzen sich einst kreuzten. Lange grübelte Thomas darüber, was sie bedeuteten, bis es ihm mit einem Schlage vor der Seele stand: Es war der Anfangslaut in Alexanders Namen.

Ihm selbst zu begegnen vermied er nach wie vor; zu sehr brannte in ihm noch die Scham der Vergangenheit. Aber zu Hause saß er sinnend im Garten, sah auf zum Wappenschilde und gedachte jenes Traumes, wie Alexander ihm erschien, und wie er später ihm entwich, immer ferner, durch die grüne Wand des Zimmers. Von seiner Umgebung hatte niemand eine Ahnung von diesen Gedanken, in die Thomas sich immer mehr versenkte. Was man sah, war nur ein träumerisches, abgeschlossenes Wesen. Der Justizrat sprach davon, ihn in Pension zu geben; erst gestern — so sagte er — als er durch Zufall einen der dunklen Räume betrat, habe er ihn überrascht, wie er versunken, an nichts denkend in einem Winkel saß und vor sich hinstarrte. Was sei Ursula dagegen für ein Kind! Es sei eine Freude, sie nur anzusehen! Die spränge einem entgegen, wisse immer etwas Neues, habe immer Geist und Witz und stände schon jetzt eigentlich mitten im Leben drin!

Frau Elisabeth gab ihrem Manne mit dem Verstande recht; der Gedanke, ihren Sohn fortgeben zu sollen, war ihr schrecklich. So sprach sie mehrere Male eindringlich mit ihm, forderte ihn auf, sich Bekannte, Freunde zu suchen, und er

versprach es. Aber er tat es nicht, und sie hatte Angst vor neuen Unterredungen mit ihrem Mann. Vielleicht, so dachte sie einmal, als sie über Thomas' Wesen nachgrübelte, behandeln wir ihn ganz falsch; wozu müssen es gerade Knaben sein, mit denen er umgehen soll. Vielleicht würde er sich unter Mädchen viel wohler fühlen. Aber dann verwarf sie diesen Gedanken wieder halb; denn das hätte sich doch längst von selber zeigen müssen.

Ursulas Geburtstag stand dicht bevor. Sie half selbst an den Vorbereitungen, sie gab sogar Gedanken. Sie wollte ein großes, schönes Gewinde um ihren Tisch sehn, aus Lorbeer und roten Rosen. In der Mitte sollte ein Baumkuchen ragen und in ihm ein einziges, riesiges Licht. Die vielen kleinen Lichter seien nur für Kinder. — Frau Elisabeth waren diese Vorkehrungen zu prunkvoll, und ganz gegen ihren Sinn war ihr der Gedanke, daß Ursula das Zimmer dunkel wünschte, bis auf das eine, brennende Licht. Wie sie aber hinzusetzte, niemand solle dann in das Zimmer hinein außer ihr selbst, die andern sollten draußen stehen bleiben und warten, bis sie wieder herauskäme — da lehnte sich ihr Gefühl plötzlich gegen das Ganze mit Entschiedenheit auf; sie schlug ihr rundweg alles ab und sagte, ein Kind mit einfachem, natürlichem Gefühl komme auf solche Gedanken gar nicht, im Gegenteil, es überlasse alles seinen Eltern und ließe sich von ihnen zu seinem Geburtstag überraschen. — Was bleibt uns denn noch für eine Freude, sagte sie, wenn du sie uns vorwegnimmst, ja wenn wir nicht einmal dabei sein dürfen, wenn unser Kind sich freut?! — Aber der Geburtstag ist doch für mich und nicht für euch; und wenn ich mich so am meisten freue, wie ich möchte, dann muß das doch euch wieder am meisten freuen, denn ihr freut euch doch an meiner Freude! — Frau Elisabeth sah traurig auf ihr Kind, das da Gefühle zergliederte, so jung es war; Gefühle, über die sie selbst noch niemals nachgedacht hatte, da sie selbstverständlich und unantastbar waren. — Sie erwiderte mit etwas anderen Worten dasselbe, was sie schon einmal gesagt hatte; Ursula beharrte auf ihrem eigenen Standpunkt. Da wurde sie schließlich heftig und sagte: So tue, was du willst. — Dieses Wort wirkte wie eine lebendige Kraft. Ohne sich einen Augenblick aufzuhalten, eilte sie hinaus; dann blieb sie stehn: Was wollte sie eigentlich? — Sie ging ins Arbeitszimmer ihres Vaters. Dort saßen fremde Männer auf Stühlen an den Wänden, einer stand am Schreibtisch und redete in sehr merkwürdigem Deutsch, und sie war überrascht, ihren Vater in derselben Sprache antworten zu hören. Sie stand mit offenem Munde und vergaß ganz, weswegen sie gekommen war. — So sprachen die Dienstmädchen draußen in der Küche, wenn sie sich unterhielten. — Er erschien ihr in einem neuen, und zwar sehr komischen Lichte. Schließlich aber dauerte ihr die Verhandlung doch zu lange, sie drängte sich an ihn heran, indem sie sich wie eine Katze die Seitenwand des großen Schreibtisches entlang strich, und blieb dann dicht vor ihm stehen, mit einem ganz verzwickten Ausdruck in den Augen. — Was willst du? fragte er, sich plötzlich unterbrechend, in seiner gewöhnlichen Sprechweise, mit einer raschen Seitenbewegung des Kopfes nach ihr hin. Sie nannte eine Summe Geldes und

setzte in aller Geschwindigkeit auseinander, wozu sie sie benötige. Er hörte sehr aufmerksam zu, gab ihr das Verlangte, mit schnellem Danke eilte sie hinaus. An der Tür aber rief sie ihr Vater, der sofort die Unterhaltung mit dem Bauern wieder aufgenommen, noch einmal zurück, indem er sagte, er habe überlegt, sie reiche mit dem Gelde nicht. Erfreut streckte sie noch einmal die Hand aus. — Da sie aus den letzten Worten ihrer Mutter abnahm, sie wolle mit den vorgeschlagenen Vorbereitungen zum Geburtstage nichts zu tun haben, kümmerte sie sich selbst um diese Dinge, besorgte das Notwendige und flocht das Gewinde mit ungewohnter Beharrlichkeit. — Thomas kam dazu. — Er wunderte sich über das große Licht. Sie sagte, es solle ganz allein im dunklen Zimmer brennen. Er sah sie überrascht an: An was erinnerte ihn das nur? Er grübelte und grübelte. Gedanken lösten sich in ihm, die er selbst nicht fassen konnte, schnell wie Schatten, irre Vorläufer des Bildes, das wie aus den Tiefen der Erde langsam aus dem Boden seiner Seele emporstieg und sich nun verdichtete vor seinem inneren Auge: Einsam, tiefgolden, ölig glomm eine Kugel im grenzenlosen, finstren Raum; die Wände, die Decken waren verschwunden; über dem Bodenlosen schwebte das Licht, schwarz umwölbt vom Haus. — — Hatte ihm das einmal geträumt? Er sann darüber nach; das mußte lange, lange her sein; — aber so sehr er auch grübelte — seine Erinnerung zerbröckelte wie graues, altes Gestein. —

Ich bin es selbst! sagte Ursula. — Er kam wieder zu sich. Was bist du selbst? — Das Licht! Und du sollst schon sehen, daß ich recht habe! Ich werde einmal sehr berühmt; ich werde Schauspielerin. — Jetzt war er wieder ganz in der Wirklichkeit und sah Ursula erstaunt an. — Ich sage doch jetzt schon die besten Gedichte in der Klasse auf, und unsere Lehrerin sagt, es sei erstaunlich, was für ein Mienenspiel ich hätte! Wenn ich einmal erwachsen bin, dann gebe ich die größten Rollen, jeden Abend eine andere, und eine immer ganz anders als die andere. — Ein einziges Mal war Thomas im Theater gewesen, aber was er da gesehen hatte, das war ihm ein Erlebnis, so feststehend wie jedes andere. Er hatte nie darüber nachgedacht, daß das alles nur gespielt sei, und daß ein und derselbe Mensch Verschiedenes spielen könne. Ursula ging öfters ins Theater, öfter als Frau Elisabeth lieb war; aber ihr Vater begünstigte diese Neigung. — Wie willst du eigentlich einmal berühmt werden, Thomas? Ihm war diese Fragerei unbehaglich, und das Wort „berühmt" das klang so schrecklich. Sie lachte und zupfte im nächsten Augenblick an einer Stelle des Gewindes. Ihr Gesicht war schon wieder ganz ernst, auf der Stirne standen ein paar kritische Falten. Sie hob das Ganze hoch, er mußte helfen, und nun trug sie das Gewinde zu Frau Elisabeth, um sich am nächsten Morgen, ihren Angaben gemäß, überraschen zu lassen. Ihre Mutter nahm die Dinge, machte aber ein Gesicht, als ob sie etwas ganz Besondres wisse.

Am folgenden Tag fand Ursula auch alles genau nach ihrer Vorschrift. Aber sie suchte vergebens nach Geschenken und zeigte sich etwas unwirsch wieder an der Tür, starrte aber, noch halb geblendet von der Dunkelheit, auf einen vollen Geburtstagstisch mit Kuchen und Lichtern, so wie es sich nach ihrer Mutter

Ansicht für ein Kind gehörte. Sie zog die Augenbrauen hoch und trabte leise darauf zu, überwitterte das Ganze und streckte ihrer Mutter mit einer wunderlichen Bewegung die Hand zum Dank entgegen. Frau Elisabeth fragte sie mit entgegenkommender Herzlichkeit, ob nun nicht dieser Geburtstagstisch sie mehr erfreue als der nebenan, worauf sie den Mund hin und her zog, als finde sie seine richtige Lage nicht, und plötzlich zu ihrem Vater sagte: Papa, sprich doch noch einmal so wie gestern, das war zu komisch. Der Justizrat freute sich über ihre unbefangene Weise Unbequemes von sich abzuschütteln, und sagte ihr dies auf die verlangte Art. Das gelbe Licht brannte noch vergessen in dem dunklen Zimmer; Thomas stand davor und sah es lange an, aber dann kehrte er ihm enttäuscht den Rücken: Es war ganz anders als er dachte.

Nachmittags war Ursula in geschäftiger Aufregung. Sie war die Hauptperson des Tages und in bester Laune. Thomas mußte dabei sein, wie sie ihr schönstes Kleid anlegte, schließlich verriegelte sie gar die Türe, niemand außer ihm dürfe ihr behilflich sein, und dann gab sie ihm einen Kuß, so plötzlich, daß er den Gedanken erst fassen konnte, als er schon vorbei war. Dann zog sie ihn zu einem Fenster, von dem aus sie gemeinsam das Treppenhaus überblicken konnten, denn sie wollte sehen, welche von ihren Freundinnen wohl als die erste käme. Es war jenes Fenster, dem gegenüber das Regenrohr und der Schornstein ragten, die Thomas in früheren Jahren so oft betrachtete. Und während Ursula zur Treppe niederspähte, sah Thomas seit langer Zeit zum ersten Male wieder mit Bewußtsein dort hinauf. Alles schien genau wie früher und doch anders. Er sah sie lange an, die Wand, das Dach, das Rohr, das alles unerschütterlich und unbeweglich all die Jahre stand. Wie war es eigentlich in Wirklichkeit?

Er spürte einen leichten Stoß: Ursula deutete mit vorsichtigem Finger hinab durch das hohe, helle Treppenfenster. Da sah er ein Mädchen, das sich auf sonderliche Weise emporbewegte. In kleinen, aber hohen Sprüngen erreichte sie die Treppenstufen so, daß das vordere Bein auf die höhere, das zurückstehende aber gleichzeitig auf die darunterliegende niederstieß. Einmal irrte sie sich und mußte zwei Stufen zurückgehen. Ursula kicherte in sich hinein und dann begrüßte sie das Mädchen mit überlegenen Blicken, so wie man jemand ansieht, auf dessen Rücken etwas Lächerliches befestigt ist, ohne daß er selbst davon weiß. Rasch eingeweiht war sie als Dritte die Eifrigste am Fenster. Thomas aber zog sich zurück. Leer und langweilig kam ihm das Ganze plötzlich vor; und dann: dies Mädchen, hart an seiner Seite, dessen warmen Ellenbogen er fühlte, ärgerte ihn. Von hinten betrachtete er sie nun mit Abneigung. Er gab Neueintretenden die Hand, wenn es nicht zu umgehen war, horchte wie die Sprechenden lauter und lauter redeten, — denn es kamen immer neue Stimmen dazu und bald war das ganze Zimmer voll weißgekleideter Gestalten — und dachte: wenn doch wenigstens das Fenster offen wäre! — denn in der Luft lag etwas Unbekanntes, das nicht hineingehörte. Die Mädchen waren ihm noch fremder als die Knaben, die doch wenigstens Knaben waren so wie er.

Frau Elisabeth trat nun herein, im hellblauen Seidenkleide, geschmückt mit der goldenen Kugelkette, errötete leicht und richtete an jede einzelne ein freundliches Wort. Man ging nun in den Garten, bald glich er einem öffentlichen Tummelplatze. Sie warfen mit Bällen gegen die Wand des Hauses, Thomas selbstgezimmerter Hollunderbaumplatz ward entdeckt, die Keckste wagte sich hinauf, sie winkten mit Taschentüchern zum Turm empor, als sie dort oben auf der Galerie einen Menschen erblickten, stöberten in dem folgenden Versteckspiel Plätze auf, die Thomas heilig waren, und überboten sich in Auslegungen des Wappenschildes. Sie wurden Thomas immer unleidlicher, immer abgeschmackter. Ursula war bei allem stets die erste, leitete das Ganze. Sie hatte Thomas schon längst vergessen. Frau Elisabeth schien in ihre Kinderjahre zurückgekehrt, sie klatschte in die Hände und nahm die kleinen Geschicke, die den zuletzt alleine Übrigbleibenden in Kreisspielen zu ereilen pflegen, mit Wichtigkeit und Pflichtgefühl auf sich. Thomas ward ins Gartenhaus geschickt, etwas zu holen; er kam nicht zurück, er drängte sich durch die Buschreihen fern von der Gesellschaft weg, immer an dem schwarzen Lattenzaun entlang, blieb endlich stehen und sah gedankenlos auf das düster ziehende Wasser in der Tiefe. Von fern scholl das laute Lachen der Mädchen, die schon längst nicht mehr auf seine Rückkehr warteten. Das machte ihn traurig, obgleich er doch froh war, ihnen entronnen zu sein. Er kam sich einsam, ausgestoßen vor. — Lange saß er unbeweglich. Auf einmal bemerkte er, daß der Lärm verstummt war; man mußte wieder in das Haus zurückgekehrt sein. Nun war er allein in dem weiten Garten. Unten gurgelte das Wasser, sonst vernahm er keinen Laut. Er horchte schließlich aufmerksam auf die kleinen Töne, die kein Ende nahmen. Und er dachte: Ob wohl das Wasser schon lange so rauscht, schon das ganze Jahr, schon damals als ich immer zu der Dachrinne und dem Schornstein aufsah, schon seit ich geboren bin, — — oder noch viel länger? — Er schloß die Augen und dachte, wie sonderbar das doch alles sei. Dann hörte er wieder die kleinen Töne in der Tiefe. Er nahm sich vor beständig auf sie zu lauschen, er vermochte es auch eine Weile, aber dann rauschten sie ferner, verloren sich ganz, und wenn er sie endlich wieder hörte, zerrann ein ungesehenes Bild vor seiner Seele. —

Er sah hinab zur Tiefe, so lange, daß es ihm endlich vorkam, als fließe nicht das Wasser, sondern als zöge er selbst auf einem unbekannten Schiffe still den Strom hinauf. Dann stand es plötzlich wieder still und er sah, daß in Wirklichkeit das Wasser floß. Und eine ähnliche Verwechslung ging in seiner Seele vor: Er wußte, daß er, Thomas, hier am Gitter stand und hinabsah, aber wenn er gerade dieses mit Angestrengtheit dachte, so war er sich selbst ganz fremd, ein anderer, es löste sich dieselbe Gestalt in zwei gesonderte, um im nächsten Augenblick, beim wachen Hinschaun, wieder nur eine einzige zu sein.

Vom Turm her rief das Wächterhorn, unten floß das Wasser, leise und eintönig. Ihm war mit einem Male unheimlich an diesem Ort. Er drängte sich weiter durch die Büsche und immer weiter, bis er das Ende des Zaunes erreichte;

es war ein Platz, den er kaum kannte, wild und dicht verwachsen. Rechts lag der Mauerbau mit den Eisenringen bis beinah dicht zu ihm heran. Hier war ein Durchblick durch den Zaun, der im Winkel hart an die Mauer schloß. Tiefer unten, jenseits des Zaunes, sah er drei alte, dunkle Kastanienbäume. Niemals hatte er sie gesehen, niemals von hier herabgeschaut. Und doch kannte er sie. Erinnerung zog leise in ihm wie der stillbewegte Grund unter einem tiefen Wasser. So wie im Dunkel schimmernde, geheimnisvolle Ringe vor dem müden Kind, das sich die Augen reibt, erscheinen, die es nur sieht, wenn es sie nicht ansieht, die es niemals erhaschen kann, da sie sogleich entweichen, wenn es die Augen nach ihnen dreht, — so stand in Thomas' Seele ein Bild der Erinnerung, das vor seinem wachen, grübelnden Bewußtsein in die Tiefe tauchte, um wieder aufzudämmern, wenn er das Denken aufgab.

Lange, lange saß er so. Ein ferner Ton strich hoch durch die Luft, durchzog den ganzen Himmel und klang klagend am Horizont hinab. Thomas sah, daß seine Hände kalt und blau geworden waren; die Dämmerung war hereingebrochen, ohne daß er es bemerkte. Er teilte die dichten Sträucher auseinander und sah den Garten vor sich; still und hoch standen die Bäume im Abendnebel, leichter grauer Schleierduft lag auf dem Grase. Es war, als habe ihn noch nie ein Mensch betreten. Scheu ging er durch die Büsche. Nun stand er mitten auf dem Rasen.

Von zwei Seiten her umschlossen ihn die düsteren Fronten des Hauses, in denen hie und da ein Fenster matt erleuchtet war, hinter ihm lag der schwarze Mauerbau, auf der letzten Seite starrten die Massen der Büsche wie ein hoher Wall. Da legte er sich nieder in das Gras. Gegen den Abendhimmel hob sich fern der höchste Giebel, schwarz wie ein ungeheures Dreieck. Vom Wappenschilde war nichts zu erkennen.

So lag er einst im Traum, als er dort oben Alexander sah.

Er kehrte sein Gesicht zum Boden, preßte die Wange gegen die Erde und breitete die Arme über sie.

(Fortsetzung folgt)

Unter dem Halbmond/ von Knut Hamsun

(Schluß)

Heute ist Freitag. Der Sultan geht zur Kirche. Jetzt gilt's, Zutritt zu der Feierlichkeit zu erhalten. Nicht zur Moschee, die Se. Majestät mit dem Gefolge allein betritt, aber zu dem Schauspiel außerhalb der Moschee, zum Schauspiel einer orientalischen Parade.

Zwei Tage lang haben wir daran gearbeitet, diesen Zutritt zu erlangen; jetzt gibt uns die Gesandtschaft einen Brief, der uns auch die innerste Tür öffnen soll. Der Brief ist an „Son Excellence, Monsieur l'Aide de Camp du Service pour la Cérémonie du Sélamlik etc. etc. etc. Palais Impérial de Yildiz".

Merkwürdig, denke ich, wie geschmeidig doch die französische Sprache ist! Wie würde so eine Adresse auf Norwegisch lauten? Herrn Dalai Lama, Lhassa, Tibet. Nackte Fakta. Kein Usw., kein wer weiß wie langes Festhalten ein und desselben Gegenstandes! Wie beträgt sich nicht allein schon das Landvolk in Norwegen, wenn es einen Brief erhält! Haben sie den Verstand dazu, ihn in einer Sekunde aufzureißen, den Umschlag auf die Erde fallen zu lassen? Ganz genau wollen sie wissen, von wem der Brief ist, bevor sie ihn annehmen! Und der Bote muß oft noch Bescheid darüber geben, was im Brief stehe, bevor er ihn abliefern darf. Was für eine Meinung muß so was „dem Ausland" von unserm „kleinen Volke" beibringen! . . .

Wir fahren in einem ganz gewöhnlichen Wagen, den wir gemietet haben. Aber wir haben einen Diener auf dem Kutschbock, unsern Griechen, der alles Äußerliche für uns tun muß, der die Wagentür aufreißen, vorangehen und uns den Weg zeigen und uns die Mäntel — mit dem Seidenfutter nach außen — tragen muß. Die Leute, denen wir begegnen, schenken uns keine Aufmerksamkeit, sie ahnen nicht, daß wir einen Brief an Se. Exzellenz den Zeremonienmeister oder an seinen Aide — was ja auf eins herauskommt — in der Tasche haben! Oho! Wie dumm das ist von den Leuten, daß sie uns keine Aufmerksamkeit erweisen! Wir könnten Bittschriften von ihnen mitnehmen, könnten an allerhöchster Stelle für sie sprechen. Sie blicken gerade so interessiert auf einen Wagen hinter uns, einen Wagen mit Deutschen. Diese Deutschen wollen natürlich auch auf den Moscheeplatz, denken wir; aber ins Haus kommen die nicht, kein Drandenken!

Je weiter wir vorwärts kommen, desto mehr und mehr Leute werden es, durch die man sich hindurchschlängeln muß, Militär zu Pferde und zu Fuß, Musik, gemeine Neugierige, alle drängen nach demselben Ziel. Wir sprechen unserm Griechen den Wunsch aus, in eine Seitenstraße einzubiegen, in der wir rascher vorwärts kommen können. Der Kutscher tut wie ihm befohlen wird. Aber es half nichts, es waren hier gerade soviel Leute. In ganz Galata und Pera wimmelt es von Menschen, die alle nach einem bestimmten Punkt hinter Beschik Tasch wollen, nach der Hamidiémoschee.

Militärmusik belebt unsere endlose Fahrt, bald aus dieser Straße, bald aus jener hört man Hörner blasen. Es fällt uns auf, daß die berittnen Offiziere mit Musik rascher vorwärts kommen, die aufgeweckten Jägerpferde durchzuckt Freude beim Klang der Trompete, und sie tanzen mit aufgeblasenen Nüstern, wenn die Trommel gerührt wird.

„Da drinnen ist des Sultans Sommerresidenz", sagt der Führer, als wir ein vergoldetes Tor passieren. Wir kommen an eine ungeheure Mauer, und der Führer sagt: „Das ist der Harem des Sultans." Die Mauer ist zweihundert Fuß hoch; wir sehen die Türme mehrerer Paläste darüber emporragen. Der Harem ist groß.

Der Sultan der Türkei soll, nach alter Sitte, „das Recht auf dreihundert Frauen" haben. Und wir im Westen glauben, daß er so viele hätte. Solch ein Wollüstling wäre er!

Fürs erste ist in Betracht zu ziehen, daß der Sultan der Türkei sich nicht vermählen kann. Dies Gesetz ist in dem Tatarenzelt gegründet worden, als er noch Stammeshäuptling war. Seine Macht durfte nicht eingeschränkt werden, er besaß alles und alle. Auch seine Vorväter waren nicht vermählt; der Sultan selbst ist der Sohn einer Sklavin.

Fürs andre hat er eine Gemahlin: die Mutter des künftigen Sultans. Diese Sklavin wird legalisiert und tritt ungeheure Würden und Rechte an, die keine türkische Macht je wieder von ihr nehmen kann. Man stelle sich vor, daß diese Frau mit der ungeheuren Macht zweihundertneunundneunzig Rivalinnen dulde! Wie ein Orientforscher sagt: da kennt man die menschliche Natur und die Frauen des Orients schlecht! Eine andre Sache ist es, daß das System mit den Lieblingsfrauen sich auch hier geltend macht, und zwar hier mit dem freiesten Spielraum, als vom Propheten selbst autorisiert. Und schon weil eine solche Lieblingsfrau nicht gern Rivalinnen um sich her auftauchen sieht, ist anzunehmen, daß die Zahl der letzteren beschränkt ist. Vambéry, der den Orient durch und durch kennt, gibt uns Gelegenheit, diese Verhältnisse mit denen abendländischer Majestäten zu vergleichen.

Zum dritten beachte man, daß der Harem keineswegs aus „Frauen" des Sultans besteht, sondern eine Gemeinschaft sämtlicher Damen des kaiserlichen Hauses mit ihren Sklavinnen und den Dienerinnen der Sklavinnen ist. Da ist zuerst der Harem des abgegangnen Sultans. Dieser wird vom nachfolgenden Herrscher unterhalten. Dann sind da des Sultans Mutter, seine Schwestern, Tanten und Nichten mit Sklavinnen und Dienerinnen der Sklavinnen in die Hunderte. Abdul Medschids Harem war seinerzeit fabelhaft — zwei-, manche sagen, viertausend Frauen — und verschlang ungeheure Summen jährlich. Wie konnte er anders als groß werden und Unsummen verschlingen? Allein die Schatzmeisterin seiner Frau Mutter hatte fünfzig Sklavinnen, von denen jede eine oder zwei Dienerinnen hatte.

Es ist dies ein Maßstab, nach dem sich im Orient rechnen läßt. Große Diener-

ſchaft iſt ein Zeichen von Rang und Anſehn. Die betreffenden kaiſerlichen Damen oder Gemahlinnen verſehen ſich ſelbſt mit Sklavinnen. Wir haben uns erzählen laſſen, daß die Sultane in ihrer Ruchloſigkeit unmenſchliche Agenten auf einen Markt in Konſtantinopel geſchickt und Schönheiten für den Harem hätten aufkaufen laſſen. Eine Fabel, die der abendländiſchen Phantaſie würdig iſt: vermag ſie auch ſonſt wenig, ſo weiß ſie ſich doch auf dieſem Gebiete ſachverſtändig zu tummeln!

„Zu allen Zeiten haben die Damen Wert darauf gelegt, daß ihre Sklavinnen zahlreich und von gutem Ausſehn waren", ſagt Vambéry. Es iſt alſo für ſie eine Art Luxus, ähnlich dem Schmuck. Die fünfzig Sklavinnen der oben erwähnten Schatzmeiſterin waren denn auch wegen ihrer Schönheit berühmt. Die Sklavinnen werden in ihrer Kindheit erworben — brutal für bares Geld gekauft — und im Harem aufgezogen, wachſen heran, nehmen immer höhere Stellungen bei ihren Herrinnen ein und erhalten ſchließlich ſelbſt eine kleine Sklavin zu ihrer Bedienung. Aber der Herrin gehören ſie alle, und ſie kann ſie verkaufen, wenn ſie will. Das iſt nun ſo ein Fall, wobei ſich ja wohl der Sultan als Herr des Hauſes zeigen und eines ſchönen Tages den Sklavinnenhandel abſchaffen müßte — freilich. Aber der Sultan iſt ſelbſt Orientale und findet es vielleicht ganz angenehm mit der ganzen ſchönen Dienerſchaft. Außerdem iſt es möglicherweiſe gar nicht ſo leicht, dieſe Änderung einzuführen, da ſie eine tauſendjährige ſoziale Einrichtung bei ſeinem Volke umſtoßen und zudem die Religion angreifen würde.

Aber ſolch eine Ungeheuerlichkeit wie das Syſtem mit den Günſtlingsfrauen, ganz offen am Hofe ausgeübt, — wie wirkt das auf das Volk? Die Türkei müßte ja doch in Grund und Boden hinein ruiniert ſein. „In den mohammedaniſchen Ländern, die ich kenne," ſagt Vambéry, „gibt es unter Tauſenden kaum einen Hausherrn, der von der geſetzlich geſtatteten Vielweiberei Gebrauch machte. Bei Türken, Perſern, Afghanern, Tataren iſt im allgemeinen die Vielweiberei unerhört, undenkbar." Das deutet auf eine nicht geringe Erziehung in der Kultur, im Verantwortlichkeitsgefühl hin! Sie haben die Erlaubnis, der Prophet hat die Torheit nicht verboten, der Prophet hat ſie vielmehr durch ſein Beiſpiel viel eher geboten; aber der richtige Türke entſagt dem ganzen Vergnügen. Nun iſt es ja allerdings wahr, daß mehrere Frauen auch größere Ausgaben mit ſich bringen; dem armen Fellah ſind alſo ſchon aus dieſem Grunde derlei Flottheiten abgeſchnitten. Aber alle die hohen Herren, die es ſich leiſten können? Und der ganze Mittelſtand? Alle die Leute innerhalb der Bürgerklaſſe, die mehr haben, als ſie gerade zum täglichen Brot bedürfen? Wie viele ſind da nicht, die die Brotſcheiben, die Weintrauben und das Feigenwaſſer beſchaffen könnten, die zwei Frauen zum Leben brauchen? Und viele könnten ja ſo töricht ſein und denken: drei koſten auch nicht viel mehr; ich nehme mir drei! Die dritte könnte ja dann ein bißchen weniger kriegen und nur ſo als ein kleiner Abglanz der zwei andern dabeiſitzen, und die magerſte ſein!

Aber eine Frau hat der arme Fellah, und eine Frau der hohe Effendi. Der Herrſcher iſt eine mehr oder minder einzig daſtehende Ausnahme — wie im Abendlande.

Ich denke daran, was wohl in den Mittelklassen in Europa werden sollte, wenn die Religion die Vielweiberei gestattete und das Gesetz sie nicht verböte! Was für eine uneindämmbare Frivolität da im Haus und auf der Straße herrschen würde! Nach jedem Christianiakrach würde da auf einmal ein Harem unter den Aktiven einer Konkursmasse stehen!

Wir kommen zur Hamidiémoschee und steigen aus. Den Wagen lassen wir vom Griechen bezahlen; das ist das Amt unsres Dieners, malpropre Scheidemünzen zu zählen! Der Wagen mit den Deutschen folgt uns auf den Fersen und hält auch am Portal. Wo wollt denn ihr hin? denke ich und gebe den Deutschen mit einem Blicke zu verstehen, wie hoffnungslos es ist! Hier schlüpft nicht jeder erste beste herein!

„Diesen Weg!" sagt der Grieche und führt uns über den großen Platz. Von der Moschee aufwärts geht ein mit Sandgries bestreuter Hügel, auf der Spitze des Hügels liegt Yildiz Kiosk, das Sternenzelt; wir sehen einen Flügel des Schlosses zwischen Bäumen und hohen Blumengewächsen. Auf dem Hügel ist schon eine Menge Militär versammelt, aber noch ohne Aufstellung; die Offiziere schlendern umher, schwatzen miteinander und rauchen.

Wir drängen uns zwischen hohen Offizieren durch, die ab und zu gehen, passieren eine Wache und treten in ein Haus links vom Sternenzelt. Der Grieche führt uns brillant; er deutet auf einen Tisch und sagt: „Da sitzt der Zeremonienmeister!"

Er ist kein Mann der Form, der gute Grieche! Er trieb uns durch einen Knäuel von Offizieren um den andern, ohne uns nur Zeit zu lassen, uns dünn zu machen. er passierte die Wache, ohne zu grüßen, während ich den Hut abnahm und die Honneurs erwiderte. Ich trug auch den Brief der Gesandtschaft in der Hand, damit alle sehen könnten, daß ich notwendig den Zeremonienmeister sprechen müsse. „Da sitzt er", sagte der Grieche.

Ich trete an den Tisch vor und bleibe vor dem reichstdekorierten Mann stehen, den ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Die Orden hängen ihm in dicken Klunkern von beiden Schulterblättern bis auf den Bauch hinunter. Seine Uniform ist von hellem Tuch. Ich nehme an, daß die Türken auf dem Standpunkte der norwegischen Landbevölkerung stehen, und daß ich Rede stehen muß, von wem der Brief sei, und was er enthalte, bevor ich ihn abliefern dürfte. Ich verbeuge mich also und reiche dem Zeremonienmeister meinen Brief, wie man so einen recht gewichtigen Brief überreicht!

„Eure Exzellenz," sage ich, „ein Brief von der norwegischen und schwedischen Gesandtschaft."

„Du großer Gott!" hätte er eigentlich antworten müssen und aufstehen und sich verbeugen. Aber er blieb sitzen. Meine Rede machte keinen Eindruck; der Mann nimmt den Brief, reißt ihn in einer Sekunde auf und läßt den Umschlag auf die Erde fallen. „Es ist doch großartig, wie weit diese Türken gekommen sind!" denke ich. Der Mann liest den Brief mit einem Lächeln. Mit einem Lächeln.

Meine Reisegefährtin sagte, er habe über mein Französisch gelächelt; aber ich glaube, er lächelte über das Französisch des Briefes. Er winkt mit der Hand, ein dienstbarer Geist in Goldbrokat tritt herzu und führt uns in ein Nebengemach. Unsern elenden Griechen ließen wir draußen.

Es sind drei große Fenster hier, wir haben den Hügel gerade vor Augen, das Sternenzelt oben zur Linken, die Hamidiémoschee vor uns zur Rechten. Der Sultan muß auf zwei Schritte Entfernung an uns vorüberkommen.

Ein entzückender Aussichtsplatz, den wir da bekommen haben! Da es verboten ist, den Sultan durch den Feldstecher anzusehen, haben wir die Gläser im Hotel zurückgelassen; aber ich putze meine Brille ordentlich. Es scheint, als ob das Gemach für uns reserviert bleibe; wir hören andre Fremde die Nebenzimmer füllen, aber unsre Tür öffnet keiner. Und ich nicke und finde das ganz in der Ordnung.

Draußen auf dem Platz erscheint eine Truppenabteilung nach der andern, ein kurzes Kommando ertönt, und die Abteilung schwenkt auf ihren Platz ein und steht still. Der Hügel füllt sich gleichermaßen mit ganzen Menschenmassen. Zahllose Regimenter aus Völkern aller Länder und Reiche des Sultans marschieren unter Musik und Trommelwirbel auf, zwei, vier, acht Reihen hintereinander sind aufgestellt, die Masse des Fußvolks und der Reiterei wird zu dicht, sie schwellen bis in alle Seitenstraßen, sie besetzen jeden Fußbreit Erde, soweit das Auge reicht. Die Sonne scheint auf das Ganze und schlägt Flammen aus den Uniformen voll Gold und Silber, aus den vergoldeten Federbüschen, aus den Orden der Offiziere, den Säbeln, den Bajonetten, den Gewehrläufen, aus den Instrumenten der Musikkorps. Ein unvergleichliches Spiel von Glanz und Herrlichkeit! Luxusequipagen mit der vornehmsten Welt Konstantinopels drängen sich durch die Truppen, gefolgt von riesenhaften Eunuchen zu Pferde. Weit drunten tauchen Myriaden roter Roßschweife auf, hoch in der Luft, auf Lanzenspitzen getragen: es ist ein Regiment Ulanen, das sich auf lauter weißen Arabern nähert. Einen Augenblick später hallt die Erde vom Stampfen der Infanterie wieder; es sind Albanesen, die da kommen und auf ihren Platz einschwenken. Sie tragen Sandalen, die Beine mit Lederriemen umschnürt, darüber rockartige Kniehosen aus weißem Tuch. An der Seite haben sie lange Schwerter. Da stehen sie, die berühmten Albanesen, wie eine Mauer, stumm, regungslos; im Krieg heulen sie, nicht aus Schmerz — aus Raserei! Ihr letzter Gedanke gilt dem Tode ... Wieder erklingt das dumpfe Gedröhn einer Menschenmenge auf dem Marsche — Klarinetten und Trommeln nähern sich — von einer andern Seite schwenken die Zuaven ein und machen dicht vor der Moschee Halt. Sie haben gewundne grüne Turbane auf, ihre ganze Uniform ist blau und grün. Offiziere mit dem Tarbuch, dem Turban oder der Astrachanmütze bewegen sich, ab und zu gehend, vor den Truppen; einer und der andre Neger aus Nubien verdunkelt die Reihen; aus fernen Landen sind ein paar Reiter da, im Dolman, mit weiten, herabfallenden Ärmeln, die Hüte mit Leopardenfell verbrämt. Die Kurden stehen im Glied gleich Männern aus Eisen; sie tragen prachtvolle Westen, die ihre Weiber

gestickt haben, offne kurze Jacken und auf dem Kopf kleine Seidentücher. Ab und zu geht ein grüngekleideter türkischer Feldpriester mit dem Säbel über dem Mantel vorbei.

Araber, Albanesen, Lasen, Kurden, Tscherkessen, Tataren, Beduinen, Armenier, Syrer sind hier. Viertausend Reiter und sechstausend Mann Fußvolk.

Jetzt kann der Sultan kommen.

Unsre Tür geht auf, und die Deutschen aus dem Wagen treten ein. Die auch! So eine Frechheit! Sie sprechen laut miteinander und finden die Parade draußen auf dem Platze famos! Was hätt' es nun Sr. Exzellenz dem Herrn Unterzeremonienmeister geschadet, wenn er dies Gemach mit drei Fenstern bloß für uns allein reserviert hätte? Wir hätten dafür auch seiner gedacht, wir hätten ihm einen Gegendienst geleistet. Jetzt hat er die Gelegenheit, der Türkei in Europa gute Freunde zu verschaffen, verpaßt!

Es ist, als wäre mit diesen Deutschen auch auf den Moscheeplatz draußen ein disharmonisches Element gekommen. Ein paar schwarzlackierte europäische Equipagen durchbrechen den Kordon und rollen den Hügel hinauf. Es sind fremde Gesandte, die dem Herrscher des Landes ihre Aufwartung machen wollen. Eine Aufwartung mit geballter Faust, mit einem Lächeln, das die Zähne zeigt! Die Wagen verschwinden im Portal des Sternenzeltes.

Öfter und öfter öffnet sich jetzt unsre Tür neuen Neugierigen; wir erkennen sogar die Yankees aus unserm Hotel, die einer der drei andern Führer des Hotels hierher gebracht haben muß, der Satan! Wir hätten den Führer bestechen sollen, damit er es hätte bleiben lassen! Eine gemischte Gesellschaft, in die wir da geraten waren, das muß man sagen! Die Deutschen — na, meinetwegen! Es sind vielleicht Barone; einer von ihnen sieht soweit ganz bedeutend aus. Aber die Yankees — was sind die? Chicagoleute, Börsenmänner mit ihren Frauen! Nächsten Freitag werd' ich das nicht dulden!

Die Luft wird auch recht dick in unserm Zimmer. Die Yankeedamen haben Düfte von mancherlei Art an sich; die Fenster gehen gerade nach Süden, und die Sonne brennt wie verrückt zu uns herein! Und wir werden ganz dicht an die Scheiben gepreßt. Aber wir harren aus — um der guten Sache willen!

Jetzt kommen rotgekleidete Männer und bestreuen den Hügel mit frischem Sand, andre bringen Wasser und besprengen ihn. Es ist beinahe ein Uhr; die Uhr auf der Hamidiémoschee zeigt fünf Minuten vor halb sieben.

Jetzt kann der Sultan kommen ...

Oben auf der höchsten Galerie des Minaretts der Moschee taucht plötzlich ein Turban auf und ein alter Mann. Es ist ein Mullah, der sogenannte Muezzin, der Gebetausrufer. Er ist innen im Minarett emporgestiegen und steht jetzt mit gekreuzten Armen oben und wartet. Es vergehen ein paar Minuten.

Da bricht ein brausendes Signal von allen Musikkorps auf einmal los, alles um uns her erzittert von Hörnern und Trommeln; in demselben Augenblick öffnet sich das Schloßportal, und fünf Wagen rollen hintereinander den Hügel herab.

Es sind große und kleine Prinzen und Prinzessinnen mit Paschas und hohen Militärs auf den Rücksitzen. Zwei von den Wagen sind geschlossen, darin sind Frauen. Läufer in Goldbrokat vom Scheitel bis zur Zehe begleiten die Wagen zu Fuß.

Wieder vergehen Minuten, die Moscheeuhr zeigt halb sieben, da kommt mit einem Mal Leben in die Truppen. Ein einzelner langer Trompetenstoß erschallt, ein Offizier kommt aus dem Tore des Sternenzelts und den Hügel herunter, ein Stück hinter ihm kommt noch einer, beide mit gezognem Säbel. Als sie ganz unten bei der Moschee sind, präsentieren alle Truppen das Gewehr: der Wagen des Sultans kommt aus dem Schloßportal.

Der Sultan hat zwei rote Araber vor seinem Wagen. Er läßt sich im Schritt fahren. Das heißt, es ist unmöglich, diese wunderbaren Rassetiere zum Schrittfahren zu bringen, sie tänzeln, sie schnauben mit weitgeöffneten Nüstern, sie machen elastische Sprünge, sie spielen mit der Erde! Ihre Mähne reicht ihnen bis zur Brust, ihr Schweif fegt den Hügel. Sie sind wie Menschen, denen der Kutscher leise zuredet; eine Weile sehen wir ihnen gerade ins Gesicht, ihre Augen funkeln. Sie sind überwältigend prächtig aufgezäumt.

Der Wagen ist dunkelgrün, fast schwarz, lackiert, ohne Prunk, ein modernes europäisches Fuhrwerk. Das Verdeck ist halb zurückgeschlagen. Darin sitzt der Sultan, ruhig, stumm, hier und da mit der behandschuhten Hand nach seinem roten Tarbuch hinaufgrüßend. Auf dem Rücksitz hat er zwei seiner Minister. Hinter dem Wagen drein wimmelt es von Haufen goldbetreßter Lakaien, Kammerherren, Offiziere, Läufer — alle zu Fuß.

Der Sultan nähert sich uns. Er trägt einen dunkelblauen Rock, darüber einen einfachen grauen mit schwarzem Band eingefaßten Militärmantel. Gerade vor unsern Fenstern schlägt er die Augen auf und blickt zu uns herauf; er weiß wohl, daß Freitags diese Fenster meist voll von Abendländern sind, von denen einige ihn dumm und blind wie Köter hassen! Sein Blick war offen und rasch; als er ihn wieder zurückzog, bemerkte ich, daß seine Augenlider zitterten. Abd ul Hamid ist von mittlerer Türkengröße und hat ein ganz gewöhnliches Gesicht mit einer etwas krummen Nase und einem graugesprenkelten Vollbart. Das Haar an den Ohren hatte etwas Zottiges.

Der Wagen hält drunten an der Moschee, wo die Garde des Sultans präsentiert. Der Herrscher steigt aus und geht die Stufen hinauf. Ein Priester, der sich bis auf die Erde verneigt, empfängt ihn, der Sultan geht an ihm vorüber und verschwindet vor unsern Augen im Innern der Moschee.

In demselben Augenblick ruft der Mullah auf der Galerie des Minaretts etwas über die Volksmassen hin: er ruft die Gläubigen zum Gebet.

Die Truppen stehen mit Gewehr bei Fuß und rühren; einige der Offiziere stecken sich Zigaretten an. Ab und zu ertönt Gesang aus der Moschee ...

„Er hat kein bißchen fürchterlich ausgesehen!" sagen die Yankeedamen. Ob sie darüber enttäuscht waren? Ich weiß, ich für mein Teil gönnte diesem Manne

sein menschliches Gesicht und seine würdige Haltung uns gerade vor der Nase! Mein altes Mißtrauen gegen das Urteil der sensationellen Presse über den türkischen Sultan ward dadurch zwar nicht besonders verstärkt, aber auch nicht ausgerottet. Wo war das Grausame an diesem Mann? Das Lauernde, das Entsetzliche, der Mörder — wo war das? Ich habe ihn auch später noch einmal gesehen, und sein brauner Blick sprach mich durch seinen offnen, wohlwollenden Ausdruck an.

Er sah abgearbeitet aus. Die Honneurs der Truppen erwiderte er mit asiatischer Gleichgültigkeit. Aber auch dieser Gruß ist etwas, was er sich ganz persönlich auferlegt hat.

Sein Vorgänger auf dem Thron, Abd ul Asis, hat niemals wiedergegrüßt. Will man ganz gerecht urteilen, so müßte auch dieser Zug von der tierischen Natur des jetzigen Sultans abgezogen und seiner etwas menschlichern zugerechnet werden! Ich las neulich in einer Depesche, daß Abd ul Hamid so aufgescheucht und nervös ist, daß er des Nachts ein Messer neben seinem Bette liegen haben müsse. Seine Gemahlin hätte sich im Schlafe gerührt, hätte dagestanden, und der Sultan in seinem Entsetzen sei aufgefahren und hätte ihr das Messer in den Leib gestoßen. Es ist gerade so, als hätte der türkische Sultan ein berühmtes norwegisches Sprichwort von der Wurst in der Schlachtezeit auswendig gelernt: Er hat ja noch 299! Eine andre her!

Jahraus, jahrein hallen die Zeitungen von den Unmenschlichkeiten des Sultans wieder. Nur selten kommt auch einmal eine Nachricht, die auffallend stark vom allgemeinen Urteil der Journalisten abweicht. Der vorige amerikanische Gesandte bei der Pforte, Terrell, hat eine solche Mitteilung veröffentlicht, General Wallace, der Verfasser von „Ben Hur", eine weitere, Pierre Loti, ein alter Konstantinopolitaner, der den Sultan persönlich kennt, eine dritte, Sidney Whitman, „ein mit türkischen Verhältnissen wohlvertrauter Schriftsteller", eine vierte. Es sind dies nur Tropfen im Meere der Presse, aber vielleicht haben sie doch ein bißchen Gewicht. Und worauf zielen diese Mitteilungen? Abd ul Hamid sei „ein Mann von seltnen intellektuellen Fähigkeiten", aber ohne die Fähigkeit, „mit Wissen und Willen grausam zu sein". „Kein europäischer Souverän unterhalte seine Gäste mit mehr Würde und feinerer Bildung." „Er habe mehr für die Aufklärung seines Volks getan als irgend einer seiner Vorgänger. Er verdiene hohes Lob." „Die armenischen Metzeleien seien von den Armeniern selbst angezettelt worden, damit sie nachher das Blutbad als Agitationsmittel benutzen könnten." Die Mächte vernahmen das Geheul der Armenier und forderten augenblickliche Reformen in Armenien. Die Reformen gingen darauf aus, die Armenier zu bewaffnen und ihnen Rechte zu geben, die sie mit einem Schlage zu Herren in dem Lande machen sollten, wo sie zuvor die beschützte, aber unterdrückte und durch Unterdrückung demoralisierte Rasse gewesen waren, auf die die Türken, als Herren des Landes, stets hinuntergesehen hatten! In einen solchen Machtwechsel findet sich keine starke und herrschende Rasse. Der Sultan stellte dies den

Mächten im voraus vor; aber seine Einwendungen wurden als bloße Ausflüchte angesehen, und er wurde gezwungen, den Befehl zur Einführung der Reformen auszustellen. Daraufhin kamen die Metzeleien. Und daraufhin das Urteil der Journalisten.

Eine halbe Stunde ist vergangen, seit der Sultan die Moschee betreten hat. Die Truppen werden wieder aufgestellt, aber nur, um ein Manöver auszuführen: unter Musik und Trommelwirbel zieht das Fußvolk sich zurück und macht den viertausend Mann Reiterei Platz. Alle Musikkorps haben sich zusammengetan und spielen, während dies vor sich geht, mit ohrenbetäubender Kraft.

Dann wird von der Moschee drunten ein Zeichen gegeben, und das gewaltige Orchester verstummt mit einem Schlag! Die Garde präsentiert wieder das Gewehr, die Offiziere grüßen mit dem Degen; der Sultan tritt aus der Moschee. Sein Gottesdienst ist zu Ende. Im Moment, als er in der Tür sichtbar wird, schmettert die Musik wieder los!

Der Sultan fährt allein heim. Er besteigt einen kleinern Wagen als den, in dem er gekommen ist, läßt das Verdeck halb zurückschlagen und ergreift selbst die Zügel. Seine Pferde sind jetzt weiß. Er hat Mühe, die Tiere zum Stehen zu bringen, bis er die Zügel ergriffen und die Peitsche genommen hat; die Pferde schnauben und stampfen auf den Sand.

Dann fährt er ab. Er fährt langsamen Trab und hat Zeit, einen und den andern Offizier zu Pferd zu grüßen. Während er fährt, schlägt hinter seinem Wagen wieder die Gasse der gleichen Dutzende von Haufen goldbetreßter Lakaien, Kammerherren und Offiziere zusammen, die ihn auf dem Herunterweg begleitet hatten. Pustend und stöhnend laufen sie den Hügel hinauf und versuchen mitzukommen. Der Sultan fährt durch das Portal des Sternenzelts und verschwindet hinter den Bäumen und den hohen Blumen. Sein rennendes Gefolge von Offizieren bleibt am Portal stehen und sieht ihm nach.

Jetzt kommen die Wagen mit den Prinzen, den Prinzessinnen und den übrigen Damen aus der Moschee, alle von Läufern zu Fuß und gewaltigen berittenen Eunuchen eskortiert. Auch sie reiten den Hügel hinauf und verschwinden durch das Schloßportal, und der ganze Zauber ist vorüber. Das Militär zieht ab, die Musik schwenkt blasend in die Seitenstraßen ein und verstummt nach und nach. Alles begibt sich nach Hause.

Und der Moscheeplatz liegt groß und still wie zuvor.

Es war die Nadel mit dem Türkis.

Kein Mensch konnte die Nadel so reineweg vergessen haben wie ich! Aber andre dachten daran. Und heute ist Sonnabend — nichts andres zu machen, als in den Bazar zu gehen! Der Grieche ist zur Stelle. Ich bestimme die Route. Denn schließlich — ein bißchen was hab' ich doch auch zu sagen. Zuerst gehen wir auf den Fischmarkt, bestimme ich, dann zum Pfeifenbazar, später nacheinander zur Gewürzgasse, den

Hallen mit den alten Kleidern, den Tabaksläden, den Waffenwerkstätten, den Webereien, dem Juwelenbazar, der Seidengasse. Zum Schluß gehen wir dann noch einmal zum Pfeifenbazar zurück; denn sicher werde ich da eine Pfeife gesehen haben, die mir ansteht.

Die Route ist fertig. Los!

Aber schon gleich zu Anfang weicht der Grieche von meiner Route ab. Er verhudelt den Fischmarkt. Es sei kein Fischmarkt heute, sagt er.

Ob er mir vielleicht weismachen wolle, es sei nicht jeden Tag Fischmarkt?

„In der Regel jeden Tag. In der Regel. Aber nun ist doch heute Samstag, und es gibt so alles mögliche, was an einem Samstag nicht ist. Die Juden halten heute Sabbat."

„Aber die Fischer von Konstantinopel sind keine Juden, sondern Türken!" wende ich ein.

Da antwortet der Grieche:

„Sie können sich auf mein Wort verlassen — es gibt alles mögliche, was heute nicht ist. Zum Beispiel die Läden mit alten Kleidern — es sind lauter Juden, die sie halten; und die sind heute nicht da, denn heute ist Sabbat!"

Was hatten die Läden mit alten Kleidern und der Fischmarkt miteinander zu schaffen? Unmöglich, mit dem Griechen zu reden! Aber jedenfalls hat er mir schon zwei gute Sehenswürdigkeiten abgezwackt! Die Tabaksläden umging er auch; er gab vor, er könne mich dorthin aus Rücksicht auf meine Begleiterin nicht führen. Und kurz und gut, es war ihm eine Freude, uns zum Pfeifenbazar zu führen! Die Sache ist ganz einfach die: alle Hotelführer haben Einnahmen von den Opfern, die sie im Bazar herumführen. Von jedem Geschäft kriegen sie Prozente. Und was für ein Geschäft hätten wir auf dem Fischmarkt abschließen können? Und auch wenn wir zu den Juden gingen und ein paar abgelegte Kleidungsstücke kauften — wie hoch würde sich das in Prozenten belaufen? Im Pfeifenbazar dagegen waren die Aussichten ganz anders!

Wir wandern also hier von Tisch zu Tisch und sehen uns Pfeifen an. Kein Mensch hat je größere Herrlichkeiten gesehen! In diesen Ländern ist der Tabak kein Luxusartikel, sondern geradezu eine Notwendigkeit, gleich unentbehrlich im Zelt des Nomaden und im Harem der Frauen wie im Palast des Sultans und im Rat der Hohen Pforte. Der Prophet verbot die „berauschenden Genüsse"; aber der Prophet kannte den Tabak nicht; darum war es der Wein, den er verbot. Spätere Koranausleger sollen versucht haben, auch den Tabak unter die „berauschenden Genüsse" einzuschmuggeln; aber es ging nicht. Nicht in der Türkei. Nur in Bukhara ging es. Für den Türken blieb der Tabak nächst dem Brot und dem Wasser des Lebens wichtigstes Gut!

Kein Wunder, daß vielerlei Arten Pfeifen von ihm erfunden wurden! Da sind Pfeifen aus Rosenholz, von dem der Rauch den Geschmack annehmen soll, damit er recht fett und füllig in den Mund komme. Aber das sind nicht die vornehmsten. Da sind Pfeifen mit Tonkopf und steifem Rohr — man glaubt vielleicht, das

ſeien die einfachſten? O ihr unaufgeklärten Raucher, ihr Kinder und Pfuſcher — das ſind nicht die einfachſten! Seht nur den Tonkopf, der iſt aus einer ganz beſtimmten Sorte Lehm und ſtammt aus der Werkſtatt Haſſans in Findeklis; und beſagter Haſſan iſt ein Zauberer in Tonköpfen. Und ſeht das Rohr an: iſt es nicht aus dem Jasminholz von Bruſſa mit der ſamtartigen Rinde? In dieſer Pfeife raucht man Tabak von Jenidſche wardar, und auf türkiſch heißt der Ala Göbek. Nichts, gar nichts wißt ihr Abendländer! Dieſer ſelbe Tabak muß monatelang in eben der Luft getrocknet werden, in der er geſproßt und gewachſen iſt, und nachdem er monatelang in dieſer Luft getrocknet iſt, muß er jahrelang lagern, bevor er gebraucht wird. Und ſtopft man ſich dann etwa einfach ſo eine Pfeife und raucht ſie? O ihr Anfänger in der Kunſt, ihr niedrigen und ganz unaufgeklärten Barbaren! Das raucht man nicht bloß ſo weg und immer einfach drauf los! Wenn die Pfeife geſtopft iſt, muß ſie zwei Tage lang eingeſchloſſen liegen, bevor ſie angezündet wird; der Ton muß nämlich erſt etwas mit dem Tabak anſtellen, bevor der richtig ſchmeckt. Man könnte ja ſagen, Tabak ſei Tabak und ſei einfach ein Kraut, das aus dem Boden wachſe. Aber ſtammt nicht auch der Ton aus der Erde? Und ſo ſoll ſich denn der Ton mit dem Tabak verbinden an einem verſchloſſenen Ort und etwas damit anſtellen!

So eine Art Pfeife iſt das! Und bei der rechten Sorte von Türken hat die auch einen ganz beſonderen Diener, der ſie wartet.

Wollt ihr etwa immer noch die Naſe rümpfen über den Ton? Da iſt z. B. der Kirgiſe. Mitten auf der Steppe raucht er ſeine Pfeife. Man kann davon leſen in alten tatariſchen, arabiſch geſchriebenen Büchern, o ihr zwiefältig Unwiſſenden, die ihr keine alten tatariſchen Bücher leſt, um viel Wiſſen zu erwerben! Der Kirgiſe gräbt ein kleines Loch in die Lehmſteppe, dahinein legt er ſeinen ſtarken Tabak, der Rafanek heißt. Dann ſteckt er einen hohlen Strohhalm ſchräg auf den Grund des Loches, und die Pfeife iſt fertig! Er ſchlägt Feuer und legt ſich neben den Strohhalm auf den Bauch und raucht...

Aber was ſind das alles im Grunde für Pfeifen? Auch die beſte braucht nur einen Diener und läßt ſich in einem Augenblick überſehen. Aber es gibt auch Pfeifen für drei Diener, und das ſind die Art Pfeifen, die der Türke Nargileh nennt. Um ein Nargileh zu bedienen, ſind zwei Perſonen nötig; denn einer bewältigt nichts weiter als den Kopf, und der andre nichts weiter als das Rohr. Der wichtigſte der drei Nargilehdiener hat auf allen Reiſen ſeines Herrn ein eignes Pferd zu ſeiner Verfügung!

Solch eine Pfeife ſtand mir an, und ich fragte nach dem Preiſe. Die Pfeife war wirklich ganz beſonders beſchaffen. Sie beſtand aus einem Waſſerbehälter aus Glas, ferner aus einem aufrechtſtehenden Mittelglied, einer ſchwarzen Säule von einem Fuß Höhe, beſetzt mit runden Gipskugeln, die Perlen glichen; ferner aus dem Pfeifenkopf, der emailliert und mit blauen, roten und weißen Glasſtückchen in Arabesken überſät war; das Rohr endlich war eine lange Schlange mit blanken Ringen um den Leib. Was wollte er für dieſe niedliche Pfeife haben?

„Zwanzigtausend Dukaten", antwortete der Mann.

Da lachten wir beide, die wir abwechslungsweise den Kopf und das Rohr besehen hatten.

Aber der Grieche, der die Prozente bedachte, begann die Sache zu erklären. Er sprach in vollstem Ernst. Eine Weile spaßten wir mit ihm und pufften ihn in die Seite, er solle nur weiter so aufschneiden. „Lüg du nur zu, Grieche!" sagten wir und lachten aus vollem Halse. Schließlich wurde der Kaufmann ärgerlich und hielt uns die Pfeife mitsamt der Schlange dicht unter die Nase: „Ob wir denn nichts, gar nichts verstünden? Ob das ein Nargileh um darüber zu lachen wäre?" Es zeigte sich, daß es ein ganz aparter Nargileh war.

Der Wasserbehälter war von Kristall und stark vergoldet. Die schwarze Säule war aus Ebenholz und fabelhaft mit Kostbarkeiten eingelegt; was wir für Gipskugeln gehalten hatten, waren echte Perlen. Und die Glasstücke am Kopfe — waren das vielleicht ehrliche und rechtschaffene Glasstücke? Edelsteine waren es, jawohl, Saphire, Rubine und Brillanten! Es war also nicht bloß Wichtigtuerei von dem Manne, daß er die ganze Pfeife aus einem Kasten mit Watte nahm. Die Schlange war mit Golddraht umwunden und reich mit Ringen besetzt, die wiederum mit kleinen Steinen eingelegt waren. Es war eine Pfeife, die man als mächtigen Schmuck hätte auf der Brust tragen müssen!

Aber zwanzigtausend Dukaten! Allerdings verlangen ja diese Händler immer dreimal soviel, als die Ware wert ist; und als ich das bedachte, hörte sich die Sache gar nicht mehr so schwindelerregend an. So etwas kauft sich die Sultanin oder ein steinreicher Pascha, sagt der Grieche und hilft dem Kaufmanne, die Schlange zusammenzuraffen und sie in ihren Kasten zu legen.

„Warten Sie ein bißchen!" sage ich und halte sie davon ab, den Kasten zu schließen.

„Warum sollen sie denn warten?" fragt meine Reisegefährtin verwundert.

„Es hat ja wohl keine solche Eile!" antworte ich. „Es ist wirklich eine schöne Pfeife!"

„Ja, aber zwanzigtausend Dukaten!"

„Na, es ist ja doch bloß ein Drittel!" erwidere ich. „Und überhaupt — die Pfeife gefällt mir. Legen Sie sie vorsichtig hinein!" befahl ich. „Und lassen Sie sie einstweilen. Ich bin keiner von denen, die vor einer Ausgabe zurückscheuen, wenn es wirklich gilt..."

Wenn ich gemeint hatte, der Bazar sei kein Märchen, so habe ich mich geirrt! denke ich, während wir uns von dem Pfeifenhändler entfernen.

Jetzt überspringt der Grieche alle andern Läden auf unserm Wege und geht direkt zu der Nadel mit dem Türkis. Ach, was ist diese Nadel im Vergleich mit der Pfeife! Keine Perlen und Edelsteine darauf, bloß ein armseliger Türkis mit einem arabischen Zeichen! Ich rümpfe ein bißchen die Nase über die Nadel.

Dieser Ausdruck meiner Geringschätzung wird aber nicht verstanden. Ich ver-

ſuche einen andern Ausdruck: ich pfeife. Derſelbe Mangel an Verſtändnis! Die Gier nach der grünen Nadel iſt nicht zu verkennen; ich höre zu meinem Schreck, daß man nach dem Preis fragt und feilſcht. Da mag ich die böſe Luſt nicht länger durch meine Gegenwart unterſtützen; ich verziehe mich ſacht.

Auf eigne Fauſt ging ich nun in Stambul herum.

Da ſah ich wirklich Läden und wunderſame Werkſtätten, wie ich ſie ſonſt nirgends zu ſehen bekommen hätte! Ich wanderte durch von Kuppeln überdeckte Gewölbe, ſchritt durch Gänge mit Arabesken auf den Mauern und prunkvollen Säulen aus ſchwarzem und weißem Stein. Moſcheen gab es da und Springbrunnen, geheimnisvolle Hinterhöfe mit Menſchen von allen Arten darin. Eine ungeheure Menſchenmenge ſchwirrt an mir vorüber: Laſtträger mit großen Bürden rufen: Obacht! Züge von verſchleierten Weibern machen, von Eunuchen begleitet, ihre Runde in den Bazars, Kaufleute bieten alle Arten von Waren feil, Beduinen aus der Wüſte kommen und gehen, die Büchſe auf der Schulter, das Meſſer im Gürtel, Derwiſche ſtöhnen wild und händeringend zum Himmel empor, Bettler umringen einen, werfen ſich einem vor die Füße und wollen keine noch ſo ſchonende Abweiſung verſtehen, ſondern halten einem ihre Almoſenſchale dicht vor die Bruſt; Eſel und Hunde vollführen einen fürchterlichen Spektakel; ſchwere Kamele kommen ſchwankend durch das Gewimmel, beladen mit duftenden Waren aus Indien und Ägypten.

Eine arabiſche Nacht! denke ich und vergrabe mich ganz in die Herrlichkeit.

Bei einem Waffenladen ſteht ein armeniſcher Kaufmann und ſchreit mir entgegen, hoch über ſeinem Kopf eine Stahlklinge ſchwingend. Er nimmt die Klinge zwiſchen die Hände, biegt ſie zu einem Bogen und läßt ſie wieder ſpringen; es macht ſſſſ in der Luft! Er ſchlägt mit der Klinge gegen die Wand — es gibt einen ſilbernen Klang. Er wirft ein kleines Bündel Stahldraht in die Höhe, haut zu und ſchneidet den Draht mitten durch. Dann zeigt er mir lachend die Schneide der Klinge: ſie iſt ohne Scharte.

Vor ihren Läden ſitzen türkiſche Kaufleute. Sie haben gewaltige Turbane auf und ſitzen mit gekreuzten Beinen, ohne ihre Stimme zu erheben. Wenn ich bei ihnen etwas kaufen will — ſie haben Salben und Eſſenzen und Roſenöl und duftende Pillen in vergoldeten Flakons zu verkaufen. Und alle Sorten Waſſer haben ſie, für Odaliſken und für Effendis, wenn ſie duften wollen, und Pulver, die den Augen Glanz verleihen, und Tropfen in den Kaffee, die eitel Freude bewirken! Aber mag das ſein, wie es will — ich will hier nichts kaufen. Würdevoll und unbeweglich ſind dieſe Kaufleute, ihre Naſen ſind gewaltig. Sie ſitzen und laſſen ſich Träume und Märchen und die Erlebniſſe vieler Tage durchs Gehirn ziehen. Mag der Armenier heulen und der Jude ſich krümmen und dem fremden Unglauben fluchen — keiner von ihnen hat den Frieden des Türken, und keiner von ihnen wird teilhaben an den ewigen Gärten des Propheten!

Der Mann mit dem weißen Turban da iſt ein Araber. Er beſteht nur aus Sehnen und Knochen, und ſeine Haut iſt braun wie Leder. Er iſt ſtolzer als der

Armenier, der Jude und der Türke zusammengenommen; er sieht auf diese Völkerschaften herab als auf Dumme und Ungebildete. Er allein ist der Landsmann des Propheten und spricht die heilige Sprache! Und die Seidenwaren und die andern Kostbarkeiten, die er verkauft, hat er selbst einmal auf Kamelen nach Stambul gebracht; wenn er sie um teures Geld verkauft hat, schickt er nach seinem fernen Land um mehr; und wenn er zum zweitenmal seinen Laden ausverkauft hat, macht er die weite, frohe Reise nach Arabien zurück und kehrt nie wieder.

Ich komme zu den Hallen mit den alten Kleidern. Was war es doch, was der Grieche mir weismachen wollte? Daß die Juden hier im Bazar Sabbat hielten? Die Hallen waren offen. Und was schwatzte er weiter? Daß Juden diese Läden hielten? Es waren gar keine Juden! Hier herrschte die arabische Nase! Die Juden halten sich an Galata, an ihr eignes, intimes Ghetto, wo sie einander nach Herzenslust prellen. Es wimmelt auch in Konstantinopel von ihnen; aber sie sind Zwischenhändler für die seßhaften Kaufleute, Dolmetscher, Hausierer, Makler, Fremdenführer; einige sind auch Schuhmacher, sie tragen ihre Werkstatt auf dem Rücken und setzen sich mitten auf der Straße hin, um einen Schuh zu flicken.

Im Kleiderbazar sind nicht bloß abgelegte Kleider zu haben, sondern auch andre alte Sachen, die zur Tracht gehörten — vom altväterischen Krummsäbel bis zu Kinkerlitzchen und gestickten Täschchen. Lumpen in allen Farben gab es da, Farben in allen Nuancen, Kleidungsstücke aus grauem Beduinenfries, aus Damast, aus Seide, aus kostbaren Fellen. Alle Rangklassen treffen sich hier: Brokatröcke vom Hofe, seidene Beinkleider aus dem Harem und Derwischmäntel und Judenkutten. Das Auge schwelgt sich müde an all den angehäuften Massen und den aufgehängten Reihen von Stoffen, Stoffen in jedem nur möglichen Zustande der Zerlumptheit, der schäbigen Vertragenheit, Stoffen, die so gut wie neu sind; bis auf die zerrissenen Schleier haben die Harems alles hergeschickt! Aber auch herrlich gestickte Seidengürtel, mystische Gürtelschlösser und gestickte Pantoffeln und Jacken aus vergoldeten Federn gibt es da. Ein paar alte Pantoffeln liegen in einem Kasten. Sie sehen nach nichts Besonderm aus, aber sie sind über dem Spann mit Smaragden besetzt. An einem Uniformrock hängt ein Orden.

Ich werde ganz müde von dieser verwirrenden Mannigfaltigkeit abgedankter Pracht und versuche, zu meiner Begleiterin zurückzufinden. Obgleich ich mir jede Biegung gemerkt habe, verirre ich mich und suche recht lang herum, bis ich zu der Nadel mit dem Türkis zurückkomme.

Da stand meine Gefährtin und hielt getreulich aus vor all den zauberischen Steinen. Es war nicht mehr bloß die Nadel, um die es sich handelte, sondern es kam noch ein Armband von recht ansehnlichem Wert in Betracht. Aber diesmal war ich schneidig und machte Gebrauch von meiner großen Pfiffigkeit: „Siehst du denn nicht, daß das der Knöchelreif einer Odaliske ist?" sagte ich. „Du wirst doch so was nicht ums Handgelenk haben wollen!" Und das Armband ward sehr eilig zurückgeschoben! Was die Nadel betrifft, so ist sie ja in ihrer Art recht nied-

lich, sagte ich weiter, äußerst schlau. Wir wollen's uns überlegen, sie läuft uns ja nicht davon! Aber sieh bloß einmal mich an — ich bin völlig von Kräften vor lauter Herumstehen und -gehen! Wir wollen doch irgendwohin, wo wir sitzen können!

Das sagte ich und erweckte Mitleid damit.

Und der Führer brachte uns zum Seidenbazar.

Das war nun freilich der allerschlimmste Ort, an den wir hätten kommen können! Es war ein großes Lokal. Wir wanderten treppauf, treppab, bevor wir hinkamen. Der komplizierte Weg brachte mich ordentlich in Verwirrung; ich glaube, wir landeten in einer andern Etage. Viele Ladentische waren da, und an allen den Ladentischen saßen oder standen Gruppen verschleierter Frauen mit ihren Eunuchen; sie schwatzten und lachten und besahen sich die Waren. Ein Mann kam demütig und verbindlich murmelnd auf uns zu; er ist gebildet, er stellt sich vor: „Abdullah! In Europa gewesen. In Amerika auf der Weltausstellung. Spreche alle Sprachen." Das war der Jude.

„Wenn Sie uns nicht augenblicklich einen Türken zur Stelle schaffen, ist's aus mit Ihnen", denke ich. „Ich habe soeben eine Klinge gesehen, die wie für Sie gemacht ist, für Ihren Hals, Ihr Herz! Basta! Wir möchten einen Türken sprechen!" sage ich laut und tu überhaupt etwas heikel. Der Jude tritt zurück und verschafft uns einen Türken. Der Türke ist nach unserm Sinn, er kann überhaupt nicht mit uns reden, er ist der Sohn des Kaufmanns und zeigt keinerlei Kriecherei.

Ruhig öffnet er Laden und Kasten und holt die Herrlichkeiten hervor. O du alter Orient! Deine Bazare sind trotz alledem ein Märchen! Ich falle auf einen Diwan nieder und schau mir die Augen blind! Mehr und mehr legt der Türke auf den Ladentisch. Erfahrung hat ihn gelehrt, uns nicht mit einem Mal zu überwältigen, was uns verrückt machen könnte, sondern nur so ganz nach und nach an unserm Verstande zu rütteln, so daß wir ganz sachte zu Narren werden! Alle Arten von gestickten Dingen gibt es hier, Perlenstickereien, gold- und silberdurchwirkte Seidenstoffe, Brokate, kostbare Wunder in allen Farben aus dem ganzen Orient! Da sind Seidenstoffe aus Indien, dergleichen wir noch nie gesehen haben. Stoffe, so dünn wie Spinngewebe und so dick wie Filz, Schärpen aus Bengalen, Federmäntel, Gürtel mit Diamanten, silbergestreifte Schleier, Kissen mit Goldblumen, Tischdecken, Schals, purpurne Samtmäntel, übersät mit silbernen Halbmonden. Manche der Seidenstoffe wollen nicht von den Fingern los, andre sind so glatt, daß man sie kaum erfassen kann. Ein paar lichtrote seidene Frauenhemden sind überhaupt kaum von dieser Welt — — es sind Hemden für Erwachsene, aber man kann sie so zusammenfalten, daß sie in meiner hohlen Hand Platz haben! Man wird ganz hilflos und fragt bloß fortwährend:

„Wozu ist das?"

„Das ist ein Wandschmuck, zum Aufhängen!"

„Und das?"

„Das ist zum Draufliegen — es ist ein Matratzenstoff!"

„Aber das? Was ist das? Es ist viele, viele Meter lang, Myriaden winziger Perlen bedecken es ganz, und es hat vergoldete Kanten."

„Das ist ein Kleiderstoff", antwortet der Türke.

„So", sage ich. Jetzt klappe ich vollständig zusammen und frage gar nichts mehr.

Aber wenn auch ich gerade nichts mehr zu sagen weiß, so ist es darum doch keineswegs still an unserm Ladentisch. Im Gegenteil. Meine Begleiterin kommt mehr und mehr in ihr Fahrwasser; es wird gefragt und geantwortet, Draperien werden vor Türöffnungen gehängt, zum Probieren, Stoffe werden in verführerischem Faltenwurf emporgehalten, an meinem eignen Halse wird eine Spitze probiert, weil ich zahm und stumpf dasitze und mich nicht wehren kann.

Dann kommen zwei Diener mit Mokka und Zigaretten. Ich lasse mich nicht lange bitten, mich an beidem zu erquicken, damit ich wieder meine leitende Stellung einnehmen kann. Aber es ist schon zu spät: ein ganz artiger Stapel gekaufter Gegenstände liegt auf dem Ladentisch. Und fortwährend öffnet der Türke neue Fächer und Kasten — der Spitzbube — er ist auf Seiten der Gegenpartei.

„Ich gehe jetzt!" sage ich und stehe auf.

„So wart' doch noch ein bißchen! Es sind nur noch ein paar Fächer." „Du vergißt die Nadel", sage ich, denn die Nadel war viel billiger. „Heute bin ich gar nicht so sicher, daß nicht einer kommt und sie kauft."

„Die Nadel will ich lieber lassen", wird mir zur Antwort.

„Jedenfalls ist es eine recht seltene Türkisnadel", sage ich, wundersam lockend. Aber man hört nicht mehr auf mich. Und mannigfache neue Kasten und Fächer mit neuen Herrlichkeiten kommen zutage. Es wird eine Ewigkeit dauern, bis sie durchgesehen sind. „Jetzt geh' ich ganz einfach fort, zu ein paar von den schönsten Haremsdamen, und schwatze ein wenig mit denen!" sage ich.

„Ja, tu das! Dann störst du uns nicht... Jetzt das Fach dort! Was ist das? Zu einem Mantel? Halten Sie es hoch! Noch höher! Ja, so! Was kostet das?"

Da ging ich zu den Haremsdamen.

Wenn schon ein Schleier vor einem Gesicht sein muß, so kann ich mich über diese Schleier wenigstens nicht beklagen, denke ich. Sie sind fast wie Luft, so dünn sind sie.

Aber das Betrübende dabei ist diese Schüchternheit der Türkinnen! Nicht die Frauen sahen mich an, sondern die Eunuchen. Es ist eine Unsitte in einem Lande, das mit den Eunuchen! Sie sind mannsbissig! Sie laufen mit wüsten Peitschen herum. Und weil man die Sprache nicht kann, so hat man keine Möglichkeit, ihnen gut zuzureden und sie einstweilen mit irgend einem Auftrag wegzuschicken. Da stehen sie nun und machen alle Hoffnung zuschanden! Ich näherte mich einer Schönen und sah sie an. Sie war blutjung und voller Fröhlichkeit, wirklich ein famoses Weib. Plötzlich höre ich einen Mißton, ein Röcheln, und ein grimmiger Eunuche beugt sich nach mir vor. Er blickt mich steinern an und beginnt mit den

Kinnladen zu kauen. Da ist man am besten vorsichtig! denke ich und verziehe mich. Ich gehe zu einer andern. Allem Anschein nach war sie ganz tadellos; es würde mich amüsieren, ein kurzes, geistvolles Gespräch mit ihr zu führen! Sie hatte beides, einen Eunuchen und auch Sklavinnen, um sich; also eine vornehme Dame! denke ich; ich muß es mit den paar französischen Brocken bei ihr versuchen, die ich kann.

Ein Gebrüll antwortete mir und der Eunuch schlug mit der Peitsche aus aller Kraft auf den Ladentisch. Er rollte die Augen wie ein Wahnsinniger. Und die Schöne, was tat die? Sprang sie auf, um mich mit ihrem eignen Leibe zu decken und zu schreien: Nimmst du sein Blut, so nimm erst das meine? Fiel ihr nicht ein! Keinen Finger rührte sie! Sie zuckte ein bißchen zusammen, als die Peitsche niederfiel, fuhr aber fort, die Waren zu besehen und zu plaudern. Da verließ ich sie. Wenn ich nichts für sie bedeutete, so hatte ich da auch nichts mehr zu schaffen!

Ich rettete mich zu meinem Diwan zurück, trank mehrere Mokkas und blickte nach meiner Walstatt zurück: ein mißglückter Sturm, keine Kapitulation! Die Türkinnen taugen nicht zu was. Stundenlang sitzen sie da und besehen sich Tand und Flitter und Waren und bilden sich nicht durch geistvolle Gespräche. Darum werden sie auch ganz minderwertige Menschen, — sie lachen über Bagatellen, sie schmücken ihre Kinder mit Blumen. Betrübt streckte ich den Finger nach den beiden Schönen aus, mit denen ich eben ein bißchen was zu schaffen gehabt hatte, und sagte: „Ich hätte euch mit nach Europa nehmen und euch im Klavierspiel und im Stimmrecht und im Romanschreiben ausbilden können! Ihr zieht es vor, eure Tage im Bazar zu vergeuden, statt eine Anstellung auf einem Kontor zu haben oder eine Schule zu leiten; seht ihr den Unterschied? Liegt ihr nicht müßig und töricht auf euren Diwans und laßt euch Zigeuner von der Straße kommen und euch etwas vortanzen? Liegt darin etwa Kerngesundheit? O, ihr braunen Hanim und Odalisken, ihr werdet noch die Türkei zugrunde richten! Ihr treibt das Leben im Bazar und auf dem Diwan so weit, daß ihr eines schönen Tags gar keine Mütter mehr sein könnt! Ihr werdet nicht mehr dazu taugen. Wie könnt ihr dazu taugen, wenn ihr nicht auf eure Menschenwürde pocht und mit Aschenbeuteln in der Tasche herumlauft, um sie frechen Effendis ins Gesicht zu werfen! Wie könnt ihr dazu taugen, wenn ihr nicht allerhand Kleinejungen-Sport treibt und auf Schneeschuhen in eurem ganzen Vaterland herumkraxelt! Hanim und Odalisken, ihr werdet die Türkei zugrunde richten..."

Meine Begleiterin hat endlich ihr Geschäft abgeschlossen; drei Pakete liegen auf dem Ladentisch. Ich ziehe die Börse — diese meine kleine, gesegnete Börse, die schwer ist von edelm Metall, und fange an, zahllose Goldstücke aufzuzählen. Der Grieche zählt mit. „Noch fünf solche," sagt er, „dann bekommen Sie etwas heraus." Ich lege noch fünf dazu und nenne ihn einen Blutsauger. Wir kommen wieder auf die Straße. Jetzt heißt's, direkten Kurs und unaufhaltsam ins Hotel heimsteuern, denke ich. Aber der Grieche macht Anspielungen auf einen Wagen.

„Wozu denn?"

„Ihretwegen; es ist ein weiter Weg."

Ich sah ihn an; er trug wirklich schwer an den Paketen; aber er ist unser Diener. „Meinetwegen denn einen Wagen!" sagte ich widerwillig.

Und wir fahren fort.

Aber als wir an der Brücke sind, schnalzt meine Reisegefährtin plötzlich den Pferden zu und will, der Kutscher soll umkehren.

„Was ist los?" frage ich.

„Die Nadel!" ruft sie. „Die Nadel mit dem Türkis!"

Da lächelte ich sehr bitter und schüttelte bloß den Kopf, auf eine ganz eigne Art, die so gut war wie ein Verdammungsurteil!

Seit dreihundert Jahren geht es mit dem Türken abwärts.

Einst war es anders. Der Großsultan führte viele unüberwindliche Horden an, er stampfte auf die Erde, und Europa fuhr zusammen. Ein großer Teil der Welt war sein, er redete, und „die Erde ward stille". Er stand in Wien. Unsre Urgroßväter zitterten vor ihm. Ein tapfres Volk und das andre leistete Widerstand, ein König schlug insgeheim auf seinen Tisch und stand seinen Mann; als der Großsultan es erfuhr, ließ er einen Orkan von Feuer und Eisen ausgehen. Und die Erde wurde wieder still.

Stambul war der Mittelpunkt der Welt, der Sitz der Kultur. Es war ein guter Boden, um darauf zu bauen, und schon die Römer hatten hier prächtige Tempel, Theater, Paläste, Statuen und Bäder errichtet; später schwoll die Stadt mehr und mehr an von den Schätzen und Kostbarkeiten, die in siegreichen Kriegen aus Griechenland, Italien und Ägypten mitgebracht wurden; Künstler und Gelehrte kamen hierher, aus Zentralasien, aus Indien, aus Ägypten und Arabien; es wurden Hochschulen, Museen, Bibliotheken gegründet, Moscheen und Mausoleen, Fontänen, überwölbte Bogengänge, Galerien, Türme erbaut. Und unaufhaltsam brachten Kamelkarawanen vom Osten neue Herrlichkeiten nach Stambul. Und der Sultan saß in seinem schönen Serail und hörte vom ganzen Weltall nie ein Nein!

Das waren noch Zeiten für Stambul!

Manchmal geschah es, daß diese ungeheure Macht größer wurde, als der Herrscher zu tragen vermochte. Die furchtbare Größe, die ihn umkleidete, drückte ihn zu Boden; er sah sich um und sah, daß es rettungslos der Allmacht zutrieb. Da wendete sich der Herrscher. Und er erließ einen Befehl, daß keiner zu ihm reden und keiner ihm folgen dürfe. Wo ging er hin? Hinab in seine Gärten, um sein Herz Allah zu öffnen, zu den Derwischen, um seine Hoheit im Tanz zu erniedrigen, auf die Berge, in abgelegne Klöster, wo er ein härenes Gewand anzog nnd tage- und nächtelang fastete, obwohl ein so großer Teil der Welt sein war!

Dann änderten sich die Zeiten, die Allmacht der Türkei drückte keinen Sultan mehr. Vom siebzehnten Jahrhundert an geht es abwärts, das furchtbare Krieger-

volk versank in Träume. Aber noch war die Türkei eines der mächtigsten Kaiserreiche auf Erden. Es sollte der Tag kommen, da die Barbarenmächte dem Sultan der Türkei ein Schnippchen schlagen konnten, diesem Potentaten, den keiner mehr fürchtete, den nur alle ausbeuteten — ein Herrscher über die Ohnmacht! Kunst und wissenschaftliches Leben in Stambul verfielen, die Bauwerke vermoderten, und der Sultan der Türkei saß in seinem schönen Serail als „der kranke Mann".

Schon unsre Großväter schöpften Hoffnung; es zeigten sich Grenzen für die Macht der Türkei. Unsre Eltern aber, die hatten allen Grund, sich die Hände zu reiben: England, Frankreich und Rußland vereinigten sich und vernichteten die Türkei bei Navarino.

Und wir?

Wir haben gesehen, wie die Türkei den Rest ihrer Macht verlor. Und dennoch ist sie eines der mächtigsten Kaiserreiche auf Erden. Vierzig Millionen Menschen hat sie unter ihrem Zepter. Und hat bodenlose Reichtümer. Und hat die unerschütterliche Lehre Mohammeds.

Als die Sultane sahen, daß es abwärts und immer weiter abwärts ging mit ihrem Lande und ihrem Volke, verfielen manche von ihnen in düstre Grübelei, andre lebten in den Tag hinein und ließen sich's wohl sein bei Trunk und Ausschweifung. Manche ermannten sich auch zu einem Kriege, wenn Europa ihnen zu nahe trat und gemeinschaftlich die Länder des Halbmonds für sich wegnahm. Aber die Türken konnten der Übermacht nicht standhalten, Europa war ihnen über den Kopf gewachsen. Sie kämpften wie Helden, wie die wilden Tiere; aber was konnten sie ausrichten mit ihren Krummsäbeln und Lanzen? Gefährliche, weittragende Feuerwaffen rissen ihnen die Köpfe ab. Sie wichen nicht, sie stürmten; aber sie fielen.

Abd ul Hamid II. erbte einen großen Krieg. Im Jahre nach seiner Thronbesteigung mußte er sich gegen Rußland verteidigen. Und er verlor. Er verlor, wie seine Vorväter viele Generationen hindurch verloren hatten. Was in aller Welt war aus den Horden geworden? Hatten sie nicht einst in Wien gestanden? Sollten die Kalifen immer und ewig unterliegen? War der Geist des Propheten von ihnen gewichen? Keineswegs; der Geist des Propheten war über ihnen, und sie verrichteten das Wunder bei Plewna.

Da gaben einige hervorragende Türken Abd ul Hamid den Gedanken ein, daß es vielleicht mit seinen Krummsäbeln nicht so ganz stimme. Wenn der Prophet seinerzeit Siege errungen hatte, so lag das — nächst Allahs persönlicher Hilfe — daran, daß er die besten Waffen jener Zeit kannte und anwendete. Und wie hätten seine Kalifen später sich Arabien unterwerfen, Syrien, Palästina, Mesopotamien, Persien, Ägypten, Nordafrika, Spanien, Sizilien erobern und in Frankreich eindringen können? War das mit Hilfe von Schilfrohren vom Nil oder Sandsäcken aus der Sahara geschehen? Es geschah mit Hilfe des besten Schwertes der Welt!

Abd ul Hamid lernte im Kriege mit den Russen. Er organisierte sein Heer um und kaufte moderne Waffen. Und er verschaffte sich die besten Lehrmeister Europas, um sich im Gebrauch dieser Waffen zu unterweisen. Im Anfang war er wohl nicht Reformator aus Lust und Neigung, sondern aus Not. Aber nicht einmal die Not hat es immer zuwege gebracht, einem selbstzufriedenen Asiaten die Augen zu öffnen. Denn der Asiate hat ja den einzigen Gott der Welt und Gottes größten Propheten — wie kann es ihm da fehlen? Weil aber Europa zu stark wurde, mußte der türkische Sultan in einem Alter, in dem der Asiate in der Regel aufgehört hat, sich zu entwickeln, seine ganze persönliche Denkweise ändern und ein fremdes System annehmen. Ein größeres Wunder hat noch keiner erlebt!

Und mancher rechtgläubige Türke grübelt noch heutigentags darüber nach, warum sein Padischah Europa nicht ausgerottet hat, anstatt zu seinen Waffen und seinen andern Erfindungen überzugehen. Was hätte Suleiman, der Blitz, getan?

Ach, der rechtgläubige Türke versteht nicht, wie schlimm es im Grunde seinem Padischah geworden ist! Da sitzen drei, vier mächtige Fremdlinge in ihren Hotels droben in Pera und bestimmen, was der Padischah zu tun habe. Und tut er's nicht, so lassen die drei, vier Fremdlinge ihre schwarzen Hähne Feuer über die Stadt krähen!

So ist das.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß Abd ul Hamid nach und nach selbst ein bißchen von europäischen Ideen angesteckt worden ist. Selbst wenn man nichts von den wenigen wohlwollenden Aussprüchen über diesen Mann, z. B. daß er „in allem, mit Ausnahme der Religion, mehr Europäer sei als Asiate", glauben mag, so müssen doch seine Regierungshandlungen ein bißchen für ihn zeugen. Was er vor fünfundzwanzig Jahren an Reformen eingeführt hat, geschah aus Not; was er seitdem eingeführt hat, fängt doch an, Zeichen der Überzeugung zu tragen! In gewissen Richtungen führt er mehr Reformen ein, als von ihm verlangt wird, so errichtet er nacheinander hervorragende europäische Unterrichtsanstalten in der Türkei. Wer hat ihn das geheißen? Sollte er etwa selbst darauf gekommen sein, daß die Methode Suleimans, des Blitzes, veraltet ist, und daß er versuchen muß, Europa mit seinen eignen Waffen zu schlagen?

Was für Unterrichtsanstalten mögen wohl in der Türkei errichtet worden sein? Haben wir nicht zu allen Zeiten das trostlose Geschrei über den unaufhaltsamen Verfall und Niedergang der Türkei vernommen?

Dem Uneingeweihten, der nur so zufällig ein bißchen über die Sache gelesen und ein oder das andre seltne Mal ein paar Türken getroffen hat, die auf etwa gestellte Fragen antworteten — diesem Uneingeweihten scheint es, als ob das Unterrichtswesen in der Türkei keineswegs so ganz skandalös sei, wie wir zu hören gewohnt sind. Da sind erstlich Kinderschulen, öffentliche und private, damit die Türken lesen und schreiben lernen können. Schon das ist etwas; denn ihr Prophet konnte — gleich den Propheten andrer Völker — zum mindesten nicht schreiben,

außer wenn er andre Propheten nachahmte und Hokuspokus im Sand machte. Eine andre Sache ist es, daß vermutlich nicht alle Türken so besonders gewandt in der schweren Kunst des Buchstabenmalens werden! Ein ziemlich starker Prozentsatz der Bevölkerung Frankreichs kann auch nicht lesen und schreiben. Dann gibt es in der Türkei Fortbildungsschulen in hunderten von größeren Städten; ferner Lehrerseminare in allen Himmelsrichtungen, endlich die Universität in Konstantinopel. Die Universität hat vier Fakultäten; wie der Unterricht daselbst betrieben wird, darüber kann ich keine Auskunft erteilen und möchte auch in keiner Hinsicht ein Urteil darüber abgeben. Im Jahre 1892 fiel es der Regierung ein, ein besondres Landwirtschaftliches Departement und eine Landwirtschaftliche Bank zu errichten, die dem türkischen Fellah Geld zu mäßigen Bedingungen leiht. Ebenso sind in allen Himmelsstrichen Ackerbau- und Tierarzneischulen mit den besten Lehrkräften in Betrieb; auch den Wäldern hat die Regierung ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Es sind in der Türkei enorme Strecken von Wald, zum Teil mit kostbaren Baumsorten, wie Oliven, Zedern, Ebenholz; diese Werte galt es auf richtige Weise zu behandeln, und die Regierung setzte Forstschulen zur Regulierung der Abholzungen und Neuanpflanzungen in Betrieb. 1885 wurde eine Fischereischule, verbunden mit einer Art Departement zur Ausnützung der reichen Fischereien an der afrikanischen Küste, errichtet, 1888 eine Lehranstalt für Seidenbau — nach dem System Pasteurs —, ein außerordentlich wichtiger türkischer Erwerbszweig. Hierzu kommen noch Militärschulen, Privatlehranstalten, philosophische Gesellschaften, Klöster, Asyle, Handelsschulen, Bibliotheken; auch ein paar Zeitungen werden herausgegeben.

Es scheint also, als wäre die Türkei seit den letzten fünfundzwanzig Jahren im Zuge, recht wacker hinterherzukommen! Auch für die, die des Lebens höchste Freude in Eisenbahnen erblicken, ist die Sache nicht ganz hoffnungslos: allein in den fünf Jahren von 1888—1893 erteilte die Türkei die Konzession für zwölf lange und kurze Eisenbahnlinien, die jetzt vollendet oder im Bau begriffen sind!

Aber der rechtgläubige Türke versteht trotzdem nicht, weshalb sein Padischah alle diese Sonderbarkeiten des europäischen Lebens nachahmt. Er versteht nicht einmal, daß mindestens vier Großmächte in der eignen Stadt des Padischahs ihr eignes Postwesen haben. Weshalb benützen sie nicht das türkische Postwesen? Weil es nicht sicher ist. Und weil es nicht sicher ist, richten sie ohne weiteres ihr eignes Postwesen in einem fremden Land ein!

Das kann der rechtgläubige Türke nicht verstehen! Aber Abd ul Hamid und seine Regierung müssen es wohl verstehen!

Im April 1901 wurde die Hohe Pforte von ihrem Gesandten in Paris darauf aufmerksam gemacht, daß in dem Jungtürkischen Revolutionskomitee, das seinen Sitz in Paris hat, Pläne zur Aktion in Gärung waren. Der Gesandte riet der Pforte, die ausländischen Postsäcke, die mit einem näher bezeichneten Zuge anlangen sollten, mit Beschlag zu belegen. Die Pforte tat das; die Briefschaften der Gesandten schloß sie von der Beschlagnahme aus und lieferte sie ab, unter-

suchte aber die übrigen und behielt die Korrespondenz der Jungtürken zurück. Nun erhoben sich die Mächte, protestierten und verlangten, daß das Geschehene ungeschehen gemacht würde. Die Pforte erklärte und verteidigte die Notwendigkeit einer solchen Handlung; die Mächte jedoch verhießen, sie wollten ihre schwarzen Hähne über die Dardanellen krähen lassen! Da schickte die Pforte ihren Minister des Auswärtigen mit einem Briefe zu den vier mächtigen Herren in Pera; in dem Briefe bat die Regierung um Verzeihung für die Beschlagnahme der Briefe der Revolutionäre und gelobte, es nie wieder zu tun! Der deutsche Gesandte fand die Entschuldigung befriedigend; aber die drei andern mächtigen Herren weigerten sich, die Entschuldigung der Pforte anzunehmen, und wollten mit den Hähnen kommen. Drei Tage darauf ging der türkische Minister des Auswärtigen wieder seinen demütigen Gang zu den mächtigen Herren — mit den gleichen Bitten und dem gleichen Verlangen. Und endlich wurde das Schreiben der Pforte für gut angenommen — aus Gnade!

Nein — und wenn's das Leben gälte —, der rechtgläubige Türke versteht diese Handlungsweise seines Padischahs nicht!

Der Padischah muß wohl klug sein! Der Padischah muß wohl mit dem allem eine kleine Absicht haben! Fürs erste ist er klug aus Notwendigkeit, dann ist er klug aus Berechnung, aus Politik, aus Neigung! Wer weiß! Vielleicht steht vor den Augen des Padischah ein Ziel ...

Es spitzte sich auf den Krieg mit Griechenland zu, dieser alten türkischen Provinz, die die Mächte im Jahre 1829 losgerissen hatten; Griechenland wollte Kreta haben. Es gab Krieg, und das kleine, schlecht gerüstete Griechenland unterlag. Aber Griechenland hatte „die Bischöfin zur Gevatterin"; als die Türkei Thessalien eroberte, bestimmten die Mächte, daß es Thessalien nicht behalten dürfe; sie bestimmten weiter, daß es ebensogut auch Kreta — das es nie verloren gehabt hatte — missen könnte. Der Krieg war also ohne Ausbeute.

Das heißt, der Krieg war der gewaltigste Gewinn für alle Muselmänner über den ganzen Osten hin: die Waffen des Islam hatten vernichtend über eine christliche Macht gesiegt!

Es zeigte sich, daß Abd ul Hamid richtig gerechnet hatte: wenn er Waffen von Europa kaufte und sie führen lernte, so vermochte er mit dem alten Glück der Kalifen Krieg zu führen. Denn er herrschte ja doch noch immer über das hartnäckigste Kriegervolk der Welt und stritt für die Sache des Propheten. Das Selbstvertrauen der Türken, das darnieder gelegen hatte, erhob sich nach dem Kriege mit einem Schlage wieder, Freude durchflutete das gesunkne Volk, und früh und spät stiegen aus den Moscheen Dankgebete zu Allah empor. Wenige nur dachten daran, wie klein Griechenland war, alle dachten daran, wie groß die Türkei geworden wäre. Aber nicht nur in der Türkei war Freude — durch den ganzen islamitischen Osten ging eine Bewegung des Frohlockens! Die fast dreihundert Millionen in Asien, Afrika und Europa verstreuten Mohammedaner

illuminierten ihre Städte, sammelten Gelder für das türkische Heer, schickten Deputationen nach Konstantinopel, um dem Sultan für das, was er getan hatte, zu danken; sogar feindlich gesinnte arabische Stämme überreichten ihm ein großes Geldgeschenk, das er zum Wohl des Islam verwenden sollte!

Denn der türkische Sultan ist der Nachfolger des Propheten und der Kalif des Islam. Und des Propheten Mantel ist's, der im Osten Krieg und Frieden macht ...

Nach einigen Verzückungen begann der Prophet den Koran zu diktieren, der niedergeschrieben und verbreitet wurde, und je weiter seine Lehre bekannt wurde, desto mehr wuchs die Anhängerschar Mohammeds, bis sie zu einer Masse, einer Macht wurde. Mit dieser Macht im Rücken beschloß er, hart gegen hart zu setzen: es wurde ihm die Offenbarung von der Ausbreitung des Islam durch Waffengewalt! Kaum war er nach einem bösen epileptischen Anfall wieder zu sich gekommen, da verkündete er diese Lehre mit prophetischer Glut: Manchen Propheten hat Allah gesandt; Jesus Christus war einer von ihnen. Er war gerecht, er lebte in Reinheit, er tat Wunder — und nichts von dem allen war doch imstande, die Menschen zu bekehren. Mich, Mohammed, den letzten Propheten, hat Allah mit dem Schwerte gesandt!

Wie mußte das den Arabern, diesen gebornen Kriegern und Piraten der Wüste, munden, als ihnen Gottes Erlaubnis, ja sein Befehl zum Kämpfen kam!

Und der Krieg begann. Mohammed eroberte Mekka, er unterwarf sich jüdische und arabische Nachbarstämme, er errang Siege über die Römer in Syrien. Und Mohammed starb, und der Krieg währte fort; überall siegte der Islam; der Krieg nahm kein Ende!

So war der mohammedanische Krieger beschaffen: er ging voll Jubel in die Schlacht, zügellos, ohne Befehl, ohne einen andern Gedanken als den Triumph! Denn für jeden Tropfen Blutes, den er um des Glaubens willen vergoß, würde er im Jenseits wunderbar belohnt werden! Bliebe er am Leben, so wartete seiner sein Lohn, fiele er, so würde er eingehen zu den Freuden des Paradieses. Der Koran beschreibt sie genau, diese Freuden: sie bestehen — nach arabischen Vorstellungen — unter anderm darin, daß man in einem seidnen Zelt, in Fluten von Milch und Honig, unter Bergen von Blumen lebt! Die Erde ist im Garten des Paradieses gleich Weizenmehl; wenn die Bäume sich im Winde bewegen, flutet Musik über den Garten hin. Und jedem Glaubensstreiter werden viele dunkeläugige Huris zur Gesellschaft!

War es richtig, so, mit dieser Todesverachtung, in den Kampf zu gehen? Mußte man sich nicht in acht nehmen, sich decken? Auf diese Frage gab Mohammed eine Antwort, die für spätere Zeiten von größter Bedeutung werden sollte; denn sie machte seine Krieger so gut wie unüberwindlich. Es war nach der Schlacht von Ohod, wo viele der Leute Mohammeds gefallen waren, unter ihnen sein eigner Oheim; später standen die Krieger vor Mohammed und deckten seine Flucht. Da verkündete der Prophet — als Willen Gottes — die Lehre von

der Prädestination: das Schicksal eines jeden ist von Allah vorausbestimmt; wenn die Stunde gekommen ist, wird ihn der Tod fällen, sei es nun auf dem Schlachtfelde oder auf dem Siechenlager. Wahrhaftig, Mohammed begriff außerordentlich gut den Unterschied zwischen Soldaten, die sich in acht nehmen, und Truppen, die blind drauf losgehen, sei es zum Leben oder zum Tode, was ja doch alles voraus bestimmt wäre. Der Glaube an die Vorausbestimmung mußte die blinde Wildheit verstärken und mußte zu allen Zeiten der Unzufriedenheit und der Demoralisation in einem Heere vorbeugen. Was Mohammed vielleicht im voraus berechnet hatte!

Denn wohl wird Mohammed nicht als besonders starker Heerführer angesehen; aber er war ein brillanter Theoretiker. Um den Krieg für den Islam allem voranzustellen, scheute er nicht einmal die Sabbatschändung. Und er wagte diesen Coup zu einem noch frühen Zeitpunkt, als seine Autorität bei weitem noch nicht befestigt war. Das war, als er seine Leute mitten im Rhamadan, dem heiligen Monat, da alle und alles Frieden haben sollen, eine Mekkakarawane überfallen ließ. Es erhob sich denn auch ein Sturm gegen ihn; aber Mohammed verkündete nach seinem nächsten Anfall die göttliche Sanktion der Missetat und ließ sie im Koran aufzeichnen. Welche Sanktion die Kalifen sich für später gemerkt haben.

Nun hinterließ der Prophet unter andern Kleinigkeiten einen Mantel. Und dieser Mantel wird in dem alten Serail zu Konstantinopel aufbewahrt; der Kalif, der türkische Sultan, ist sein Hüter. Des weitern verhält sich die Sache so: der Mantel soll nie zu sehen sein, außer wenn der Islam in höchster Not ist. Wenn aber die Not da ist, so soll der Mantel vor den Augen alles Volks hoch in der Luft entfaltet werden; dann wird jeder Mohammedaner zum Schwerte greifen — um des Glaubens willen. Dies Entfalten des Mantels wird auch nie seine Wirkung verfehlen; ihn enthüllen, heißt eine Allmacht enthüllen! Das ist des Kalifen letzte Zuflucht!

Freude durchflutet den Osten ob des Sieges über Griechenland; und gleichzeitig wächst der Haß gegen die „Ungläubigen". Das Vorgehen der christlichen Mächte gegenüber dem Sieger, das stete Vorgehen der christlichen Mächte im Osten bringt den Haß ab und zu zum Erglühen. Eines Tages kann er in heller Lohe stehen!

Die christlichen Mächte können die Sache ja leicht nehmen; kein Land vermag sich Europa gegenüber zu behaupten, die ganze Welt könnte sich wohl kaum Europa gegenüber behaupten! Aber die lichte Lohe im Osten könnte das herbeiführen, wovor der Menschheit und dem Jahrhundert graut: einen Weltbrand. Man spielt nicht mit dem Feuer. Aber wenn man damit spielt, müssen viele daran beteiligt sein. So daß der, der es entzündet — niemand gewesen ist!

Man spricht von dem Tage, da Rußland in Konstantinopel stehen wird. Nun ist es ja gar nicht so ganz unmöglich, daß Rußland nie in Konstantinopel stehen wird; wenn ein Reich zu groß wird, so pflegt das Schicksal ein wenig zu regu-

lieren, es facht in Stücke zu schlagen und die geraubten Länder wieder auszustreuen. Es hängt von Europa ab, wo für Rußland am Schwarzen Meer die Grenze sein wird; und — seltsam genug — es hängt auch ein klein bißchen vom Osten selbst ab! Laßt es nur so weitergehen, wie es bisher gegangen ist, womöglich noch ein bißchen schlimmer — der Osten wird sich still und gleichmäßig vorbereiten, und eines Tags steht er bereit. Denn der Osten hat den richtigen Weg eingeschlagen und hat — der Berechnung der Sachverständigen zufolge — Zeit vor sich, ihn weiter zu verfolgen.

Wenn der mohammedanische Dreimächtebund zustande kommt, ist der Osten nicht ohnmächtig; und die Türkei, Persien und Afghanistan haben für eine und dieselbe Sache zu kämpfen. Und für eine und dieselbe Sache werden weiter achtzig Millionen Mohammedaner streiten, die England regiert, die vierzig Millionen in China, die dreißig Millionen in Afrika, die vierzig Millionen unter russischer und holländischer Herrschaft. Zählt man die Millionen zusammen, so werden es ihrer recht viele! Und aus diesen Millionen werden Hunderttausende an waffentüchtiger Mannschaft hervorgehen! Rechnet man noch dazu, daß die großen mohammedanischen Staaten, die Türkei an der Spitze, europäische Kriegskunst erlernen und modernes Material kaufen, daß sie die Verteidiger des Islam zu Soldaten haben, daß sie den Mantel des Propheten besitzen . . .

Der rechtgläubige Türke kann mit dem Turban nicken und ruhig sein: sein Padischah tut alles, was zur Zeit zu tun ist. Der Padischah ist klug und hat angefangen, zu lernen. „Der kranke Mann" ist spielkundig; jetzt wartet er bloß und wächst und mehrt seine Kraft. Die drei mächtigen Herren in Pera sollen sich lieber auf ein andres Amüsement besinnen, als im Osten Funken zu schlagen! Sie sollten lieber von dem mächtigen vierten Herrn lernen, der in germanischem Ernst die Türkei gerade vor ihrer eignen Nase zivilisiert und ausbeutet. Die Resultate dieser Taktik werden sich wohl einmal zeigen!

„Der kranke Mann" blickt über den Osten hin und rechnet nach. Es geht vorwärts mit ihm, immer vorwärts, die Kräfte nehmen zu, es tagt! „Der kranke Mann" am Bosporus ist der Mann, der eines Tags zum Serail der alten Sultane herniederschreiten, den Mantel des Propheten entfalten und die Welt in Brand setzen kann. Der Mann ist er.

Der Islam war einst der Träger einer hohen und feinen Kultur. Mit Konstantinopel als Hauptstadt einer mohammedanischen Konföderation würden die Zivilisationen des Ostens und Westens ihre Quellen vermischen, und es würde möglicherweise eine neue Kultur in lebendigem Strom einherbrausen! Es gibt ja Toren, die nicht imstande sind, das Heil der Welt und das Leben der Zukunft nur in Eisenbahnbau und Sozialismus und amerikanischem Geschrei zu erblicken; so könnte diese neue Kultur die der Toren sein. Und könnte dastehen — eine kleine Kuriosität, die die Milliardäre der Welt sich zu leisten vermögen!

Von der Form und dem Mittel/ von Franz Blei

Nur um die Sache in Gang zu bringen, nehme ich jenen Ästheten an, wie ihn sich die vulgäre Meinung geschaffen hat, wie sie sich etwa Wilde denkt. Irgendwelche Neigungen und äußere Einflüsse haben diese Begrenzung: die ästhetische Stellung zum Leben bestimmt. Nun findet dieser Ästhet auf einmal, daß hart an den Grenzen seines Reiches die ethischen Probleme als ein eigenes Reich sich anzusiedeln beginnen. Erst staunt er. Dann versperren sie ihm schon die schöne Aussicht von seinen höchsten Türmen. Der Ästhet wird unwillig. Dann überkommen ihn Neugierde und Zweifel. Er gibt also sein Reich, in dem er herrschte, auf, um in jenem andern, das um die Grenzen des eigenen liegt, als einfacher Privatmann zu leben. Der ästhetische Egotismus hat einen kleinen Stoß bekommen, und der Egotist begibt sich in die ethische Kategorie.

Und macht da diese Entdeckung, daß was er für ein eigenes Reich gehalten hatte, nur das mittelschaffende Hinterland seines ästhetischen Reiches ist, das so auf einmal bis an die Grenzen des Lebens reicht. Und er notiert sich das folgende:

Irgend ein Moment veranlaßt uns, die Lösung im Ethischen zu suchen, das Ethische als Zweck des Lebens zu charakterisieren. Aber das Ethische ist ein Mittel, und hat keinen Zweck und keine Lösung in sich; es ist was die Intrige im Theaterstück, der Gegenstand im Bilde, der Inhalt im Gedicht ist: das Mittel zur Formvariation. Ohne das Ethos würde die Form keine Variation erfahren und absterben. Seiner Nützlichkeit als formänderndes Mittel verdankt das Ethische seine illusionäre Existenz.

Denn Form ist das Wesen der Dinge und die einzige Lösung.

Welches Moment ist Anlaß, daß dem Ethischen ein Zweck- und Lösungscharakter zugesprochen wird? Das Interesse des Spieles. Denn wir spielen. Und kennen uns nur in den Masken. Aber das Spiel verlangt, daß wir die Illusion unserer Verkleidung „ernst" nehmen. Deshalb spielen wir so vollendet, so „natürlich".

Diese Illusion ist die Wirkung des ethischen Mittels, das wir als Zweck hinstellen. Der im Interesse des Spieles, d. i. der Formvariation aufgestellte Gegensatz von „wahr" und „schön" usw. ist ein ästhetisches Mittel. Aber wir haben Gründe, Spielgründe, das ethische Mittel als Zweck auszugeben. Wir müssen tun, als spielten wir der Intrige wegen — anders bekäme das Spiel einen Riß: wie wenn dem Darsteller des Posa mitten in seinem Monolog ein Bedürfnis käme und er ginge plötzlich von der Szene. Das störte die Illusion. Und störte sie auch im Leben, wenn einer die Illusion des ethischen Zweckes nicht respektierte.

Die ästhetische Freude an einer griechischen Tragödie wird nicht zum moralischen Schmerz, wenn der Vorhang gefallen ist und das Leben mit einer gleichen Tragödie kommt. Der Schmerz aus dem Leben wird, erst in Unruhe danach suchend, Form: Fluch oder Gebet, und damit gelöst. Die Verzweiflung ist eine Geste: mehr weiß von ihr auch der Verzweifelte nicht als diese formale Äußerung.

Das ethische Mittel variierte die Formen eines Borgia und eines Franz von Assisi — wir haben nichts sonst als diese formalen Lösungen, die definitiv sind. Das ethische Mittel gehört dem Wechsel der Zeiten, der Mode, des Geschmackes, es erhält seine Brauchbarkeit in diesem Wechsel, aber die Illusion gibt ihm jeweils den Ewigkeitscharakter eines Zweckes in sich und in sich geendeten Zieles, da sonst kein Spiel des Lebens, keine Intrige im Stück, kein farbtragendes Objekt wäre.

Das ethische Mittel spaltet sich in die Einzelmittel der Moralen aus dem Bedürfnis der Form nach stärkerer Variation. Wenn aber in einer Zeit dieses Spaltholz zu viel wird, ein Verfall des ethischen Mittels in viele moralische Mittel droht, das jedes zum Zweck umzuillusionieren dadurch erschwert wird, daß diese Moralen sich gegenseitig oft aufheben, dann wird man immer einen stärkeren Rekurs auf das Ethische bemerken. Man „rettet" aus den Religionen und Philosophien den „wahren Kern", man gründet Monistenbunde und Goethebunde, man sucht das ethische Mittel durch neue z. B. naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu stärken — das heißt: man wehrt sich gegen die Moralen für das Ethische, um dessen Illusion als Zweck besser zu fundieren. Es ist klar, daß die Intrige eines fünfzig- und mehraktigen Stückes schwer deutlich zu machen ist, daß die Mitspieler diesen langen Faden verlieren, der ins Endlose läuft, und so Stücke im Stück spielen, weil sie mit der Moral mehr loslegen können als mit dem Ethos. So ist eine permanente Neigung, das ethische Mittel durch Spaltung in Moralen formgebender zu machen; eine permanente Gefahr, dadurch das ethische Mittel als illusionären Zweck des Lebens zu verlieren; eine permanente Bemühung, den Ewigkeits- und Zweckcharakter des Ethischen — „Reinethischen", „Allgemeinmenschlichen", „Humanen" usw. — immer wieder festzustellen, weil sonst kein Spiel ist.

Wir haben im Spiele des Lebens Mitspielern die Rolle der Aufpasser gegeben, die darauf achten müssen, daß wir Spieler dieses ethische Mittel als den Zweck ansehen, damit das Spiel den Ernst behält, den es haben muß, daß wir noch mitspielen können. Mehr oder weniger paßt da einer auf den andern auf. Die an-

gestellten Aufpasser reichen vom Polizisten bis zum Präsidenten des Monistenbundes. Die Spielregeln, die gebieten, das Mittel für den Zweck zu nehmen, sind jeweils im einzelnen festgelegt: in Gesetzbüchern, Glaubensbekenntnissen, ethischen Traktaten aller Schattierungen, Festreden; und gehen zudem in ungeschriebener mündlicher Verbreitung und Einschärfung. Wer das Zusammenspiel stört, der wird — im Spiel — bestraft. Denn auch diese Störung liegt im Interesse des Spieles. Manchmal provoziert man sie sogar, wie jetzt z. B. ich. Aber das Mittel, das die Illusion zum Zweck machen muß, erträgt alles — der Formvariation wegen.

Wir erlauben uns ein Lächeln über ein altes Repertoire und die veralteten Intrigen — immer mit Betonung des absoluten Charakters des Ethischen, geben die moralischen Späne auf und halten uns an den ethischen Baum. Aber unser Repertoire, in dem wir spielen, das nehmen wir sehr ernst und müssen es ernst nehmen, dürfen die ethische Illusion nicht aufheben, sonst fallen wir hin und rühren kein Glied mehr, und die Form zerbricht. Nur einer kann diese Illusion aufheben: er ist stärker als wir: der Tod, die Formlosigkeit.

Ich gebe dem Spiel recht und erkenne es und muß ihm nun recht geben. Aber es ist ein produktiver Fatalismus. Die Lehre könnte ja sagen: Differenziere dein Mittel, das Ethos, auf daß deine Form mindestens noch um diese eine Form vermehrt wird: die Freude daran. Allerdings muß man da einsehen, daß es nur endliche Lösungen gibt, solche der Form, und daß allein diese endlichen Lösungen unsere Vorstellung der Unendlichkeit bedingen. Und ohne daß wir das ethische Mittel als Zweck ansehen, erreichen wir den Zweck des Lebens nicht, der ist: Form und ihre Änderung. Und fänden keine Lösung. Und ohne die Lösung schiene uns nicht nur alles sinnlos, sondern wir würden sofort sterben, tot sein. Alles, was wir sonst ein Mittel nennen, ist uns problematisch, weil wir es von Anfang an als Mittel kennen. Die Macht des ethischen Mittels über die andern ist absolut, denn wir täuschen uns selbst dieses Mittel zum Zweck, damit wir es als Mittel und damit unser Spiel, d. h. das Leben nicht verlieren.

Denn es gibt noch andere Mittel, die die Form des Lebens variieren; aber wir wissen sie immer als Mittel. Die Künste sind eins. Und der Geldbesitz. Und noch eine Menge. Aber wir wissen immer, daß es Mittel sind.

Wir werten die Erscheinung nach der Macht und dem Reichtum ihrer Formen, wenn wir auch Macht und Reichtum und den „Sinn" des Ganzen im ethischen Mittel allein suchen und tun müssen, als sei das Ganze des Ethos wegen aufgestellt. Wir sind da wie der Ungebildete, der einen gemalten Schinken um der Täuschung des Schinkens willen schätzt. Nur wenn einer schon länger nicht mehr mitspielt, sind wir geneigt, ihn „nur mehr ästhetisch" zu sehen, die mehreren tun dies allerdings meist mit einem „allerdings".

(Ja, die Kunst. Zwischen ihr und dem Leben ist nur ein Unterschied der Konventionen. Im ganzen ist sie eine ständige gute Mahnung, zu sehen, daß die Form der Sinn des Lebens ist. Es wäre an der Zeit, daß man die Kunst nicht

vom Leben aus sehe, besser schon umgekehrt: das Leben von der Kunst aus. Man wird die Bedeutung des „Gegenstandes" dann weder allein betonen, noch sie leugnen: der Gegenstand ist das notwendige Mittel.)

Ein Wort von der „Dekadenz": sie ist Erschöpfung des Mittels. Der Gebrauch erschöpft es; man sieht dies an dem Monotonwerden der Form, die dann ihre Änderungen aus sich selber nimmt, „künstlich", „rein artistisch" wird und „des Lebens" entbehrt. Heftig wird dann das ethische Mittel wieder als Zweck betont, und das Wort „Dekadenz" wird ein Schimpfwort. Die Neubelebung der antiken Form durch den Katholizismus — die metaphysischen Tugenden — ist ein schönes Beispiel für die Zweckbehauptung des Mittels. Deutlichere Beispiele noch in den Künsten, den Segmenten aus dem Kreis des Lebens: die „leerlaufenden" Formen des Euphuismus, der Schäferei, der Nachromantik; oder die starke Zweckcharakteristik des Mittels zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts und im Anfang der Moderne: beide Male mit dem Effekte reicherer Formentfaltung.

Aber: mit den Beispielen käme man nicht zu Ende — man müßte die Geschichte des Lebens aufschreiben.

Was hier gesagt wurde, will nicht als eine Lehre gelten; dazu sind die Gedanken nicht neu genug und beugen sich zu schwer unter den Zweck, den jedes System haben muß, um als Mittel brauchbar zu werden. Die Theoretiker des Bramaismus sprechen von der Illusion und ihrer Notwendigkeit; Richard Avenarius und Mach haben das Zustandekommen der ideologischen Konzeptionen von Zeit, Raum und Kausalität aufgewiesen; Nietzsche sagte: ‚Werde was du bist' und hob damit die ethische Kategorie des Werdens auf; Jules de Gaultier, der tiefste unter denen, die Nietzsche folgen, beschreibt in geistvollen Büchern den Intellektualismus — aber es zeigt sich, daß, was den ethischen Zweck als ästhetisches Mittel aufweist, den andern verdächtig im Spiel des Lebens mitspielt: sie dürfen bei allem Talent nur die Türen öffnen.

Jemand fragt nach den Beweisen? Ach, daß man sie verlangt, beweist ja am stärksten! Und wo eine Schiffstau bindet, wird man doch nicht noch mit einem Zwirnsfaden nachhelfen wollen!

Martje Märtens und der verbrecherische Totengräber/ Novelle von Stijn Streuvels

Von allem, was sich auf Gottes weiter Welt rührte und regte, kannte Martje nur die Helligkeit des Tages und das Dunkel der Nacht.

Sein Häuschen stand am äußersten Ende des Dorfes, einen Büchsenschuß von all den andern Häusern entfernt.

Es war nur eine elende Lehmhütte, die sich an einen Erdhügel lehnte. Sie hatte eine Tür, durch die man hineinkroch, und ein einziges Fensterchen, das wie ein Kellerloch ganz niedrig über der Erde saß. Zu der Dachrinne konnten die Kinder mit den Händen hinaufreichen, und der baufällige Schornstein auf dem Strohdach ragte nicht über den Erdhügel hinaus. Aber das Häuschen lag vor dem Winde gut geschützt, und Martje saß tagsüber sicher und warm hinter dem einzigen Fensterchen an seinem Arbeitstisch und klopfte und hämmerte an den Schuhen, die die Dörfler verschlissen hatten, und warf lauernde Blicke auf die Straße hinaus.

Gegen die Dunkelheit des Zimmers hob sich nur sein Kopf und sein Oberkörper ab. Alle Menschen kannten ihn, wie er da von jeher an seinem Arbeitstisch hinter dem Fenster gesessen hatte, in Hemdsärmeln, mit dem glänzenden Schurzfell vor der Brust, das Gesicht auf die Knie herabgebeugt, dieses Gesicht mit der dunklen Haut und den vielen schwarzen Furchen, die aussahen, als wären sie mit Pech eingerieben, und dazu die schimmeligen, schwarzen Augäpfel, die sich unruhig hinter den großen, runden Gläsern seiner eisernen Brille drehten. Sein Haar trug Martje noch wie er es in seiner Jugend getragen hatte: ein wüster Strubelkopf, an dem die Strähnen wirr durcheinander standen, es sah aus, als hätte er sich einen großen, schwarzen Helm über Stirn, Ohren und Hals gesetzt. Keinen Augenblick stand dieser Kopf still, jede Bewegung der derben, knochigen Hände, die das Leder auf dem Leisten klopften und kniffen und banden, machte der Kopf mit. Und bei dem leisesten Geräusch schnellte er voll verwunderter Neugierde empor, und alle Vorübergehenden und jedes Ereignis wurde von Martje beguckt und begafft.

Hinten in dem Dunkel der Küche hantierte Siska, Martjes Frau, aber die Vorübergehenden konnten sie nicht in der Tiefe des Raums sehen, und sie kam nur selten ins Helle, so daß man im Dorfe nicht viel mehr von ihr wußte, als daß sie existierte.

„Martje, 'n bißchen Pech!" riefen die Kinder, die auf ihrem Schulwege hier vorüber mußten und jeden Morgen vor seinem Fenster niederhockten.

Martje kümmerte sich nicht um die Quälgeister und arbeitete weiter. Aber dann ging es wieder los:

„Martje, 'n bißchen Pech!"

Das dauerte solange, bis — wie sie im voraus wußten — Martje endlich aufsah, dabei schimmerte das Weiße in seinen Augen unter den struppigen Borsten der Augenbrauen, die er gewichtig herabzog, und seine Mundwinkel, alle Falten seines Gesichts verzogen sich zu einer grimmigen Grimasse, und während er die Adern an seinem Halse anspannte, stieß er einen scharfen, heiseren Schrei aus: Krrri! krrri! Das klang wie der Ruf eines fremden Vogels. Es war auch nicht das Pech, um das es den Jungens zu tun gewesen war, sondern dieser bekannte Schrei, der ihnen immer wieder Spaß machte. Wenn sie den gehört hatten, liefen sie lachend weiter. Martje selbst hatte auch seinen Spaß daran, er guckte den Kindern nach und schmunzelte vor sich hin. Dann ließ sich aus der Tiefe ein dumpfes, mißbilligendes Knurren vernehmen, und Martje stieß noch einmal sein Krrri! krrri! aus, um seine Frau zu ärgern. Den übrigen Teil des Tages verharrte der Schuhflicker ruhig gelassen und einsam bei seiner Arbeit.

Aber man kannte ihn im Dorfe auch bei andrer Beschäftigung. Wenn der Tag sich seinem Ende zuneigte, und es anfing, dunkel zu werden, so warf Martje seinen Hammer zwischen das Arbeitszeug oder unter die Bank oder wo er sonst hinfliegen wollte, und holte die Leiter, die unter der Dachrinne an der Hausmauer lehnte, und dann ging er ins Dorf, um die Laternen anzustecken. Martje, der Laternenmann! das alte Männchen mit dem krummen Rücken und dem gebogenen Hals, mit der Leiter über der Schulter und dem Ölkännchen in der Hand, so sahen sie ihn Tag ein, Tag aus abends in der Dämmerung draußen auf der Straße. In ihrem Kopf war Martje eins geworden mit den Laternen, wenn sie an die einen dachten, dachten sie auch an den andern dabei: die langen, hölzernen Pfähle mit dem Querholz und dem Glashäuschen und dem sich drehenden Schornstein, mit der Wetterfahne darauf, und darunter das Männchen auf seinen kurzen Beinen, über denen die Rockschöße wie Wimpel flatterten, während er mit seiner Leiter und seinem Kännchen hantierte. Sie kannten alle die Bewegungen, die er bei jeder Laterne vollführte, wie er die Leiter an den Pfahl lehnte und hinaufkletterte, um droben langsam, aber geschäftig sein Werk zu verrichten, wie er dann wieder heruntergeklettert kam, während das rote Flämmchen wie ein Stern sein Gesicht beleuchtete, und wie er dann unten in der Dunkelheit an den Häusern vorbeischob, sich von Zeit zu Zeit umsehend, ob die Lampe auch in Ordnung war. Sogar wenn sie ihn nicht sahen, wußten sie die Zeit, wo er vorüberkam — denn er war pünktlich wie ein Uhrwerk — und sie hörten es außerdem an den Kindern, die ihm überall nachliefen und den wunderlichen Schrei nachahmten, den sie ihm abgelernt hatten.

„Martje Krrri! Martje Krrri! Martje Krrri!"

Aber wenn Martje sich abends auf seiner Runde befand, blieb er unbeirrbar ernst bei seiner Arbeit und tat, als sähe er die Kinder gar nicht, die um ihn herum spielten und tobten.

Die Leute im Dorf kannten die Laternen sehr wohl und wußten, ohne zu zählen, genau, wieviel da waren: eine mitten auf dem Dorfplatz, eine an dem Gitter von

Pastors Pforte, eine am Kirchhof und je eine an den Ausgängen des Dorfplatzes. Das gab jeden Abend den wohlbekannten hellen Kreis in der Mitte des Dorfes, und dahinter gähnten die dunklen Straßen wie schwarze Löcher, die waren wie eine Wüstenei von wegelosem Moor und Land, in das sich niemand hineingetrauen durfte, um sich nicht zu verirren oder zu versinken.

Aber daß diese selben Laternenpfähle etwas eigenes hatten, und als ganz verschiedene, lebendige Wesen in Martjes Kopf standen, davon wußten die Leute im Dorfe nichts.

Das war seine Welt. Zunächst einmal kannte er ihr Äußeres ganz genau, besser als das der Menschen im Dorf, die doch einen eigenen Namen hatten und in einem besonderen Haus wohnten und jeder einen andern Kopf hatte und Augen und Bart und Schnurrbart und Kleider. Seine Laternen, das waren seine Kinder, er kannte ihr Aussehen bis ins kleinste Teilchen hinein, sie hatten mehr als einen Namen und ein Aussehen. Martje kannte sie ihrem Charakter nach als gute, gesetzte, reglose, brave Dinger. An Stellen, wo seine Hände beim Hinaufklettern den Pfahl berührten, waren sie glatt geworden wie von häufigem Streicheln, und wirklich — sie waren ihm lieber als die Schuhe an seinen Füßen und die Mütze auf seinem Kopf. Sie kamen überhaupt nicht aus seinen Gedanken. Von morgens früh an, den ganzen hellen Tag hindurch, wenn er an der Arbeit saß, wußte er sie dastehen im Sonnenschein, alle sieben, als unnütze Dinge nun, und er verlangte schon nach dem Abend, um zu ihnen zu gehen, sie wiederzusehen und mit ihnen zu schwatzen. Wenn er da oben auf seiner Leiter stand und über die Dächer hinwegsah, dann war Martje eigentlich erst in seiner richtigen Welt. Niemand konnte an ihn hinankommen, er saß da oben erhaben und allein, und da konnte er ziemlich laut schwatzen, mit dem Kopf in dem gläsernen Häuschen; die da unten auf der Straße gingen, konnten ihn nicht hören. Er drehte Schrauben fest und Schrauben los, schraubte den Docht in die Höhe, säuberte das Lampenglas und unter ständigem Murmeln und Schwatzen mit sich selbst goß er das Öl ein und ließ es durch die enge Öffnung des Lampenrumpfes strullen, das war ihm ein Genuß, als labte er seine eigene Kehle. Aber als das Wichtigste von allem galt ihm doch das Anstecken selbst, wenn er, in der äußersten Ecke des gläsernen Behälters vor dem Winde Schutz suchend, die Zunderrose in beiden Händen hielt und mit dem Stein schlug, bis die Funken aufsprühten und an den Docht flogen, dann wurde seine Stimme fast kosend:

„Zu doch, Dochtchen, faß Feuer, böses Ding du, zu doch!" Und wenn das Flämmchen dann an den Docht kam und sich als ein klares, rotes Züngelchen emporreckte und ruhig weiterbrannte in dem gläsernen Häuschen, war das der schönste Augenblick für ihn. Dann machte er das Türchen schnell zu und kletterte wieder herab von der Leiter, keinen Blick von dem Flämmchen verwendend. Stolz und befriedigt blickte er auf den Lichtkreis, der über dem Straßenpflaster lag, und sah sich wohl noch zwei- bis dreimal um, ehe er seine Leiter an den nächsten Laternenpfahl legte und wieder von neuem begann. Jeden Abend machte er seine Runde

in derſelben Reihenfolge. Die Laterne an der Kirche kam zuerſt an die Reihe, dann die vor dem Pfarrhauſe, dann die drei an den Einmündungen der Dorfſtraßen, die Laterne mitten auf dem Dorfplatz, und zuguterletzt die Laterne am Kirchhof.

Die Kirchenlaterne und die am Pfarrhauſe, das waren ſeine beiden vornehmſten Laternen. Martje hatte Reſpekt vor ihnen wie vor dem Pfarrer ſelbſt oder vor etwas, das mit der Kirche in Zuſammenhang ſtand, mit dieſen beiden redete er nicht viel, aber er bediente ſie mit beſonderer Sorgfalt. Der Wegweiſer, der mitten auf dem Dorfplatz ſtand, der war für Martje ein feiner Mann, jemand, der mehr weiß und mehr ſagen kann wie jemand anders, weil er im Mittelpunkt ſteht.

„Jeder Stand muß ſein Anſehen haben in der Welt", ſagte Martje und hielt gelegentlich einen bedächtigen Schwatz mit ihm, wie mit jemand, mit dem man wohl auf gutem Fuße ſteht, mit dem man aber nicht ohne weiteres ſo frei umſpringen kann, jemand, den man vielleicht einmal gebrauchen kann, jemand wie der Bürgermeiſter oder ein Ratsherr vom Stadthaus. Die drei Laternen an den Einmündungen der Straßen, das waren gewöhnliche Leute aus dem Dorf, die ſchon mit wenig zufrieden ſind, die behandelte Martje ganz kameradſchaftlich und vertraulich, erzählte ihnen all die tollen Einfälle, die ihm gerade durch den Kopf ſchoſſen, und legte ſeine Hände, ohne viel Flauſen zu machen, auf das Holz des Pfahls, kurz, er behandelte ſie wie gute Freunde und Nachbarn. Die Kirchhofslaterne, das war die Laterne der Toten. Sie ſtand einſam und verlaſſen an der Rückſeite der Häuſer, wo ſie nichts weiter zu beleuchten hatte, als das Gras der Gräber, die Linden des Kirchhofs und einen ſchmalen Weg, wo abends kaum jemand ging. Alles, was Martje hier ſagen wollte, flüſterte er leiſe und er verweilte hier immer etwas länger, weil er es ſich ſelbſt nicht eingeſtehen wollte, daß er Furcht hatte vor Gräbern und Toten und dem, was auf Kirchhöfen umgeht.

Wenn Martje ſeine Runde beendet hatte, drehte er ſich noch einmal um und überzeugte ſich, daß alles in Ordnung war und dann wünſchte er ſeinen Laternen im ſtillen gute Nacht, und wünſchte auch den Leuten, die ihm begegneten, gute Nacht. Darnach kroch er wieder in ſeine Hütte hinein und ſaß die Nacht und den ganzen folgenden Tag drinnen bei Siska verborgen.

Martje hatte nie etwas anderes gekannt als dieſes ſtille, gleichmäßige Leben, es war nun ſchon ſo lange ſo fort gegangen, ohne Zwiſchenfall und beſondere Ereigniſſe, daß das Männchen ſorglos in den Tag hinein gelebt hatte, in dem Glauben, es müſſe ohne Anfang und Aufhören oder Veränderung ewig ſo weiter gehen.

Und nun war es mit einem Schlage aus. Siska, das ſchwarze Weib, die in der Dunkelheit geſeſſen hatte hinter Martje, der mit ſeinem Schuhwerk den hellen Streifen am Fenſter für ſich allein gebraucht hatte, Siska, die ihr Leben lang an dem Herdfeuer gepuſſelt hatte und ohne viel zu ſprechen ihre Arbeit verrichtet hatte, Siska hatte eine Erkältung bekommen und war eines Morgens krank, doch

ohne zu stöhnen, im Bett liegen geblieben. Martje hatte alle möglichen Heilmittel für sie herangeschleppt und hatte den Pastor mit den Sterbesakramenten kommen lassen, und nach drei Tagen hatte sie leise ihren Atem ausgehaucht, und war still und ohne viel Aufsehen und Getue zu machen und ohne ein feierliches, abschiednehmendes Wort für Martje in die Ewigkeit eingegangen. So plötzlich war es gekommen und so gewöhnlich war es verlaufen, daß Martje eigentlich noch nicht recht wußte, was geschehen war. Es war geschehen und vorübergegangen wie etwas, das er schon seit langer Zeit hatte erwarten und voraussehen können, es lag deshalb auch kein Grund vor, viel Aufhebens davon zu machen. Und als der Pfarrer sein Werk verrichtet hatte, dachte Martje: Nun kommt die Reihe an mich! und damit war auch er ans Werk gegangen. „Der Pfarrer das Seine und ich das Meine!" und dann hatte er sich daran gemacht, es wie eine Pflicht, eine Notwendigkeit betrachtet, ohne Angst und Grauen hatte er es getan, wie eine alltägliche Arbeit, die von ihm oder sonst jemand getan werden mußte. Er hatte Siska ausgekleidet, sauber gewaschen und in ein weißes Laken gelegt; dann hatte er ihr das Haar glatt gestrichen, ihre Hände über einem Kreuzbildchen gefaltet und das ganze Bett mit Weihwasser besprengt. Zum Schluß hatte er dann die Kerzen angesteckt und seine fünf Vaterunser für ihr Seelenheil gebetet.

Aber als er das alles vollbracht hatte und nicht wußte, was er noch tun sollte, setzte er sich still nieder; und während er nun seine Augen unverwandt auf die Leiche gerichtet hielt, da kam es ihm erst zum Bewußtsein, was mit Siska geschehen war, daß sie nun tot war und er sein Leben lang allein übrigblieb.

Zum erstenmal in seinem ganzen Leben dachte er nicht an die Helligkeit des Tages und an die Dunkelheit des Abends; seine alten Schuhe, der ganze Rummel auf dem Arbeitstisch und die Laternen draußen, die sieben Laternen, das stand alles weit außerhalb seiner Gedanken.

„Es gibt doch noch etwas außer Tag und Dunkelheit", meinte Martje, und darunter verstand er: Anfang und Ende der Dinge und sein eigenes unabhängiges Bestehen, das als etwas fremdes daneben stand, ferner, daß Siska tot war und daß die Tage nun nach wie vor ihren ruhigen Gang weitergehen würden ... und dabei kam der erste Seufzer über seine Lippen und er wischte sich mit dem Finger das Naß aus den Augen.

Hatte er denn nie daran gedacht, daß sie sterben könnte? nein, denn er hatte schier nicht gewußt, daß sie gelebt hatte, er und Siska waren so ganz und gar eins gewesen, daß sie jeder ihr Werk verrichtet hatten, ohne daß ihnen der Wunsch gekommen wäre, viel darüber zu sprechen — sie wußten alles voneinander und fühlten miteinander ohne zu sprechen.

„Siska, Siska!" flüsterte er. Warum rief er sie nicht laut? nein, nun wo sie tot war, wagte er keinen Lärm zu machen in der Stille, die ringsumher war, und er blieb sitzen und betrachtete Siskas Gesicht; aber je länger er es ansah, desto weniger konnte er Siska darin wiedererkennen, und schließlich war es ihm, als sei eine fremde Frau in seinem Hause gestorben, eine Frau, die er nie gesehen hatte

... und er fing noch nachträglich an bange zu werden. Soviel er auch in seinem Gedächtnis suchte, um Siskas Bild bei ihrer täglichen Arbeit daraus hervorzuholen, er konnte es nicht wieder finden ... sie war nun schon fort, ehe sie noch im Sarge lag, wie gestohlen — und das betrübte ihn heftig.

Er dachte daran, daß er wohl weinen müsse, um seinen Kummer auch äußerlich zu zeigen, wie er es an andern Menschen bei Beerdigungen und wenn jemand gestorben war gesehen hatte. Er fühlte so gut wie die andern Menschen die Gründe dafür, denn nun wurde es ihm klar, was er fühlte.

„Ich hab sie gern gehabt, sie war solch gutes, altes Geschöpf, und sie hat mich immer lieb gehabt", dachte er. Dies war Martjes Kummer und er schwatzte sich dies solange vor, bis er es wirklich durch und durch fühlte; und dann weinte er leise ohne daran zu denken, daß es kindisch und albern sei. „Aber das Leben geht doch weiter", dachte Martje, als er ausgeweint hatte und wieder seine gewohnten Bedürfnisse empfand, und er ließ Siska liegen und kochte sich sein dürftiges Essen, und als es Abend wurde, nahm er seine Leiter und ging hinaus. Sein Gesicht blickte finster und war in lauter Falten gezogen und sein Kopf hing tief auf die Brust herab. Er hörte die Kinder nicht, die hinter ihm drein riefen und er sagte auch niemand guten Abend. Er ging und verrichtete ernsthaft seine Arbeit, und wunderlich, seine Laternen hatten all ihre Eigenart verloren, sie standen wie tote Gegenstände da und Martje dachte nicht daran, mit ihnen zu schwatzen und ihnen etwas von Siskas Tod zu erzählen. Das erschien ihm alles viel ernster und was geschehen war ging sie nichts an, damit hatten weder sie noch jemand anders etwas zu tun. „Später kommt es vielleicht wieder ins alte Geleise", murmelte er. Aber vorläufig war er zu keinen Späßen aufgelegt.

Und während er sich an der Laterne auf dem Kirchhof zu schaffen machte und von dort oben herabguckte auf den dunklen Rasen, sah er in dem Dämmerkreis ein offenes, frisch ausgehobenes Grab. Aber er wußte, daß es nicht für Siska bestimmt war, denn hier vorne wurden nur die Menschen begraben, die bezahlen konnten, und diese Grube war für Vannestes Weib gegraben, der Rentner Vanneste am Dorfplatz. Aber während sein Blick auf dem offenen Grabe lag, fiel es ihm ein: wenn Siska hier begraben werden dürfte, dann könnte ich jeden Abend ihr Grab sehen und diese Laterne hier würde ihr Grab bescheinen und ich könnte ihr jedesmal guten Abend sagen wie zu ihren Lebzeiten. Aber Martje wußte, wie unmöglich das war, hier lag der Bürgermeister begraben und der Notar und seine Frau, und hier hatten alle die reichen Familien ihr eigenes Grab, das von vier Eckſteinen, an denen eiserne Ketten hingen, umfriedigt war. Und die armen Schlucker aus dem Dorf kamen, wenn sie tot waren, alle hinten in eine Ecke des Kirchhofs, weit hinten hinter dem Taufbecken, wo niemand vorüberkam. So wurde es nun einmal gehalten, daran war nichts zu ändern. Martje suchte sich da hineinzuschicken und dachte:

„Nun muß ich wohl zu Sander, dem Totengräber gehen, daß er Siskas Maß nimmt für das Grab."

Es war ihm ein wenig unbehaglich zu Sander zu gehen, nicht seinetwegen, sie waren stets die besten Freunde gewesen, waren täglich zueinander ins Haus gekommen und hatten sich alles erzählt, was andre Leute sonst lieber für sich behalten, auch hatte Martje Sander einmal einen großen Dienst erwiesen, aber mit der Zeit war Uneinigkeit zwischen ihnen entstanden, um Siskas willen, und seitdem waren sie jeder in ihrem Häuschen geblieben und hatten sich schon lange nicht mehr gesehen.

„Nun muß ich doch zu ihm, aber Siska ist nun ja auch tot", dachte Martje und das war ihm eine große Erleichterung.

Sander war der große magere Mann, der selten mit jemandem sprach, der die Gräber auf dem Kirchhof grub und sonst in seinem kleinen Häuschen an der Kirchhofsmauer den Leuten aus dem Dorf ihre zerbrochenen und in Unordnung geratenen Uhren wieder heil machte.

Martje bekam Herzklopfen und fühlte sich von den Gedanken an die alte Zeit bestürmt, als er die Tür öffnete und den Uhrmacher inmitten der tickenden Uhren am Arbeitstisch bei der Lampe sitzen sah.

„Sander, da bin ich," sagte Martje leise, „und du weißt wohl, warum ich komme?"

Sander blickte auf, er legte das dicke Brillenglas fort, das er ins Auge geklemmt hatte, um das feine Werk einer Taschenuhr zu untersuchen, er legte auch sehr ruhig die Zange aus der Hand.

„Martin", sagte er und wartete auf die Neuigkeit, die er nun vernehmen würde.

„Du weißt wohl, Sander, daß Siska tot ist — — wir müssen sie nun begraben..."

„In der Not suchen die Menschen einander. Siska ist also tot?" sagte der Totengräber so ruhig, als hätte er die Nachricht erwartet.

„Ja, Sander, sie ist tot", und als er sah, daß der Totengräber aufblickte, um noch mehr davon zu hören, setzte er rasch hinzu:

„Es ist sehr schnell gekommen, sie war tot, ehe ich es selbst recht wußte — in drei Tagen ist das alles passiert, es ist mir nie in den Sinn gekommen, daß Siska sterben könnte."

Sander nickte nachdenklich. „Ja, das ist so, das ist so," sagte er, „wir kommen alle dran; sie war wohl älter als du?"

„Vier Jahre älter, aber das macht ja keinen großen Unterschied."

Sie schwiegen beide. Martje dachte, daß Sander nun gewiß über ihren Zwist nachgrübelte und es ward ihm unbehaglich zumute.

„Wir müssen sie begraben. Willst du kommen und Maß nehmen?"

„Freilich, freilich."

Sie saßen wieder da ohne zu sprechen, und wenn Martje daran dachte, wie gemütlich sie früher miteinander geschwatzt hatten, machte es ihn traurig, daß sie jetzt dasaßen und nicht wußten, wovon sie sprechen sollten.

„Wo kommt sie zu liegen?" fragte er.

„Ist das Grab da vorne für Vannestes Frau bestimmt?" frug Martje, um die Unterhaltung in Gang zu halten.

„Ja, für Vannestes Frau", sagte Sander und zog die Stirn kraus vor Verwunderung, daß Martje darnach frug. „Wußtest du das nicht?"

„Ich weiß von nichts mehr in den letzten Tagen, in meinem Kopf saust das alles nur so."

„'s wird schon besser werden, Martin, du mußt an dich selbst denken, mit den Toten kann man nicht haushalten, du mußt den Kopf nicht hängen lassen, aber du mußt ihn auch nicht im Nacken tragen — Gott schickt dir dies und du mußt es von ihm hinnehmen, später kommt alles wieder in die Reihe und du wirst es vergessen; du wirst gar nicht mehr daran denken, daß dir ein Unglück passiert ist; ich hab das auch durchgemacht."

Martje saß und hörte ihm zu; es war das erste tröstliche Wort, das er hörte. Schließlich fing er an:

„Wenn ich doch reich wäre, dann ließe ich Siska auch vorne begraben, wenn sie da läge, könnte ich sie jeden Abend von meiner Laterne aus sehen."

„Der Mensch kann es nicht so haben auf dieser Welt, wie er wohl möchte", sagte Sander in entschiedenem Ton; er saß da und starrte auf ein blitzendes Kupferstückchen auf seinem Arbeitstisch.

Nachdem Martje noch ein Weilchen bei ihm gesessen hatte, ging er nach Hause. Aber die alte Sicherheit war fort, ihm graute und ihm war so bang zumute, daß er die Lampe ansteckte, um die Dunkelheit nicht zu sehen. Seit er mit Sander gesprochen hatte, kam ihm sein Zustand noch ernster vor, er glaubte noch mehr Aufhebens von seinem Kummer machen zu müssen, er fühlte den Druck seines Unglücks und hatte das Bedürfnis bedauert und beklagt zu werden. Ein solches Gefühl hatte er noch nie gehabt ... oder doch — aber das war schon lange, lange her, als er noch ein kleines Kind gewesen war und auf Mutters Schoß geklettert war, um zu weinen. Die ganze Nacht saß er ohne zu essen und zu trinken, und so fand Sander ihn am andern Morgen.

„Du sitzt und weinst?" fragte Sander.

„Ja, Sander, das tu ich," sagte Martje, „je mehr ich darüber nachdenke, daß sie tot ist und daß ich noch leb, desto mehr muß ich weinen!" und er behielt seine Wehleidigkeit bei und zog das Gesicht in kummervolle Falten.

„Wir kommen auch an die Reihe, aber wir müssen es abwarten", sagte Sander einfach. „Wie viele bleiben noch von uns Alten übrig? ich hab nun schon so manchen Sarg hinuntergelassen! seit ich Totengräber bin, sind es lauter andre Menschen, die noch hier im Dorf leben."

Er trat an Siska hinan, nahm mit einem Bindfaden Maß, rollte ihn wieder auf und steckte ihn in die Tasche.

„Setz dich nieder, Sander, und steck' an ..." Martje dachte, daß sie nun wieder gemütlich miteinander schwatzen und sich alles sagen könnten, was sie auf dem Herzen hatten.

„Siska ist da, aber sie hört uns nicht mehr", fing er an.

Aber Sander antwortete nicht, und Martje wußte auch nicht, wie er fortfahren sollte, es kam ihm alles so unnütz vor, was er sagen oder anhören sollte, das alles konnten sie ebensogut ungesagt lassen. Sander stand auf.

„Die Zeit wird dir schon helfen," sagte er leise, wie zu sich selbst, „wir hängen zu sehr an unserm Leben und die Toten vergißt man schnell, wenn sie erst begraben sind und unter der Erde liegen ... ich hab' schon soviel Trauer in Freude sich verkehren sehen — und so muß es auch sein, wie sollte die Welt sonst ..."

„Nein, nein," fiel Martje ein, „ich hab' mein Leben lang mit Siska hausgehalten, ohne Zank und Streit, hätten sie mir mein eigenes Bein abgeschnitten oder meinen eigenen Arm, so könnt' mir das nicht ärger weh tun, nein, sie kommt nicht aus meinen Gedanken, ich denk' gern an sie und werde immer an sie denken."

„Ja, zuerst da haben die Menschen ein wahres Behagen an ihrem Kummer", sagte Sander. Martje schien ihn nicht gehört zu haben.

„Es ist ein Jammer, daß sie dahinten begraben werden muß, wo ich sie nie mehr zu sehen kriegen kann."

„Das ist doch schließlich einerlei, weg ist weg, wenn sie nur in deinem Herzen leben bleibt... Alle sieben Jahre werden die Gräber umgegraben und dann kommt eine neue Leiche in dasselbe Grab. Wer von den Lebenden fragt danach, wo die Toten bleiben?"

„Ja, aber doch wenigstens solange, wie ich lebe..."

Sander ging auf die Tür zu, und Martje fing plötzlich an zu weinen bei dem Gedanken, daß er nun wieder allein bleiben sollte, und schluchzte:

„Sander, ich halt' jetzt mehr von Siska wie zu der Zeit, als sie noch lebte und ich denke nun daran, daß ich es ihr nie gesagt und gezeigt hab', das tut mir leid, das tut mir so leid!"

„Wir geben nur was um das, was wir verloren haben und los sind," meinte Sander gleichmütig, „daran wirst du dich auch gewöhnen. Einzeln sind wir auf die Welt gekommen und einzeln gehen wir auch wieder hinaus; wenn du dich an etwas hängst, wird dir das Scheiden schwer." Und der Totengräber ging ohne ein weiteres Wort von dannen.

„Ich nicht, ich nicht, ich gewöhn' mich sicher nicht dran", stöhnte Martje, als er allein war und weinte, weinte nur, weil das Weinen ihm so wohl tat.

Sein ganzer Arbeitskram auf dem Tisch war ihm das Ansehen nicht wert, er gab weder acht auf sich noch auf die Leute, die am Fenster vorübergingen, er blickte gar nicht mehr auf. Er hörte die große Glocke für Frau Vanneste läuten und darauf die kleine Glocke für Siska. Zum erstenmal in seinem Leben bedauerte Martje, nicht reich zu sein, er hatte nie an das Geld gedacht, aber nun schämte er sich, hinter dem Rentier zurückzustehen, der seine Frau so stattlich begraben lassen konnte.

An demselben Tage sprach Sander noch einmal bei Martje vor.

„Menschen suchen Menschen, ich weiß, wie mir selbst zumute war," sagte Sander, und nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Martin, bleibst du dabei, meinst du es im Ernst, daß du Siska wo anders begraben sehen möchtest? in der Vorderreihe?" Martje wollte etwas antworten, aber er brachte es nicht aus der Kehle heraus. Er blickte verwundert und ungläubig auf, aber es war wirklich Sander, der das eben gesagt hatte, er saß da vor ihm und es stand noch auf seinem Gesicht geschrieben. Er wartete auf Antwort.

„Ich hab' es vielleicht aus Unbedachtsamkeit gesagt", stammelte er, wie um sich zu entschuldigen. Sie sahen sich in die Augen und in diesem Augenblick wußten sie, daß der Beschluß zwischen ihren beiden Gesichtern hing und daß nur noch ein Nicken mit dem Kopfe daran fehlte.

„Martin, du hast damals auch etwas für mich getan, etwas, wobei du dir viel Gewalt hast antun müssen."

„Fang davon nicht an, fang davon nicht an," sagte Martje hastig, „deshalb hab' ich dich nicht gebeten, das muß tot zwischen uns sein, laß uns davon nicht sprechen. Was ich getan hab', hab' ich gern getan, es war gegen Siskas Sinn, aber sie meinte es nicht so bös."

Es war dieses die Ursache von ihrer Veruneinigung und ihrer langen Trennung gewesen und Martje war bange daran zu rühren.

„Ich will auch was für dich tun," murmelte Sander halblaut, „aber es ist 'ne schwierige Sache und ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll ... aber ich will es mir überlegen."

Damit ging der Totengräber seiner Wege.

Martje hatte gesehen, wie ernst es Sander war und es tat ihm leid, daß er davon angefangen hatte, er hatte es getan, ohne dabei nachzudenken, was er Sander damit zu schaffen machte. Es war nur so ein Einfall gewesen, ein Trost in seinem Unglück und er hatte es nur gesagt, weil er wußte, daß es unmöglich und unausführbar war. Und was für Folgen würde seine Unbedachtsamkeit nun haben? er kannte Sander und er beschloß, es ihm wieder auszureden, um nicht an nutzlosen Unbequemlichkeiten schuld zu sein. Im Laufe des Tages kam Ko, der Zimmermann mit dem Sarg. Martje half ihm, die Leiche hineinzulegen, dann stand er untätig daneben und sah dem Zimmermann bei seiner Arbeit zu, gleichmütig, als ginge es ihn nichts an. Aber als alles fertig war, machte er seinem Kummer in einem Seufzer Luft und schenkte Ko stumm einen Schnaps ein, ohne selbst mitzutrinken.

Er weinte den ganzen Tag nicht mehr, aber Lust zum Arbeiten hatte er auch nicht; er saß und grübelte und hinterher bereitete er sich sein kärgliches Essen. Es bestand nur aus ein paar in der Asche gerösteten Kartoffeln; dazu aß er ein Butterbrot.

„Das muß ich nun immer selbst tun", murmelte er trübselig. Dann kam ihm wieder Sanders wunderliches Versprechen in den Sinn, er glaubte nicht recht daran und wußte auch nicht recht, was Sander gemeint hatte.

„Hätte ich nur Geld, so ließ ich sie auf dem Kirchhof der Reichen begraben", dachte er, aber nun, während er darüber nachdachte, stand sein Entschluß nicht mehr so fest, nur weil Sander von dem Vorhaben wußte, weil er davon gesprochen hatte, und nun war er ganz verwundert über den närrischen Einfall, den er gehabt hatte. War es nicht ganz einerlei, wo man begraben lag, wenn es nur in geweihter Erde war?

Aber als er abends mit seiner Leiter die Runde angetreten hatte, zog es ihn zu der Laterne auf dem Kirchhof, um noch einmal das Grab von Vannestes Frau sehen zu können. Und während er auf der Leiter stand und in die Grube hinabguckte, deren Finsternis ein wenig von der Laterne erhellt wurde, kam ihm wieder der Gedanke und der Wunsch:

„So würde ich ihr Grab jeden Abend sehen können und daran denken, sie würde mir nie aus den Gedanken kommen." Aber es war ihm nichts weiter als eine einfache Betrachtung, als eine Grille, wie reiche Leute sie wohl haben, aber woran er nicht ernstlich denken durfte; es kitzelte ihn der Gedanke, gerade eben, weil es nicht sein konnte und ein bißchen übertriebene Wehmut war auch mit im Spiel, wie hübsch mußte es sein, Siska hierherzulegen in den Schein der Laterne, so daß er jeden Abend nach ihrem Grab hinübersehen konnte.

Aber nun wollte er zu niemand mehr darüber sprechen, auch Sander wollte er zufrieden lassen und selbst nicht mehr daran denken. In dieser Nacht kroch Sander zum erstenmal wieder in sein eigenes Bett und müde vom langen Wachen und all' der Unruhe und Aufregung schlief er seit drei Tagen zum erstenmal wieder ruhig und fest.

Schon früh am andern Morgen läuteten die Glocken für die große Beerdigung und dazwischen bimmelte auch das kleine Glöckchen für Martje Märtens seine Siska.

Er sah die sechs Frauen in ihren schwarzen Mänteln kommen; sie setzten die Bahre vor seiner Tür nieder und hoben den Sarg hinauf. Martje stand schon sonntäglich gekleidet bereit. Er zitterte vor Aufregung und hatte all seinen Kummer vergessen über diese feierliche Handlung, bei welcher er als Hauptfigur auftreten mußte. Er weinte nicht, er gab aufmerksam, ohne ein Auge abzuwenden, auf die Vorgänge acht, nicht die kleinste Nebensächlichkeit entging ihm, wie sie gekleidet waren, wie die Falten ihrer Mäntel hingen, wie die Hände sich um die Griffe der Bahre krampften, um die schwere Last zu heben. Er ging mit ein paar Männern und Frauen aus der Nachbarschaft hinterdrein, ein bescheidenes Gefolge. In der Kirche saß Martje vorne an, aber er vergaß zu beten und er dachte auch nicht an Siskas Seelenheil, noch an ihren Tod, noch an sein Leid, er sah nur nach den schwarzen Trauerbehängen mit den silbernen Tränen und den weißen Quasten, nach den Totenschädeln und den Wachskerzen, nach all dem Prunk, der für die reiche Leichenfeier bereit stand, die Vanneste seiner Frau bezahlen würde. Aber er dachte auch an Sander, den Totengräber, den er neben dem Grab auf seinen Spaten gelehnt hatte stehen sehen, und es war ihm, als

müsse nachher etwas Wunderbares geschehen, etwas, was er nicht vermutet hatte. Die bescheidene Feier verlief eilig und ohne viele Umstände und Martje sah in halber Hoffnung der Beerdigung entgegen. Sie trugen den Sarg hinaus. „Nun kommt es", dachte er mit klopfendem Herzen. Sie trugen die Leiche an der Grube für Vannestes Frau vorbei, ohne stehenzubleiben oder umzusehen; der Pastor las das Gebet und Sander ließ mit dem Amtmann Siskas Leiche in das Grab hinab, das ihr angewiesen war; hinter dem Taufbecken zwischen andern armen, unbekannten Toten.

Es ist vorbei, dachte Martje, als er sah, wie Sander, ohne zu zögern und zu säumen, ohne aufzusehen oder irgend ein Zeichen zu machen, die schweren Erdschollen auf den Sarg hinabpoltern ließ und eilig die Grube zuschüttete. Es beschlich ihn eine unerwartete Anwandlung von Mutlosigkeit, Mißvergnügen und Enttäuschung, ein rechter Verdruß, den er nicht unterdrücken konnte, weil seine Erwartung auf das „Wunder", das noch kommen sollte, getäuscht worden war. Und Martje trottete mißvergnügt nach Hause, froh, allein zu sein.

Die anhaltenden, schweren Brummtöne der großen Glocke, die das ganze Dorf und Martjes Häuschen erfüllte, waren ihm unerträglich.

„Was brauchen sie solchen Lärm zu machen," murmelte er, „haben die Toten das noch nötig? warum sie nicht still zu Grabe tragen, den einen wie den andern?" Das ganze Dorf und alle Menschen waren ihm unerträglich und er fühlte nur ein tiefes Mitleiden mit Siska, als ob ihr ein großes Unrecht geschehen wäre, der guten Alten, weil sie eher als er und ganz unvermutet davongegangen war und weil sie so einfach und ärmlich beerdigt worden war. Und dann setzte er sich mit seinem Rosenkranz in den Winkel beim Herd, und zum ersten Male, seit sie gestorben war, betete er andächtig für das Heil ihrer Seele.

„Das wird ihr gut tun," dachte er, „und sonst tut es niemand für sie, denn wer denkt wohl an Siska?"

Die Unruhe draußen ließ nach und das Läuten verhallte und hinterher wurde alles wieder still im Dorf wie an einem gewöhnlichen Nachmittag. Gegen Abend, als Martje sich anschickte, hinzugehen und seine Laternen anzustecken, ging die Tür auf und Sander trat ein. „Es ist Sander", sagte er von sich selbst, und der große, langaufgeschossene Mensch bückte sich tief unter der niedrigen Tür und sah sich unruhig um, ob noch Menschen im Hause seien. „Bist du allein?" fragte er mit geheimnisvoller Miene.

Martje nickte, voller Erwartung, was Sander ihm so wichtiges zu sagen haben konnte.

„Ich hab' es mir zwei Tage lang überlegt, Martin, zwei Tage lang hab' ich es mir überlegt ohne zu schlafen, es ist ein Jammer um Siska, wir dürfen es nicht zulassen ... wenn sie in dem andern Grab liegen könnte, dann könnte sie immer ihr Lichtchen bei sich haben, eine Laterne, die Wache hält, das wäre doch besser, als da hinten zu liegen, wo niemand anders hinkommt als die Hunde." Er blieb ein

Weilchen mit den Ellenbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in die Hände gelegt, sitzen, dann hob er plötzlich die Augen zu Martje empor.

„Wenn du mir helfen willst ... es wär' das Werk von einer Nacht, wir würden dann zusammen Siska an ihren Platz legen, wer erfährt davon und wem kann es schaden?"

Martje brachte kein Wort heraus, er hielt den Mund offen vor Schreck und Erstaunen. Aber Sander achtete nicht darauf, er schien fest entschlossen zu sein und es eilig mit seinem Vorhaben zu haben.

„Wir dürfen nicht lange warten, der Mond geht so um zwei herum auf und dann wird es zu hell. Weißt du was," fuhr er fort, „laß du heute Abend deine Laterne am Kirchhof dunkel ..."

„Ich würd es nicht tun, Sander, ich würd es wirklich nicht tun, ... wir haben da Schwierigkeiten von ... es kommt 'raus ..."

„Du hätt'st es auch für mich getan", sagte Sander und war schon wieder an der Tür.

„Bring deinen Spaten mit und komm nur, die Arbeit wird nicht so schlimm sein."

Martje stand wieder allein und guckte eine Weile starr auf den Türdrücker und dann auf die Spitzen seiner Schuhe. Er fühlte eine große Freude in sich aufsteigen, er hätte weinen mögen, daß jemand da war, der ihm zugetan war und etwas für ihn tun wollte.

Was für ein guter, seelensguter Kerl der Sander doch war! Aber plötzlich bekam er Angst vor dem, was getan werden mußte, ihm graute, wenn er daran dachte, daß er ihm helfen sollte mitten in der Nacht auf dem Kirchhof und dann dies Hantieren mit den Särgen! ... es konnte ein Unglück dabei passieren oder sie konnten überrascht werden, es graute ihm auch vor der ungewohnten Arbeit.

„Es ist es wahrhaftig nicht wert", dachte er, aber Sander wollte es ja und er wußte keinen Grund, den er vorschützen konnte, um sich zu weigern. „Soll ich sagen, daß mir jetzt nichts mehr daran liegt? dann wird Sander denken, daß ich Siska jetzt schon vergessen habe. Aber nun schnell zu meinen Laternen."

Er machte sich mit dem Gedanken auf den Weg, daß er es doch auf gut Glück hin ausführen wollte. „Es wird sein, wie Gott es will", war sein letztes Wort.

Die Laterne auf dem Kirchhof schlug er über und ließ sie dunkel. Keinem Menschen würde es auffallen, das Glas konnte ja zerbrochen sein oder der Docht konnte herabgebrannt sein. Und wer kam denn des Abends über den Kirchhofsweg? —

Nachdem Martje seine Leiter wieder an ihren Platz gebracht und seine Tür abgeschlossen hatte, nahm er seinen Spaten und ging mit klopfendem Herzen, aber voller Vertrauen auf Sander nach dem Hause des Totengräbers. Sobald er eintrat, legte Sander sein Werkzeug aus der Hand, nahm das Vergrößerungsglas aus der Augenhöhle und stand auf.

Martje hatte gedacht, sie würden sich vorher noch ein Pfeifchen anstecken und

gemütlich ein Stündchen schwatzen, um Mut zu bekommen und zu überlegen, wie es am besten anzufangen sei, aber Sander hielt schon seine Schlüssel, das Tau und den Spaten bereit. Ehe er die Lampe ausdrehte, legte er den Finger auf den Mund, um Martje Schweigen zu gebieten.

„Jetzt gehen wir", flüsterte er, nahm Weihwasser und bekreuzigte sich. Martje tat desgleichen und folgte dem Totengräber.

Auf dem Kirchhof war es stockdunkel, aber Sander öffnete, ohne zu tasten, die Pforte und ging zwischen den Grabhügeln hindurch geradeswegs auf sein Ziel los.

„Hier ist es", sagte er leise, und ehe Martje noch etwas unterscheiden konnte, war der Totengräber schon dabei, mit seinem Spaten die Erde fortzuschaufeln. Martje machte sich nun daran, ihm zu helfen.

Sie arbeiteten stumm und eifrig; von Zeit zu Zeit bedeutete Sander mit einem kurzen Wort, wo die richtige Stelle zu suchen sei, inzwischen war Martje allein tätig und lag in seiner Angst beständig auf der Lauer nach dem leisesten Geräusch. Der Boden unter ihren Füßen war sandig, sie standen bald bis zu den Knien in der Grube.

„Ich hab es so eingerichtet, daß die großen Grasklumpen unten liegen," sagte Sander, „wir brauchen sie nur mit den Händen hinauszuwerfen."

Sie taten, wie Sander es angegeben, und warfen die Erdschollen aus dem Grabe heraus. Das erste, was Martje zwischen die Finger geriet, war ein großes Schienbein.

„Guck, das ist ein Beinknochen, Sander!"

„Wirf ihn nur obenauf. Es ist einer von dem Schafbauer, Nand Vervacke seinen", sagte Sander, und etwas später fügte er hinzu: „Er liegt hier neben Verhelle begraben ... hübsche Gesellschaft das!"

Beim Nennen dieser beiden Namen fielen Martje all die Ereignisse ein, die sich vor zehn Jahren im Dorf zugetragen hatten. Er hatte die beiden Bauern gekannt, die um ein Wort oder irgend eine Kleinigkeit in Zwist geraten waren und dann in Feindschaft gelebt hatten, bis der Haß plötzlich hervorgebrochen war und sie einander die Köpfe eingerannt hatten. Hier lagen sie nun nebeneinander begraben!

„Ob sie sich hier wohl auch noch geprügelt haben, Sander?"

„Alle, die hierher kommen, liegen still," murmelte Sander, „hier ist aller Hader vergessen, hier ist nur die große Ruhe und das Schweigen."

Aber Martje hörte fortwährend allerhand Geräusche. Da in den dichten schwarzen Kronen der Linden über ihnen war ein unaufhörliches Flüstern und Raunen; in der Luft flatterten stille, stumme Fledermäuse und rund um den Turm herum und aus dem Glockenhäuschen heraus huschte ein ganzes Heer von Eulen, die pfauchten und schlugen mit den Flügeln. Martje stand das Herz still vor Schreck, er hatte so etwas nie gehört und er glaubte nicht anders, als daß das, was er hier tat, die Rache einer unbekannten Welt nach sich ziehen müßte.

Hier war ein Geist, der wachte über den Gräbern, und daß sie die Ruhe der Toten störten, das würde ihnen zum Verderben gereichen. Es war, als fingen alle Toten auf dem Kirchhof an sich zu rühren und ständen auf, um zu sehen, was die beiden hier zu graben hätten.

„Ich hab den Sarg gefühlt", flüsterte er heftig erschrocken. Aber Sander hörte und sah nicht und arbeitete ohne Aufenthalt weiter, bis sie mit den Füßen auf dem nackten Sarg standen.

„Nun nach dem andern Grab", sagte Sander und sie kletterten heraus. Martje saß auf dem Erdhaufen und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht.

„Ich hab immer gehört, daß es eine harte Arbeit sei, an toten Menschen zu hantieren."

„Das Schlimmste kommt noch", sagte Sanders dumpfe Stimme.

Sie wiederholten dieselbe Arbeit bei dem andern Grabe hinter der Kirche, aber hier konnten sie freier atmen, sie brauchten nicht zu fürchten, hier gestört zu werden. Aber es ging Martje zu Herzen, daß sie nun an Siska rührten, das kam ihm wie eine Heiligtumschändung vor.

„Hätten wir es nur lieber gelassen, Sander," wimmerte er, „es ist Sünde, was wir hier tun, ich hab solche Angst. . . ."

„Wir sind nun einmal dabei, es wird bald getan sein", war Sanders entschlossene Antwort.

„Ist das da die Mörderecke, Sander?"

„Ja."

„Liegen da Pon und Pee Stampers und Seven, der Pferdeschinder?"

„Ja."

Martje hatte nie vorher daran gedacht, aber nun kam es ihm so vor, als sei der Kirchhof ein besonderes, ein andres Dorf, das eine gehörte den lebenden, das andre den toten Menschen. Und das Dorf der toten Menschen war die große Zuflucht, eine Straße ohne Ende, wohin sie alle einmal kommen mußten um auszuruhen; hier hatte jeder seinen Platz, sie lagen da still in langen Reihen, aber wer konnte wissen, ob sie nicht im stillen da in der Tiefe miteinander verkehrten und ob da nicht wunderbare Dinge passierten, von denen die Lebenden nichts ahnten.

Im Dorf selbst war nichts von Bestand; das war ein Kommen und Gehen, ein Arbeiten und Schuften, um schließlich ohne irgend etwas hierher zu kommen, in die Stille und Dunkelheit, wo alle einander gleich waren. Dabei dachte Martje an das Leben und Tun der einzelnen Leute aus dem Dorfe, die er gekannt hatte und die nun hier lagen. Wer sprach nun noch von ihnen? und sie hatten doch soviel Aufhebens von sich gemacht, hatten so laut gerufen und ihr Geld klimpern lassen und hatten, solange sie lebten, ihre Macht fühlen lassen. Nun waren es lauter andre Menschen, die mit demselben Geschirr den Wagen führten. Hader und Zwist, Kummer und Sorge und das alles um nichts, Kinderspiel, Komödie! dachte Martje und plötzlich sah er das Leben wie von einem hohen Berg aus und alles, was er sah, kam ihm lächerlich vor.

„Wenn Vanneste es nun zu wissen bekommt, Sander, er hat das Grab für seine Frau gekauft und bezahlt."

„Er bekommt es nicht zu wissen, Martin, und seine Frau wird hier ebensogut liegen wie da vorne ... das eine ist für Geld zu haben und das andre kostet nichts, aber Erde ist beides; das ist mal so mit den Menschen, sie wollen alles für Geld haben. Komm, Martin, lang mir die Taue zu, wir müssen nun sehen, daß wir sie hoch kriegen."

Sander scharrte nun mit den Händen in der dunklen Tiefe, um die Taue unter den Sarg zu schieben, und als sie gut saßen, warf er die Enden nach oben und kletterte wieder heraus aus der Grube.

„So, nun heben! all was wir können und beide auf einmal!" befahl er. Sie zogen, aber es wollte nicht gehen, Sanders Teil kam wohl in die Höhe, aber an Martjes Seite haperte es, er hatte nicht die Kraft.

„Wart mal", sagte Sander und band das Tau an den Stiel des Spatens, den er Martje nun als Hebebaum benutzen ließ. Auf diese Weise bekamen sie den schweren Sarg nach vieler Anstrengung in die Höhe.

Sie legten sich nun die Taue als Tragbänder über den Nacken und trugen den Sarg nach der Vorderseite des Kirchhofs.

„Ich hör etwas, da kommt jemand!" flüsterte Martje erschreckt.

„Platt hinlegen!" befahl Sander. Sie ließen ihre Last heruntergleiten und warfen sich der Länge nach ins Gras; wie tot lagen sie neben dem Sarg. Sie sahen auf der weißen Kirchhofsmauer einen undeutlichen Schatten vorübergleiten. Es waren zwei Betrunkene, die aus angeborener Furcht und Ehrerbietung vor dem geheiligten Boden allerhand dummes Zeug vor sich hinmurmelten; sobald sie in die Gasse zum Dorfplatz einbogen, nahmen sie ihr Grölen wieder auf.

„Ich dacht, mein letztes Stündlein wär gekommen", flüsterte Martje.

„Sie haben mehr Angst als wir selbst."

„Sander, wenn es nun doch mal herauskäm, was wir hier machen? wenn sie uns nun dabei ertappen?"

Sander gab keine Antwort, aber als sie aufstanden und sich daran machten, den andern Sarg herauszuholen, sagte er leise:

„Auf Gräberschändung steht fünf Jahr Gefängnis, und mein Amt wär ich los."

Da kam Martje die ganze Schwere ihres Vergehens erst so recht zum Bewußtsein und er sah Sander voller Bewunderung an, der sich ihm zuliebe so schweren Gefahren aussetzte. Hätte er doch nie davon gesprochen, dachte er. Sie brachten nun auf dieselbe Weise den andern Sarg in die Höhe und trugen ihn nach hinten, wo Siska gelegen hatte. Darauf ließen sie Siskas Sarg so vorsichtig wie möglich hinab und schütteten die Grube behutsam wieder zu, erst ganz vorsichtig die kleinen Brocken und dann hastig die großen Erdschollen darauf.

Martje seufzte erleichtert auf.

„Nun ist es gut," sagte Sander, „morgen komm ich so von ungefähr und hark die Wege zwischen den Gräbern, dabei mach ich dann die Hügel auf, jetzt ist es

zu dunkel dazu und wir haben genug gearbeitet, je eher wir hier fortkommen, je besser ist es. Nimm du die Taue, wir gehen nach Haus, wir haben wahrhaftig 'n Schnaps verdient."

Martje war nichts lieber, er war noch immer ganz beschämt durch diesen übergroßen Dienst und über die Gefahr, der Sander sich aussetzte.

„Ich bin froh, daß es fertig ist", sagte er.

„Ich auch, komm nun man mit."

Sie fühlten sich erst sicher, als sie beim hellen Lampenschein am Herd saßen. Da merkte Martje auch, wie blaß Sander war und wie ihm der Schweiß auf der Stirn perlte.

„Es war jedenfalls ein gefährliches Spiel, Sander", sagte er, um seiner Dankbarkeit Luft zu machen.

„Ich würd es für keinen andern getan haben. Da, trink noch 'n Schnaps, du zitterst ja. Wenn man es nicht gewöhnt ist, ist es ein eigen Ding, an Toten arbeiten", sagte Sander und versuchte zu lachen. Sie stießen an wie alte Kameraden und tranken. Das brachte sie wieder mehr in Stimmung und Sander tat sein Bestes, um Martje aufzumuntern.

„Da unter der Laterne wird Siska doch besser liegen", meinte er schmunzelnd.

Martje saß und sann.

„Na, zu doch, Mensch, sitz da doch nicht so verdutzt! ist dir 'n Gespenst über 'n Weg gelaufen? Du hast dich ja wie 'n kleines Kind! komm, trink noch mal!"

Sander erzählte ihm nun eine unheimliche Geschichte nach der andern, von den grausigen Erlebnissen, die das Gewerbe des Totengräbers mit sich bringt, wie er Lowie Ponpon, den gehängten Soldat, nachts bei Sturm und Unwetter in der Mörderecke in ungeweihter Erde verscharrt hatte; wie er eine Frau wieder ausgegraben hatte, nachdem sie sechs Wochen in der Erde gelegen hatte, weil die Gerichte die Leiche beschauen wollten, und noch allerhand andere Geschichten, die sich zu seines Vaters Zeiten zugetragen hatten, als er selbst noch ein kleiner Junge gewesen war und den Spaten getragen hatte; wie sie das Grabgewölbe aufgebrochen hatten, wo die Leiche von der Gräfin Miete ruhte, und was da mit der Hexe geschehen war: die Teufel hatten die Leiche mit der Kiste in die Hölle geschleift und im Grabgewölbe war nur noch der leere Fleck zu sehen gewesen.

Martje saß und hörte zu und dabei war es ihm, als wäre Siska schon jahrelang tot und begraben und als gönnte er sich wie früher das Vergnügen der gemütlichen Abende mit Sander. Er dachte im stillen: Du könntest mich bitten um was du wolltest, ich würd es für dich tun, und sollt ich für dich durchs Feuer gehen! aber er wußte nicht, wie er das ausdrücken sollte. Er stand schließlich auf, ging ein paar Schritte auf Sander zu und tat, was er noch nie getan hatte, er griff nach Sanders Hand und preßte sie ganz fest und dabei sah er dem Freund in die Augen; aber er konnte kein einziges Wort herausbringen, die Kehle war ihm wie zugeschnürt und die Tränen liefen ihm über die Backen. Sander verstand ihn.

„Martin," sagte er, „alles, was wir tun müssen, ist, darüber schweigen, dann kann da kein Unglück von kommen und nicht Huhn noch Hahn wird danach krähen." Und als sie schon an der Tür standen, flüsterte er noch: „Aber der Deubel hat doch seine Hand dabei im Spiel gehabt! ich hatt das Grab von Frau Vanneste nur halb voll geschaufelt, um keine unnötige Mühe zu haben, und als ich vom Kirchhof runtergeh, kommt Naske Plancke vorbei und sieht es. „Soll da noch 'ne Leiche hinein?" fragt er; er hat dabei gelacht, aber mir verkroch sich das Blut! ich dacht, er wär dahinter gekommen, was hier los wär und er wüßt, was ich im Sinn hatte. Ich hab ihm denn was vorgeredet, daß ich bloß erst mal 'n Happen essen wollt, aber nachher hab ich mich doch drangemacht und hab das ganze Grab zugeschaufelt und hab den Hügel gemacht, als ob es für ewig wär .. wenn der verdammte Zimmermann nun bloß nicht morgen wieder vorbeikommt, wenn ich den Hügel mache!"

„So was ist möglich, Sander," meinte Martje, „nimm dich man bloß recht in acht."

„Hab keine Angst, Martje, ich will ihm schon was aufbinden!" Damit trennten sie sich und Martje ging nach Hause. „Dies ist die grausigste Nacht, die ich je erlebt hab", dachte er und kroch mit schlotternden Gliedern in sein Bett.

Als Martje am andern Tage aufwachte, durchströmte ihn eine große Freude, einmal weil die Gefahr nun glücklich überstanden war und zweitens darüber, daß Sander ihm so zugetan war. Gleich nachdem er gegessen hatte, noch ehe er seine Schuhe von dem Arbeitstisch aufnahm, zündete er sich ein Pfeifchen an und stellte sich in die Haustür, um in die Luft hineinzugucken; dann ging er ein paar Schritte auf die Straße hinaus, er hatte etwas vor, aber er getraute sich nicht recht, es auszuführen; aber nachlassen konnte er es auch nicht, denn die Neugierde plagte ihn gar zu sehr, einmal bei hellem Tage zu sehen, was sie da in der Dunkelheit gemacht hatten, wie es bei den Gräbern aussah und ob man auch nichts merken konnte. Sich nach allen Fenstern und Türen umsehend, ging er vorwärts. Mir können sie doch nichts ansehen, dachte er, und daß ich nach dem Kirchhof gehe, werden sie wohl nicht so sonderbar finden. Die Leichen liegen unter der Erde und wer weiß was davon? man immer zu!

Und er ging ganz aufrecht wie jemand, der ein wenig im Freien lustwandelt, er schritt mit seiner Pfeife im Munde über den Dorfplatz und über den engen Steig dem Kirchhof zu. Er reckte den Hals und schielte durch die Hecke, er hörte ein kratzendes Geräusch und duckte sich. Martje wollte weglaufen, aber er wollte auch gern sehen; durch eine Öffnung zwischen den Blättern entdeckte er Sander, der ganz von ungefähr die Wege harkte, während er in Wirklichkeit den Hügel aufmachte von Frau Vannestes Grab, wo nun Siska drinnen lag.

Martje ließ ihn ruhig seine Arbeit verrichten, und um den Totengräber nicht zu stören und unnötig zu erschrecken, schlich er sich auf den Zehenspitzen wieder davon. Er ging noch nicht geradeswegs nach Hause, sondern verweilte noch ein wenig vor Vannestes Haus und guckte da in alle Fenster hinein; es war, als

hätte Vanneste plötzlich ein ganz neues Aussehen und ein ganz neues Interesse für ihn bekommen, und das Haus mit dem Blumengärtchen vor der Tür kam ihm auf einmal so nichtig vor; denn der reiche Kerl wußte ja doch von nichts und war gefoppt! und es war Martje, als sähe er all die Menschen aus dem Dorf, den Küster und den Pastor von einem hohen Berg aus, ganz erbärmlich kleine Wichte waren sie, Tölpel, die von nichts wußten und mit ernster Wichtigkeit ihre Arbeit taten, während Martje mehr wußte, als sie alle.

„Ihr wißt den Kuckuck was davon! Schlafmützen seid ihr!" murmelte Martje. Er wurde ganz boshaft in seinem Glück und mußte sich zusammennehmen, um nicht laut aufzulachen. „Was wißt ihr alle miteinander davon! Ihr seid froh, daß ihr lebt und wenn ihr tot seid, wißt ihr nicht mal, wo ihr begraben werdet! armselige Tröpfe, die ihr seid! Martje hat euch schön zum Narren gehabt! sagt, wißt ihr was davon? und dabei wohnt ihr dicht daneben!"

Als er dann wieder bei seinen Schuhen saß, dachte er, daß er Sander jetzt am liebsten hatte auf der Welt, noch lieber als Siska. Er wollte auch etwas für ihn tun, etwas, was ihn sein Leben lang freuen würde, aber alles, was er sich ausdachte, war zu gering — später würde es ihm wohl einfallen.

Das Geheimnis hing nun zwischen ihnen beiden, als etwas, das sie in ihrem Kopf versteckt hielten, etwas, das sie einander an den Augen ablesen konnten, ohne je davon zu sprechen, etwas, wovon die andern Leute im Dorf, der Schmied, der Zimmermann, der Pastor und der Küster nichts wußten. Martje verlangte darnach, Sander zum erstenmal wieder in die Augen zu sehen, irgendwo mitten im Dorf, wo all die Menschen dabei standen, und dann würde er darauf anspielen mit einem Augenzwinkern, einem leisen Schmunzeln nur .. würde er sich aber auch zusammennehmen können und nicht lachen? es war eine ernste Sache und dabei doch so komisch, fand Martje.

An diesem Tage wünschte Martje auch, es möchte Abend werden, damit er zum erstenmal von seiner Leiter aus Siskas Grab sehen könnte; und er dachte an das, was Sander gesagt hatte: sie würde ihr eigenes Licht immer bei sich haben. Martje streckte die Arme aus, als wollte er jemand um den Hals fallen und er war so aufgeräumt, daß er in einem Anfall von Glückseligkeit seinen Hammer und den Schuh wegwarf und sich hinsetzte, um alles noch einmal zu durchdenken; er war noch nie im Leben so froh und glücklich gewesen.

Abends machte er sich früher auf den Weg als sonst, aber er ließ heut alle Spielerei bei den Laternen im Dorf, so eilig hatte er es, nach dem Kirchhof zu kommen. Er kletterte geschwind die Leiter hinauf und putzte umständlich das Lampenglas und die Scheiben der Laterne rein, goß Öl in den Behälter und steckte den Docht in Brand. Dann erst guckte er auf den Lichtkreis am Boden hinab. Er erblickte den Grabhügel, es war der dritte in der Reihe, die Erde war noch ganz frisch und glänzte schwärzer als die der andern Hügel, und an der beleuchteten Seite waren die schimmernden Streifen zu sehen, die Abdrücke von Sanders Spaten, womit er die schräge Fläche festgeklopft hatte.

Und nun hockte Martje da oben und tat sich Gewalt an, an Siska zu denken, wie sie nun dalag, seine arme Frau, und wie sie doch so stolz und vornehm daliegen durfte in dem Grab an der Vorderseite vom Kirchhof, wo all die reichen Leute lagen, und im Schein der Laterne. Wenn sie das bei Lebzeiten gewußt hätte, seine alte Siska! . . Martje wurde so gerührt, daß ihm die Tränen auf die Hände hinab leckten, aber es tat ihm doch wohl zu denken, daß es so gekommen war.

Von da aus ging er hin, um ganz vorsichtig mal bei Sander einzugucken, und als sie gemütlich beisammen saßen, fing er an zu grinsen und kam zwischen zwei Zügen aus seiner Pfeife damit heraus: „Ich hab dich gesehen, Sander."

„Wieso?" und der Totengräber fuhr in ängstlicher Neugier auf. „Ja, ich hab dich gesehen, wie du so von ungefähr die Wege geharkt hast, ha, ha! ich lauerte hinter der Ecke, aber der Küster kam vorüber und fragte, was es da zu gucken gäbe, und huit war Martje weg."

„Hat er danach gefragt?"

Martje lachte, weil er seine Lüge nicht noch beteuern wollte; es war ein Spaß, Sander so zu erschrecken. „Ja, ja, sie sitzen uns auf den Versen, es ist nur gut, daß wir uns auf die Toten verlassen können, wenn sie noch lebten, säßen wir nun wohl schon dran, denn es waren ein paar Frauenzimmer, mit denen wir zu schaffen gehabt haben, und lehre einer die Frauenzimmer schweigen!"

Sander ging nicht auf den Scherz ein, er antwortete nichts, er saß da und starrte auf den blanken Rand des Kachelofens, er hatte die Stirn hoch gezogen und seine Finger spielten mit einer Kneifzange von seinem Arbeitstisch, es war, als lauschte er, um etwas zu vernehmen aus dem wirren Durcheinandertricken all der Uhrwerke, die in unruhiger Lebendigkeit an der Wand hingen. Martje wurde es bei Sanders Ernsthaftigkeit ganz unbehaglich zumute.

„Gestern war ich der Hasenfuß, heut ist es umgekehrt, hast du einen bösen Traum gehabt, Sander?"

Sie schwiegen eine Weile, aber Martje mußte seine Freude und Dankbarkeit, die in ihm hüpfte, kund tun.

„Siska liegt nun für alle Zeit hübsch im Hellen, die Laterne bescheint heut zum erstenmal ihr Grab, und ich hab da wohl 'ne Stunde oben gesessen und hinuntergeguckt, das wird nun immer meine größte Freude des Abends sein."

„Sei vorsichtig, Martin, denn es darf nicht herauskommen."

„Wie sollt es wohl herauskommen, es liegt ja unter der Erde."

„Ja, aber es sind schon andre Dinge an den Tag gekommen, die noch tiefer lagen. Ich sag noch mal, sei vorsichtig, es hängt alles davon ab, alles, was ich bin und hab."

Martje hatte nicht übel Lust, über Sanders eingebildete Angst zu lachen, die doch nur dummes Zeug war. Der große Kerl hockte da so eingeschüchtert, daß es einen jammern konnte, aber Martje fand es doch zu spaßig, während er vergnügt war wie ein Stint, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, Sander über eine Sache druckſen zu sehen, die geschehen und nicht mehr zu ändern war.

„Hat es jemand gesehen? nein, nicht wahr? na, also! Sie liegt da und liegt da sicher und fest, den Deubel auch! drei Wochen weiter, dann kannst du sie rausholen und nebeneinanderlegen, wer kennt die beiden dann noch auseinander und kann sagen, wer Siska ist und wer Frau Vanneste?"

„Und die Särge?" fragte Sander und bekam wieder das wunderliche Zucken in allen Adern und dieses Drehen des Halses, als wollte er lachen und besänne sich plötzlich, lieber ernst zu bleiben. Martje mußte hell auflachen darüber.

„Da ist nichts dabei zu lachen," murmelte Sander, „da ist nichts dabei zu lachen, es kann ja sein, daß die Leute nichts davon merken und dann ist es gut, aber das andere . . das andere . . ."

„Was für anderes?" fragte Martje neugierig.

„Das kann ich dir nicht sagen." Und nachdem er eine Weile geschwiegen hatte: „Ich hab nun schon drei Nächte lang kein Auge zugetan, Martje, ich kann nicht mehr schlafen, es läßt mich nicht mehr los."

„Das sind Träume, Sander, das geht wieder über."

„Brigitte . . Vannestes Frau erscheint mir!" sagte Sander mit einem tiefen Seufzer, „ich muß es dir sagen, sie läßt mir keine Ruhe."

Mit Martjes Lachlust war es plötzlich vorbei, er sah neugierig und mitleidig zu Sander hinüber. Sander schien mit sich selbst zu sprechen. „Sie spukt bei mir als Gespenst, wir hätten sie in Ruh lassen sollen, aber wer hätte sich so was denken können . . . sind dir schon mal tote Menschen erschienen, Martje?" fragte er plötzlich und starrte Martje mit weit aufgerissenen Augen an.

„Tüt, tüt, tüt," machte Martje und tat äußerlich so tapfer wie möglich, „das wird schon anders werden, was kann dir der Geist anhaben? Du mußt gar nicht dran denken."

„Wir wollen da nun nicht mehr von sprechen, nie wieder davon sprechen, hörst du, Martje, was einmal geschehen ist, da ist nichts mehr dran zu ändern."

„Ja, als ich dich heut morgen am hellichten Tag da an den Gräbern wirtschaften sah, da dacht ich auch bei mir: wie in aller Welt haben wir so etwas tun können! wo die Menschen so dicht dabei wohnen! es war ein ganz unsinniger Einfall!"

Martje ging bedrückt nach Hause, voller Mitleid mit Sander, aber als er bei seiner Haustür angelangt war, schüttelte er es ab.

„Siska ist jedenfalls gut dran und das andere ist alles Albernheit; Sander macht da viel zu viel Wesens von, das geht alles wieder über", dachte er.

Am andern Morgen saß Martje schon frühzeitig und hämmerte und nähte emsig, um die versäumte Arbeit einzuholen. Die Angst war schon wieder vorüber und er wußte selbst nicht, wie er sie so schnell wieder hatte vergessen können und wie ihm alles so leicht vorkommen konnte. Er war an die Einsamkeit gewöhnt, Siska hatte nie recht mitgezählt in seinem Leben, das fühlte er nun am besten. Er kochte sich sein Essen selbst und die lustige Freiheit gefiel ihm. Er saß wieder wie immer allein an seinem Arbeitstisch und spähte durch das niedrige Fensterchen, und wenn jemand vorüberkam, machte es ihm Spaß, die Leute mit seinem wunderlichen krrri,

frrri! zu erschrecken, und dabei lachte er ihnen hell ins Gesicht. Allmählich war es wieder für ihn, wie es früher gewesen war, und im Lauf der Zeit kam alles wieder ins alte Geleise. Martje kannte nur noch die Helligkeit des Tages und die Dunkelheit der Nacht und diese beiden Dinge zogen regelmäßig vorüber im Wechsel ungezählter Male. Martje lebte vergnüglich dahin, in seinem Kopf hatte nichts anderes Platz als die Schuhe, die er tagsüber zu flicken hatte und die Laternen, die er abends anstecken mußte. Mit seiner Neugierde für den Kirchhof war es schon wieder aus, es war ihm zur reinen Gewohnheit geworden, die Laterne auf dem Kirchhof besser mit Öl zu versehen als die übrigen; aber er tat es ohne viel dabei nachzudenken und ohne etwas besonderes dabei zu fühlen. Er murmelte von seiner Leiter aus einen Gutenabendgruß, der Siska gelten sollte; er sagte das nicht, wie er es zu ihren Lebzeiten gesagt haben würde, sondern es war eine Höflichkeitsbezeugung, die er der Frau gegenüber angenommen hatte, die er fünfzig Jahre lang bei sich gehabt hatte. Aber sobald er den Rücken gewandt hatte, dachte er nicht mehr an Siska. Seine Freundschaft für Sander jedoch blieb bestehen und er trachtete noch immer etwas zu finden, womit er ihm Freude machen konnte und wodurch er ihm seinen großen Dienst vergelten konnte.

„Das ist der Vorteil von Siskas Tod," dachte er, „nun hab ich Sander", und das war das große Glück und die große Umwälzung in Martjes Leben.

„Sander, du bist nicht mehr der Alte," sagte er eines Abends, „du hast dir das so zu Herzen genommen, du denkst da zuviel an, du fällst ja ab an Armen und Beinen."

„Das bringt das Gewerbe so mit sich," sagte Sander mit mattem Lächeln, „wer mit dem Tod Umgang hat, der muß auch an den Tod denken . . es ist kein vergnügliches Geschäft . . . all die Räderchen der Zeit und die Gräber auf dem Kirchhof, das ist schließlich alles dasselbe . . und ich werd alt, Martin."

Und er, der er selbst Martje verboten hatte, noch länger von Siska und der Ausgrabung zu sprechen, fing nun immer zuerst davon an und kam immer wieder darauf zurück. Abends besuchte er Martje, namentlich wenn es draußen regnete und stürmte, und dann erzählte er ihm, wie jemandem, der es zum erstenmal hörte, was in jener Nacht passiert war, wie sie zusammen ihr Werk verrichtet und sich mit den Särgen abgequält hatten. „Weißt du wohl noch, Martin? hast du noch nichts gehört, ob jemand Verdacht oder Argwohn geschöpft hat?"

„Wer sollte wohl Verdacht haben," meinte Martje, „es weiß ja niemand außer dir und mir! ich hab es nur meinen Laternen erzählt, die auf dem Kirchhof wußte es schon, die hat es ja mit angesehen und die andern konnten es auch gern wissen, die werden es nicht weiter erzählen."

Sander lächelte über Martjes Einfaltigkeit.

Martje konnte seinen Freund nicht begreifen, für ihn hatte die Sache lange ihre Wichtigkeit verloren und er wußte nicht, wie es von Sander gemeint war und wie es in dessen Kopf aussah, aber er hatte seinen Spaß daran, den großen, langen Kerl so bange zu sehen und er dachte sich immer neue Dinge aus, um ihm

einen Schreck einzujagen, denn dann drehte Sander den Kopf so spaßig und seine Augen schielten dann so komisch zur Seite nach der Vortür und alle Falten in seinem Gesicht erstarrten wie bei jemand, der lachen will und nicht kann. Er saß da und griente so kindisch und seine Augen sahen ins Weite.

„Sander, du bist mal wieder nicht zu Hause!"

„Ich bin so unruhig", sagte Sander.

„Weißt du, wer die beiden Betrunkenen waren, die am Kirchhof vorbeigetorkelt kamen, als wir die Särge vertauschten?" fragte Martje ihn ein anderes Mal.

„Nein, wer war es?"

„Das war Verkamer mit seinem Schwager, sie hatten zusammen Kirmes gefeiert; ich bin zufällig dahinter gekommen, sie erzählten neulich im ‚Schwan', daß sie etwas auf dem Kirchhof gesehen hätten . . . aber der Schulmeister lachte sie aus und der Schlachter sagte, sie hätten wohl Sand in den Augen gehabt und Plünnen in den Beinen . . ha! ha! ich stand dabei und wollt eigentlich auch was sagen, aber ich schwieg still. — Wenn die Kerls wüßten, was da passiert ist, zwei Schritte hinter der Hecke, sie wären ja wohl augenblicklich nüchtern gewesen. Sander, wir hätten ihnen einen Schreck einjagen können, daß sie zeitlebens genug davon gehabt hätten."

Am andern Abend kam Sander, um Martje zu erzählen, daß er bei Verkamers gewesen sei, um zu hören, ob sie am Ende etwas wüßten. Martje lachte laut und meinte gleich darauf:

„Wenn irgend jemand von etwas weiß, so muß es der Pastor sein, er sieht mich immer so scharf an, es heißt ja, daß die Pastoren allerhand Kunststücke können, um etwas ans Licht zu bringen."

Sander antwortete nicht. Dann erzählte Martje von Vanneste, der auf das Grab seiner Frau Blumen gepflanzt hatte.

„Ja, ja, eigentlich auf Siskas Grab! ich dachte bei mir: Es ist man gut, Mensch, daß du nix davon weißt, sonst würd'st du uns wohl Mores lehren! Die Leute sagen auch, daß er ein großes, steinernes Kreuz machen läßt für ihr Grab, um von dem Spuk erlöst zu werden, seine Frau soll ihn jede Nacht plagen . . aber das kommt davon, weil er ihr allerhand versprochen hat — sie findet keine Ruh im Grab."

Martje lachte laut über die Geschichten, die er sich ausdachte und über die Jammermiene, die Sander beim Anhören dieser Geschichten aufsetzte.

„Hat er gesehen, daß du gelacht hast?" fragte Sander.

„Wer?"

„Vanneste, als er die Blumen pflanzte."

„Ja, ich konnt mich nicht halten, Vanneste war denn doch zu einfältig dabei."

„Weiß er irgend etwas?" fragte Sander emporfahrend.

„Wie kann ich das wissen? gestern standen Meelnie und Mieneka zusammen auf dem Kirchhof und tuschelten miteinander und dabei zeigten sie auf etwas auf dem Kirchhof."

Sander seufzte ein paarmal und versuchte zu lachen.

„Ach, die Frauenzimmer haben immer was zu tuscheln," meinte Martje, „das soll lang dauern bis sie dahinter kommen, wie sollten sie das wohl rauskriegen."

„Ja, wie sollten sie das rauskriegen", wiederholte Sander und ging seiner Wege.

So kamen Sander und Martje den ganzen Sommer hindurch bald hüben, bald drüben zusammen und schwatzten von dem, was ihr Gemüt bewegte, immer höchst geheimnisvoll dabei tuend. Für Martje hatte das Geheimnisvolle an der Sache einen starken Reiz, er übertrieb nun seinerseits den Ernst des Geschehenen, teils weil die Freundschaft dadurch noch enger befestigt wurde, teils weil das Interesse dadurch immer wach gehalten wurde. Aber bei seinem leichten Sinn und seiner Sorglosigkeit merkte er nicht, was in Sanders Gemüt vor sich ging und daß der Totengräber sich in Aussehen und Gebahren völlig verändert hatte. Er hatte die ersten Male nicht darauf geachtet, daß Sander sich jetzt beim Sprechen immer mit einem Strick zu schaffen machte, den er einknotete und wieder aufzog. Als es ihm schließlich auffiel, fragte er:

„Was hast du bloß immer mit dem Strick vor, Sander?"

Der alte Totengräber fuhr wie aus einem Traum auf, rollte den Strick in der Hand auf und steckte ihn in die Tasche, ohne ein Wort dabei zu sprechen.

All die letzten Male hatte Martje Sander nicht zu Hause getroffen, wenn er ihn besuchen wollte und eine Frau aus der Nachbarschaft hatte gesagt, der Totengräber ginge um diese Zeit auf den Kirchhof und liefe da herum, als hätte er etwas verloren. Martje suchte ihn auf dem Kirchhof auf.

„Bist du bang, daß die Toten dir weglaufen?" rief er ihm schon über die Hecke entgegen.

Sander kam mit einem Lächeln auf dem Gesicht heran und versteckte etwas in der Rocktasche, während er sich, auf die Hecke gelehnt, zu einem Schwatz bereit finden ließ. Und Martje merkte ihm nichts besonderes an, nur der verdammte Strick, den er vor ihm versteckt hatte, fiel ihm auf, das war wohl derselbe Strick, mit dem er seine Gräber und Särge ausmaß.

Mit der Zeit fand sich Sander wieder regelmäßig bei Martje ein; er klagte dann über seine Einsamkeit und darüber, daß er alt würde, aber von der Ausgrabung sprach er nicht mehr. Martje tröstete ihn und suchte ihn mit allerhand Späßen aufzumuntern und zuweilen brachte er ihn auch dahin, daß er freimütiger wurde und dies und jenes von seinem Gewerbe erzählte, von einem wunderlichen Fall, den er mit einem Uhrwerk gehabt hatte, wie er sich nun daran gemacht hatte, in dem Wirrwarr von Rädern und Federchen nach der Ursache der Krankheit zu suchen, und dabei war er wie ein Doktor, der von den Eingeweiden eines Menschen redet. Martje fand, daß er zuviel in seine Uhren hineindachte, daß er sie wie Menschen behandelte, die Gefühle haben, und daß er sich anstellte, als könnte es ihnen weh tun, wenn er mit seiner Zange in den Räderchen herumfuhr.

„Das kann ich dir nicht so klar machen," sagte Sander, „ein Uhrwerk und ein Schuh sind zu verschiedene Dinge." Und Sander ging wieder nach Hause.

Es war an einem stillen Sommerabend, Martje hatte keine drei Menschen an seinem Fenster vorübergehen sehen, über dem ganzen Dorf lag Ruhe und stiller Sonnenschein, als müsse es immer so bleiben, so alltagsmäßig, so ohne jedes Ereignis zogen die Stunden vorüber, daß alle Gedanken still standen, regungslos wie die Steine in der Erde. Martje kam all das Geschehene vor, als wäre es vor Ewigkeiten passiert und wäre nun so glatt fortgewischt wie die glatte, blaue Luft. An diesem Abend trat Sander bei ihm ein und setzte sich mit den einfachen Worten:

„Martin, sie wissen es, wir sind verloren, sie wissen es!"

Soviel Martje sich auch drehte und wandte und redete und fragte, es war nichts weiter aus ihm herauszubekommen.

„Sie wissen es!" — Und damit ging Sander wie er gekommen war.

„Ich glaub' wahrhaftig, Sander fängt an zu faseln", dachte Martje und machte sich keine Gedanken weiter darüber, was die Menschen wissen sollten. Am andern Tage hatte er es schon ganz wieder vergessen.

Aber am selben Vormittage geschah es, daß das Dorf aus seiner Schläfrigkeit wachgerüttelt wurde und zusammenlief, um sich eine entsetzliche Neuigkeit zuzuraunen, und daß die Leute sich vor dem Häuschen des Totengräbers drängten, als stände drinnen alles in Flammen. Martje sah zufällig, wie sie entsetzte Gebärden machten und mit ernsten, erschrockenen Mienen aus und ein liefen. Ohne seine Brille abzunehmen, lief er in seiner Unterjacke, wie er ging und stand, dahin. Er drängte sich durch den Haufen, um hineinzukommen und rund um ihn herum erzählten sie lebhaft, was passiert war, ehe er noch Zeit fand hineinzukommen und es zu sehen.

„Domien, der Küster, hat ihn so gefunden, er hat den Strick durchgeschnitten, aber es war zu spät. Ganz warm ist er noch gewesen, es kann gerade erst passiert sein."

Martje war es, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Sander lag da wie eine schwere Last, die zu Boden gefallen war, er war derselbe Mensch nicht mehr, die Augen standen ihm aus dem Kopf, seine Kehle war schwarz, die Zunge hing ihm aus dem Mund und es lag ein grausamer Zug auf seinem Gesicht, ein Grinsen, wie man es bei jemand sehen kann, der etwas Böses verübt hat und nun in Eigensinn und Verstocktheit beharrt. Er lag da leblos in sich zusammengesunken, völlig unkenntlich, zwischen all diesen wohlbekannten Gegenständen, die ihm gehört hatten, dieser unnatürliche Tod war so gräßlich inmitten dieser sich gleichgebliebenen Umgebung, wo die rastlosen Uhrwerke gleichgültig weitertickten, als sei nichts geschehen.

Dann fielen Martjes Augen auf den Strick, an dem Sander gehangen hatte und den der Küster abgeschnitten hatte, und Martje erkannte ihn gleich wieder als denselben Strick, mit dem Sander in der letzten Zeit soviel gespielt hatte und den er in seiner Rocktasche versteckt hatte.

„Er muß das schon lange im Sinn gehabt haben," dachte Martje, „wie ist es möglich, daß ich es nicht gemerkt habe? ich hätt' es doch merken müssen, ich hätt' es verhüten können. Nun ist es zu spät."

Er blieb bis die Menschen fort waren und half Sander auf das Bett legen und auskleiden.

„Was kann er sich so zu Herzen genommen haben?" fragte Spikkerelle, der Reepschläger.

Der eine vermutete dies und der andre vermutete das, nur Martje sagte nichts, aber als sie einer nach dem andern nach Hause gingen und er mit Ko, dem Zimmermann, und der Frau des Böttchers, die die Nachtwache übernommen hatten, allein blieb, sagte er:

„Ich muß nun hin und muß meine Laternen anstecken, aber dann komm' ich wieder und helf' euch wachen."

Und Martje machte eilig seine Runde und blieb dann die ganze Nacht an Sanders Bett sitzen.

Nachdem sie sich dies und das erzählt hatten und allerhand aus dem Leben des Totengräbers ausgekramt hatten, schlief die Frau des Böttchers ein. Da stand Martje auf und hielt die Pendel der Uhren einen nach dem andern an, denn dieses rastlose Ticken war ihm unerträglich und mußte die Ruhe des Toten schänden, wie er meinte. Nachdem es um ihn her still geworden war, saß er dann die ganze Nacht und verwandte kein Auge von Sanders verzerrtem Gesicht.

„Das wird nun nie wieder fortgehen, niemals wird er wieder freundlich drein sehen", dachte Martje, als es zu tagen begann. „Dies ist die schrecklichste Nacht meines Lebens gewesen."

Der Küster trat ein.

„Wir müssen sehen, daß wir jemand finden, der ein Loch gräbt, wo wir den Kadaver hineinlegen können", sagte er.

„Das will ich wohl gern tun", sagte Martje und ging mit dem Küster, der ihm in der ungeweihten Erde des Kirchhofs ein Plätzchen anwies.

Hier grub er das Grab.

Beim Graben sann Martje darüber nach, wie es anzustellen sei, um Sander Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ihm einen Platz unter den ehrbaren Toten zu verschaffen.

„Ich mag ihn meiner Seel' nicht hier bei den Taugenichtsen und Mördern begraben lassen," dachte er, „Sander hat sich auch nicht gescheut, mir beizustehen."

Aber wie sollte er allein damit fertig werden? er suchte noch nach Mittel und Wegen, während er am späten Abend mit Ko zusammen den Sarg versenkte, ohne Beistand von Küster und Pastor.

„Der hat nun sein Leben lang damit zu tun gehabt, die Menschen christlich begraben zu helfen, und nun wird er hier wie ein Hund verscharrt!" sagte Ko kopfschüttelnd. Martje behielt die Worte im Kopf und dachte: Wer ist schuld daran, ihr solltet nur wissen, was für ein Mensch der Totengräber war!

Es sauste Martje in den Ohren, als er, von Fieberschauern geschüttelt, später zu Hause am Ofen hockte und grübelte, was er nun für Sander tun sollte, um sich dankbar zu zeigen, und wie er es anstellen sollte, um das Grab wieder zu öffnen und den Sarg in die Höhe zu bekommen.

Bei dem bloßen Gedanken daran befiel ihn ein furchtbares Grauen, er wurde wieder unschlüssig und dachte: wie bin ich darauf gekommen? wer gibt uns Gedanken ein, die soviel Gräßliches nach sich ziehen können?

Er kroch ins Bett, um den Schüttelfrost loszuwerden, und während er da mit geschlossenen Augen lag, stürmten die Gedanken durch seinen Kopf wie eine Horde Pferde, die an seinem Fenster vorüberjagte. Er sah sein ruhiges Leben vor sich und das Mitleid mit Sander und den ganzen Vorfall mit Siska, das zog alles vorüber, und er blieb allein übrig, der alte Martje in seiner Hülfsbedürftigkeit stand nun ganz allein und ratlos da; in seiner Fieberangst wollte er wissen, wie es um ihn bestellt war, würden sie ihn nun verfolgen? war ihr Geheimnis wirklich entdeckt oder hatte Sander sich das alles bloß eingebildet? Und plötzlich sah er einen Ausweg, um von dem Zweifel erlöst zu werden, er wollte es alles dem Pastor erzählen, was Sander und er verbrochen hatten, und dann wollte er die Sünde ganz demütig abbüßen. — Würde er Sander damit nicht den besten Dienst erweisen? „Es ist doch meine Schuld, und sie werden ihn dann ja wohl bei den Christenmenschen begraben."

„Das mußt du tun, das bist du Sander schuldig", sprach sein guter Geist zu ihm, und Martje nahm sich fest vor, es zu tun.

Aber mit dem hellen Tag wurde seine Furcht wieder wach, er dachte an seinen guten Ruf unter den Leuten, sein Mut sank und er gab das gute Vornehmen, zu dem er schon so fest entschlossen gewesen war, wieder auf aus Furcht vor dem, was die Leute sagen würden. An Sander wagte er nicht zu denken und lieber ließ er die Angst im geheimen an seinem Herzen nagen, als daß er an eine Offenbarung zu denken wagte, denn er fühlte, daß er es niemals wagen würde, den Mund aufzutun, sondern daß es ein ewiges Geheimnis zwischen ihm und Sander bleiben mußte und für ihn eine Sorge und Angst, solang er lebte.

Aus dem Nachlaß eines jungen Dichters

Im November 1904 erschoß sich ein junger Mann, Walter Calé, ein Student der Jurisprudenz und der Philosophie, der noch nicht sein dreiundzwanzigstes Lebensjahr vollendet hatte. Auch er verbrannte vor seinem Tod Papiere; — Verse, nicht wahr? so viele junge Leute machen Verse; einen Roman, ein Drama, eine philosophische Abhandlung und anderes. Eine Verkettung von Zufällen rettete einiges, Freundeshand vereinigte es, — wir wägen es, und es wiegt nicht leicht: der Tote, Unbekannte ist ein Dichter von hohen Gaben, höherem Flug gewesen, von unbedingter Geistigkeit und unbedingter Produktionskraft. Die bloßen Trümmer seines Werkes füllen einen stattlichen Band; sie werden im Herbst veröffentlicht werden, es sind außer vielen Gedichten und Tagebuchseiten zwei Novellen — Fragmente des Romans — und der letzte, als ein besonderes Ganze zu nehmende Akt des Dramas; wie reich würde dieses Leben erschienen sein, wenn alle seine Manifestationen wären erhalten geblieben!

Er hatte Freunde, die ihn liebten und bewunderten: sie wissen keinen zureichenden Grund zu seinem Tod. Die Proben aus seinem Nachlaß, die wir hier mitteilen, lassen einen Menschen ahnen, dem der Tod als Baß zur Lebensmelodie tief, still vertraut war.

Jene Verse Hölderlins, die Emil Strauß dem „Freund Hein" vorgesetzt hat: „Denn selbstvergessen, allzubereit, den Wunsch der Götter zu erfüllen, ergreift zu gern, was sterblich ist, wenn offnen Aug's auf eigenen Pfaden es einmal wandelt, ins All zurück die kürzeste Bahn" — wissen, ahnen wir auch nur, wie oft das Leben sie bestätigt? Denn den Geist, der in die Öffentlichkeit vordringt, sie beleuchtet oder erwärmt und jedenfalls zum Kreisen bringt, glauben wir vor sich selbst gerettet; vernichtet ihn etwas vor der Zeit, so suchen wir nach klaren, eindeutigen Gründen der Gewaltsamkeit seines Schicksals. Aber diese unwillkürliche Begierde nach der einfachsten Rechnung zwischen Ursache und Wirkung wagt sich nicht mehr hervor, wenn wir von einem jugendlichen Geist erst durch seine Zerstörung etwas erfahren. Dann verstummen wir und ahnen, daß wohl manches junge Herz sich zur Ruhe bringt, nicht weil es Gründe zum Tod, sondern weil es keine zum Leben hat. Such ein Obdach —! und es gilt noch Besseres zu suchen als ein Obdach.

Gedichte

Opfer

Durch weiße Tempelhallen wandelst du
gemess'nen Schritts: es fließen die Gewänder
in strengem Wurf dem Marmorboden zu,
das Gold verachtend und den Schmuck der Bänder.

Zum Heiligtume trittst du ernst und mild;
dreimal beugst du dein stolzes Knie dem Gotte;
dreimal küßt du sein kaltes, hohes Bild,
ein Schleier birgt es vor dem Blick der Rotte.

Das ew'ge Feuer glüht: mit stiller Gier
zehrt es am Öle und Olivenstamme;
Du nahst und wirfst ein Lockenhaar von mir,
dem Todgeweihten, in des Gottes Flamme.

An Dich

Was fruchtet's, daß in schmerzlichen Entwürfen
dir Tag um Tag scheu wie ein Dieb entschleicht!
Aus jedem goldnen Becher sollst du schlürfen
den Trank, den jede goldne Stunde reicht.

Denn jede Blüte, die du nicht gebrochen,
und jeder ungehörte Saitenklang
und jedes Glück, das du nicht ausgesprochen,
fällt als ein Tropfen Reue in den Trank.

Und was vergangen ist, das sei vergangen!
Der neue Tag führt neues Licht herauf.
Tot sind die Lieder, die noch gestern klangen.
Was kümmert's dich? Zieh neue Saiten auf!

Der Augenblick ist Leben und Erringen,
verlornes Glück — verklungenes Getön —!
Wenn es verklang, so wird's auch wieder klingen —!
Du bist ja noch so jung und bist so schön!

Zwiegesang

Jetzt nenne mich die Hülle,
jetzt nenne mich den Schein;
doch bald werd ich die Fülle
und die Erfüllung sein.

Wir ſind noch nicht erleſen,
das Tor fiel uns noch zu,
wir ſind noch nicht ein Weſen,
wir ſind noch ich und du.

Es ſchläft uns noch der Wille
zu tief in unſerm Blut,
wir ſind zu arm und ſtille,
wir ſind noch gar nicht gut.

Die Seelen von Kriſtalle
auftrinkt das Morgenrot;
und ich und du und alle,
wir ſind ſchon lange tot

und ſind ſchon neugeboren
und ſaugen mildes Licht;
wir haben uns verloren
und doch verlaſſen nicht.

Wir jauchzen immer lieber
und inniger des Scheins:
Da ſprang der Blick hinüber, —
und ich und du ward eins.

Von allem Glanz umklungen,
ward uns der Leib zu ſchwer,
wir ſind nur noch umſchlungen,
wir ſind nichts andres mehr.

Jetzt nenne mich die Hülle,
jetzt nenne mich den Schein;
doch bald werd ich die Fülle
und die Erfüllung ſein.

Der Denker

Was ſich in Zeiten je begeben,
hab ich vor aller Zeit gewußt:
es ſpringt der Quell von allem Leben
geheimnisvoll aus meiner Bruſt.

Und als ich in der Schrift geleſen,
erlas ich nur, was ich ſchon bin;
in Finſternis ſind alle Weſen, —
doch ich das Licht und ich der Sinn.

Die Nacht winkt vor dem Fenster,
der Mond schwimmt seine Bahn
auf meiner Seele Fluten,
gemessen, wie ein Schwan.

Der Schnee schläft auf den Dächern,
darüber schläft ein Schein;
zwölf Glockentöne kommen
wie Gäste mir herein.

In mir nun sind die Glocken
und tiefe Mondesglut;
ich werde weinen müssen;
doch das ist immer gut.

Ich bin nicht mehr hier drinnen,
ich hab' mich aufgemacht,
ich trage dunkle Schwingen,
ich gleite durch die Nacht.

Ich werde wachsen, schwellen,
schon ist mir nichts mehr fern,
die Sterne sind mir Brüder,
ich selber bin ein Stern.

Auf Riesenflügeln brausend,
nun aller Welten Geist,
einschlürf ich Nacht und Räume,
von Stern und Stern umkreist.

Undine

Im Quelle tief geboren,
ein Kind aus fremder Welt,
mit den kristallnen Augen
bin ich euch zugesellt.

Ich habe keine Seele,
ich bin von Tränen leer,
ich gehe nur so immer
und immer nebenher.

Es sind mir die Gewänder
noch immer schwer und naß,
es tropft mir gar vom Kranze,
ich bin noch immer blaß.

Ich will euch allen dienen
um Waſſer, nicht um Wein;
ihr denkt, es ſeien Schmerzen, —
es werden Wonnen ſein.

Die zarte Haut wird ſpringen,
die Glieder welken hin;
und niemand wird es wiſſen,
wie ſchlimm und kühl ich bin!

Es rinnen rote Quellen
um mein geſegnet Haus;
es tränkt ein ſchwarzer Reiter
ſein ſchwarzes Roß daraus.

Er lehnt ſchon hundert Jahre
vor meinem runden Tor;
die Zeit wird ihm nicht lange,
ich komme nie hervor.

Es braucht nur dreier Schritte,
ſo kann ich bei ihm ſtehn,
ſo kann ich mit ihm reiten,
wie meine Wünſche gehn.

Das iſt ſo ſchön zu wiſſen!
Ich ſag es tauſendmal:
„Es wartet einer draußen!“
und bleibe doch im Saal.

Der Ritter ſchläft im Schatten,
ſein Panzerhemd blinkt gut;
dem Rappen iſt ſehr ſchläfrig,
mir iſt ſehr froh zumut!

Sie lärmen auf dem Markte,
ans Fenſter tret ich hin.
Es kam ein Schiff zum Hafen?
Woher denn? und wohin?

Und trägt es rote Segel?
„Die Maſten ragen ſteil!“
Kaufleute ſind es? Reiche?
Sie halten Waren feil.

Sie spenden Gold und Steine
und achten dessen nicht;
sie regen keine Miene
in ihrem Angesicht.

Sie gehn bei Ave-Läuten
gemessen einen Gang
in ihren Schleppenkleidern
die fremden Gassen lang.

Sie kreuzen ihre Arme
in Einer langen Spur,
das Volk weicht aus den Wegen
lautlos und bückt sich nur.

Sie werden morgen abend
zu Schiffe wieder sein.
Dann ist es nie gewesen,
am besten schläft man ein!

Doch freu ich mich ein wenig;
bald scheint es traumesgleich.
„Sie brachten Perlen ..." denkt man —
„Sie waren ernst und reich ..."

Wie sich der Gast vor seinem Wirte schmückt,
der Wirt mit Kränzen die Gemächer ziert,
so legt das Heute — karger Gast — für uns
der Seligkeiten roten Mantel um;
wir wollen ihm mit Kränzen grüßend nahn,
es traulich leiten ins Gemach der Seele,
uns seiner milden Sprache zu erfreun,

und dem Geschicke kindisch nimmer zürnen,
das uns zu frühem stillem Abschied drängt,
das heft'ger Liebe, welche zu gewaltsam
Geliebtes an sich reißt, mit weisem Finger wehrt.

Ein schweres Dunkel sank herab, o Schwester,
auf allen Wegen liegen große Schatten;
so gib mir deine Hand doch, liebe Schwester,
ich sehe keine Wege in den Schatten.

O reiche mir die Hand: ich werde finden,
im ganzen Dunkel find ich deine Hände,
weil deine frommen Hände immer leuchten,
sie leuchten wie ein weißes Licht, o Schwester.

So gib mir deine Hand doch, wo ich rufe,
mir ist nicht froh im Herzen, liebe Schwester.
Mein ganzes Herz ist mir nicht froh, o Schwester,
Du redest nicht? und bist du denn gegangen?
Du bist doch nicht gegangen, liebe Schwester?

Wir tauchten aus dem Strom, der jenseits fließt
und wo wir eines waren willenlos,
und wandeln nun für eine kurze Weile
in argen Fesseln unter Raum und Stunden,
wir gehen Wege, welche weit getrennt sind
und nur mit Blicken, welche trösten sollen,
von fern uns findend — eine kurze Weile,
bis daß wir wieder zu dem Strome tauchen
und wieder Eines sind und willenlos.

Und abermals wirst du geboren werden,
auf andern Sternen deiner selbst nicht kundig,
und wirst die Wege gehen allen Lebens
in Schmerzen bald und manches Mal in Lächeln.
Doch steigt aus Dämmerungen einer Nacht,
gleichwie aus Schächten, die verschüttet sind,
ein Bildnis auf, ein Schatten und ein Ruf,
so wisse du: der Bruder ruft nach dir,
der abermals dem Tode sich entrang
gleich dir und abermals das Leben wandelt
auf andern Sternen, fern und trauervoll.

Fremd bleibe deine Seele und dir eigen,
und nicht Berührung dulde von der Erde.

Leg ein Gewand an, welches keiner kennt,
verhülle mit dem Schleier dein Gesicht
und schreite durch die Straßen, diesen grüßend
und lächelnd, jenen wohl: „o Freund" benennend
und doch des einen nur gedenk, der spricht:

„so lieb ich dich in deiner kühlen Hoheit,
so sag ich Schwester und Gefährtin dir!"

Die andern aber werden Lügner sagen!

Höre doch! Pilger wanken die Gasse vorüber,
graue, in Kutten, schwermütig und lastenden Schritts,
wanken vorüber und singen eintönige Lieder,
abends, wann der Regen fällt.

„Leben, was bist du, denn ein Heimverlangen,
Seele, was bist du, denn ein Lenker zur Nacht,
Gut und Blut, was seid ihr, denn trübere Schemen
abends, wann der Regen fällt.

Eines ist not: der Liebe erquickliche Flamme
und die Gottheit führt dich getreuesten Weg!"
Also singen die Pilger und wanken vorüber
abends, wann der Regen fällt.

Je wirrer schwankt im Bilde
der Zeichen Reigentanz,
je stiller das Getriebe —
bald, weiß ich, stockt es ganz.

Dann trage ich die letzte
der schwanken Linien ein
und werde Fürst der Zeiten
und Herr der Geister sein.

Aus dem Tagebuch

Bildung erwerben heißt: ein gewisses Zentrum ausbilden, von welchem man zwar nicht alle Inhalte des Wissens beherrscht (das ist unmöglich), aber jedem entgegenkommenden Wissen seinen vernünftigen Platz anweisen kann. Bildung ist also ein Schema. Unbedingt notwendig ist Historie für sie, zur Ordnung der Längsreihen dieses Schemas. Andrerseits aber ist sie etwas rein Intellektuelles, alles Moralische — sogenannte Gemütsbildung — scheidet, wenn man methodisch vorgeht, aus. In bezug auf Frauen jedoch ist dies Zentrum kein rein logisches. Das erfordert auch der Tatbestand der Bildung nicht: er muß nur ein Schema sein, welches imstande ist,

alle entgegenkommenden Lebensinhalte zu ordnen, vor keinem einzigen hilflos zu versagen. Und die den Frauen zustehenden Inhalte sind stets komplexe Größen: d. h. mit irgend einem Quantum subjektiven Interesses (Empfindung) durchsetzt. Insofern kann man in bezug auf Frauen von Herzensbildung reden, und eine tüchtige Studentin braucht von vornherein noch nicht als gebildete Frau angesehen zu werden, ein tüchtiger Student jedoch notwendig als gebildeter Mann.

Ich glaube nicht an die tragischen Narren, die mit blutendem Herzen Spott zu treiben wissen, — jedenfalls so, wie man gewöhnlich an sie glaubt. Lachen und Weinen wechseln bei ihnen, ihre Ironie zerfetzt andre und sie selbst: aber subjektiv lachen sie wahrhaft, wenn sie lachen, und spüren das Lustige der Ironie, wenn sie ironisieren: und nicht läuft als ständige Komponente ein tragisches Bewußtsein bei ihnen mit. Sie wechseln eben in der Stimmung, nicht in dem bloßen Ausdruck derselben. Ob sie nun als Erscheinungen im Ganzen innerhalb des Weltbildes genommen einen tragischen Aspekt bieten, ist eine andere Frage. Ihre Tragik ist dann in bezug auf sie selbst eine exzentrische, die nicht in ihr Bewußtsein fällt, keine subjektive, sondern eine dem objektiven Beobachter nur sich enthüllende. Infolgedessen darf man sich mit dem Mitleid für solche Personen nicht direkt an sie selber wenden; denn dieses fände keinen Ansatzpunkt im Innern jener Menschen, und man verführte sie leicht zur Unwahrheit, da sie, um das „süße" Mitleid auszukosten, sich gern ein stetiges tragisches Niveau, auf welches fälschlich bei ihnen spekuliert wurde, unterschieben. Das Mitleid muß vielmehr der Erscheinung als solcher gelten, nicht dem individuellen so Erscheinenden; es soll ein objektives sein, welches innerhalb des Kosmos sozusagen verbleibt und sich praktisch auswirkt, nicht in einem persönlichen Bedauern des „Unglückseligen", sondern in der Herabstimmung und Dunklerfärbung unsres Weltbildes: „Die Welt muß schlecht sein, in der es solches gibt!" Viele der romantischen Dichtererscheinungen sind so zu beurteilen.

Ästhetizismus ist eine Ungleichgewichtslage der Seele, die den Betroffenen zu nichts in ein rechtes Verhältnis kommen läßt, nicht einmal zu dem, mit dessen intimstem Verständnisse sich der Ästhet hochmütig rühmt: zur Kunst. Denn: wenn ihnen jede Lebensempfindung nur durch Vermittlung der Kunst aktuell wird, wenn sie alles nur über „Literatur" hin zu empfinden vermögen, so wirkt die Kunst, weil sie an Stelle des „Lebens" ganz dicht ans Subjekt herantritt, auch ebenso, wie sonst das Leben aufs Subjekt wirkt, nämlich: pathologisch. Kunst als persönlich subjektiver Empfindungsauslöser, eigennützig ausgesogen zu persönlichem Affekt, vertritt genau dieselbe Stelle im raffinierten Gemüt, wie die eigennützige Anteilnahme am Schicksal des Helden in der naiven Seele. So werden die Ästheten durch die spöttische Gerechtigkeit auch um diesen, ihren eigentlichen Stolz geprellt und stehen arm und ausgehöhlt da: sie fühlen nicht „ästhetisch".

Ein guter Aphorismus muß sich uns zugleich überraschend und zugleich vertraut anschmiegen: muß für einen Moment etwas in uns erlösen, was, ohne daß wir's

wußten, in uns auf Erlösung gewartet hatte. Was Christus der ganzen Menschheit war, muß er dem Augenblick sein.

Im Aphorismus gewinnt das Ästhetische Obergewalt über die inhaltliche Wahrheit, insofern: die Form des Aphorismus fordert es, daß wir die in ihm ausgesprochne Behauptung, die ganz ehrlicherweise eine Einschränkung durch „oft" oder „meistens" oder „manche Leute" verlangte, einschränkungslos aufstellen, — eine Abrundung, die sich nur dadurch erreichen läßt, daß die Ausgestaltung des Aphorismus, sein „Wie", den Mangel des „Was" ersetzt, daß die Symbolisierung — als Folge der ästhetischen Form — eintritt für den teilweisen Ausfall der inhaltlichen Wahrheit, diesen verdeckt. Und wie die ästhetische Form den Aphorismus aus dem Weltzusammenhang gleichsam enthebt, und ihn logisch unangreifbar macht, so bewirkt sie auch beim Rezipienten eine Ausschaltung aller von der tatsächlichen Geltung her genommenen Einwände, sie zwingt den Intellekt oder das Gefühl des Genießenden nur, an der im Aphorismus dargebotenen Seite der Dinge zu verweilen, sie läßt durch ihre ausweitende Symbolkraft kein Gefühl des Mangels bei ihm aufkommen. Wie sie die Dinge in den Aphorismus zwang, so zwingt sie den aufnehmenden Geist, die Dinge aufzunehmen, — rückhaltslos, wie sie der Aphorismus darbietet. (klar?)

Nur von Gedanken, die man auszusprechen vermag, weiß man wirklich, daß sie sind. Dumpfringendes, das im Chaotischen, rein inwendigen Existieren, originell und eigen aussieht, wird, ans Tageslicht gehoben, oft gewöhnlich, und man gibt dann dem inadäquaten Ausdrucksvermögen die Schuld, oder man denkt, es sei überhaupt unausdrückbar und auch das beste Wort streife den lebendigen Schimmer von jenem Erlebnis. Dies aber ist falsch. Denn das höchste Gesetz heißt Wirken: wirken kann nur der Gedanke, der in Worten und weitergebbar ist, infolgedessen ist nur der Gedanke, der zu Wort kam und als Wort noch sein Eigenstes behielt, einer: jeder andre ist noch nicht in Wirklichkeit, weil er nicht in Wirkung ist: darum war zu Anfang bei Gott, um ihn wirken zu machen, das Wort: καὶ ὁ λόγος ἦν πρὸς θεῷ und der λόγος wurde Fleisch.

Genau so wie die logische Deduktion auch nur durch „Einfälle" weiter geführt werden kann, wenn sich auch am Ende der Aspekt darbietet, als sei man durch „einfaches" Schließen, durch Selbstbewegung des Begriffs, zu dem Resultat gelangt, so liegt umgekehrt in dem Schließen als solchem eine „Einfälle" auslösende Kraft, das Schema produziert die lebendige Hülle, die lebendige Hülle das Schema — in unkontrollierbarer Wechselwirkung.

Eine Masse von Männern ist ein riesiges Objekt, eine Masse von Weibern ein riesiges Subjekt.

Geschichte der Philosophie ist mir Symbol der Philosophie: man kann aus ihr direkt die Philosophie nicht lernen, nur an Hand ihrer durch Hindeutung ihrer in sich allmählich das System aufhellen; es zeigt uns die Stellen, wo Probleme ver-

borgen liegen, deren Lösung ein jeder für sich entdecken muß. Sie bedeutet nicht sich selber, sondern deutet nur hinter sich: darum Symbol.

Simmel gewinnt das Material zu seinen Arbeiten durch praktische Psychologie: allein von der Quelle des Gewinnes an bearbeitet er dies Material nach streng logischen Gesichtspunkten. So tritt er in Gegensatz etwa zu Schelling, der sich auch innerhalb der Bearbeitung des Materials Phantasiesprünge erlaubte, somit das künstlerische Prinzip, das dem Inhalt zugute kam, auch auf die denselben konstituierende Formkraft übertrug und einen Wechselbalg zwischen Philosophie und Kunst zutage förderte.

Sollten Bonaventuras Nachtwachen — was mir nach erneutem Lesen immerhin möglich scheint — trotz allem von Schelling sein, so könnte man daraus die seltsamsten, zugleich tiefsten psychologischen Erkenntnisse gewinnen: denn wenn S. dieses nihilistische Buch, das im schlimmsten seelischen Gegensatz zu seinem fast hochtrabenden Idealismus steht, in der Zeit der reichsten philosophischen idealistischen Produktion geschrieben, so zeugt das für einen momentan erwachenden Unglauben an das eigne Lebensfundament, der sich explosiv Luft macht, weil er das Innerste der Menschen ergreift, zeugt von einem nagenden Gewissen, einem Bewußtsein der Lüge, welches das Verderblichste für einen Philosophen ist, zeugt dafür, daß Systeme und philosophische Gedanken, auch von genialer Konzeption, bewußte Angewöhnungen, Hineinredereien sein können, und daß Nietzsches Verdächtigung der Systematik für gewisse Naturen zu Recht besteht. S.s barscher Abweis der Frage eines Freundes nach seiner Autorschaft in späteren Jahren kann nur dafür sprechen: denn es ist Art des höheren Alters, welches seines Wertes sich im Lauf der Zeit starr bewußt geworden, aufkeimende Zweifel apodiktisch niederzuschlagen und dennoch auf der Masse des Geleisteten, welches mit der Zeit durch Fruchtbarmachung zur Wahrheit geworden, fest und unerschüttert zu stehen: ich will, daß dies wahr sei! Ist in solchem Lebensstadium ein gültiger Wahrheitsbeweis! Die Seele hat den Anspruch auf das, was sie in Kämpfen errungen, und eine dunkle Erkenntnis dessen, daß alle Wahrheit ein unbewußter Entschluß der Majorität ist, steht hinter den Worten bejahrter Großer, welche im Bewußtsein, eine intensive Majorität darzustellen, der Wahrheit gebieten wollen, so und so zu sein; nur ist Wahrheit stets eine Sache der Extensität und duldet die Übersetzung ins Intensive nicht. Man denke an die bejahrten Priester einer Gottheit, die junge Zweifler waren und nunmehr *glauben*, weil sie glauben *wollen*, und glauben *wollen*, weil sie eingesehen haben, daß das Glauben dem Menschen das Bessere sei.

Aus der Theologie wird man zur Philosophie, aus der Philosophie zur Religion geführt.

Die Dichter, welche Idealisten sind, zeigen uns nicht nur die Menschen, wie sie sein sollen, d. h. sie ziehen selber die Konsequenzen aus dem Wesen der Menschen

und gestalten diese, — sondern sie sagen uns auch „so seid ihr" und überlassen uns, die Konsequenzen daraus zu ziehen (Ibsen). Die größten Künstler allerdings wollen aber überhaupt mit dem Kunstwerk nichts, nicht einmal etwas sagen — eine Idee! (Shakespeare); — sie wollen es nur. Was wir damit anfangen, ist ihnen gleichgültig. Aber sie wollen auch wiederum das Kunstwerk, das leibhaftige, nicht die „Kunst", — l'art pour l'œuvre, nicht l'art pour l'art.

Im Roman kann das Psychologische aus Atomen, im Drama muß es aus „Monaden" zusammengesetzt sein — (Monade ist das Kraft-erfüllte Atom).

Die französische Dichtung kennt keine Fragmente, die deutsche ist voll davon. Heinrich von Ofterdingen wäre den Franzosen schon von diesem Punkt aus unverständlich; denn das Fragmentarische und das liebevolle Eingehen der Deutschen auf Fragmente zeigt, daß sie nie rein ästhetisch vorgehen. Warum, ist leicht zu ersehen.

G. Keller hat das „Platonische", — Fontane nicht. Gegen die Heuchelei des „Pathos", i. e. des Platonischen, aufzutreten, ist gerecht, und daran hat Fontane ein Verdienst. Ebenso unleugbar jedoch ist dies Pathos, als ein echtes, Bedürfnis des ganz großen Künstlers, und darum unterliegt Fontane. Fontane vertritt somit die Seite des „Geistreichen", d. h. derjenigen Wahrheit, welche besteht in Negation der großen Wahrheit, die durch Mißbrauch zur Phrase herabgesunken und welche zu negieren deshalb Verdienst und Mut bedeutet, die jedoch an sich nicht Phrase ist. Der ganz große Künstler kümmert sich eben nicht um den Mißbrauch: denn dieser ist zuletzt nur irgend etwas, was aus einer Beziehung der Menge zur Wahrheit seine Realität herholt. Und so liegt Fontane immer noch eine zu starke Abhängigkeit — in negativer Hinsicht — von der Menge zugrunde.

Nur die Seele besitzt man, die sich einem gab, nicht die man sich nahm.

Auslese! das ist's. Große Denker sind große Betoner.

In eines jeden Leben naht die Stunde,
da führt ein Gott den Menschen ihm entgegen,
der von dem Haupte ihm die Krone nimmt —
auf eine Stunde bloß; — doch diese Stunde,
sie zehrt an ihm gleich einem zweiten Leben,
das sich dem rechten Leben eingenistet,
so wie ein Tier in einem andern zehrt —
und beugt ihm langsam, langsam das gekrönte,
einmal entkrönte Haupt der Grube zu.

„Nichts ist mir heilig!" Darum sei dir das Heilige um so heiliger!

Die Nuancen sind das Unüberbrückbare.

Der Wert eines Denkers steigt mit dem Sinken der Anzahl seiner Thesen.

Psychologie „schlägt ihren eignen Herrn": sie verrät den, der beobachtet, ebenso tief, wie den, der beobachtet wird.

Es ist ein Unterschied zwischen den Menschen, die wollen, daß die Wahrheit gefunden wird, und denen, die dazu wollen, daß *sie selber* es sind, welche die Wahrheit finden.

Das Mädchen sagte: „ich schreibe gern Karten, weil ich dann Lust bekomme, Briefe zu schreiben. Darum, wenn ich einen Brief schreiben muß, dann schreib ich vorher noch eine Karte."

Die Einwände, welche ganz naiv von Laien gegen wissenschaftliche Resultate vorgebracht werden, welche man nicht widerlegen kann, weil sie gleichsam in den Bannkreis der Wissenschaft noch nicht eingetreten sind, die Frage der Laien nach einem Warum, wo der Wissenschaftler antworten muß: hier darf man nach keinem Grund weiter fragen, — sind vielleicht nichts, als ein praktischer Ausdruck für den „Unwert" der Wissenschaft, tragen so eine gewisse Würde in sich, welche man dem Fragenden allerdings nicht zugesteht, weil er den Bildungsweg durch die wissenschaftliche Erkenntnis hindurch noch nicht gegangen ist: und er wohl recht hat, aber noch kein Recht hat, recht zu haben.

„Alles ist nur Bewußtseinstatsache": gasförmiger Materialismus.

Das Falsche in der Lehre vom Ausbilden der Persönlichkeit, das, was sie gefährlich für junge Leute macht, liegt in folgendem: man glaubt, es müssen zu diesem Zwecke die Anlagen, die in uns bereit liegen, die unsern individuellen Habitus ausmachen, auf ihre Spitze getrieben, möglichst ausgenutzt werden. Das aber ist bequem und trägt leichte Zinsen: macht jedoch einseitig und hypertrophisch; es heißt in Wirklichkeit, diese ausbilden, — aber auch das uns Entgegengesetzte aufsuchen, das, was „weh" tut, und den Feind in ihm zum fruchtbaren Zweck für uns umzubiegen: den Stein, der geworfen, um unser Haus zu zertrümmern, mit ins Haus hineinzubauen. Wir müssen das uns als Individuum Konträre aufsuchen; folglich ist Persönlichkeit der Gegensatz von Individualität, es ist Individualität und ihr Gegensatz, d. h. Entindividualisierung, Verallgemeinerung, Darstellung des Gleichgewichts: Gegenteil aller romantischen Bestrebungen.

Rundschau

Der Parlamentarismus*

Nach Eröffnung des gegenwärtig tagenden Parlaments brachten englische Wochenschriften humoristische Bilder, in denen Mißgeschicke täppischer Neulinge dargestellt wurden; z. B. wie einer abgefaßt wird, weil er zwischen dem eben speakenden right honourable und dem Speaker, der niemals speaken darf, herumtorkelt. Ich hätte diese Bilder teils gar nicht, teils nur halb verstanden, wenn ich nicht eben das große Werk gelesen hätte, dessen Verfasser ich im Aprilheft der Neuen Rundschau erwähnt habe. Damals war mir nur sein Buch über die englische Lokalverwaltung bekannt. Das zweite noch umfangreichere Werk, über den englischen Parlamentarismus, wird von den englischen Rezensenten nicht etwa bloß als das beste deutsche Werk über die englische Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung gerühmt, sondern als das einzige, das den Gegenstand richtig darstelle, während Ranke, Gneist, Pauli — von Lothar Bucher nicht zu reden — argen Mißverständnissen unterlegen seien. Daß ich den Artikel über Parlamente und Parteien geschrieben habe, ehe ich Redlichs Werk kennen lernte, ist mir lieb. Denn es bestätigt mir aufs neue die schon oft gemachte Erfahrung, daß es mir gelingt, nach vorgenommener Orientierung auf einem Gebiete das Richtige zu treffen, ohne daß ich die umfangreichen Studien gemacht habe, die vom Fachmann gefordert werden müssen. In allem wesentlichen stimmen meine Auffassung und mein Urteil, wie ich sie vor der Lektüre des Werkes gewonnen hatte, mit denen überein, die der eminente Fachmann aus der genauesten Kenntnis der Quellen, der Parlamentsliteratur und aus dem persönlichen Umgange mit den leitenden englischen Staatsmännern geschöpft hat.

England, daran ist gar nicht zu zweifeln, ist eine aristokratische Republik; das Königtum nur ein Symbol: Symbol der Majestät des sich selbst regierenden Volkes; und damit das Symbol nicht mißverstanden, nicht mit dem Wesen verwechselt werde, ist ihm ein zweites beigesellt worden: auch vor dem Speaker wird ein Zepter einhergetragen, und dieses ruht, solange er den Beratungen des Unterhauses präsidiert, auf dem Tische des Hauses. Die Beibehaltung des erblichen Königtums gewährt dem Lande den großen Vorteil, daß ihm die Kämpfe um die Präsidentenwürde erspart bleiben. Selbstverständlich kann der König, wenn er klug ist, von seiner gedeckten Stellung aus großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte üben, wie denn Eduard VII. alle Fäden der auswärtigen Politik in der Hand zu halten scheint, aber wie Mr. Roosevelt als Macher in den Vordergrund treten, das darf er nicht. Also das englische Volk ist souverän. Sich selbst unmittelbar regieren, außer in der Form der Lokalverwaltung, kann es natürlich nicht; das kann nur mittelst seiner Vertretung

* Recht und Technik des Englischen Parlamentarismus. Die Geschäftsordnung des House of Commons in ihrer geschichtlichen Entwicklung und gegenwärtigen Gestalt von Dr. Josef Redlich. Leipzig, Duncker & Humblot, 1905.

geschehen. Aber auch 670 Köpfe sind noch zuviel für einen Souverän, darum wählt das Unterhaus, das heißt seine Mehrheit, einen Exekutivausschuß, der das Kabinett genannt wird, und eine Anzahl beratende und beschließende Ausschüsse, die unsern Kommissionen entsprechen, die Komitees. Diese sind es, welche die eigentliche Arbeit — nicht bloß legislatorische, sondern auch richterliche und Verwaltungsarbeit — leisten; denn im Plenum, das meistens leer, selten voll und wegen der Kleinheit des Saales niemals vollständig ist, wird nicht in Spezialfragen eingegangen und wenig debattiert: kein Mitglied bekommt zu einer Vorlage in derselben Sitzung öfter als einmal das Wort. In einem Act of Parliament spricht das englische Volk — natürlich nur der politisch aktive Teil dieses Volkes, und der war in der Glanzzeit des Parlamentarismus die Aristokratie — seinen Willen aus. Daß dieser Wille zunächst nur der Wille der Mehrheit ist, bedeutet keine Vergewaltigung eines Teiles des Volkes. Denn die Aristokratie war eine homogene Masse, und sogar das ganze englische Volk ist dieses heute noch bis zu einem gewissen Grade. Die beiden Parteien, die in der Leitung der Staatsgeschäfte abwechseln, werden weder durch einen tiefen prinzipiellen noch durch einen unversöhnlichen Interessengegensatz von einander geschieden. Das Ringen der beiden Parteien, hat Arthur Balfour einmal gesagt, gleicht einem Footballmatch, bei dem zwar des Gewinnens wegen — in einem Wahlkampf, in einer Abstimmung — jeder Mitspieler eifrig interessiert ist, bei dem aber kein Lebensinteresse der Nation auf dem Spiele steht; dieses bleibt, durch die Institutionen des Landes und den Patriotismus des Volkes gesichert, dem Parteikampfe entrückt. Und die gewissenhafte Innehaltung der Spielregeln sorgt für fair play. Bekannt ist ja der Brauch des Abpaarens. Will oder muß ein Mitglied bei einer wichtigen Abstimmung fehlen, so wird dafür gesorgt, daß auch ein Mitglied der Gegenpartei fehlt und so das Stärkeverhältnis der Parteien gewahrt bleibt; dadurch sind Zufallsmehrheiten und Zufallsergebnisse der Abstimmungen ausgeschlossen. In den Parlamentsbeschlüssen verkörpert sich also der Volkswille. Mit Hilfe einer sehr verwickelten und künstlichen Maschinerie ist der Zustand wieder erreicht, dessen sich unsre germanischen Altvordern dank einer weniger feinen Praxis erfreut haben. Otto Seeck hat sie sehr hübsch beschrieben. Wenn eine Volksversammlung abgehalten werden sollte, dauerte es bei dem gänzlichen Mangel an Autos immer einige Tage, ehe auf der Wahlstatt alle zusammenkamen. Die Zeit vertrieb man sich mit trinken. Dabei wurde die Einstimmigkeit vorbereitet, wo nicht hergestellt. „Nicht etwa, weil im lallenden Geschwätz der Trunkenen die Ansichten sich geklärt hätten — das geschah damals so wenig wie heute —, sondern weil man von den Argumenten sehr bald zu den Waffen überging und die Andersdenkenden totschlug oder in die Flucht jagte." Die übrigbleibende und beschließende Mehrheit war also nun das ganze Volk, und jeder Mehrheitsbeschluß tatsächlich der Ausdruck des ungeteilten Volkswillens.

Es ist klar, daß in Staaten, die sich solcher Homogenität des Volkes oder wenigstens seiner herrschenden Oberschicht nicht erfreuen, die parlamentarische Regierung nicht möglich ist, das heißt also, daß sie außerhalb Englands fast nirgends möglich ist; allenfalls vielleicht in den drei skandinavischen Staaten. In den romanischen Ländern liegt die Sache so, daß die beiden Parteien — falls es nur zwei sind und nicht etwa ein Dutzend — einander in Todfeindschaft gegenüberstehen, die Herrschaft der einen die Vergewaltigung der andern und damit der Hälfte des Volkes bedeutet. Guizot, der übrigens einmal, im Jahre 1848, vor einer englischen Parlamentskommission in Geschäftsordnungsfragen als Sachverständiger vernommen worden ist, hat diesen Unterschied schon als junger Mann von 29 Jahren klar erkannt. En Angleterre, schreibt er, les députés arrivent au Parlement, n'ayant d'engagement que pour ou contre le ministère; il ne s'agit point là de changer les institutions, de faire prévaloir des intérêts contraires à l'intérêt national; personne ne craint, personne ne désire de tels résultats. En France, la querelle est bien autrement profonde; ce n'est pas seulement entre des ambi-

tions rivales ou des opinions différentes que s'agite le débat; c'est entre les intérêts les plus ennemis, les passions les plus acharnées, les projets les plus contraires. Unter diesen Umständen hatte Guizot recht, wenn er das liberale Dogma: le roi règne, mais il ne gouverne pas, bekämpfte, und die Behauptung aufstellte: Nicht um selbst zu regieren, wählt die Nation ihre Abgeordneten, sondern um gut regiert zu werden. Natürlich weiß ich, daß Frankreich heute der Form nach parlamentarisch regiert wird, indem die Minister der Mehrheit der Deputiertenkammer entnommen werden müssen. Aber dieser Parlamentarismus ist nicht der englische, denn ein bedeutender Teil des Volkes klagt, daß er vom Block vergewaltigt werde. Noch weniger als in Frankreich kann in Österreich von echtem Parlamentarismus die Rede sein. In dem Augenblick freilich, wo ich dieses schreibe, hat die freche Attacke der Magyaren alle Nationalitäten und Parteien Cisleithaniens ebenso geeinigt, wie es die Invasion eines feindlichen Kriegsheeres tun würde, und darum ist im Augenblick ein Ministerium möglich, das parlamentarisch genannt wird, weil seine Mitglieder einem halben Dutzend verschiedner Parteien entnommen sind. Aber damit ist doch schon gesagt, daß es etwas vom englischen Mehrheitskabinett toto coelo verschiedenes ist. Sobald der feindliche Angriff von außen abgewehrt — oder erduldet — und die Zeit gekommen sein wird, wo die innern Geschäfte erledigt werden sollen, wird es sich zeigen, daß man durch die Aufnahme der nationalen und Parteigegensätze ins Kabinett die Lage nicht verbessert hat, und daß der österreichische Staat — nicht das schöne Land und sein braves Volk — die siamesische Zwillings- oder vielmehr Sechslings- oder Zehnlingsmißgeburt bleibt, deren Beinpaare von den zugehörigen Köpfen nach allen Richtungen der Windrose auseinanderdirigiert werden. Es könnte sich freilich auch ereignen, daß die Landsmannminister unter sich handelseins würden; dann würden sie aber den Zusammenhang mit ihren Parteien verlieren, wie Millerand den mit den französischen Sozialdemokraten verloren hat. Brächten sie endlich das Wunder des nationalen Ausgleichs zustande, so würde der Haß zwischen Liberalen und Klerikalen, Bürgern und Arbeitern, Industriellen und feudalen Agrariern desto höher auflammen. Und unser Deutschland? Eben lese ich den Zornesausbruch eines „Völkischen", der es dem Kaiser und seinem Kanzler als Verbrechen anrechnet, daß sie nicht wagen, gegen die „aus Jesuiten, Juden und Sozialdemokraten bestehende Reichstagsmehrheit" zu regieren; wobei noch zu bedenken ist, daß auch die drei genannten Bestandteile dieser Mehrheit einander am liebsten vergiften möchten.

Das englische Unterhaus hegt nur ein Element in seinem Schoße, das den übrigen Bestandteilen, ja dem Hause selbst, dem englischen Volk und Staate, feindlich gesinnt ist: die Iren. Als diese im Beginn der achtziger Jahre die Gesetzgebungsmaschine durch Obstruktion zum Stillstand zu bringen versuchten, da wurden sie auf Befehl des Speakers mit Brachialgewalt hinausbefördert, und wurde die trockne Guillotine aufgerichtet. Man beschloß: wird die Annahme eines Gesetzentwurfs, die das Haus will, durch Obstruktion aufgehalten, so bestimmt das Haus Tag und Stunde, bis wann die Beratung zu Ende sein muß. Mit dem Glockenschlag wird die Debatte geschlossen, kein Amendement, keine Rede mehr zugelassen. Die Engländer beten keine papierne Götzen an, denen das Bedürfnis des Augenblicks geopfert würde. Sie haben weder eine geschriebene Verfassung noch eine systematisch ausgearbeitete und an einem bestimmten Tage erlassene Geschäftsordnung fürs Parlament. Sondern das englische Volk ist ein lebendiger Organismus von vollendeter Anpassungsfähigkeit, der sich mit seinen Funktionen in jedem Augenblick dem grade erreichten Wachstumsstadium, der eben vollzognen Strukturveränderung anschmiegt und für den Staat die Gesetze, für das Parlament die orders erläßt, die der Moment fordert. Diesen Anpassungsprozeß mit Beziehung auf die orders, welche die Geschäftsführung des House of Commons regeln, darzustellen, das eben war der Zweck von Redlichs Unternehmen, und er hat ihn erreicht, denn in der Weise, wie die den Staat regierende Körperschaft sich selbst zügelt und regiert, offenbart sich das innerste Wesen

des englischen Volkes und Staates. Soweit sind die Parlamentsmitglieder in der Selbstbeschränkung gegangen, daß sie im Gebiet der eigentlichen Gesetzgebung — sie sind zugleich auch die oberste Verwaltungsbehörde — auf alle Initiative verzichtet und diese dem Kabinett übertragen haben, das sie allerdings nur als Organ des Hauses ausübt: nur als Mitglieder des Hauses können die Minister Bills einbringen, und der Premier ist zugleich Leader seiner Partei und des ganzen Hauses.

In dieser Übertragung der wichtigsten Funktionen auf das Kabinett und auf die Fachausschüsse, deren unbezahlte Mitglieder gewaltige technisch schwierige Arbeitpensa erledigen, offenbart sich noch eine Eigentümlichkeit des gesunden englischen Volksgeistes: der Engländer überläßt, auch wenn er als M. P. ein Stück Souverän ist, die Besorgung jedes Geschäfts dem, der es am besten versteht und kann. Bismarck leitet in einem Briefe an Roon die politische Unfähigkeit des preußischen Abgeordnetenhauses (der Konfliktzeit), dessen Mitglieder doch gewiß die Blüte der an sich sehr hohen preußischen Intelligenz seien, von der bei Deutschen oft wahrzunehmenden Einbildung ab, daß allgemeine Bildung zu jedem einzelnen Geschäft befähige. „Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände als sämtliche gelernte Fachmänner." Und als weitere Eigentümlichkeit, die das Bild des politischen Engländers vervollständigt, muß die vollendete Disziplin hervorgehoben werden. Der Speaker regiert innerhalb des Bereichs, den ihm die unzähligen Orders, Bräuche und Präzedenzfälle abstecken (er muß sie natürlich alle im Kopfe haben) unumschränkt, und jeder Abgeordnete gehorcht seinen Weisungen augenblicklich. Seine Entscheidungen sind inappellabel. Rebelliert ein Abgeordneter, so läßt ihn der Speaker durch seinen Exekutivbeamten, den Sergeant-at-Arms, hinauswerfen oder einsperren.

So ist denn das englische Parlamentsleben ungefähr das Gegenteil von dem, was man sich bei uns gewöhnlich unter Parlamentarismus vorstellt. Öffentlichkeit? De jure ist sie ausgeschlossen und tatsächlich durch die Kleinheit der den Journalisten und den müßigen Besuchern angewiesenen Logen sehr beschränkt. Bis zum Jahre 1875 mußten sämtliche Galerien geräumt werden, wenn ein Abgeordneter rief: er sehe Fremde im Hause. Ein paar Dutzend Ladies dürfen hinter einem Gitter den Verhandlungen beiwohnen. Im alten Hause wurden sie nur auf den Dachboden gelassen, wo sie durch einen Lichtschacht einen Blick in den Saal werfen konnten, und von 1787 bis 1834, also grade in der großen Zeit des englischen Parlaments, war ihnen der Besuch des Hauses ausdrücklich verboten.

Das englische Volk hat mit seinen Institutionen den feinsten Extrakt seines Geistes aus sich selbst herausdestilliert und in dem Organ verkörpert, durch das es sich regiert. Bis jetzt hat sich dieses Organ noch jeder großen Umwandlung, zuletzt auch der fortschreitenden Demokratisierung des Staates, anzupassen vermocht. Seine Zukunft hängt davon ab, ob der Volksgeist so einheitlich bleiben wird wie bisher; ob nicht die Arbeiter, die nach Erlangung des Wahlrechts ihre Unternehmer zu wählen pflegten, die aber jetzt anfangen, eigne Arbeiterabgeordnete zu wählen, nach und nach in die Bahn der kontinentalen Arbeiterschaft einlenken und den herrschenden Ständen als Todfeinde gegenübertreten werden. Das wäre das Ende des englischen Parlamentarismus, also des Parlamentarismus überhaupt; denn außerhalb Englands gibt es zwar Verfassungen und Volksvertretungen, ohne die ja ein moderner Kulturstaat undenkbar wäre, aber nirgendwo das, was man in England unter Parlamentarismus und parlamentarischer Regierung versteht. Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich ausdrücklich, daß es nicht etwa Dr. Josef Redlich ist, der diese Folgerung zieht.

Karl Jentsch

Zum Problem der Mystik

Es würde irrtümlich sein, aus den zahlreichen heutigen Neuausgaben mystischer Schriftsteller — Eckehard, Tauler, Suso, die deutsche Theologie, Angelus Silesius, Plotin, Swedenborg, Paracelsus sind teils erschienen, teils von Buchhändlern ange-

kündigt — auf irgend eine tiefere Beziehung des Heute zu mystischem Weltanschauen zu schließen. Geistes- und Kulturformen sind uns lediglich in höchstem Maße Liebhaberei geworden. Es hat symptomatisch für uns ganz die gleiche Bedeutung, ob wir uns mit den galanten Franzosen oder den Mystikern beschäftigen. Nicht das Leben hat die alten Formen aufgegriffen, sondern wissenschaftlich-künstlerische Liebhaberei erforscht sie, findet ihre Freude am deuten schwerer verständlicher Probleme. Jeder echte Liebhaber ist Psychologe. Es ist dabei jedenfalls bemerkenswert, daß wir vor allem Epochen-, Gruppen-, Typen-Psychologie treiben, Psychologie allgemeiner Probleme. Sicher hat Nietzsche stark in dieser Richtung angeregt. Es scheint, als ob die Psychologie hervorragender Individuen, wenn nicht zeitweilig erschöpft ist, doch sehr am Interesse verloren hat: ganz inkommensurable Zufälle sind im Individualleben entscheidend; man empfindet allzusehr die Willkür und die dennoch mangelnde Allgemeindeutigkeit der psychologischen Analyse des hervorragenden Individuums. Schließlich hatte man den Ausweg, es mit Taine in seine Zeit, sein Milieu hineinzustellen und rein aus ihm zu erklären. Aber damit kam man nur an das Typische, das offenbar durch das Singuläre der Persönlichkeit noch dazu getrübt wird. Die Verlockung mußte eintreten, das Typische als solches psychologisch zu erfassen; Epochen und ganze Gruppen von Männern einer geistigen Richtung oder Beanlagung als eine Art kombinierter Persönlichkeit anzusehen, in deren Leben auch der Zufall typische, d. h. bestimmt wiederkehrende Züge annimmt und zum Symptom wird. Im Verhältnis zur Psychologie des allen Gemeinsamen, die nur elementare Erkenntnisse bringen kann und notwendig zuletzt in Messung von Reiz- und Reaktionszeiten mündet, ist diese Anschauungsweise eine Art Individual-Psychologie. Aber sie wird dennoch in ihrer Vollendung und Zusammenfassung ein ganz monumentales Bild des Menschen aller Zeiten und Kulturen aus sich erzeugen, in dessen großen Dimensionen alle Widersprüche Raum haben und unter das man des Sophokles Wort wird setzen dürfen: „Nichts ist gewaltiger als der Mensch."

Kaum eins der typischen Probleme des menschlichen Geistes ist so verwirrt wie das der Mystik. Es hat die deutlichen Anzeichen, daß es ein allgemeines geistiges Problem ist, d. h. daß es jeder Geist in sich zu spiegeln, in seiner wesentlichen Form zu reproduzieren vermag, sobald die Analyse die zufällige Fremdheit seiner einzelnen Erscheinungsarten abgelöst und seine durchaus gemeinsamen Elemente dargelegt hat. Es hat aber ebenso viele Anzeichen des Abnormen, des Hyperindividuellen, das nur pathologische Analyse bestimmen kann; des Krankhaften, das Elemente gesunden Geistes nicht nachzuleben vermögen. Es ist — wenn wir es in seiner ganzen Ausdehnung nehmen — gleichzeitig psychologisches wie pathologisches, also: inneres wie äußeres Problem.

Die Dokumente mystischen Erlebens, die wir zum Gegenstand unserer Forschung machen können — teils erzählende Schilderungen von Visionen und Ekstasen, teils Predigten und Betrachtungen, teils lyrisch-phantastische und hymnische Dichtung —, sind außerordentlich getrübt und schwer lesbar gemacht durch die sklavische Abhängigkeit der meisten und bedeutendsten Mystiker von der Vorstellungswelt des Christentums. Sie sind mit den Bildern und Gedanken dieser legendären Weltanschauung so getränkt, daß sich ihnen der fremde christliche Ausdruck immer wieder vor oft ganz und gar nicht christliche innere Erlebnisse vorschiebt; daß sie abschweifende selbständige Gedanken zurückzwingen in die Sphäre, wenn nicht der Dogmen, so doch des dogmatischen Vorstellens; daß sie religiös deuten und umschreiben, was rein philosophisch-künstlerisches Erleben ist. Was für kosmische Emanationsgedanken zwängt nicht Eckehard z. B. in das Symbol der Sohnschaft Christi hinein und verdunkelt sie notwendigerweise mit dem inadäquaten Bild. Durch die dogmatische Weltansicht des christlichen Theismus ist die organische Bildung der für den Mystiker naturnotwendigen einheitlichen Weltanschauung in mehreren Fällen verhindert worden; nur im Bild, im Empfindungslaut lebt da das Alleine — in der Fassung des Gedankens der Dualismus. So bei Eckehard. Die von Feuerbach festgestellte Tatsache, daß der Religion das Bild zur Sache wird, erschwert die Betrach-

tung aller mystischen Schriften um ein Weiteres: aus Religion fälschen sie das dichterische Bild, das nur Bild ist, — als Dichter die Religion. Das letztere wenigstens ist historisch durch die Exkommunikation zahlreicher Mystiker bestätigt.

Geistige Bedeutung hat von dem mystischen Erleben nur, was in der schmalen Zone des Allgemeinen, des wenigstens mittelbar Verständlichen, liegt, was Symbol ist für typisches Erleben. Die rohen Mystiker, die Ekstatiker und Konvulsionäre sind geistig unbedeutend und höchst uninteressant, weil in ihnen alle mystischen Vorgänge im Dunkeln und in einer Art Bewußtlosigkeit vor sich gehen; weil sie uns keinerlei verständliche Dokumente über das Wesen ihres Erlebens geben können, das ihnen rein tatsächlich bleibt. Nur die Mystiker kommen für das Problem in Frage, die das Mystische bewußt und staunend erleben, die jene sublimierte, verfeinerte Art des Erlebens haben, welche die begleitende Bewußtheit nicht aufhebt und das ganze Geschehen ins Geistige hinüberzieht.

Was zu allererst in den mystischen Schriften auffällt — am wundervollsten ausgeprägt wohl in einigen Sätzen bei Suso —, ist ihre feine und tiefe Psychologie des Reifens. Von diesem Punkt aus sind die Mystiker zu verstehen, sind sie — über ihre eigene irrende Bewußtheit hinaus — zu deuten. Aber das Reifen ist nicht nur das, was wir zunächst in ihrem Werk verstehen; man erkennt sehr bald: Erziehung zum Reifwerden ist das einzige große Thema aller mystischen Schriftsteller und Dichter. „Was ist eines wohlgelassenen Menschen Übung? Das ist ein Entwerden.“ „Wer in dem Innigsten will sein, der muß sich aller Mannigfaltigkeit entschütten. Man muß sich setzen in ein Verruchen alles dessen, das das Eine nicht ist.“ „Mag ein Mensch die Sache nicht begreifen: er sei müßig, so begreifet ihn die Sache.“ Eine Kapitelüberschrift bei Suso gibt eigentlich alles, was Mystik ist: „ein vernünftiges einleiten des äußeren Menschen zu seiner Innerkeit“. — Wenn das Grundthema der Mystik Erziehung zum Reifen ist und die Mittel dieser Erziehung auf den ersten Blick eine tiefe und eindringende Psychologie des Reifens zeigen, so ist damit gegeben, daß die Mystiker Männer sind, die das Reifen sehr intensiv erlebt haben, daß sie gerade ihr Reifen kennzeichnet, daß das durch ihre besondere Anlage in ihnen ein wenig deutlicher als in allen Menschen vorgebildete, das spezifisch mystische Erlebnis, ein einfaches Wachstums- und Entwickelungs-Erlebnis ist. Es ist schlechthin das durchs Gefühl ins Bewußtsein eintretende geistige Zunehmen, das Entdecken neuer Kräfte und Fähigkeiten im Ich, die nicht nur das Ich wandeln, was im Bewußtwerden schon geheimnisvollen Charakter hat, sondern die vor allem unbeobachtet und nicht auf den unter der Aufsicht des Verstandes stehenden Aufnahmewegen ins Ich gelangten; die somit plötzlich zum Ahnen, ja zum Wissen von einem viel tieferen, engeren und innigeren Zusammenhange des Ichs mit der Welt führen, als er in den Sinnen liegt. Im Bewußtsein der Vollmystiker verfließen in diesem geistigen, gewissermaßen unterirdischen Zusammenhange Ich und Welt ineinander, so daß ihre, wie mir scheint, völlig willkürliche Phantasie hier beliebig Grenzen aufheben und setzen, Einheiten auflösen und neue schaffen kann, ohne durch innere gedankliche Hemmungen kontrolliert zu werden. So ist sicherlich die mystische absolute Identifizierung von Ich und Welt-Ich, also Gott, nichts als ein dichterischer Einheitsgedanke von großer Erhabenheit, der, sobald er sich im Gebiet der mystischen Gefühle und Anschauungen materialisierte, diese Form annehmen und sich als innere Offenbarung kundgeben mußte. Dies Hinausverlegen des Ich in die Welt ist zuverlässig der zweite Zustand mystischen Erlebens. Der erste Zustand, der durchaus nicht in den zweiten überzuführen braucht, ist lediglich das Bewußtwerden des tieferen Zusammenhanges zwischen Welt und Ich als einer Art substanziell empfundener Einheit.

Daß dies rein geistige Erlebnis physiologisch in der Entwickelung des Geschlechts gründet, gewissermaßen eine ideelle Spiegelung der Vereinzelungs- und Einheitsgefühle, und des sie begleitenden Seinsrausches in wechselnden Brechungen, selbst Umkehrungen ist; und daß von dieser Grundlage aus das erotische Moment, die Gottliebe des Mystikers, zu begreifen ist, sei hier nur angedeutet. Das mystische Erlebnis kann zu Askese wie zu Orgiasmus

führen, es kann, wenn nach dieser Erfahrung die Vereinzelung wieder begriffen wird, die höchste Kräftigung alles Individuellen bedeuten. Für die geistige Entwickelung der Menschheit kommt es mit dieser Seite vor allem in Betracht: es gebiert immer wieder aus sich den Pantheismus.

Wilhelm von Scholz

Kopenhagen

Kopenhagen hat eine neue Kunstsammlung bekommen, die in einigen Monaten einen Weltruf haben wird. „Die Glyptothek" ist vollendet. Die ältere Abteilung, die in einem etwas konditormäßigen Haus von Architekt Dahlerup erbaut, bereits seit einigen Jahren zugänglich gewesen ist, umfaßt Werke der modernen französischen Skulptur — Werke, die Frankreich nie einem anderen Lande hätte überlassen dürfen, obgleich es an Kunstschätzen reich ist. Jetzt müssen Kunstliebhaber die Glyptothek in Kopenhagen aufsuchen, um die Kunst zu bewundern, die im Luxembourg fehlt. Frankreich ist in dem älteren Teil der Sammlung vorherrschend. Die neue Abteilung, die vor einigen Wochen eröffnet wurde, wird ganz von der Antike beherrscht. Sie ist in einem Gebäude zu Hause, das ein Wallfahrtsort für alle diejenigen werden wird, deren Augen sich an Schönheit sättigen. Architekt Kampmann hat ein Wunder von Stilreinheit und Linienruhe geschaffen. Seine Säle sind keine Nachbildung der Antike, sie sind eine Wiedergeburt der Säulenhallen. Ein Vergleich zwischen Dänemarks beiden modernen Baumeistern drängt sich auf. Martin Nyrop, der einer der geistvollsten Menschen der Gegenwart ist, scheint mehr ein Dichter zu sein, der sich zufällig des Steines bedient. Er dichtet sich durch eine Flut von Einfällen, Witzen, fliegenden Ideen zu dem Bau eines Hauses durch. Kampmann ist der geborene Baumeister und nur Baumeister. Er braucht die Mittel des Architekten, weil er keine anderen kennt. Er spricht nur durch die Steine und läßt dadurch die Steine reden. Nyrop improvisiert sich durch allerlei Mittel und durch tausend Einzelheiten vorwärts. Kampmann sieht in einem Schöpfer-Augenblick sein ganzes Werk und sein Werk als ein Ganzes und er geht, ohne auszuweichen und ohne zu rasten, auf das einzige Bild seiner Gedanken los — bis es aus Stein erschaffen ist ... Beide, sowohl Kampmann wie Nyrop sind interessant, und man wird keine moderne Baukunst kennen, wenn man nicht das Rathaus in Kopenhagen und die Antikensäle der Glyptothek gesehen hat.

Die Sammlungen, die diese Säle beherbergen, sind überwältigend durch Verschiedenartigkeit und Reichtum. Wenn es auch einzelne Sachen gibt, die man gern den Schulmuseen in den Provinzen gönnen würde, gibt es dafür einen Antinous, der der Statue in der Eremitage gleichgestellt werden darf, und einige Marmor-Torsi, die man schöner nicht im Louvre finden kann.

Und alles dieses ist in weniger als zwanzig Jahren von einem einzigen Mann gesammelt und von demselben Mann verschenkt worden.

Dr. Carl Jacobsen ist Brauer. Nun sagen einige Leute, daß Herr Jacobsen, während er seinen eigenen Hunger nach Kunst befriedigte, leider in allzu reichlicher Weise den bekannten Durst seiner Landsleute zu stillen versucht. Aber diese Malice ist sowohl dumm wie unangebracht. Wenn „Carlsberg" sein Pilsener nicht abgesetzt hätte, würde eine andere Brauerei den Ausschank besorgt haben. Und es gibt außerdem in der ganzen Welt Männer, die Fusel verkaufen, ohne dem Vaterland Skulpturſammlungen zu schenken, die ihren Platz durch Jahrhunderte behaupten werden ...

Aber Mitbürger sind oft maliziös und selbst der Staat ist nicht immer so großgesinnt, wie er sein sollte. Man lohnte, bei der Eröffnung der Glyptothek, deren Stifter mit dem kleinen Kreuz. In einem demokratischen Lande darf man nicht mit Ehrenbezeugungen, die nur der Eitelkeit der Bürger schmeicheln, verschwenderisch sein. Das Großkreuz kommt nur den Ratgebern des Königs zu, denen man im übrigen alles Gute gönnt — wenn sie abdanken.

Herman Bang

Memento vivere

Wie befremdlich dies auch klingen mag: man kann sagen, daß es praktisch auf dasselbe hinausläuft, ob der Leitspruch des Menschen Memento mori oder Memento vivere heißt; er lebt in beiden Fällen. Er lebt sogar auf die gleiche Weise: die Vision des Todes hat den Epikuräer sowohl als den Asketen geschaffen, der Lebenshunger den Stoiker wie den Sybariten hervorgebracht. Es kommt bloß darauf an, in welchem Gesichtswinkel man seinen Leitstern betrachtet. Des Menschen Geist ist nicht unendlich; meist irrt er im Kreise umher und darum wäre es für den, der die bewußten Überzeugungen eines Zeitalters nicht kennte und ihm gleichsam von außen zuschaute, oft äußerst schwer, zu entscheiden, welche von den scheinbar entgegengesetzten Lebensanschauungen dem Geschehen die Richtung gibt. Übertriebene Ausschweifung kann geradezu mit Askese zusammenfallen, Genußflucht (ich denke an den Fall Tolstoi) dem reinsten Sybaritismus entquellen. Schon die bloße Ideen- und Erfindungsarmut des Menschen bewirkt, daß sich die Extreme berühren, daß es keine ernstlichen Kataklysmen, keine absoluten Umwälzungen in seiner Geschichte gibt.

Zu allen Zeiten haben hypochondrische Propheten aus geistigen Symptomen auf das nahende Ende geschlossen; die Diagnose war jedesmal falsch — selbst dort, wo die Folgezeit ihr recht zu geben schien: denn der Untergang eines Volkes erfolgte stets nur aus Gründen, die jenseits (oder diesseits) der bewußten Überzeugungen lagen. Wohl ist der Glaube als Lebensform die stärkste geistige Macht: der Glaubensinhalt ist wesentlich neutral. So bedeutet auch die heute wieder einmal vielgerügte Weltentfremdung oder Entmannung, die das Christentum bewirken soll, an sich keine ernstliche Gefahr — ebensowenig wie friedliebende Gemüter vor dem Löwengebrüll machtgieriger Nietzscheaner besorgt zu sein brauchen. Der Zeitgeist beeinflußt mehr die Deutung des Faktischen, als den Tatbestand selbst.

Darum ist auch die Theorie, nach welcher das Schielen über das Grab hinaus bei einem Volke notwendig Dekadenz, todesverächtliches Erdenleben Kraft und Jugendfrische bedeuten soll, in ihrer Allgemeinheit sicherlich falsch. In Spezialfällen mag sie zutreffen: so vielleicht bei den Griechen. Doch hat der Christenglaube in seiner ausgesprochen düstersten Form die Germanen keineswegs gehindert, hohnlachend auf die Heidenwelt dreinzufahren und auf dieser Erde ein recht erfreuliches Dasein zu führen. Ja — die grundsätzliche Verneinung und Verachtung des Lebens, wie sie im Mittelalter von jeder Kanzel durch rauhe Mönche gepredigt wurde, bewirkte im Gegenteil eine Kraftentfaltung, die dem Grade nach hinter keiner Epoche der Menschheit zurücksteht und in ihrem Ausdrucke vielleicht eine der allergrandiosesten ist. Ich denke an die Zeit, in der Frankreichs Kathedralen entstanden. Damals ward der Erfahrungssatz, daß der Wert eines Volkes ungefähr seiner Todesverachtung proportional ist, zur Metapher eines ganzen Zeitalters: die gesamte Christenheit verachtete sich und schöpfte gerade aus dieser Verachtung ungeheure Kraft. An Parodoren fehlte es ihrer Geschichte ja nie: man denke nur an die Anathemisierung des Weibes, zuletzt der ganzen Natur, die doch zugleich Gottes Lebenswerk verkörpern sollte. Im 12. und 13. Jahrhundert erfuhr die Parodorie ihre Apotheose. Auf grausen Spinnenarmen stiegen die gewaltigen Dome aus dem Lande empor. Friede und Liebe wurde in ihnen gepredigt — doch zierten greuliche Chimären, schreckenerregende Ungeheuer die steinerne Hülle. Wie ein Zwinger reißender Tiere erschien damals die Kirche, allzeit bereit, das heulende Heer auf die sündige Menschheit loszulassen, Gift und Geifer auf das Leben hinabzuspeien. Das Gotteshaus als Symbol des Hasses gegen das Leben! — Großartiger hat sich die Menschheit nie verachtet. Sie verneinte sich durchaus, sah in allem Sein nur Sünde und verstieg sich so weit in ihrem hochmütigen Hasse der Natur, daß sie ihr Ideal durch schauervolle Phantastereien vor der Realität schützen zu müssen wähnte.

Es war eine düstere, aber eine wahrhaft große Zeit. Die Verachtung des Diesseits, der finstere Blick ins Jenseits schuf eherne Charaktere, die um so besser zu leben wußten, je verwegener sie dem Tode ins Antlitz schauten. Das Memento mori gab den Grundton zu

einer der gewaltigsten Lebensmelodien, die unsere Geschichte kennt. — Die Zeiten milderten sich; die dramatische Spannung zwischen Gott und Natur ließ nach. Auch Montaigne meinte noch, philosophieren heiße: sterben zu lernen — doch sagte er es lächelnd und dachte sich wohl in seinem feinen, skeptischen Herzen: im Grunde käm's wohl mehr darauf an, leben zu lernen; das Sterben gelänge einem schon ohnehin. Und Montaigne und seine Zeitgenossen verstanden zu leben; sie lebten oft in Fehde untereinander, doch in Frieden mit Gott. Sie blickten wohlwollend auf die blühende Natur ringsum und sandten auch ins Jenseits zwar ehrerbietige, doch freundliche Grüße. War's Leben oder Tod, woraufhin sie lebten? — Sie wußten's wohl selber nicht. Der Grundton ihrer Lebensmelodie blieb unentschieden und oft undeutlich, wie in der Vor-Bachschen Musik. Aber die Musik war doch schön.

Goethe war der erste, der sich öffentlich zum Memento vivere als Wahlspruch bekannte. Seine rein-ästhetische Natur störte das Sterben; darum ignorierte er es. In reinen Dur-Akkorden strömte sein Leben aus, und verklang gleichsam diskret in reiner, silberner Höhe. Kein Baßton. Auch Goethe wußte zu leben.

Die heutige Jugend bekennt sich zum Memento vivere im Gegensatz zum Memento mori. Neue dramatische Spannung entsteht dort, worüber Goethe in seligem Frieden geschwebt hatte. Man haßt das Jenseits, schlägt Gott womöglich tot, verachtet das „schwächliche" Christentum. Vom Wiedererwachen der Heidenwelt wird geträumt, der Geburt eines neuen, edleren Geschlechtes. Man will mit der Vergangenheit brechen, glaubt dem Leben gänzlich neue Werte setzen, ihm einen neuen, volleren Inhalt geben zu können. Aus Begriffen, bestenfalls aus dem Wunsche heraus soll ein neues, geschichtsloses Sein entstehen. — Jedes Zeitalter hat zeitweilig solchen Träumen nachgehangen. Selten zu seinem Schaden. Doch sollten wir nicht heute wissen, wie wenig es auf den Glaubensinhalt ankommt, daß auch der das Leben meint, der nur vom Tode spricht? Daß sie glaubt, ist für die Menschheit freilich Lebensbedingung; erlischt ihre Glaubenskraft, so vergeht zugleich ihr Sein. Doch war es vielfach der Glaube ans Absurde, der die höchsten Realitäten schuf, und nicht selten haben entgegengesetzte Dogmen identische Wirkungen hervorgerufen. Wie wenig verschlägt es daher, ob das Christentum überwunden wird oder nicht! Es kommt bloß auf das Eine an: wahrhaft zu leben. Und dieses Eine ist in christlicher Umrahmung gerade so möglich, wie in heidnischer. Memento mori war das Leitmotiv von Zeiten, welche mit die größte Lebensenergie entfaltet haben; Memento vivere kreischte das im Genuß verfaulende, verendende Altertum. Der Kreuzfahrer kam in seiner stolzen Demut, seiner freudigen Entsagung dem Übermenschentum gewißlich näher als der moderne Ästhet. Und ist unsere Kultur einmal im Sinken begriffen, so vermag kein Glaubensbekenntnis ihr wieder aufzuhelfen. Gar wenig liegt daran, ob das Bewußtsein ja oder nein zum Leben sagt. Das einzig Wesentliche ist die Lebensenergie, die tiefer liegt, als alle Weltanschauung. Und bisher hat unser junges Heidentum mit seinen stolzen Aspirationen den Kathedralen, die einst überzeugter Lebensverneinung entwuchsen, nichts gleichwertiges entgegenzuhalten.

Hermann Graf Keyserling

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Vorspiel für ein Puppentheater / von Hugo v. Hofmannsthal

Offener Platz im Walde. Ein Weg heraufführend von rechts, verliert sich rückwärts zwischen hohen Tannen. Links Felswand, kleiner Wasserfall. Der Wald bewegt. Vogelstimmen, Blätterrauschen.

Der Dichter tritt auf. Sein Kopf ist unbedeckt, er scheint vom Schreibtisch weg hier heraufgewandelt.

Der Dichter: Wie im Traum bin ich die Straße heraufgekommen, als wäre ich mit geschlossenen Füßen gegangen und doch glaube ich, war ich nie im Leben so wach. Blindlings herauf hab' ich müssen, als wollte ein unsichtbarer Wirbel meine Lebenswelle einziehen. Da steh ich, wo ich hundertmal gestanden bin, — da drüben ist ein Erdbeerschlag, den kenn' ich von Kind auf — und trotzdem ist mir, als wäre es heute in der Ewigkeit zum erstenmal und von Ewigkeit her so vorbestimmt und alle meine früheren Male gehen nur wie Schatten rings aus grünen Spiegeln hervor und treten in mich zusammen. „Es ist alles nur wie immer" möchte mein Kopf sagen: „hoch stehen die Bäume und still hier heroben, blau schimmern die Täler durch" — — aber warum ist mir denn heute so, als könnt' ich's austrinken, in mich hineintrinken diese ganze Sonnenwelt und dann zusammensinken, mein Inneres nach außen gekehrt wie ein umgestülpter Handschuh? (Er blickt herum wie suchend.) Beklommen bin ich und doch voll Mut, wie der Frucht ist mir zumut, die auf den Mund wartet, in dem sie zerschmelzen soll, hier möcht' ich mich hinwerfen und doch treibt's mich weiter hinein, sattgetrunken bin ich und durstverzehrt, ein Lebendiges ist um mich und ein Lebendiges such' ich, möchte an die Erde mich drücken, meine Arme um den Baum schlingen, möchte hinein und hinab und hinauf! Meines Wesens Inhalt, mein Ich tropft hinweg wie eine zu weiche Kerze und darüber zehrt wie eine durchsichtige wütende stille Flamme ein Du, ein unsichtbares Du! (Der Wald regt sich, Waldtauber gurrt, Kuckuck ruft.) Versteckst du dich in Tieren, du? Sollen sie meine Brüder sein und, wenn das Tor aufspringt, mich hineinführen? Ich will nicht an mir hinunterschauen, ob mir schon Klauen wachsen oder glitschige Fischschuppen: ich fühl' es wohl, es geht

ein gebärender Schwindel von oben nach unten durch mich: meinetwegen mach' ein Tier aus mir, laß mich gurren wie die Taube, wie den Hecht laß mit Schnalzen aus der Flut mich aufschlagen ... mach' mich so schamlos und so keusch wie sie, so nackt und so bekleidet, so wild und so zutraulich: nimm mich auf unter deine Boten, die wandeln auf deiner nackten Spur! Das ist meine Sternenstunde, ich fühl's, du hast mir einen Gürtel mit Riesenkräften hingelegt, Adlerflügel hast du für mich im Gebüsch versteckt, ich werd' einen Stern anrühren wollen und so leicht wird's geschehen wie ich jetzt die Erde anrühre ... aber eines letzten Zaubers noch bedarf's: soll ich meine Kleider von mir werfen und darf ich dafür die ganze Welt als meinen Mantel um mich schlagen? Soll ich dem Wasserfall, daß er seine scheinende Säule in mich hineinschlägt, die offene Brust darbieten? Soll ich drei Schritte hinter mich treten oder sieben vor mich? Soll ich das Vorgefühl des Todes in mein Herz pressen und dabei über meinen Schatten springen? Antworte mir, heiß deine Leute da mir antworten, die mit bläulich-grünen Luftaugen mich umlauern! Antworte mir: ich lasse mein Leben hinter mir, ich habe einen Mut wie das Kind, das fremde Gesellen im finstern Wald irregeführt haben und es lacht sie an und wirft Blumen nach den Händen, die es würgen wollen, aber da wachsen ihm auch schon Flügel ... also antworte mir! (Wiederum gurrt der Tauber, ruft der Kuckuck.) Horch, wie es nach mir ruft, wie es mich anglüht aus dem Dunkel vor! Und wie das Leben mir jede Faser durchströmt: ein trübsinniger Halbschlaf war alles was ich gekannt habe vor dieser Stunde!

Wenn jetzt ein Etwas den lebendigen Leib leise vom saftgährenden grün und goldnen Höhlenlager hebt und auf mich zukommt ... und es kommt! .. die Arme der ganzen Welt, von hinten her um meinen Leib geschnürt, rissen mich nicht von der Stelle ... eh' schlag ich Wurzeln! denn es kommt! Pygmalion, du küßtest einen Stein, ich, ich küsse die Nie-entschleierte ins Leben, die Göttin selber, die ewige Natur! Was dort im Dunkel auf mich zukommt, was mir Seligem bei hellem Tag zur Brautnacht aus ewig starrendem Geheimnis steigt: das ist sie ja! ... Ich fühle dich: meine Sinne alle mit entzückter Stärke umarmen dich zuvor! da lieg ich dir!

Das alte Weib tritt aus dem Wald hervor, sie schleppt mühselig eine Last dürren Holzes. Erschrocken über den Mann, der vor ihr hinfällt, schreit sie auf: Jesus Maria und Joseph! läßt ihre Last fallen, steht mit keuchendem Atem.

Der Dichter (ist jäh wieder auf seine Füße gesprungen): Ein altes Weib, zusammengekrümmt wie ein Angelhaken! Ist das meine schöne Galatee! Umsonst dies Gefühl seliger Stärke in meinen Adern fließen? umsonst alle Sinne wie eine Meute jappend schon im Dunst und Duft des Unendlichen? O nein! hier oder nie geht's um mehr als meine Seele, geht's um meines Leibes Seligkeit! Hinter dieser Larve aus Leichenwachs gebildet blühen Wangen eines Engels für die Lippen, die mutig sind! Wenn ich diesen abscheulichen Leib umschlinge, fällt er in Zunder und wie ein junger Aal windet sich das Leben selbst in meinem Arm! Nimm welche Larve du willst, göttliche Geliebte, mich betrügst du nicht. (Er umschlingt sie.)

Das Weib: Du Gauner! auslaſſen! ſchlechter Kerl! auslaſſen!

Der Dichter (läßt ſie): Es gibt Höllenzeichen, mit denen die Wirklichkeit uns aus dem tiefſten Traum aufjagt. Dieſer einzige Zahn, gräßlich türmend über der Höhle, in der wie ein Wurm die welke Zunge ſich windet!

Das Weib: Er red't ja alleweil. Was will er denn? (Hebt horchend die gekrümmte Hand ans Ohr.)

Der Dichter (vor ſich): O ich verſtehe dich! nicht die Erde ſoll ich küſſen und nicht den Waſſerquell an meine Bruſt drücken .... meinesgleichen ſoll ich umarmen. Das iſt deine Antwort. (Kuckuck ruft von nahe.) Höhnſt du mich, verſteckter Vogel? weht ihr mit doppelter Fremdheit mich an, ihr Bäume? fremd und einſam, einſam und verhöhnt, verhöhnt und umlauert! o Welt, Welt!

Das Weib: A Geld? ja das iſt was Schön's. Das möcht i freili a, je je!

Der Dichter: Meinesgleichen das! mir näher als alle andern Geſchöpfe! und fremd, ſo in die Seele fremd.

Das Weib: A Hemd? is ihm leicht mei Hemd net ſchön gnua? hab ſchon a ſchöners Hemderl zhaus, aber das wird aufgſpart auf mei Leich. Na ja, bin ja a Bürgerstöchterl von Hernals, ſoll i leicht kei ſchöns Leicherl haben? Was ſchaut er mi denn a ſo an? was will er denn?

Der Dichter: Und lebt und ſchleppt ſich Holz nach Haus, dieſe Glieder zu wärmen! Und freut ſich, für den Ehrentag der Verweſung ein reines Hemd im Kaſten zu haben!

Das Weib: Wann i nur mei Holzerl wieder hätt!

Der Dichter: Meinesgleichen! Das ſind die Boten, die du an mich ſendeſt. Du ſelbſt bleibſt mir ewig ſtumm.

Das Weib: Jetzt tut er gar beten. Wann i nur mei Holzerl wieder hätt.

Der Dichter (hilft ihr das ſchwere Bündel aufladen): Da haſt du dein Holz. Da trag auf dem Rücken dir die Wärme heim, die in deinen welken Adern nicht mehr gährt. Der große König Salomon wollte ſich nichts anderes, als er die junge Sklavin hieß an ſeine erkaltenden Knie kommen.

Das Weib: Amen, Amen. Da ſchau, jetzt hilft er mir gar. Na, was war denn das nacher zuvor, du Gaunerl du? (Geht ab.)

Der Dichter: Da humpelt ſie hin. Und den Berg herauf kommen Singende, denen wünſcht ſie 'was, die ſchenken ihr Geld, dafür fährt der Schiffer ſie über und der Kahn trägt ſie und ſchaukelt unter ihr leicht und ſtolz als ob es eine junge Prinzeſſin wäre, und der Schatten des Berges ſtreckt ſeine Rieſenarme über ſie und über den Fluß. Aber es iſt ja, als wäre dies alles eine künſtliche Uhr und ich ein Teil davon: denn wie ſie unten zwiſchen den Weiden mir entſchwindet, fangen tief in mir andere an emporzuſteigen: es iſt als trüg' ich ein Bergwerk in mir, in deſſen tiefen dunklen Schächten ſich tauſend Leben rühren: alle Beſonderheiten und Geheimniſſe meines Blutes rinnen zuſammen zu Geſtalten und Figuren: die Urahnin ſchlägt in mir die Augen auf, wie ich ſelber im Schoß ihrer Enkeltochter einſt getan, den Geizigen ſpür' ich ſeinen Strumpf voll Gold in gierigen

kalten Fingern liebkosen, und wilde Männer schießen kriegerische Blicke durch mich hin wie Kometen ihre Blitze. Von ganz vergessenen Leuten regt sich ein Bewußtsein und ein zorniger Wille, Fromme sinken an Altären nieder, der Bauer zieht seine Furche, der Bürger baut sein Haus, der Dieb schaut ihm mit gierigen Augen ins Fenster, gute und böse Kinder wachsen auf wie Rittersporn und Brennessel, und Liebende teilen im Schatten meines Herzens ihr Herz wie eine Frucht und ich fühle den doppelten Schmerz und die doppelte Lust von Mann und Weib. (Kuckuck ruft von nahe.) Ja, du sollst hinüberrufen und auch ihr sollt hineinrauschen, ihr Bäume, in die andere Welt, die ich aufbauen will: aber nur so wie ein Traum herüberklingt in einen andern Traum. Aus diesem Traum hier steig' ich und trete hinüber in jenen andern der heißt Menschenwelt und -leben: den Spuren des armen alten Weibes folg' ich, die mir glühen wie Karfunkel im grünen Grund, kreuze den Pfad des Einsiedlers und des Jägers, springe über den Kreis, den der Schatzgräber zieht, fahre auf dem Fluß mit den Fröhlichen, berge mich im Dunkel mit den Bösen, steige mit dem Totengräber in sein frisches Grab und sitze im Wagen mit dem reichen Verschwender (ad spectatores): da sollt ihr bald die Würfel der Spieler klappern hören, bald den unschuldigen Gefangenen an seiner Kette klirren; Caspar Hauser soll hervortreten, die rätselhafte Waise; die Pfalzgräfin Genovefa soll leidend und ersterbend vor euch immer lieblicher werden, wie das Wiesengras erst wenn es geschnitten daliegt am süßesten duftet; Leda soll vor euren Augen mit ihrem Schwan buhlen und Doktor Faust mit dem Gespenste Helena. Und das alles so oft ihr wollt: durchaus so oft ihr wollt, soll sich dies alles euch darbieten und der Kuckuck kann nicht öfter seinen Ruf auslassen als für euch sich diese Dinge abspielen werden mit Gebärde, Stimmen, Musik und Tanz, und erleuchtet auf alle Arten: mit Licht der Sonne, des Mondes, der Sterne Feuersbrunst und Unterwelt. (Geht ab, Kuckuck ruft viele Male.)

Vorhang fällt.

Die Dresdener Lebensmesse/ von Felix Poppenberg

Die Königsalleen der alten Residenz ziehen sich mit feierlicher Grandezza durch den „Großen Garten" von Dresden; Louis Quinze-Vasen flankieren auf geschnörkeltem Postament ihren Eingang, und ausgerichtet kerzengrade säumt die Parade-Front der Bäume die Triumphstraße goldener, breitgewiegter Rokokokarossen bis zum weißen Chateau, das rhythmisch steigt und schwebend ins Grün sich senkt mit Terrassen und den gerundeten Wangen steinerner Flügeltreppen. Eine Landschaftsvignette für Kändlers Krinoline-Figurinen ... Und in die Vieux-Saxe-Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts voll mattsüßem Parfüm mischt sich der herbfrische Pear-Soap-Hauch der Sports-Country von London: weiter Rasengrund in blanker Flächenfreude und natürlicher „Materialschönheit", Tennis-Bezirke, in die grünflorigen Mattenteppiche hineingeschnitten, gleich einem modernen Rechteckornament in ihrer Bodenteilung und mit der Craquelé-Musterung ihres Gitternetzes.

Und der Abend senkt sich weich; Dämmerungsschleier umspinnen die Alleen der Vergangenheit, graufilbrige Flöre weben sich um die Vasen und füllen mit Duft und Nebelglanz die Wiesengründe, auf denen buntfarbige, vielgliedrige Spiele nun stille wurden. Himmelhohe Pappelwipfel, dunkel im Winde wehend, streichen über die mattschimmerige Mondscheibe, wie riesenhafte schwarze Straußenfederbüsche, die über einem silbernen Gong nicken, oder wie nächtlicher Vogelflug auf dem Hiroshige-Blatt mit Fittigschatten im Clair de lune ...

Stimmungsniederschlag der Vergangenheits- und Gegenwartszeichen fühlt man im Großen Garten, und auch ein Denkmal öder, hohler Zeiten des neunzehnten Jahrhunderts fehlt ihm nicht. Es ist das Kunstgewerbehaus aus der Zeit, da man solche Häuser Ausstellungspaläste nannte. Aus der blutleeren, charakterlosen Akademikerfamilie des Berliner Kunstgewerbe- und des Amsterdamer Reichsmuseums stammt es. Aber gerade dies triste Gegenbeispiel ward, in witziger Ironie, der Ausgang für ein Neues, Wesensechteres, für eine junge, energisch einsetzende Lebenskultur, die hier im alten Rokokopark im strebenden Bemühen Zukunftsbilder einer schöneren reizvolleren Einkleidung unserer Existenz zeigen will.

Drei große Entwicklungsakte haben sich auf dieser Bühne abgespielt — moderne dekorative Künste auf einem veralteten Theater. 1897 sah man hier zum erstenmal van de Veldesche Interieure, Schöpfungen aus einem ungeahnten, damals verwirrenden Zusammenklang von Phantasie und konstruktiver Technik; am erinnerungsstärksten von ihnen die gigantische Kaminhalle mit ihrem Mammutknochengerüst gewaltiger Rippen, voll Kraft des Tragens und Lastens gleich dem müheloſen Zentnerspiel der Athleten.

Als Etüden eines suchenden Geistes ward das damals empfunden, es blieb in Distanz, und der wirkliche Lebenszusammenhang fand sich noch nicht. Wenige Jahre

später sah man an gleicher Stelle schon eine Gesamt-Ausstellung von Wohnräumen; ein blankes, schmuckes Frühstückszimmer von Dülfer mit Mattenpaneel, Kacheln, Binsenstühlen, einem Wandbrunnen blieb als besonders gelungen im Gedächtnis, und die Besucher staunten das nicht mehr als eine Kuriosität und Panorama-Sensation an. Gefühl reagierte und die Ahnung dämmerte, daß sich behaglich mit solchen Dingen leben ließe.

Werkstätten wurden allerorten gegründet, und von nun an mühten sich die Ausstellungen, immer markanter zu betonen, daß diese Bestrebungen um eine Neugestaltung des Heims mit echten Mitteln und künstlerisch zueinander abgestimmten Materialien nicht als l'art pour l'art neben dem Leben dahergehen, daß sie nicht ein Atelierraffinement der Ästheten sein wollten, sondern daß ihr Ziel sei, unser äußeres Leben in allen seinen Betätigungen wirksam zu durchdringen.

Eine Verwirrung brachte in diese Bewegung noch einmal das Darmstädter Intermezzo, weil hier zu sehr mit Weihfestsspielakkorden symbolischer Feierlichkeit und tieferer Bedeutung geheimnist wurde. Statt erst einmal Heimstätten für Menschen einzurichten, sinnierte man Tempel für eleusinische Mysterien, in denen der Alltag keinen Platz fand. Aber die Natur läßt sich nicht spotten, und rächt sich an der Weihepose und schlägt sie mit unfreiwillig komischen Menschlichkeiten.

Dagegen spielt nun der dritte Akt von Dresden ganz im menschlichen Bereiche, und darin liegt die fruchtbringende Bedeutung dieser „Kunstgewerbe-Ausstellung", daß sie planmäßig, strategisch darauf ausgeht, alle Erscheinungen öffentlicher und privater Existenz aus einer dem Wesen der Dinge nachspürenden und nach einem materialechten Ausdruck dafür suchenden Gesinnung zu formen, zu gestalten und einzukleiden. Das Etikett Kunstgewerbe, dekorative Kunst, angewandte Kunst ist — darin erkennt man ein günstiges Symptom geklärterer Erkenntnis — für solche Bestrebung teils zu eng geworden, teils erscheint es schief und verschwommen. Es handelt sich viel weniger um das von Künstlerhand besonders schmuckvoll gesteigerte Einzelstück noch weniger um ein Dekorieren, als darum, daß das Gesamtinventar des Lebens, vom Haus bis zum geringsten Nutzgegenstand zunächst einmal „richtig und stimmend" werde, unverfälschter, klarer Ausdruck seines Wesens, nicht nach einem Schema entworfen, sondern aus den Bedingungen von Zweck und Stoff zur Form gestaltet. Es ist ein Beweis der Verarmung und ein Gefühl der Enterbtheit, daß man Dinge, die das gelungen zeigen, als „Kunst" anspricht. In guten Zeiten war solche Gelungenheit etwas selbstverständliches, man hatte diese Kultur sicher im Gefühl, die öffentlichen und privaten Altertümer deutscher Städte erzählen das.

In dieser Tendenz: über die einseitige Sonderart und die partikularistische Kleinstaaterei des Kunstgewerblers hinweg zu einer den ganzen Bereich menschlicher Wirksamkeiten umfassenden Kultur der äußeren Erscheinung zu gelangen, sehe ich die wichtige Bedeutung der Dresdener Ausstellung. Nie ist vorher so der Lebenszusammenhang, wie alles sich zum Ganzen drängt, betont worden und nie vorher ward das Einzelne so großzügig in Rapport und Beziehung gebracht.

Daß eine ehrliche Kritik im Verlauf der Musterung Einwände und Ablehnungen vieler Lösungen machen muß, ändert an der bedeutsamen Gesamtkomposition dieses kleinen Weltbildes gar nichts. Viele Temperamente sollten sich auf diesem Schauplatz spiegeln, auf daß in vielfältiger Brechung dem Jahrhundert der Abdruck seiner Gestalt und ihr unendliches Kleid gespiegelt würde.

Die Ausstellung fing ihr Reformationsschauspiel logisch mit sich selbst an. Das Fossil des Urgebäudes mußte freilich in seinen Grundfesten stehen bleiben, aber in mancherlei Neuproben wurden Beispiele geschmackvollerer Rahmung und Einfassung gegeben.

Rhythmisch klingt Gelände und Architektur zusammen in der sehr edelen Anlage des „Sächsischen Hauses", das Professor Kreis als Schaustätte für die Arbeit seiner Landsleute errichtete. In dem Kulturboden des Großen Gartens wurzelt es, traditionsentsprossen, mit den Merkmalen echter Rasse, doch kein Epigone, sondern lebendig gewordene Erneuerung. Ein hellheiteres Sommerschlößchen, flachgelagert, mit einem Schmuckhof zwischen den Seitenflügeln. Aus dem Mittelbau ründet sich füllig das Portal heraus, darüber ein Söllerausbau mit rundem verkreuzten Fenstermedaillon vom mächtigen Kupferhelm überwölbt. Wie sich für den Betrachter diese von einem Pinienapfel gekrönte Dachhaube zu der zierlichen Rundtempelhalle der Pergola, die im Vordergrund die Seitenflügel verbindet, absenkt, und wie die Linie nun in weichem Flusse weitergleitend in der Brunnenschale zwischen den Terrassenstufen des Vorgartens ihr Ziel findet, das ist erlesene, rhythmische Schönheit, die Schönheit einer Kaskade voll Strömens und Ruhens, und gerahmt wird sie von zwei schlanken Bäumen, die vor dem Brunnen hoch empor über jene Kuppel ansteigen, Abschlußtaktstriche der fallenden Melodie. Und davor breitet sich in leichter, amphitheatralischer Abböschung ein Rasenrund, das an die zierliche Arena von Pompeji denken läßt. Ein Kulturbijou, das ohne Maskerade in freier, sicherer Auslese aus reinem Geschmack sich gebildet und ungezwungen seinen Zweck erfüllt, übersichtliche Rundwandelung durch mannigfach gegliederte Räume zu bieten — im Gegensatz zu dem Labyrinth des verwinkelten und durch die Durcheinanderschachtelung der Gänge und Räume ermüdenden, alten Hauptgebäudes. Und wie diese Gliederung sich, besonders durch die vielfältigen Variationen der Fensterlösungen, mit Vorsprüngen, Buchten, horizontalen Leisten, vertikalen Rondellpfosten, alle in weißsprossiger Verglasung, in der Fassade ausspricht, das ist von lebensvollstem Reiz.

Auch für das Ausstellungsinterieur ward neues versucht.

Musterhaft für die Darstellung von Kleinkunst ist das Prinzip der Wiener Werkstätte. Sie stellt die Objekte nicht in einem Raum zur Schau, sondern sie komponiert eine dekorative Einheit von Raum und Schauobjekt. Die Wand wird zur Vitrinenfassade mit eingebauten Fächern und Glaskästen, und das ausgestellte Gerät hat in diesem Rahmen eine Doppelwirkung. Es wirkt einmal als Schaustück an sich, und dann schafft die Art seiner Aufstellung eine Raumkunst, ohne alle Nebenhilfsmittel, rein aus sich heraus. Der Wiener Raum bei Hirschwald

mit seinen schmalen, schmuckgefüllten, eingelassenen Pfeilerschränkchen, die das Paneel gleich kostbar inkrustierten Leisten teilen, und dem schwarzen Fachwerk darüber, ist ein gutes Beispiel solcher „Zweckästhetik", die sich das Ornament nicht leiht, sondern das jeweilige Material schmuckhaft ausnützt, im eigenen Licht. Solche Prinzipien sind auch in Dresden angewandt. Ganz vereinzelt nur findet sich ein übeles Gegenbeispiel, wie der Schau-Raum von Haustein mit seiner plumpen Bankarchitektur um die Wände, und den gedrängt in die Mitte auf Postamenten aufgepflanzten Glaskästen. Viel Gutes steht dem gegenüber. Kreis mit seinem Kabinett für Meißener Porzellan, Grenander mit seinem fein abgetönten, an Makintoshlinien erinnernden Rahmen für die mattleuchtende, vielfarbige Koloristik der Schmuz-Baudiß-Unterglasurmalerei, und einem gleichfalls an die schottische Weise anklingenden Raum, der einen nuancierten Hintergrund gibt für Orliks Lackphantasien: bestrickende Paradis artificiels von opiatischer Phantastik und einer traumhaften Technik sind das, tropfendes Haargezweig der Bäume, rotsilbrig überflimmerte Milchstraßen; Filigrangespinste von Märchenspinnen; Perlmutter-Astralleiber, astartenhaft aufsteigend, in nachtschwarzen Teichen gespiegelt, unter grüngolden geballten Wipfeln; ein wallender, heiliger Strom, flüssiges Silber von Mondbergen herabergossen, blinkend gemustert, als schwämmen auf der Fläche zu Edelsteinen erstarrte Totenaugen. Eine „Nature extranaturelle", in wollüstiger Kostbarkeit, wie von Theophil Gautier gedichtet.

Dann ein Kupferstichkabinett von Rochga, sehr „sec", auf Black and white gestimmt, mit dem stumpfhellen Paneel von reißbretthafter, kühler Sauberkeit und den darin eingelassenen Blättern der Schwarzkunst.

Die Hand des energischen Konstrukteurs zeigt schließlich der Saal der Weimarer Kunstindustrie, der von ihrem Herrn und Meister van de Velde ganz persönlich gestaltet wurde, mit einer Stuckvoute, die ein ganz leicht angedeutetes, weich aus dem Material quellendes Ornament primitiver Masken zeigt, aber ihre imposante Wirkung vor allem durch die großzügige, in eigener Kraft aufschwellende Führung hat. Zum weißen Stuck stimmt gut die helle Velariumabblendung der Bedachung und das Eisengerüst des Mittelbaus, das für das Auge griffig packend — ein ästhetisches Skelett — den Vitrinenbau aus naturfarbenem Holz zusammenfaßt. Noch eine andere Lösung van de Veldes — der ja auch das erste moderne Museum in Hagen erbaut — aus solchem Ausstellungsbereich sieht man hier: die große Museumshalle. Ein sechseckiger Zentralbau, der machtvoll gegliedert zum Kuppeldach aufwächst. Wandgemälde von Ludwig von Hofmann schmücken ihn, Orpheusgefilde in reinem Licht, festliche Auen mit Reigenchören, hymnenerfüllt. Das Körperhafte dieser Halle hat Fülle und Großheit, aber die Einzelglieder und ihr Zusammenwirken in diesem Organismus, zwingen nicht unbedingt. Die kantige, dreifache Rippenführung des Stucks in den Ecken, durch die Montierung der Messingschienen ausdrucksstark betont, ist an sich von reinlichster, technisch konstruktiver Schönheit, aber als Einfassung der Hofmannschen Idealllandschaften will dieser technische Puritanismus doch nicht stimmen. Ebensowenig die an sich

außerordentlichen Türen im Yachtingstil mit klammernden, großgeführten Messinggriffen und einem kräftigen, das Glas schützenden Messingstabwerk von der Energie metallumgitterter Schiffslaternen.

Zwei verschiedene Welten stoßen hier unharmonisch aneinander. Es ist, als wollte man eine Gleichung auf Goldgrund malen, oder in einem exakten Laboratoriumraum Stefan Georgesche Hirtenlieder rezitieren.

Aber auch, wenn man das van de Veldewerk unabhängig von diesen Bildern ansieht, regt sich mancher Widerspruch. Das Einschneiden und Übergreifen der oberen Wandstuckbekleidung in das Marmorpaneel wirkt in der Materialmischung nicht als Einklang, es bleibt ein frostig, fremdes Nebeneinander. Ähnlich ist es mit der Holzfassung des Stucks an den Wölbungen der offenen Seiten des innern Sechsecks. Sie begrenzt die gerundeten Ecken und hört dann einfach abbrechend auf. Der um den Innenraum herumführende Außengang hat ein Holzpaneel mit einer an Mauerzinnenränder erinnernden Abschlußmusterung. Und dies für van de Velde verwunderlich kleinliche, fast spielerige Motiv fällt wieder aus der großen Architekturanlage heraus.

Diese Versuche, Museums- und Ausstellungsräume aus neuem Geist herauszugestalten, gehören zu dem einen wichtigen Kapitel der Dresdener Ausstellungschronik, zu dem Kapitel der Öffentlichkeitskultur.

Die Zusammenhangs- und Gesamttendenzen zeigen sich in diesem Kapitel besonders deutlich, weil hier die Grenzen des privaten Sonderlebens überschritten werden und ein Vorstoß in ein offizielles, bisher streng konservatives Reich gemacht wird. Ein Ideal-Ministerium der öffentlichen Arbeiten sieht man hier am Werk seines Kulturkampfes. Bei diesem mit hitzigem Feuereifer in alle Ressorts eindringenden Sturm der Wiedertäufer ist oft die Gesinnung und die Absicht wertvoller als die Tat selbst. Es scheint ein Beweis lebendigen Odems, daß überhaupt etwas geschieht, und daß man zu den entlegensten Küsten neue Botschaft tragen will. Die Kritik hat als Generalstab dabei die Pflicht, in ruhigem Überschaun, die Operationen der im eigenen Werk Befangenen und nicht immer Urteilsstarken zu bewerten und fruchtbare Zweifel nicht zurückzuhalten.

Ein solches Neugebiet für moderne Hände ist die kirchliche Kunst, die in Dresden mit Proben evangelischer, katholischer, jüdischer Kultusstätten, ihren Sakristeien und Vorhallen, einem Andachtsraum und einem Friedhof einen großen Platz einnimmt.

Für die kirchliche Innenkunst sind die Resultate nicht erheblich. Eine undankbare Aufgabe ist es ja an sich, sakrale Stimmungsräume in ein so unvollkommenes Ausstellungshaus einbaun zu wollen. Es kann da nur bei einer nüchternen Skizze bleiben.

Wenn einer, so hätte Melchior Lechter die tiefe, purpurschwere Dämmerung katholischer Kirchenpracht suggestiv gebannt. Aber seine Stimme spricht hier nicht.

Hier wollte man wohl auch klüglich auf einen aussichtslosen Wetteifer mit dem brausenden Pathos und der Jahrhundertatmosphäre alter Dome und Kathedralen verzichten; die gesunde Absicht war, das anzuregen, daß in neuen Kirchen nicht alte, edle Handwerkskunst der Leuchter und Geräte flau-charakterlos nachgemacht würde — minderwertige Zinkgußwandarme, gelb bronziert als Surrogate alter Kerzenleuchter, mit Glühlichtstrumpf kläglich-lächerlich besteckt, schänden z. B. einige dazu noch grell ausgemalte Brügger Kirchen —, sondern daß neues Gerät in gleich echter, gediegener Arbeit wie es das alte war, verwendet würde.

Das Neue dieses Geräts ergibt sich aus technischen Neubedingungen, wie sie die elektrische Beleuchtung unter anderen stellt. Dafür gibt Fritz Schumachers protestantische Kirchenkunst Beispiele. In die Kanzel, die hier wirklich Mittelpunkt der Predigtkirche ist, auch nicht katholisierend in Lüften schwebt, sondern evangelischem Geist gemäß, als eine schlichtere, niedrigere Kathedra der Gemeinde nahe steht, dabei nicht unfeierlich in ihrem Marmorbau mit breitgeführten Seitenwangen, sind transparent schimmernde zylindrische Lichtkästen eingelassen. Auch die Kandelaber mit ihren sternförmigen von innen leuchtenden Kristallkörpern und den Lichtgehängen haben Stimmung.

Es ist charakteristisch, daß die intimeren Lösungen im Öffentlichkeitsbereich besser gelingen als die der monumentalen Aufgaben. So wirkt echt und rein der einfache Andachtsraum von Altherr, der Kachelverkleidung, helles Holz, Kokosmatte, Messing verwendet und dies Profanmaterial durch geschickte Disposition, — das Gelb von Holz und Fliesen des Hauptraumes verklingt in dem tiefen Grün der Predigtpult-Nische, und die schrägzulaufenden oberen Querwände konzentrieren den Raum voll Sammlung auf jene Nische und ihren gedämpften Frieden — zum Feiertäglichen steigern. Hier liegen fruchtbare Anregungen zur Gestaltung von Gotteshäusern in Dörfern und Landhauskolonien, in denen die Diminutivkopien steinerner Kathedralen mißverständlich und wesensunecht wirken. Man denkt an englische Landkirchen dabei, fromm heitere Idyllen, in Putz und farbigem Fachwerk, mit grünem Holzgestühl, weißsprossigen Fenstern, und nickendem Blumengerank um den Altar.

Zwischen Mauerwerk, aus dem im Ausstellungsbezirk der Volkskunst, die weißrahmigen Blumenfenster der Bauernstuben blicken, zieht sich die kleine Friedhofsanlage. Eine Landschaftsdichtung des Dresdener Architekten Max Hans Kühne. Lehnan steigt ein grünender Wiesenstrich, ein steinerner Laubengang schließt ihn ab, und ein Brunnenbecken unter überhängendem Baum spiegelt Enge und Weite, Busch, Strauch und Himmel. Voll echten Gefühls spricht diese Stätte, die ein besseres Beispiel geben will gegen die rohe schematische Kirchhofs-Bureaukratie der großen Städte, die auch die armen Seelen noch in ihrem letzten Hause obrigkeitlich in Reih und Glied ausrichtet, und gegen den „Gräberschmuck" mit der Dutzendware blitzblankpolierter Granitsteine und ihren typischen Familienanzeigen in flauen Zeitungslettern.

Statt eines solchen Paradefeldes mit uniformen Abzeichen grüßt hier wieder

die weltabgewandte Lyrik eines alten Gottesackers. Und wie es der Gottesackerspruch verkündet: von Erde bist du genommen, zur Erde sollst du wieder werden, ein Ein- und Übergehen in Natur und Boden, panisch, allgelöst, das spricht sich hier in dem Zusammenleben der Blumen, Gräser, Bäume mit den Malen der Toten aus. Statt jenes kalten nie sich einpassenden spiegelblanken Granits, ist hier der Muschelkalkstein in die Hügel gebettet mit seiner wittrig porigen Oberfläche, einer lebendigen Haut, die empfänglich Luft und Wetter einsaugt, sich von ihnen zeichnen läßt und innig mit Boden und Umgebung verwächst. Messels delikater Geschmack hat ja auch die chamäleontischen Reize dieses Stoffes, der die Festigkeit des Gesteins mit der Nervosität eines unter dem Hammerschlag weich vibrierenden Metalls verbindet, oft genutzt.

Für den Einklangsgedanken von Tod und Leben fand hier Hermann Obrist einen Ausdruck in dem umrankten hochschaftig sich aufreckenden Stein voll wirkender Kraft und treibendem Wachstum, der in seinem Gipfel ovale Höhlungen birgt; das Regenwasser mag sich darin sammeln, wie in den Reliefs tiefgeschnittener Wappensteine alter Gräber, zur Tränke der Vögel unter dem Himmel.

Aus seinem Sinn stammen auch die aufrechten nach oben schmäler werdenden Platten aus Muschelkalk mit ihren zum Ornament gewordenen Schriftleisten, gemeißeltem Kranzwerk, oder dem weich herausgehobenen Relief eines Engels mit Geige. Erneut ward der alte Schmiedeeisen-Grabschmuck mit seinem vergoldeten oder auch farbig erhöhten Filigranwerk, seinem Gegitter, in dem die verschlungenen Buchstaben oder die Schriftleiste des Namens eine Vignette bilden. Hannele, den Namen voll Anklang, liest man auf einem solchen Grabschmuck Fritz Schumachers. Über dem Flechtwerk, von dem auch ähnlich wie beim skandinavischen Brustschmuck an Ketten Plättchenbehang herabschwebt, ein Spiel des Windes, wölbt sich oft eine kleine Helmbedachung als Schirm für eine Nische mit kupferner Blumenopferschale oder für das ewige Licht am Allerseelentag.

Gleichfalls erneut, besonders für Kindergräber, wurden die Zeichen aus geschnitztem und bemalten Holz, primitiv und naiv, manchmal aber etwas nach Nürnberger Lebkuchenmanier und „der Kunst im Leben des Kindes" schmeckend.

Im Bereich der äußeren Kulturmission findet man neben den kirchlich-religiösen vielfältige Profanthemen staatlichen und gesellschaftlichen Charakters behandelt: Standesamtliche Trauzimmer, Amtsgerichtssäle, Sitzungszimmer, Repräsentationshallen industrieller Korporationen und staatlicher Verwaltungen, Lesesäle für Museen, nicht zuletzt Schulklassen von heller Licht und Luft durchströmter Freudigkeit mit blauer Holzbekleidung, farbigen Drucken an der Wand, mächtigen weiß gerahmten und gegliederten Blumenfenstern und einem Aquarium davor. Und das sind keine Etüden nur, keine Ausstellungsluftschlösser. Es sind alles treue Abbilder von Wirklichkeiten und jeder Raum kann seinen verbrieften Heimatsausweis vorzeigen. Die Standesamtszimmer, — das eine mit etwas zu viel Hokuspokus der Beleuchtungseffekte, einem übertriebenen Großmeisterstuhl und unruhiger Wandbehand-

lung, Zementstuck mit Mosaikplättchen, — sind für Magdeburg und für Schönefeld bei Leipzig bestimmt. Das beste aber ist nicht hier, sondern in Berlin an der Fischerbrücke, vom Stadtbaurat Hoffmann errichtet und von Ludwig von Hofmann ausgemalt. Der Gerichtssaal, von strenger, einfacher Haltung ist für Sulzbach in Bayern zuständig, Julius Diez und Prof. Krüger entwarfen ihn. Der frischen Schule hat sich die Gemeinde Neu-Eilau in der Oberlausitz zu erfreuen. Und Sitzungs- und Repräsentationssaal sind zum Raten und Taten der Dresdener Sparkassen-Walter und der Stuttgarter Gewerbe- und Handelskammer bestimmt. In dem Sachsenzimmer stören die Supraportenporträts im Bänkel- und Schützenkönigstil, aber eine sehr glückliche und originelle Lösung verdient dafür Anerkennung: die Heizanlage aus schön durchbrochenem Metallgitterwerk mit der keramischen Ummantelung und ihrer oberen Abschlußleiste, einer aus Fratzenmäulern gespeisten Wasserrinne zur Anfeuchtung der trockenen Luft, praktisch und schmuckhaft zugleich, ein gelungenes Beispiel von Zweckästhetik. Der Schwabensaal von Pankok packt durch großzügige Holzbehandlung der Paneelwand, die sich in kühner machtvoller Bildung zu einem hochgeschwungenen rundbogigen Portal auswächst; ihre monumentale Wucht wird durch eine reiche Felderung voll phantasievoller Intarsienspiele aus dunkleren und helleren Hölzern, Perlmutter durchsprüht, von allem Bedrückenden erlöst.

Dies Lebensrepertoire denkt auch an die Straßen, an Verkehr und Reisen zu Wasser und zu Lande. Der moderne Laden, diese schmucke Fensterbucht aus Glas, Messing und Kacheln, ein Wintergarten der Ware hell in die Straße hineingesetzt, findet hier in einer Kollektivanlage seine Illustration mit einem breit vorgelagerten Regen- und Sonnendach, das von den aus der Metall-Fassung der Läden entwickelten Klammerarmen gewiegt wird. Manch Berliner Wirklichkeitsexempel, vor allem der Mutzladen, zeigt allerdings geschmacksfeinere Kacheln als diese etwas bengalisierende in reflets metalliques schwelgende Fliesenwand, für die ohne zureichenden Grund eine sonst vielleicht recht brave Alt-Landsberger Firma bemüht wurde. Beispiele sollten beispielhaft sein, wozu haben wir denn Mutzkacheln mit ihren wolkigen Fliesen, die auf große Flächen verteilt so delikate Symphonien spielen.

Als Reformator der Reiserequisiten betätigt sich Richard Riemerschmied, und die Ouvertüre zu seiner „Welt auf Reisen" spielt der Münchner Thiersch, der mit seinen Wartesälen in farbigen Hölzern beweist, wie diese Räume aus der trüben Hoffnungslosigkeit ihrer braungelben Armensargstimmung befreit und zu einer angenehmeren Verweilungsstätte gemacht werden können, und der das öde Schalterloch in der Wand zweckästhetisch zu einem in Kurvenlinien geführten Verglasungsornament ausbildet.

Aus der Berliner l'Art dans la rue muß man an dieser Stelle anerkennend mancher Lösungen der Hochbahn gedenken, vor allem des Grenanderschen Billettkioskes auf dem Wittenbergplatz.

Riemerschmied nimmt sich des Schiffs-, Eisenbahn- und Hotelwesens an. Ruhig, überlegt, ohne Verblüffungsabsichten. Sein versprochener Eisenbahnwaggon hatte

leider Zugverspätung, dafür sehen wir seine Kajüteneinrichtung für die Offiziersmesse eines deutschen Kriegsschiffes, S. M. Kreuzer Danzig, bemerkenswert als offizielle Bestellung. Sie zeigt sympathisch gegenüber den Königsschlösserstil unserer großen Gesellschaften ein wirkliches Verhältnis zum Schiffskörper. Schiffsräume sind es, keine Illusionen von Festlandswohnungen. Das schlichte Mobiliar ist aus den Kajütenwänden entwickelt und gerade aus manchen „notwendigen Übeln" der Dimensionen und der Gliederung werden Tugenden und Behaglichkeiten gewonnen.

Auch das Hotelzimmer, dessen Stolz noch zu oft ein falscher Salonstil ist, zeigt sich hier in seinem wahren Charakter als ein neutraler Aufenthaltsraum für Passanten. Sein Ehrgeiz muß sein, möglichst vollkommen alle Bequemlichkeitsfunktionen auszuüben, eine Idealmaschinerie für alles zu sein, was mit den Gepäckdispositionen, den Garderobebehältnissen, den Wasch- und Toilettevorrichtungen — natürlich mit fließendem Warm- und Kaltwasser — zusammenhängt, eine Art raffinierten Necessaires, das wie ein kompletter ingeniös disponierter englischer Bag durch Promptheit und Exaktheit Lustgefühl erweckt. Auf „Schmuck", auf Bilder, vom Hoteliergeschmack ausgesucht, wird gern verzichtet. Den Schmuckeindruck bekommt der Raum durch das Holz seines Mobiliars, durch die raumgliedernde Disposition der Möbel — das Bett z. B. in einer fensterversehenen Nische — und durch die als dekorative Füllung der Wand behandelte Fensteranlage.

Wie Riemerschmied das Kleiderspind und den Waschschrank, der durch Flügel geschlossen werden kann, als flankierende Pfosten der Türe benutzt, beide durch eine Bedachung miteinander und mit dem Türrahmen verbindet, so daß ein kleiner Vorraum zwischen Schwelle und Zimmer entsteht, das ist ein bescheidener aber doch registrierenswerter Versuch, die Öde des Hotelzimmers durch eine Regie mit den eigenen legitimen Zweckmitteln lebendiger zu gliedern. Und man denkt dabei an jenes vollendete Vorbild eines wahrhaften „Gasthauses", an das kleine, lustig schmucke Sommerhotel von Saltsjöbaden bei Stockholm.

Von der äußeren Mission zur inneren, von der öffentlichen zur privaten Kultur. Und auch hier wieder die entschiedene Tendenz auf das Ganze, also auf das Eigenhaus. Und die Realpolitik, die Wirklichkeitswerte schaffen will, beweist sich hier darin, daß auch in diesem Bereich keine phantastischen Kartenhäuser errichtet werden, sondern daß in Erkenntnis materieller Grundbedingungen sozialwirtschaftlich berechnete Lösungen vorherrschen.

Das Eigenhaus wird hier in erster Linie durch die schlichteste und kostengeringste Spielart des Arbeiterwohnhauses vorgeführt. Und dabei ergibt sich, daß ein solches Exemplar, das sich streng in seinen Einfachheitsgrenzen hält, durch die geschmackssichere Abstimmung der Materialien und durch seine zugleich abwechselungsreiche und gebrauchspraktische Gliederung die teuerste „herrschaftliche" Mietswohnung beschämt, ohne dabei aus seiner Rolle zu fallen.

Am meisten besticht wohl in den Grenzen der kleinen, hübsch im Grünen an einem fließenden Brunnentrog gelagerten ländlichen Kolonie, neben der Dorf-

schule mit ihrem bewegten Komplex und ihrer lichten Physiognomie das Arbeiterwohnhaus von dem Berliner Architekten Max Taut.

Es ist — alle diese Bauten haben ebenso wie die meisten der vorher besprochenen Lösungen, feste Zukunftsbestimmung — von der Landesversicherungsanstalt Ostpreußens erworben, andere sind im Erzgebirge heimatsberechtigt.

Dies Tautsche Haus zeigt in seinen Bestandteilen lebhafte Mischung aus rauhem Stein, Putz und farbigem Holzfachwerk. Ein Steinsockel trägt die rundgebuchtete selbständig bedachte Fensteranlage der weißgeputzten Seitenwand. Eine braune, kräftig gemaserte Holzumrahmung hebt sie aus dem Weiß heraus und hält sie zusammen, in diesem dunkleren Rahmen sitzen wieder weißumleistet und sprossig geteilt die Scheiben. Und vor ihnen zieht sich, eine natürliche Schmuckleiste, das Blumenbrett mit den roten Geranien. Mit den einfachsten Mitteln ist hier eine liebliche freudige Wirkung erzielt und natürlich ist der Innenraum, der sich so einladend nach außen ausspricht, durch jene Fensternische heimlich behaglich geraten.

Die Decke ist Holz, Holz auch das brettmäßig gefügte Paneel und zu diesem rustikalen astmasrigen Holzbraun — nicht zu verwechseln mit dem deckenden toten Schokoladebraunanstrich großstädtischer Fenster — stimmt gut das Weiß der Wand und das Gelb des Kachelofens. Der Flur bekommt durch die Treppenführung mit dem Sprossengeländer natürliche und anheimelnde Gliederung und die Haustüre erscheint schmuckhaft einzig und allein durch die liebevoll ersonnene Formulierung und Verteilung der Nutzbestandteile. Der Schutzrand für das Holz am untern Rand wird zu einer breiten metallenen Leiste, und der Ausguck ist breit herzförmig geschnitten und mit blankem Messinggitterwerk verkreuzt. Ähnlich werden an englischen Cottagetüren die typischen Requisiten, Briefschlitz, Klopfer, Namensschild ungezwungen als Beschlagsornament in gehämmerten Messing oder Kupfer angeordnet.

Das Lehrreiche und Musterhafte, das in verständnisvoll angepaßter Anwendung auch dem Mietshaus zugute kommen könnte, sind an diesen Häusern die Fensteranlagen, keine öden Fensterhöhlen, die ihre Blöße mit Tapezier-Draperien bemänteln müssen, sondern voll in Holzkastenfassung ausgelegte selbständig behandelte Wandteile, außen und innen ein ausdrucksvolles Schmuckstück der Wand, oft von verschiedener Größe in einem Raum, als langgestreckte Friese, oder eine Komposition kleiner Scheiben seitlich zu einem breiten Mittelfenster gesellt, oder dreieckig herausgestellt mit breitem Blumenstand, einem kleinen Wintergarten, zwischen den Doppelscheiben; am hübschesten in der Form der sanft aus der Wand sich auswölbenden Bucht, des englischen bow-window. Und vor diesen Scheiben hängen immer nur die leichten lichtdurchspielten Vitragen statt finsterer dumpfer Portieren.

Die sozialwirtschaftliche Tendenz ist auch in den Interieurs betont. Musterhaftes leisten in ruhigen festgegründeten Formen die Riemerschmiedschen Möbel der Dresdener Werkstätten, die für die Maschinenarbeit entworfen sind, dadurch weiteren Kaufkreisen zugänglich werden und die dabei, wesensecht, keine Surrogate, ein anständiges besitzerfreuliches Mobiliar darstellen.

Zu verwerfen sind dagegen die geschmacksrohen und bedenklich schillernden Einrichtungen für Mittelstand und „kleinen Mann" vom Leipziger Künstlerbund: Wandteilung in weiß, blaugrün und tütenblauen Flächen, grüngelbrote Intarsien in den Möbeln und wie ausdrücklich stolz betont wird, „figürliche" Beschläge, ausgestanzte Eulen und Schnecken ... Erlöse uns von dem Übel ...

Nicht gelungen sind auch die Einfachheitstendenzen eines der Luxusfreudigsten, Joseph Olbrichs. Die Möbel, in ganz schlichten Formen, sind „auf Grund eines neu patentierten Emailverfahrens behandelt worden." Eine unglückliche Technik; die Füllungen glänzen teils grau, teils blau, in einer völlig charakterlosen Hautglätte, spiegelblank, nicht Holz, nicht Metall, nicht Fisch, nicht Fleisch ...

In diesem Reiche sind viele Wohnungen und viele Seelen und neben den vom Wirtschaftsstandpunkt kalkulierten Räumen gibt es eine Fülle von Raumkompositionen, künstlerisch gesteigert, artistisch instrumentiert mit dem vollen Werk aller Kostbarkeitsregister. Van de Velde, den „Konstrukteur", sehen wir hier in einer neuen Phase. Der Bändiger der reinen Formen, läßt sie hier nicht in rousseauischer Nacktheit sich ihrer Natur freuen und ihre Kräfte spielen. Er webt ihnen Kleider, sie zeigen noch Gefüge und Struktur ihrer Körper, aber sind sich nicht mehr selber selig. Elementargeschöpfe aus dem Prometheusgehirn haben die Sehnsucht nach Schmuck und Zier kennen gelernt und ihre Unschuld verloren, war sie auch nur eine zelebrale artifizielle Unschuld. Goldrillige und kurvig gemusterte Paneele umrahmen nun dekorative Gemälde, Ideallandschaften von Frühlingskulten, Elegien und Pastoralen. Wie van de Velde in jener Halle Ludwig von Hofmann geleitete, so akkompagniert er in diesem Rauchzimmer des Barons von Mutzenbecher, das mehr ein Weihrauch- oder ein Opiumrauchzimmer als ein Importrauchzimmer ist, die Stilkunst des Maurice Denis. Und in beiden Allianzen bleibt eben ein fremder Ton.

Sogar im weißen Lack der koketten Wiener Weise erscheint van de Velde in einem Speisezimmer mit Fazettenspiegelfüllungen und Silbermontierung der Schübe, die übrigens erlesen geführt und dabei konstruktiv der Griffbenutzung gemäß gebildet ist.

Geschmacks-Cäsarismus voll Reichtum und dabei Beherrschung mit edelsten Maßen verkünden einige Raumschöpfungen Bruno Pauls. Marmorwände und kostbare schwarzgefelderte Intarsiapforten geben hohen Klang. Eichentäfelung, Ahorndecke mit Mahagonieinlagen, weichbraunes Wildleder als Sesselbezüge stimmen sich zum gesättigten Komfort in einem Arbeitszimmer. Es ist, auch hier scheint die offizielle Bestellung bemerkenswert, für den Regierungspräsidenten von Bayreuth bestimmt. Und ein Speisezimmer in weißem Lackpaneel mit intarsiertem Zitronenholzmobiliar in schlanker Haltung, voll Anmut schmaler Flächen, feingliedrig, mit zierlichen Fesseln, an die Noblesse der Queen Anne-Möbel erinnernd, hat vollendete Distinktion. Es ist eine drollige Vorstellung, wenn man in diesem Raum, der einer Lavery-Lady auf den schlanken Leib geschrieben scheint, an Bruno Pauls breittappige Simplizissimus-Flächenprotze mit quadratischen Gliedmaßen und elefantischem Hosensack denkt.

Vornehme und künstlerisch nuancierte Lösungen stellen noch dar Geßners (des erfreulichsten Mietshausarchitekten in Berlin) Vorzimmer und Rudolf und Fia Willes Interieur aus fein abgetöntem grünen, schwarzen und grauen Björkholz — dies Material ist durch ein neues, sehr organisches Verfahren bereits im Stamm eingefärbt, der Farbstoff durchtränkt den Baum als Ersatz des entzogenen Saftes gleichsam mit neuem Blutumlauf. Grenanders Musikraum könnte hier vielleicht auch genannt werden, wenn nicht der grünschwarz gestreifte Bezug der Sitzmöbel kraß wäre und wenn nicht die breitspurigen Sesselbauten der abgerundeten Ecken rücksichtslos in die hinter ihnen eingelassenen dekorativen Wandbilder Mohrbutters hineinstießen.

Eine völlige Entgleisung im hohen Stil, seiner unglücklichen Liebe, ist Peter Behrens passiert. Schon sein Tempel mit Mausoleumkuppel, Säulenportal und Mäanderborten, den ein schiefes Stilgefühl zur Aufstellung von Linoleumrollen designierte, erschreckt den Freund der so reingewachsenen Gläser eines früheren Behrens. Der Musiksaal aber ist ganz fatal. Behrens hat sich ein eigensinniges Liniersystem ausgedacht. Auf den weißen Pfeilern werden die Konturen noch einmal durch Striche betont. In einem häßlichen Blau sind sie; auf freie Wandfläche werden dann, in gleichfalls häßlichbraunem Grund weiße Rechtecksspielereien eingezeichnet; der Miniato-Effekt der transparenten Marmorscheiben an einer anderen Seite wird verdorben durch ein sich breitmachendes Goldstrichelwerk — eine aufdringliche und nichtssagende Bepinselung aller Wände. Auch die Schwarzspiegelverkleidung anderer Wandteile scheint nicht glücklich. Die fast kommune Koloristik und die Disharmonie dieses nicht zusammengefaßten, sondern wüst auseinandergerissenen Raumes wirkt für seine musikalische Bestimmung tragikomisch...

Eine wohl temperierte Weltklösterlichkeit, ein Luxus-la Trappe stellt Behrens mit einem zweiten Zimmer dar: dunkles Mobiliar mit Füllungen aus seltsam braungelbwolkigem Holz, wie Meerschaum fumé, tiefe Sessel zum Träumen, breitplattige Tische für die in den gläsernen Schreinen zwischen hieratischem Gerät gebetteten Pergamenthandschriften in Folio. Den von Vergangenheit, Erinnerung und Schweigen umhüllten Einsiedler der Bruges la morte von Rodenbach könnte man sich darin denken. Doch der Einklang wird auch hier brutal zerrissen durch eine „Kompositionstapete", eine teuflische Erfindung mit ihrer Variation goldmusterischer Lang- und Querleisten zwischen den blauen Feldern. Diese Wand, die in Stille und Dunkel den Raum bergend umziehen sollte, grinst nun mit Musterbogen ausgeklebt als eine Fratze hinein.

Traditionszusammenhänge lassen sich bemerken. Hanseatisch-patrizisch in schwerem Ratsherrnstil breitet sich die festgegründete Würde der Bremer Diele, um die stattliche Treppe gelagert.

Zarte etwas kühle Empirelyrik durchhaucht den Raum von Rudolf Alexander Schröder, ein Gemach für die ätherischen Schloßfrauen des Grafen Keyserling. Bei allem Femininen aber ohne die fade Süßlichkeit, die leider das Damenzimmer des sonst so liebenswerten Heinrich Vogeler verdirbt.

Dies Puppenheim macht sich gar zu niedlich in seinem Mullröckchen und seinen weißen Möbelchen mit himbeerfarbigen Reliefröschen. Ein fataler Patisseriestil, zu dessen Liliputanismen der viel zu große massiv hineingepflanzte messingbehelmte Kamin lächerlich wirkt. Das Seelchen dieses Zimmers, wenn es eins hätte, müßte vor diesem Ungeheuer in gespielter Naivität lispeln: Ach, Herr, er will mich fressen.

Bedenken kann man nun auch einmal gegen den Biedermeier-Brustton äußern, gegen den Schlichtheits- und Innigkeitssnobismus, der in der Einrichtung sentimentaler Küsterstübchen für Automobilbesitzer liegt. Ich meine damit nicht manche für wohlbekannte Grunewald-Landhäuser sehr gelungene Lösungen Schultze-Naumburgs, die jene sympathischen Einfachheiten der gelbflammigen Birkenmöbel, des weißen Holzes für Paneel, für die Türen mit Messingklinken und für die Liebenswürdigkeiten im Grün ruhender, oder die Bäume umziehender sprossenlehniger Bänke, klug und sicher neuschaffen, daß alte Weise lebendig verwächst mit allen Errungenschaften moderner Technik und hygienischer Ästhetik.

Aber in Dresden, in den „stillen Stuben" Schultze-Naumburgs und auch in dem sonst freien und großzügiger gehaltenen Hagener Raum von E. R. Weiß sind die Wandbezüge und Stoffe doch so almanachwitzig, so auf den preziösen spielrigsinnigen Mummenschanz gestimmt, daß zu warnen ist. Die Momentanlaune einer Guggeline-Redoute mit Streublumen und zierer Bänderweis und pappegebundener Schäferlyrik zum chronischen Zustand verhext, das ist nicht weniger übel als Ritterrüstungen in der Wohnzimmerecke und Hellebarden als Gardinenstangen.

Wie erkenntnisvoll die Regisseure des Dresdner Kulturschauspiels ihre Aufgabe faßten und wie sie ihren Stoff mit weitestem Horizont und weitester Perspektive ansahen, das merkt man an den Zwischenspielen, die sich neben der eigentlichen Haupthandlung hier begeben.

Vor allem zwei Nebenprovinzen des Reiches sind lehrreich für gesetzmäßige Entwicklungszusammenhänge. Historisch-retrospektiv wirken sie auf den ersten Blick, aber ihr Zweck ist kein museales gelehrter, sondern lebendige Beispiele werden hier gegeben, wie vergangene Epochen Gebrauchsaufgaben aus dem Wesen des Materials und des Zweckes heraus gestaltet haben. Und nicht Stil-Imitation predigt das, sondern es will vorbildlich den Geist erwecken und die Auffassungen reinigen und richten. Gegenwartsaufgaben sollen ähnlich lauter und echt angeschaut und jedem Stoff voraussetzungslos seine Triebe abgefragt werden, daß ihm sein Wille geschehe und er, aus eigener Lebenskraft gestaltet, zur Form werde.

Um solche Tendenzen gleich deutlich festzustellen, hat man dieser retrospektiven Abteilung die Bezeichnung Techniken gegeben und ihre Einzelgruppen illustrieren das Thema von Stoff und Form für die mannigfaltigsten Materiale: Holz, Eisen, Messing, Bronze, Kupfer, Zinn, Elfenbein, Porzellan und Steingut.

Es ist außerordentlich anregend, an diesen Stücken das Geheimnis der „inneren Form" offenbart zu sehen.

Neben solchem sachlichen Studium kann man sich hier aber auch die Amateurfreude

an raren Objets d'art aus entlegenem, schwer zugänglichem Kunstbesitz gestatten. Viel Ungewöhnliches bieten die Elfenbeinvitrinen. Zu kleinen memento mori-Plastiken wurde das Material, das so gefügig gelbbräunliches Totengebein darstellt, verwandt. Das Gräßlichkeitsvergnügen des siebzehnten Jahrhunderts mit seiner breiten Ausmalung der Verwesung, der Würmerspeise und der Knochengreuel, diese besonders von Gryphius gepflegte Grausamkeits- und Schauerphantastik verstörter Schreckenszeiten spiegelt sich in diesen Skeletten mit halbzerfressenen Augenhöhlen, diesen Janusfiguren der „Frau Welt" mit dem Hinterhaupt des Gerippes.

An Türklopfern, Beschlag und Gitterwerk kann man in unerschöpflichen Möglichkeiten die lebendig treibende Kraft der Linien, das nach dem Takt sich Regen und Bewegen der Teile, die Proportionsrhythmik und die überzeugend und einladend sich ausdrückende Funktionsbereitheit verfolgen.

Fesselnd ist die keramische Schau, vor allem die ostasiatischen Poterien, das primitive Steinzeug, von dem die Bigotrassen stammen, mit seiner erdhaften, wittrigen, körnigen, craquelégeaderten Haut, oft von der Sandfarbe alter Holzschnitte; gekniffen, gedrückt, gebuckelt, gebeult, mit den unverwischten, ungeglätteten Zeichen des Ursprungs. Dann chinesisches Porzellan mit seiner Samt-Epidermis — caressant à toucher — und seinen koloristischen Delikatessen, den farbigen Lufttönen abgelauscht. Die gelbe Teeschale, von jenem königlichen klingenden Gelb, darin grüne wallende Wolken und weißer verschwimmender Reiherflug mit schwarzem Strichelwerk der drahtdünn gestreckten Läufe.

Eine zweite Nebenprovinz erschließt das reich und jetzt wieder neu und fruchtbar angeschaute Gebiet des bäuerlichen Handwerks und des dörflichen Hausbaus. Es gilt hier weniger Ethnographie und rustikale Kuriosität, als die Anschaulichmachung einer aus dem Gelände entwickelten, von dem Gebrauch und der Zweckbenutzung abgeleiteten Bauweise, und der organisch zusammenhangsvoll gegliederten, die Heimbehaglichkeit betonenden Innenarchitektur: Türen aus dem Paneel entwickelt, Schrank und Standuhr in das Getäfel eingebaut, die Schrägen des Dachgebälkes zu Rahmenleisten der Fensteranlage ausgebildet, der Kaminplatz zwischen den Pfostentüren energisch als Mittelpunkt des Raumes betont.

Und ein drittes Revier führt zu den „Kunstformen der Natur", und zeigt instruktiv an Tierskeletten und an den Gebilden der Tiefsee die ästhetischen Reize zweckvoller Bildungen und die unendlichen Variationen organischer Triebkräfte.

Beispiele für Anregungen aus solchem Bereich fand man auch in einigen Werken der Ausstellung. Der dekorative Tiefseeforscher Endell ist freilich nicht vertreten, aber die Intarsienspiele und die Seesternkrone in Pankoks Stuttgarter Festsaal ist die Frucht solcher Meereszaubergärten am andern Ufer der Erde.

Und blühend erwachen diese Gärten in den koloristischen Phantasien der Vorsatzpapiere von Frau Lilli Behrens mit Kräuselsternen, schwimmenden Purpurschwämmen, Wellenbändern von spießigem Grün durchzuckt, metallischen Fischflossen, wie die Augen der Meermänner, Korallen-Astwerk, strahlig flimmernden

Eisnadeln, zartschimmrigem Aderwerk der Medusen — Japonnerien eines bewundernswerten Geschmacks.

Die Teleologie des Ausstellungsstaates zieht schließlich logisch die Konsequenzen, und zeigt nach Gegenwart und Vergangenheit das Werdende, die Ergebnisse der inneren und äußeren Mission im Weiteren. Zukunftsmusik hört man vor allem in den umfangreichen Sonderausstellungen der Kunstgewerbe- und Fachschulen Deutschlands. Man sieht an den Schülerarbeiten, wie alle die Tendenzen, die hier beleuchtet wurden, pädagogische Bedeutung gewannen, und wie auf dieser Grundlage nun die neue Generation erzogen wird. Und der Durchschnitt der Schülerarbeiten ist ein so anständiger, daß die paar unvermeidlichen Gegenbeispiele — eine Verewigung verdient der rührend-komische Thermometer der Holzschnitzschule Warmbrunn, mit den flankierenden Honoratioren im Frack und der Devise: im Wechsel beständig — nicht verdrießlich, sondern nur kurios wirken, wie unfreiwilliger Humor aus der Schulstube.

Die „Ergebnisse im Weiteren" sieht man in den Industriehallen. Sie sollen die neue Allianz zwischen Künstlern und Fabrikanten an ihren Früchten erkennen lassen, die neue Spezies der vom Künstler signierten Ware zeigen und in noch weiterer Ausstrahlung, Nutzgerät ohne Künstlermitwirkung, das in rein sachlicher Material- und Zweckausbildung seine Schönheit sucht und erfreulich dartut, daß die Lehre von der Unehrlichkeit des nur äußerlichen Ausputzes doch allmählich durchgesickert ist. An Automobilen, die jetzt nicht mehr entpferdeten Kutschkasten gleichen, sondern aus der niedriger vorgelagerten Maschinerie zu den Hochsitzen des Wagens ansteigen, Rennbooten, Schiffsmodellen, wissenschaftlichen Instrumenten, blank und präzis, wird das klargemacht.

Freilich hätte in der Abteilung der Waren, die ohne „Signé" eines Künstlers unter eigener Verantwortung Charakterrollen spielen wollen, strengere Einfuhrkontrolle geübt werden müssen.

Surrogat-Produkte wie Roßhaar- und Stroh-Imitation, wie der „feinste Similischmuck" pfälzischer Massen-Industrien, wie das üble Genre der Zigarettenbox mit photographischem Dekor oder einem mit Brillanten aufgezäumten Pferdekopf gehören nicht hierher und verpfuschen das ganze Bild.

Große Ausdehnung und Verbreitung haben die Zweibundsverhältnisse zwischen Künstlern und Fabrikanten gewonnen. Die Klavierfabriken vor allem bedienen sich des künstlerischen Entwurfs. Durch die Komposition materialverständnisvoller Künstler ist ferner einem früher odiösen Stoff, dem Linoleum, ein neuer, fruchtbarer Wirkungskreis eröffnet worden. Mit dem mißverstandenen Dekor persischer Teppichornamente war es unmöglich. Heut wird es abgetönt gemasert, streifig gesprenkelt und statt des typischen Küchengelbbrauns in matten, weichen Farben, grau und grün, behandelt.

Produktionszweige, die man sonst nicht häufig zu sehen bekommt, die sächsische Achatindustrie und die Serpentinsteingesellschaft, sowie die Stollbergschen Hütten-

Erzeugnisse, lernt man hier in ihren neuen Bestrebungen kennen. Erich Kleinhempel und Albin Müller, der Magdeburger Architekt, sind hier die Gewissensräte.

Für das produktive Zusammenwirken ist aber die interessanteste Provinz Weimar mit seinen Handwerken und Industrien unter van de Veldescher Statthalterei. Es ist überraschend, wie hier durch eine Persönlichkeit Kräfte erweckt wurden und eine lebendige Regsamkeit sich mitgeteilt hat. Vielfältige Betriebe haben dabei neue, auch wirtschaftlich gesteigerte Bedeutung bekommen, unbetätigte Fähigkeiten erhielten Richtung und Beruf gewiesen und lernten die Erkenntnis von Gut und Böse. Und was man sich vielleicht anfangs in einer etwas parodistischen Vorstellung ausgemalt hatte, daß nun die biederen thüringischen Meister alle dämonisch gemacht und von belgischer Linien-Epilepsie geschüttelt würden, das hat sich nicht bestätigt. Nicht in der äußeren Nachmachung van de Veldescher Bewegungen äußert sich der Einfluß des Kolonisators, sondern darin, daß die Erkenntnis des Wesentlichen beim Formulieren und Gestalten von Nutzaufgaben sich geklärt und befestigt hat.

Man bekommt in dem Weimarer Saal eine Übersicht über die verblüffende, vielseitige Tätigkeit van de Veldes. Fast allen Zweigen hat er selbst charakteristische Entwürfe geliefert. Die bewunderungswürdigen Fächer sieht man hier, die so gelungen und bestrickend zeigen, wie Konstruktiv-Prinzipien — das Dekor aus dem Stabskelett abgeleitet — durchaus nicht nüchtern, sondern sehr zart und lyrisch sich aussprechen können. Dann Rohrmöbel der Weimarischen Korbindustrie, die aus der Biegsamkeit des Materials sich zu weichgeschwungenen Kurven-Formen anregen lassen, Rocking-chairs von einer Silhouette, die in ihren weichen Hebungen und Senkungen voll eratmender Ruhe ist.

Das Auge des Herrn wacht über alles und der Satz Minima non curat praetor, mit dem sich Napoleon bei dem großen David wegen seiner Bestellung einer Künstlerspielkarte entschuldigte, gilt für van de Velde nicht. Er hat seine Handschrift auch, freilich nur im Vorbeigehen, in Thermometerrahmen und Meerschaumköpfe eingeritzt.

Eine große Überraschung bietet endlich die thüringische Keramik. Die koloristischen Symphonien der Töpfereien von Bürgel bei Jena in den welligen auf- und abtauchenden Nuancen ihrer Flüsse, den proportionschönen einfachen Formen, flache, rundwellige Schalen und schlankhalsig aufwachsende Vasen, treten vollberechtigt, qualitätsedel auf den keramischen Geschmacksmarkt.

Unter das dekorüberladene „Marmorporzellan" — nomen et omen, spottet seiner selbst und weiß nicht wie — sollte der Geschmacksdiktator aber mit der gepanzerten Faust fahren. Gut Regiment will auch die Strenge . . . Und wir glauben, daß wir van de Velde und mit ihm, als der eigenstärksten Persönlichkeit in dieser Ausstellung, auch sie selbst nicht verehrender und dankbarer ansprechen können, als mit der Huldigung der Aufrichtigkeit, mit zweifelnder Bewunderung und bewunderndem Zweifel.

Mao/ Ein Roman von Friedrich Huch

(Fortsetzung)

Alexander trat eines Tages nach der Stunde zu Thomas hin und sagte ihm, er werde am nächsten Sonntag zu ihm kommen. Thomas entgegnete darauf nichts, auch zu Hause schwieg er, und erst als Frau Elisabeth ihm am Sonntagmorgen ganz nebenbei mitteilte, sie wolle am Nachmittag mit ihm ausgehen, sagte er in scheinbar gleichgültigem Tone: ein Bekannter würde ihn besuchen. Frau Elisabeth schien überrascht und sagte, es freue sie, daß er sich endlich einmal einen Freund einlade.

In Wirklichkeit war diese Einladung einzig und allein ihr Werk. Eines Abends, als sie noch einmal an Thomas' Bett trat, während er schon schlief, sah sie aus seinem Nachtkleid etwas Blaues hervorschimmern. Vorsichtig zog sie es halb hervor und fand, daß es ein altes Schreibheft war, das Alexanders Namen auf dem Schilde trug. Thomas hatte es einmal unbemerkt aus dem Papierkorb herausgenommen. Sie schob es wieder an seinen Körper und bedeckte seine Brust. — In Erinnerung an eigene Schwärmereien aus ihrer Mädchenzeit untersuchte sie darauf die Sachen, mit denen Thomas am meisten umging, und wirklich fand sie hie und da ein Zeichen aufgeschrieben, das der erste Buchstabe von Alexanders Namen zu sein schien, in römischer Form; nur fehlte ein jedesmal der mittlere Querstrich, worüber sie sich wunderte; dann aber legte sie es sich so aus, als wolle Thomas das Zeichen für andere unkenntlich schreiben, was ihr sehr gut zu seiner Art zu passen schien. — Die Entdeckung dieses Geheimnisses war ihr eine große Erleichterung. Sie sah nun, daß er Freundschaften wohl zugänglich war, daß nur Verschwiegenheit ihn hinderte, sein Gefühl zu äußern. In aller Stille setzte sie sich mit Alexanders Mutter, die sie flüchtig kannte, in Verbindung, und damit war die Bekanntschaft eingeleitet.

Thomas aber dachte gar nicht darüber nach, wodurch dieses Glück herbeigeführt sei. Er kam auch gar nicht auf den Gedanken, der der nächstliegende war: Alexander wolle ihn gern kennen lernen; er fühlte nur zagende Freude.

Und Alexander kam.

Thomas sah ihn vom Fenster des Saales aus ins Tor hineinschreiten; er wußte, nun ging er die Treppe hinauf; sein Fuß berührte das Holz der Stufen, er schritt empor zum ersten Stockwerk, jetzt war er mit ihm auf gleichem Boden, nun faßte seine Hand den Klingelzug — er lauschte mit Anspannung — der altgewohnte Ton klang fernher durch das Haus; aber wie anders klang er als sonst! — Er hörte Schritte, die große Flügeltüre öffnete sich, unbeweglich sah er vom entgegengesetzten Winkel auf sie hin.

Alexander schritt auf ihn zu, bot ihm die Hand und entschuldigte sich, daß er sich etwas verspätet habe.

Aus dem Banne des Zaubers halb erwachend, lächelte er statt einer Antwort.

Nun fühlte er sich beklommen, der eingebildete und der wahre Alexander verschmolzen zu einem Dritten, den er vor sich sah, in handgreiflicher Deutlichkeit, vor dem er beinah Angst empfand, so wie man sie empfindet vor einem geheimnisvollen Wesen der Nacht, das man in hellem Tageslichte sieht mit seinem stummen Blick aus fremden Reichen, aus denen es verschlagen ward.

Beide standen da wie Statuen, als Frau Elisabeth hereintrat. Alexander überbrachte Empfehlungen von seiner Mutter.

Nun war Thomas vollkommen aus dem Bann erwacht, und was er fühlte, war Unbehagen.

Etwas mußte getan werden; so schlug er als nächstliegende Ausflucht den Garten vor, und alsbald trabten die beiden Knaben die breite Treppe hinab, wie Tiere, die auf der Wanderschaft nach einem neuen Aufenthalt begriffen sind. Thomas schritt voran.

Auf dem Grunde seines Herzens keimte heimlich eine unerbittliche Enttäuschung, zuvörderst nur als leise, allgemeine Unbehaglichkeit, die in seiner Seele zu keinem Gedanken emporwuchs als höchstens dem, wie er seinen Freund nun beschäftigen solle. Ihm war ja Alexander auch so fremd! Er kannte ihn ja beinah gar nicht.

Verlegen stand er an dem Gartenzaun, während sein Freund die Schwelle überschritt. — Was ist das für ein sonderbarer Baum? fragte Alexander endlich. — Thomas folgte seinem Blick und sagte beinah geringschätzig: O das ist nur ein Hollunderbaum. Dann kletterte er aber an ihm empor und langte von oben mit der Hand in den Stamm hinein. — Ist er hohl? — Statt aller Antwort zog er die Hand heraus, die voll von flimmerndem, verblaßtem Gold und Silber war, Schätze vom letzten Weihnachtsfeste, die er hier geheimnisvoll verwahrte und die inzwischen eigentlich längst Alexander gehörten. Unbeweglich sah er auf ihn nieder; es war, als müsse jetzt etwas Ungeahntes, Wundervolles geschehen. Aber Alexander sagte nach einer Weile nur: Komm doch wieder herunter. Enttäuscht stieg er hinab, und beide Freunde sahen sich, in so plötzlicher Nähe, wieder etwas verlegen an. Eigentlich fehlte jetzt Herr Matthes und die ganze Schule, und dann hatten sie überhaupt nichts mehr miteinander zu tun. Er wäre gern wieder auf den Stamm hinaufgeklettert, denn er fand es viel schöner, von dort aus mit Alexander zu reden. — Weshalb seufzt du denn? — Er antwortete nicht. Komm, sagte er nur, schon vorausschreitend, wir wollen tiefer in den Garten. Sie gingen über den Rasen, in seiner Mitte machte Thomas unwillkürlich Halt, als sei hier ein Punkt, wo man sich niederlassen könne. — Das Gras macht Flecke! sagte Alexander. — Wie er dastand! bescheiden und vornehm wie ein junger Fürst; nichts, gar nichts ließ sich aus seinem Gesicht herauslesen, es war hell und blond und hatte einen Zug von unbewußter Lauterkeit. Unwillkürlich suchten Thomas' Augen das Wappenschild unter dem Dache. Alexander folgte seinem Blicke und schien plötzlich lebendiger. Er sagte, man müsse die alten Farben wieder auffrischen Eine leise und selbstverständliche Empörung stieg in Thomas bei diesen Worten

auf; im nächsten Augenblick aber verbesserte er selbst dies Gefühl, indem er sich sagte, daß es ja Alexander war, der sie sprach, und daß er allein ein Recht zu ihnen hatte. — Überhaupt scheint euer Haus recht alt zu sein, fuhr er fort, indem er sich mit einem Blicke umsah; es müßte einmal neu angestrichen werden. — Meinst du? fragte Thomas und sah ihn bestürzt an. — Sieh doch die Flecken überall! Unser Haus ist lange nicht so groß, aber viel reiner. — Das meinst du doch nicht im Ernst, fragte Thomas dringlich, daß unser Haus geändert werden müsse? Es muß doch so bleiben wie es ist! — Er sprach laut und leidenschaftlich. — Alexander errötete leicht, im Gefühl, etwas Unpassendes gesagt zu haben. Thomas ließ ihn nicht aus den Augen, von wachsender Unruhe erfüllt. Da rief seine Mutter von oben zum Kaffee. — Meintest du das wirklich? wiederholte er, als sie schon wieder durch den Garten schritten, auf das Haus zu. — Ich sagte es nur so, antwortete Alexander nach einer Pause etwas verlegen, — um zu hören, was du wohl dazu sagen würdest. Thomas atmete erleichtert auf. — Sie gingen nun ins Haus hinein und er suchte gleichen Schritt mit ihm zu halten, so daß es klang als ginge Einer. Sie stiegen die alte schmale Holztreppe empor, die vom Hof aus in den langgestreckten hintersten Flügel des Hauses emporführte und vom Gange aus gesehen wie eine Versenkung gähnte. Thomas stand schon oben und wartete; wie eine Erscheinung tauchte Alexander aus dem finstern Dämmer. Ein schneller Traum war das, sie gingen wieder weiter, bis Alexander stehen blieb. Wieviel Treppen sind denn eigentlich hier im Hause? fragte er, indem er auf ein paar Stufen deutete, die vor einer verriegelten großen Türe endeten, welche sich in halber Höhe der Wand befand. Auch am andern Ende des Ganges sah er schräg ansteigende braune Bretterwände, die sich, umwendend, fortsetzten zu einem Gehäuse, das finster wie ein ungeheurer schiefer Kamin zur gegenüberliegenden Wand hinauszuführen schien. — Man ist ja hier wie verzaubert! setzte er hinzu. — Thomas' Herz schlug in schnellen Schlägen; er wagte nicht, ihm ins Gesicht zu sehen. —

Nun, habt ihr miteinander gespielt? fragte Frau Elisabeth, und Thomas sagte in aller Eile: Ja! und schob Alexander rasch zwei Körbe mit Kuchen hin. Während sie aßen, betrachtete sie Alexander unauffällig. Er schien ein wenig älter als Thomas; sein Gesicht war ihr nicht unsympathisch. Doch konnte sie in seiner ganzen Art nichts finden, was ihr Thomas' heimliche Begeisterung gerechtfertigt hätte; denn sie sah sehr wohl, mit wieviel verhaltenem Gefühl er ihm gegenübersaß. Und wie er nun errötete, als sie ganz nebenbei bemerkte, sie wolle ihm Kragen von ähnlichem Schnitt machen lassen wie sie Alexander trage, mußte sie beinahe lächeln über seine von verschwiegenem Glücke sanft durchleuchteten Augen. — Ursulas Stimme ward im Nebenzimmer laut, schnell erhob er sich, öffnete die Tür zum entgegengesetzten Zimmer, wandte sich um und sagte halblaut: komm! Alexander folgte ihm gehorsam, noch kauend. — Ich will dir die sonderbare Treppe zeigen! setzte er wie zur Entschuldigung hinzu. An den verhangten Glastüren vorbei strichen sie durch die dunklen Zimmer, bis sie vor eine kleine ver-

riegelte Tür gelangten. Er öffnete sie und sie traten in den engen dämmerigen Platz. — Man muß sich immer um sich selbst drehen! sagte Thomas halblaut und schritt voraus, die schmale Treppe empor, viele kleine Stufen, bis er mit Herzklopfen oben stand und wartete. Endlich kam Alexander. — Es wird einem ja ganz schwindelig! sagte er. — Nicht wahr? fragte Thomas erfreut, es ist, als drehe sich das ganze Haus um einen! Und ohne ein weiteres Wort lief er wieder abwärts. Auf halber Höhe aber entdeckte er eine kleine Tür, die er noch nie gesehen hatte. Sie öffnete sich schwer, da der Boden mit leichtem Schutt bedeckt war. Der kleine viereckige Raum hatte einen Steinfußboden, war ganz leer und empfing sein Licht von einem einzigen schmalen, niedrigen Fenster seitwärts, das aber nicht ins Freie zu gehen schien. Thomas sah hindurch; vor ihm war purpurn schimmerndes Halbdunkel. Ein Fußboden lag sehr tief. Das ist, sagte er endlich flüsternd, das Zimmer mit den seidenen Wänden. Er sah hingerissen hinab. — War denn dies Fenster immer hier? fragte er Alexander nach einer Pause, in tiefsten Gedanken. — Ehe aber Alexander hätte antworten können, fragte er etwas Anderes, Gleichgültiges. — Wir wollen wieder hinab! sagte Alexander ernsthaft; es ist hier so langweilig; laß uns doch etwas spielen.

Thomas schritt voran, die Treppe zum untern Stockwerk nieder. Wie ein feuchter Nebel legten sich die letzten Worte um seine Seele. Die Wirklichkeit stand heller und heller in ihr, aber sie schloß die Augen und wollte sie nicht sehen, aus Furcht vor schrecklichster Enttäuschung, selbst wenn sie schon klar und kalt durch die durchrissnen Schleier schien. Durch eine zwiefach verschlossene und verriegelte Doppeltür gelangten sie ins Freie.

Unschlüssig standen sie am Gartenhause, besahen die Geräte, die Kugelspiele, und während Thomas gleichgültig das eine und das andre vorschlug, erscholl mit einemmal ein lautes Lachen in der Ferne, und er sah Onkel Mathäus, Tante Hermine und den dicken Vetter, ihren Sohn. Sogleich begann seine Seele wieder mit lebhafterem Flügel zu schlagen, nun war Alexander nur noch ein Kleinod, das er retten mußte. — Den Vetter fand er entsetzlich, und Tante Hermine, — wenn Alexander die sah, das war unausdenkbar. Er wollte ihn seitwärts ins Gebüsch ziehen, aber Onkel Mathäus hatte sie schon gesehen, winkte und rief ein lautes Hallo! über den Rasen. Nicht oft erschienen diese Verwandten, und nun trieb sie gerade heute ein schlimmes Schicksal in die Garteneinsamkeit. Da stand der Onkel schon vor ihnen, musterte sie mit jovialem Blick, klopfte Alexander auf die Schulter, den er gar nicht kannte, und behauptete, er kenne ihn. Und der dicke Vetter schaute breitbeinig auf Alexander, als wolle er sagen: ich kenne dich zwar nicht, aber es wird schon gehen. Dick und unverfroren stand er da, gerade so wie seine Mutter, die immer so redete, als dächten alle ganz genau so wie sie selbst, in ihrer breiten, lauten, gezogenen Sprechweise. Da stand sie, schwitzend in ihrem enggeschnürten Kleide, die Haare glatt an die Stirn geklebt, trocknete sich die Schläfen und zeigte ohne sich zu schämen alle ihre dicken roten Finger. — Frau Elisabeth nahte von der Gartenpforte her, überschaute die Lage, richtete ein paar vermittelnde Worte

an Thomas und warf ihm einen aufmunternden Blick zu, einen Blick, den er schon kannte, der für ihn bedeutete: wir sind nicht allein, sondern in Gesellschaft! und der in ihm ein ödes Gefühl erweckte, wie wenn er sowohl wie seine Mutter eigentlich jeder zwei Menschen wären, zwei, die sich lieb hatten und zwei, die sich fremd waren.

Die drei Knaben schritten über den Rasen, die beiden Freunde schweigsam, der Vetter eine Geschichte erzählend, in der er selbst die Hauptrolle spielte. Alexander hatte eine kühle Miene angenommen und streifte Thomas mit einem Blicke, der ihm bis in die Fingerspitzen niederrann. — Wir wollen Verstecken spielen! sagte Thomas, plötzlich stehen bleibend, ich weiß Plätze, die findet niemand. — Er erreichte mehr als er wünschte. Der Vetter wollte wetten, daß er alles fände, mußte sich ins Gartenhaus zurückziehen, zog seine Uhr hervor, deren Kette über seiner Männerweste prangte, und sagte wichtig: Nach drei Minuten komme ich. — Thomas drängte sich mit Alexander durch die Strauchmassen bis an den schwarzen Lattenzaun, schlich sich durch das dichte Grün gedeckt den ganzen Zaun entlang, bis das Ende des Gartens erreicht war, dann tief geduckt hinter den Sträuchern an der Mauer mit den dicken eisernen Ringen hin, bis sie an einem dunklen Winkel anlangten, den das letzte, hinterste Ende des Hauses mit einem fremden Gebäude bildete, dessen fensterlose, grau und einförmig emporragende Wand fast parallel an die des Hauses stieß, so daß ein langer, hoher, schmaler und keilförmiger Gang zwischen ihnen lag, durch dessen obere, freie Seite kaum der Himmel schaute. Feucht und kalt war es hier. Thomas schritt hastig hinein in den Gang, den Blick auf den Boden geheftet, bückte sich und hob an einem Ring mit Mühe eine Falltür. Sie war lange verschlossen gewesen, Käfer und Würmer regten sich in Menge. Eine steile, schmale Steintreppe gähnte in das Schwarz hinunter. — Er war schon halb hinabgestiegen und sah sich nach Alexander um, der, besorgt um seine gute Kleidung, zauderte. — Wenn du nicht kommst, so findet er uns! rief er halblaut, ungeduldig. Da stieg er nach, und Thomas schloß die Platte über seinem Kopf, nachdem er sich mit einem Blick nach außen überzeugt hatte, daß der Vetter nicht zu sehen war.

Finsterste Nacht umfing sie. Thomas faßte seine Hand und zog ihn vorsichtig tastend vorwärts. — Sie befanden sich in dem Grundgemäuer des Hauses; uralte Kellergewölbe, die seit undenklichen Zeiten nicht mehr benutzt wurden, lagen hier. Kein Fenster ließ einen Schein hinein; wer es nicht wußte, ahnte nichts von ihnen. — Bück dich; sagte Thomas leise, es kommt ein Loch. Wieder faßte er seine Hand; der Gang wand sich im Bogen. Dumpf klangen ihre Schritte, unwillkürlich tastete seine Hand in die Luft, als wolle sie die Decke greifen. Endlich blieb er stehen; Alexander lauschte in das Dunkel; er hörte ein ununterbrochenes leises Gerausch wie siedendes Wasser. Es waren Thomas' Finger, die die Wand abstreiften, um etwas zu finden. Er suchte nach einer fensterartigen Vertiefung. Dunkel entsann er sich, daß da ein Platz war, wo man sich setzen könne.

Ich will wieder hinauf, sagte Alexander. — Warte doch! entgegnete Thomas

im Flüsterton, erschreckt durch das Geräusch; gleich habe ich es gefunden. Und wirklich zog er Alexander neben sich. Eine Weile saßen sie ohne Worte. Leise begann die Totenstille in Thomas' Ohr zu summen, seine offnen Augen blickten in vollkommene Nacht, mit leisem Schauer atmete er die dunstige uralte Luft. Dicht neben sich wußte er ein Wesen, dem das alles altvertraut war. Und doch — — waren das nicht Träume, die er selbst ersonnen? Fühlte er nicht deutlich, daß Alexander dies alles gleichgültig, ja fast feindlich war? Daß sein Schicksal mit dem Hause nicht im mindesten zusammenhing? — Er fühlte es sehr wohl, er sah es mit seiner wachen Seele, alle Bilder und Gebilde zerrannen vor ihrem Tagesblick; aber immer wieder schlossen sich die Schatten über ihr und in ihnen tauchte Alexanders Gestalt empor, rein und makellos.

Mehr und mehr versank er in Träumerei, es zerlöste sich sein Denken, das Bewußtsein seiner selbst ging auf in dem Raume um ihn, in den Mauern, die er fühlte und nicht sah, in dem ganzen ungeheuren Bauwerk, das träumend die Jahrhunderte vorüberziehen ließ.

Alexander wollte mehrere Male etwas sagen, aber Thomas drückte seinen Arm, und so verstummte er wieder. Endlich aber hielt er es nicht länger aus; er erhob sich und sagte, er müsse jetzt nach Hause.— Thomas tastete die Wände ab, wieder schritten sie weiter, es mußte nun bald eine Tür kommen, die nach oben führte. Aber er fand sie nicht. Nur ein einziges Mal war er hier unten gewesen. — Ich finde sie nicht! flüsterte er; findest du sie nicht? — Da besann sich Alexander, zog eine Schachtel Streichhölzer aus der Tasche und entzündete eins, das im selben Augenblick wieder verlosch. Wie eine Vision erschien und verschwand seine Gestalt vor Thomas' Augen. Aber das nächste brannte länger und nun leuchtete er Thomas voran. Die Wölbungen erdämmerten finster über ihnen. — Die Fäden an den Decken sind noch schwärzer geworden, dachte Thomas, indem er zu ihnen aufsah, wie sie sich, herabhängend, leise hin und her bewegten, als sie unter ihnen hindurchschritten. Die niedrige Tür öffnete sich mit Mühe. Sie bückten sich und stiegen nun eine gewundene Steintreppe empor, bis sie an eine verschlossene Tür gelangten. In der Ferne summten Stimmen. — Können wir nicht hinaus? fragte Alexander besorgt. — Nur noch einen Augenblick! bat Thomas leise. Endlich pochte er gegen das Holz, erst sanft, dann lauter. Die Stimmen kamen näher, kleine Schritte wurden hörbar, Thomas klopfte stärker, sie entfernten sich mit Angstgeschrei. — Es sind nur arme Leute! sagte er, im Dunkel errötend, denn er sprach nicht gern davon. Sie wohnen hier im letzten Flügel. — Nun denken die Kinder, wir wären Geister! meinte Alexander und lachte. Ein Schritt schlürfte heran. — Eine weibliche Stimme fragte, wer da sei. — Thomas nannte seinen Namen. Es mußte nun zur Köchin geschickt werden und dann zu Frau Elisabeth selbst, da man den Schlüssel nicht gleich fand. Thomas stellte sich vor, wie jemand hinüberging, nicht über den Hof, wie es das Natürlichste war, sondern über den Dachboden, als seien sie hier in dem obersten Teil des Hauses. Eine Frau war es, unhörbar leise schreitend, in langem weißem Kleide, und er ging mit ihr. Jetzt

war sie dort, wo der Weg sich verengte, wo die ungefügen Schlote aus dem Boden wuchsen und nur schmalen, torartigen Durchlaß gewährten, und nun ging sie wieder weiter, und die Menschen im untern Stockwerk wußten nichts von ihr. — Da hörte er wirkliche Schritte; ein Schlüssel fuhr mit unerbittlichem Geräusche in das Schloß, es knirschte, als werde einem lebenden Wesen der Hals abgedreht, die Tür öffnete sich, er stand im fahlen Tageslichte, das brausend, blendend auf ihn eindrang. Schweigsam schritt er mit Alexander über den Hof; als wäre es selbstverständlich gingen sie ins Haus; und erst jetzt fiel ihm mit einem Schlage der Vetter wieder ein. Aber er war nicht einmal sonderlich erleichtert, als er hörte, der sei inzwischen mit seinen Eltern wieder fortgegangen. Ihm war traurig, leer zu Sinne, und seine gedrückte Stimmung ward noch erhöht durch einen Blick von seiner Mutter, die nur aus Rücksicht auf die Anwesenheit seines Freundes ihm Vorwürfe ersparte über seine Ungezogenheit gegen den Vetter, der doch sein Gast gewesen war. — Es war ihm auch nicht unangenehm, daß nun Ursula doch Alexander kennen lernte; ja, als sie Spiele vorschlug und einleitete, war er innerlich erleichtert, zumal er sah, wie Alexander jetzt sichtlich auftaute, über ihre Einfälle lachte und sich wohler und behaglicher zu fühlen schien, als all die Zeit vorher. — Da wurde auch Thomas anders. Er nahm teil an allem und freute sich, daß sein Freund so vergnügt schien. Aber in seinem Innern war ein Riß; er fühlte sich verlassen, zurückgestoßen, und war froh, als er hinausgeschickt ward um sich seine Hände zu reinigen. Ehe er sie ins Wasser tauchte, sah er sie lange an. — Das ist nun, dachte er, Staub, der da unten schon viele hundert Jahre gelegen hat. — Er berührte den kleinen Finger leise mit der Zungenspitze und die starke Vorstellung ließ ihn schwindeln. — Dann sah er aufmerksam zu, wie sich das Wasser über seinen Händen blauschwarz färbte, gerade so wie das Wasser, das hinter dem langen Lattenzaun vorbeifloß. — Er trat zum Fenster und sah hinaus, nach Westen zu, über die Büsche, hinter denen ein kalter, bläulicher Himmelsstreifen leuchtete. Die Sonne war gesunken, vom Turm her tönte eine leise Glocke.

Jetzt saßen die andern vorn im Zimmer, lachten und warteten auf seine Rückkehr.

Klar und unerbittlich sah Thomas die Wirklichkeit. Und trotz allem wich nicht die schimmernde Gestalt vor seiner Seele. Es war Alexander — und er war es nicht.

Grübelnd, inbrünstig grübelnd sah er in den Himmel, dessen fahles Licht verglomm. Langsamer ward der Ton der Glocke, in Zwischenräumen schlug sie mehrmals doppelt an, dann einmal noch, dann noch einmal, und endlich verhallte auch der letzte Ton.

O nur noch einmal, o nur noch ein einziges Mal! dachte er flehend, — aber stumm lag der Himmel, und leise fröstelte es ihn.

Thomas und Alexander sahen sich nun öfter, es bildete sich endlich ein regelmäßiger Verkehr zwischen ihnen. Nie mehr führte Thomas ihn in den Gängen, in den Zimmern des Hauses umher; er sprach nun zu ihm wie zu jedem andern, und Alexander, der Thomas' ganzes Wesen etwas eigentümlich fand, war mit der Änderung

sehr einverstanden. Er kam gern, zumal auch Ursula meist da war und stets Interessantes wußte.

Thomas' Gefühl hatte sich in den äußersten Winkel seiner Seele zurückgezogen, anscheinend tot, in Wirklichkeit lebendiger denn je. Für ihn gab es nun zwei Alexander, den, den er kannte, und den, den seine Sehnsucht sich geschaffen hatte. Der letzte war der wirkliche, der wirkliche dagegen nebensächlich, ja eigentlich nur störend. Der Verkehr mit ihm fiel ihm schließlich nur zur Last. Unausbleiblich kam jedesmal der Augenblick, wo sich leise ein unverstandenes Mißbehagen auf ihn legte, wo Gespräch und Spiele stockten; und die Stimmung des dämmernden Sonntagabends, dem wieder eine ganze Schulwoche folgte, machte das Unglück doppelt drückend. Schließlich ward ihm Alexander geradezu die leibhaftige Verkörperung des langweiligen Sonntagnachmittags. — Hoffentlich kommt er heute nicht und holt mich! dachte er um drei Uhr. Dann läutete es schon. — Endlich weigerte er sich mitzugehen. Stillschweigend und bleich legte er sich auf das Sofa: Der gepflegte Garten, der fatale Vater, dem Alexander ähnlich sah und dem er deshalb ohnehin nicht wohlgesinnt war, die schrecklichen älteren Brüder mit den langweiligen blonden Gesichtern, bei deren Anschauen er an kalten Kalbsbraten denken mußte, — die unvermeidlich um sechs Uhr vierhändig den Militärmarsch spielten, der Diener mit der Gartenspritze, die kleinen, wohlgeordneten, wohlgeglätteten Räume mit ihrem beklemmenden Geruch von gewachstem Parkettboden, die furchtbare Kaffeestunde in der Familie, ja selbst der Gesang der Drosseln, der viel ordentlicher klang als der zu Hause, und endlich der Gang über die heiße, schattenlose Straße am Nachmittag, zwischen den sonntäglich gekleideten Menschen, deren Schritte auf dem Pflaster hallten — alles dieses schwebte entsetzlich peinigend vor ihm. — Zunächst erreichte er mit seiner Weigerung nur, daß Alexander aufgefordert wurde dazubleiben. Am nächsten Sonntag aber mußte er doch in das Haus des Kaufmanns gehen. Er griff zur Selbsthilfe und las ein Buch. Alexander nahm notgedrungen ebenfalls eins. — Dazu braucht ihr euch nicht einzuladen, sagten die Eltern und nahmen die Bücher weg.

Jetzt weigerte sich Thomas, den Verkehr fortzusetzen.

Frau Elisabeth hätte zwar diesen Freund für ihren Sohn nicht schwer verschmerzt, aber er war der einzige, den er überhaupt hatte, und wenn sie überdachte, wie tief und heimlich er ihn einst geliebt, so füllte sie der Gedanke mit Kummer, wie schnell und leicht diese Liebe nun verflogen war. — Sie hatte verschiedene Aussprachen mit ihm. — Ist er nicht immer gut gegen dich? Wenn er langweilig ist, so liegt das ebensoviel an dir! Ein andermal meinte sie, er sei launenhaft; und als Thomas, des eingebildeten Alexanders gedenkend, leise überströmend sagte: ich habe ihn genau so lieb wie früher, ja noch viel lieber! erschien er ihr ganz rätselhaft, wie er trotzdem den Kopf halb hilflos, halb entschieden schüttelte, als sie ihn aufforderte, ihn dann doch einzuladen.

So endete ihr Verkehr in Wirklichkeit. Thomas spielte wieder allein im Garten, und Frau Elisabeth sah halb mitleidig die Wohnung an, die er — scheinbar für

sich allein, in Wirklichkeit aber für sich und Alexander — im tiefsten Innern der Gesträuche zimmerte, und in die er endlich die große, alte Hausglocke hing, da die altmodische Einrichtung durch einen elektrischen Apparat ersetzt ward.

Nun war Alexander fort; nichts störte mehr, mit ihm allein zu sein. Von allen irdischen Schlacken gereinigt, schimmerte sein Bild wie ehedem. Thomas fühlte ihn, wenn er im Garten war, er fühlte ihn, wenn er die hohen, düstren Räume durchschritt, er fühlte ihn, wenn er abends mit offenen Augen in seinem Bett lag. Dies Gefühl stand um ihn als etwas Wirkliches, es verschmolz mit seinem Wesen, es durchdrang ihn ganz. Den wahren Alexander suchte er zu vergessen, sein Bild, das sich oft störend zwischen seine Gedanken schob, fortzudrängen. So wollte er ihn sehen und so sah er ihn, wie er ihm einst im Traum erschienen war, in jenem rätselhaften Traum am Morgen seiner Genesung, als er mit schon wachen Augen ihn noch immer sah, wie er ferner und ferner schwand, durch jenes Bild hindurch, das hoch über seinem Bette hing. Oftmals sah Thomas vor dem Einschlafen zu ihm hinauf, als müsse sich sein trüber unbestimmter Schimmer verdichten, als müsse die entschwundene Gestalt durch seinen Rahmen auf ihn niederschauen. Diese Sehnsucht ward immer stärker in ihm.

So lag er eines Abends wieder. Regungslos sah er empor zu dem Bilde, auf dem ein letzter Schein der Abendröte dämmerte.

Da ward ihm wunderbar zu Sinn; er richtete sich halb im Bette empor und sah zu ihm hinauf, wie jemand, im Hellen stehend, in ein nahes Dunkel blickt, in dem es rauschte.

Plötzlich richtete er sich ganz in die Höhe, trat zum Fußende des Bettes, auf seine breite Brüstung, faßte einen Haken in der Wand, zog sich daran empor, streckte den freien Arm nach oben, ergriff das Bild und trug es hin zum Fenster.

Es war nicht mehr dasselbe Bild: Ernst blickte auf ihn, ernst und unverwandt ein Knabenkopf, wie er nie einen sah. —

Thomas stand regungslos; dann warf er sich seitwärts auf die Sofalehne und vergrub das Gesicht in seine Hände. Es rieselte auf ihn herab, es durchtränkte ihn mit nie gekanntem, zartem und doch starkem Rausche: Ein Ausruhen nach langer, irrer Fahrt, ein Versinken auf weichem, nächtigem Flügelfittig. Leise und unaufhaltsam rannen seine Tränen. Glück und Unglück strömten ineinander und mischten sich zu einem Neuen, das nicht das eine noch das andre war.

Langsam hob er den Kopf empor. Mit zager Inbrunst sah er auf das Bild, das den dunklen Blick schweigend auf ihn gerichtet hielt. Aus zarter Spitzenkrause wuchs der schlanke Hals, kostbar gesteppter, bläulicher Seidenstoff umschloß die breite Brust. Wie aus buntem Staub zusammengewirbelt war das Bild. Die Dämmerung wich dem Abend, es dunkelte sich mehr und mehr, und wie er sich darüber neigte, drang ein leises, leises Klopfen an sein Ohr, es pochte drinnen wie ein feiner Pulsschlag. Mit scheuer Hand strich er über das Glas, wie wenn er einen lebenden, träumenden Menschen berühre. —

Er hing es leise an seinen alten Platz zurück; unkenntlich, trübe sah es auf ihn nieder.

Nun wußte er, warum das alles war; niemand sollte es erkennen, sein Wesen war Geheimnis und nur ihm gelüftet. Wer war es, und woher kam sein Bild? — Die erste Frage — nichts in der Welt hätte ihm die Antwort umstoßen können. Aber woher kam sein Bild? — Er lag in Grübeln versunken, da trat Frau Elisabeth leise herein, ihm gute Nacht zu sagen. Er ließ sie nicht aus seiner Umarmung, denn die Frage brannte in ihm. Mehrmals setzte er zu einem Worte an, ohne daß sie es bemerkte, und endlich überwand er sich mit heimlicher ungeheurer Anstrengung. Was ist das für ein Bild? sagte er mit halber, gelassener Stimme und deutete kaum merklich empor. Sie antwortete: Ein Knabe ist es, hast du ihn noch nie gesehen? — Er war enttäuscht, daß sie es wußte, beeilte sich zu nicken und fürchtete, sie könne es von der Wand herabnehmen und ihm zeigen wollen. — Wenn man es nicht wüßte, fuhr sie fort, so sähe man es kaum. Früher hing es dicht über deinem Bett, als du ganz klein warst und noch in der Ecke schliefst. Damals sah man es besser. Dein Vater wollte es ganz entfernen, da es so blind sei, und man nichts darauf erkennen könne. Mir aber war es eine Erinnerung an deine früheste Kindheit, ja an die Zeit, eh' du geboren warst und an die ganze Zeit von damals überhaupt, als ich dich erwartete; und ich war im Grunde einverstanden damit, daß es nun hoch hing, und man es nicht mehr erkennen konnte. — Sie schwieg betroffen, denn sie redete zu Thomas fast wie zu sich selbst. — Ehe ich geboren war? fragte er leise. Damals sah ich es zum erstenmal. Durch Zufall fand ich es, verstaubt und versteckt in einer Bodenkammer. Gott weiß, wem es gehörte, und wie es dorthin gekommen war. Dein Vater erinnerte sich nicht; es muß vor langen Jahren im Hause einmal vergessen worden sein. Ich aber nahm es herab, denn mir tat der arme Junge leid, daß er all die Jahre da oben allein gewesen war. — Thomas richtete sich etwas auf: Sagst du das im Ernst? fragte er in leisem Staunen. — Ich meine, hier unten war ein besserer Platz für ihn, weil hier die Sonne scheint. — Thomas sank wieder in das Kissen zurück und hörte nicht mehr auf seiner Mutter Worte. Über ihn lief eine Kühle und dann ein warmer Strom, wie Schatten und Lichtmassen über einen großen, windstillen Wald.

Er schwieg; und als sie fragte, ob er müde sei, nickte er nur leise.

Lange lag er allein mit offnen Augen. Das Haus, das Bild, er selbst — alles verklang zu einem Einzigen. Eine große, wundervolle Stille breitete sich über ihn; wie ein unbeweglich stiller, nächtlicher See, in dem der Himmel mit dem Mond sich spiegelt, ruhte seine Seele.

Aber dann durchriß ihn tiefes Weh, wenn er der verflossenen Zeiten dachte, seines unbewußten Treubruches an dem, den er ohne es zu wissen schon all die lange Zeit geliebt, den er ahnte, ohne daß er ihn je sah, der aus Nacht und Dämmer zu ihm herabgekommen war, der all die Jahre schon auf ihn herniederschaute, der ihn erwartete, der ihm Zeichen gab, der ihm im Traum erschien, dem er,

ohne es zu ahnen, all seine Rechte, all seine Heiligtümer nahm; er häufte sie auf einen andern, auf ihn, dem nichts, gar nichts von allem zukam, der fremd und kalt dort draußen stand, er drang ihm seine Heiligtümer auf, der sie zurückwies, der ihm den Rücken kehrte, und dem er sie auch dann noch nachtrug, den er auch dann noch mit ihnen schmückte, ohne sehn zu wollen, daß sie zu Boden glitten, daß er mit dem Fuß über sie hintrat.

Glühende Scham drang ihm aus allen Poren. Wie, wie war das alles möglich? Leuchtend, unvermittelt trat ihm jene Erinnerung vor die Seele, wie einst Alexanders Gestalt ihm fern entschwand, wie er ihn noch zu sehen glaubte, und sein Blick, ohne daß er es wußte, auf dem Bilde ruhte. Und für die Dauer eines Blitzes zerriß der Schleier vor seinem Grübeln. Wie dem nächtlichen Wanderer sich die Bahn, durch die sein Fuß sich tastet, im Wetterstrahl erhellt und im nächsten Augenblick in finstres Nichts zurücksinkt, so stand in Thomas' Seele die Gewißheit in traumhafter Helle, unfaßlich klar. Doch die Vision verlosch, ehe er sie halten konnte. Schauernd blickte er empor zur Wand, sein Auge suchte das Dunkel zu durchdringen, das Bild zu finden; er fand es nicht mehr; aber er wußte, es sah auf ihn herab, auch durch das Dunkel. —

Thomas war wie umgewandelt; alles Suchen und Tasten hatte nun ein Ende; alle Unsicherheit war geschwunden, alles Nebelige, Zwielichthafte zerstört, er lebte wieder voll in der Wirklichkeit — freilich in einer ganz anderen Wirklichkeit, als die der andern war. Er saß in seinem Gärtchen, neben dem kleinen Springbrunnen, den er einst selber angelegt; er horchte auf das leise Plätschern, und es war in Wirklichkeit das Geräusch einer fernen, ungeheuren Fontäne mitten in dem Garten. Die leuchtenden Perlen wurden zu Kristallbällen, die sich in den Himmel schleuderten und nicht mehr zurückkamen. Urwaldartig wuchs der Garten, die Nachtviolen wurden zu Riesenblüten, die Marienblumen drehten sich als Sonnenräder, der Goldlack schoß als Pappel empor, die blauen Glockenblumen wiegten sich als Turmglocken an schwanken Stämmen hoch oben in der Luft, und Falter mit leuchtenden Segeln ließen sich auf ihnen schaukeln. In der Mitte des Gartens aber glomm ein dunkles Dickicht, in dem kein Wind wehte, in dem es still war. Und dort saß der, dem das alles zu eigen war, durch seine Finger rannen funkelnde Rubine, die er vors Auge hielt und achtlos wieder fallen ließ. Sie wurden zu Purpurströmen, auf denen die Sonne glitzerte, ein Rauschen ging durch den Garten, golden war das ganze, riesige Haus, alle Fenster waren weit geöffnet, und ein einziger, unsichtbarer Strom flutete durch sie, flutete durch den Garten und durch Thomas selbst. Es knirschte und knackte in dem Innern des Hauses, und Thomas wußte: Es dehnte und reckte sich. Ungesehen durchzog es unterirdisch eine ungeheure Axe, und wenn man die berührte, so erwachte es. Niemand konnte sie finden, aber sie war da. Nur Einer kannte das Geheimnis, und Thomas wußte davon aus einem Traum. Er wußte jetzt auch den Namen jenes Einen: Zwischen Traum und Halbwachen sprach oder hörte er ihn.

Mao — — schrieb er nieder und starrte den Namen an wie eine Zauberformel. Dann entzündete er ihn schnell und ließ ihn verbrennen, um ihn wieder aufzuschreiben und wieder zu verbrennen. Endlich versuchte er, die drei Zeichen so auf und über einander zu schreiben, daß der Name für andere unkenntlich ward; und nun begann er dieses magische Symbol auf die Wände des Hauses aufzutragen, zunächst in seinem Schlafzimmer, ganz verborgen und klein, in einer Ecke. Dann auf dem Dachboden, darauf im Keller, alsdann im Saal, im Wohnzimmer, im Arbeitszimmer seines Vaters, ja endlich gab es keinen Raum im ganzen Hause — soweit er von ihnen wußte — der nicht das Zeichen trug. Auch von dem Garten nahm er Besitz, denn er vergrub ihn in der Mitte des kreisrunden, großen Rosenbeetes, das genau im Mittelpunkte lag. — Das Gold und Silber, das ihn an Alexander erinnerte, ward aus dem hohlen Holunderbaum herausgeworfen, heimlich in den Küchenherd gestopft und da verbrannt. Der Name Mao aber ward, geschnitzt in eine kleine Holztafel, in den Baum versenkt. Nun endlich enträtselte sich ihm auch das Wappenschild: Es war das Innerste von Maos Namen, das, was nach beiden Seiten hin geschützt, nur Eingeweihten sein Geheimnis offenbarte. Und wie Thomas über den Namen nachsann, der fremdartig und weich war, fand er ihn mit einem Male, umgestellt, im Herzen seines eigenen Namens wieder. Nun war er ihm ganz zugehörig; noch mehr: Einer war in dem andern; — eine geheimnisvolle Kraft durchdrang ihn. Nun fühlte er sich als den Meister des Hauses; es lag in seiner Macht, es zu verändern so wie es früher gewesen war: Er zauberte.

Am vollen Mittag stellte er sich mitten in sein Zimmer, nachdem die Türe abgeschlossen war, und sprach dunkle Worte, wie sie ihm in den Sinn kamen. — Sibu, das hieß: Der Wind soll kommen und durch die Fenster blasen, daß Musik entstehe. Wuho! das hieß: Das schwarze Wasser hinter dem Gartenzaun soll aufsteigen und das Haus umzingeln, daß es uneindringbar werde. Das mächtigste Wort aber bedeutete: Die Welt soll verschwinden, nur das Haus soll da sein. Und während er diese Worte sprach, glaubte er fest, daß alles geschehe, so wie er es wolle, nur daß er selbst es nicht sehen und nicht hören konnte. Mao aber sah und hörte alles und wußte noch viel mehr Worte als er selbst, Worte, über die er nachgrübelte ohne sie zu finden, die Unerhörtes bedeuteten, Unerhörtes, dessen Riesenschatten zurückwich und sich zerlöste, wenn er den Blick seines Bewußtseins darauf richtete. —

Dann wieder faßten ihn Zweifel, wenn er etwa ein Wort sprach, das bedeutete: Der alte Turm soll sprechen! und unerschütterliches, unerbittliches Schweigen um ihn wuchtete, während er erwartend auf den feierlichen, finstren sah. Und einmal stand er nach dem Regen in dem Garten, vor einer kleinen, dunklen Wasserlache, in der sein Spiegelbild vollkommen schwarz erschien. Und obgleich er wußte, es war nur eine Wasserlache, so wußte er auch: es wurde ein unendlich tiefer See, wenn er sich mit dem Kopf voran in ihn hineinstürzte. So stand er vor ihm, wollte tun, wozu ihn sein Glaube trieb, und immer wieder hielt ihn etwas

zurück. In solchen Augenblicken überkam ihn eine tiefe Traurigkeit, ein grauenvolles Gefühl, das, wenn es andauerte, ihn hätte versteinern müssen: Die dunkle Ahnung des Nichts, der leere, gespenstische Blick der Wirklichkeit.

Aber er schob die Schuld auf sich: Wenn er den Turm nicht sprechen hörte, wenn auf seinen Befehl der Boden nicht zu sinken begann, um ungewisse, versunkene Stockwerke von früher an das Licht zu bringen, wenn die Wurzeln der uralten Linde unter dem Boden, auf dem er stand, nicht zu pochen begannen, um zu bekräftigen, daß der Baum einst von Mao als zartes Reis gepflanzt war, wenn das Wappenschild unter dem Dach im Dunkel nicht erglühte, wenn die schwarzen, lautlosen Fledermäuse in ihrem irren Flug nicht plötzlich innehielten und starr in der Luft standen, um zu beweisen, daß alles, was er dachte, wahr sei: Dann fühlte er: Nur sein Glaube war nicht stark genug, oder, wenn er es war, so reichte seine Fassenskraft nicht an das Wahrnehmen des Wunders.

Einmal trat er vor Maos Bild; er wollte ihn lebendig zaubern; aber das Wort, das sonst von selbst kam, ohne daß er es suchte, stellte sich nicht ein. Da erschien ihm sein Unterfangen frevelhaft, vermessen. Tagelang verließ ihn nicht ein Gefühl von Schuld und Scham, ein peinigendes, quälendes Gefühl der Erniedrigung, daß er Mao nicht mehr in die Augen blicken konnte.

Seiner Umgebung entfremdete er sich mehr und mehr. Nie wieder sprach er von dem Bilde, in Gegenwart anderer sah er es nicht einmal an. Es war unausbleiblich, daß sein verändertes Wesen auffiel. Mit fremd leuchtenden Augen kam er zu Tisch, antwortete nicht, wenn ihn sein Vater anredete und fuhr erst empor, wenn man laut seinen Namen nannte. In der Schule ward er nachlässig, die Strafzettel mehrten sich. Frau Elisabeth suchte den Grund herauszufinden für seine Änderung, aber er wich bei jedem näheren Wort zurück, und ihm heimlich nachzugehen, ihn zu belauschen, diesen Gedanken wies sie als unwürdig vor sich und ihrem Sohne ab, obwohl der Justizrat sagte, es sei ein jedes Mittel zu ergreifen, wenn es sich um das Wohl der Kinder handele.

Ursula hatte sich nie sehr um ihren Bruder gekümmert, sie war stets viel zu sehr mit andern Dingen beschäftigt. Und mit was für Dingen! Halb in Mitleid, halb in Verachtung blickte Thomas auf sie. Ihre neueste Schwärmerei war eine große Puppe, die ihr vor kurzem ihre Mutter schenkte, da sie fand, daß Ursulas Gedanken sich viel zu ausschließlich um sich selber drehten. Wenn Thomas, von Maos Bilde kommend, auf dieses Wesen stieß, das mit ewig gleichem, frohem Erstaunen, mit halbgespreizten Armen lebendig entseelt ins Leere lächelte, erschien ihm Ursula selber wie seelenlos.

Übrigens dauerte ihre Leidenschaft nicht lange. Daß die Puppe ewig denselben Kopf behielt, mißfiel ihr, sie begann, ihr phantastische Trachten zu nähen, kleidete sie bald als Wickelkind und bald als Dame, bald als beides zugleich, bog ihr alle Gelenke nieder und behauptete, sie sei ein Hund, trommelte auf den Tisch und ließ sie tanzen, und prügelte sie endlich nur noch. Frau Elisabeth sah dem neuen Treiben nicht mit Freude zu. Ursula aber sagte: Es ist doch nur eine Puppe.

Dann klopfte sie mit dem Finger an den kleinen Kopf und sagte: Hohl! Und von der Zeit an nannte sie sie nur noch „Hohlkopf", bis ihre Mutter endlich empört dem Unwesen ein Ende machte, indem sie vor Ursulas Augen Puppe, Kleider und Zubehör in einen großen Kasten packte, um alles zusammen einem armen Kinde zu schenken, das mehr Freude daran haben würde. Ursula sah ruhig zu, die Hände verschränkt auf dem Rücken haltend, ja sie holte noch einiges Vergessene herbei, und mit Händen und Zähnen verknotete sie endlich den schon geschnürten Kasten. Und wie sie alles so verpackt sah, bedauerte sie, der Puppe ein Bein ausgerissen zu haben, was Frau Elisabeth als ein Zeichen von Reue ansah. Sie wollte, überzeugt, daß sie sich Besserung vorgenommen und nur zu stolz sei, um zu bitten, ihr entgegenkommen, aber Ursula lachte, verhinderte sie am Wiederauspacken und sagte, sie sei froh, das Geschöpf los zu sein. — In solchen Augenblicken fühlte Frau Elisabeth sich wie gelähmt, und fast etwas wie Feindschaft stieg empor zwischen ihr und ihrem Kinde. Ursula aber merkte dergleichen nicht; fast in dem Augenblicke, wo sie gescholten wurde, stellte sie oft unbefangen Fragen, die sich schon wieder auf eine neue Sache bezogen, so daß Frau Elisabeth ihr ganzes erzieherisches Besinnen nötig hatte, um ihr richtig zu begegnen. Strafen verfingen bei ihr nicht; sie nahm sie alle auf sich mit bescheidener Miene, wie etwas Selbstverständliches, das nun einmal zum Leben gehört, das lästig ist, aber ertragen werden muß. — Wie schade, dachte ihre Mutter zuweilen, daß sie kein Knabe wurde, und Thomas nicht ein Mädchen! —

Maos Bild war Ursula verschlossen. Ein wonniger Schwindel überlief ihn, als sie einmal zu ihm sagte: Wenn so ein Bild über meinem Bette hinge, das überhaupt kein Bild ist, dann würde ich es einfach forttun!

So verlor er mehr und mehr von seinem Mißtrauen und ward sorgloser. Wie aber bereute er es später! Als er einmal ahnungslos in sein Zimmer trat, um eine Blume zwischen Bild und Wand zu schieben, stand Ursula davor, bewegte den Arm wie einen Taktstock und murmelte halblaut: Hokus pokus, hokus pokus. Das Blut stockte ihm. Er wußte sofort und ohne Vermittlung, daß sie ihn verhöhnen wolle, daß sie auf irgend eine Weise in sein Geheimnis drang. — Nun, Thomas, rief sie, es begibt sich ja gar nichts? Ich will, daß da oben was erscheinen soll, aber es kommt nichts. — Sie begann wieder mit ihren Bewegungen, immer schneller, daß ihr Oberkörper mitpendelte. — Da trat er auf sie zu, zog sie langsam und stark empor und führte sie, die nicht wußte was er vorhatte, hinaus, verschloß die Türe hinter ihr und sah mit brennenden Augen zum Fenster hinaus, über die Büsche hinweg zum Himmelsrande, ohne auf die Tür zu achten, die in plötzlicher Empörung dröhnte und zitterte, ohne seiner Schwester Antwort zu geben, die endlich mit der Drohung fortlief, nun sage sie alles ihrem Vater. — Er wußte, nun geschah etwas Schreckliches. Wie im Traum ging er herum. Gegen Abend ward er ins Arbeitszimmer des Justizrats gerufen. Es wurde ihm eröffnet, er solle zu Ostern bereits in die zweite Klasse des Gymnasiums aufgenommen werden. Er werde viel zu arbeiten haben und das sei gut. Sein Vater

ſelbſt wolle ihn unterrichten, und da er des Tags beſchäftigt ſei, ſo habe er hierzu die frühen Morgenſtunden auserſehen. Thomas würde ihn künftig auf ſeinen gewohnten Spazierwegen begleiten. Und abends habe er ihm jedesmal eine ſchriftliche Arbeit vorzulegen. Mit dem Bummeln ſei es nun ein für allemal zu Ende. Zu was ſein Umherträumen und Herumdämmern führe, habe er ja nun geſehen, und als vernünftiger Junge müſſe er ſich ſchämen, ſolchen aberwitzigen Unſinn zu treiben, wie Urſula ihn an der Tür behorcht habe. Er glaube doch wohl nicht im Ernſte, daß ein Bild etwas andres ſei als eben nur ein Bild, und daß ein Menſch zaubern könne? — Und da Thomas nicht antwortete, wiederholte er ſeine Worte, die ja eigentlich gar keiner Antwort bedurften, mit plötzlicher Nähe als direkte Frage. Und Thomas ſagte: Nein, da er fühlte, dieſe Antwort war beſſer als jede andere.— Ich verbiete dir dergleichen Blödſinn ein für allemal! fuhr ſein Vater fort, und wenn ich je dergleichen wieder merke, ſo geſchieht etwas, das dich nicht freuen ſoll! Du brauchſt mich nicht ſo anzuſehen; du weißt, daß alles, was ich tue, ſtets nur zu deinem eignen Beſten geſchieht. Das zu begreifen biſt du alt genug. Reiß dich los aus deiner Weichlichkeit. Wir ſind nicht auf der Welt um zu träumen, ſondern um zu arbeiten. Und die Eltern haben die Pflicht, ihren Kindern alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen.

Als Thomas zu Bett ging, war Maos Bild verſchwunden. Die Stelle wo es hing, zeichnete ſich als dunkleres Viereck gegen die Wand ab.

Die Entdeckung ſeines Geheimniſſes, die Entfernung des Bildes, alles erſchien ihm als ein fürchterlicher Traum. Nachts riß es ihn aus ſeinem Schlaf und am nächſten Morgen war alles noch ebenſo unfaßbar. Zu Hauſe beherrſchte er ſich, aber auf dem Weg zur Schule war es mit ſeiner Faſſung vorbei. Der Lärm der Schüler in den Klaſſen klang geſpenſtiſch, die Lehrer, alle Menſchen überhaupt erſchienen ihm wie Schatten; zu Hauſe ſtand er wieder vor dem leeren Viereck, das einzige, was ihm von Maos Bild geblieben war.

Frau Eliſabeth war tief erſchreckt über die Erſchütterung, die in Thomas' Weſen durchklang. Sie hatte nichts geahnt von ſeiner Liebe für das Bild; daß es ihm nun genommen war, erſchien ihr grauſam, und ſie drang in ihren Mann, es ihm zurückzugeben. Daß Thomas nie — auch jetzt nicht — zu ihr darüber ſprach, ſchmerzte ſie; es ſchmerzte ſie, daß er keinen Schutz bei ihr ſuchte. Wie tief und zart ſein Gefühl ſein mußte, ſah ſie erſt, als er bei ihrem leiſen, liebevollen Taſten ſcheu zurückwich, ſo daß ſie ſich faſt zudringlich erſchien.— Der Juſtizrat aber lachte und ſchüttelte den Kopf: Gib acht, ſagte er, in ein paar Tagen iſt das alles vorbei. — Und wirklich ſchien es ſo. Eines Tages hatte Thomas lange vor dem Fleck, der nun Maos Bild vertreten mußte, gekniet, und als er endlich aufſtand, fühlte er ſich gefeſtigt und getröſtet. Wie wenig Glauben hatte er bis jetzt gehabt! Als ob ſie dadurch, daß ſie Maos Bild ihm nahmen, ihm Mao ſelbſt genommen hätten! Das Bild war fort, aber Mao ſelbſt war nun allgegenwärtig. Und das Haus ſtand um ihn, feſt und ruhig wie immer. Mao hatte es nicht verlaſſen; das fühlte er mit unerſchütterlicher Stärke; er brauchte nicht einmal zu zaubern, ja ſeine

ganze Zauberei erschien ihm jetzt beinahe kindisch, so deutlich empfand er die starke Wirklichkeit. — Ursula sagte voll kindlicher Genugtuung, das Bild sei nun verbrannt. Er antwortete ihr gar nicht: er wußte es besser. Wäre es verbrannt worden, dann wäre er nicht so ruhig, dann wäre irgend etwas mit ihm und mit dem Haus geschehen. Verschlossen war es irgendwo, und es war ihm beinah gleichgültig, den Platz zu erfahren. In dem Augenblick, wo andere von ihm Besitz nahmen, veränderte es sich. Er war nicht einmal böse auf seinen Vater, auch nicht auf Ursula, die doch an allem die Schuld trug. Er empfand eher etwas wie Mitleid für beide.

Eine große Ruhe kam über ihn, er wurde heiterer, wie es schien, und umgänglicher im Verkehr mit Ursula und seinen Eltern. Frau Elisabeth wunderte sich über seine anscheinende Gelassenheit; ihr kam wieder in den Sinn, wie schnell er einst Alexander vergaß, nachdem er ihn so schwärmerisch geliebt, und sie fragte sich vergeblich, in welche unbekannten Gegenden all das, was er an Wärme und Innigkeit besaß, entströmte. Zuweilen erschien er ihr wie seelenlos, und zuweilen nur wie Seele.

Die angekündigten Vorbereitungen für die neue Schule wurden nun wirklich wahr. Thomas, der bis jetzt allein geschlafen hatte, ward in das Schlafzimmer seines Vaters quartiert.

Ein sonderbares Gefühl war es, als er, durch ein Geräusch aus frühem Schlaf erwachend, die Augen öffnete und im Kerzenlichte seinen Vater im Nachtkleid am Bette stehend seine Uhr aufziehen sah. Er hing sie an das kleine Gehäuse, die Kette glitt mit leichtem, körnigem Klirren nieder. Darauf zog er die schönen, funkelnden Ringe von den Fingern; einer fiel zu Boden, er bückte sich ihn aufzuheben, und Thomas sah ihn voll Verwunderung an. Er erschien ihm mit einem Male wie jeder andre Mensch. Ehe er sich niederlegte, wandte er sich zufällig zur Seite, und Thomas, der ihn durch seine scheinbar geschlossenen Lider betrachtete, sah, wie er für einen kleinen Augenblick überrascht schien. Offenbar hatte er vergessen, daß sein Sohn nun bei ihm schlief. Thomas schloß sogleich die Augen ganz und lag so eine Weile, bis er ein kurzes, energisches Blasen vernahm und sie wieder öffnete, mit dem Gefühl, als habe ihm jemand ungreifbar eine schwarze Kappe über den Kopf gezogen.

Nun war alles ganz still. Regelmäßig tönten die Atemzüge von dem andern Bette her; Thomas lauschte lange; er fühlte deutlich, daß sein Vater schlief. Wie sonderbar das war! Er selbst lag stets eine lange Zeit mit offnen Augen.

Nun schläft der Herr des Hauses! dachte er, und zugleich stieg ihm die Gewißheit auf, daß Maos Herrschaft jetzt begann:

Unhörbar flogen alle Türen des Hauses auf, lautlos schritt er durch alle Räume, und ein fernes, leises Klingen ging durch sie, flimmernde Töne, die keine Töne waren: feinste Silberfäden, feiner als Spinnweben, die wie zarte Nebelschichten als Oberfläche eines dunstlosen Meeres still dahinzogen. Und das Geheimnisvollste war: Mao trug eine weiße Laterne, und doch war es wieder keine Laterne,

ſondern ein ſchimmerndes Ding, das er ſich ſeitwärts gegen das Geſicht hielt, eine weiße Scheibe; doch nur die letzten Ränder leuchteten; er ſah die Stirn- und Naſenlinie, Mund und Kinn als ſchmale, milchweiße Bänder glühen. So zog er lautlos den Gang hinab. Thomas war ganz wach; deutlich hörte er ſeinen Vater atmen. Er war Maos Feind, er hatte Beſitz von Maos Reich genommen und ſein Bild verbannt. Und doch wußte er von alledem ſelbſt nichts; er würde den ausgelacht haben, der es ihm ſagte. Trotzdem war es ſo; er hatte den untrüglichen, gewiſſen Glauben. — — Wieder ſah er die ſchlanke, unhörbar ſchreitende Geſtalt, an der alles dunkel war außer der Geſichtslinie, die als ein weißes, formenvolles Band im Dunkel ſchimmerte. Zuweilen nahm er die Scheibe herab, dann verloſch ſie gleich, in größerer Ferne ſchimmerte ſie wieder, matter und matter, dünner und ſcheinartiger, bis er ſie nicht mehr ſah. — — —

Am nächſten Morgen erwachte er in aller Frühe und wunderte ſich über die gelbe Helligkeit im Zimmer. Sein Vater lag im Bett, neben ihm ſtanden fünf brennende Kerzen; in der Hand hielt er ein Buch und las. Wie lange mochte er wohl ſchon geleſen haben? Und was las er? Thomas dachte, daß es ein böſes Buch ſei, ein ſchlimmes. Durch einen Spalt der Vorhänge ſchimmerte die Morgenröte, fern und ſtill. Nicht der leiſeſte Laut war vernehmbar, bewegungslos blickte der Juſtizrat in das Buch vor ſeinen Augen. Zwiſchen Decke und Kiſſen hindurch ſah Thomas auf ihn hin wie von einer fernen Warte. Was dachte jetzt wohl ſein Vater? Ob Thomas es wohl verſtehen würde, wenn er es ihm ſagte? Und ob er wohl ſpäter einmal dasſelbe denken würde? — Die Lichter waren tief herabgebrannt, zarte Zäune krönten ſie im Rund, wie kleine Galerien die Spitzen ferner, ſchornſteinartiger, weißer Türme. Jetzt ſchlug er eine Seite um, es war die erſte Bewegung, die Thomas vernahm in dem ſchweigenden, kalten Morgen. Die Kerzen wehten leiſe, hie und da bildeten ſich Breſchen in den Galerien, die Stäbe fielen nieder und zerlöſten ſich.

Auf einmal ſah der Juſtizrat mit einer raſchen Wendung des Kopfes zu Thomas hinüber, und gleich darauf blies er fünfmal in ſchneller, kurzer Folge, ſprang mit leichtem Satze aus dem Bette, trennte die Gardinen, daß kaltes, helles Licht hereinfiel, und weckte Thomas, der ſich ſchlafend ſtellte. Mit ödem Gefühl erhob er ſich; als ſie ſpäter allein im halbhellen Saal ihr Frühſtück nahmen, ſaß er mit ganz verſchloſſenem Herzen, ja mit Verſtocktheit, und nahm ſich vor, wenn ſein Vater von Mao zu reden begänne, ihm mit keiner Silbe zu antworten. Aber offenbar hatte der Juſtizrat das Bild ſchon lange wieder vergeſſen, denn er gedachte ſeiner mit keinem Worte. Thomas betrachtete ihn langſam wieder mit ſeinen Tagesaugen und nun fühlte er ſich nur noch befangen vor ihm.

Sie ſchritten zum Haus hinaus, die noch unbelebte Straße hinauf, die zum Stadttor führte; an Alexanders Haus vorbei, deſſen oberes Stockwerk verhängt war, während im unteren der Diener die Fenſter öffnete. Da oben lagen ſie alle zu Bett, die ganze elende Familie! Thomas ſtellte ſich die lange Fenſterlinie als ein einziges Schlafzimmer vor, mit einem einzigen, viel Ellen breiten Bett, darin

lag die gesamte Gesellschaft, wie strangulierte Füchse, mit spitzen Schnauzen und heraushängenden Zungen, die säuberlich auf dem hochgezogenen weißen Deckbett glänzten.

Der Justizrat ließ ihm aber keine Zeit zu solchen Betrachtungen; er mußte all seine Gedanken anspannen, wie sein Vater ihn nun in die Anfangsgründe des Lateinischen einführte, die verschiedensten Abschweifungen machte und doch immer gleich wieder zur Hauptsache zurückkehrte, während Thomas' Gedanken sich dann jedesmal in Nebel verlieren wollten. Zwischendurch deutete er mit dem Stock auf diesen und jenen Baum, fragte nach dem Namen, und es zeigte sich, daß Thomas nicht das geringste wußte, wenn jene Bäume nicht auch zufällig daheim im Garten standen. — Sie schritten die Landstraße hinab; vor ihnen und zu beiden Seiten lag das Flachland; kleine ziegelrote Dörfchen in Nähe und Ferne, ernste Wälderstreifen am Horizonte, alles überschimmert von dem nebeligen Schein der Frühsonne. Ein frischer, kühler Wind drehte die riesigen Flügel der Mühlen, die weithin verstreut lagen, und summte verloren in den Telegraphenstangen, die sich den Landweg hinabzogen. Auf einmal erblickte Thomas den Mond am Himmel, glanzlos weiß, durchbrochen, wie eine Scheibe halb aufgetauten Eises. Und ohne daß er wußte, wie es kam, war ihm, als sei es das entwichene verblaßte Licht des Nachtgestirnes, das als Töne durch das Holz der Telegraphenstangen wehte, — verworren, alt und heimatlos. Eine tiefe Traurigkeit ergriff ihn mehr und mehr, eine verwehte, dumpfe Sehnsucht. Wieder dachte er an Mao. Oder hatte er schon die ganze Zeit an ihn gedacht? — Er wußte es nicht. — Sein Vater sagte, er sei zerstreut, und fügte hinzu, er habe nun für heute morgen genug gelernt, außerdem müsse er frisch sein für die Schule, morgen würden sie weiter fortfahren.

Als sie zu Hause anlangten, saß Ursula erst am Frühstückstisch. Es war die Zeit, wo man sich zum Schulgang rüstete. — Siehst du, sagte der Justizrat, wie schön es ist, frühmorgens aufzustehen. Was haben wir beide alles zusammen gesprochen und gesehen, während deine Schwester noch im Bette lag und schlief! Der Tag ist so kurz oder so lang wie man ihn sich macht. Wie wundervoll war es da draußen in der Morgensonne! — So sprach sein Vater, und er hatte nicht den kranken Mond gesehen, der einsam und verlassen am Himmel stand.

Als Thomas zur Schule ging, fand er ihn nicht mehr; zu viel Häuser ragten um ihn herum, vielleicht war er auch gar nicht mehr da.

Am Abend brachte er seinem Vater die verlangte schriftliche Arbeit, am nächsten Morgen ward sie mitgenommen und durchgesprochen.

So ging Thomas nun jeden Tag mit seinem Vater in der Frühe hinaus, und machte Fortschritte in den Wissenschaften; denn der Justizrat hatte eine frische, lebendige Art zu lehren, das Gelehrte in ihm wachzuhalten und durch Kreuz- und Querfragen zu befestigen. Wenn sie dann heimkamen und durch die hohe, dämmerige Diele die niedrigen, breiten Treppen emporschritten, so war es Thomas zuweilen, als beginne sich leise etwas Fremdes zwischen ihn und etwas anderes

zu ſchieben, etwas anderes, das er nicht mit Namen nennen konnte, aber das unzertrennbar mit dem Hauſe verbunden war.

Eines Abends ſaß er allein in ſeinem Zimmer und ſtarrte auf die Wand, an der einſt ſein Bett geſtanden hatte, auf den Fleck, wo einſt Maos Bild hing. Er zauberte ſich ſeine Züge vor die Seele, es wollte nicht gelingen; er konnte ſie nur noch ahnen, aber nicht mehr ſehen. Eine große Unruhe erfaßte ihn. Er wollte und mußte Maos Bild ſehen. Wo war es? Grübelnd ſtarrte er auf das dunkle Viereck an der Wand. — Dieſelbe Nacht erwachte er an einem Traum: Er hatte ihn geſehen, groß, ſeinen ganzen Körper, mit einer Deutlichkeit, die über den gemalten Schein hinausging. Aufrecht hatte er geſtanden und mit traurigen Augen unbeweglich auf ihn geblickt. — Wo hatte Thomas ihn geſehen? Mit ſeiner ganzen Kraft dachte er nach; und plötzlich ſtand der Raum vor ihm — jenes geheimnisvolle Zimmer, in dem der rieſige Kamin ſtand, deſſen Schlot als ſchwarzes Loch nach oben führte.

Thomas kämpfte mit einem Entſchluß; endlich erhob er ſich leiſe, ſchlich zu dem Tiſch an ſeines Vaters Bette, taſtete bis er eine Kerze fand und Zündhölzer, und verließ den Raum.

Kalte Nachtluft ſtand in dem leeren Gange, ſeine Füße gingen wie auf Eis; aus Vorſicht hatte er ſie unbeſchuht gelaſſen. Schwarzgrau blickten die leeren Fenſter aus der Höhe nieder, der Gang lag wie in Totenſtarre.

Jetzt bin ich der einzige, der wach iſt! dachte er und erſchien ſich ſelber wie ein Geiſt; er wunderte ſich, daß er gar keine Furcht empfand. Dann ging er weiter, ſetzte Fuß vor Fuß, und obgleich er fühlte, daß er vorwärts ſchritt, ſchien es doch, als ginge er immer auf derſelben Stelle.

Jetzt erſt zündete er ſeine Kerze an. Der nächſte Türwirbel blinkte tückiſch ſchon von weitem, als erwarte er ihn lange. Thomas ſtreckte ſeinen Arm aus, und wie er das kalte Meſſing berührte, war ſeine Furcht dahin. Jetzt ſtand er in dem Eßzimmer. Auch hier war es nicht geheuer. Die Reſte des Abendtees ſtanden noch auf dem Tiſche, die Stühle waren verſchoben, es hatte den Anſchein, als ob noch eben Menſchen hier geſeſſen und beim Geräuſch der Türklinke ſehr ſchnell und ſehr behutſam ſich auf den Zehen in die Mauer zurückgezogen hätten und unſichtbar nun ſpähten, was da käme. Mißtrauiſch blickte er auf die Wände. Innerlich eilend ſchritt er doch langſam durch den Raum, und wie er die nächſte Tür jetzt öffnete, fühlte er ſich halb in Sicherheit. Aber auch nicht lange.

Er war im Vorzimmer; nach allen Seiten führten Türen; es ſchwirrte von unhörbaren Tritten. Schnell und leiſe trat er in den Wohnraum.

Von weitem warf der hohe Spiegel ſchweigend ſein eignes Bild zurück; er ſah ſich aus der Ferne, im weißen Nachtkleid, die Kerze in der Hand. Er mußte an dem Spiegel vorbei. Zögernd ſchritt er nach vorn, ſein Bild kam ihm lautlos entgegen. Nun ſtand er dicht vor ihm, er fürchtete ſich vor ſeinen eigenen Augen, die ihm fremd und geiſterhaft entgegenblickten. Die Stille ſummte ihm im Ohr — da knackte es laut hinter ihm. Das Blut jagte ihm zum Herzen, jäh ſtarrte er

in die Dämmerung, die sich allmählich vor seinen Blicken etwas lichtete.— Totenstille lag um ihn.— War es das alte geschnörkelte Sofa, der große dunkle Sessel, der wie erstarrt dort in der Ecke wuchtete, oder war es das Haus selbst, das sich dehnte? Die große Axe fiel ihm wieder ein, die es ungesehen durchzog. Unter seinen nackten Sohlen strich es leise wie mit Fingerspitzen. — Schnell ging er durch die nächste Tür, am Schreibtisch seines Vaters vorbei, und endlich öffnete er zögernd die letzte.

Er war am Ziel; dies war der Raum, in dem er Mao sah. Fast leer gähnte er wie ein ungeheurer hohler Würfel. Sein Licht flackerte und warf ungewisse Schatten.

Mao, sagte er halblaut, bist du da? — Fremd schlugen seine Worte an sein Ohr. — Er lauschte. — Totenstille antwortete ihm.

Mao, sagte er, hast du mich gerufen? — Unbeweglich lag der Raum.

Da schritt er auf einen hohen, dunklen, flachen Schrank zu und öffnete:

Mao blickte ihm entgegen.

Das Licht entfiel seiner Hand und verlosch, er riß das Bild zu sich und preßte es mit beiden Armen im Dunkel an seine Brust. Alle Furcht, alle Angst war zergangen, er war geborgen und geschützt, heimisch und heimlich war das Unheimliche, die Nacht, die ihn mit Schrecken füllte, mütterlich und gnadenvoll.

Maos Bild begann im Wappenschilde unter dem höchsten Giebel zu erglimmen, Traumklänge strahlten von ihm aus, unerreichbar schwebte es in höchsten Fernen, in weißer Glut, stille Lichter blinkten aus tausenden von Fenstern; ohne daß er das Bannwort sprach, war die Zauberformel Wirklichkeit geworden: Die Welt verschwand, indem das Haus zur Welt ward, beherrscht von Maos nächtlichem Gestirn.

So kauerte er einsam in der Nacht, in tiefster Dunkelheit, allein mit einem stummen, geheimnisvollen Wesen, das ihm das Teuerste auf der Welt war, im Herzen des alten Hauses, dessen langsam sterbende Seele noch einmal aufflackerte und in ihm menschliche Gestalt gewann, in ihm, der es nicht wußte, der seinen unverstandenen Schmerz und seine Todesahnung in das Sinnbild eines verschollenen Knaben trug, das ihm zum Höchsten wurde, und der doch fühlte in halbaufgetanen Bildern, daß über alles das hinaus riesenhaft ein anderer, tieferer Schmerz wehte über dem Abgrund einer verklungenen Welt, deren Schein noch ahnungsvoll aus der Tiefe zuckte.

Als er erwachte, dämmerte der Tag. Gefühllos schob er Maos Bild, das ihm im Schlafe halb entglitten war, zurück an seinen Platz, lautlos schlich er sich in seine Kammer, in sein Bett. Er wußte nichts mehr von sich, bis ihn sein Vater am Arme rüttelte. Er erhob sich ohne aufzuschreien, stumm und hastig kleidete er sich an. Auf diesen Morgen folgte der nächste, dann kam wieder einer und schließlich lief jeder Tag so hin wie alle vorhergehenden und alle nächsten. Vom Spaziergang ging es in die Schule, von der Schule nach Hause, am Nachmittag in den Garten,

wo ihn seit einiger Zeit um drei Uhr ein Turnlehrer erwartete, den der Justizrat kommen ließ, damit Thomas sich in seiner freien Zeit beschäftigte, wie es seiner Gesundheit am zuträglichsten wäre, und dann ging es wieder an die Arbeit. Er hatte sich vorgenommen, für Mao in den alten Kellern des Hauses, in denen er einst mit Alexander war, einen Altar aus Steinen zu erbauen und darauf das Harz, das er im Sommer von den Bäumen sammelte, zu verbrennen, aber er fand die Zeit nicht, oder wenn er sie fand, so unterließ er es dann doch, weil er fürchtete, es würde alles hinterher nur um so schrecklicher sein, wenn er wieder hinaufstiege in die Zimmer an seine Arbeit. Der Justizrat sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, Thomas werde ihm zu Ostern Ehre machen und der Schule zeigen, daß er der Sohn seines Vaters sei. Und Thomas' Bemühungen wuchsen, als nun auch Ursula an den Spaziergängen teilnahm. Eines Morgens stand sie wartend vor der Tür und schloß sich ihnen wie selbstverständlich an. Schweigend-pfiffig ging sie nebenher und hörte zu, wie Thomas geprüft ward. Er sah beim Hersagen mit einer unbehaglichen Empfindung auf ihr Profil, das so stumpf und doch so scharf aussah, wie ein wachsamer Hund, der, scheinbar in stummer Ruhe, im nächsten Augenblick aufspringen und bellen wird. Manchmal stockte ihm das Gedächtnis, dann verzog sich ihr Mund, ihre Augenbrauen wurden spitz, als lausche sie auf das, was nun zutage kommen werde. Auf dem Felde aber war ihre Selbstbeherrschung plötzlich gesprengt. Sie umtanzte die beiden, indem sie, ohne sich zu unterbrechen, mit großer Geschwindigkeit, sonderbar betont, alle Formen sämtlicher fünf Deklinationen hersagte und bei der letzten Form mit plötzlichem Rucke stehen blieb, die Zungenspitze langsam hin und her bewegte und, ihrer Richtung folgend, abwechselnd auf ihren Vater und auf Thomas schielte. Thomas starrte sie an wie ein Wunder. — Sie hatte sich schon vor Wochen ein Verzeichnis der Bücher verschafft, die man in der untersten Klasse des Gymnasiums braucht, und sogleich begonnen, die lateinische Grammatik auswendig zu lernen. Sie wollte dies Geheimnis um keinen Preis lüften, und sagte: ich weiß noch viel mehr, aber ich sage nicht, woher. Durch ein paar rasche Kreuzfragen ihres Vaters war die Sache bald geklärt. Und Ursula tat Thomas leid, wie sie nun so schlicht dastand, mit halb enttäuschtem, stummen Gesicht, auf dem noch eben die Röte der Freude lag, und mehr noch, als ihr Vater, der sie aufmerksam betrachtete, plötzlich unvermittelt hinzufügte: Höre, Ursula, du solltest besser acht auf deine Kleidung geben; es hängt alles so an deinem Körper, du siehst beinah verwahrlost aus. — Das tat sie nun in Wahrheit nicht; Frau Elisabeth würde den Worten widersprochen haben. Daß ihre Kleider schlotterten, schien unvermeidlich, da sie in den Jahren der Entwicklung war.

Sie lernte von nun an eifrig mit, und da sie begabter war als Thomas und eine leichtere Fassenskraft besaß, so stellte der Justizrat auch unwillkürlich höhere Forderungen an ihn, verweilte nicht mehr so lange bei einer Erklärung und sagte: Ursula hat es doch gleich begriffen! und er fragte, ob sie nicht später studieren wolle, was sie erfreut bejahte. Doch den Gedanken ihrer Schauspielerei wollte

sie darum nicht aufgeben; und beides vereinigte sich in ihrer Vorstellung recht wohl, indem es ihr nicht allzu schwierig schien, tagüber sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen und abends dann immer noch in den größten Rollen aufzutreten. — Thomas ist dann unser Theaterrechtsanwalt! fügte sie hinzu, da sie vermeinte, er wolle Jurist werden; das hatte er ihr kürzlich einmal gesagt, nur um ihre Fragerei loszuwerden und um zugleich in ihren Augen zu steigen. — Möchtest du Jurist werden? fragte der Justizrat überrascht. Thomas nickte, indem er dachte: Ich brauche es ja noch nicht gleich zu werden! — Er wußte nicht, welche Freude er mit diesem scheinbaren, ihm aufgedrungenen Wunsche seinem Vater antat. Von dem Augenblick an heftete der Justizrat wärmere Blicke auf ihn; Thomas begann sich wohler zu fühlen, wenn er mit ihm zusammen war; und doch beschlich ihn oft eine stumme Traurigkeit, wenn er bedachte, wie nun alles anders sei als früher, und wie es immer mehr anders werden würde.

Der Herbst war angebrochen; in graue kalte Dämmerung ging es nun hinaus; unabsehbar nebelig und trostlos lag das Flachland, und die öden Häuser an der Landstraße sahen aus, als seien sie gestorben. Wie Thomas sich fürchtete vor diesen Häusern! Nackt und unbeschützt ragte eines in gemessener Entfernung von dem andern, erst nur in seinen Umrissen sichtbar, allmählich deutlicher vortretend in dem Nebel. Kleine Handlungen und Bäckereien lagen in ihrem Erdgeschoß, verwaschene Schilder starrten über den Türen, und Glocken von unnennbarem, ödem Wimmern unterbrachen die Stille, wenn die Menschen, schon geschäftig in der Frühe, aus- und eingingen. Dieselben Gestalten mit denselben kleinen Hundewagen schlichen an jedem Morgen um die gleiche Zeit um die gleichen Ecken, das ganze Leben erschien so trostlos, daß es unbegreiflich war, wie man es trotzdem aushielt. Und um dieselbe Zeit ging der Justizrat zu Hause in sein Arbeitszimmer und Thomas in die Schule. Um dieselbe Stunde erwartete ihn am Nachmittag der Turnlehrer in dem Garten, und während er versuchte, an den Geräten die vorgeschriebenen Übungen zu machen, sah er hoch oben im Himmel die Scharen ferner Vögel, die das Land verließen. Abends war er so müde, daß er sich nur auf sein Bett freute und den Weg durch die Zimmer, durch den langen Gang machte wie jeden anderen, ohne an etwas anderes zu denken als an die erledigten Aufgaben. Und wenn er wirklich um sich sah, so erschien ihm alles nüchterner als früher; er wußte nicht, woran das lag. Maos Bild hatte er seither nicht wieder gesehen; mehrere Male wollte er den dunklen Raum aufsuchen, aber am Tage hielt ihn die Furcht zurück, sein Vater könne dazu kommen und ihn schelten — und sie lebten doch jetzt so gut zusammen! — und nachts erwachte er nicht mehr aus seinem Schlafe. Hätte ihn wenigstens die angestrengte Arbeit und die Gewißheit, daß er vorwärts kam, gefreut! Aber er tat alles wie für einen andern. — So war er im tiefsten Innern traurig, so traurig, wie er noch nie in seinem Leben war; und um so größer war seine Trauer, als es nichts gab, was alles hätte ändern können. Das Haus schien wie gestorben — ebenso wie jene dort draußen auf der Landstraße — und er grübelte und sann, welch schreckliches Geheimnis hier verborgen lag.

Noch einmal hatte er eine nächtliche Vision. Da stand er oben auf dem Turm, und — als seien die letzten Zeiten nicht gewesen, so lag das Haus dort unten vor ihm, wie in den Tagen seines reichsten Glückes. Nagende Sehnsucht hinterließ ihm dieser Traum, und doch wurden die schweren Massen, die auf seiner Seele lagen, leichter, denn irgend einen Ausweg, so fühlte er, mußte es in diesem Irrsal geben. In leisen Wogen flutete der alte Glaube zurück in ihn. — Wenn ich nun wirklich auf den Turm stiege und hinabsähe — zweifelnd sah er über den Garten weg empor zu ihm. Der ragte unerschütterlich wie immer. Der hatte sich nicht geändert; durch alle Jahrhunderte hatte er stumm auf das Haus herabgeblickt, auf das Leben in der Tiefe, hatte gesehen, wie alles sich langsam veränderte, bis nun seit zwei Jahrhunderten auch das Haus in unveränderlicher Ruhe zu ihm aufsah. Und vielleicht hatte er noch Mao selbst gesehen, wie er durch den Garten schritt. Schutzsuchend blickte Thomas zu ihm auf. Seine Hoffnung ward immer stärker, und am nächsten freien Vormittag machte er sich auf den Weg, vom Haus ab bis zur nächsten Straßenecke hinkend, denn es konnte ihn vielleicht jemand vom Fenster sehen; er hatte gelogen, sein Fuß schmerze ihn, denn turnen wollte er diesen Nachmittag nicht. Wie er um die Ecke gebogen war, hinkte er noch immer, er wußte selber nicht warum. Schon bei der nächsten Gasse hatte er die Richtung verloren. Er mußte fragen, und man wies sie ihm. Eng war die Straße; sie gehörte zum ältesten und innersten Teil der Stadt, den Thomas, dessen Schule und Spazierwege nach andrer Richtung lagen, kaum kannte, nur jenseits des Gartens hinter Büschen, Lattenzaun und Wasser in größerer Tiefe ahnte. Alte Häuser mit Erkern gab es hier, mit Fenstern, die nie geöffnet zu werden schienen, hinter denen man dunkle, dickwandige Räume ahnte. Schlecht und holperig war das Pflaster, und aus den Türen drangen abgestandene Gerüche. Die Straße lag ganz im Schatten, und doch war blauer Himmel und die Sonne schien auf Giebeln und Dächern. — Vor einem großen Torweg, dessen Flügel weit nach innen geöffnet waren, gab es ein Hindernis; ein großer Wagen, beladen mit Fässern, ward von starken Pferden stampfend herausgezogen. Gleichgültig blickte Thomas hinein und hinkte weiter, aber mit einem Male blieb er stehen, ging in seiner gewöhnlichen Gangart zurück und trat leise in den Hof ein. — Jenseits des kleinen, unscheinbaren Gartens ragte in größerer Höhe eine dunkelgraue lange Mauer, auf deren Rücken ein schwarzer Lattenzaun sich dehnte; und hoch darüber legte sich über die Buschreihen hinweg in der Ferne ein bekanntes Dach. Er schritt noch weiter in den Hof hinein. Da gewahrte er mit einem Male dort, wo der Lattenzaun nach rechts hin endete, eine große Wand, die er noch nie im Leben gesehen hatte. In ihrer Mitte lag eine einzige, radgroße Fensteröffnung. Er stand einige Augenblicke wie gebannt, dann wandte er sich wieder auf die Straße, mit schnelleren Schritten und mit froherem Herzen, denn er dachte, nun werde er von dem Turm herab noch ganz andere Dinge sehen. — Endlich lichtete sich der Weg und plötzlich reckte sich der Turm vor ihm, wie ein Riese, der im nächsten Augenblick auf ihn zuschreiten konnte. Fremd und abweisend stand er da,

er schien gar nicht derselbe, der sonst so altbekannt-vertraulich zu ihm herüber-sah, wenn er am Fenster seines Schlafzimmers stand. Er dachte, er müsse gleich wieder umkehren. Und doch, wie er nun emporschaute zur Spitze, die Galerie erkannte und das riesige Rund in seiner Mitte, kam er ihm wieder als sein guter Freund vor. Er versuchte die Eingangstür zu öffnen, erst leise, dann mit aller Kraft, aber sie öffnete sich nicht. Ein Herr, der vorüberging, bedeutete ihn, er müsse hinübergehen zum Küster und den Schlüssel holen. Thomas hatte geglaubt, der Turm würde sich ihm — und nur ihm — ganz von selber öffnen, und nun stand die Wirklichkeit um ihn. Mit innerem Zögern ging er hinüber, entrichtete sein Trinkgeld und wartete mit leisem Mißbehagen an der Tür, bis der Küster mit dem Schlüssel zurückkam. Dann hielt er das große geschnörkelte Ding in seiner Hand — er fühlte, wie schrecklich dieses Ganze sei — aber nun mußte er hinauf.

Mit Mühe öffnete er, langsam drehte sich die dicke, eisenbeschlagene Tür, und jetzt stand er, abgeschlossen von der Welt, im feuchten, kühlen Innern. Eine schmale Steintreppe führte in fortwährenden Wendungen empor; rastlos schritt er aufwärts und sah öfters in die Höhe; er meinte, es müsse doch endlich einmal hohl werden über ihm, denn er konnte sich nicht denken, daß es immer so weiter gehe. Endlich war die Treppe zu Ende.

Er stand auf einer kleinen Plattform. Ein schmaler dicker Spalt führte wie ein riesiges Beil ins Freie, in die Luft. In mäßiger Tiefe lagen die Dächer der Häuser. Dieselben Knaben, die er vorhin im Spiele an der Kirchenmauer sah, schritten jetzt still nebeneinander über den Platz. Das Rollen der Wagenräder klang gedämpft herauf.

Er wandte sich zurück und schritt einen gewundenen Gang entlang, der mit einem Male in einen ungeheuren, deckenlosen Raum führte, an dessen Wänden eine Holztreppe unabsehbar nach oben leitete. In der Mitte war ein viereckiges, von Holzgeländer umgittertes großes Loch. Vollkommene Stille war ringsum. Nur die Treppen schienen in lautloser Bewegung Thomas voranzusteigen. Er trat hart ans Geländer und sah hinab. Unten war so schwarze Finsternis, daß er nicht das geringste erkennen konnte. Er blickte aufwärts, und in ferner Höhe sah er in der Dämmerung eine vollkommen runde, schwarzglimmende große Scheibe, die im Nichts zu schweben schien, wie ein Deckel über einem unsichtbaren Gefäße.

Mutig schritt er empor, immer weiter, so daß er endlich gar nicht mehr wußte, daß er ging. Durch sonderbar geschweifte Löcher, die in Wirbeln beieinander lagen, schoß das Tageslicht, mehr und mehr formten sie sich im Riesenbogen, langsam senkten sie sich herab als vollkommenes, kunstvoll durchbrochenes Rund, ein mächtiges Rad, das zu brausen schien und doch so stumm war wie alles andere. Ein gleiches, weniger blendendes lag auf der andern Seite. Thomas bestaunte es; dann dachte er: Bin ich erst so weit?! Da fiel ihm ein, daß man von einer Stelle des Hauses durch dieses Rund hindurchblicken konnte, aber er fand das kleine Loch nicht, denn von seinem Platz aus konnte er nach beiden Seiten überall hindurchsehn. Und doch suchte er es wieder und wieder, dieses bekannte, kleine,

dreieckige Loch, aber alle sahen ihn fremd und abweisend an. Eine leise Kälte durchzog ihn und wieder schritt er aufwärts.

Das, was er von unten als Scheibe sah, erkannte er nun als Glocke, und er trat dicht an sie heran.

Das ist nun, dachte er, dieselbe Glocke, die ich mein ganzes Leben lang gehört habe, die schon schlug, ehe meine Eltern auf der Welt waren; vielleicht hat sie Mao noch gehört, oder sie schlägt noch viel länger. — Er lehnte sich über das Holzgeländer und streckte den Arm so weit aus als er konnte und klopfte mit dem Finger ans Metall, erst leise, dann stärker; es gab ein wundervolles, zartes Dröhnen, wie aus weiten, weiten Fernen. Und er dachte: So klang die Glocke, als es noch keine Zeit gab. — Und wie er so stand, in Träumerei verloren, da tat die Glocke einen Schlag, so jäh, daß er fast in die Knie knickte. Der Ton verdröhnte, unbeweglich starr und finster blieb die Glocke. Die alten Namen und Jahreszahlen, die auf der Brüstung des Geländers eingeschnitten waren, starrten wie Grabinschriften. Thomas lief beinah die Treppen empor. Hoffnungslos, ohne Ende führten sie nach oben, wenn er noch eben gedacht hatte: Diese ist die letzte, soll wirklich die letzte sein. Er setzte sich auf die Stufen, es schien unmöglich, je bis in die höchste Höhe zu gelangen. Dann schritt er wieder aufwärts, ohne mehr an ein Ende zu denken. Wieder gelangte er auf eine Plattform, wieder stieg er eine kleine Treppe, die sich im Bogen wand, empor.

Mit einem Mal blendete ihn ein kaltes, helles Viereck; frische Luft schlug ihm entgegen, eine Tür stand offen, er schritt hindurch, zögernd, verwirrt. Er befand sich auf der Galerie, die den Turm in seiner Höhe umkränzte.

Im Gefühl des Schwindels schloß er die Augen, kniete nieder und senkte den Kopf vor dem Winde, der nicht stark wehte, aber die Kraft zu haben schien ihn fortzublasen in die Leere.

Anfangs erkannte er nichts; er wollte nichts erkennen, wollte nicht hinunterblicken. Alles erschien ihm schrecklich, feindlich, fürchterlich. Mit heimlicher Angst sah er auf die Häusermassen, die dicht zusammengedrängt wie ein rötliches Meer erschienen, zwischen denen sich die Straßen wie Fäden zogen, auf denen ein winziges, wimmelndes Getriebe war. Seine Nachtvision trat ihm vor das Auge, er suchte das Haus, den Garten, — es mußte anders daliegen als alles andere — er fand es überhaupt nicht. — Überall sah er die gleichen Häusermassen, zwischen ihnen verstreute kleine Flecke, die Gärten zu sein schienen, kleinere und größere, und einen, der größer war als die andern, aber auch noch klein erschien. Seine Augen blieben auf ihm haften, und nun erkannte er ihn, nun erkannte er auch das Haus mit seinen Flügeln, aus dessen Schornsteinen Rauch qualmte wie aus den andern Häusern. Einförmig lag es zwischen sie eingezwängt, nüchtern und abweisend wie alle andern.

Die Tränen traten ihm in die Augen. — Es ist alles ganz anders in Wirklichkeit! sagte er halblaut, stockend; und er wiederholte seine Worte, um sie vor sich selber zu bekräftigen. Und dann sah er wieder hinab, in Hoffnung, er könne sich getäuscht haben und alles läge doch so wie in seinem Traume. Aber es war genau

wie vordem. Er erkannte auch noch anderes: Er sah jenes ganze Gebäude, dessen fensterlose Wand mit den eisernen Ringen so drohend in den Garten blickte, er sah den weiteren Lauf des kleinen dunklen Wassers, das seitwärts in der Tiefe floß. Ich will es nicht sehen! dachte er und wandte den Blick hinweg. Eine tiefe Traurigkeit legte sich auf sein Herz. Es ist ganz anders in Wirklichkeit! dachte er abermals.

Voll Unmut schritt er auf die entgegengesetzte Seite der Galerie und sah von dort hinab, auf den Markt hinunter, über den er gekommen war. Die Dächer der Häuser erschienen, fast senkrecht in der Tiefe, platt auf die Erde gedrückt, die Bäume wie gepreßte runde Moose, das Pflaster wie die zarte Schuppenhaut eines Fisches. Zwei Menschen bewegten sich in entgegenkommender Richtung aufeinander zu, schienen sich zu berühren, für ein paar Augenblicke zusammenzukleben, und trieben wieder auseinander, der eine, um sich mit einem neuen Menschen zu verbinden, der andre vor einem Hause stehen bleibend, so wie ein Blatt, das auf dem Wasser treibt, von einem Hindernisse festgehalten strandet und wartet, bis es wieder frei kommt.

Thomas sah abwechselnd auf den einen und den andern, die sich eben noch begegneten, miteinander sprachen, und nun schon wieder ganz verschiedenes taten und gar nicht mehr aneinander dachten.

„Geschäftsleute." Dies Wort fiel ihm plötzlich ein, das der Onkel Mathäus so oft gebrauchte, und alle Menschen, die er dort unten sah, erschienen ihm als Geschäftsleute. Und er selbst: Würde er später auch ein Geschäftsmann werden? Später! Er mußte an graue Häuser und Regenhimmel denken. — Früher! Das Wort war Heimat, etwas Kostbares, das ihm zwischen den Fingern zerrann. Oft wenn er abends im Bette lag und müde gähnte, und der geheimnisvolle feine goldne Klang aus weiter Ferne ihm im Ohre flimmerte, dachte er an dieses Wort; dann fiel ihm der lange Gang ein, der stets im Dämmerlichte lag. Und er malte sich aus, wie seine Mutter, sein Vater und alle andern nicht mehr im Hause wären, wie er das Tor ein für allemal verrammelte, wie er die Fenster, die nach der Straße gingen, für immer dicht verhängte, und es nicht gestattete, daß von außen ein Lichtstrahl in die Zimmer drang, und wie er einsam für sich leben würde, zehrend von den Vorräten, die er in den dunklen Räumen auf dem Boden aufgespeichert hatte und die für sein ganzes Leben ausreichten. Nur Mao blieb für immer bei ihm, und die Bäume wuchsen so hoch und dicht, daß auch vom Turm her niemand auf den Rasen, in die Fenster schauen konnte. Wer aber würde später, nach ihm, das alte Haus bewohnen? — Wenn ich einmal Kinder habe... der Gedanke stockte und es überfröstelte ihn leise. Wenn ich sterbe, dachte er endlich, ist das Haus auch nicht mehr da.

Von weither tönte eine Glocke, eine zweite aus andrer Richtung setzte ein, eine dritte, eine vierte, alle Töne verbanden sich zu einem Glockenspiel von schwankender Bewegung, neue Stimmen kamen hinzu, da schlug der erste dröhnende Klang von unten auf, wie ein Riesenbeil unfehlbar treffend; wie ungeheure Kugeln schwebten die Töne durch die Luft, und wie der letzte Schlag verklang, sandte die Glocke einen langen Seufzer nach, der sich kräuselnd verdichtete und zum Murmeln

ward wie der ferne Hall der wilden Tauben im Abendwinde. Rings am Horizonte erhoben sich pfeifende, klagende, langgezogene Töne, die müde abklangen.

Mittagszeit! dachte Thomas, und sah auf zur Sonne, die genau so unbekümmert irgendwo am Himmel stand wie zu jeder andern Stunde.

Dicht über ihm erklang ein lauter Ton, und wie er hinaufsah, erblickte er ein paar Meter über sich ein Fenster, darin ein rotes Gesicht und ein Instrument aus gelbem Messing. Es war der bekannte Hornruf, den er gehört hatte, und der hier so laut klang. Der Mann rief herunter, ob er zu ihm hinauf wolle, und da Thomas den Kopf schüttelte, kam er zu ihm herab, froh, seine Einsamkeit zu unterbrechen. Er deutete ihm die Messingscheiben mit den Pfeilen und den beigefügten Namen, die rund auf der Brüstung aufgeheftet waren, und die Thomas erst jetzt bemerkte. Aber er bezeigte nicht das allergeringste Interesse für sie, ja sie erregten ihm nur ein ödes Mißbehagen. Auch das obere Stübchen wollte er nicht sehen, und erst als der Mann sagte, ein solcher Junge sei ihm noch nie in seinem Leben vorgekommen, ließ er sich bewegen ihm zu folgen. Oben war alles ganz anders als er es sich vorgestellt hatte, viel größer und nüchterner. Die Instrumente, die ihm gezeigt wurden, sah er beinah feindlich an, und als der Türmer meinte, er solle doch einmal durch das Fernrohr sehen, auf die Eisenbahnen oder auf die Berge, schüttelte er nur den Kopf. Er hatte jetzt nur noch den einen Gedanken: wieder hinabzukommen auf die Straße.

Ohne sich aufzuhalten stieg er abwärts, und erst allmählich ward sein Schritt langsamer. An dem großen Rund, am Glockenstuhl ging er vorbei, ohne hinzublicken. Dumpfes Rollen klang von unten, er merkte, wie er zur Erde zurückkehrte. Und als er die dicke Holztür öffnete und vor sich den flachen, warmen Boden sah, war ihm zumute wie dem Seemann, der nach langer Fahrt zum ersten Male wieder Land betritt. Endlos lange war er von der Welt abgeschlossen gewesen. Wie er nun die Straßen hinabschritt, der Turm immer ferner zurückwich und er endlich in die hohe Diele zu Hause eintrat, fühlte er sich gerettet vor irgend einer drohenden Gefahr da draußen.

Am Nachmittag fiel ihm jene rätselhafte Hauswand ein, die er, jenseits des Wassers stehend, wahrgenommen hatte, mit ihrem einzigen runden Fenster. Er begann den Raum zu suchen. Er wußte genau, in welchem Teil, in welchem Flügel er ihn finden mußte: Hohe, türenlose Wände versperrten ihm den Weg; er fand ihn nicht.

Abends, als er sich entkleidete, fühlte er in seiner Tasche etwas Großes, Ungewohntes. Es war der Schlüssel zum Turme, den er vergessen hatte abzuliefern. Er trat zum Fenster und sah hinüber. Schwarz und drohend ragte er, als fordere er sein Eigentum zurück.

Er ging hinab zum Garten, drängte sich durch die Büsche bis zum Lattenzaun und warf den Schlüssel hinunter in das dunkle, zähe Wasser.

(Schluß folgt)

Hans von Bülow/ Briefe an Max Seifriz/ ein musikalisches Kulturbild

Die hier erstmals abgedruckte Gruppe von Hans von Bülows Briefen, die unlängst aus der Sammlung Meyer Cohn in ausländischen Besitz übergegangen ist, führt uns an eine der wenigen Stätten, wo um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, in der Zeit der erbittertsten Feindseligkeiten gegen die neuen Meister der Musik, deren Personen und Werke Teilnahme und tatkräftige Förderung gefunden haben. Die Gestalt des Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin von Hohenzollern-Hechingen hebt sich vom Hintergrunde der allgemeinen Gleichgültigkeit, die an Höfen und bei hochgestellten Persönlichkeiten jener Epoche gegen die „Zukunftsmusik" üblich war, vorteilhaft ab. 1801 geboren, 1838 zur Regierung gelangt, begab er sich 1850 seiner Souveränität zu Gunsten Preußens und lebte seitdem bei Löwenberg in Schlesien als grand seigneur im schönsten Sinne. Auf seinem Schloß Hohlstein hielt er sich eine Kapelle, welche, 45 Mann stark, in einem 600 Personen fassenden Saal unter Täglichsbeck und seit 1854 unter Max Seifriz (* 1827 † 1885) vor geladenem Publikum Konzerte gab, zu denen die bedeutendsten Künstler herangezogen wurden. Man könnte sich ins 18. Jahrhundert zurückversetzt fühlen, wenn die Meister, denen dort gehuldigt wurde, nicht gerade die Häupter der modernen, wie es damals hieß, umwälzenden Musik gewesen wären. Schon 1842 erfreute sich Berlioz beim Fürsten der gastlichsten Aufnahme. In seinen Memoiren (Paris, 1878, Bd. II. Schlußkapitel, S. 384—387) gedenkt er in herzlicher Weise der wiederholt dort gehabten Eindrücke von der Vortrefflichkeit der Aufführungen. Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit zitiert Berlioz seinen Ausruf in einer Probe 1858: „C'est une plaisanterie, messieurs, nous répétons pour nous amuser, je n'ai pas la moindre observation à vous faire." Auch mit Liszt war der Fürst freundschaftlich verbunden. Seiner Liebe zur Musik gibt er in einem Briefe an diesen Meister charakteristischen Ausdruck. „Vous savez, que mon cœur palpite quand je puis causer musique,

quand je puis l'entendre et la sentir en commun avec ceux que j'aime et qui veulent avoir la bonté de me comprendre! Seele, Herz, Wärme, Geiſt und Phantaſie (Fortſchritt) müſſen aber hier zur Grundlage dienen, und wenn wir denn, auch mit Unſerer Kunſt, nicht durch die Pforten des Himmels gelangen, ſo ſtehen Wir dennoch nicht minder auf der großen Übergangsbrücke, wo das goldene Reich der beſeligenden Harmonie Uns wenigſtens in die Nähe einer zu erhoffenden beſſeren Welt geleitet! — . — Auch kleine Kräfte können Großes erzielen, vorausgeſetzt daß guter Wille, Liebe zu dem ewig Schönen, Freiheit des Geiſtes und eiſerne Konſequenz gepaart dem höheren Endzweck entgegen gehen!" (La Mara, Briefe an Liſzt II. S. 147.)

Solche Ausſprüche geben in wenigen aber bezeichnenden Zügen ein Selbſtporträt, denen kaum etwas hinzuzufügen bleibt. In der Korreſpondenz aus Löwenberg, die im Jahrgang 1858 S. 140 der „Neuen Berliner Muſikzeitung" abgedruckt iſt und die, wie uns nachſtehende Briefe beweiſen, von Bülow ſelbſt verfaßt war, iſt von dem „kunſtgebildeten und menſchenfreundlichen Fürſten" die Rede, dem „das Städtchen eine Reihe der geiſterhebendſten und herzveredelndſten muſikaliſchen Genüſſe zu verdanken habe, um welche es von mancher großen Reſidenz beneidet werden dürfte. Die allwöchentlichen Hofkonzerte, welche die fürſtliche Kapelle veranſtaltet und die ſich in der nun verfloſſenen Saiſon auf ſechsundzwanzig belaufen haben, ſind jedem Muſikfreunde ohne Unterſchied zugänglich gemacht, eine fürſtliche Liberalität, die wir, ſelbſt im Hinblick auf ein öfters genanntes Analogon in Sondershauſen, dennoch als ein Unikum im Muſikleben der Gegenwart bezeichnen müſſen." Vom Orcheſter, ſchreibt Bülow, daß es „getroſt mit den renommierteſten Hoforcheſtern, wenn auch nicht quantitativ, doch, was mehr ſagen will, qualitativ zu rivaliſieren vermag. Die ſtattgehabten Konzerte haben ſich ſämtlich durch wahre Muſterprogramme ausgezeichnet, die wir im Intereſſe der Kunſt veröffentlicht ſehen möchten."

Auch heute noch, nach mehr als 40 Jahren, wäre ein ſolcher Wunſch gerechtfertigt, wie ein Einblick in die 225 Löwenberger Programme beweiſt, die ein Sammler der Königlichen Bibliothek in Berlin geſchenkt hat. Trotz ihrer Unvollſtändigkeit — es dürften 150—175 Programme fehlen — zeugen dieſe Blätter beredter als Schilderungen für den Geſchmack des Fürſten und die Arbeitskraft ſeines Kapellmeiſters. Nicht nur die großen Meiſter ſind vertreten — teilweiſe vor der Drucklegung oder gar Aufführung der Werke —, es fehlt überhaupt kein Träger eines guten oder, was weit bezeichnender iſt, nachmals „gut" gewordenen Namens. Mit Berlioz' Werken erſcheint die Kapelle wie verwachſen. Da ſehen wir zum Beiſpiel Harold viermal im Laufe eines Jahres, die Lear-Ouvertüre dreimal in drei Monaten; am 18. Dezember 1863 drei Kompoſitionen des Meiſters. Von Liſzts ſymphoniſchen Dichtungen iſt zum Beiſpiel Les Préludes elfmal in neun Jahren aufgeführt, Mazeppa in zwei Jahren viermal, Orpheus in anderthalb dreimal, ebenſo die Fauſt-Symphonie. R. Wagners Fauſt-Ouvertüre in zwei Jahren fünfmal. Außerdem alles, was ſich aus Wagner für Konzerte eignete.

Bemerkenswert ist eine Aufführung am 29. März 1868 von der Trauermusik für Blasinstrumente aus Euryanthe-Motiven zusammengestellt von Wagner. Das Jahr 1863 ist ausgezeichnet durch ein von diesem Meister und ein von Berlioz persönlich dirigiertes Konzert.

Weit gefehlt wäre aber nach alledem der Schluß, der Fürst — der übrigens auch als Komponist von Liedern auf seinen Programmen zu finden ist, wenn auch in der zurückhaltendsten Weise — sei einseitig im Banne einer „Richtung" gewesen. Dagegen zeugt unter anderm seine ausgesprochene Vorliebe für Schumann, der fast in allen seinen Kompositionen vertreten ist. Die zweite Symphonie binnen zehn Tagen zweimal, ein Jahr später wieder zweimal. Brahms' Serenade für großes Orchester im Jahre 1863, eine vollständige Aufführung von Spontinis Vestalin zum Namenstag des Fürsten 1865. Es ist hier nicht der Ort für weitere statistische Exkurse, soviel sie auch dem Fachmusiker bieten würden. Man sieht aber schon aus diesen flüchtigen Daten, mit welcher tiefen Berechtigung Bülow jenen Löwenberger Bericht durch den Ausspruch schließen konnte, daß „für den regen, kräftigen, dem Höchsten zustrebenden Kapellmeister Seifriz es eine schöne Aufgabe sei, der Kunst dienen zu können, indem er seinem Fürsten dient".

Fünfzehn Jahre lang, bis zum Tode seines Herrn 1869, stand der so Belobte als Dirigent und Violinist der Hofkapelle vor. Trotz ländlicher Stille des Schauplatzes — „tout à fait campagne et vie de château" bezeichnet ihn der Schloßherr selbst — und trotz des privaten Charakters jener Veranstaltungen, war die Anregung, die von ihnen ausging, von weittragender Bedeutung. Der Fürst beschränkte sein Mäcenentum auch nicht nur auf seine unmittelbare Umgebung. Bülows Briefe zeigen, daß er in einem für das Berliner Musikleben wichtigen Augenblick bereit war, auch fremdes, ihm fernliegendes Terrain zu begünstigen, sobald ernste Kunstinteressen auf dem Spiele standen. Die Feindlichkeit aller machthabenden Musikkreise in Berlin gegen die Werke der neuen Meister war so unüberwindlich, die Unmöglichkeit, sie dem Publikum vorzuführen, so offenbar, daß Bülow kein anderes Mittel sah als, trotz seiner Armut selbst Orchesterkonzerte zu veranstalten, d. h. sie durch ungezählte Lektionen à 1 Taler — damals ein hoher Preis — zu erkaufen. Das erste jener selbständig unternommenen Konzerte war das durch die Hinausweisung der Zischer bei Liszts Idealen berühmt gewordene am 14. Januar 1859, von Bülow mit Vorliebe „das Attentat" genannt. Die Presse wütete gegen die Programme, das Publikum ließ sich abschrecken.

In einem Briefe vom 28. September 1861 (Bd. III, S. 425), der Bülows damalige Lage erschöpfend darstellt, heißt es: „Jetzt liegen allerdings 600 Taler bereit, die drei projektierten Orchesterkonzerte für den bevorstehenden Winter zu decken — N. B. meine Gesundheit muß ich erst wieder erlangen — aber woher für 1862—63 nehmen? Und der künstlerische Anstand gebietet mir doch eine Fortsetzung des Unternehmens mit allen Opfern!"

Da aber Bülow trotz äußerster Kraftanstrengung für die Defizite nicht dauernd aufkommen konnte, war es natürlich, daß er im Jahre 1863, nachdem sein An-

sehen in Berlin bedeutend gestiegen war, sich nach Helfern umsah, um die ursprüngliche Absicht: den neuen Werken Gehör zu verschaffen, durchzuführen. Ohne Zweifel wäre es endlich geglückt, wenn nicht Bülows Berufung zu Wagner nach München 1864 dem eben Begonnenen ein vorzeitiges Ende gesetzt hätte. Für uns aber, die modernen Besucher der ausverkauften Philharmoniekonzerte, mit ihrem großstädtischen Gewimmel, das der jungen Generation erscheinen mag, „als wär' es ewig so gewesen", haben jene bescheidenen, mühsamen Anfänge unter allen Umständen Interesse.

Auch sonst begegnet der Musikfreund ältern Datums manchem Bekannten; wie der Leser der Bülowbriefbände teils auf ihm bereits vertraute Verhältnisse stoßen, teils angeregt werden dürfte, das hier Berührte durch Wiedereinblick zu ergänzen. Karl Weitzmann (1808—1880), der geistvolle Musikgelehrte, ist durch seine „Geschichte des Klavierspiels", deren erste Auflage (Cotta, 1863) dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen gewidmet war, in der Musikwelt bekannt. Und so Tausig, Bronsart, Popper. Von Franz Brendel (1811—1868), dem langjährigen Redakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik", ist zu erwähnen, daß er in einer Art Abhängigkeitsverhältnis zum Fürsten gestanden hat. Aus einem Briefe Liszts an diesen (La Mara I., S. 307) geht hervor, daß der Fürst den Wunsch geäußert, eine Summe Geldes zugunsten der noch schwer ringenden Sache der „Neudeutschen" anzuwenden. Er fragte Liszt um Rat, in welcher Weise dies am besten geschehen könnte. Liszt erteilte ihn dahin, daß dem Hauptorgan der Partei und dessen Redakteur Brendel die Unterstützung zufließen sollte.

Außer der Begeisterung für Musik scheint in Löwenberg noch Sinn gewesen zu sein für alles, was dem Zusammensein Gebildeter Reiz und Inhalt gibt. Wiederholt äußert sich Bülow entzückt über dort verlebte Tage. Er hätte sich eine Woche lang „gottvoll amüsiert" heißt es einmal. Sicherlich trug er selbst zu dem allgemeinen Amüsement nicht Geringes bei. Der Theatersaal des Fürsten dürfte der einzige Raum gewesen sein, in dem Bülow sich auch als — Schauspieler versucht hat. Es existiert ein Theaterzettel vom 16. Februar 1862 mit einem französischen Einakter von E. About „L'Assassin" im Original, und das Personenverzeichnis trägt u. a. die Namen:

Alfred Ducamp, peintre	Mr. de Bülow
Mme. Pérard, veuve	Mme. de Bülow.

Auch „Le caprice" von Musset wurde einmal in dieser Besetzung gegeben. Bülows bekannte Vorliebe für das Theater beschränkte sich also nicht auf die Rolle des Zuschauers. So erheiterte er wiederholt in Meiningen den Herzog Georg II. durch sein Ersuchen, ihm die Rolle des sächsischen Partikularisten Heideureich in der Posse „Der Registrator auf Reisen" anzuvertrauen. Doch diese Reminiszenz greift über unsern Rahmen hinaus. Das hier folgende Blatt aus Hans v. Bülows Lebensbuch stellt keine eingreifende, sein Schicksal tiefer bestimmende Episode vor; es ist vielmehr wie ein freundlicher Sonnenblick auf meist stürmischer Wanderung.

Marie v. Bülow

Hochgeehrter Herr Hofkapellmeister!

In Erwiederung Ihres verehrlichen Schreibens, das ich soeben erst empfangen, da ich diesen Vormittag außer dem Hause beschäftigt war, theile ich Ihnen zu meinem Bedauern mit, daß Herr Carl Tausig uns bereits am vergangenen Freitag verlassen hat, nachdem er Tags vorher sein Abschiedsconzert gegeben. Ich habe mich selbstverständlich beeilt, ihm die gnädige Einladung S. H. des Fürsten nach Weimar nachzusenden, von wo er mit meinem Schwiegervater Ende der laufenden Woche nach Prag abzureisen beabsichtigt. Ich hoffe, daß Sie nicht lange auf eine entscheidende Antwort zu warten haben werden: wenigstens habe ich die Ausfertigung einer solchen sehr dringend gemacht. Leider bin ich nicht in dem Falle, mit Gewißheit voraussagen zu können, ob es unter diesen Umständen, der bevorstehenden Reise nach Prag, meinem jungen Freunde möglich sein wird, sein wirklich eminent geniales Talent zu dem Befehl S. H. Ihres kunstliebenden Fürsten zu stellen.

Was die gnädige Einladung S. H. anlangt, welche an meine Wenigkeit bei Gelegenheit des Besuches von seiten meines Schwiegervaters gerichtet ist, so gestatte ich mir, Ihnen, verehrter Herr Kapellmeister, auszusprechen, daß dieselbe mich mit dem gehorsamsten Danke erfüllt hat und ich die Ehre haben werde, den dazu anzuberaumenden Zeitpunkt zu benutzen, um mich S. H. in der befohlenen Weise — mit Beethovens Es dur Conzert — vorzustellen. Freilich bin ich nicht ohne eine gewisse Befangenheit betreffs dieses letzten Punktes, wenn ich bedenke, daß S. H. sein genanntes Lieblingswerk von den unerreichbarsten Meistern in seltener Vollendung gehört haben wird, durch welchen Umstand ich einen schweren, vielleicht unmöglichen Stand erhalte. Jedenfalls wird es mir große Freude gewähren, mit der Erneuerung unserer persönlichen Bekanntschaft den Vortheil zu verbinden, Sie auch als Virtuosen wie Dirigenten kennen und hochachten zu lernen, worin ich die Erfüllung eines langgehegten Wunsches erblicke.

Ihr Verlangen nach meiner Partitur ist mir außerordentlich schmeichelhaft. Gestatten Sie mir es als mehr denn eine liebenswürdige Formel aufzufassen, und demselben später einmal zu entsprechen, wenn ich das gegenwärtig versandte Manuscript wieder in Händen haben werde.

Mit der Bitte, S. H. dem Fürsten meinen dankbarst unterthänigen Respect melden zu wollen, habe ich die Ehre mich zu zeichnen mit ausgezeichneter Hochachtung

Berlin, 1. März 1858.

Ihren ergebensten Hans v. Bülow.

Verehrter Herr Kapellmeister!

In der neulichen Aufregung der Abreise habe ich leider nicht die Ehre haben können, mich von Ihnen persönlich ausdrücklich zu verabschieden. Eine Rückkehr in den Saal zu diesem Zwecke war leider unmöglich. Daß ich es schriftlich nicht sofort nach meiner Ankunft in Berlin gethan, entschuldigen Sie wohl durch den Umstand der geringen Muße, über welche ich vergangene Woche zu disponiren

hatte: zwei Hofconzerte und das seltene Fest eines zweitägigen Besuches meines Schwiegervaters. — Ich habe mir, um Sie zur Nachsicht zu bestimmen, gestern erlaubt, Ihnen die neueste Nummer der Berliner (Bockschen) Musikzeitung zuzusenden, welche einen kurzen und wie es Ihnen vorkommen möge, wenigstens gutintentionirten Bericht über das letzte Conzert in Löwenberg enthält. So wie ich etwas zur Ruhe komme, will ich jedoch einen ausführlicheren und besser stylisirten (beiläufig bemerkt: die Redaktion hat sich Censurstriche erlaubt) Artikel über Ihr dortiges erfreuliches Musikleben zu Papiere bringen, betreffs dessen ich Ihnen dankbar sein würde, wenn Sie mir einige Notizen über diejenigen speziellen Punkte zukommen lassen möchten, welche Sie für besonders erwähnenswerth und mit den zu nehmenden Rücksichten im Einklang befindlich halten. Von meiner Wenigkeit aus brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen, wie sehr mich die verlebten Tage noch in der Erinnerung entzücken, wie sehr ich mich durch die unendliche Liebenswürdigkeit und Güte Ihres in seiner Art einzigen Fürsten zu Dank verpflichtet halte, wie ich es mir stets zur größten Ehre und Freude rechnen werde, als nicht-engagirter Musiker in den reizenden Conzerten Sr. Hoheit mitwirken zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, Ihnen zu vertrauen, daß ich mich ziemlich beschämt — fast möchte ich sagen, gedemüthigt gefühlt habe — abgesehen von der huldvollen Gastlichkeit und dem gütigen Geschenk, welches S. Hoheit meiner Frau zugedacht, noch besonders „honorirt" worden zu sein. Ich erachte mich nun eben in der Schuld des Fürsten und falls mein unbedeutendes Talent ihm nicht mißfallen, so stehe ich jederzeit zu Befehl mit Ihrem trefflichen Apfelstädt einmal collegialisch in einem Conzerte der Saison zu alterniren.

Nun bitte ich Sie, verehrter Herr, wenn ich Ihnen einmal mit Berliozschen, Wagnerschen, Lißtschen Partituren auszuhelfen vermöchte, mich davon zu avertiren und versichert sein zu wollen, daß ich es mir zur größten Freude rechnen werde, Ihnen in diesem Bezuge einen schwachen Dienst zu leisten. Darf ich ein Packet Musikzeitungen (Aufsätze von Franz Liszt), welche ich Herrn Major v. Ronchi versprochen, durch Sie befördern? Herrn Hauptmann v. Möllendorf habe ich hier leider in dem Treiben der letzten Tage nicht zu sehen bekommen. In seiner Reisegefährtschaft hatte ich mir in jeder Beziehung zu gratuliren. Die Liebenswürdigkeit Sr. Hoheit hat sich entschieden auf seine ganze Umgebung verpflanzt. Ich hoffe, auch Sie werden davon genügend profitirt haben, um mich gelegentlich einmal in Berlin aufzusuchen, und mir zu gestatten, Ihnen da etwas die Honneurs zu machen.

Berlin, 2. Mai 1858.

P. S. Wagner habe ich von Ihnen geschrieben. Seine letzten Nachrichten sind nicht erfreulich. Er fühlt sich unendlich unglücklich in diesem Augenblicke, wozu äußere wie innere traurige Verhältnisse das ihrige beigetragen haben.

Verehrter Herr Kapellmeister!

Ich muß meinen Dank für Ihr freundliches Schreiben sogleich mit der Entschuldigung einleiten, durch einen wahren Ueberfluß an Zeitmangel gehindert zu

sein, dasselbe so ausführlich zu beantworten, als ich sollte und selbst wünschte. Aber mein drittes Orchesterconzert steht vor der Thür, ferner die längst projectirte Reise nach Paris und vordem noch eine Einladung, in Prag ein recht eigentliches Zukunftsconzert zu dirigiren.

Zunächst bedaure ich recht sehr, Ihnen das Vorspiel zum Lohengrin nicht sogleich mit diesen Zeilen zuschicken zu können. Ich habe meine lange verliehene Partitur erst heute zurück erhalten, werde aber unverzüglich eine Abschrift davon fertigen lassen und sende Ihnen dann sobald als möglich mit dieser meine gegenwärtig ebenfalls verliehenen Orchesterstimmen zu. Doch Sie werden bei der Dreitheiligkeit des Bläserchors (3 Fl. 2 Ob. u. engl. Horn, 3 Clar. u. Baßclar. — 3 Fag. ꝛc.) zu einem Arrangement genöthigt sein, wie Sie das so meisterlich verstehen. Wenn Sie des Materials nicht mehr bedürfen, dann bitte ich ergebenst, dasselbe Herrn Dr. Damrosch in Breslau übermitteln zu wollen, der mich ebenfalls vor Längerem darum ersucht hat.

Von Ihrem Schützling Kleinert habe ich einen sehr interessanten, ja sehr geistvollen Brief erhalten nebst Compositionen, die höchst achtungswerth sind und mir wahren Respekt vor dem Autodidakten eingeflößt haben. Wäre ich nur im Stande dem Manne nützlich zu sein! Aber ich weiß, aufrichtig gestanden, nicht, wie es anfangen! Ich habe einstweilen Brief und musikal. Manuscripte Herrn Musikdirektor Grell mitgetheilt, der mir versprochen hat, sich der Angelegenheit anzunehmen und mit dem alten Bach, seinem Collegen (der ja, wie ich meine, bei derartigen Gesuchen die höchste Instanz bildet — leider Gottes!) darüber Rücksprache zu nehmen. Ich hoffe von Grell das Möglichste. Schlägt das fehl, so ist mein Latein schon zu Ende. Können Sie selbst mir nicht angeben, was ich für Kleinert, einen Mann, der künstlerischer Theilnahme in so hohem Grade würdig ist, ersinnen möchte?

Besten Dank für Ihre Zustimmung zu meinem nicht übereilten Conzert(staats)streiche! Venedig und Weimar haben ebenfalls dazu sehr lebendig applaudirt!

Romeo und Julie bedarf ich im Augenblicke noch nicht. — Mein nächstes Programm ist:

1. Orchesterfantasie in Ouvertürenform von mir, ein Stück, das die Böswilligen provoziren wird und dann der zu erwartenden Revanche gleich zu Anfang ein Ende machen soll.

2. Fantasie v. Franz Schubert Op. 15 C dur — symphonisch für Piano u. Orchester bearbeitet v. Liszt.

3. Die Ideale!

4. Faustouvertüre v. Wagner.

5. Vätergruft v. Uhland comp. v. Liszt, gesungen v. Hrn. v. Milde (mit Orchester).

6. Capriccio für Piano u. Orchester (über Motive aus den Ruinen v. Athen) v. Liszt. (Manuscript.)

7. Römischer Carneval v. Berlioz.

Wie leid thut mir die Krankheit des edlen kunstsinnigen Fürsten! Legen Sie S. Hoheit doch den Ausdruck meiner Ehrerbietung und Dankbarkeit zu Füßen, und möge es Ihnen bald ermöglicht sein, mir die erfreuliche Nachricht von einer Besserung des Zustandes des Hohen Patienten zu geben!

Was den Auftrag der Empfehlung eines Flügels betrifft, so kann ich nach bestem Wissen und Gewissen (ich pflege nie Prozente zu nehmen — grundsätzlich) aus Berlin nur ein Bechsteinsches Instrument empfehlen. Ein guter Conzertflügel dauerhaftester Arbeit kostet 100 Friedrichsd'or, ist aber mindestens dreimal so viel werth, als ein ebenso kostspieliger Stöcker oder Perau. Soll ich einen solchen für S. Hoheit bestellen? Ich glaube garantiren zu können, daß S. H. vollkommen befriedigt sein werden. Herr Bechstein hat Ambition und würde sicher das Möglichst-Beste liefern. Was mich anlangt, so placire ich Bechstein sogleich nach Erard und ich stehe jetzt mit meinem Urtheil gar nicht mehr vereinzelt da. Auch auswärts in Hamburg, Stettin, Brandenburg ꝛc. spiele ich stets auf einem eigens mitgebrachten Instrumente aus dieser Fabrik.

Es weilt gegenwärtig in Berlin ein ganz süperber Violinspieler Hr. Ludwig Strauß aus Wien, der das junge deutsche Trifolium Joachim, Laub, Singer zu einem vierblättrigen Kleeblatte umgestaltet hat. Wollen Sie ihn nicht nach Löwenberg einmal einladen? Er wird dem Fürsten und Ihnen sicher gleich große Freude machen. Es ist ein großer Virtuos und Künstler. Doch ich habe Sie schon über meine Muße hinaus belästigt. Leben Sie wohl und bleiben Sie wohlwollend

Berlin, 16. Februar 1859. Ihrem hochachtungsvoll ergebenen H. v. Bülow.

Verehrter Herr und Freund!

Auf meiner Durchreise von Prag nach Paris habe ich nicht verabsäumen wollen, den Conzertflügel in Augenschein zu nehmen, welchen Herr C. Bechstein in Berlin so eben beendet hat, um ihn S. H. dem Fürsten v. Hechingen, falls Hochderselbe in Gemäßheit der vor einiger Zeit durch Sie an mich erfolgten Mittheilung noch darauf reflectiren sollte, zur Disposition zu stellen. Ich habe das Instrument sorgfältig geprüft und kann nur sagen, daß meine Erwartungen vollkommen übertroffen worden sind. Dieser neue Flügel ist ein entzückendes Meisterwerk und steht nach meinem Ermessen einem der besten Erardschen vollkommen gleich. Ich bin überzeugt, daß Sie, Herr Kapellmeister, mein Urtheil gänzlich contrasigniren würden.

Meine sehr complicirten Vorbereitungen zur Abreise nach Paris zwingen mich zu solcher Eile, daß ich nur noch die Ehre haben kann, Sie zu bitten, den Ausdruck freundschaftlicher Hochachtung zu genehmigen.

Berlin, 22. März 1859.

Verehrter Herr und Freund!

Ich werde Ihnen diesmal wenig mitzutheilen haben und beeile mich um so mehr es zu thun, um das Mitzutheilende nach dem Sprichwort: „bis dat, qui cito dat“ zu verdoppeln.

Von Berlioz's Corsarouverture kann ich Ihnen leider nur die Partitur geben — die Stimmen hatte ich mir von Damrosch's Philharmonie selbst geliehen, besitze also nur verdoppeltes Streichquartett. Das Arrangement wird Ihnen wenig Mühe machen, desto mehr, fürchte ich, dasjenige von der Instrumentaleinleitung zu Wagner's Tristan. — Seit einigen Wochen arbeite ich wieder am Klavierauszuge dieser merkwürdigsten aller Partituren; es ist eine unendlich schwierige Aufgabe; manche Partiturseite läßt mich einen halben Tag lang grübeln und — schwitzen. Zum Lohengrin verhält sich das Werk etwa wie der Fidelio zur Entführung. Sie werden erstaunen, Verehrtester, wenn Sie einmal diese Partitur aufschlagen werden. Solche Polyphonie und sinfonisch-thematische complicirte Arbeit ist wenigstens in der Oper noch nicht dagewesen. Es ist ein Reichthum an Musik darin, der geradezu blendet und den sich der enthusiastischeste Wagnerianer nicht hätte träumen lassen. Aber schwer, sehr schwer für Orchester, Sänger, Dirigent, — vor Allem für die Hörer. Eigentlich ist es Caviar fürs Publikum und adressirt sich nur an die geriebensten und zugleich ästhetisch gebildetsten Musiker.

Ihre Aufforderung, Ihnen etwas von meiner Composition zu schicken, ist ungemein schmeichelhaft, hat mich aber sehr beschämt, weil ich im Componiren letzter Zeit ungemein träge gewesen bin. Für den Sommer hatte ich mehreres Neue in Angriff genommen — doch jetzt absorbirt mich das Arrangement der neuen Wagnerschen Oper dergestalt, daß auch das Clavierspiel ruhen muß. Um Ihnen aber meine Empfänglichkeit — Sie erlauben mir, Ihre liebenswürdige Aufforderung für später in stetem Gedächtniß zu behalten — gegenüber solchem Anerbieten an den Tag zu legen, sende ich ein ganz bescheidenes populäres Marschstück, das nicht ganz ohne Effekt und unschwierig auszuführen ist. Die Ouvertüre zum Julius Cäsar ruht leider immer noch in Sondershausen beim Kapellmeister Stein, der sie mir trotz mehrfachen Drängens noch nicht zurückgesandt hat. Sollte es mir gelingen, sie während des Herbstes wieder zurückzubekommen, so nehme ich mir die Freiheit, sie nach Löwenberg zu adressiren, indem ich jedoch durchaus keinen Anspruch auf Berücksichtigung erhebe, falls Ihnen die Einrichtung des ziemlich spektakulösen Blechs zu viel Mühe machen sollte. Was nun Neuigkeiten anlangt, betreffs welcher Sie Bescheid haben möchten, so setzt mich das in Verlegenheit. Es ist mir von Orchestercompositionen in letzter Zeit wenig Bedeutendes vorgekommen.

Eine tüchtige, wenn auch nicht sehr interessante Arbeit (besser jedoch als das Meiste aus der Schumannischen Nachblüthe) ist Bargiels Ouvertüre zu einem Trauerspiel. Leipzig—Senff. — Von H. Esser (dem Wiener Kapellmeister) ist ferner bei Schott in Mainz eine sehr wirkungsvolle Orchestrirung der Fdur-Toccata für Orgel von Seb. Bach erschienen. Das Stück wird dem Fürsten gewiß gefallen. — Felix Dräseke's C dur Symphonie (in Coburg aufgeführt) ist ein ganz interessantes Werk. Soll ich den Componisten auffordern, Ihnen sein Manuscript vorzulegen? — Joachim hat ferner Schuberts vierhändiges großes Duo (C dur) ganz vorzüglich instrumentirt und dem durch und durch sinfonistischen Werke eigentlich erst das entsprechende Costüm gegeben.

Wenn Sie ihm nach Hannover schreiben möchten, so wird er jedenfalls mit Vergnügen Partitur und Stimmen zu Ihrer Verfügung stellen. Wollen Sie Bronsart's Frühlingsfantasie? Das ist ein schönes und bedeutendes Werk. Die Harfenparthie darin wird sich auf dem Flügel sehr gut ausnehmen.

Ferner und eigentlich vor Allem möchte ich Sie auf Raff aufmerksam machen. Seine Liebesfee, Fantasie für Geige mit kleinem Orchester ist ein ganz reizendes Conzertstück; wenn es Jul. Stern nicht spielen könnte, so würde es Ihnen selbst gewiß Vergnügen machen, es vorzutragen. Klavierauszug ist bei Schott erschienen — wegen der Partitur muß man sich schon an den Componisten in Wiesbaden wenden. Von Raff's fünfsätziger Sinfonie (Mscrpt.) hält Liszt große Stücke; ich kenne sie leider noch nicht. Auch die Ouvertüre zu seiner Oper Alfred ist trefflich gearbeitet, effektvoll und interessant. — Da hat sich ja doch Mehreres zusammengefunden.

Erlauben Sie mir schließlich, verehrter Herr Kapellmeister, Sie mit einem Auftrag zu behelligen, der in der Zurückstellung der beifolgenden Manuscripte an den Cantor Kleinert besteht. Ich bin ganz trostlos über meine Unmacht, irgend Etwas für den strebsamen, gescheuten und der wärmsten Theilnahme würdigen Mann in Berlin auszuwirken. Es fällt mir aber schwer, ihm seine Compositionen heute mit der Erklärung zurückzuschicken, daß das Vertrauen, welches er in meine Kraft (der gute Wille reichte eben nicht aus) ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen, [gesetzt], ein täuschendes gewesen. Ich stehe zu sehr außer allem Connex mit den sog. offiziellen musikalischen Autoritäten, um ihm einen Dienst leisten zu können. Am besten thut er gewiß, sich an eine solche offizielle oder halboffizielle Person direkt zu wenden.

Seine Broschüre über den Choralgesang könnte er durch Brendel bei Kahnt gewiß verlegen lassen. Entschuldigen Sie mich gütigst bei ihm! So wie er etwas bestimmt Formulirtes von mir wünscht, stehe ich selbstverständlich ihm zur Verfügung. —

Berlin, 14. Aug. 1859.

[P. S.] Vehmrichterouvertüre v. Berlioz — bei Richault in Paris erschienen — dürfte jedenfalls aus Leipzig oder Weimar zu beziehen sein.

In Braunschweig wird sie von der Kapelle ebenfalls häufig gespielt.

Verehrter Herr und Freund!

Sehr flüchtig eine — sehr unbedeutende — Bitte. Bevor Sie etwa das Vorspiel zu Wagner's Tristan in einem Conzerte aufführen, möchte ich Sie freundlichst ersuchen, Herrn Kapellmeister Wagner (Luzern im Schweizer Hof) um eine Ermächtigung dazu anzugehen. Das genannte Stück existirt eben vorläufig nur als Manuscript, und Wagner ist in diesen Dingen etwas empfindlich, so daß er es mir leicht übel nehmen könnte, ohne seine spezielle Genehmigung ein Manuscript von ihm zur Benutzung verliehen zu haben. Zudem wird es ihm sicher Freude machen, ein paar Zeilen von Ihnen zu erhalten, die ihn wissen lassen,

daß man sich nicht blos um seine Werke, sondern auch um seine Person noch kümmert, — für einen zur Schande des Vaterlandes immer noch Verbannten nicht unwesentlich, wie Sie mir zugestehen werden. Ich bin noch immer mit dem Klavierauszuge des grandiosen Werkes beschäftigt, welches Anfang künftigen Jahres in Partitur und Auszug gleichzeitig erscheinen wird und von dem Sie Sich einen außergewöhnlichen Genuß versprechen dürfen.

Eilig.

Berlin, 10. Sept. 59.

Hochgeehrter Herr Kapellmeister!

Ich will Ihre Liebenswürdigkeit nicht länger mißbrauchen und sende Ihnen darum heute Ihr schönes Werk, das Sie so gütig waren, mir mitzutheilen, mit meinem verbindlichsten Danke zurück. Herr v. Bronsart schrieb mir kürzlich, daß es ihn sehr verlange, dasselbe gründlich kennen zu lernen, und da will ich ihm um so weniger diese Freude verzögern, als ich in meinen, seit gestern wieder abgelaufenen Ferien, wenigstens so viel Muße gefunden habe, mir davon ein ungefähres Bild zu gestalten.

Ich sage — ein ungefähres; weil bei dem großen Reichthume des orchestralen Lebens darin ein leibhaftes sinnliches Hören zur Beurtheilung des vollen Werthes mir unerläßlich scheint. Wie leid thut es mir, daß es mir nicht vergönnt war, bei der ersten Aufführung gegenwärtig sein zu können! ich beneide aufrichtigst Herrn Heinrich Gottwald um diesen Genuß. Seine Besprechung in der Leipziger Zeitschrift, die den frisch empfangenen Eindruck so richtig wiedergab, hatte mich bereits vor Ihrer freundlichen Zusendung lebhaft gespannt: an seiner Stelle würde ich mich jedoch etwas ausführliches darüber expectorirt haben.

Herr v. Bronsart, dem ich vor einigen Tagen geantwortet habe, wird Ihnen vermuthlich meine Auslassungen über die Frage, betreffend eine öffentliche Vorführung des Werkes in Berlin mitgetheilt haben. Ich scheute mich (Ihnen, wie ich hoffen möchte, begreiflicher Weise) jene Nachweisungen direkt an Sie zu adressiren. So wenig sich meine Ambition äußerlich breit macht, so peinlich ist es mir stets, bekennen zu müssen, daß ich hierorts durchaus noch nicht die Macht erlangt habe, einen entscheidenden oder doch unterstützenden Einfluß auf größere künstlerische Unternehmungen zu üben. Nun Sie kennen ja vielleicht selbst — annähernd und ahnend — die Schwierigkeiten des Terrains. Ich berufe mich, wenn Sie erlauben, schließlich auf die an Herrn v. Bronsart hierüber gerichteten Zeilen.

Ihr ebenso poetisch als logisch conzipirtes und ausgeführtes Werk bietet so manichfachen Stoff zur Beurtheilung und Anerkennung dar, daß man in Verlegenheit gerathen muß, in einem flüchtigen Briefe, das Wesentlichste herauszuheben. Alles erscheint darin eben *sehr* wesentlich. Ferner muß ich bekennen, daß gleich wie bei den Wagnerschen Meisterwerken der Eindruck des wirklichen Hörens zu einem echten Verständniß unerläßlich ist. Nicht als ob Ihre Partitur

bei allem Neuen und Selbständigen, was sie enthält, bei der complizirten Rolle eines mit so viel Zungen recht eigentlich sprechenden Orchesters, irgendwie der Klarheit und Anschaulichkeit ermangelte: aber — nun, ich kann gar nicht zweifeln, daß Sie mir Recht geben werden — Ihre Musik ist hauptsächlich Ohrenmusik, nicht Augenmusik wie z. B. die Schumannische. Und in der modernen Musik spielt die Farbe eine innerlichere Rolle als die einer colorirten Zeichnung.

Was mich persönlich am sympathischesten berührt hat, ist die erste Szene des ersten Aktes, die Instrumentaleinleitung des zweiten, die von einer mächtigen zündenden Wirkung sein muß, wie ebenfalls die erste Hälfte des dritten. Sehr wohlthuend wirkt im Ganzen die consequente Durchführung und charakteristische Verwendung der Hauptmotive. Marx nennt die Polyphonie „die innere Dramatik der Musik": Ihre Polyphonie ist eine wahrhaft innerliche, keine müßige Tonspielerei.

Nochmals besten Dank für die interessante Mittheilung! Möchte ich recht bald Gelegenheit finden, mich Ihnen als dankbaren Hörer zu weisen!

Häufig consultire ich die Schlesische Zeitung um Anzeigen der stets so anziehenden Programme Ihrer Conzerte.

Stets beklage ich dann bitter, daß man hier ein so einsames und trübes Gehörsleben führt. Darf ich Sie bitten, S. K. H. dem Fürsten meine ehrfurchtsvollen Empfehlungen zu übermitteln?

Welch herrliches Institut, das er gegründet hat! Und das empfindet er selber doch eigentlich erst recht, seitdem Sie dasselbe leiten!

Nach einem heute erhaltenen Briefe von Wagner kann die erste Tannhäuservorstellung in Paris nicht vor Mitte Februar stattfinden. Des Componisten leidender Zustand trägt hieran die Hauptschuld, da dieser ihn abgehalten, die projectirte Umarbeitung der Einleitung des ersten Aktes zu beendigen.

Jedenfalls gedenke ich dem großen Ereigniß beizuwohnen: im Uebrigen werden mich meine lokalen Arbeiten dies Jahr dem Reisetrieb weniger als sonst fröhnen lassen.

Berlin, 4. Jan. 1861.

Hochgeehrter Herr Kapellmeister!

Ihr freundliches Schreiben beantworte ich sofort. Zuerst meinen und meiner Frau gehorsamsten Dank für die huldvolle Einladung S. Hoheit des Fürsten par excellence für uns Musiker. Da mir die Wahl zwischen dem 5. und 12. Dezember frei gelassen wird, so wähle ich letzteres Datum. Am 3. muß ich in Kassel, am 6. in Frankfurt a. M. spielen, den 10. habe ich seit lange Herrn v. Bronsart für das 4. Euterpeconzert zugesagt. Meine Frau wird mich an diesem Tage in Leipzig treffen und am 11. treten wir gemeinschaftlich die Reise nach Löwenberg an.

Über Programm hatten wir schon mündlich verhandelt. Sie sagten mir, daß S. Hoheit eine Vorliebe für Ensemblestücke habe. Ich stelle Höchstdemselben das Beethovensche Es-dur-Conzert und das Henseltsche F-moll gehorsamst zur Ver-

fügung. Von letzterem existirt keine Partitur (es ist stark instrumentirt, aber nicht schwer), die Stimmen bringe ich natürlich mit. Ist das von ersterem auch nötig, so haben Sie die Güte mich es wissen zu lassen. Geben Sie mir auch gütigst einige Notizen, was von Solostücken S. Hoheit angenehm sein könnte, zu hören. Es wird mir ein spezielles Vergnügen sein für Ihren geistvollen Fürsten irgend etwas ganz besonders vorher einzustudieren, wenn ich es nicht in den Fingern haben sollte. Das wäre eine Revanche für unsre hiesigen — pst — Hofkonzerte.

Eigentlich hatte ich darauf gerechnet, erst im Februar meine Aufwartung in Löwenberg zu machen. Ich hoffte bis dahin ein Orchesterstück fertig zu bringen, das ich S. Hoheit zu Füßen legen wollte. Bis zum 12. Dezember geht das nun freilich nicht mehr, bei meiner jetzigen Überbeschäftigung. Vielleicht sende ich Ihnen unterdessen die etwas retouchirte Cäsarouverture — wenn Sie selbige brauchen können.

Noch Eines. Man kann nicht genug eilen einen Unschuldigen von schwarzem Verdacht zu reinigen. Neulich traf ich Herrn Alexis Holländer, der auf mein Befragen ernst und hoch betheuerte, daß er an jenem perfiden Artikel in der Breslauer oder Schles. Zeitung nicht den geringsten Autorenantheil zu beanspruchen habe. Wäre die Sache nicht positiv zu ergründen?

Berlin, 17. Nov. 1861.

Sehr geehrter Herr Kapellmeister!

—.— Die Cäsarouverture werden Sie etwas zu dick instrumentirt finden. Ich muß noch mehr daran retouchiren aber im Winter, in diesen gegenwärtigen Monaten zumal, komme ich zu gar nichts, was einer Arbeit *für mich selbst* ähnlich sieht. Werfen Sie nach Gutdünken Einiges hinaus, z. B. das zu vorlaute Piccolo und die Becken, die bis auf ein Tremolo in der Einleitung und einen trocknen Schlag in der Mitte besser — schweigen dürften.

Auf die Faustsinfonie unter Ihrer Leitung freut sich meine Frau und Ihr ergebener Diener ganz besonders. Wenn man selbst dirigirt, ist man in zu großer Aufregung um einen eigentlich reinen d. h. ruhigen Genuß von so großen Werken zu haben. So muß ich denn von mir sagen: ich habe dieses nach meiner Ansicht bedeutendste der sinfonischen Dichtwerke Liszts *noch nicht gehört*. Ich habe aber eine wahre Sehnsucht darnach, es zu hören. Nebenbei bedarf es dessen auch, um mir klar zu machen, wie ich dasselbe in diesem Winter dem Berliner Publikum vorzuführen habe, damit es möglichst begriffen, d. h. möglichst wenig mißkannt werde.

Berlin, 27. Nov. 1861.

Verehrter Herr und Freund!

Bitte tausendmal um Entschuldigung, daß die versprochene Sendung nicht früher erfolgt ist. Durch Graf Stillfried erhielten wir das Programm des neulichen Festkonzerts. Eine posthume Sehnsucht ergriff mich beim Überlesen! Ich möchte

gern einmal wieder von Ihnen hören. Vielleicht finde ich bei meiner Rückkehr (Sonnabend 22. März) Nachricht aus Löwenberg — denn heute Abend begebe ich mich wieder auf die Reise: Erfurt, Halberstadt, Braunschweig. In letztgenannter Stadt spiele ich heute über 8 Tage Liszt's Es-dur-Conzert und dirigire die Préludes.

Hier in Berlin kann leider nichts mehr zu Stande kommen. Zeit zu vorgerückt, Publikum zu übersättigt, zu viele Berühmtheiten auf den Theatern (Artôt, Ristori, Dawison). Sternscher Verein studirt an der Beethovenschen Messe, die am 19. April zur Aufführung kommt. Da muß die Graner wieder warten. Nun, im nächsten Herbst soll dafür mit doppelter Kraft gearbeitet werden. Wenn man nur Preß-Ordonnanzen erlassen könnte — dann hätte man in kurzem das Publikum! Hören Sie Neues aus Leipzig?

Bronsart schrieb mir unerwartet vor etwa acht Tagen sich meiner Mitunterzeichnung zu versichern, für den Fall, daß er sich genöthigt sähe, einen öffentl. Protest gegen Brendel und seine — Weichheit — loszulassen.* Diese sicherte [ich] ihm zu, weil ich immer mit der äußersten Linken gehe, wenn etwas Entscheidendes auf der Tagesordnung ist. Seitdem hörte ich nichts weiter. Pohl wird vermuthlich Mitredakteur, da Schelle in Paris bleibt und Brendels „namenlose Angegriffenheit" eines Collegen bedarf. Ich habe Pohl sehr zugerathen, das Anerbieten anzunehmen (in Weimar versauert, vermodert, verfault er) und weitläufig auseinandergesetzt, welcher Weg einzuschlagen sei. Vor Allem muß, dies ist ein „caeterum censeo" bei mir, Kahnt, dieser Verführer und Verderber von Brendels Jugend, als Itzig hinausgeworfen werden und ein junger Musikhändler, den ich kenne, und der große Lust dazu hätte, Verleger der Zeitschrift werden. Sind Sie hiermit nicht einverstanden, so bitte, verrathen Sie dennoch nicht meinen Plan. Wären Sie aber gleicher Ansicht, so wäre es höchst wünschenswerth, unsren gnädigsten Protektor zu bestimmen, eine entscheidende Vorstellung resp. Verfügung darüber an Brendel zu lassen.

Anders muß es jedenfalls werden mit unsrem tiefgesunknen Organ. Gern hörte ich weitläufiger Ihre Meinung hierüber u. s. w.

Dinorahouverture möchte ich Anfang April Herrn Bock gern zurückstellen.

Mit den Wünschen besten Muskel- und Nerven-Wohlergehens, mit der Bitte mich Hoheit zu „Ohren" zu legen, freundschaftlich grüßend Ihr ganz ergebener

Berlin, 13. März 1862. H. v. Bülow.

Verehrtester Herr und Freund!

Nehmen Sie mir die Kürze meiner Antwort nicht übel: ich habe heute den schlimmsten Lectionentag und der Abend ist durch Fremde besetzt.

Den jungen Popper habe ich im Frühling 1860 in einem der Prager Conservatoriumsconzerte gehört und zwar mit viel Vergnügen: enorme Fertigkeit

* Bülows Briefe III S. 471.

schöner Ton, sehr musikalisch. Wenn ich nicht irre, war dieses Auftreten damals sein erstes Debüt. Gewiß hat er sich seitdem vervollkommnet und unter Ihrer Leitung wird er die Ansprüche erfüllen lernen, die S. Hoheit, an des sel. Oswald großes Talent gewöhnt, zu machen sich veranlaßt sieht. Von einem andren disponiblen guten Cellospieler ist mir nichts bekannt, mit Ausnahme etwa des jungen Grützmacher, der in der Schweriner Kapelle als Accessist fungirt (eine feste Anstellung hat er dort noch nicht erhalten) und über den ich Gutes gehört habe.

Wenn unser Freund Alfred Meißner nicht seit dem Frühjahr in Partenkirchen weilte, so würde ich mir ein großes Vergnügen daraus machen, Ihnen einen Brief an selbigen zu senden, infolge dessen er Ihnen auf das Befriedigendste die „honneurs" von Prag machen würde. Ein uns ebenfalls ziemlich genau bekannter Mäcen, Herr Friedland, eine Art gesellschaftlicher Herzog von Prag, dessen Tochter ich in Berlin längere Zeit unterrichtet habe, ist leider gleichfalls von Prag seit Längerem abgereist, um mit seiner Familie Badekur zu spielen. Mit den Musikern in Prag habe ich mich bei dem letzten Aufenthalte schlecht vertragen: so namentlich mit dem intriguanten perfiden Prof. M.; K. ist ein Schaf, fürchterlich eitel dabei: für einen Besuch Ihrer Seits wird er aber sehr dankbar sein, ich denke, Sie kommen mit ihm aus. Herr Apt (nicht zu verwechseln mit dem Braunschweiger), ist ein großer Wagnerianer von altem Datum: er dirigirt seit Jahren einen Gesangverein „Caecilia", der Massen von Conzerten veranstaltet (die Leute leisten Tüchtiges). In diesen Conzerten ist Wagner zuerst popularisirt worden. Ulm ist ein anständiger Lokalkritiker von schäbigem Aeußeren aber gescheutem Kopfe d. h. bildungsfähigem. Ich lege zwei Karten an diese Herren bei, bitte mir aber nicht zu zürnen, wenn Sie die Leute langweilig und ungenießbar finden. Eine gewisse Empfänglichkeit des großen Publikums, das ist Alles was sich von Prag Gutes melden läßt. Die Musiker sind fast gräßlicher als irgendwo: lauter verkannte Genie's.

Die Zeit drängt: „ich höre draußen auf dem Gange Einen". Entschuldigen Sie gütigst meine Flüchtigkeit. Beste Wünsche zur Reise — die Stadt selbst ist himmlisch.

Berlin, 20. Juni 1862.

P. S. Anfang nächster Woche denke ich nach Bieberich abzureisen, da ich Ende derselben in Wiesbaden zu Conzertiren aufgefordert bin.

Hochgeehrter Herr und Freund! Berlin, 27. Dezember 1862.

Zwei Gründe veranlassen mich, Sie heute mit ein paar Zeilen zu belästigen. Der eine, fremde ist folgender: Herr Bechstein erzählte mir die Flügelaffaire in Löwenberg. Ich riet ihm — und er hat den Rath angenommen — Ihren ersten Vorschlag zu acceptiren, nämlich daß Herr von Bronsart bei einem von ihm projektirten Besuche in Berlin ein Instrument auswähle, das seinen (und da er activer Hofpianist in Löwenberg ist, so ist das Wort „seinen" natürlich zu betonen) Ansprüchen und Wünschen am ehesten entspreche. Meine Wenigkeit würde sich

erlauben, Ihnen einen Flügel zu empfehlen, den ich in drei Conzerten in Karlsruhe gespielt habe und der mir ein Prachtexemplar zu sein scheint — wenigstens habe ich Don Juan v. Liszt und Op. 106 v. Beethoven — „ceteris relictis" — so bequem und wirkungsvoll darauf vortragen können, als mir irgend wünschenswerth war. Der Flügel war den Badensern nur zu theuer (sie sind an Stuttgarter Preise gewöhnt); er ist wohlbehalten nach Berlin zurückgebracht worden und steht zur Verfügung. Doch ich habe hier keineswegs irgend welches Einmischungsrecht, besonders da Hrn. v. Bronsarts Ansichten und Geschmack von den meinigen differiren: ergo — stimmt Bechstein mit mir darin überein, daß das Zweckmäßigste wäre, Herrn v. Bronsart persönlich wählen zu lassen. Nun ein zweiter Schreibensgrund eigenen Antriebes. Beifolgender Lamentobrief unsres Freundes Brendel *scheint* mir Beachtung zu verdienen. Ich ziehe es vor, Ihnen denselben im Original zu schicken, statt eine freie Transcription davon zu veranstalten. Sie werden wahrscheinlich ein gültigeres Urtheil über die Begründetheit seiner Mittheilungen fällen können, als ich — der, ich gestehe offen meine Schwäche — eine Empfindung aufrichtigen, wenn auch nicht unvermischten, Mitleids zu unterdrücken unfähig bin. Der Mann hat Opfer gebracht für die Parthei — das ist anzuerkennen, bei allen „Doch" und „Aber", die ich selbst gerade am besten im Stande bin, einzuschalten. Ich glaube daher, er verdient, daß Seine Hoheit Höchst Ihre hilfreiche Hand nicht von ihm abziehen.

Gestatten Sie mir also Ihrem Ermessen zu überlassen, ob Sie einen Schritt zu seinen Gunsten unternehmen wollen.

Ich bin und zwar nicht à la Brendel chronisch, sondern acut im gegenwärtigen Augenblicke von Reise und Musikstrapatzen ziemlich angegriffen und genöthigt, heute Abend nach Breslau zu reisen, von wo ich leider keinen Abstecher nach Löwenberg machen kann, da ich Mittwoch früh den 31. in Berlin wieder straff in Anspruch genommen bin.

Darf ich Sie bitten, meine herzlichsten Wünsche zum Jahreswechsel zu genehmigen, so wie Seiner Hoheit den Ausdruck meiner ehrfurchtsvollen und dankbaren Gefühle zu übermitteln?

Beste Grüße von meiner Frau.

Geehrtester Herr Kapellmeister!

Eine mir ganz unbegreifliche, weil ganz fremde Zerstreutheit ließ mich neulich, als ich Ihnen von Berlin schrieb, die Sendung der Einlage vergessen! Ich hole es hiermit nach; vielleicht gibt das für Sie eine Enttäuschung. Doch Sie sind ja an Brendel's Pfote gewöhnt.

Breslau, 29. Dez. 62.

Gestern sah ich in der Musikhandlung Ihre neuen Männergesänge. Mein aufrichtigstes Compliment! Das wird ein „amor et deliciae editoris" sein.

Hochgeehrter Herr und Freund!

— . — Daß ich Ihnen die Musikalien *heute* sende, beweist Ihnen, daß ich nicht

darauf rechnen kann, mir die Freude zu machen, S. Hoheit meinen ehrfurchtsvollen Glückwunsch zu seinem Feste zu bringen. Meine Frau ist ziemlich leidend — sie darf das Zimmer nicht verlassen, um so weniger, als ihre Anfang nächsten Monats bevorstehende Entbindung die größte Vorsicht gebietet. Mein Kind hat die Mandelbräune — ich selbst erfülle mit Mühe alle die verschiedenen mir obliegenden Verpflichtungen und muß mich vor Vergnügungsanstrengungen bewahren, die meine Arbeitskraft lähmen können. — Doch wie gesagt, wenn Frau und Kind nicht krank wären, würde ich kommen, so unangenehm mich auch verschiedene Persönlichkeiten in Löwenberg berühren würden, denen ich gern aus dem Wege gehe.

Schönen Dank für Ihre mannigfach interessanten Mittheilungen. Ich wollte, ich könnte sie erwidern, aber es fehlt mir aller Humor. Und da bin ich persönlich und brieflich nicht sehr erträglich.

Eine gewisse Persönlichkeit anlangend, die Sie in Ihrem Briefe des Weitläufigen erwähnen, muß ich vor Allem gestehen, daß mich deren Schritte bei S. Hoheit groß Wunder genommen haben. Trotzdem ich den genannten Herrn jetzt sehr selten zu *Gesicht* bekomme, da er nur Anhänglichkeit an diejenigen Bekannten zeigt, die stets bereit sind, ihm die *Wechselfälle* des Lebens tragen zu helfen, und gewisse ungünstige Gerüchte, die über ihn coursiren, nur sehr oberflächlich zu *Ohren* bekommen habe, darf ich erklären, daß derselbe *besser* ist als der Ruf, den man ihm und den er sich selber gemacht hat. Für seine Ehrenhaftigkeit bürgen — das ist aber eine andere Sache — das lehne ich ab. Ich bürge überhaupt nur für mich und meine Frau. Die von Ihnen erwähnte „Diva“ a. D. hat sich möglicherweise bei ihren Behauptungen durch vielleicht einmal verletzte Künstlereitelkeit leiten lassen. Das ist menschlich. Ich lebe hier so einsam, verkehre so wenig mit der musikalischen Handwerkerwelt, daß ich nicht weiß, aus welcher Quelle dies und jenes Gerücht stammt u. s. w. Ich kann mich in der Sache daher nur für gänzlich inkompetent erklären und muß bitten, ganz von einer Mitwirkung meiner Ansicht abstrahieren zu wollen. Daß Ihre Mittheilung vollständig geheim gehalten wird, dafür stehe ich ein. Ich sehe das Objekt derselben höchstens alle sechs Wochen einmal in einem Conzert. Diesen Winter habe ich erst zweimal das Vergnügen gehabt. „Freund“ bin ich nicht eigentlich von ihm zu heißen. Bei einer Conzertreise, zu der er mich im Jahre 1855 verleitete und an die ich nicht mit besondrer Wonne zurückdenke, hat es sich gemacht, daß ich seinem Vorschlage des Duzens nicht ausweichen konnte. In der Presse hat er sich stets sehr anständig über mich, wie über meinen Schwiegervater geäußert. Erkauft haben wir seine Stimme nicht — ihm mehrfach gefällig zu sein, habe ich früher allerdings Gelegenheit gehabt.

Weitzmann wollte ursprünglich zum 15. nach Löwenberg mit mir, dann allein reisen. *Das* ist der honneteste, prächtigste, gescheuteste Musiker in ganz Berlin. Aber seine Gesundheit flößt jetzt Besorgnisse ein — der Arzt hat ihm die Reise ausdrücklich untersagt.

Nun wundern Sie Sich nicht, wenn Sie hören, daß ich nächster Tage in Stettin bei einem „soi-disant“ Wohlthätigkeitsconzerte mitwirke. Da reise ich Mittags 1 Uhr fort, spiele Abends und des andren Tages früh um 10 Uhr bin ich wieder zu Hause.

Gelegentlich hören Sie wieder einiges von mir. Manches, was Sie interessiren würde, darf ich noch nicht ausplaudern.

Beste Grüße von meiner Frau, die Sie bittet, bei Frau v. Brodorotti entschuldigt zu werden, deren Commission sie aus den bereits gemeldeten Gründen nicht übernehmen kann.

Berlin, 13. Februar 1863.

Verehrtester Herr und Freund!

Zuvörderst herzlichen Dank, daß Sie Wort gehalten und Sich meiner Sache so bereitwillig und energisch angenommen. Bei meiner Rückkehr fand ich verschiedene Verzweiflungsmotive vor — abgesehen von der niederschlagenden Ueberraschung, daß mein zweites Kind plötzlich todtkrank geworden und bis zu diesem Augenblicke trotz aufopferndster Sorgfalt wenig Hoffnung auf Erhaltung läßt — Ihre freundlichen Zeilen thaten mir doppelt wohl.

Darf ich nun über die Sache offen mit Ihnen sprechen? Des Fürsten Wunsch, da er die Gnade hat, das Protectorat anzunehmen und zu einer „Wahrheit“ zu machen (also nicht à la Oweihmir!) — muß mir Befehl sein. Ich werde also das Schreiben an den Prinzen G. abwarten, der vorgestern nach Ems abgereist ist — auf mehrere Monate — und mit demselben accreditirt mein Gesuch aufsetzen, das mir aus anderen als cabinetsräthlichen Gründen schwer fallen wird.

Denn — die Hinzuziehung eines Mitgliedes der kön. Familie ist meinem Unternehmen weit eher lokal-hinderlich als lokal-förderlich. Die Animosität der sechsten Großmacht „in politicis“ ist, wie ich in der gestrigen Conferenz von Leuten versichern hörte, die persönlich dieselbe nicht theilen, der Art oder „so unsinnig“, daß die Fondsverschaffer (und im Grunde brauche ich hauptsächlich zu dem Unternehmen Geld, wie Verdi Stimme zu seinen Opern) stutzig werden dürften und die Bismarcksche Kammerstellung einnehmen. Um den Vorschlag des Fürsten durchzusetzen — ich spreche noch gar nicht von den Schwierigkeiten, die es kosten wird, „Ems“ zu gewinnen, noch von der Mißlichkeit, für mich eine Antwort abzudrängen — muß ich sehr diplomatisch operieren. Das wird geschehen, aber neuer Zeitverlust ist in bedenklicher Weise zu befürchten. Alle Welt reist ins Bad — also in diesen letzten Junitagen müssen die Unterschriften der Notabilitäten erpreßt werden — die Sache muß vor der Rückkehr aller betheiligten mitthätigen Personen in die Stadt feststehen: sonst ist der nächste Winter verloren.

Gestatten Sie mir nun noch auf einen Punkt zu kommen, den ich erst durch Ihre Anregung, dann die mündliche, endlich durch die in Seinem Auftrage von Ihnen wiederholte schriftliche Zusicherung veranlaßt worden bin, zu berühren. Es ist der Geldpunkt. Hoheit wollen ein Opfer bringen — welches — wann? Ist

das möglich, ohne Indiscretion zu erforschen? Wenn ich mit Bestimmtheit darauf rechnen kann, hierüber baldige positive Gewißheit zu erlangen, so würde das vielleicht einige beschwerliche Schritte hierorts ersparen bei Leuten, die vielleicht besser im Fortgange des Unternehmens in die Betheiligung gezogen werden könnten.

Es handelt sich hierbei eigentlich weder um ein Geschenk, noch um ein Darlehn. Die gewährten Summen zur Kostendeckung sind Einsätzen in die Lotterie vergleichbar. Es ist ein Hasardspiel. Die „Laune" des Publikums wird schließlich entscheiden, ob jene Summen verloren gehen oder allerdings bestmöglichsten Falls (was ich vorläufig als eine sanguinische Annahme betrachte) sich verzinsen können. Auch die Zeiten, die ruhigen und unruhigen Auftritte, die im Makrokosmos zu erwarten sind, werden Einfluß haben.

Was ich mit meinen schwachen Kräften wirken kann, geschieht selbstverständlich — da dieses Wirken selbst für mich seinen Lohn in sich trägt und die Entschädigung repräsentieren soll für alle Misèren meines Daseins. Je mehr Mittel vorhanden sind, desto glänzender können die Conzerte hergestellt werden, theils nach der Seite der instrumentalen Ausführung (die sich nach der Probenzahl richten wird), theils nach der der Solistenleistungen (die sich nach dem zu verwendenden Honorarangebot richten werden). Je glänzender die Conzerte, desto eher werden sie Mode, desto größer wird das angezogene Publikum. Je mehr Zahlende die Conzerte besuchen, desto eher kommt man auf die Kosten. Das ist ein „circulus vitiosus", an dem nichts zu ändern. „Il n'y a rien qui réussisse comme le succès." Hätte ich die Fonds, ich brauchte kein Comité weder zur „Unternehmung" noch zur „Repräsentation der Unternehmer". Ich bin aber ein Proletarier und kann nur zahlen mit dem was ich bin. Zu allerlei Opfern bin ich natürlich bereit. Da ich mich einmal mit dem Fürsten auf den Honorärfuß, nicht auf den Honorarfuß gestellt, so werde ich jederzeit zu seinen Befehlen sein, wenn er mich in seinen von Ihnen geleiteten Conzerten zu hören wünscht und so die persönliche Schuld abzutragen suchen, in die mich seine pecuniäre Unterstützung meines Unternehmens verstrickt.

Nach einigen Auslassungen des Fürsten zu schließen, wäre die Gründung einer Musikzeitung in Berlin auf seine Kosten ein ihm persönlich mehr zusagender Plan als mein Conzertinstitut. Reden Sie ihm doch diese Idee aus. „Nicht Worte, sondern Thaten" sagte Graf Schlippenbach, das Oberhaupt des weibl. Treubundes im Jahre 18††. Das Publikum kann nur durch Hören belehrt, gebildet werden, nicht durch Lectüre. Eine Musikzeitung hier hätte erst dann einen Sinn, eine Wirkung, wenn mein Institut dauernd begründet und verwaltet ihr zur Basis dienen könnte. Geben Sie mir Recht?

Ich übergehe, welche Bedeutung das Zustandekommen oder Nichtzustandekommen der Sache für meine Person hat. Es ist für mich ein „aut-aut". Ich werde vielleicht in Verdacht kommen, meinen Schwiegervater nachzuäffen, auch wenn ich mich nicht nach Rom retirire, aber — von Berlin abtreten ist die sichere

Folge, wenn mein „letzter Versuch" mißlingt. Wiederum acht Jahre meines Lebens umsonst an die Eroberung eines großstädtischen Terrains setzen — zu spät. Ich bin schon jetzt quasi im Concurse. Doch genug. Es ziemt sich nicht, daß ich das weiter entwickle, es ist auch unnöthig, da ich weiß, daß Sie soviel Objectivität besitzen, sich meine künstlerische Situation auszumalen.

Ich bin ins Schwatzen gekommen — wider Willen — denn nichts ist mir fremder, als Sie drängen zu wollen, meine Sache beim Fürsten „viva voce" (das einzige was hilft — una voce molto fà) zu führen. Sie haben das Möglichste gethan — ich betrachte mich als Ihnen bereits zum lebhaftesten Danke verpflichtet. Wollen Sie d. h. können Sie im angedeuteten Sinne Weiteres wirken während der nächsten Woche — es wäre ein verdienstliches Werk.

Montag sende ich Ihnen meine Partitur und etwas literarische Contrebande (für Cottinet).

Berlin, 27. Juni 1863.

[P. S.] Sind Sie der Ansicht, daß meine Frau an Frau v. B. in Löwenberg schreibt und zu einer Mitwirkung anfeuert?

Verehrter Herr und Freund! [Berlin, Anfang Juli 63.]

Ich hatte die beigeschlossene Sendung eben verpackt, als mir aus der Druckerei das erste Aktenstück bezüglich meines Unternehmens zugeschickt wurde. Um das Packet nicht wieder eröffnen zu müssen — Packete sind stets eine Herkulesarbeit für mich — schreite ich zu einem „Schreibebriefe", dem ich gleich von vornherein die Deutung ersparen möchte, als ob ich ungeduldig sei, noch keine Antwort auf meine neulichen Zeilen erhalten zu haben, und eine Pression auszuüben versuchte. Nichts liegt mir ferner: ich weiß, daß Sie Sich meiner Sache annehmen, und zwar mit möglichster Energie — Sie haben mir ja schon neulich den Beweis geliefert — ich weiß, welche Hindernisse einer schleunigeren Entscheidung entgegenstehen. Darf ich Sie nun bitten, inliegendes Document S. Hoheit unterbreiten, Höchst Deren Gutachten darüber für mich einholen zu wollen? Es läßt sich von verschiedenen Gesichtspunkten Allerlei dagegen einwenden: sein Hauptvorzug besteht in seiner Existenz.

Uebrigens ist es keine carta publica. Der eigentliche und alleinige Zweck dieses Schriftstücks ist in anständiger Toilette (deßhalb gedruckt) den von den Unternehmern vorgeschlagenen „Patronen" (Notabilitäten) einzeln zur Unterzeichnung vorgelegt zu werden. Die öffentl. Kundgebung an das Publikum mit den Gesamtunterschriften wird eine revidierte Fassung erhalten — übrigens erst Ende September von Stapel laufen. Also — bis dahin wäre die eventuelle Mitprotectorschaft S. K. H. des Prinzen Georg zuvörderst einzureichen und könnten auch spezielle Wünsche S. Hoheit des Fürsten zu Hohenzollern geziemend berücksichtigt werden.

Der Charakter des hier eingesandten Documents ist ein privater und ein provisorischer. Nur weil es sich gedruckt besser ausnimmt, „verführerischer", haben wir

uns nicht mit einem kalligraphirten begnügt. Die vorgeschlagenen und mit Stimmeneinheit bis jetzt als praktisch einflußreich erklärten Notabilitäten sind folgende:

Beamtenstand.	Kunst und Wissenschaft.
S. Exc. Minister a. D.	Dir. von Cornelius.
von der Heydt	Professor Knaus.
(leider eben verreist).	Professor Hildebrandt (eventuell).
Oberbürgermeister Seidel.	Meyerbeer.
Geh. Reg. Rath Bloemer.	Stern.
	Weitzmann.
Kaufmannsstand.	Prof. Geh. Rath Boeckh.
Borsig.	Prof. Mommsen.
Jacques.	Prof. Werder.
v. Magnus.	Prof. Geh. R. v. Graefe.

Vielleicht fällt Einer oder der Andere weg, kommt ein Anderer hinzu.

Die ganze Sache ist leider durch fremde Schuld von hier Betheiligten verschleppt worden. Die meisten Leute sind bereits verreist oder im Begriff abzureisen. Ich selbst muß die Ferien des Conservatoriums, die am 6. Juli beginnen und 6. Aug. zu Ende gehen, zu meiner Erholung benutzen; doch werde ich erst in der zweiten Hälfte nächster Woche (etwa Donnerstag) abreisen, wenn ich sehe, daß die Verhältnisse keine weiteren Schritte für den Augenblick rathsam oder möglich erscheinen lassen. Bis dahin, denke ich, lassen wir noch voneinander hören.

Was die Fondsfrage betrifft, so haben wir gestern in der Conferenz eine unerwartete Enttäuschung erlebt. 1400 ℛ sind erst beisammen — eine Zeichnung von 500 die versprochen war, — hat sich als Schwindel herausgestellt — möglich, daß wir mit ein paar kleineren Zeichnungen noch 300 ℛ zusammenbekommen, also 1700 ℛ für den Anfang, was ich als das Minimum von Garantie für 2jähriges Bestehen ansehe. Ich war nahe daran, im ersten Eindrucke die Auflösung durch Aufsatz meines Bockum Dolffs [?] auszusprechen — doch flößten mir meine beiden Hauptentrepreneurs neuen Muth ein, indem sie die bestimmteste Zusicherung gaben, das Institut aufrecht zu halten durch stete Aufmerksamkeit auf Zuschuß-Zufuhr. Ich habe mich beruhigt. Es war zu sanguinisch, zu fordern, daß im Zeitraum (im Raum der sauren Gurkenzeit) von 4 Wochen 2000 ℛ für Kunstinteressen aufgetrieben werden sollten. Allmälig wird das möglich sein, und ich habe zu dem Zwecke der Eitelkeitstriebfeder der Hauptunternehmer die nöthigen Drucker zu geben.

So stehen die Sachen. Ihr Takt, Ihre freundliche Theilnahme wird entscheiden, was von diesen Mittheilungen geeignet wäre, S. Hoheit bekannt zu werden.

Und nun schließlich meine Hauptbitte: um aller Heiligen willen, sehen Sie in diesen Zeilen eine rein confidentielle Expectoration, keine tendenziöse Quengelei à la Brendel!

Thun Sie dieses Unrecht nicht an Ihrem in aufrichtigster Hochachtung freundschaftl. ergebenen H. v. Bülow.

Verehrter Herr und Freund!

Haben Sie herzlichen Dank für die höchst erfreulichen Nachrichten, die Sie mir gegeben! Daß ich so lange nichts wieder von mir hören ließ — finden Sie es nicht begreiflich? Hätte es nicht ausgesehen wie ein „Allegro troppo impetuoso sempre stringendo u. s. w." das gegenüber den hochherzigen Verheißungen unsres verehrten hohen Gönners gar nicht am Platze war? Selbst den Fall gesetzt, daß Hoheit über wichtigeren Interessen meine Angelegenheit einstweilen vergessen oder vertagt, war ich mir nicht bewußt, daß dann die Theilnahme, welche Sie mir persönlich für mein künstlerisches Unternehmen zu erkennen gegeben, gelegentlich d. h. zur rechten Zeit thatkräftig geworden wäre, indem Sie die Sache beim Fürsten wieder in Erinnerung gebracht haben würden?

Die munificente Zusicherung S. Hoheit hat mir neuen Muth gegeben — ich betrachte jetzt das Institut für gegründet. 1400 Thlr. haben sich hier gefunden und sind baar eingezahlt worden (Schatzmeister: Banquier L. Perl); rechne ich die 900 ℳ (300 ℳ für jedes der drei ersten Jahre hinzu) so ist das Minimum, auf welches ich die Garantie dreijährigen Bestandes veranschlagt, erreicht (2400 ℳ). Es versteht sich von selbst, daß meine hiesigen Entrepreneurs von mir nicht in die Versuchung geführt werden sollen, auf Löwenberger Lorbeeren zu schlafen. Ich werde also so politisch sein, die Munifizenz S. Hoheit nicht dermaßen auszuposaunen, daß die Herren vom Fonds die Frage, zu deren Lösung sie allein von mir berufen sind, vernachlässigen. Im Gegenteil — sie müssen mir weiter schaffen, wie Mime u. Comp. dem Alberich. Denn — wie ich eben sicher herausspionirt, Radecke gibt sein Unternehmen trotz aller materiellen Niederlagen nicht auf, was ich anfangs von seinen Freunden hatte behaupten hören — ich habe also nicht die Aussicht, seine Abonnenten zu rekrutiren, und das zahlende Conzertpublikum Berlins ist unglaublich klein. Also — bei irgendwie exceptioneller Ausstattung der Conzerte — die Sache wird ein Heidengeld kosten, zuerst ein Judengeld allerdings.

Den Brief S. H. an den Prinzen Georg habe ich mit großer Freude empfangen und bereits gestern mit meiner Zuschrift an ihn expedirt. Hoffentlich erwidert er bald mit einer gebührenden Zusage. Denn die Tonica des Fürsten von Hohenzollern muß von einem Mitgliede der jüngeren Linie doch entschieden mit der Dominante beantwortet werden. Von Notabilitäten sind bis jetzt gewonnen: Böckh, Cornelius, Meyerbeer (!!!ja! er hat die Schrift unterschrieben, ohne Weiteres, ganz im Gegensatze zu seinem Robert) Stern, Weitzmann, Werner, Oberbürgermeister Seidel u. s. w. Andere, z. B. Minister v. d. Heydt sind verreist — ich muß also die nöthigen Schritte bis zum Herbst verschieben. Meyerbeer empfiehlt uns dem Publikum! Das Kunststück hatte eben nur meine Frau zuwege bringen können!

Darf ich Sie nun freundlichst ersuchen, vorläufig der Dollmetscher meiner gehorsamsten Danksagungen bei S. Hoheit sein zu wollen? Dieser Tage werde ich so entsetzlich gestört, daß ich nur mit den nachsichtigsten Collegen und Freunden correspondiren kann.

Am Mittwoch ist unsere letzte Conferenz (für den Augenblick). Hoffentlich ergeben sich da noch Resultate, die erfreulich sind und also meinem hohen Gönner mitzutheilen wären. Ende der Woche denke ich mit meiner Frau auf höchstens einen Monat nach Klampenborg bei Kopenhagen zu reisen; für meine Person bliebe ich lieber hier, die Ferien zu nicht-handwerksmäßiger Arbeit benutzend, aber meiner Frau bin ich eine kleine Distraction schuldig — sie hat einen zu abscheulichen, freudlosen Winter genossen. Am 6. August beginnt der neue Cursus im Conservatorium: ich werde also gegen den 10ten spätestens wieder hier eintreffen müssen.

Anbei erlaube ich mir eine Copie meines Briefes „nach Ems" zu senden, im Falle S. H. informirt sein möchten, wie ich Deren Befehl Genüge geleistet. Unser Freund Weitzmann gibt sich dieser Tage die Ehre, dem Fürsten sein Werk einzusenden, dessen Dedication, wie Sie wissen, angenommen worden. Es macht ihm großes Leid, nicht persönlich seine Aufwartung machen zu können — seine Gesundheit ist aber in der letzten Zeit jämmerlich heruntergekommen. Ich bin begierig, wie Ihnen W.'s Arbeit gefallen wird. Nach meiner Ansicht höchst verdienstvoll, wirklichem Bedürfnisse Befriedigung bietend. Glauben Sie wohl, daß Hoheit geneigt sein würden, dem verdienten Manne jene Auszeichnung zu verleihen, die mein Namensvetter mir nicht gönnen wollte? Das würde Weitzmann überglücklich machen. Fêtis spricht überall mit der höchsten Achtung von seinen wissenschaftlichen Arbeiten (Gesch. der griech. Musik — Gesch. des übermäßigen Dreiklangs, Gesch. des vermind. Septakkordes u. s. f.) — im Auslande schätzt man ihn nach Gebühr — in Berlin kümmert sich Keiner der „Zunft" um ihn.

In wenig Minuten schlägt es = Schluß der Briefkästen. Meine Copie hat mich aufgehalten und ist doch für Ihre Augen sanitätspolizeiwidrig geworden.

In Eile nochmals herzlichen Dank und freundlichsten Gruß.

Berlin, 6. Juli 1863.

[An den Prinzen Georg von Preußen.]

Abschrift: Zur etwaigen Vorlesung.

Durchlauchtigster Prinz!

Gnädigster Prinz und Herr!

Ew. Kön. Hoheit gebe ich mir die Ehre, im Auftrage S. H. des Herrn Fürsten zu Hohenz.-Hechingen beigeschlossenes Schreiben zu überreichen. Dasselbe ermächtigt mich zu einem Schritte, den ich in meinem Namen und dem einer Gesellschaft von Musikfreunden, die sich auf meinen Antrieb in Berlin gebildet hat, bisher zu unternehmen zagte. Die Befürwortung durch den kunstsinnigen Fürsten, welcher meinen Bestrebungen stets die huldvollste Theilnahme gewährt und in

der Absicht einer Förderung derselben meinen und meiner Unternehmungsgenossen Wunsch zu Höchst dem Seinigen gemacht hat, gibt mir jetzt den Muth, Ew. Kön. Hoheit meine ehrfurchtsvolle Bitte zu Füßen zu legen.

Eine Vorlegung des Zwecks und Charakters des Unternehmens, das ich der gnädigsten Protection durch den erlauchten Namen Ew. K. H. zu empfehlen wage, glaube ich am besten durch Uebersendung des anliegenden Schriftstücks unterbreiten zu können, welches in seiner vorläufigen Gestalt nur die rein private Bestimmung hat, jene Notabilitäten zur Unterzeichnung einzuladen, welche ich für die Repräsentation in der Oeffentlichkeit geeignet erachte. — . —

An Ew. Kön. Hoheit stelle ich nunmehr das gehorsamste Ersuchen, in Gemeinschaft mit Sr. H. dem Fürsten zu Hohenz.-Hech. das Protectorat meines künstlerischen Unternehmens gnädigst führen zu wollen. Unter solchen Auspizien wäre ihm diejenige Würde und Bürgschaft seines Bestandes gesichert, welche zu den von mir ihm zu widmenden Diensten in einem entsprechenden Verhältniß stehen würde.

Ich verharre in tiefster Ehrerbietung als Ew. K. H. gehorsamster

Berlin, 5. Juli 1863. H. v. Bülow.

Verehrter Herr und Freund!

Seit dem 13. August bin ich von meiner Sommerexcursion nach dem Seebad Klampenborg (bei Kopenhagen), die namentlich meiner Frau sehr gut bekommen ist, hierher zurückgekehrt und stecke leider Gottes schon wieder in meinen mancherlei unvergnüglichen Beschäftigungen tief drin. Doch hat mich das nicht abgehalten, eine alte Schuld gegen Sie zu tilgen.

Auf die Zusendung Ihrer Op. 3 und 4 von Seiten der Bockschen Musikhandlung habe ich eine ziemlich umfangreiche Besprechung (11 Quartseiten) derselben zu Papier gebracht, die hoffentlich in einer der nächsten Nummern der Berliner Musikzeitung erscheinen wird und von der ich vermuthe, daß sie Ihnen kein Mißfallen erregen wird. Ich unterlasse es, mich abzuschreiben, indem ich Ihnen auf diesen Zeilen speziellere Complimente über Ihre beiden Werke mache, die mir namentlich bei wiederholter Durchsicht viel Interesse gewährt haben. Sie werden's ja gedruckt lesen! [Bülow's Schriften S. 257—261.]

Aus den Zeitungen habe ich nur entnommen, daß Herr v. Lewinski Hofmarschall bei S. Hoheit geworden, nicht aber, wie es unserem verehrten Fürsten gesundheitlich geht, was mir wichtiger zu erfahren wäre. Auch möchte ich ferner erfahren, ob Prinz Georg nach Löwenberg geantwortet. Der Tod seines Vaters kann ihn hieran doch nicht gehindert haben. Was mich betrifft, so habe ich nicht das Glück gehabt, eine Erwiderung auf mein am 5. Juli abgesandtes Schreiben (nach Ems) zu erhalten, und ich gestehe, daß mich diese Unsicherheit, ob ich dem Verlangen des Fürsten nach einer zweiten „lokalen" Protectorschaft werde entsprechen können, in nicht geringe Verlegenheit setzt. Es hat zwar keine Eile — die Herren Fundatoren sind meist auf Reisen und ich selbst will noch einmal im September Berlin

auf eine Woche verlassen, theils um in Wiesbaden „mit Gewinn" zu spielen, theils um dem Großherzog v. Baden zu seinem Geburtstage (9. Sept.) meinen „Sängers-Fluch" zu überreichen. Der letztere Besuch hat auch noch einen andren Zweck. Brendel, der mich seit einiger Zeit entsetzlich quält, behauptet, daß nirgends anders als in Carlsruhe eine Tonkünstlerversammlung im nächsten Jahre zu Stande kommen könne, und da will ich nun einmal mein Heil versuchen. Ich habe zwar geringe Aussicht, da ich ein schlechter Diplomat bin und den allmächtigen Schafskopf Eduard Devrient zum entschiedensten Feinde habe — allein versuchen kann unter Allen die Sache nur ich. Also immer „rin ins Verjnüjen!" wie Helmerding sagt.

Ich schicke Ihnen den unterdeß ausgearbeiteten Statuten*entwurf* — vielleicht haben Sie die Güte, ihn S. Hoheit mit meiner devotesten Empfehlung zu unterbreiten und Höchst Sein Gutachten darüber mir mitzutheilen. Für eine Auskunft betreffs Prinz Georg würde ich Ihnen gleichfalls großen Dank wissen.

Das Programm meines 1. Conzertes würde wahrscheinlich nur mit Beethoven ausgefüllt werden. „A Jove principium." Festouverture 124 — Violinconzert (etwa Kömpel aus Weimar) — Meeresstille u. glückl. Fahrt für Chor u. Orchester — neunte Sinfonie. Können Sie mir Orchester und Chorstimmen hierzu und in welcher Quantität leihen? Die Partituren habe ich natürlich, doch begreiflicherweise gibts noch keine Orchesterstimmenbibliothek und ich will mit einem entschiedenen Sparsystem debütiren. Auf Popper würde ich gern für eines der andren Conzerte reflectiren. Können nun aber nicht Sie dafür sorgen, daß er etwas Anständiges spielt, z. B. Schu- oder Volkmann? Uebrigens zur Notiz für ihn, daß Rubinstein im letzten Winter ein Violoncellconzert geschrieben.

Denken Sie Sich — ich muß zum 1. October ausziehen und habe bis jetzt noch keine Wohnung gefunden! Die Preise sind fabelhaft gestiegen und ich brauche größere Räume, weil meine Mutter bei mir wohnen wird. Auch wünsche ich näher in den Mittelpunkt der Stadt zu kommen hauptsächlich wegen der Conzertarbeiten.

Unserem Freunde Weitzmann gehts recht traurig! Er krankt an seinem Arzte. Der hat seit Jahren aufs Abscheulichste an ihm herumgepfuscht — dies Jahr hat er seinen Mißhandlungen die Krone aufgesetzt, indem er ihn nach dem Seebade Misdroy geschickt hat. Von dort ist Weitzmann gänzlich zerrüttet und namentlich vollkommen *taub* (!) zurückgekehrt. Ich fürchte, er erholt sich nicht wieder.

Das wäre ein harter Verlust für mich, wenn er drauf ginge — für die Kunst natürlich auch im höchsten Grade beklagenswerth. Am Conservatorium wird er bis auf Weiteres von Geyer vertreten. Wir hatten keine andre Wahl. Würst wäre noch schlimmer gewesen.

Nun hoffentlich geht's Ihnen und den Ihrigen wohl und man hört doch von *Einer* Seite was Erfreuliches und Beruhigendes.

Berlin, 24. August 1863.

[P. S.] Ueberraschung! Dräseke hat mir geschrieben nach 18monatl. Verkehrsunterbrechung und 3 Zukunftswalzer geschickt!

Verehrter Herr und Freund! Berlin, 12. Okt. 63. Enckeplatz 5.

Wie stehen die Dinge? Hat Hoheit meine Berliner Zeitungsankündigung gelesen, ohne Mißfallen, ohne etwas daran auszusetzen?

Ich konnte nicht länger warten, es war die höchste Zeit. Die moralische Wirkung von Protectorat und Patronat ist eine außerordentliche gewesen: wie tief verpflichtet fühle ich mich unserem gnädigsten Fürsten.

Es war ein Staatsstreich, ein 2. Dezember. Prinz Georg hätte keine Gradation erzielt. Ich weiß nicht, wo er weilt, ich habe keine Affiliation mit ihm. Es war wahrhaftig unmöglich, eine Antwort zu erzwingen. Ich bin ein miserabler Hofmann und in Manchem ein nicht besserer Diplomat.

Wie hat Ihnen die Bocksche Zeitung gefallen?

Haben Sie selbige erhalten?

Was nun kommt, das werden Sie ahnen. Also wozu zaudern? Stimmenbettelei. Können Sie mir von Meeresstille und glückl. Fahrt v. Beethoven Orchester- und Vokalstimmen oder wenigstens von der 9. Sinfonie dergl. leihen? Am 31. Oct. ist das erste Conzert-Programm nur in den Hauptsachen festgestellt, da ich noch keine erste Sängerin habe, nicht weiß, ob ich eine verschreiben lassen muß, oder ob Herr v. Hülsen mir Frau Harriers-Wippern oder Frau Köster, die mit Nächstem gastirt, gestatten wird.

Einstweilen gibt's Chorproben und — da fehlt es an Stimmen. Ich habe deren nur 84 im Ganzen. Das reicht glücklicherweise nicht aus.

Helfen Sie, verehrter Freund und Gönner!

In Eile

Ihr hochachtungsvollst ergebener Kritiker Hans v. Bülow.

Verehrter Herr und Freund!

Wie oft habe ich schon die Feder angesetzt, Ihnen zu danken und mein Herz etwas auszuschütten — aber eine Stunde verflog nach der anderen, ich weiß kaum mehr, wie, ohne daß ich mein Vorhaben ausführen konnte. Jetzt gibt's einmal eine Station — die ich übrigens — beiläufig — sehr nöthig habe — denn ich bin mit meiner Nervenkraft etwas auf dem Trocknen — aber die Götter sorgen dafür, daß andere Dinge von mir „Erledigung" erwarten.

Gestern empfing ich ein sehr schönes Schreiben von Sr. Hoheit, auf das ich soeben geantwortet habe. Ich kann die Absendung meiner Antwort jedoch nicht übers Herz bringen, ohne Ihnen wenigstens einen flüchtigen Gruß zu sagen.

Nun, ich hoffe, bald mündlich mehr. Ich habe dem Fürsten die Tage vom 26.—31. Dezember zur Verfügung über meine Lippen, Hände u. s. w. gestellt. Darf ich fragen, ob die Zeit, die mir am besten paßt, nicht unpaßend für Löwenberg gewählt ist?

An Neuigkeiten habe ich wenig zu bieten. Rubinsteins drittes Claviercenzert, das ich sehr gern habe und das wohl auch des Fürsten Beifall finden wird, Liszt's Hugenottenfantasie und einige andre derartige Solo-Bravourstücke.

Ferner meine Bearbeitung von Glucks Ouvertüre zu „Helena und Paris" — Sängers Fluch von mir — soll ich Liszts Esdur Conzert mitbringen? Das hat's ja wohl lange nicht gegeben — oder Beethovens Gdur Conzert?

Haben Sie die Güte, mir darüber zu schreiben, damit ich etwas vorbereitet bin.

Stimmen zur neunten haben Sie wohl nun endlich zurückerhalten? Besten Dank.

Ihre Anfrage „brauchen Sie nicht Geld" war famos. Das heiße ich: Einem das Herz leichter machen. Ja — sehr bald — schon um der Zinsen willen!

Jedes der beiden Conzerte hat gegen 450 Thlr. gekostet.

Das erste ergab ein Defizit von 80 Thlr., das zweite von 140 Thlr. — für Berlin ein glänzendes „positives" Resultat. Ich hoffe, wir kommen mit 500 bis 600 Thlr. dieses Jahr aus. Tausend Thlr. haben wir in Berlin beisammen — halb soviel kommt hoffentlich noch diesen Winter dazu.

Schlimm nur, daß wir nicht sparen dürfen. Für's nächste Conzert — Mitte Januar brauche ich außer Popper noch Stockhausen — damit ein bischen „Zug" entsteht. Ich fürchte jedoch: so ein Zugvogel bringt uns nicht vollständig ein, was er kostet. Aber immer „rin ins Verjnijen!"

Haben Sie Orchesterstimmen zu Schumanns „Hermann u. Dorothea"-Ouverture? Popper hat mir versprochen, das Schumannsche Violoncellconzert einzustudieren. Mündlich Näheres über meine „Politik". Den Prometheus von Liszt darf ich jetzt noch nicht riskiren — doch rechne ich drauf, daß er im vierten Conzerte als Saisonschluß möglich sein wird.

Gott, was ich Sie Alles zusammen frage! Ich könnte noch lange so fortfahren. Alles, was ich Ihnen über Dinge und Personen gemeinsamen Interesses mittheilen möchte, ist etwas kitzlicher Natur, schwer mit der Feder zu präzisiren — ich vertage es lieber bis auf persönliche Zusammenkunft.

Am 2. Januar ist meine zweite Soirée in Berlin — am 8. meine dritte in Dresden. Wieck hat — sich mir zu Füßen gelegt. Der war glorreich errungen! Dresden — charmant — hilft meinen Finanzen auf die Beine — leider gehts College Bronsart nicht so. — —

Einstweilen herzlichen Gruß und tausend Dank für alle Ihre thätige Theilnahme.

Berlin, 8. Dez. 63. Enckeplatz 5.

Verehrter Herr und Freund! Berlin, 14. 1. 64 Enckeplatz 5.

Nach langem Hängen und Würgen ist endlich der Tag des 3. Conzerts der Gesellschaft der Musikfreunde fixirt worden und zwar auf Sonntag den 23. Januar.

Wie steht es nun mit Popper? Haben Sie meinen Brief vom 5. d. erhalten? Soll ich ihn Volkmann spielen laßen? Hat er Stimmen dazu? Streichquartett müßte baldigst für Ripienstimmencopiatur eingesendet werden. Ist er von seiner Hugenottenfantasie abzubringen oder nicht? Was rathen Sie? Rathen, helfen

Sie mir — umgehend, ich bitte dringend. Ich könnte den Harfenisten Oberthür oder Coßmann noch bekommen, wenn ich mich rechtzeitig an die Leute wende, d. h. gleich. Wenn es aber irgend möglich, gebe ich den Vorzug versprochner Maaßen an Popper — vor Allem Seiner Hoheit des Fürsten wegen, dem ich schuldig bin, seinen Schützling hier zu introduziren! Rathen, helfen Sie mir — aber gleich! Und — verwünschen Sie mich Quälhans nicht zu allen Teufeln — es wäre Luxus, denn es kommt mir zuweilen vor, als wäre ich bereits da angelangt.

Und nun noch eine Hauptbitte. Ich will einen der Schubertschen Märsche von Liszt instrumentirt aufführen. Welchen haben Sie? Reitermarsch oder H moll? Können Sie mir umgehend — denn Sonntag früh ist Probe — einen der beiden Partitur u. Stimmen schicken? Das würde mich höchst glücklich machen. In großer Eile und Bedrängniß mit ehrfurchtsvollen Empfehlungen an S. Hoheit.

Verehrter Herr und Freund!

In Eile von einem Kranken (trotz Fieber und schlafloser Nacht habe ich eine dreistündige Probe heute Vormittag gehalten) zwei Worte herzlichen Dankes für Ihre reiche Musikaliensendung, die gerade a tempo um 9½ Uhr eintraf und nicht minder für Ihren Brief, der wie alle seine Vorgänger und hoffentlich Nachfolger mir eine rechte Labung war. In Allem was Sie denken und aussprechen, bin ich stets so vollkommen mit Ihnen einverstanden, daß ich an diesem Einverständniße eine wirkliche Stütze habe. Bronsart — Damrosch — Breslau — o weh! In der prakt. Wirksamkeit muß man politische Grundsätze zur Richtschnur nehmen: immer nur nach dem Möglichen streben, d. h. nicht dem, was bereits als möglich erschienen, sondern was zunächst möglich sein wird.

An Popper habe ich eben geschrieben. Volkmann's Concert und Servais Fantasie nach Ihrer Zurechtkürzung octroyirt — Parlamentarismus „is nich". Er soll mir nur umgehend Titel melden, wegen Programmdruck. Concert ist auf Sonntag 24. Jan. verschoben. Generalprobe am Vormittage, wo wir genügend Zeit haben werden, da heute u. Mittwoch Proben für die Orchesterstücke. Popper wird also erst Sonnabend früh einzutreffen brauchen. Für Weisung wegen Cadenz besten Dank.

Daß Sie nicht mitkommen, kann ich Ihnen bei der Kälte nicht verdenken, aber das ist eine unerwartete Schickung. Vielleicht zum 4. Concert — Prometheus?

Betreffs Brendel bin ich Ihr Leidensgefährte. Er und die Euterpe haben sich in einer sehr einfachen Sache so hundsgemein gegen mich benommen, daß ich zu einem sackgroben Brief gezwungen gewesen bin. Können Sie ihm nicht einen ditto versetzen? Glauben Sie mir, das bekommt ihm sehr gut, rüttelt die Schlafmütze auf einige Zeit auf. Er ist gerade so, vielleicht noch mehr Spießbürger wie irgend ein Mitglied der Gewandhausclique. Leipzig ist die Musikwelt — jeder kleine Lump in L. ein Orakel, eine Portion öffentliche Weltmeinung.

Genug — daß ich Ihnen nicht den Kaffee verderbe. Freundlichste Grußerwiderung meiner Frau. Unsere devotesten Empfehlungen an S. Hoheit.

„Virtuos u. Publikum" darüber will ich mich einmal in der Fackel auslaßen zu Nutz und Frommen unbefangener Leser.

Berlin, 17. Jan. 64.

Verehrter Herr und Freund! 30. 1. 64.

In Eile ein paar Worte.

Popper hat uns Allen Ehre gemacht, hat recht schön gespielt und einen großen Erfolg bei Hörern und Rezensenten davon getragen. Ich bin sehr zufrieden, ihn debütiren gelassen zu haben. Zu lernen hat er noch viel — wer weiß, ob er nicht still stehen wird — aber was er bereits leistet als junger Künstler, ist sehr erfreulich.

Schönen Dank für Ihre praktischen Striche! Desgl. für Musikalien, die Montag retournirt werden sollen. Ein paar Stimmen von Schumanns Ouverture hat der Conzertdiener der Liebigschen Kapelle verloren — ich schicke dafür Copieen, die freilich nicht so schön geschrieben sind, aber doch leidlich. — Darf ich wiederum Ihre Güte in Anspruch nehmen für Prometheus d. h. Orchesterstimmen sowohl zur Sinfonie als zu den Chören (Chorstimmen sind hinreichend vorhanden) desgl. vielleicht auch Ihre Stimmen der achten Sinfonie, von Beethoven natürlich — nicht von Haydn? Wir haben rasende Unkosten und das letzte Conzert war am wenigsten besucht, trotzdem es in der Aufführung vielleicht das glänzendste war. Das Orchester hat bereits das Möglichste gelernt. Thun Sie mir die Liebe, kommen Sie zum letzten Conzert (26. od. 27. Februar); als Repräsentant des Protectors müssen Sie das schon thun!

P.'s Cadenz hatte ich mir auf Ihren Rath vorspielen lassen — sie mißfiel mir, ich kritisirte sie ihm positiv d. h. gab ihm an, wie er's anders zu machen habe — ganz genau! Er war faul, spielte in der Probe und dann trotz Besserungszusage auch im Conzerte die alte Version, die mit Recht getadelt worden ist. Das ist der einzige Vorwurf, den ich ihm zu machen habe. — . —

Wie gefällt Ihnen die Fackel bis jetzt? Wie Sr. Hoheit? Schreiben Sie mir gütigst darüber. Brendel u. Kahnt sind Gift und Galle gegen diese „Störung ihres Geschäfts". Ich denke nächstens mit Leipzig ganz zu brechen, wie ich über Leipzig ebenfalls brechen möchte. Es ist ein greuliches und incorrigibles Gesindel!

Unser verehrter Weitzmann ist ganz glücklich über sein Knopfloch! Der treffliche Fürst würde sich freuen, Jemandem eine so große Freude gemacht zu haben. Besten Dank für Ihre Unterstützung meines Antrages.

Herzlichste Grüße von meiner Frau.

Nächsten Monat habe ich sieben Conzerte abzuspielen und zu dirigiren! Den 10. März reise ich wahrscheinlich nach Petersburg, von wo ich dann erst Mitte April zurückkehre. Nächstens mehr darüber.

Berlin, 30. Jan. 64.

Kommen Sie zum Prometheus! Locomoviren Sie Sich! Sie machen uns eine große Freude und es sähe gut aus wegen des Fürsten!

Verehrter Herr und Freund!

Sieg! Schwer, mit großen Opfern und Kosten errungen — aber errungen.

Prometheus hat gezündet. Ein großer „Choc" ist gegeben. Ich habe, wo ich stehe. Nächste Saison kann das Werk wiederholt werden — vielleicht das erste Conzert damit eröffnet werden. Die Aufführung war höchst befriedigend schwungvoll und correkt. Ein unangenehmer Bock der Sopranistin im Solo des Schlußchors (sie sang fes statt f) war ein Flecken, der besser erspart gewesen wäre, aber unmächtig war, den günstigen Gesammteindruck zu alteriren.

Warum sind Sie nicht gekommen? Ich hätte so gern dem gnädigen Fürsten, dessen Liberalität mich in den Stand gesetzt hat, meine schwere Aufgabe durchzubringen — ein treues detaillirtes Referat gewünscht! Ich kann's jetzt nicht geben. Ich reise übermorgen nach Petersburg, wie Sie wissen, um die beiden letzten Conzerte der philharm. Gesellschaft mit Spiel und Direction zu füllen — und ich bin todtmüde von den Anstrengungen des Winters. Von Petersburg aus gebe ich Ihnen vielleicht einmal ausführlichere Nachricht.

Vor Allem nun schönen Dank für Ihre herzliche Theilnahme an meinen Leiden und Freuden. Jeder Ihrer Briefe erweckt mir das Bedürfniß, Sie zu sehen, mich mit Ihnen auszusprechen, mich etwas an Freundschaft zu erwärmen. Außer Weitzmann habe ich Niemanden hier, der mit mir denkt und fühlt.

J. M. die Königin, in letzter Zeit sehr gnädig gegen mich — namentlich seit dem Ehrendoctorat — hat sich neulich sehr ausführlich und theilnehmend nach dem Befinden S. Hoheit (in einer Soirée) bei mir erkundigt und ich habe über meinen letzten Aufenthalt in Löwenberg Mehreres referirt. Weitzmann ist wieder krank. Vielleicht auch von Ärger über seine Mißhandlung durch Bagge u. s. w.

Sagen Sie — warum nehmen Sie nicht einmal, Sie wissenschaftlich und künstlerisch so sehr Berufener, die Feder, die Geißel in die Hand?

Ach — es gäbe nichts Schöneres als planvoll conzertirtes Zusammenwirken aller ächten Künstler zu gemeinsamem Zwecke! Dann siegten wir überall! Der Protest der Acht in Breslau hat mir eine hoffnungsreiche Freude gemacht — die Schlesier, so feige, haben sich ermannt! Ist das kein gutes Zeichen?

So — da kommen eine Anzahl Briefe. In einer halben Stunde muß ich nach Paß und Pelz laufen. Es geht also nicht weiter mit dem Schreiben. Vielleicht — hoffentlich von Petersburg aus!

Ach — warum sind Sie nicht gekommen? Sie wissen nicht, welche Freude und welchen Stolz Sie mir geraubt! Ihnen, der so viel für die Sache gethan, hätte ich vor Allem zeigen mögen, daß ich mich „anständig" benommen.

Stimmen habe ich geordnet. Simmel macht hoffentlich keine Unordnung hinzu. Der Kerl hat übrigens seine schlechte jüdische Seite. In einem fort quält er um Hoflieferantentitel. Geschäfte leidlich. Das Defizit wird circa 650 ℳ für

dieses Jahr betragen. Einnahme durch Abonnement war 850 ℛ — 350 ℛ betrug der Verkauf der Einzelnbillets. Und wir hatten eigentlich keine Zugkraft für die Masse!

Meine devotesten Danksagungen u. Empfehlungen an S. Hoheit! Rechenschaftsbericht im Frühjahr! Freundliche Grüße von Haus zu Haus.

In treuester Hochachtung und Ergebenheit Ihr

Berlin, 8. März 64. „Dr." Hans v. Bülow.

Verehrter Herr und Freund!

Würde ein Besuch in Löwenberg meinerseits Seiner Hoheit unserem allergnädigsten Fürsten willkommen sein?

Zu dieser Anfrage — komme ich durch Gelegenheit. Ich muß im November eine kleine Conzertreise machen, da in der zweiten Hälfte des Winters wohl kaum ein Urlaub zu ermöglichen sein wird. Ich spiele zuvörderst am 5. Nov. in Berlin, am 7. in Damrosch's Breslauer Orchesterverein. Bevor ich nach Berlin zurückreise um dort, später auch in Hannover u. Prag zu conzertiren, werde ich noch ein „oder einige Male" in Breslau spielen, z. B. am 11. November.

Zwischen dem 7. u. 11. November also würde ich mich außerordentlich freuen, mit Ihnen in Löwenberg für S. Hoheit zu musiziren, z. B. Liszt's Todtentanz u. Einiges dergleichen, was man eben nur vor feinen Ohren hören lassen kann. Denn z. B. mit den Breslauern zu experimentiren dürfte sich ziemlich als Mohrenwäsche erweisen.

Wundern Sie Sich also nicht über die Stücke, die ich bei Damrosch vortrage! Es steckt eine Art Malice dahinter. Ich spiele nämlich nur Rubinstein u. Mendelssohn, d. h. nicht klassische, sondern spezifisch jüdische Musik. Wegen „Coburg" und andrer Dinge möchte ich ferner mit Ihnen ausführlich, d. h. mündlich conferiren. Auch aus diesem Grunde wäre mir ein Abstecher nach Löwenberg erwünscht — nämlich zur genannten Zeit. Überdies werde ich auch S. Hoheit mündlich eine Todesanzeige der Gesellschaft der Musikfreunde in Berlin in Folge von Entkräftung und der von meinem Nachfolger angewandten Medizin, der für dieses Ergebniß eigentlich nun auch den Doctortitel zu empfangen berechtigt wäre.

Wie die Sachen eigentlich im Detail stehen, weiß ich nicht so genau. Darüber werde ich mich eben in Berlin informiren. Hoffentlich hat unser liberaler Fürst nicht die 300 Thlr. fürs dritte Jahr im Voraus gespendet; in diesem von mir gern angenommenen Falle bliebe ihm also ein Theil des von ihm so großherzig gebrachten Opfers erspart.

Traurige Geschichte!

Hoffentlich geht es in Löwenberg gut, mit des Fürsten, mit Ihrer Gesundheit und mit dem Gedeihen Ihres Kunstinstitutes.

Hier in München gibt es auch nichts Neues, es steht dessen aber in Bälde zu erwarten. Wir sind entschlossen, uns nur mit einer gründlichen Reorganisation zufrieden zu geben. „Aut Wagner, aut Lachner und Consorten!"

Der König ist leider so übelberathen, so unerfahren, so misanthropisch einsam. Wagner ist zwar der Einzige, der längere Audienzen bei ihm hat, aber die kommen eben so gar selten vor, da der König fast immer in Hohenschwangau retirirt bleibt.

Von Rom haben wir gute Nachrichten. Über die Pesther Festtage werden Sie informirt sein. Irre ich nicht, so hat Ihnen auch mein Schwiegervater von dort aus geschrieben.

Ich kam leider von der ungarischen Reise krank zurück und blieb es bis vor wenigen Tagen. — Die Luftveränderung u. die Conzertanstrengung und Aufregung im nächsten Monate betrachte ich als ein Regenerationsmittel.

Genug für heute — ich wollte nur so privatim erst anfragen, ob meine Besuchsabsicht Seiner Hoheit conveniren könnte. „Pas trop de zèle" ist sonst meine Maxime. Aber der Fürst kennt mich wohl zu gut, um eine Initiative von mir für eine Zudringlichkeit anzusehen, was sie in keiner Weise ist.

Herzliche Grüße von meiner Frau, desgl. von Wagner, der mit der Instrumentirung v. Siegfried's IItem Akt so ziemlich fertig geworden.

München, 18. Oct. 65.

Verehrter Freund!

So eben Ihre explicativen Zeilen erhalten. Hole der Teufel den vergeßlichen, unzuverläßigen Weitzmann! Daß Sie mir keine Verlegenheit bereiten würden, das war mir sonnenklar! Nun — vielleicht ist's ganz gut, wie es jetzt gekommen. In Berlin, wo ich während vier Tagen so viel Menschen habe sehen müßen, als in früherer Zeit in einem ganzen Quartal, bin ich nicht zu Athem gekommen. Ein wenig Ruhe bedarf ich aber, um gut musiziren zu können; vier Tage Breslauer Langeweile werden vielleicht eine ganz gute Wirkung üben. Am Sonnabend spiele ich nun also hier, und Sonntag früh reise ich wieder nach Berlin, wo Conzert am 15ten. 18ten in Hannover dann wieder Berlin, dann noch einmal Han. u. Braunschweig. Ende des Monats will ich nach Prag. Vielleicht läßt sich's so einrichten, daß ich vor Prag nach Löwenberg komme. Aber es will mir jetzt sehr schwer, fast unmöglich erscheinen. Entschuldigen Sie also freundlichst, daß ich jetzt noch gar nichts bestimmen kann und erlauben Sie daß ich in etwa 8—12 Tagen einen neuen Vorschlag mache.

Habe gestern mit Mendelssohn Op. 5 einen so großen Erfolg erzielt, daß noch ein Stück von Liszt zugeben mußte, Etüde-Gnomenreigen. „Breslauer" u. degl. müßen sehr bitten, bevor ich sie mit einer Lisztschen Pièce „unterhalte".

Nun in aller Eile ein paar dringende Bitten. Es werden Briefe an mich nach Löwenberg ankommen, meist ziemlich wichtigen Inhaltes. Dürfte ich ergebenst bitten, dieselben sofort hierher bis zum 11ten (oder am 12. früh nach Berlin) senden zu laßen? Galisch's Hotel Tauenzienplatz.

Musikalienssendung aus München haben Sie wohl empfangen? Darf ich ferner ersuchen, die Partitur der Lisztschen Orchestration meines Klavierstückes mir direkt

hierher zurückzuexpediren. Ich beabsichtige Sander (Leuckart) zum Druck zu bestimmen, und das muß ich natürlich in diesen Tagen zu Stande bringen.

Damrosch empfiehlt sich Ihnen angelegentlichst. Die beiden Ouverturen hat er trefflich dirigirt: dagegen ist ihm die Suite von Raff nicht sonderlich gelungen: No. 1. 2 u. 5 waren zu langsam, 3. u. 4 zu schnell. Die Aufnahme erschien mir sehr kühl. Man versichert mir aber allgemein, es sei ein großer Succeß gewesen.

In aller Eile sage ich Ihnen für heute Lebewohl. Kann ich's so einrichten, daß ich auf meiner diesjährigen (vielleicht letzten) Conzerttour nach Löwenberg komme, so geschieht's.

Sehr liebenswürdig wäre es aber von Ihnen, wenn Sie Sonnabend zu meiner Soirée kämen und wir dann Sonntag eine Strecke zusammenreisten.

Breslau, 8. Nov. früh. [65]

Hannover, 22. Nov. 65 (per Adr. Hofmusikhdler. Bachmann).

Verehrter Herr und Freund!

Wie steht's mit der Gesundheit Sr. Hoheit? Diese Frage liegt mir schon seit lange auf dem Herzen und in der Feder. Aber diese letztere in Bewegung zu setzen war bis dato fast absolut unmöglich, trotzdem ich an ihrer Beantwortung zunächst das lebhafteste „rein-theoretische" Interesse habe. Das von diesem nicht ausgeschlossene praktische bestimmt mich außerdem Sie um eine freundlichst baldige Nachricht zu ersuchen.

Ich mache gegenwärtig das Kgreich Hannover unsicher. Am 18. habe ich hier gespielt, heute spiele ich zum zweiten Male — gestern Conzert in Braunschweig, vorgestern in Cöthen (à propos viele Empfehlungen von Ihle u. Sohn) — Freitag Göttingen — Sonnabend oder Sonntag — Celle! Vielleicht noch ein drittes Mal hier, vielleichter d. h. viel schwerer in Berlin. Wie ich letztere Pläne noch einrichte, ist mir nicht ganz klar. In den ersten Dezembertagen muß ich in Prag eintreffen. Concludamus sind S. Hoheit wieder hergestellt und geruhen Höchstdieselben, Deren dankbarst gehorsamen Diener wieder einmal zu sehen, ev. zu hören — so wirds mir natürlich selbst unter Hindernißen eine höchst erfreuliche Aufgabe zu lösen sein, 1 bis 2 Tage für Löwenberg Mitte oder Ende künftiger Woche auszuklügeln.

Möchten Sie mir gütigst hierauf antworten, sei es in den nächsten Tagen hierher ins Hauptquartier oder p. Adr. Bechstein später?

Mit herzlichen obwohl flüchtigen Grüßen und meinen ergebensten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin und an den ganzen Hof mit Ausnahme Alles Deßen, was nicht Billerbeck heißt oder nicht Masoch heißen möchte.

Die Dreieinigkeit, Lew..., Michel Angelo Brodor. u. der „ausgezeichnetste Mann in seinem Fache" mögen Ihnen nichts zu Leide thun!

Aus München die trefflichsten Nachrichten. RW. während 8 Tagen ganz allein mit L. II auf Hohenschwangau! Cabinet — „au cabinet".

Verehrter Herr u. Freund!

Besten Dank für die so eben erhaltene Antwort und als Ausdruck desselben eine neue Behelligung. Würden Seine Hoheit sich statt des 3. Dezember den 30. November gefallen laßen? Da ein drittes Conzert hier in Hannover überflüßig wäre und deßen Arrangement sich außerdem in die Länge ziehen könnte, so reise ich heute Nacht noch nach Berlin zurück, wo ich — ohne weitere Conzertabsichten — bis etwa Mittwoch Abend zu thun haben werde, demnach Donnerstag früh in Löwenberg eintreffen könnte. Wenn man keinen Secretär hat, gibt es allerlei Confusion; man schreibt mir aus Prag, daß ich Montag den 4. Dez. dort conzertiren möchte. Das ließe sich dann mit dem 3. Dez. in Löwenberg nicht gut verbinden! Vielleicht thäte ich gut, die Prager Pläne ganz aufzugeben — aber, ich habe mir die Sache nun einmal in den Kopf gesetzt. Wenn also Seine Hoheit, über Deren gebeßerten Gesundheitszustand ich mich innigst gefreut habe, nicht zu musikmüde geworden sind und meinen Besuch zum 30. Nov. genehmigen wollen, so würde mich das beßer „arrangiren".

Nehmen Sie mir dieses Schwanken nicht übel! Da ich 10. Dez. ungefähr in München wieder heimgekehrt sein muß und Prag vorher zur Erledigung kommen muß, bei den tausenderlei localen Schwierigkeiten, die ich auf der ganzen Conzerttour immer zu berücksichtigen hatte, ist es mir nicht möglich gewesen, Ihnen neulich ganz präcis zu schreiben!

In Berlin wohne ich wie früher im Hotel Hohenzollern. Was Ihre Bedrängniß anlangt, mir etwas ganz absonderlich Pikantes von Orchesterleistungen vorzuführen, so bitte ich dringend, dieselbe zum Schweigen zu bringen. Ich werde für Alles dankbar sein, ich bin sehr musikentwöhnt. Gern hätte ich etwas von Ihren Compositionen einmal gehört. Wenn Sie diesen Wunsch berücksichtigen könnten, so würde mich das sehr erfreuen. Von Berlioz höre ich ferner fast nie etwas — können Sie aus der Sinfonie fantastique ein Fragment bringen? Oder aus Faust, Romeo? Auch Harald würde ich mit Wonne wieder hören!

Nb. Wenn ich Donnerstag früh komme, ist Probe vom Todtentanz resp. A dur Conzert möglich?

In Eile: Ah so, nur die Wäscherin ists, die klopft! Seiner Hoheit bitte ich meinen gehorsamsten Respekt vermelden zu wollen. Ich bin sehr dankbar für die Bewahrung seines Wohlwollens, möchte aber ums Himmelswillen nicht aufdringlich erscheinen. Sollte also der 30. Nov. zu nahe bei den ersten beiden Conzerten liegen, so bitte ich dringend, meine Neigung, nach Löwenberg zu kommen, durch aufrichtige Äußerung eventuell dämpfen zu wollen.

Mit beinahe polnischer Lüderlichkeit Ihr in hochachtungsvoller Freundschaft ganz ergebenster H. v. Bülow.

Hannover, 26. Nov. 65.

Verehrter Herr u. Freund! Wiesbaden, 18. August 1868.

Gleichzeitig mit Ihrem Schreiben langte eines von Herrn v. Faminßin aus

Brüssel an (in derselben Angelegenheit), welches ich durch Freund Raff, dem „schwarz-weiß" sehr schön steht, gestern Nachmittag bei Ankunft hier empfing. Ich habe F.'s Brief zuerst beantwortet und das gewünschte Aktenstück — ich denke nach Wunsch — abgefaßt, bin aber so matt wie eine Fliege, oder so acut angegriffen als Papa Br. chronisch, sodaß ich die Feder nicht mehr bewegen kann. Entschuldigen Sie also den unfreundschaftlichen Schein der Kürze meiner Zeilen.

Wagner und Liszt (letzterer zur Zeit Grotte di Mare bei Ancona) werden sicher Dasjenige thun, was von ihnen gethan werden kann. Und das denke ich, wird wirksam sein, was von meiner Wenigkeit — oder hätte mich München so „erhaben" gemacht? — wohl kaum vorauszusetzen ist. Kurioser Schwindel übrigens das! Himmel Kreuz Donner u. Hagel — Sie empfehlen Sich doch am besten selbst.

Na — viel Glück — zu Allem — dieß der herzlichste Wunsch Ihres Collegen.

Devoteste Empfehlungen an S. H. wenn ich bitten darf, freundlichste Grüße von Raff an Sie. In Eile oder eigentlich was andres

Ihr treuergebener Hans v. Bülow.

Seine Liebeserfahrung/
Erzählung von Eduard Graf Keyserling

3. August 1900.

Jetzt mußte ich das Buch schreiben, ich fühlte es deutlich. Die Gedanken begannen schwer in mir zu werden, zu drücken, wie reife Früchte auf die Zweige drücken. Mit 32 Jahren ist eine Entwicklung nicht abgeschlossen. Der Strich, den ich jetzt unter meine Weltanschauung setzen muß, muß noch nicht definitiv sein. Allein etwas ist fertig in mir und will hinausgestellt sein, will als ein anderes neben mir stehen. Ich muß es auf die Arme nehmen können, wie die Mutter das Kind, das sie geboren hat.

Gut! ich wollte mein Buch schreiben und richtete mein Leben darnach ein. In solchen Zeiten müssen wir unser Leben so ordnen, wie es Frauen tun, die guter Hoffnung sind und wissen, daß sie nun nicht mehr nur für sich allein leben. Der Hochsommer ist eine günstige Jahreszeit. Die Straße vor meinen Fenstern ist still und voll grellgelben Sonnenscheins. Hunde liegen auf den heißen Steinen, strecken alle viere von sich und schlafen. Kinder sitzen auf den Schwellen der Haustüre, die Hände um die nackten Beine geschlungen und sind in der Hitze auch still und schläfrig geworden. Die wenigen Passanten drücken sich die schmalen Schattenstreifen an den Dachvorsprüngen entlang. Dieser unerträglich flimmernden Welt mit ihrem heißen, unreinen Atem seh ich es sofort an, daß ich in ihr nichts zu versäumen habe.

Ich ziehe die gelben Vorhänge vor mein Fenster, das gibt eine angenehme goldige Dämmerung. Hie und da sticht durch eine Spalte ein scharfer, blanker Sonnenstrahl in die Dämmerung und in diesem Sonnenstrahl kreisen einige Fliegen brummend und unermüdlich umeinander. —

Ich höre das gern. Diese endlose übellaunige kleine Geschichte, die sie sich erzählen, beruhigt mich. Im Klub hatte ich gesagt, daß ich verreise. Joseph hatte den Befehl, keinen Besuch vorzulassen. Die meisten waren ja ohnehin fort aus der Stadt, wer sollte kommen! Mit Frau Meirike hatte ich ein Gespräch über den Küchenzettel. In dieser Zeit mußte sie die schweren, feurigen Suppen vermeiden, die sie so gut zu machen versteht und die ich so gern esse. Mehr Bouillon, viel Geflügel, Spargel, zuweilen einen Fisch. Einen lebhaften Mosel habe ich mir für diese Zeit angeschafft. Der Schneider brachte den Anzug aus blauem Sommerflanell, ganz lose gemacht. Mit Blumen in den Zimmern war ich vorsichtig, in meinem Arbeitszimmer durften keine stehen. Aber im Nebenzimmer stand eine Schale voller Zentifolien, diese gesunden roten Kugeln, die einen frischen, starken Rosenduft haben, nicht die perverse Mischung mit Tee oder Vanille oder Zederholzdüften. Die beste Arbeitszeit ist der Vormittag. Nachmittags zur Zigarre mußte ich etwas lesen (statt der großen schweren Henry Clay rauchte ich jetzt eine kleine blonde Bock) und dazu hatte ich den Livius gewählt. Der würde mich nicht stören und er

erzählt mit so schön beruhigender Stimme. Und alles was geschieht, erscheint so ordentlich für seinen Zweck zugeschnitten, wie die Holzstückchen eines Geduldspieles, die ja doch alle ineinander passen, um das Bild, die Größe des römischen Reiches zu geben. Das verleiht ein angenehm geordnetes Gefühl, dabei kann man den Kopf nach hinten sinken lassen und die Augen schließen . . . die Gedanken vergehen . . . . . Diese Decius mit der Familieneigentümlichkeit — sich zu opfern — wie die Gicht in anderen Familien — sehr — aristokratisch. — Das ist sehr erfrischend. Wenn ich erwache, dann kann ich wieder bis zum Abend arbeiten.

Wenn es unten auf der Straße lebhaft wird, die Kinder zu lärmen beginnen, ein Geschwirr ganz hoher schriller Stimmen wie von einer Schar betrunkener Vögel und wenn bunte Abendlichter aus dem Nebenzimmer in mein Schreibzimmer kommen, wenn der weiße Gipskopf der Marietta Strozzi errötet — dann mache ich meinen Spaziergang — der Gesundheit wegen. Die Luft in den Straßen ist eine bedrückende, staubige Zimmerluft. Die Vorstadt ist unerträglich mit ihren grau und rot gestreiften Überbetten, die sich in den geöffneten Fenstern lüften, mit ihren heißen, dampfenden Menschen. Draußen setze ich mich in einen der kleinen Biergärten. Das Buch spricht in mir weiter und über meinem Schoppen hinweg sehe ich die Menschen und die bunten Plakate an den Bäumen und die Radfahrer wie ferne fremde Bildchen, die mich nichts angehen. Wenn die Laternen angesteckt werden, bleich und glasig in der Dämmerung, gehe ich heim und die ganze Nacht liegt vor mir für die Arbeit. Ich kann das Fenster an meinem Schreibtisch öffnen. Unten auf der Straße wird es immer stiller — ein „gute Nacht" höre ich zuweilen und das Zuschlagen der Haustüre. Die Lichter in den Fenstern erlöschen. Dort über die niedrigen Dächer ragt ein hohes Haus. Dort im vierten Stock entkleidet sich ein Mädchen bei offenem Fenster. Das Viereck des Fensterrahmens ist voll des gelben Lampenlichtes und ich sehe eine weiße Gestalt, die vor einem Spiegel steht und ihr langes, sehr schwarzes Haar emporhebt, um es auf dem Scheitel aufzubinden. Dann erlöscht auch dieses Licht und ich bin mit meinem Buch allein.

Ich habe mir für das Manuskript ein sehr edles Papier angeschafft, leicht gelbgetönt glanzlos, die heraldische Lilie als Wasserzeichen. Auf dem Umschlag habe ich mit veilchenfarbiger Tinte den Titel geschrieben „Die goldene Kette" darunter — den Vers der Ilias, über den Plato so geheimnisvoll spricht: „Auf, wohlan, ihr Götter, versucht, daß ihr all' es erkennet — Eine goldene Kette befestigend oben am Himmel — Hängt dann all' ihr Götter euch an und ihr Göttinnen alle, — Dennoch zöget ihr nie vom Himmel herab auf den Boden!" — So muß es gehen.

4. August.

Kleine, vernachlässigte Verpflichtungen können sehr störend werden. Wir wollen sie vernachlässigen, wir wollen sie vergessen, aber sie haken sich in uns fest, melden sich mit kleinen flüchtigen Stichen. Sie sind lästig wie die Sommerfliegen, die wir immer vertreiben und die sich immer wieder uns in das Gesicht setzen. Das

ist nicht Pflichtgefühl, — nur eine Unvollkommenheit in unserem Vorstellungsmechanismus.

Solch eine lästige kleine Verpflichtung ist mir heute zugefallen.

Ich ging nach dem Essen aus, um mir eine goldene Feder zu kaufen. Die Straße war wie ein überheizter, staubiger Korridor. Kaum ein Mensch, dem ich begegne, nur Hunde, alte Schuhsohlen, Papierfetzen sonnten sich auf den heißen Pflastersteinen. Wie ich um die Ecke biege, fährt ein Wagen an mir vorüber, ein hübscher, kleiner Korbwagen mit zwei falben Ponys bespannt. Ein auffallender kirschroter Kutscher sitzt auf dem Bocke und in dem Wagen ein Herr, der seinen Panama schwenkt und „Ach — Herr von Brühlen" ruft. Der Wagen hält und ich muß herantreten. Es ist der Baron Daahlen-Liesewitz, der alte Weltreisende. Gerade dem hätte ich nicht begegnen wollen. Er war mit meinem Vater befreundet und ich bin ihm einen Besuch schuldig. Ich war ihm früher einmal begegnet und hatte ihm gesagt, daß ich verreise — und nun —: „Wieder hier", sagte der Baron — Ja ich war wieder hier, das ließ sich nicht leugnen — „in Arbeit" — murmelte ich. „So? — fleißig also!" meint der Baron, „Schön, schön. Aber die Abende sind frei — was. Jetzt muß man die Abende genießen. Mir — ja mir macht die Hitze nichts. Wenn man so'n tropischen Fieberbazillus im Blut hat — der friert leicht und wird dann unruhig. Wir sehen Sie doch bei uns — bestimmt. Ganz ohne Formen. Es ist hübsch da draußen. Ich kündige Sie bei meiner Frau an. Wenn Sie mich im Stich lassen, gibt's eine Enttäuschung und alles verträgt meine Frau — nur keine Enttäuschung — also?" — Ein starker Hustenanfall unterbrach ihn. Erkältet hat er sich auch auf seinen Weltreisen. Er drückte mir die Hand und fuhr ab. Fatal!

Er schaut gut aus, der alte Bursche. Das Gesicht quittengelb. Solche Reisende sind immer leberleidend. Das dichte Haar und der Vollbart sind schon grau, aber ein seltsam farbiges Grau, wie das Fell junger Mäuse. Dazu die fieberblickenden Augen. Er wohnt da draußen vor der Stadt in seinem schönen Landhause und läßt sich von seiner jungen Frau pflegen, der alte Egoist. Er mag sich den Magen tüchtig an den Genüssen der fünf Weltteile verdorben haben. Die Frau soll so etwas wie eine Schönheit sein, sagte Fred Spall, der ein Verwandter von ihr ist. Also ich gehe morgen hin, damit auch das abgetan ist —, aber meine Abende dort verbringen, o nein! Die kann ich besser anwenden als bei dem alten Daahlen mit seiner kranken Weltleber zu sitzen.

5. August.

Ich habe das Manuskript mit der goldenen Kette fortgelegt. Seine Stunde war doch noch nicht ganz gekommen, das weiß ich jetzt. Etwas will noch erlebt sein. — Es soll erlebt werden, ganz — rücksichtslos — bis zur Neige. — Also —

Der Gang durch die Vorstadt war wieder qualvoll. Wie reinlich ist der Winter, der die Menschen in ihre Häuser treibt. Und was nicht alles jetzt auf die Straße herauskriecht und herausschaut und sich breit macht. Der

Mensch ist ein Höhlentier und soll in seiner Höhle bleiben — nur abends auf Raub ins Freie hinaus. In der langen Kastanienallee war es besser. Viel gelbe, von der Hitze getrocknete Blätter liegen schon auf dem Wege und rascheln und duften herbstlich. Auf den Bänken sitzen Kindermädchen, große erhitzte Gestalten seltsam von grüngrauen Schatten und grellen Sonnenlichtern gefleckt. Von der Allee muß ich dann wieder in den Sonnenschein abbiegen. Links und rechts Haferfelder voller Mäher. In all dem Rot und Gold stehen Mäher knietief in weißen Leinwandhosen. Die Feldgrillen lärmen wie toll, als wollten sie das Dengeln und Schwirren der Sensen übertönen.

Mitten in dem schweren Nachmittagslicht — sehe ich vor mir das Daahlensche Haus, ein großer fast gewaltsam dunkler Würfel mit kaffeebrauner Fassade. Über dem Portal auf den schrägen Giebelseiten rekeln sich plumpe Steinfrauen, die ihre riesigen kaffeebraunen Brüste sonnen. Hinter dem Hause erheben sich kühl und dunkel die alten starken Bäume.

Zögernd ging ich über den Kiesweg auf die Freitreppe zu. Ich blieb vor einem großen Beete stehen, auf dem alle möglichen Sommerblumen ungeordnet durcheinander dufteten, Skabiosen, Ziererbsen, Feuerlilien, ein großer Topf brennender Farben. All das duftete sehr warm und süß mit einem Gemisch scharfen Geruches von Apothekerkräutern.

Ich bin mein Lebtag viel in Gesellschaft gegangen — dennoch — wenn ich zu fremden Menschen gehe — ist immer noch ein Rest von Befangenheit in mir. Das kommt wohl daher, daß ich zu deutlich empfinde — was der Mensch, vor den ich hintrete, denkt — ich sehe mich mit seinen Augen. Endlich entschloß ich mich hineinzugehen. Der Diener, der mich empfing, hatte wohl dort geschlafen, auf der einen Wange stand ein roter Fleck. Sein weißes schwammiges Gesicht war korrekt ausdruckslos, dennoch dachte er — Was hat der durch die Hitze her zu rennen? Den Baron fand ich in einem dämmerigen Wohnzimmer. Rote Vorhänge waren vor alle Fenster gezogen. Ganz in weißen Flanell gekleidet, saß er auf seinem Sessel. Auch er hatte eine rote Wange und mußte geschlafen haben. Er empfing mich mit einem Hustenanfall, dann freute er sich laut über mein Kommen: „Das ist recht.. — Setzen Sie sich, setzen Sie sich. Ein heißer Gang, was? Aber hier ist's kühl. Das verstehe ich, darin bin ich raffiniert. Über die Kühlung in den Zimmern hab' ich sozusagen wissenschaftlich nachgedacht." Er sprach wie jemand, der lange geschwiegen hat und seiner Stimme Motion machen will. Ab und zu schaute er zur Türe hinüber und murmelte: „Wo meine Frau bleibt?" Als Schritte im Nebenzimmer hörbar wurden, rief er: „Claudia" — da kam seine Frau. Ein sehr schlankes feines Figürchen — ganz farbig — gleich fiel mir die unendlich feine Linie der abfallenden Schultern auf. Der blaue Musselin des Kleides floß so eng am Körper nieder, daß die Knie im Gehen leicht gegen den Stoff stießen, am Gürtel trug sie einen etwas zu großen Strauß weinroter Skabiosen. Der Kopf erschien mir zuerst überraschend; ganz leichtes, hellrotes Haar umgab ihn, das Gesicht darunter weiß und ruhig — und darin große braunrote Augen farbig und

ſamtig, wie die Blätter mancher Chryſanthemen. „Hier hab' ich uns den Herrn von Brühlen eingefangen", ſagte ihr Mann. Sie kam aufrecht und langſam heran, reichte mir die Hand — ſah mich an — wie wir ein neues Möbel anſehen und ſagte einfach: „Es freut mich ſehr." Dann ſetzte ſie ſich auf das Sofa — ſaß da gerade — die Hände auf den Sitz geſtützt. Der Baron plauderte weiter: „Wir ſitzen hier in unſerer Einſamkeit wie Spinnen und warten, ob ſich jemand in unſer Neſt verirrt. Zuweilen fahre ich aus. Ein Jagdzug — da hab' ich Sie gefangen. Ja — ja" — Die Baronin ſah mich an mit einem ſtetigen gleichgültigen Blick. Ich fühlte es, daß ſie ſich von dieſer Jagdbeute nicht viel verſprach. „Am Tage arbeiten wir" — fuhr der Baron fort — „an meinem großen Reiſewerke." „Sie auch, Baronin", fragte ich. „Ja, ich auch", ſagte ſie. In ihrem Blick lag jetzt etwas Erſtauntes. Ich wußte, ſie wunderte ſich darüber, daß ich ſo daſaß und ſie nicht einmal betrachtete. Gut — — ich will ſie betrachten und da fiel es mir auf, wie wunderſchön ihr Mund war — dieſe ſchmalen hellroten Linien, an den Winkeln etwas heraufgebogen und in ihrem Schwung ich weiß nicht welch ſeltſame Bewegungs- und Ausdrucksbereitſchaft. Jetzt lächelte ſie ein wenig, die Lippen noch immer feſt geſchloſſen, ſie las wohl auf meinem Geſicht etwas wie Überraſchung. „Gewiß arbeitet ſie mit", fuhr der Baron fort — „was ich vormittags ſchreibe, muß ſie mir nachmittags vorleſen." „Sehr intereſſant" — wandte ich mich an ſie. „O ja", erwiderte ſie mit einer Stimme, in der etwas Herbes anklang wie oft in Stimmen eben erwachſener Mädchen. „Wenn's nur nicht ſo heiße Gegenden wären." Der Baron lachte laut los: „Heiß! Natürlich, wir ſind gerade im Herzen von Afrika. Aber meine Frau würde verlangen, ich ſoll im Sommer über Spitzbergen ſchreiben und im Winter, wenn ſie friert, über Afrika —." Aber das Lachen brachte ihm den Huſtenanfall. Claudia erhob ſich, nahm ein Glas Waſſer vom Nebentiſch und ein Pulver, brachte es ihm, ſtand neben ihm, bis der Anfall vorüber war, ruhig und dienſtgewohnt. Der Diener brachte den Tee und Claudia ſchenkte ein und weil ihr Gatte ſich noch nicht ganz erholt hatte, tat ſie auch etwas für die Unterhaltung und bemerkte: „Ja, abends iſt es ſehr ſchön hier bei uns." Da konnte der Baron wieder ſprechen: „O, wer das kennt, der kommt wieder. — — Kommen Sie nur recht häufig — kommen Sie täglich. Abends ſind uns Freunde immer willkommen — nach der Arbeit." — Er ſprach weiter von ſehr heißen Nächten auf Kapland, von den großen Ameiſen, die die Stiefel anfreſſen.

Claudia ſaß wieder ſtill da — ſie ließ das Geſpräch an ſich vorüberklingen wie ein langgewohntes Geräuſch. Ich hörte auch nicht zu. Aber während wir da in der roten Dämmerung dieſes Zimmers uns gegenüberſaßen, fühlte ich deutlich, wie Claudia und ich ein jeder ſich mit der Gegenwart des anderen auseinanderſetzten. Das iſt ſolch eine Unterhaltung ohne Worte — von Körper zu Körper, von Weſen zu Weſen, — geheimnisvoll — aber gewiß —. Was wir ſagen, iſt ja gleichgültig — auf dieſes ſtumme Frage- und Antwortſpiel des Menſchen zum Menſchen kommt es an —. Ich erhob mich, um mich zu verabſchieden. „Alſo wir ſehen Sie bald, kommen Sie nur. Fred Spall unſer Vetter — Sie kennen ihn doch — kommt

auch, sobald er kann." — — Ja, ich kannte Fred Spall. Als ich im Flur Hut und Stock nahm, sah ich, daß Claudia in der offenen Wohnzimmertüre stand, die Schulter leicht an den Türpfosten gelehnt. Sie blickte durch die geöffnete Haustüre in das rötliche Flimmern des Abends hinaus. — „Wie hell das ist," sagte sie und blinzelte mit den Wimpern — „wir leben hier so in der Dämmerung, daß man Augen wie ein Kauz kriegt." — Ich blieb noch bei ihr stehen. Etwas Besonderes mußte ich jetzt sagen, fühlte ich. „Wenn man jetzt da hinausgeht," begann ich, „das ist wie ein Bad in Rotgold." —

—„Ein sehr warmes Bad", sagte sie nachdenklich. —

„Wenn die Sonne untergeht," fuhr ich fort „kommt die kühle, blaugraue Dusche."

Jetzt lächelte sie wirklich mit ein wenig geöffneten Lippen. Ich war zufrieden und ging. Als ich an dem großen bunten Beet vorüberkam, sah ich Claudia an der Haustüre stehen — schmal und blau — das Haar flimmerte in der Sonne, die Augen schützte sie mit der Hand und schaute den Weg hinab. Das alte schwere Portal legte seltsam wie einen dunkeln Rahmen der Einsamkeit um das farbige Figürchen. —

In der großen Allee war es schon lebhaft. Viel Kinder und Radfahrer — Arbeiter, die aus den Fabriken kamen, Ladenmädchen in hellen Kleidern, Pappschachteln in der Hand. Alle sprachen und strengten ihre Stimmen an, wollten Lärm machen, als seien sie betrunken von dem Flimmern des rötlichen Staubes, der die Luft erfüllte. Ich konnte das jetzt nicht brauchen. Ich bog in einen Seitenweg ein, suchte eine einsame Bank auf, um mich nichts als tüchtig verstaubte Jelängerjelieber-Sträuche. Ein Laubfrosch knarrte auf einem Zweige, dort saß ich lange und rauchte eine Zigarette nach der anderen.

Was wir noch denken nennen, ist sehr oft eine Beschäftigung, bei der wir selbst wenig dazu tun. Man sitzt da und kommt sich wie eine Laterna magica vor, in die eine fremde Hand die Glasbildchen hineinschiebt und langsam hin und her zieht. — Ein Zimmer mit roter Dämmerung — Claudia kommt herein, langsam und aufrecht — Claudia sitzt auf dem Sofa — Claudia sieht mich an — sie schenkt Tee ein — sie steht unter dem großen Portal — immer wieder diese Bilder. Es ist merkwürdig, wie lange wir dasselbe denken können.

Und dazu eine beständige begleitende Gefühlsmusik, die auch kommt und geht ohne unser Hinzutun — wie das Kreisen unseres Blutes. Ich kann jetzt den Laubfrosch verstehen, der Stunden hindurch dasselbe vor sich hinknarrt. Es war dunkel geworden. Drüben in der großen Allee wurde es still. In den Zweigen hingen die Lichtpünktchen der angesteckten Laternen.

Ich erhob mich — ich war hungrig geworden und ging durch die kleinen Seitenwege der Stadt zu. Überall begegnete ich Gestalten, die paarweise — eng beieinander, Hand in Hand schweigend die laue Dunkelheit tranken. Am Rande der Stadt liegt Bohrers Weinstube. An Sonntagen ist sie recht belebt, aber heute am Montage war es dort still. — Von der offenen Veranda aus sieht man auf die weite Ebene hinaus, Wege, Felder. Zwei Gäste waren nur auf der Veranda, ein alter

Herr, der seinen Hut abgenommen hatte. Seine Glatze war gelb und blank im Gaslicht — und ein Mann mit einem faltigen grauen Gesicht. Beide saßen stumm vor ihrem Weinglase und starrten in die Dunkelheit hinaus, die über der Ebene lag. Die Kellnerin, ein verkümmertes kleines Wesen, mit geröteten übernächtigen Augenlidern, saß unter einer Gasflamme und las ein Buch. Als ich mich an den Tisch setzte, wischte sie mit der Serviette über die Augen — der Roman hatte sie gerührt — und kam zu mir, um mich leise zu fragen, was ich wünsche. „Ist es traurig, was Sie da lesen, Fräulein", fragte ich.

„Sehr traurig", sagte sie bekümmert. Der Wirt ging die Veranda hinab — ein schmaler junger Mann mit einer goldenen Brille. Vor jedem von uns Gästen machte er tief und traurig eine Verbeugung, als wüßten wir alle um ein trauriges Ereignis — dann blieb er stehen und schaute auf die dunkle Ebene hinaus. Ich dachte meine Gedanken weiter, nur daß sie hier plötzlich etwas Tragisches annahmen. Ein Ereignis hatte heute bei mir begonnen, das war sicher, aber jetzt wollte es mir scheinen, als sei es tragisch. Wie es auch kommt, es soll gründlich durchlebt werden. Ich wollte in meinem Leben immer zu viel den Regisseur spielen, wir leben unser Leben doch dann nur ganz, wenn wir es verstehen, unser eigenes Publikum zu sein. — Nur das. Ich bin ein Gedankenpedant. Was war es, was ich erlebte? Verliebtsein — was ist das? Definitionen sind immer falsch, aber sie beruhigen. Ich habe das Bedürfnis der Überschriften. —

Es ist seltsam ergreifend, auf weite von Dunkelheit verschlungene Flächen hinaus zu schauen. Wir alle — der alte Herr, der Mann mit dem faltigen Gesicht, der Wirt und sein alter, räudiger Hund, ich — wir sehen wie gebannt da hinaus. Der Hund stößt zuweilen ein heiseres asthmatisches Heulen aus. Hunde müssen ihre Gedanken aussprechen. Dort unten leuchteten nur einzelne Lichtchen ferner Wohnungen, winzige rote Pünktchen, die blinzelten, als wären sie in Not vor der großen Dunkelheit. Darüber ein dunstiger Himmel mit bleichen, verwischten Sternen. Und plötzlich erwachte in dieser stillen Dunkelheit eine Stimme — dort fern auf einem der Wege ging ein Mann und sang laut und heiser — eine klagende Tonfolge, dann ein Vorschlag, dann wieder la-la-la. Sehr einsam klang diese Stimme so in der Dunkelheit, verloren, irrend — suchend. Und dann auf der anderen Seite der Wiese erklang eine zweite Stimme, eine schrille Frauenstimme, die dieselbe Notenfolge sang, la-la-la und der kleine Vorschlag. Die beiden Stimmen begegneten sich — verschmolzen dicht ineinander, werden zuversichtlich in diesem Beieinandersein. Der alte Herr, der Mann mit dem faltigen Gesicht, der Wirt, alle hoben die Köpfe und lauschten, der Hund spitzte die Ohren, die Kellnerin sah von ihrem Buch auf. Es war, als hätten wir alle darauf gewartet, daß diese beiden Stimmen sich begegnen. Plötzlich schwieg der Gesang. Es wurde wieder still in der Dunkelheit. „Zahlen", sagte ich und stand auf.

Im Heimgehen fiel es mir ein: Natürlich, das ist es, nur das. Wir gehen allein in dunkler Einsamkeit, das ist unser Beruf. Und singen in die Dunkelheit hinein. Und plötzlich antwortet einer — singt mit — wir glauben, die Einsamkeit

fällt von uns ab — nur das. Alle die Paare, die da in der Allee auf den Bänken saßen nah beieinander, indem sie sich ein Leben zu zweien phantasieren. Diese Formulierung beruhigte mich.

Zu Hause fand ich auf dem Schreibtische das Manuskript der goldenen Kette. Ich habe es fortgeschlossen. Für eine Zeitlang habe ich anderes zu tun. An meiner Lebensordnung braucht nichts geändert zu werden. Nun werde ich der Frau Meirike sagen, sie kann jetzt mehr Blumen in die Zimmer stellen, Sommerblumen, die stark duften. Edellupine, wohlriechende Erbsen und die braunroten Chrysanthemen mit den geschwollenen goldenen Herzen. — —

6. August.

Es überraschte mich heute morgen, als Joseph die Vorhänge von den Fenstern zurückzog und einen Strom gewaltsamen Sonnenlichtes in das Zimmer ließ, daß das gestrige Erlebnis fort war oder doch nur wie ein Traumbildchen vor mir stand, das vor der Morgensonne in eine verschleierte Ferne rückte.

Etwas war doch geblieben, eine mir ungewohnte Freude daran den Tag zu beginnen, als stände etwas Angenehmes bevor. Und als ich dann meinen Tee trank, die Zeitungen und die Briefe las, wollte der gestrige Besuch bei Daahlens fast ein gewöhnliches Gesicht annehmen. Ein Teebesuch — eine hübsche Frau — was weiter. Ich konnte das Mystisch-Verhängnisvolle darin nicht mehr so recht finden, dessen ich gestern doch so sicher war. Ich mußte plötzlich an die Zeit denken, da ich als Gymnasiast in den Sommerferien meine Cousine Alma liebte und am Morgen erwachte, froh den verliebten Tag zu beginnen. — Aber es war doch da —, nur daß am Morgen unser Denken wacher ist und dieses Denken ist dem Fühlen gegenüber so plump. Das Feinste unseres Denkens liebt die Dämmerung wie Claudias Augen.

Am Vormittage bin ich gewohnt zu arbeiten. Die goldene Kette muß zurückgestellt werden. Einer leichten, etwas mechanischen Arbeit bedurfte ich jetzt. Ich begann einen platonischen Dialog zu übersetzen: „Die Liebenden" — eine etwas pädagogische Liebe. —

Ein sicheres Zeichen, daß etwas in mir vorgeht, war eine gewisse Unruhe — die machte, daß ich nach einiger Zeit die Feder fortlegte und ausging. Ich hatte ohnehin noch etwas mit meinem Schneider zu besprechen. Ich ging also in die Mittagsglut hinaus — in die Stadt, die um diese Zeit wie eine große gemeinsame Wohnstube (schlecht gelüftet) aussieht. Ein jeder tut, als sei er allein. Niemand wundert sich, wenn ich vor fremden Haustüren auf fremden Bänken sitze — vor den niedrigen Fenstern stehe und zuschaue, wie da drinnen der Mittagstisch gedeckt wird. Männer in Hemdsärmeln lehnen zu den Fenstern hinaus. Mädchen stehen an den Haustüren, gähnen und strecken die Arme — wie im Bett. Das unterhielt mich. Diese ganze Welt war für mich so beiläufig, ich war hier zu Besuch, um die Zeit zu vertreiben. Meine Wirklichkeit war die dämmerige

Wohnſtube da draußen, das bunte Figürchen unter dem alten Steinportal. Und ich begann mich wieder ſtark darauf zu freuen.

Der Gang hatte mich ermüdet. Nach dem Eſſen, als ich den Livius zur Hand nahm, wurden mir die Augenlider ſchwer. Ich legte mich zurück. Die Fliegen brummten in einem Sonnenſtrahl, die Lupinen und Erbſenblüten dufteten ſehr ſüß. Es war köſtlich ſentimental ruhevoll. Nur eigentümlich, nicht an Claudia dachte ich, ſondern an Alma — die Couſine, die ich als Gymnaſiaſt geliebt hatte. Sie trug weiße Kleider, breite, bunte Schärpen, einen über den Rücken niederhängenden blonden Zopf und Schnürſtiefelchen. Wenn ſie die Gartenwege entlang ging, folgte ich ihr gern, ſtach mit einem kleinen Spaten ihre Fußſpuren aus dem Wege — legte den Sand in ein Körbchen und trug ihn zu einem ſtillen Platz im Park, dort häufte ich ihn zu einem Hügel auf, dem Almahügel — das Monument meiner Liebe.

Mit dem Umkleiden, um zu Daahlens zu gehen, begann ich ziemlich früh. Als ich vor dem Spiegel ſtand, fiel es mir auf, daß wir doch recht fremd unſerer äußeren Erſcheinung, unſerem Geſicht gegenüberſtehen. Ich lächele und will in dieſes Lächeln eine ganz innige Bedeutung legen, ich fühle es — wie es vom Herzen warm in die Lippen ſteigt, und nun ſeh ich dieſes Lächeln — fremd — mir unverſtändlich. Unſer Äußeres führt doch die Aufträge, die unſer Weſen ihm gibt, nur ſehr obenhin aus. Mein Geſicht, regelmäßig etwas feierlich, iſt darin glaube ich recht ungelenk, nur die Augen, graublau mit einem intenſiven ernſten Blick — die führen manchen Auftrag beſſer aus.

Die Sonne war ſchon im Untergehen, als ich in die große Allee einbog. Der Duft der von der Hitze getrockneten Blätter auf dem Wege, des reifen Hafers, der in Garben auf dem Felde ſtand, — gab mir ſofort alles wieder, was ich geſtern erlebt hatte.

In der Villa waren heute die Vorhänge zurückgezogen. Die Fenſter und die Glastüren zur Veranda ſtanden offen. Von dem ein wenig tiefer liegenden Garten — aus dem Schatten der mächtigen alten Bäume wehte es kühl und ein wenig feucht in die Zimmer. Claudia kam mir an der Verandatüre entgegen. Sie trug ihr blaues Kleid und eine Korallenſchnur um den Hals. Die braunroten Augen ſahen mich wieder mit dem ruhig wartenden Blick an. „Oh", ſagte ſie, „wie hübſch, daß Sie kommen. Mein Mann wird ſich freuen. Er iſt eben in ſein Zimmer gegangen, um etwas an dem Manuſkript zu ändern, das wir heute geleſen haben." Wir lehnten am eiſernen Geländer der Veranda und ſchauten in den Garten hinaus. „Ja", ſagte ich, „ich habe mich den ganzen Tag darauf gefreut."

Ich wunderte mich, daß das ſo einfach herauskam, denn ich hatte mir viel kompliziertere Dinge zurecht gelegt.

„Heute wird es hübſch hier," bemerkte Claudia, „ein wenig Mond iſt ſchon da." Die Sonne war untergegangen, die Luft wurde blau. Über den zackigen Wipfeln der großen Ahornbäume hing eine ſchmale, weiße Mondſichel. Wir ſchwiegen.

So an dem Gitter zu stehen, nebeneinander und in das Herabdämmern hinein zu blicken — ihre Gegenwart zu fühlen war wunderbar ruhevoll. Aber endlich mußte doch etwas gesagt werden.

„Wie heimlich dunkel diese Wege sind," begann ich, „dort unten höre ich auch Frösche."

Claudia nickte: „Ein kleiner Weiher ist unten. Die Frösche, ja die höre ich kaum mehr, ich bin sie so gewohnt. Die Wege — ja sie sind sehr heimlich, später im Jahr etwas unheimlich, wenn so die Blätter rascheln. Mein Mann darf abends nicht heraus dann. Ich gehe gern in der Dunkelheit da umher." — „Allein?" fragte ich. — „Ja", sagte sie „oder nein, Julchen geht hinter mir her."

„Julchen?"

„Ja — Sie kennen sie nicht — natürlich. Unsere Mamsell. Sie ist schon lange hier."

„Julchen", meinte ich, „klingt so gemütlich. Ich glaube nicht, daß es unheimlich sein kann, wenn Julchen hinterher geht."

Sie lächelte ein wenig.

„Gott! ich bin an Julchen so gewöhnt, daß ich sie vergesse. Es ist wie mit den Fröschen."

„Ich möchte dieses Julchen doch sehen", meinte ich.

„Ich will sie Ihnen mal zeigen", sagte Claudia.

Wir schwiegen wieder.

Unten am Weiher begann ein melancholischer Wasservogel immer den gleichen hellen Ton vor sich hinzusingen und aus den feuchten dunklen Gängen des Parkes wehte uns ich weiß nicht welche Traurigkeit an. Ich hatte plötzlich starkes Mitleid mit der kleinen Frau, die einsam hier durch die raschelnden abendlichen Herbstwege ging — aber Mitleid, das fast körperlich wohltat. Das war mir neu und interessant an mir. Aber das ist wohl immer so, wenn uns ein anderes Leben ganz nahe kommt.

„Und dann", fragte ich. Claudia warf den Kopf ein wenig zurück, um mich anzusehen. — „Wie?" —

„Ich meine, was Sie dann tun nach diesem Gange?"

Ich fragte sie aus, wie wir ein kleines Mädchen nach seinem Tage ausfragen. Es war mir, als hätte ich ein Eigentumsrecht auf dieses Leben.

„Dann," sagte sie und zuckte leicht mit den Schultern, „dann lese ich meinem Manne vor."

„Wieder das Manuskript?"

„Nein, andere Reisebeschreibungen. Er liebt es, den Fehlern der anderen auf die Spur zu kommen. Er sagt, die anderen lügen."

„Das mag wohl sein."

„Ja, das werden sie wohl", meinte Claudia, unendliche Gleichgültigkeit im Ton. Hinter uns erscholl Daahlens knarrende Stimme. — „Bitte, mein Lieber, versuch doch nur zehn Kilometer auf diesen Steinen zu gehen, ja, ja." Er sprach mit

dem Baron Spall — Fred Spall. Sehr lärmend begrüßte er mich: „Ach, das ist schön. Also Sie haben wir auch eingefangen. Das wird gemütlich. Schön hier, was? Das ist 'n Garten. Mystisch heiliger Hain." Lebhaft sprach er auf mich ein.

Ich hörte nicht zu, ich mußte hinübersehen, zu Spall hinübersehen, der sich neben Claudia an das Gitter lehnte, sich vertraulich zu ihr beugte — er war ja ein Vetter — und etwas erzählte und lachte. Claudia blickte gerade vor sich hin und ihr schöner Mund zuckte so seltsam wie in einer Qual. Natürlich ich verstand. Spall war verliebt in sie und sie mochte ihn nicht, den schönen Spall mit dem schmalen Mädchengesicht, den sentimentalen Augen und den blanken, blonden Locken. In dem hübschen Mädchengesicht nahm sich das Monokel im linken Auge und das böse Lächeln der knabenhaft roten Lippen fast gespensterhaft aus.

„Und das Essen, Claudia, Kind," rief Daahlen, „wie weit ist's denn?" — „Gleich," sagte Claudia, „Julchen holt den Wein." Daahlen lachte sehr laut. — „Sehr gut, unsere Vorsehung heißt Julchen. Wir wandeln im heiligen Haine und Julchen sorgt für den Leib."

Das Abendessen war sehr gepflegt und Daahlen lachte und erklärte und sprach von den Speisen aller fünf Weltteile. Er ließ kaum einen anderen zu Wort kommen. Nur Spall unterbrach ihn zuweilen, um eine Stadtnachricht mitzuteilen. Daahlen fragte dann weiter und sie begannen wild zu klatschen. Ich schwieg soviel wie möglich, es war mir angenehm, mit Claudia zusammen zu schweigen, es war, als verstünde sich unser Schweigen. Claudia nah auf ihren Teller niedergebeugt, aß aufmerksam die kleinen, guten Sachen, Eier à la Meyerbeer, Hühnersteaks mit Krebssauce.

„Sie essen gern?" fragte ich sie halblaut.

„Ja," sagte sie ernst, „wenn es etwas Unterhaltendes ist."

Spall hatte das gehört und lachte: „Das ist echt Claudia, verlangt von dem armen Hühnerkotelett, es soll sich essen lassen und dabei noch unterhaltend sein." Er hatte dabei eine Art, sie mit den sentimentalen Augen anzusehen, als gehörte sie ihm. Claudia errötete leicht und schob mißmutig die Unterlippe vor, wie ein böses kleines Mädchen: „Na ja, dabei ist doch nichts."

„Echt weiblich", dozierte Daahlen. „Die Frauen sagen wie Römer zu den Gladiatoren: stirb, aber gefall mir. Mir fallen da die — Neger ein."

Ich hörte nicht recht, wie es bei den Negern war, ich dachte an Spall. Der konnte mich nicht beunruhigen.

Nein, mein Lieber, so kommst du ihr nicht nah mit diesen Augen, die keine Distanz halten!

Die Fenster zum Garten hin standen offen. Die tiefe Dunkelheit der großen Bäume schaute herein. Über den schwarzen Wipfeln hatte die Mondsichel jetzt ein starkes weißes Leuchten.

„Hören Sie die Frösche — unsere Tafelmusik", sagte Daahlen.

Nach dem Essen gingen wir wieder auf die Veranda hinaus, saßen in bequemen Korbstühlen. Der Diener brachte kalte Ente in silbernen Bechern. Die große

Ruhe der Nacht machte auch Daahlen eine Weile schweigsam. Dann wandte er sich an mich und sprach von einer Mondnacht am Kongo. Claudia und Spall saßen etwas abseits. Spall sprach leise. Einmal antwortete Claudia, schnell, hart, wie mir schien. Du arbeitest für mich, mein Lieber, dachte ich. Ich wunderte mich, wie glücklich und sicher ich mich fühlte. Spall erhob sich. — „Komm," sagte er, „wir wollen ein wenig zu den Fröschen gehen." — Claudia erhob sich auch, machte einige Schritte, dann wandte sie sich hastig — ja, ich täusche mich nicht, hilfesuchend zu mir. „Ach, Herr von Brühlen, ich wollte Ihnen ja den Weiher zeigen." Ich stand ein wenig zögernd auf. Konnte ich Daahlen allein lassen? In dem Lichte, das durch die Türe auf die Veranda fiel, sah ich deutlich, wie Spalls hübsches Gesicht sich verzog. Er kehrte kurz um und setzte sich in seinen Stuhl zurück. „Ach so — dann will ich Daahlen nicht allein lassen", meinte er. „Machen wir ein Ecarté?" Claudia und ich gingen in den Garten hinunter. Es machte mich zuerst ein wenig befangen, so allein mit ihr in die Nacht hineinzugehen. Unter den Bäumen war es kühl wie unter einem Kirchengewölbe und sehr dunkel. Ich hörte nur den leisen Ton ihrer Schritte und der leichten Musselinschleppe auf dem Kies. Dann sprachen wir von dem Garten und von der Hitze und von Lavendel, glaube ich, der von der Terrasse her zu uns herüber duftete. Höflich und ruhig waren unsere Stimmen, aber ich empfand es deutlich, wie die Dunkelheit uns eng verband. Wir waren einander viel näher, als unsere Stimmen einander waren; ich spürte deutlich, als hätte ich sie gefaßt, ihre Hand in der meinen, schmal und kühl wie nächtliche Blumenblätter; ich fühlte, wie ich den Arm um ihre Taille legte, der Skabiosenstrauß an ihrem Gürtel mußte jetzt ein wenig feucht vom Tau sein. Gott, die wirklich äußere Berührung ist doch immer das letzte Symbol, die letzte Hilflosigkeit dieser heimlichen Zwiesprache unserer Körper. Ich weiß nicht, wie das Gespräch darauf kam, aber Claudia sagte: „Sie heißen Magnus?"

„Ja, Magnus!" erwiderte ich. „Ich bedaure das. Man heißt eigentlich nicht Magnus."

„Ein Familienname?"

„Ja, mit dem Namen geht es, wie mit dem Leberflecken, den ein Ahne hat und dann taucht er immer wieder auf."

„Ich liebe meinen Namen auch nicht", meinte Claudia sinnend. „Claudia klingt so, wie — wie etwas, das nicht lebt." „Claudia", wiederholte ich und versuchte etwas Musikalisches in den Ton zu legen, das mißlang jedoch. „Früher stellte ich mir dabei eine große römische Gestalt vor, schwere gerade Gewandfalten."

„Und jetzt?"

„Jetzt — ich las den Namen gestern im Livius und da, da spürte ich den Duft von dem großen Beet, dort vor Ihrer Treppe." „Ach das," sagte Claudia, „das riecht nach Einsamkeit."

„Nach Einsamkeit?"

„Ja, finden Sie das nicht? Wenn die Nachmittagssonne grell darauf scheint

und die Blumen so warm durcheinander duften, das ist so einsam — so einsam."

Wir blieben am Weiher stehen, eine grüne Pflanzendecke lag auf dem Wasser. Der Mond legte ein wenig weißes Licht auf die schwarze Fläche.

„Was steht da drin", fragte ich — denn mitten im Teich stand eine große dunkle Gestalt und schien ihre Arme in die Finsternis hinauszustrecken.

„Das dort", sagte Claudia, „ist eine Danaide aus Stein, aber ihre Hände und das Sieb sind fortgebrochen."

„Na, dann hat sie also Ruhe", bemerkte ich. Claudia lächelte ein wenig. „Ja — ja — nun hat sie Ruhe."

Langsam gingen wir am Ufer entlang, hörten den Fröschen zu, die unter der Pflanzendecke eifrig plauderten, erzählten, der eine dem anderen das Wort vom Maul nahm. Ich war in ganz unwahrscheinlicher Stimmung, sehr weit allem, was mir sonst wirklich schien, allein mit Claudia in dieser dämmerigen Welt, über der es wie Schmerz lag, aber wie Schmerz, den ich mit Claudia gemeinsam zu tragen hatte, als gingen wir engverbunden einen gemeinsamen Leidensweg. Das ist, glaube ich, sehr charakteristisch für meinen Zustand. Claudia bog in einen dunklen Laubgang ein, der ein wenig steil hinauf dem Hause zuführte. Die Dunkelheit brachte sie mir wieder ganz nah — mir war es wieder, als nähme ich ihre kleine Gestalt, ja als küßte ich ihren wundervollen, kühlen Mund.

„Sie lieben nicht die Einsamkeit, Baronin?" fragte meine Stimme höflich.

„Ach Gott!" erwiderte Claudia, „ich bin sie so gewohnt — so — so — wie —"

„Julchen", schlug ich vor.

Sie lächelte. „Ja — wie Julchen."

„Sind Sie soviel allein gewesen?" fragte ich, was vielleicht zu dreist war.

„Das ist es nicht", meinte sie. „Einsam — ist man, glaube ich, wenn man wartet — sitzt und wartet. Warten macht einsam."

„Sehr richtig", schaltete ich ein — was stillos war.

„So bei uns zu Hause", fuhr Claudia fort. „Wir waren fünf Schwestern, immer nur ein Jahr zwischen uns — wir waren immer zusammen. Wir kamen wenig hinaus — wir gingen auch ungern ins Dorf. Unsere Kleider saßen so schlecht. Ich glaube, mein Konfirmationskleid war das erste, das nicht zwei Schwestern vor mir getragen hatten, ich war so klein. Es war kein Geld da und wir mußten sehr sparen." Sie lachte mit dem harten Unterton des Lachens halberwachsener Mädchen.

„O!" sagte ich nur, was ich jetzt bedaure.

„Ein Schusterjunge sagte, wenn wir vorübergingen — ach, die fünf Modejournale. — Beliebt waren wir nicht. Auch zu Hause, wenn was passierte, waren immer die fünf Komteßchen schuld."

Ich hätte etwas sagen sollen, ich sagte jedoch nichts — ich liebte Claudia nur sehr stark in diesem Augenblicke.

„So trieben wir uns in dem großen Garten umher", erzählte Claudia weiter und ich glaubte ihrer Stimme anzuhören, daß sie lächelte. „Viel wurde für diesen

Garten nicht getan. Nur Kohl war da gepflanzt und die Obstbäume waren vermoost. Aber viel Stachelbeeren waren da. Auch die waren zurückgegangen, sie waren klein und haarig geworden. Bei denen lagen wir gern. Wenn die Sonne auf Stachelbeerbüsche scheint, das riecht nach warmer Wolle, nicht wahr?"

„Ja — ich — ich erinnere mich nicht recht —"

„Ja und das ist einsam, wir lagen da, aßen die kleinen haarigen Beeren — und warteten, daß etwas kommen sollte." Gott! Wie deutlich ich sie sah, die Mädchen mit den hellroten Haaren und schlechtsitzenden Kleidern und den schönen, wartenden Gesichtern bei den besonnten Stachelbeerbüschen — —

„Und es kommt immer", sagte ich.

„Ja — natürlich", erwiderte Claudia.

„Und dann", fuhr ich fort — ich unterstrich die Worte —, „dann müssen wir gehorchen." Vielleicht etwas lebhaft kam das heraus.

Claudia blieb stehen. Ihre Stimme wurde jetzt leise vor Erregung: „Nicht wahr, wir müssen — ganz gleich, wir müssen."

Das war, glaube ich, etwas Entscheidendes, was ich da gesagt hatte.

Wir traten aus dem Dunkel der Bäume auf die Terrasse vor dem Hause hinaus. Auf der Veranda, wie ein gelbes Lichtbildchen in all dem Schwarz, sahen wir die beiden Herren beim Schein zweier Kerzen mit Weingläsern bei den Karten sitzen, die Profile hell beschienen. Um Spalls Kopf legten die blonden Locken ein schwaches goldenes Glänzen. Claudia lachte lustig auf. „Das ist hübsch", meinte sie. Ich wunderte mich, daß sie nach der Erregung, die wir beide eben gefühlt hatten, so lachen konnte. Als wir auf die Veranda kamen, bemerkte Spall spöttisch: „Nun — in Lyrik gemacht?" Dabei sah er Claudia wieder mit dem seltsam gierigen Besitzerblick an. Claudia wandte sich ab und trat in den Schatten an das Geländer zurück. „Du treibst sie zu gewaltsam zu mir her, mein Lieber", dachte ich.

„Famos da unten," begann Daahlen, „Stimmung, nur zuviel Stimmung. Meine Frau liebt das. Ich nenne das Depression kneipen."

Bald darauf gingen Spall und ich fort. Unterwegs bemerkte Spall:

„Eine merkwürdige Frau — meine Cousine" —

„Eine charmante Dame", erwiderte ich. Das war das Kälteste, was ich fand, das errichtete gleichsam eine Barriere um Claudia.

So — und jetzt will ich schlafen — nicht denken. Diese Gefühle dürfen wir nicht jeden Abend sorgsam wie unsere Kleider zusammenfalten und fortlegen. Mir ist's, als säße ich in einem Traum und müßte mit ihm sehr behutsam umgehen, um nicht zu erwachen.

8. August.

Das kann ich wohl jetzt schon mit Bestimmtheit sagen, die Liebe ist eine Beschäftigung — eine Beschäftigung, welche die Tage ausfüllt.

Bisher in meinem Leben habe ich, glaube ich, wenig für andere getan. Es hat sich so gemacht, daß ich alles nur für mich tat. Jetzt ist es mir, als täte ich alles, auch das geringfügigste, für einen

anderen — für sie. Bisher ließ ich die Menschen nicht nahe an mich herankommen — ich mußte alleine sein können. Jetzt ist es mir, als sei ich nie allein — ich spüre immer die Gegenwart eines andern — ihre Gegenwart. Und was tue ich denn all diese Tage voll grellen Sonnenscheins hier hinter meinen gelben Vorhängen im starken süßen Duft der Erbsenblüten und Edellupinen. Ich übersetze Plato, sehe Korrekturen durch, ordne meine Bibliothek, aber eigentlich tue ich immer etwas anderes — und immer dasselbe. Fühlen ist die Hauptbeschäftigung. Ich verstehe die Feldgrille jetzt, die den langen Sommertag hindurch bis in die Nacht hinein eifrig, leidenschaftlich denselben Ton vor sich hingeigt, als wäre dieser Ton das einzig Wichtige in der Welt. Dieses sind Beobachtungen, die ich gesichert halte. Zu Daahlens wollte ich diesen Abend nicht gehen. Das schien mir richtig zu sein. Claudia sollte wieder einmal allein durch den Park gehen, allein im Mondenschein am Weiher stehen. In solchen Augenblicken des einsamen Fühlens wachsen unsere Empfindungen klarer und stärker, als in den beruhigenden und berauschenden Augenblicken des Zusammenseins. Ich ging aber am Abend zur Allee hinaus, setzte mich auf eine Bank und sah zu, wie die Abendsonne in den Fenstern der Daahlenschen Villa brannte. Dort wollte ich sitzen, bis die Dunkelheit kam. Es würde mir gut tun, meinte ich, umgeben zu sein von der flüsternden Gemeinde der Liebespaare.

Zu mir auf die Bank setzte sich ein kleines Ladenfräulein, ein rundliches, blondes Mädchen. Sie legte die Pappschachtel, die sie trug, neben sich auf die Bank. Müde streckte sie die Füße von sich, klappte die Spitzen der gelben Schuhe aneinander. Den kleinen Knabenstrohhut schob sie ein wenig zurück, einige feuchte blonde Löckchen kräuselten sich auf der Stirn. Das Gesicht war rund und rosa, hübsch weich waren die nemophilenblauen Augen zwischen die ein wenig fetten Augenlider gebettet. So ein ruhevoller Friede lag über der Gestalt. Es war ordentlich beruhigend, daß dieses Mädchen neben mir saß. Sie schaute zu mir herüber und dann wieder fort — wie sie das alle tun. Diese Mädchen brauchen alle ruhig und sicher dieselbe Methode — wie beim Bügeln oder Handschuhanziehen. Wenn sie sich bewährt hat, wozu eine neue suchen? So begann ich mit ihr zu sprechen: — Es war heiß. — Ja, es war heiß. — Sie wollte wohl hier warten, bis es kühl wurde. — Freilich, das wollte sie. — Wartete sie sonst noch auf jemanden? — Nein, auf wen denn? — Nun, man ist doch zu zweien an Sommerabenden. — Das wohl — aber sie hatte keinen. — War er fort? — Ja — fort. Ein tiefer Seufzer straffte die rot- und weißgestreifte Bluse.

„Sie heißen Toni?" sagte ich.

„Wie wissen Sie?"

„Sie sehen so aus."

„Ja, Toni Ledrer, ich bin bei Großmann im Handschuhladen in der Herrnstraße." — „O ich weiß, das ist der große Laden, in dem es immer so dämmerig und feierlich ist. Eine strenge, ältere Dame mit einer goldenen Brille sitzt an der Kasse und die jungen Mädchen streichen ganz still und ernst den Kunden die Handschuhe über

die Hände." — „Die Alte ist böse", beichtete Toni, „und sprechen darf man gar nicht und wenig sitzen."

„Dann kommen Sie abends hierher, um zu sitzen und zu sprechen?"

„Ja, wenn wer da ist zum Sprechen", meinte Toni träumerisch. „Ich wohne so hoch, da sind die Nächte so heiß. Man hat keine Lust zu Bett zu gehen."

„Sie haben wohl so eine kleine Lampe mit gelbem Licht und stehen ganz weiß vor dem Spiegel und heben die Arme hoch, um sich das Haar aufzubinden" — —

Toni sah mich erstaunt an: „Nun ja, — wie soll man das anders machen?"

Die Dämmerung war gekommen. Durch die Blätter der Kastanien blitzte der Mond.

„Gehen wir ein wenig", schlug ich vor.

Toni stand gehorsam auf, strich ihr Kleid glatt und nahm die Pappschachtel. Langsam gingen wir die Allee hinab und bogen in die kleinen, finsteren Nebenwege ein.

„Nehmen Sie nicht meinen Arm?" fragte ich.

„Ich bin so frei", erwiderte Toni. Sie nahm meinen Arm, wie alle diese Mädchen unsere Arme nehmen. Sie hängen sich ein wenig schwer ein, drücken unsern Arm leicht gegen ihre Brust. Zu sagen hatten wir uns nichts. Es war auch genug, so aneinander gelehnt zu spüren, wie unser Blut den gleichen Takt hielt — es tanzte zusammen. Und Tonis Blut hatte einen friedlich-energischen Takt. Wenn an einer Biegung des Weges plötzlich die Mondhälfte in einem hellen, leeren Himmel sichtbar wurde, dann blinzelte Toni hinauf und sagte: „Wie schön. Ach, überhaupt der Mond."

„Gehen wir zu Bohrer essen", schlug ich vor.

„Das ist ja nicht nötig", meinte Toni, „heute am Werktag."

Wir gingen doch hin. Auf der stillen Veranda erregte unser Erscheinen Aufsehen. Der alte Herr, der Herr mit dem faltigen Gesicht, die kleine, bleiche Kellnerin, alle hoben die Köpfe und sahen uns ernst und vorwurfsvoll an. Der alte Hund, der am Eingang saß und zum Mond emporschaute, knurrte leise.

„Was wünschen Sie?" flüsterte die Kellnerin.

Wir setzten uns in eine Ecke. Die Ebene vor uns war voll eines weißen, nebeligen Lichtes und einsamer denn je. Toni streckte wieder unter dem Tische die Füße von sich und legte die Hände flach auf den Tisch, dann aß sie langsam, sorgfältig, kaute die Bissen, indem sie zum Monde aufsah. Wir tranken einen kleinen, säuerlichen Schaumwein. Toni seufzte zuweilen so tief, daß die weiß- und rotgestreifte Bluse krachte.

„Warum seufzen Sie?" fragte ich.

„Weil es hier so gut — so gut ist", meinte sie. „Man hat seine Ruh" — und sie gähnte diskret. Ja, mir wurde auch so wohlig schläfrig zu Sinn. Es war mir, als hätte ich den ganzen Tag über gearbeitet und dürfte nun die Glieder von mir strecken und ruhen. Ich wollte mich ein wenig unterhalten.

„Ist es schwer, den Leuten die Handschuhe anzuziehen?" fragte ich.

„Ach", sagte Toni, „ich bin daran gewöhnt. Ja, manche halten die Hand schlecht. Aber wollen wir nicht von Handschuhen sprechen."

Nein — wir wollten nicht von Handschuhen und den Mühsalen des Lebens sprechen. Wozu auch sprechen!

„Es ist spät", sagte Toni endlich, und wir gingen. In den schmalen Wegen zwischen den Jelängerjelieberbüschen blieb sie stehen, ganz nah vor mir.

„Ich gehe hier hinab", sagte sie. — Ich küßte sie. Ihre Lippen waren weich und warm, wie die Lippen eines schläfrigen Kindes. „Sonntag bin ich um 2 Uhr schon frei", bemerkte sie im Fortgehen.

Auf dem Heimwege hielt das angenehme, beruhigte Gefühl an. Aber als ich in mein Zimmer trat, war wieder Claudias erregende Gegenwart da. Ich legte mich gleich zu Bett — ich war müde und habe gut und fest geschlafen.

Aber im Einschlafen dachte ich wieder an Toni, es war mir, als würde ich von dem ruhigen, kräftigen Takt ihres Blutes in Schlaf gewiegt. Für das, was mir mit diesem Mädchen begegnet, muß sich doch auch eine Formel finden lassen. — —

10. August.

Heute war ein schlechter Tag. Gleich beim Erwachen spürte ich das. Frühmorgens war ein Gewitter niedergegangen, das wirkte wohl noch auf meine Nerven. Die Luft war kaum abgekühlt, die Sonne stach wieder.

Eine unangenehme Nüchternheit war in mir, die allem widersprach, was ich gefühlt hatte, die höhnte und mit allem in mir zankte. Claudia war fern und fremd. An allem war überhaupt nichts. Dazu kam noch, daß Joseph beim Frühstück erzählte, er sei heute morgen der Baronin Daahlen begegnet. „Sie ritt. Der Stallknecht ritt hinter ihr. Der Baron Spall war auch dabei."

Dieser Bericht erregte in mir ein Gefühl unendlichen Widerwillens — so ein körperliches Unbehagen. Ich mußte den Tee und das geröstete Brötchen, das ich eben sorgsam mit Butter bestrichen hatte, stehen lassen. Die eigentlichen Erscheinungen der Eifersucht sind das nicht. Ich bin nicht eifersüchtig auf Spall. Claudia haßt Spall, das habe ich an ihren Blicken, an der müden Art, wie sie sich von ihm abwendet, gesehen. Claudia wird nur einer Liebe gehorchen, die bis zum äußersten mit der Distanz zwischen ihr und dem Geliebten kämpft. Erst wenn beide sagen: Wir können nicht mehr — dann, dann gehorcht sie. Das habe ich verstanden. Aber dennoch. .. So werde ich mich denn recht elend bis zum Abend hinziehen.

Ein seltsam unwirkliches Leben, das ich führe. Nur dort auf der Veranda wird es wirklich, vor dem dunklen, feuchten Garten, in der Traumbeleuchtung des Mondes, bei dem leisen Ton von Claudias Musselinschleppe auf dem Kies. So fühlen wohl die Fledermäuse, wenn sie am Tage in den finsteren Ecken wie kleine, schwarze Teufel an der Wand hängen und durch eine Spalte in das Tageslicht

blinzeln, ob das dumme Licht noch da sei, das allem widerspricht, was sie abends erleben, wenn sie mit dem kleinen, schrillen Jauchzer über die mondbeglänzten Wipfel flattern.

Nachts.

Heute begegnete mir etwas Eigenes, eine Kleinigkeit, die mir doch einen nicht unwichtigen Zug zu dem Bilde von Claudias Leben lieferte.

Claudia war mir heute nicht recht nah. Sie schwieg viel; wenn sie sprach, klang es leicht gereizt, wobei der herbe Unterton ihrer Stimme besonders deutlich herausklang. Ihr Mund hatte heute eine herrlich bittere-tragische Linie. Spall bemühte sich sehr glänzend und ausgelassen zu sein. Daahlen lachte viel über ihn, aber Claudia schien das zu ärgern. Spall hat auch so eine verwandtschaftlich aufdringliche Art, mit ihr zu verkehren — als gehörten sie zusammen. Ungeschickter kann man nicht sein. Ich fand wenig Gelegenheit, mit Claudia zu sprechen. Wir unterhielten uns eine Weile über das Gewitter und über Pferde. Ich war sehr reserviert und formell — was richtig war. Dennoch wollte ich ihr einige wenige Worte sagen, leise und erregt und bedeutsam, Worte, die sie empfinden mußte, als drückte ich flüchtig ihre Hand und sagte — „Ich weiß — wie — wir — beide leiden" — — aber mir fiel das Rechte nicht ein. Daahlen war heute besonders in Erzählerlaune und nahm mich ganz in Beschlag. Er schilderte mir einen schwierigen und langwierigen Weg, den er irgendwo in Afrika gemacht haben wollte. Schließlich zwang er mich, mit ihm in sein Arbeitszimmer zu gehen, um diesen uninteressanten Weg auf der großen Karte, die dort an der Wand hing, zu verfolgen.

Als wir wieder auf die Veranda heraustraten, waren Spall und Claudia fort. Sie mochten wohl in den Garten hinuntergegangen sein.

Daahlen erzählte weiter, aber es schien mir, als verwirrte sich der Weg, als kämen wir nicht recht vorwärts. Zuweilen hielt er inne, spähte in den Garten hinab, über dem jetzt sehr hell ein großes Stück Mond hing und murmelte: „Sind sie das?" „Nein" — sagte ich — „das Weiße, das ist das Tuberosenbeet." — „So — so" meinte er — — hm — macht nichts — allons — allons!"

Im Mondlicht sah ich deutlich, daß sein braunes, scharfes Gesicht mit dem mausgrauen Bart sich wunderlich verzog — wie bei einem stechenden Schmerz.

„Na ja, also," fuhr er fort — „wir waren also 5 Kilometer von dem Dorfe Biri-biri." — Er war aber nicht bei seiner Erzählung, sondern sah beständig in den Garten hinaus und ich hörte nicht zu, sondern sah auch in den Garten hinab und wir warteten beide gespannt.

— — „Da sind sie!" entfuhr es mir plötzlich.

„Wo — wo?" fragte Daahlen. „Ja — ich seh — na also."

Claudia und Spall traten jetzt aus dem dunklen Laubgang auf die hellbeschienene Terrasse hinaus.

Er ist eifersüchtig, der Arme — dachte ich — ja, es wird vielleicht der Augenblick kommen, da wir ihn nicht schonen können. Das Leben ist grausam. Aber mir war es auch lieb, daß die beiden wieder zur Veranda hinaufstiegen. „Also — so kommen wir glücklich nach Biri-biri," berichtete Daahlen erleichtert und setzte sich knarrend in seinen Korbstuhl.

Claudia und Spall kamen auf die Veranda. Claudia ging als sei sie müde. Daahlen erzählte weiter als sähe er sie nicht.

Am anderen Ende der Veranda standen zwei Stühle. Spall schlenderte darauf zu, warf sich in den einen und rückte den anderen für Claudia zurecht. Claudia machte auch einige zögernde Schritte zu ihm hin — dann wandte sie sich schnell ab — ja ich weiß es — mit Widerwillen, mit Angst, ich sah das deutlich in den Umrissen der zarten, leicht in den Falten des Musselinkleides schwankenden Gestalt. Entschlossen kam sie zu mir herüber und setzte sich auf den Sessel, der neben mir stand — schutzsuchend — — zu mir gehörig. Seit meinen Knabenjahren hatte ich nicht mehr dieses starke Freudengefühl empfunden, das uns von Kopf bis zu Fuß mit einer süßen Wärme erfüllt. Nun kam eine köstliche Stunde — Claudias Hand lag auf der Armlehne ihres Sessels, meine auf der Lehne des meinen. Unsere Hände waren einander nah — sie sehnten sich nach einander, sie fühlten einander. Hätte ich wirklich Claudias Hand ergriffen, so wäre das trivial gewesen. So etwas tut Spall vielleicht. Aber so war es gut. Die Ahornwipfel standen still und schwarz im Mondlichte. Daahlens Stimme erzählte jetzt ruhig knarrend, sprach die barbarischen Negernamen tönend in die nächtliche Stille hinein.

12. August. Sonntag Nacht.

Zu Daahlens wollte ich heute nicht gehen. Besuche am Sonntage sind nicht stilvoll. Aber ich ging um 2 Uhr schon aus. Der Tag war sehr hell — blitzblank, wie in Sonntagskleidern. In den Straßen roch es nach den Sonntagsbraten, die durch die geöffneten Fenster herausdampften. Die große Allee war noch ziemlich einsam. Hie und da ein geputztes Dienstmädchen, das Gesicht rot vom starken Waschen, das auf seinen Sonntagskameraden wartete. Ich bog zur Daahlenschen Villa ein. Ich wollte beobachten, wie der Anblick dieses Hauses, das im Mondschein und Dämmerung mir zu einem erregenden Traumbilde geworden war, in der Wirklichkeit des gelben Mittagslichtes auf mich wirke. Das schien mir eine nötige Ergänzung. Das Haus mit seinen niedergelassenen Jalousien stand da sehr still, wie schlafend im Sonnenschein. Nur an der einen Schmalseite dort, wo die Küchenräume liegen, war ein Stuhl in einen schmalen Schattenstreifen hinausgestellt. Dort saß eine Frau in blauem weißgetüpfelten Kleide — ein großes, bleiches Gesicht mit mehreren Kinnen unter einer weißen Haube, runde, schwarz gefaßte Brillengläser. Das war wohl Julchen. Sie hielt ein Buch und sang mit näselnder Stimme einen Choral. Das hatte so den zitternden, schläfrigen Takt, nach dem die Kohlweißlinge das große, bunte Beet vor der Freitreppe umflatterten.

Ich ging um das Haus herum, außen am Gartengitter hin. Ich wollte die Terrasse im Tageslicht sehen. Da war sie. Da war auch Claudia.

Sie trug ein weißes Batistkleid und einen großen weißen Batisthut und ging die Lavendelstreifen entlang, die den Weg einfassen, um mit einer Gartenschere Lavendel abzuschneiden. Als sie bis nah an das Gitter kam und sich aufrichtete, erblickte sie mich. Ich grüßte. Sie lächelte ein wenig und nickte. Als sie so dastand, das Gesicht blaßrosa unter dem grellen Gekräusel des Haares, gefiel sie mir so stark, daß es mir die Kehle zuschnürte. Seit meinen Knabenjahren war mir das nicht mehr begegnet, daß ich so stark empfand, daß ich fast weinen wollte. Claudia fühlte das — sie mußte das fühlen — sie hielt still — in der Hand den großen Lavendelstrauß, die Augen weit offen, schaute sie mich an, als wollte sie sagen: „Du siehst, so ergeht es uns beiden". „Ach, Herr von Brühlen," versetzte sie dann, „Guten Morgen! Wollen Sie nicht ein wenig hereinkommen und meine Lavendel riechen? Da im Gitter ist die kleine Türe." — Ich trat zu ihr in den Garten. Sie streckte mir den sommerwarmen Lavendelbusch entgegen.

„Ich schneide ihn gern," sagte sie „und lege ihn zu der Wäsche. Das riecht so gut altmodisch."

„Ja, meine Mutter hatte die Schränke auch voll davon", meinte ich. Ich war befangen. Meine Stimme klang ein wenig atemlos, das Herz schlug mir heftig.

„Sie gehen schon so früh spazieren?" fragte Claudia.

„ — Ja — ich — ich wollte den Garten und — und vielleicht Sie, Baronin, um diese Zeit sehen. — Bisher ist mir das so — so visionär, Dämmerung — und Mondschein — ich glaubte" —

„ — Und nun?" fragte Claudia neugierig.

„— Nun? — Ja — das Visionäre bleibt — nur — die Vision hat andere Farben — jetzt eine Vision in weiß, rotgold und lavendelblau —"

Claudia hatte sich auf einen umgestürzten Schiebkarren gesetzt, der auf dem Wege lag und schaute aufmerksam zu mir auf. „Das ist gut", meinte sie. „Wir dürfen Visionen nicht — wie sagt man — materialisieren — sagt man nicht so? — Visionen sind doch unverantwortlich". — „Wie?" — Claudia schaute nachdenklich auf ihren Strauß nieder: „Ich träume gern, das ist so angenehm. Man liegt und ist an dem, was man erlebt, nicht schuld — tut nichts dazu. — — Es nimmt einen und trägt einen mit sich fort."

„Das tut das Leben ohnehin — ob wir wollen oder nicht", bemerkte ich ziemlich erregt.

Claudia schaute auf, ein wenig verwundert.

„Ja — nicht wahr?" sagte sie. Dann entstand eine Pause. In meiner Unterhaltung mit Claudia kommen diese Pausen häufig. Ich glaube, es sind die Augenblicke, in denen unser Gefühl besonders stark zusammenklingt.

„Sie haben heute schon gearbeitet, Baronin?" begann ich formell. Das schien mir wichtig. „Mit meinem Mann — das Manuskript — ja", erwiderte Claudia obenhin.

„Das war wohl interessant?"

„Gott!" sagte Claudia, und zuckte leicht mit den Schultern, sie schob die Unterlippe vor. Diese Bewegung hatte so sehr etwas von einem trotzigen, kleinen Mädchen, daß ich an die fünf Komteßchen in dem großen Garten denken mußte, die stets an allem Unheil schuld waren.

„Gott — ich hasse diese Neger mit ihren unmöglichen Namen und ihren dummen Sitten. Aber wissen Sie, was ich noch mehr hasse?"

— „Nun?" —

„Die Kilometer. — Immer — und überall sind die da. Man denkt Afrika — da ist Licht und große Blumen und Farben. Nein — es ist nur ganz voll von diesen langweiligen Kilometern."

„Ja, die lassen sich nicht gut vermeiden", bemerkte ich ziemlich geistlos. Aber so war es vielleicht richtig in diesem Moment, da sie gegen ihren Mann sprach.

„Wieso," sagte Claudia wegwerfend — „ich geh' — aber ich geh' nicht Kilometer."

Wieder stockte die Unterhaltung. Ich hätte jetzt kameradschaftlich scherzen müssen. Aber ich war zu erregt.

„Sehen wir Sie heute Abend?" fragte Claudia.

„Ach, heute Sonntags", erwiderte ich zögernd.

„Gott! unter Freunden", meinte Claudia.

Dieses „unter Freunden" sollte eine Barriere sein. Ja, wir wollen Barrieren zwischen uns setzen, gefällig gegen unser Gewissen sein, das doch stärker ist.

Eine Glocke erscholl im Hause.

„O — Zeit sich anzukleiden", rief Claudia erschrocken, wie ein kleines Mädchen, das zu spät zur französischen Stunde kommt. Wir reichten uns flüchtig die Hand und ich ging nachdenklich meinen Weg zurück.

In der Allee auf der gewohnten Bank saß Toni. Sie trug eine weiße Seidenbluse, einen goldenen Gürtel und zuviel Rosen auf dem Hut. Ihr Gesicht war erhitzt und die Augen gerötet.

„Du hast geweint?" fragte ich.

Sie fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und machte ein böses Gesicht.

„Ich warte so lange," sagte sie — „ich dachte, Sie kommen nicht."

„Ah — das ist's! Na also gehen wir." Toni erhob sich und nahm meinen Arm, sicher, ein wenig rauh. Sie nahm von mir Besitz, als von ihrem Sonntagsrecht. Sie gefiel mir heute nicht besonders. Schweigend gingen wir die Allee hinab. Auf einer Bank saß ein Mädchen mit einer hellen Bluse und zuviel Blumen auf dem Hut.

„Die weint auch", sagte ich.

Da wurde Toni beredt: „Nu ja. Die Woche plagt man sich und freut sich auf den Sonntag und zieht sich seine guten Sachen an und dann kommt er nicht" —

„Ja — ja, das ist unrecht", sagte ich. Wie verständlich das war. Die Liebe ist hier so klar — eine Einrichtung — ein Recht.

Wir gingen aus der Stadt hinaus über die große Ebene hin. Die Wege waren hier laut von sonntäglichen Spaziergängern. Überall die geputzten Mädchen erhitzt und zufrieden am Arm ihres jungen Mannes. Anfangs verstimmte mich alles, aber dann überkam mich beruhigend das Gefühl, eingereiht zu sein in eine Ordnung, fast in einen Beruf. Wir gingen weit hinaus, dort wo es einsam wird. Die Sonne stach auf das Weideland nieder. Eine Kiesgrube lag dort. Wachholder, Heidekraut, Katzenpfötchen wuchsen an den Wänden. Ein großer Stein lag auf dem Grunde und sonnte sich. Wir stiegen ab — streckten uns dort aus. Toni nahm ihren Hut ab, streckte ihre Glieder — blinzelte mit den Augen in der Sonne. „Ah! das ist gut", stöhnte sie. — Das ganze Behagen der Sonntagsfaulheit kam über sie, strahlte ordentlich von ihr aus. Ich lag auf dem Rücken. Wachholder, Wermut, Schafgarben dufteten so warm, als säßen wir in einer Küche, in der Kräuter gekocht würden. Kleine Schmetterlinge, bronzefarben und stahlblaue Farbenfleckchen, flirrten vorüber. Leise vor sich hinsingend, bummelten Hummeln durch die Luft und hingen ihre Samtleiber an die Glocken des Benediktenkrautes.

Toni plauderte vor sich hin von anderen Sonntagen, an anderen Ausflugsorten mit anderen Herren — wie das so schön gewesen wäre.

Ich schloß die Augen. — Ich wollte wieder die Vision in rotgoldweiß und lavendelblau haben. — Gott! aber auch auf mir lag die feiertägliche Trägheit. Das mit der Vision und Claudia und mir — das war so kompliziert und das faule, rosa Mädchen neben mir war so einfach und selbstverständlich. Mir vergingen die Sinne, ich schlief wohl ein wenig.

Dann hörte ich Toni vor sich hinsingen, eintönig und schläfrig. Ich schlug die Augen auf. Auf ihren Ellenbogen gestützt, lag sie da, — die Füße hoben und senkten sich taktmäßig.

Zwischen den Lippen hielt sie einen Grashalm und in der Hand einen Wachholderzweig, mit dem sie langsam auf den Boden schlug. — „Rai — la — la — la."

„Toni," sagte ich, „hast du — früher einmal — das Vieh gehütet?"

Toni schaute auf.

„Sie haben geschlafen. — Das Vieh? Ja, da unten bei uns habe ich die Schafe gehütet."

„Dann lagst Du so den ganzen, langen Tag?"

„Ja — lang — lang war der Tag."

„Und wenn du den langen Tag so da lagst, wartetest du da immer auf etwas?"

Toni dachte nach:

„Warten? Ich weiß nicht. Ja, ich wartete, daß die Mutter zum Essen ruft."

„Ach ja — auf das Essen hast du gewartet — natürlich. Du — komm näher."

Toni schob sich über das Gras zu mir hin — schmiegte sich eng an mich.

„Ist's so gut?" fragte sie.

Ja, so war's gut. Ich weiß nicht, wie lange wir dort unten in der Kiesgrube geblieben sind. Die Sonne schien schon ganz schräg über die Ebene. Musikklänge kamen zu uns herüber. Das regte Toni auf.

„Das ist die Musik von Deibler — und das von Bohrer", sagte sie.

„Du willst wohl dahin?"

„Ja, da müssen wir auch noch hin", erwiderte sie bestimmt. Nun und dann gingen wir zum Deibler. In dem großen Biergarten unter den staubigen Bäumen saßen die Menschen Kopf an Kopf. Die Luft war schwer von Bierdunst. Erhitzte Kellnerinnen schleppten große Portionen Kalbsbraten und Schweinebraten und Papierservietten heran. An allen Tischen die geputzten Mädchen mit ihren jungen Leuten. Auf den Gesichtern lag es wie Abspannung, in den Augen wie schläfrige Enttäuschung. Die Männer hatten vom Trinken rote Köpfe und waren recht laut. Zwei stritten sich und das Mädchen weinte. Die Militärkapelle schmetterte einen Marsch. Später kam ein Kornettsolo, Schuberts Ständchen. Die Leute wurden still, streckten sich vor süßem Gefühl auf den Bänken. Die Mädchen schauten starr vor sich hin und verzogen ein wenig das Gesicht, als wollten sie weinen.

„Nun?" fragte ich Toni.

„Sehr schön!" erwiderte sie. Die Arme unter der Brust gekreuzt, saß sie da, in den Augen auch den schläfrigen, enttäuschten Blick. Die Traurigkeit dieses zu Ende gehenden Sonntags lag schwer auf uns allen. Dagegen gibt es nur Eines — zusammen nach Hause gehen — sich aneinander drücken und vergessen.

„Komm", sagte ich zu Toni.

Wenn das jetzt nicht hier stünde, so wäre es für mich fort, als sei es nicht gewesen. So muß wohl der Sonntag sein für alle die, welche arbeiten. Es bleibt von ihm nichts Erregendes, nur etwas Müdigkeit — einige welke Feldblumen, die Arbeit kann wieder beginnen und man kann an den nächsten Sonntag glauben. Auch ich gehe heute wieder daran, an meiner erregenden und rätselvollen Liebeserfahrung zu arbeiten.

13. August nachts.

Der Mond steht jetzt rund und hell über dem Daahlenschen Park. Claudia hielt sich heute von mir fern. Einen Augenblick sprachen wir miteinander, gleichgültige Dinge, und ihre Stimme hatte etwas Fremdes — etwas Gläsernes und Lebloses. Ich verstand das. Auch ich bemühte mich, ganz kalte Höflichkeit — gleichsam fern von ihr zu sein. Ich weiß, wir litten beide.

15. August.

Heute spielte ich mit Daahlen auf der Veranda Schach. Claudia und Spall sprachen am anderen Ende der Veranda miteinander ziemlich leise, aber ich hörte ihren Stimmen an, daß sie sich stritten.

„Was habt ihr denn?" fragte Daahlen. Da kam Claudia zu uns, setzte sich still neben mich. Spall ging bald. Unter tiefem Schweigen

spielten wir die Partie zu Ende, dann wandte ich mich zu Claudia. Sie hatte sich tief in ihren Sessel hineingesetzt, ein wenig in sich zusammengekrümmt. Die Augen weit offen, starrte sie zum Monde auf. Das Gesicht erschien vom Mondlicht bleich, die Augen sehr dunkel. Ich mußte zu ihr sprechen, gleichviel was, nur damit der Ton meiner Stimme sie liebkose.

„Nicht wahr, Baronin, der Vollmond gibt uns einen Rausch — einen kühlen Rausch?"

Daahlen griff das auf.

„Sehr gut. Der Mondschein hat etwas Frappiertes. Hier nicht, in Afrika. O! Sie verstehen sich auf Nuancen — Sie sind ein Lebenskünstler."

„Wie ist das, ein Lebenskünstler?" fragte Claudia und es klang gereizt, fast feindselig.

„Ein Lebenskünstler, liebes Kind," dozierte Daahlen, „lebt eben ein Kunstwerk, lebt so, daß andere sich an seinem Leben erbauen können wie an einem Kunstwerk."

„So", meinte Claudia und lachte böse und malitiös. „Das muß nicht amüsant sein, so — so druckfertig zu leben. Wenn man ein Kunstwerk macht, dann weiß man, denke ich, auch immer im voraus, was kommen muß."

Ich hielt es für richtig, bedeutungsvoll einzuschalten: „Das wissen wir doch ohnehin."

Aber Claudia widersprach eigensinnig.

„Das finde ich nicht."

„Wir wollen nur nicht daran glauben", fuhr ich fort und auch meine Stimme klang gereizt. Claudia zuckte leicht mit den Schultern. Daahlen begann ganz unmotiviert, wohl um uns zu beschwichtigen, von den Niam-Niams zu erzählen. Dann ging ich. So muß es sein. Wir kämpfen und leiden beide.

16. August.

Liebe treibt eines zum andern, nicht damit wir eines das andere glücklich machen, wie man sagt. Diese Glücksrechnung geht die Liebe nichts an. Vielleicht bereiten wir einander Schmerz. Weiser ist es, nicht zu lieben. Liebe ist alogisch und wir kämpfen gegen sie an, aber sie ist stärker als unsere Logik und das ist ihr Zauber.

17. August.

Claudia ist still und bleich. Wir haben kein Wort miteinander gesprochen, das — uns etwas anginge. Aber sie sitzt still neben mir, unsere Hände liegen nah beieinander und sehnen sich nacheinander.

18. August.

Mir ist zuweilen, als fühlte ich ein tiefes Erbarmen mit Claudia und ihrer Hilflosigkeit. Ich kann ihre Hilflosigkeit an der meinen messen.

dieſes wunderliche Traumleben, ein Leben unter Ausnahmegeſetzen.

Einen ſeltſamen Abend, eine ſeltſame Nacht und einen ſeltſamen Tag habe ich durchlebt. Bei Daahlens ſaßen wir wie ſonſt auf der Veranda und tranken kalte Ente. Spall war ſehr unterhaltend. Er witzelte beſtändig und machte den alten Herrn lachen. Claudia lachte auch, ein etwas gezwungen luſtiges Lachen. Sie war unruhig, ging auf der Veranda auf und ab, blieb zuweilen ſtehen und ſchaute in den Mond — plötzlich dann ernſt — etwas Geſpanntes, faſt Angſtvolles lag in dem Ausdruck ihres bleichen Geſichtes. In der Hand hielt ſie ein kleines Batiſttaſchentuch und drehte das ſo feſt zuſammen, als wollte ſie es zerreißen. Spall und Daahlen begannen eine Partie Schach. Ich trat zu Claudia. Merkwürdig war es, wie ſich ihre Erregung mir mitteilte. Ja, der Nerv in mir gehorchte den Schwingungen des fremden Weſens. Meine Stimme klang unſicher als ich ſagte:

„Wir haben ſolange den Weiher nicht geſehen."

„Ja, gehen wir noch einmal zum Weiher hinunter", erwiderte Claudia freundlich.

Wir ſtiegen in den Garten hinab. Anfangs ſprachen wir aufs Geratewohl von allerhand, von den Roſen, an denen wir vorübergingen, von den Kröten, die dick und runzelig mitten auf dem hell beſchienenen Wege ſaßen. Eine Weile gingen wir auch ſchweigend nebeneinander her. Im Dunkeln unter den Bäumen ſagte ich:

„Sie ſind heute heiterer" — und in Gedanken nahm ich ſie feſt an mich, die ganze, kleine, vor Erregung und Qual bebende Geſtalt.

„War ich ſonſt nicht heiter?" fragte Claudia. „Ja — dieſe Tage über, glaube ich, waren Sie nicht recht heiter."

„Ich weiß nicht, ob ich heiter bin", fuhr Claudia ſinnend fort. „Geht es Ihnen zuweilen auch ſo? Es kommt eine Müdigkeit — ſo eine unendliche Faulheit, weiter zu leben. Als Schulmädchen hatte ich ſolch ein Gefühl, wenn ich den franzöſiſchen Aufſatz bis zum letzten Augenblick aufgeſchoben hatte und nun kam die Faulheit, ſtill ſitzen wollte ich — ſchlafen — ja tot ſein lieber und im Grabe Ruhe haben lieber als dieſen Aufſatz ſchreiben über: La cruche va à l'eau tant qu'elle se casse".

„Aber der Aufſatz wurde doch geſchrieben", warf ich ein.

„Ja, geſchrieben wurde er."

„Solche Stimmungen überkommen uns", bemerkte ich, und es war wichtig, daß ich das ſagte, obgleich ich es wohl fühlte, daß meine Stimme dabei nicht den rechten Tonfall hatte: „Solche Stimmungen überkommen uns und meiſt in Augenblicken, in denen wir uns anſchicken, mit allen unſeren Kräften dem Leben zu dienen."

„O — glauben Sie?"

Wir waren an den Weiher gekommen. Hellbeſchienen ſtand die Danaide in dem ſchwarzen Waſſer und ſtreckte ihre händeloſen Arme läſſig vor ſich hin.

„Die hat Ruhe, so sagten Sie doch?" fragte Claudia, „die Hände sind fort, wir müssen ruhen."

„Das kommt so über uns", begann ich wieder. Ich weiß nicht, ich brachte heute alles nur mühsam heraus. Jetzt mußte ich etwas Schönes sagen, allein, es kam gesucht und nicht ganz echt heraus.

„Denken Sie sich einen Rosenstrauch über und über voller Knospen, solche dicke, rote Knospen, die bereit sind, alle zu gleicher Zeit zu springen. Gut! er steht da in der Mondnacht, schwer von Knospen, mutlos und müde —"

„Ach, das ewige Blühen beginnt wieder. Könnte man doch seine Ruhe haben! Das hindert ihn aber nicht, den nächsten Morgen ganz rot von Rosen zu stehen."

Claudia sah forschend zu mir auf.

„Das ist hübsch. Sie sind eine Art von Dichter."

„Ich? Ach Gott nein!"

Wir waren am Weiher entlang gegangen und stiegen jetzt den schmalen Laubgang hinauf.

„Sie, natürlich", sagte Claudia, und ich hörte Spott aus ihrer Stimme heraus. „Sie kennen solche Stimmungen nicht, Sie sind ja ein Lebenskünstler."

Das ärgerte mich.

„Sagen Sie das doch nicht, was bin ich denn für ein Lebenskünstler. Ich warte, wie alle, auf die Hand, die etwas Wertvolles in mein Leben hineinlegt. Wir sind ja doch alle einer auf den andern angewiesen, damit aus unserm Leben etwas wird."

Claudia lachte:

„Wie hübsch Sie das sagen. Wenn man das so hübsch sagen kann, dann, glaube ich, braucht man es gar nicht mehr zu erleben. Nicht? Aber auf andere warten. Und wenn nun ein Pfuscher kommt?"

Wieder das fremde, kranke Lachen, das grell in die Finsternis hineinklang. Über uns flog eine Krähe rauschend auf. Irgendwo in der Dunkelheit standen Nachtviolen und dufteten schwül.

„Ach bitte, lachen Sie nicht — so", entfuhr es mir angstvoll. Sie schwieg, blieb stehen, lehnte sich gegen einen Baumstamm. Ich stand vor ihr. Ich verstand nicht und war daher befangen und ratlos. Da hörte ich einen leisen Ton.

„Sie weinen?" fragte ich.

„O — es ist nichts", erwiderte Claudia. „Die Nerven. Das hab' ich zuweilen. Verzeihen Sie nur einen Augenblick."

Ich wartete. Ich stand da und horchte auf das leise Schluchzen, mir war, als nähme mein Atem auch den bangen, stoßweisen Takt des Weinens an. „Jetzt", dachte ich, aber ich sagte und tat nichts. Warum? Nun versteh' ich es. Diesem hilflos vor mir schluchzenden Kinde gegenüber durfte ich nichts tun — so nicht. Aber noch ein solcher Augenblick und es geschah, was doch geschehen muß. Ich durchlebte ihn, diesen Augenblick. — Stumm würde ich ihre Hand fassen — eine kühle Hand, die feucht von Tränen ist — und wir würden zu der Veranda hinauf steigen und vor den einsamen, alten Mann hintreten und ihm sagen: „Wir können

nicht anders" — und in all die Süßigkeit unserer Liebe würde sich die Bitterkeit unserer Grausamkeit und unseres Mitleids mischen.

„So, nun ist es vorüber", sagte Claudia, „gehen wir."

Wir gingen weiter.

„Ich danke Ihnen", fuhr Claudia fort. „So 'was ist dumm. Wir wollen's den anderen nicht sagen."

„Ach nein. Vor einem anderen hätte ich mich so geschämt — aber Sie sind so gut, so — so wie eine Tante."

„Eine Tante", fuhr ich auf.

„Ja, so gemütlich, so zuverlässig" —

Ich schwieg. Ich war verletzt. Jetzt verstehe ich das. Sie zürnte mir, weil ich sie geschont hatte. Das mußte so sein.

Als wir auf der Terrasse an den Rosenbeeten vorübergingen, riß Claudia sich eine Rose ab, nur den feuchten, roten Kopf einer Rose und kühlte sich damit die Augen. Auf der Veranda bei den Kerzen mit den Windgläsern saßen Daahlen und Spall. Spalls laute, heiter erzählende Stimme klang bis zu uns auf die Terrasse hinab. Daahlen lachte. Claudia blieb stehen.

„Wie sie da sitzen", sagte sie und dann wie aus tiefen Gedanken heraus:

„Wissen Sie, was ist Mitleid? Das ist doch so, wie Menschen, die uns auf der Straße nicht auszuweichen verstehen. Nicht wahr? Fremde Schmerzen, die uns nicht vorüberlassen wollen."

Ich war freudig überrascht, daß sie denselben Gedanken hatte, der mir dort unter den Bäumen gekommen war.

„Ja," sagte ich, „wir müssen daran vorüber, wenn unser Weg daran vorüberführt."

Sie bog den Kopf zurück und schaute zum Monde auf. Wie bleich ihr Gesicht war, ihr herrlicher Mund lächelte ein seltsames, unvergeßliches Lächeln. Den rechten Arm hob sie empor und bewegte wie triumphierend die Hand, in der sie fest die rote Rose zerdrückte.

„O ja, wir müssen vorüber", sagte sie leise. Dann ging sie schnell die Treppe zur Veranda hinauf.

Die beiden Herren dort waren sehr heiter. Spall erzählte Anekdoten. Claudia stellte sich zu ihnen, wollte mitlachen, lachte ein wenig mühsam, die Augen immer noch seltsam erregt. Spall schaute erstaunt zu ihr auf, erhob sich dann, nahm einen Schal , der auf einem Stuhle lag, legte ihn Claudia um die Schultern und sagte: „Du bist blaß, du frierst."

Mir mißfiel das. Es sah aus, als sei es sein Recht und seine Pflicht, für sie zu sorgen. Die ganze Lebenslage war mir jetzt zuwider. Ich verabschiedete mich. Da wollte auch Spall gehen und schloß sich mir an. Während wir die Allee hinabschritten, sprach Spall beständig, ich weiß nicht was, ich hörte nicht zu. Eine starke Aufregung arbeitete in mir. Beständig wiederholte ich mir alles, was Claudia gesagt hatte, deutete — legte es aus mit philologischer Gewissenhaftigkeit.

In der Stadt vor dem Hause des Klubs blieb Spall stehen: „Gehen wir hinauf?" fragte er. Ich zögerte. Er war mir ziemlich unangenehm mit seiner krampfhaften Heiterkeit.

„Kommen Sie," drängte er, „auf eine Stunde. Ich habe diese Nacht noch etwas vor und kann nicht schlafen gehen."

„Renommist!" dachte ich — ging aber mit. Ich fürchtete mich, nach Hause zu gehen. Es war mir, als lauere dort ein Umschlag meiner Stimmung auf mich, etwas Quälendes und Trauriges.

Im Klub herrschte sommerliche Leere. Im Spielzimmer saßen einige alte Herren beim Whist. Im Lesezimmer gähnten ein unbeschäftigter junger Arzt und ein unbeschäftigter junger Rechtsanwalt hinter ihren Zeitungen. Wir setzten uns in das Speisezimmer.

„Ich muß Sekt trinken", sagte Spall. So tranken wir denn Sekt.

Spall versank in Gedanken.

Sein hübsches, freches Knabengesicht nahm einen ältlichen, fast kranken Ausdruck an. Mit einem Ruck fuhr er dann auf.

„Sie spielen nicht?" fragte er.

„Nein, ich mache mir nichts draus."

„Ich spiele gern," fuhr Spall fort, „Hazard nur, dabei fühlt man sich so angenehm aufrichtig als Automat."

„Automat?"

„Ja, wir glauben wohl, wir berechnen. Ein Automat hält auch das Uhrwerk, das er im Leibe hat, für Verstand, aber das ist Unsinn, es schnurrt in uns und wir müssen auf die Neune oder den Buben setzen. Angenehme Unverantwortlichkeit — was?"

Es fiel mir auf, daß Claudia auch das Wort angenehm unverantwortlich gebraucht hatte und das war mir peinlich.

„Geschmackssache", warf ich mürrisch hin.

Spall lächelte sein erfahrenes, böses Lächeln. „Das ist auch der Reiz bei den Weiberaffären." Er sah mich sinnend an über den Rand seines Glases hin. „Wie stehen Sie eigentlich zu den Weibern?" fragte er. Er war mir sehr unsympathisch.

„Gott," erwiderte ich gereizt, „zu den Weibern steh' ich gar nicht. Das ist so, als fragte man mich, wie ich zu den Tagen stehe. Zu Tagen steh' ich nicht. Ich kenne nur einen Montag, Dienstag — und jeder Montag ist von dem andern verschieden und zu jedem steh' ich anders."

Spall nickte: „Sie haben Recht, aber gemeinsam bei diesen Weibergeschichten ist das Automatengefühl. Es schnurrt in uns und wir tun alles um eines Weibes willen und dann schnurrt es wieder und es ist aus. Da können wir nichts dazu tun."

Ich antwortete nicht, all dies mißfiel mir, gerade deshalb, weil es mich an ein Gespräch erinnerte, das ich mit Claudia gehabt hatte. Spall erzählte nun ein

Erlebnis mit einer Tänzerin. Ich hörte nicht zu. Ich trank recht schnell und hing meinen erregten Gedanken nach. Spall sah nach der Uhr.

„O — es ist spät," rief er, „ich muß fort."

„Don-Juan-Pose", dachte ich. So gingen wir denn. Als wir uns trennten, rief ich ihm ironisch ein „Viel Glück" zu.

„Danke, danke", sagte er.

Ich war froh, allein zu sein. Der Wein gab mir eine angenehme, vertrauensvolle Sicherheit, etwas Triumphierendes. Ich saß in der schweigenden Allee auf der Bank, sah in den Himmel hinein, der weiß vom Mondlicht war und dachte daran, daß Claudia vor mir geweint hatte, um meinetwillen, und wenn ein Weib vor uns weint, dann ist es hilflos uns gegenüber. Und später dann die kleine Feindseligkeit. Ich mußte lächeln. Nach Hause zu gehen, wagte ich nicht, ich traute der Stille meines Schlafzimmers nicht. Und als ich im aufdämmernden Morgen doch endlich heimging und mich schlafen legte, da kam das, was ich fürchtete ... ein kurzer, unruhiger Schlaf, dann ein langes Wachliegen mit bohrenden Gedanken, die alles, was ich erlebt hatte, zerpflückten, farblos, bedeutungslos machten. Es war sehr quälend. Als Kind, da ich das einzige Kind war, war ich gewohnt, still für mich und sehr eifrig zu spielen. Ich verlor mich ganz in die Welt meiner Kinderphantasie. Aber zuweilen mitten im Spiel kam eine Ernüchterung über mich, das quälende Bewußtsein, daß da kein Pferd, sondern ein Stuhl, kein Schiff, sondern ein Sofa sei. Unendliche Mutlosigkeit ergriff mich und ich weinte. „Was weinst du?" fragte mich meine Mutter. „Ich kann nicht spielen", sagte ich dann. Daran mußte ich denken, als ich mich ruhelos in meinem Bette hin und her warf. Ich beschloß, nicht aufzustehen. Ich wollte es machen wie die Fledermäuse, in meinem dunklen Winkel bleiben und ärgerlich nach den Spalten schielen, durch die der Tag hereinscheint. Als Josef herein kam, sagte ich ihm, ich wolle nicht aufstehen. Ich gestattete ihm nicht, die Vorhänge aufzuziehen, ließ Licht anmachen und mir den Tee an das Bett bringen. Ich tat, als sei ich krank, trank den Tee, rauchte eine Zigarette und ließ mich von Josef unterhalten.

„Gestern", berichtete er, „war ich bei Zierer wegen der Hemden des Herrn Barons. Da war auch der Baron Spall. Er kaufte eine Reisedecke, eine sehr schöne teure Reisedecke."

„Gott, Josef," seufzte ich, „bist du langweilig! Deine geselligen Talente nehmen ab. Was geht mich die Reisedecke des Baron Spall an? Erzähle lieber, wie du als Junge da oben bei euch mitgenommen wurdest, wenn dein Vater auf die Güter mähen ging und ihr bei den Pferdehütern schliefst und wie die Pferde dich mit feuchten kühlen Nasen beschnupperten."

„Ja, das war so", begann Josef. Er hatte das schon oft erzählen müssen, wenn ich verstimmt und mutlos war.

Ich hörte ihm zu, ließ dann das Licht auslöschen und versuchte wieder zu schlafen. Wirklich schlief ich sanft ein und bin sehr erquickt erwacht. Ich habe mit Appetit gegessen, habe dieses geschrieben und gehe zu Daahlens. Ich bin wieder mit

Claudia und mir zufrieden, ich bin wieder Claudias und meiner sicher, ich verstehe uns beide, mich erwärmt ein gutes Festtagsgefühl, wie wir es haben, wenn sich etwas Schönes ereignet, das in unsrem Leben mitzählt.

Nachts.

So soll es hier stehen, deutlich und nüchtern — wie ich das Erlebnis eines anderen sehe — ein Text, bei dem ich mir die Exegese vorbehalte.

Also: Es war die Zeit des Sonnenunterganges, als ich zu Daahlens ging. Mir war leicht und sicher zumute. Ich lebte gern. Ich liebte Claudia sehr stark. Ich konnte mich an dem Sonnenuntergang erfreuen, an den großen kupferfarbenen Wolken. Mitten im rosa Himmel schwamm eine schmale, violette Wolke ganz dunkel, wie ein veilchenfarbener Hecht in einem rosenfarbenen Wasser. Hübsch. Die Leute, denen ich begegnete, schienen auch fröhlich. Die Herren trugen den Hut in der Hand, die Mädchen lächelten dem roten Lichte zu. In einem Hause wurde Mendelssohn gespielt; die selbstverständliche Süßigkeit, die so ohne weiteres einleuchtete, gefiel mir heute. Ein Paar kam mir entgegen. Es war Toni mit ihrer Pappschachtel, am Arm eines blonden, jungen Mannes. Sie nickte mir zu, machte sich von ihrem Begleiter los, um mich zu begrüßen.

„Ach, Herr Magnus, Sie —"

„Ja — Toni — wie geht es?"

„Danke, gut. Ach, hab' ich auf Sie auf der Bank gewartet, und Sie kamen immer nicht. Einmal gingen Sie vorüber und sahen mich gar nicht."

„— O, wirklich", murmelte ich verlegen.

„Ich war sehr böse. Aber jetzt ist's vorüber —"

„Sie haben einen — einen?" fragte ich zögernd. Sie lächelte selig.

„Ja, einen Ophtalmologen. Ein lieber Mensch."

„So. Viel Glück!"

„Danke. Gleichfalls, Herr Magnus." Und sie nahm wieder den Arm ihres Ophtalmologen.

Gut, gut, dachte ich. Die lieben Mädchen.

Als ich über den Vorplatz der Villa ging, sah ich an der Schmalseite des Hauses wieder Julchen sitzen, in ihrem blauen Kleide, die Brille auf der Nase, die Haube ganz rot vom Abendlicht. Sie hatte eine Schüssel auf dem Schoße — eine andere stand neben ihr auf der Erde, und sie schälte kleine, goldgelbe Birnen. Als ich sie grüßte, nickte sie ernst. An der Haustüre mußte ich zweimal schellen, ehe mir geöffnet wurde.

„Die Herrschaft zu Hause?" fragte ich leichthin und wollte eintreten.

„Der Herr Baron ist krank. Der Herr Baron empfängt heute nicht", sagte der Diener und machte ein feierlich ausdrucksloses Gesicht.

„Krank? Es ist doch nicht schlimm?"

Die Ausdruckslosigkeit des Dienergesichtes nahm etwas Gequältes an.

„Nun denn, ich wünsche gute Besserung."

War das nicht um die rasierten Lippen wie das Zucken eines säuerlichen Lächelns? Ich blieb auf dem Vorplatz stehen und dachte noch: Da war etwas nicht in Ordnung. Ich beschloß, Julchen zu fragen.

Als ich vor ihr stand, sah sie mich über die Brillengläser hinweg streng an.

„Ach, Fräulein Julchen, es ist doch nicht schlimm, hoffe ich, mit dem Baron?"

Julchen schälte eifrig an ihrer Birne weiter und zog die greisen Augenbrauen hinauf.

„So 'was greift an", meinte sie — begann wieder eifrig ihre Birne zu schälen. „Heute Morgen, als er den Brief fand, hatte er einen so starken Anfall, daß wir den Doktor holen wollten, aber er wollte das nicht."

„Ah, den Brief", sagte ich, als verstände ich, und wirklich etwas in mir verstand sofort das, was mir doch unbegreiflich war. „Und wie — wie kam das?" fuhr ich auf das Geratewohl fort.

Julchen warf die geschälte Birne klatschend in die Schüssel, die auf der Erde stand.

„So gegen zwei Uhr muß sie fortgegangen sein. Der Portier von drüben ist in der Nacht von der Kneipe heimgekommen. Da hat er einen Wagen in der Allee stehen sehen. Da wird er wohl auf sie gewartet haben."

„Er?"

„Ja, der Herr von Spall. Und die Gemüsefrau, als sie zur Stadt gekommen, ist dem Wagen begegnet. Sie werden wohl bis zur nächsten Station gefahren sein."

„Das werden sie wohl", sagte ich mechanisch.

Julchen schüttelte traurig den Kopf: „So 'was! Zu still war es ihr hier, das hab' ich gemerkt. Solche unruhige Augen. Wenn ich mit ihr unten im Garten spazieren ging, dann rannte sie, rannte sie, so daß es schwer war, ihr nachzukommen, und dann blieb sie auf einmal stehen und packt mich an dem Arm, fest, daß es weh tat, und sagte: ‚Julchen, Sie haben auch tüchtig geliebt.'

‚Ach, Frau Baronin,' sagte ich, ‚was werde ich schon viel geliebt haben.'

Dann lachte sie und sagte: ‚Ja, ja, Julchen, Sie sind ein ausgebrannter Vulkan.'

‚Wie Frau Baronin meinen,' sagte ich. Was kann unsereins viel sagen! Der Herr von Spall hat mir gleich nicht gefallen. Ach ja. So gut wie bei uns, wird sie es anderswo nicht leicht finden. Da hab' ich mit Mühe ihr zu heute Schnabelerbsen besorgt, weil sie die so gerne ißt. Nun ist sie fort."

Julchen seufzte und beugte den Kopf tiefer auf ihre Birnen nieder.

„Wird auch schon ruhiger werden", murmelte sie.

Ich fand nichts Rechtes zu sagen, ich stand, bis ich fühlte, daß ich eine lächerliche Figur machen müßte.

„Ich gehe ein wenig in den Garten", sagte ich.

Julchen nickte: „Ja, Herr von Brühlen, es ist ja so jetzt keiner drin."

Langsam ging ich zwischen den Blumenbeeten hin. Ich fühlte anfangs nur

sehr großes Erstaunen. Spall und sie — war es möglich? Wie ist das? Ich verstehe nicht. Diese Frau von Daahlen, die mit Herrn von Spall durchgegangen war, schien mir so fremd. Ich ging zum Weiher hinab, hörte den Fröschen zu. Eine tiefe, fette Froschstimme erzählte zuerst etwas allein. Dann fielen die anderen ein, alle zusammen, eifrig und heiser, und aus ihren Reden klang es immer wieder wie „Spall — Spall —" heraus.

Als ich nun dort stand, überkam mich ein schmerzvolles, weiches Gefühl, ein sehr starkes Vermissen. Alles in mir dürstete nach Claudias Gegenwart, nach jenem geheimnisvollen Verstehen, jener Vertraulichkeit meines Körpers und des ihren. Das war doch gewesen. Mein Gott — warum war sie nicht da! Ich stieg den finstern Laubgang hinan, den ich mit ihr gegangen war. Die Nachtviolen dufteten wieder im Dunklen.

Ich lehnte mich an den Baum, an dem sie gestanden und geweint hatte. Hier bekam mein Schmerz etwas Pathetisches, das fast wohltat. Wie deutlich sah ich sie vor mir, ihren Mund sah ich, vor allem ihren wunderschönen Mund, bis daß der Gedanke, daß ein anderer jetzt über diesen Mund herrscht, mich auffahren ließ, wie von einem körperlichen Schmerz getroffen. Und er, der andere, war immer da gewesen, auch wenn mein Begehren sich am heißesten an sie herangedrängt hatte, um ihn hatte sie hier geweint, an ihn gedacht. Und ich, was hatte ich denn hier getan? Eine demütigende Wut schüttelte mich, eine Wut, als dächte ich an einen Schlag, den ich empfangen und versäumt hatte, zurückzugeben. Ich eilte auf die Terrasse, ich wollte fort aus diesem Garten, in dem ich mir selbst zum lächerlichen Gespenst wurde.

Auf der Terrasse begegnete mir der Diener.

„Der Herr Baron lassen bitten," sagte er, „ob der Herr Baron nicht einen Augenblick heraufkommen wollen."

„Ich?"

„Ja, der Herr Baron lassen bitten."

„Gut, gut, ich komme."

Ich folgte dem Mann, aber ich dachte dabei: „Es ist unmöglich, daß ich da hinauf gehe." Ich ging aber doch. Daahlen begrüßte mich mit einer hastigen, aufgeregten Freundlichkeit.

„Da sind Sie, mein junger Freund. Ich sah sie da unten herumirren. Danke, daß Sie gekommen sind. Diese Einsamkeit macht einen ja verrückt."

Er sah angegriffen, älter als sonst aus. Das Gesicht war vergilbtes Pergament, die Augen blank und tiefliegend. „Setzen Sie sich doch," fuhr er fort, „hier ist eine Zigarre. So, wollen wir gemütlich plaudern." Er sah mich forschend an. „O," meinte er, „Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, ich werde nicht von meinen Geschichten sprechen. Jeder hat seine Geschichten, nicht wahr? Aber es gibt noch andere Themata — Gott sei Dank." Er lächelte und legte die Hand auf ein Buch, das aufgeschlagen vor ihm auf dem Tisch lag.

„Da lese ich ein Buch über Afrika, eine Reise von Buonaventura Meyer. Gut.

Ich kenne ihn, ein vernünftiger Menſch. Er hat die Gegenden geſehen, die ich geſehen habe, dieſelben Neger, dieſelben Sitten, nicht wahr? Aber er ſieht etwas ganz anderes, als ich geſehen habe. Ich frage mich, lügt er, oder lüge ich? War er betrunken, als er das ſah, oder war ich betrunken? Wie erklären Sie das?"

Ich mußte antworten und begann zu ſprechen, ohne noch zu wiſſen, was ich ſagen würde.

„Das kommt wohl daher, daß alles, was wir ſehen, wir ganz allein ſehen. Es hat ſozuſagen jeder ſein eigenes Afrika. Es hängt z. B. ein Bild in meinem Zimmer, das ich liebe. Es wird mir geſtohlen, oder ich muß es verkaufen. Da iſt es dann ein Troſt, daß das Bild, welches ich geſehen habe und geliebt habe, nicht geſtohlen oder verkauft werden kann, das iſt einzig, das — das" — ich verwirrte mich, denn ich ſah an Daahlens Geſicht, daß ich taktlos wurde.

„Das iſt nicht wiſſenſchaftlich", ſagte Daahlen ſtreng.

„— Nein, wiſſenſchaftlich nicht", ſtotterte ich.

„Ja, aber die Wiſſenſchaft." Daahlen begann begeiſtert von der Wiſſenſchaft zu ſprechen, er wurde warm, inbrünſtig, ja faſt ſinnlich. Es klang wie eine Liebeserklärung des Ehemannes an ſeine ihm ewig treue Gattin. Da öffnete der Diener die Türen des Speiſezimmers und meldete das Abendeſſen.

Wir aßen Hammelkotelette mit Schnabelerbſen, die für Claudia beſorgt waren, und tranken alten Steinwein. Daahlen trank viel und ſprach unausgeſetzt von ſehr fernliegenden Dingen, von Dingen, die alle jenſeits des Ozeans lagen. Und er hatte das Bedürfnis, ſich ſelbſt zu bewundern: „Ja, mein Lieber, was ich durchgeführt und erlebt habe, dazu gehört eiſerner Wille, davon wiſſen unſere Klubherrchen nichts. Die Sinne ſchnell wie beim Raubtier, Geiſtesgegenwart und Energie, ich ſage Ihnen, man fühlt die Energie im Blute, wie eine Fauſt, die uns hält und treibt und ſchiebt." Er wuchs immer mehr in ſeinen eigenen Augen.

Die Fenſter zum Garten hin ſtanden offen. Ein Wind hatte ſich draußen erhoben. Er trieb die Wolken ſchnell über den Mond. Licht und Schatten wechſelten, als ſtünde dort oben eine mit dem Erlöſchen kämpfende Flamme. Die alten Bäume rauſchten und plötzlich fuhr ein Windſtoß in das Zimmer und brachte die Düfte all der Roſen da draußen mit. Daahlen ſchwieg. Sein Geſicht nahm einen weichen, hilfloſen Ausdruck an. Und auch ich dachte: „Claudia, Claudia" — es war mir, als ſei ſie durch das Zimmer gegangen. Selbſt der Diener neigte das bleiche Geſicht ein wenig auf die Schulter und ſchaute mit ſeinen ausdrucksloſen Augen wehmütig ins Leere.

„Sie," ſagte Daahlen zum Diener, „ſagen Sie Fräulein Julchen, ſie ſoll uns von dem ganz alten Kognak ſchicken, den in der Ecke, ſie weiß, und die großen engliſchen Gläſer, gut mit Eis ausgekühlt. Dieſer Kognak," wandte er ſich an mich, „hat noch im Keller Ludwig XVIII. gelegen, während der Kataſtrophe mag ein Kellermeiſter ihn geſtohlen haben; ich habe ihn von einem Pariſer Bekannten. Ich ſage Ihnen, dieſer Kognak iſt unter den Spirituoſen, was das Genie unter den Menſchen iſt."

Der Kognak kam. Daahlen beugte sich über sein Glas und atmete den starken Duft ein. „Ah, das wärmt die Seele." Als der Diener gegangen war, beugte Daahlen sich zu mir vor und schaute mich aus verschleierten Augen an und sagte leise: „Lieber, junger Freund, was werden Sie denken, wenn ich Ihnen sage, ich habe es gewußt, daß so etwas kommen würde."

„Wie das", murmelte ich und schaute ihn mit Abneigung an.

Daahlen nickte wehmütig. „Man wird feige mit dem Alter, wo bleibt die schöne Energie? Es muß etwas geschehen, du mußt handeln, sagte ich mir in schlaflosen Nächten, aber, sehen Sie, ich setzte mir eine Frist. Diesen Monat noch Ruhe und Gemütlichkeit, dann Maßregeln, Strenge, le mari jaloux — na und da habe ich denn diese Gnadenfrist in kleinen Bissen genossen, so wie manche Kinder ihren Kuchen krümchenweise essen, damit er ewig dauere. Ich sage Ihnen, wenn sie mir eine Stunde mein Manuskript vorlas, zerhackte ich diese Stunde in so kleine Teilchen, daß sie mir dreimal so lang erschien. Das lernt man mit dem Alter. Ich denke da an eine Geschichte in Ostafrika. Ich hatte mich dem Leutnant von Marlow angeschlossen, der eine Strafexpedition machte. Nun war da ein junger, schokoladenfarbener Bursche, der sich schwer vergangen hatte, — Verrat oder so 'was. Er sollte erschossen werden, aber nicht an Ort und Stelle, sondern wir mußten noch so ein 10 Kilometer marschieren. Nun, nach 4 Kilometern beginnt der Bursche die Füße zu schleppen, als könnte er vor Müdigkeit nicht weiter. ‚Er soll sich erholen', sagt Marlow. ‚Hören Sie,' sage ich zu Marlow, ‚der kann doch nicht müde sein, was sind für den 4 Kilometer?' Was antwortet mir nun Marlow? ‚Für den Burschen sind diese 4 Kilometer so gut wie 40. Der lebt jetzt nicht so obenhin wie wir, der lebt jede Sekunde durch, und das macht müde.' Verstehen Sie das?"

Ich antwortete nicht. Mir war dieser afrikanische Vergleich zuwider. Daahlen stützte den Kopf in die Hand und sann trübe vor sich hin.

„Einen Monat wollte ich in ihr noch die Claudia sehen, die ich kannte und dann wollte ich mich mit der anderen Claudia auseinandersetzen. Sie hat nicht solange gewartet."

Er richtete sich auf, wurde stolz, ganz Tigerjäger. „Und ich hätte gehandelt, mein Lieber, die alte Energie ist nicht ganz fort. Ich kann schrecklich sein, mein Lieber. Alles Ding hat seine Zeit, steht in der Bibel, Steine sammeln und Steine zerstreuen. O, ich hätte Steine zerstreut." Er lachte höhnisch und goß sich den Kognak in die Kehle. Aber dann wurde er gleich wieder gefühlvoll, er legte seine Hand auf die meine und sagte: „Sie war Ihnen auch sympathisch, ich weiß. Nun sitzen wir beide da." Ich stand auf, ich wollte gehen. Es war mir unerträglich, der Bundesgenosse dieses alten Mannes und seines Schmerzes zu sein.

„Sie gehen schon," meinte Daahlen, „ich danke Ihnen, mein junger Freund; über die Einsamkeit kommen wir nicht hinweg, da helfen alle Veranstaltungen nichts."

Ich ging hinaus. Die Nacht war jetzt dunkel und warm. Über mir in den Bäumen

der Allee flüsterte ein leichter Regen. Es gibt Augenblicke, in denen uns die Welt sehr unwahrscheinlich vorkommt, in denen wir gleichsam neben uns selbst einhergehen, wie neben einer wunderlichen und unverständlichen Erscheinung. Ich weiß, daß ich in dem Augenblick nicht an Claudia, sondern an Toni dachte. Wenn sie jetzt ein wenig schwer an meinem Arm hinge, meinen Arm leicht gegen ihre Brust drückte und mich mit den friedlich lüsternen nemophilenblauen Augen ansähe, das wäre beruhigend klar und verständlich.

Jetzt sitze ich in meinem Zimmer und habe all das niedergeschrieben. So war es. Aber was ist es, was ich erlebt habe. Mir fällt jetzt der Abend auf der einsamen Veranda bei Bohrer ein. Die weite, dunkle Ebene, die einsame Stimme, die dort erwachte und die andere, die ihr antwortete. War es vielleicht nur ein Echo? Sind unsere sogenannten Liebeserfahrungen nicht vielleicht alle nur ein Echo unserer selbst? Das ist vielleicht die Formel dafür. Das wäre dann gut und es ginge mich nichts an, was diese Frau von Daahlen und dieser Herr von Spall mit einander haben. Mein Liebeserlebnis wäre gesichert. Aber, warum tut das so weh? Warum läßt das solch einen häßlichen, demütigenden Schmerz zurück?

Der Morgen graut hinter den Vorhängen. Ich werde Joseph wecken und ihm befehlen, daß er die Koffer packe. Ich muß fort. Ich will in ein Fischerdorf an der Ostsee reisen, dort still sitzen, die Füße im warmen Sande, und den Wellen zusehen, wie sie rufen und antworten, miteinander gehen und vergehen. Das wird mir jetzt gut tun. Warum? Auch dafür wird sich die Erklärung wohl finden lassen.

Gedichte nach Li-Tai-Pe/ von Richard Dehmel

Die ferne Laute

Eines Abends hört'ich im dunkeln Wind
eine ferne Laute ins Herz mir dringen.
Und ich nahm die meine im dunkeln Wind,
die sollte der andern Antwort singen.
Seitdem hören Nachts die Vögel im Wind
manch Gespräch in ihrer Sprache erklingen.

Ich bat auch die Menschen, sie möchten lauschen,
aber die Menschen verstanden mich nicht.
Da ließ ich mein Lied vom Himmel belauschen,
und da saßen Nachts um mein Herzenslicht
die Unsterblichen mit hellem Gesicht.
Seitdem verstehn auch die Menschen zu lauschen
und schweigen, wenn meine Laute spricht.

Der Dritte im Bunde

In der Blütenlaube sitz ich beim Wein,
säße gern in guter Gesellen Mitte.
Kommt der Mond, lädt sich leise ein,
nimmt mein Gläschen in Augenschein,
und mein Schatten tut, als wär er der Dritte;
ist eine herrliche Tafelrunde!

Bruder Mond kann nicht mit trinken,
Schatten macht nur nach, was ich tu.
Sei's! Solange noch Tropfen blinken,
will ich euch doch Willkommen winken,
zechen, bis wir zu Boden sinken!
Glas hoch, Freunde, auf Du und Du,
noch schmeckt's dem Munde, es lebe die Stunde!

Noch! Wie lacht der Mond in mein Glas,
wie tut mein Schatten tanzen und springen!
Solang ich noch stehn kann, Freunde, was?
solange dauert der Freundschaftsspaß.
Freut euch, Brüder, bald fall ich ins Gras!
Dann ist's aus! kein Lebwohl wird klingen,
nur der Dritte im Bunde lacht im Grunde:
wann feiern wir Wiedersehensrunde?!

Frühlingsrauſch

Wenn das Leben Traum iſt, wie ſie meinen,
wozu dann ihre nüchterne Plage!
Ich, ich berauſche mich alle Tage;
und wenn ich Nachts nichts mehr vertrage,
leg ich mich ſchlafen auf den Pflaſterſteinen!

Morgens erwach ich ſehr bewußt;
ein Vogel zwitſchert zwiſchen blühenden Reben.
Ich frage ihn, in welcher Zeit wir leben.
Er ſagt mir: in der Zeit der blühenden Reben!
das iſt die Zeit, in der die Frühlingsluſt
die Vögel zwitſchern lehrt und leben, leben!

Ich bin erſchüttert; ich raff mich auf wie toll,
wütende Seufzer preſſen mir die Kehle.
Und wieder gieß ich mir den Becher voll,
bis in die Nacht, und pfeif auf meine Fehle.
Wenn dann mein Mund ausruht, ruht auch mein Groll,
ruht alles, was ich will und kann und ſoll,
ruht rings die Welt — o ruhte auch die Seele!

Wer aber kann mit Wein den Gram verjagen?
wer kann das Meer mit einem Schluck verſchlingen?
Der Menſch, in dieſen Lebensrauſch verſchlagen,
in dem ſich Sehnſucht und Erfüllung jagen,
kann nichts tun als in einen Nachen ſpringen,
mit flatterndem Haar im Wind die Mütze ſchwingen
und, während ihn die Elemente tragen,
ſich ihrer Willkür ſtolz zum Opfer bringen!

Rundschau

Politische Glossen

Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer, und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion ist die deutsche Politik nicht etwa erst diesen Sommer, sondern schon bald nach 1871 geworden, weil wir uns damals einreden ließen, daß wir eine saturierte Nation seien und auf jenseits der neuen Grenzpfähle liegende Ziele zu verzichten hätten. Bismarck freilich verstand das Kehrichtfaß so stattlich herauszuputzen und in allen Kammern mit solchem Getöse zu rumpeln, daß alle Welt die Theatervorstellung für ein Stück Wirklichkeit hielt. Die Erledigung der Verwaltungsgeschäfte und die notwendige gesetzgeberische Arbeit rechne ich natürlich nicht zum Kehricht, aber auch nicht zu dem, was im höheren Sinne Politik genannt zu werden verdient, was das Herz erwärmt und höher schlagen macht.

Für das rein Geschäftliche, für die Politik als Handwerk hat Bismarck freilich auf lange Zeit hinaus gut gesorgt. Er hat — er allein! — den Zentrumsturm gebaut und die große sozialdemokratische Partei organisiert und damit der Staatsmaschine einen wesentlichen Teil eingefügt: eine starke und konstant wirkende Opposition. Die Kartellparteien können, als beati possidentes, diese Funktion natürlich nicht übernehmen, und sehen sie sich einmal zur Opposition herausgefordert, weil der leitende Staatsmann Dummheiten macht, die auch ihr eignes Interesse verletzen, z. B. die Ostmarkenfrage für die wichtigste und deren bisherige Behandlung für richtig erklärt, so werden sie von der bismärckischen Tradition gefesselt und geblendet oder wenigstens Blendung zu heucheln gezwungen. Erzgescheite Leute müssen sich blitzdumm stellen und vorgeben zu glauben, die Ostgrenze des Reiches könne dadurch gesichert werden, daß man Bauernkinder so lange prügelt, bis sie das Vaterunser deutsch statt polnisch beten. Die Opposition der bürgerlichen Demokratie aber ist unwirksam, nicht bloß wegen der Kleinheit ihrer Partei, sondern noch aus anderen Gründen, u. a. darum, weil ihre Ohnmacht sie nervös gemacht hat, und weil sie im Dunkel tappt. Sie versteht nicht, wie Ideen und Institutionen, die sie für tot hält, höchst lebendig sein und sogar neue Macht erringen können, und Feinden gegenüber, deren Wesen man nicht begreift, die einem ein Mysterium, sozusagen Gespenster sind, findet man sich ratlos, hat man keine klare und sichere Taktik.

So fällt denn die Aufgabe einer wirksamen Opposition jenen beiden großen Parteien zu, und wenn jetzt auch noch die Sozialdemokratie nervös wird, weil ihre Anhängerzahl zurückgeht, ekles Gezänk ihrer Führer sie kompromittiert, und der Gewerkverein ganz sacht und allmählich den Parteivorstand vom Kutschbock herunterschiebt, so wird das Zentrum wieder die Führung in der Opposition übernehmen müssen, nachdem es sich schon in der Nähe der Regierungssessel ein warmes Plätzchen einzurichten begonnen hatte. Ein Glück, daß das protestantische Mißtrauen die durchlöcherte Scheidewand zwischen dem Zentrum und den „Staaterhaltenden" immer wieder von neuem ausflickt, und daß gerade zur rechten Zeit der jugendliche Erzberger den bequemen älteren Herren das Konzept verdorben hat, ein Glück

für das Zentrum, das dadurch wieder in die ihm allein zuträgliche Oppositionsstellung gedrängt wird, und ein Glück für den deutschen Steuerzahler, dem man nun wohl nicht länger zumuten wird, hunderte von Millionen für die Tippelskirche hinauszuwerfen. Allerdings machen andre Kaufleute berechtigtere Gewinne — durch produktive Arbeit in den Kolonien selbst; aber die könnten sie auch machen, wenn diese Kolonien nicht uns, sondern England gehörten; der Staat, dem sie gehören, hat nichts davon als Kosten und Verminderung seiner Macht, und Adam Smith und Caprivi haben mit ihrer Losung: verkaufen oder wegschenken! recht gehabt. Zum Verkaufen ist Dernburg grade der richtige Mann.

Weniger Dank als für die Beschaffung einer starken Opposition schulden wir Bismarck für seine Sorge um die Befestigung und Erweiterung der Macht Roms. Indem er die Existenz der katholischen Kirche in Deutschland bedrohte, brachte er die katholische Gegenströmung gegen den Ultramontanismus, die 1870 sehr stark geworden war, zum Stillstand, zwang die Katholiken, ihre eigenen Meinungsverschiedenheiten zurückzudrängen und sich zur Verteidigung ihrer Kirche zu einer nach außen gekehrten geschlossenen Phalanx zu einigen, und damit zugleich ihre bürgerlichen Rechte zu wahren, die aufs äußerste gefährdet erschienen, wenn die ohnehin schon längst geübte Imparität mit der Losung: Römlingen kein öffentliches Amt! zum erklärten Staatsgrundsatz erhoben wurde. Indem sich die Katholiken so zu einer äußerst lebhaften politischen Tätigkeit genötigt sahen, die sich bald zur sozialen erweiterte, wurde ihnen damit auch noch der Dienst erwiesen, daß sie zum Nachdenken über dogmatische und kirchengeschichtliche Fragen keine Zeit übrig behielten. Soweit sich diese Fragen nicht ganz abweisen lassen, behilft man sich seitdem mit den Lösungen, die von geschickten Apologeten fertig dargeboten werden, und so verharrt man in dem Stande der Unschuld, der sich auf dem Essener Katholikentage wieder so glänzend offenbart hat: die gebildeten Katholiken, unter denen Adelige, höhere Justizbeamte, reiche Kaufleute und Fabrikanten die führenden Stellungen einnehmen, sind aufrichtig überzeugt, daß Rom die Wissenschaft, die Kunst, die Bildung, die Kultur, die Nächstenliebe, die Toleranz, den konfessionellen, den sozialen und den Völkerfrieden bedeute, daß es kein modernes Bedürfnis gebe, dem Rom nicht Befriedigung, kein theoretisches, kein praktisches Problem, dem Rom nicht die richtige Lösung verhieße. Freilich sind auch aus Deutschland die Vorkommnisse nicht ganz zu verbannen, welche die Harmonie zwischen dem spezifisch römischen Christentum und dem modernen Geistesleben einigermaßen zweifelhaft erscheinen lassen, und wenn z. B. die Franziskaner in Pannewnik eine Lourdesgrotte einrichten und die Polaken scharenweise Wunderwasser von dort holen, so haben die katholischen Justizräte und ihre klugen Redakteure einen schweren Stand vor der Öffentlichkeit und vor — ihrem eignen Gewissen. Ihr schlimmstes Kreuz aber bleibt die römische Frage. Das ist ja richtig: wenn der Papst der Statthalter Gottes auf Erden ist, so kann er nicht Untertan eines weltlichen Monarchen sein, und kann ihm auch sein jetziges Stückchen Exterritorialität nicht genügen. Indes die Weltgeschichte kümmert sich nicht um den Unsinn, den die Theologen ausgeheckt haben, und wenn der alte Herr im Vatikan, weil ihm die Komödie zu dumm wird, dereinst einmal anfängt, im Gebiete und unterm Schutz des Königs von Italien spazieren zu gehn, dann werden sich auch die deutschen Katholiken eingestehen müssen, daß sie nicht die Karte der Apenninenhalbinsel, sondern ihren Katechismus zu revidieren haben.

Damit wird dann auch für sie der Prozeß eingeleitet sein, den ihre Glaubensgenossen jenseits der Vogesen schon durchgemacht haben. In Frankreich, wo die bonapartistischen, die royalistischen und auch einige republikanische Regierungen zu politischen Zwecken eine ultramontane Reinkultur gezüchtet hatten, ist der Katholizismus in dieser Gestalt dem Volke teils zum Ekel, teils gleichgültig geworden. In diesem dem Namen nach fast ganz katholischen Volke machen die wirklichen Katholiken nur noch ein einflußloses Häuflein aus, und die Männerwelt überläßt die Pflege dieser Art Religion den hysterischen Weiblein, die an Gnadenorten Heilung suchen, samt den

Spekulanten, welche die Frömmigkeit in Gold umzusetzen verstehen. Hält der Block zusammen, bis das Trennungsgesetz durchgeführt und die Kirche auf ihre eignen Füße gestellt ist, dann wird es sich zeigen, wieviel Lebenskraft ihr noch innewohnt, was sie ohne Staatskrücken vermag, wieviel französischen Männern der ultramontane, wie vielen ein vernünftiger Katholizismus Bedürfnis ist, und wie viele sich ohne Kirchenwesen durchzukommen getrauen.

Den vornehmsten Teilnehmern am Katholikentage war es vergönnt, die Kruppwerke besichtigen zu dürfen. Der Cicerone, Direktor Dreger, äußerte u. a.: „Die Bedeutung unsrer Arbeit erkennen Sie daran, daß seit der Haager Friedenskonferenz die Bestellungen ins Ungeheure gewachsen sind.“ Schallende Heiterkeit, verzeichnet der Bericht. Wir können diese Heiterkeit nicht in der Rubrik „Katholische Dummheit“ buchen, denn Konservative und Nationalliberale würden noch weit herzlicher gelacht haben, aber schrecklich dumm bleibt dieses Lachen nun einmal. Die Sache ist doch furchtbar ernst und fordert zunächst die Frage: wo steckt denn nun eigentlich die Kriegsgefahr? Doch nicht etwa zwischen Deutschland und England? Die sind doch bekanntlich die besten Kunden füreinander, und gibt es in unsrer geschäftstüchtigen Zeit einen Menschen, der so dumm wäre, seinen besten Kunden durchzuprügeln? Das weiß doch jedes Kind, oder könnte und sollte jedes Kind wissen, daß weder gegenseitige Besuche von Journalisten, noch Monarchenbegegnungen, noch diplomatische Verhandlungen nötig sind, an dieser Stelle Interessenkonflikte zu lösen, sintemal es solche nicht gibt? Wie stehts also mit den Kriegsgefahren? Schwindel sind sie, Nebelgebilde, zusammengebraut zum Besten der Kanonenkönige und andrer Interessenten, womit Fausts Definition von politischer Geschichte zu ergänzen ist. Was nach der Interpretation unsrer Berufspolitiker an den politischen Vorgängen im Auslande für uns wichtig sein soll, das ist Phantasmagorie, und was wirklich passiert, das hat vorläufig für uns nicht viel zu bedeuten. Am meisten noch der Kubanische Aufstand; der berührt wenigstens unsre Rübenbauer und Zuckeraktienbesitzer und versetzt sie in hoffnungsvolle Stimmung, nachdem sie schon gefürchtet hatten, Kuba werde aufblühen und sein Zuckerrohr werde die Königin Rübe entthronen. Denn so will es ja unsre vortreffliche kapitalistische Produktionsordnung, daß Vermehrung der Gütermasse von Unzähligen als ein Unglück, dagegen Hemmung einer zukunftreichen Produktion als ein Glück empfunden werden muß. Also was im Zuckergebiet vorgeht, das kann manchen Deutschen reich oder arm machen. Aber was kümmern uns die Katzbalgereien zwischen Deutschen, Slaven und Magyaren im nominell verbündeten Kaiserstaat, zwischen Serben, Bulgaren und sogenannten Griechen auf dem Balkan, solange unsre Reichspolitik ideen-, ziel- und planlos bleibt wie sie ist? So wenig wie das russische Chaos, das nicht einmal an sich geeignet ist, Interesse zu wecken; ein Sumpf, in dem Bestien einander sinnlos zerfleischen, gewinnt dadurch, daß er hunderttausend Quadratmeilen bedeckt, weder an Wohlgeruch noch an Bedeutung.

Auch die den Bauern geschenkten 1 800000 Deßjatinen Apanagegüter werden den wüsten Unsinn nicht in eine sinnvolle Entwicklung umbiegen. Abgesehen davon, daß sie nur ein Tropfen sind auf den heißen Stein der bäuerlichen Begehrlichkeit, und daß sie, wie Landeskundige versichern, den Bauern größtenteils schon gehören — in Gestalt von Pachtgütern, ist Vergrößerung des Bauernlandes nicht das richtige Heilmittel. Die zwei richtigen Heilmitel würden sein: 1. Umwandlung der russischen Volksart. 2. Rationalisierung und Intensifizierung der gesamten russischen Landwirtschaft, der bäuerlichen wie der gutsherrschaftlichen, und Verwandlung eines reichlichen Drittels der Bauernschaft — nicht in Industriearbeiter — sondern in Handwerker und Kleinhändler. Das zweite Mittel hat vor 60 Jahren Friedrich List den Magyaren angeraten, die es bis auf den heutigen Tag nicht angewendet haben, weil sie es in ihrer durch Kulturfirnis verdeckten Unkultur nicht anwenden können. Die Lage Ungarns ist der von Rußland ähnlich, nur bei weitem nicht so schlimm, weil das Land klein, die Zahl der Vollblutmagyaren gering ist und ihre Unfähigkeit von den im Lande wohnenden zahlreichen Deutschen und

Deutschjuden sowie von der deutschösterreichischen Oberleitung ergänzt wird. Die Russen können sich nun bei ihrer nationalen Naturanlage noch weit weniger selbst helfen als die Magyaren, und von außen wird ihnen immer noch keine hilfreiche Hand entgegengestreckt. Da ist denn die Fortdauer des Elends gewiß, und ist es ziemlich gleichgültig, ob der Muschik still duldend verhungert, oder mit einbischen Mord — von Revolution kann in Rußland so wenig die Rede sein wie von Reform; erfolgreiche Revolution wäre eben Reform — der relativen Übervölkerung abzuhelfen sucht. Interessant wird für uns und für die Welt der Russenrummel erst werden, wenn in Michels dickem und langsamem Schädel die Einsicht aufleuchtet, daß er den Beruf hat, das dionysisch gärende Halbasien apollinisch zu gestalten — nicht etwa zu germanisieren — und an der Glut, die vom Weißen Meere bis Saloniki, von der Eger bis an den Tigris flammt, das Brot seiner Kinder zu backen. Nicht die Russen brauchen Land, wohl aber brauchen wir welches. Auch der kluge Méline fordert in seinem jüngst erschienenen Werke die Rückkehr zur Scholle mit der richtigen Begründung, daß die Welt mit Industriewaren gesättigt ist, demnach, wenn die Hände Beschäftigung haben wollen, diese in vermehrter Urproduktion gesucht werden muß; wir Deutschen aber haben die Scholle, zu der wir zurückkehren sollen, erst zu erwerben.

Karl Jentsch

Die portugiesische Nonne

Wenn die Franzosen über les grandes amoureuses reden, werden drei typische Beispiele vorgeführt: Heloise, Mlle. de Lespinasse und „die portugiesische Nonne". In den letzten Jahren sind die Liebesbriefe dieser drei zum erstenmal aus den Quellen — und in den historischen Rahmen eingefügt — herausgegeben worden. Der Briefwechsel zwischen Mlle. de Lespinasse und Graf Guenis ist in einem großen Band in Paris veröffentlicht worden. Ein junger Däne hat, zum erstenmal, die Briefe Abelards und Heloises aus dem lateinischen Text völlig übersetzt. Und schon einige Jahre früher hatte ein anderer Däne, Professor Karl Larsen, die Briefe „der portugiesischen Nonne" herausgegeben. Diese sind nun in deutsche Sprache — von Mathilde Mann — übertragen vom Insel Verlag 1905 herausgegeben, unter dem Titel: Schwester Marianna und ihre Liebesbriefe. Karl Larsen hat einen Prolog über die Familienverhältnisse von Schwester Marianne geschrieben und einen Epilog, in dem er über die verschiedenen Auflagen und Beurteilungen der Liebesbriefe berichtet. Dadurch wird festgestellt, daß „die portugiesische Nonne" nicht — wie einige geglaubt haben — eine fingierte Person ist, sondern daß sie eine wirklich lebende Frau war, Tochter eines bedeutenden Vaters, ein Mitglied der alten adeligen Familie Alcoforado. Sie wurde früh Nonne in einem Kloster, wo ihr der Vater nach den Sitten der Zeit gewisse Vorrechte — z. B. eine, von ihm gebaute, eigene Wohnung — gesichert hatte. Im Jahre 1665 hatte ein junger französischer Offizier, der Marquis de Chamilly, sein Quartier in Beja, wo das obenerwähnte Kloster lag. Da ein Bruder Mariannens der Regimentskamerad Chamillys ist, wird die Bekanntschaft zwischen der Nonne und dem Marquis sehr verständlich. Alles Große — Leidenschaft, Leiden, Liebe — ist auf Mariannens Seite gewesen. Der hübsche Marquis war nämlich ein ganz unbedeutender Mann, der nur einen Zeitvertreib suchte. Für Marianne wurde diese Liebe das ganze Leben. Nach einigen Jahren von Seligkeit und Schmerz ist sie wieder allein, sie tut dreißig Jahre lang harte Buße und stirbt 1723 im Alter von 83 Jahren. Als sie Chamilly begegnete, näherte sie sich den dreißiger Jahren, grad dem Alter, wo die Frauen für die große Liebe reif sind. Und Karl Larsen macht die richtige Beobachtung, daß auch der mütterliche Instinkt in Marianne wach geworden war, durch ein in ihre Obhut gegebenes Kind. Dazu müsse man das Klosterleben in Betracht ziehen, dieses Leben, das, nach den Worten eines Schriftstellers des modernen Spanien, „das weibliche Gefühl zuspitzt, verfeinert und vertieft. Sie meißeln die Seele der Frau in tausend Lichtflächen und lassen ihr Inneres zu zarten Gefühlskristallen erstarren". Aber alle

diese Ursachen hätten doch nicht diese Liebesbriefe hervorgebracht, wenn Schwester Marianne nicht eine ganz seltene Seele gewesen, eine Seele von der Art, welche la Comtesse de Noailles in Le visage emerveillé geschildert hat. Eine reiche und reine, stolze und leidenschaftliche Seele mit „tausend Lichtflächen". Aber Mariannens Innere erstarrt nicht in Gefühlskristallen: es blüht wie eine hohe, weiße Lilie im Garten des Lebens und der Liebe. Von dieser Reinheit und dieser Glut, von diesem seelischen Duft kann man nichts sagen. Jeder muß selbst diese Schönheiten aus den Briefen herausholen. Und keiner, der imstande ist die Schönheit eines Seelenlebens tief zu genießen, sollte dieses menschliche Dokument unbeachtet lassen.

Ellen Key

Von tausend und einem Motive

Goethes Wort, seine Betrachtungen über die Laokoongruppe seien „mehr bei Gelegenheit dieses trefflichen Kunstwerks als über dasselbe geschrieben", könnte auch über den neuen Essaybüchern Diltheys und Kassners* stehen. All ihre Essays reden von ganz bestimmten Dichtern, von ihren tausend Erlebnissen und Motiven und Werken, aber im letzten Grunde doch nur von jenem ursprünglichsten aller Motive, „man nenne es nun Natur und Geist, Leben und Dichter, Liebe und Tod". Früher, zur Zeit der großen Rhetoren und Räsonneure, wäre man über diesen primitivsten aller Gegensätze beunruhigt gewesen. Man hätte sich bemüht, ihn in der Vernunft aufzulösen und diese Lösung dann recht schnell zu einem System auskristallisieren zu lassen. Der Enkel Hamlets, Kants und Emersons weiß, daß die einzig lebendige Einheit in der Individualität liegt und, daß diese Einheit nicht ein für allemal da ist, wie ein Gesetz, wie eine Verfassung die Ansprüche zweier Parteien ein für allemal abgrenzt, nein, diese Einheit muß immer von neuem geschaffen werden, sie ist gleichsam in jedem Augenblick vergangen und wieder von neuem möglich. Hier haben Dilthey und Kassner die Brücke zwischen Dichter und Leben gesehen.

Von einem letzten, hohen und freien Standpunkt aus gibt es nur ein Erlebnis für den Dichter: seine tiefste Versuchung in der Flucht vor seinem letzten Motiv, seiner Kunst, — im Wunsch, sich ganz an das „große, reine, unmittelbare, tätige und stille Dasein" zu verschwenden, und dann sein höchster Sieg, die Wiedergeburt im Werke. Alle anderen Erlebnisse teilt er mit den Menschen; ja, es gibt schließlich keine Erlebnisse, nichts Fremdes mehr für ihn. er erlebt nur noch sich selbst. Doch: „Die kurzen Wege darf nur nehmen, wer die langen schon gegangen ist." Desbalb löst der Kritiker diese herrliche Einheit auf und trennt Subjekt und Objekt, Ich und Welt, Phantasie und Stoff. Und doch weiß er, daß der Dichter nur das erlebt, was er erleben muß, und daß sich die gestaltende Energie und der gestaltete Stoff verhalten müssen wie die rechte Hand zur linken. „Nul ne peut posséder d'une chose que ce qu'il en éprouve", sagt Villiers de l'Isle Adam, „Schicksal und Gemüt sind nur Namen eines Begriffes", Novalis.

Und hier setzt Diltheys Analyse ein. Man kennt ihn als Pfadfinder einer neuen Psychologie, der sich nie mit den Mechanismen eines Herbart oder Wundt zufrieden gab, weil er überall das Lebendige, Irrationale sah, dem man nicht mit Hebeln und Schrauben beikommen konnte. Kein siegreicher Vollender; ein Johannes, der mit prachtvoller Geste auf das Land des Kommenden hinweist, auf eine Erweiterung der kantischen Moral, auf ungeahnte Wirkungen zukünftiger Kunst, auf ein neues, männlicheres, logischeres, helleres Zeitalter, das die Rousseausche „Gefühlsproblematik" ablösen soll. Ihm konnte das Literaturhistorikergerede von Dichterschulen, Beeinflussung, großen Erlebnissen nicht genügen. Er sah den Menschen allseitig bedingt und bedingend, wußte, daß diese Bedingungen nur Schranken sind, in denen sich die unendliche Kraft des Individuums entfalten kann. Ja, er sah schließlich in Mensch und Welt nicht

* Wilhelm Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung. 4 Aufsätze. Leipzig, B. G. Teubner. Rudolf Kassner: Motive. Essays. Berlin, S. Fischer, Verlag.

zwei fremde Komponenten, deren Resultante nach dem Parallelogramm der Kräfte gefunden werden kann; er sah sie als ein Ganzes, als eine natürliche Einheit, gleichwie ein organisches Wesen und seine anorganische Umwelt eins sind. Die Historie hatte uns viel von dem Streben und Schaffen einzelner erzählt, und das Resultat dieser Atombewegungen im sozialen Körper sollte unsere klassische oder romantische Literatur sein. Dilthey sieht hier das lebendige Wachstum des Geisteslebens eines Volkes, aus dem die großen Männer mit Notwendigkeit hervorgeben, bedingt und bedingend, und so löst sich der Widerstreit zwischen der Heroen- und der Massentheorie der Geschichte. Er spricht nicht theoretisch über diese Fragen; aber wie er Lessing und Novalis herausholt aus Tradition, Milieu, Zeitgenossen und sie doch darin verwurzelt zeigt, — das ist eine wundervolle Bestätigung der Gedanken über Größe und Zufall, wie H. v. Keyserling sie jüngst in einem kleinen Aufsatz skizziert hat.

Diese Probleme stehen in den früheren Aufsätzen im Vordergrund, die nun schon 30, 40 Jahre hinter uns liegen. In dem letzten ist sein Blick ganz nach innen gerichtet. Es ist die Geschichte der edlen und wehrlosen Seele Hölderlins. Die Entwicklung der zeitgenössischen Literatur, die Stimmen der Freunde Schelling und Hegel tönen nur wie von ferne in das stille Reich, wo ein Mensch allein ist mit seiner Seele, ohne Bühne, ohne den Apparat von so und soviel Schauspielern, im Gefühl seiner unendlichen Bedingtheit, und darum — seiner Freiheit, sei es auch erst im Tode. Hier redet aus Dilthey die echtgeborene Schwermut eines Dichters, der das Fazit eines siebzigjährigen Lebens zieht. Er spricht von der Tragik des Menschen, der eine unendliche Forderung im Endlichen zu erfüllen hat, eine Forderung, die in sich wieder den furchtbaren Dualismus von Ideal und Natur birgt, und er sieht in dieser Tragik Schönheit und Zauber dieses traurigsüßen Daseins. „Wir haben die Schönheit des Lebens in unseren Verhältnissen zu den Menschen, und in jedem derselben ist doch insgeheim ein Trennendes, das nicht berührt werden darf." Ist es Blasphemie, hier an die Weisheit des letzten Ibsen zu denken?

Es ist die Tugend des Kritikers, Grenzen zu sehen, und aus Grenzen Formen zu schaffen. Hier endet Diltheys Reich. Wenn er von Grenzen spricht, bleiben sie gleichsam negativ. Der Historiker sieht Zusammenhänge, Beziehungen, Notwendigkeiten, Bedingungen. Und schließlich ist es ja willkürlich zu bestimmen, wo ein Wesen aufhört und wo die Außenwelt anfängt; wenigstens für die Wissenschaft, nicht für die Kunst. So löst Kassner aus dem großen Rhythmus des Notwendigen das Individuum heraus und macht es zum Symbol. Es ist schwer, über seine Kunst zu reden. Man darf ihm seine eigenen Worte nicht zurückgeben und würde ihn mit fremden nicht begreifen. Wenn man heut positiv etwas von ihm behaupten wollte, würde er morgen das Gegenteil tun. Der Künstler scheint ihm eine Verschmelzung von Tyrann und Komödiant . . .

Vielleicht gibt man den deutlichsten Begriff von seinen Gestalten, wenn man sie mit Rodins Torsi vergleicht. Wie diese sind sie losgelöst aus dem unendlich bewegten, unendlich verschlungenen Ganzen, ohne Bedingungen und Gesetz, losgelöst von ihren Gründen und Motiven, — nur noch Zeichen eines Unendlichen, Symbole. Und das letzte, einzige Motiv, das ihnen ihr Schöpfer gelassen hat, ist auf ihrem Gesicht wie in einer Maske aufgefangen. Das gibt ihnen eine unerhörte suggestive Kraft der rein geistigen Bewegtheit. In ihrer Haltung scheint etwas über alle Wirklichkeit hinaus Gesteigertes zu sein, und doch scheinen sie wirklicher als die Gestalten Diltheys, die im Ganzen aufgehen und sich in die tausend Gründe und Motive verlieren.

Kierkegaard schreibt einmal in sein Tagebuch: „Es wird noch die Zeit kommen, wo die Mädchen vor Begeisterung erröten werden, wenn ein Dichter die ganze Anlage meiner Existenz erzählen wird." Nun, die jungen Mädchen werden sich heute nicht so leicht begeistern, wenn sie Kassners Essay lesen sollten. Aber hier hat Kierkegaard seinen Dichter gefunden. Wie Lionardos Menschen Traum sind, — und in ihrem Traum ist alles Handeln gleichsam aufgelöst, und wie Beardsleys Frauen Sünde sind, — und ihre Sünde ist ihre Tugend, mehr noch, sie ist ihre Schönheit, so ist dieser „Kierkegaard" Geist, — und dieser Geist ist in einem hohen, letzten Sinn auch seine

Natur, Einheit von Körper und Seele. Er ist aus dem Material geschaffen. Das heißt auch: Aus seiner Art ist die Methode genommen, nicht aus einem historischen oder logischen Prinzip. Bei Dilthey ist ein System vielleicht noch möglich, wenn auch ein System des Irrationellen. Hier aber ist eine Philosophie, die sich an jedes Individuum verschwendet, weil sie von der Individualität lebt. „Alle Gedanken der Völker und Menschen liebte er als Material, als Licht, als physisches Licht, als Feuer und Erregung": So hat sich Kassner in Emerson gesehen, wie in einem Spiegel. Und seine Begeisterung elektrisiert. Wir möchten mit ihm Poeta christianissimus sein und der kleine unanständige Abbé, Heiliger auf einem alten flämischen Teppich und Herodes auf Hebbels Bühne. Er schenkt uns die Illusion jener großen Empfänglichkeit, die zugleich „Wollust und Tugend" ist und mehr als die Originalität von Geistern, die zwischen sich und die Wirklichkeit nur neue Begriffe setzen.

Es wäre leicht und vielleicht praktisch, die beiden Kritiker zum Schluß in einer Antithese gegenüberzustellen. Aber jede Antithese fälscht, weil sie die Grenzen des einen im anderen sehen läßt. Damit zerstört sie die organische Form. Ich möchte nur noch einmal die Gesten andeuten, mit denen beide dem Leben antworten. Dilthey ein Spiegel des historischen Werdens, auf Wirkung und Gegenwirkung achtend, dem breiten Strom der tausend Verknüpfungen hingegeben, sorglos und vertrauend, daß die geschichtlichen Kräfte seine Zukunftsträume erfüllen werden, ein Enkel der nachkantischen Systematiker und ein Ahner neuer Werte, heut ein alter Mann, dessen Hauptwerke unvollendet sind . . . Seine Psychologie ist subtil und verschwiegen. Nur selten öffnet sich seine scheue nordische Seele, und dann blinkt über den grauen Wassern der Geschichte ein Ewigkeitslächeln, eine Ewigkeitstraurigkeit, unvergeßlich. Daneben steht Kassner, ein Platoniker, ein Sucher und Versucher mit den beiden Tugenden des Meisters: der Hybris und des Eros. Auch er sieht die furchtbare Zweiseitigkeit des Lebens; aber er schafft sie zum Paradox um und begreift sie im Religiösen. Auch sein Werk ist von unendlicher Heiterkeit und Unbefangenheit, weil seine Erfahrung nichts ausläßt, nach der Vollkommenheit strebt, weil sie immer Verhältnisse, nie Gesetze sieht. Die Geschichte ist ihm das Tote, Unfruchtbare; seine leidenschaftliche Sorge ist, aus ihr das Lebendige zu retten, — „den Samen der zukünftigen Dinge".

Nur ganz phantasielose Köpfe, die nach einem allgemeingültigen System ewiger Werte streben, werden nicht einsehen, daß es hier nicht zu richten, sondern Formen zu sehen gilt.

Kurt Singer

Beichtende Bücher

Auf ein Fach meines Schrankes gereiht sehe ich Bücher einer Gattung vor mir, die jetzt einschlägt, Oscar Wilde, Wanda v. Sacher-Masoch, Linda Murri — beichtende Bücher. Die Gattung ist nicht ohne innern, gemeinsamen Reiz; die Träne quillt, die Erde hat uns wieder, die Sprachkunst naiver und unmittelbarer Beobachtungswiedergabe kommt zu wundersamer Macht, das Leben tritt als Dichter auf. Aber am Ende ist das Leben kein besserer Dichter als der, der es erlebt. Nicht jeder, der dem Unglück verfällt, sondern nur wem der „Herzogsmantel der Kunst in den Abgrund voranfiel", der enthüllt die Größe seines Falls! Das Beispiel Oscar Wildes, der das stolze Wort selbst geprägt haben könnte, liegt da nahe genug.

Indessen so ganz ohne Einschränkung richtig ist das nicht. Sicher führt in manchem Falle der Schmerz selber die Feder; der Schmerz über das Erlebte (nicht sein Reichtum) kann zweifellos zum Schriftsteller machen, und das Schriftstellern wieder ist ein wunderbarer Schlüssel zur Auflösung der Dissonanz. Mit dem Worte, mit dem Satzbau, mit dem Stil, mit dem man über das Schicksal zu triumphieren beginnt, lebt man wieder auf, kommt man neu zur Welt, und richtig ist es auch, daß jedem Beladenen ein Tagebuch dasselbe werden kann, was es Wilde gewesen. Mehr sogar als dasselbe. Nun zeigt sich nämlich zumindest in einem einzigen Punkt die Überlegenheit des Nichtdichters. Auf einem Gebiete, auf dem die Schönheit des abstrakten Aus-

drucks nicht allzuhoch im Preise steht, macht er keine schönen Worte. Sein Nicht-schreiben-können kommt ihm zu Hilfe. Denn die Beichte ist die flüssigste und für den Könner die verführerischste Form. Den Faden edler Empfindung spinnt man in ihr ohne Mühe. Eine sentimentale Art von Unerbittlichkeit gegen sich selbst stellt sich in ihr von selber ein, und grade sie, die mit sprudelndem Wortguß dem Stolze die Hintertür öffnet, ist vielleicht das am wenigsten Bewundernswerte im Bekenntnis; zur Bewunderung fordert vielmehr eine kühle, sachliche, übertreibungslose Unerbittlichkeit heraus, wie man bei dilettierenden Gelegenheits-Bekennern und Frauen vor allem sie findet. Frauen sind viel grausamer gegen sich als der Mann. Linda Murris verzweifelte Ehrlichkeit, die aus dem Zwang des Überzeugenwollens heraus Menschen und Dinge nahezu gestaltet, ist mir in diesem einen Punkte wunderbarer als Wilde, oder doch rätselhafter.

Linda Murri ist die Frau, die im Kampfe für die Wahrheit und im Kampf um ihre Kinder zur Heldin wird. Heldin in der Aufgeräumtheit, Gewissenhaftigkeit, Lebendigkeit ihrer Darstellung; nicht im Leben. Heldin durch die Kraft, die den genauesten Nerven noch die neuentdeckte Gabe genußvollen Schreibens abringt und — ihre eigentliche Größe — Taten und Tatsachen mehr als Redeblumen sprechen läßt. Im Leben aber war diese verwitwete Gräfin Bonmartini, die man zur Mörderin hat machen wollen, ein wehrloses, verschüchtertes und konfuses Schlemihlchen, und unter der Klaue der Löwin barg sich das Pfötchen einer von der Mutter mißhandelten, von Hysterie nicht ganz freien Professorstochter aus Bologna, die an ihrer Familie mit der ganzen Kraft des Kleinbürgertums hängt. Die italienisch-katholisches Kleinbürgertum um sich hatte! Das ärgste seiner Art! Stickluftmoral! O, bella Italia! O, imperium Romanum! Und Ihr, alte Kulturerben . . . faltige Gesichter . . . gespannte Nerven . . . humorlose Augen . . . Ihr habt teil daran!

Es ist ein Lebensroman „aus guter Familie", den die Italienerin just um dieselbe Zeit etwa wie ihre deutsche Schwester im Norden, in Gabriele Reuters Schilderungen, durchgemacht hat, und wenn man aus diesem Dokumente Soziales wie in der Verkürzung und im Fluge ersehen und erfahren will, so ist es eben dieser Einblick in das uferstehende Italien, dem wir zumindest in der Reinlichkeit der Verhältnisse überlegen sind. Nun hat nämlich die unglückselige Familienflavin einmal den reben Gutsherrn geheiratet. Hat zwei Kinder von ihm. Will nicht länger mit ihm leben. Läßt sich scheiden. Ausgezeichnet. Ein neues Leben konnte für beide beginnen, da die Scheidung doch auf Gesetze und Kontrakte sich stützt. Eine klare und glatte Situation war geschaffen. In Berlin z. B., wo die Anwälte und die Gesellschaft auf solche Arbeit besonders eingeübt sein sollen, wäre kein unnützes Wort mehr gefallen, die Herren Doktoren hätten einen zweifelsfreien Vertrag unterschrieben, und die Beteiligten konnten den Sprühregen einer moralischen Erfrischung lächelnd von sich schütteln. In Italien will das Miserere nicht verstummen, und die Tränen versiegen nicht. Dabei sind die Murris moderne Freigeister. Wieder sehe ich die müden Gesichter einer von Ribera gemalten Verfallswelt, die gegen die Sonne blinzelt, vor mir. Diese Menschen haben gespannte Nerven und belastete Augen. Humorlosigkeit ist ihre Würde. Zwischen Prahlen und Trauern pendelt ihre Rhetorik. Angesammelte Bitterkeit erschwert im Leben ihrer Familie die Verständigung.

An manchen entscheidenden Stellen verwirren sich freilich auch im Buche die Faden, und man muß an eine Lücke der Darstellung glauben, wenn nach vollzogener Scheidung immer noch Pressionen des Mannes auf die Frau in solchem Maße möglich sind. Liegt das an der Geldfrage, die seltsamer Weise im Buch nicht berührt wird? Und das noch seltsamere: Die ganze Familie Murri, der puritanische oder weltfremde Herr Professore, die bittere und unleidliche Frau Mama, der italienisch-prahlerische Bruder Nino, blicken sorgenvoll auf die vom Manne befreite Tochter, ohne ihr doch helfen zu können. Liegt auch das an der Geldfrage? Das Buch klärt darüber nicht auf, und der vielbesprochenen Gerichtsverhandlung von damals entsinne ich mich nicht genau. Und schließlich die unsinnig herbeigeführte Katastrophe! Linda ist in Venedig, soll mit

den Kindern an den Gardasee fahren, bekommt plötzlich die Nachricht von ihres Mannes Erkrankung. Sie fährt nach Bologna. Cesco ist tot. Überfallen und ermordet. Sie tritt mit den Kindern trotzdem die weitere Fahrt an, nach der Schweiz, zugleich mit Nino. Unterwegs enthüllt sich ihr der Bruder. Er streckt seine Rechte hin, zieht den Ärmel in die Höhe und weist auf ein blau unterlaufenes Gelenk. Er ist der Mörder! Aufregend wirkt das im Buch. Umsonst aber fragt man nach einem begreifbaren Grund. Wem hat der unselige Desperado nützen wollen? Der Schwester? Oder — der ideale Rächer war ja in tiefen Schulden — lag auch dies Ende an der Geldfrage? Daß es dem Buch an seinem letzten Ende fehlt, scheint nicht mehr Verzweiflung, sondern Taktik zu sein.

Aber diese Martyrgeschichte mit oder ohne Lösung, was wäre sie! Schlemihlchen würde uns nervös machen, und wir würden uns um beide nicht bekümmern wollen, wenn das ganze nur brav, nur unglücklich, nur muffig wäre. Zum Glück ist es das nicht. Ein Fenster wird doch auch hier der frischen Luft geöffnet. Linda hat einen Liebhaber! Sie deutet es erst an, dann bekennt sie es, und sie ruft es schließlich laut hinaus wie eine befreiende Botschaft nach all der Beklemmung ... Sie hat einen Jugendfreund später wiedergefunden, sie hat ihm nicht widerstanden, sie hat sich ihm gegeben nachts in der eigenen Wohnung, sie hat ihm glückliche Briefe auch noch im ärgsten Unglück geschrieben, er hat sie verraten und sie liebt ihn noch immer ... Sie liebt ihn, sie liebt ihn, sie liebt ihn. Man atmet auf. In das Leidensgesicht kommt ein erster sympathischer Zug, in das Kleinbürgerleben ein vollerer Sinn, und man empfindet die „Frau", wo man so lang nur drei graue Nebelstreifen, Leiden, Weinen, Schreiben, gesehen. Auch Linda Murri war eine Begehrte. Man sieht ein Gesicht erröten, das dadurch schöner wird. Man fühlt sich dem Weibe verwandt, das noch im Zuchthaus den Köcher verschwiegener Seligkeiten nicht vergessen kann. Man möchte der Ehebrecherin die Hand drücken.

Beichtende Bücher! Die Ehebrecherin entwaffnet das blöde Schlagwort und schreibt ihr Schicksal. Sie steht vielleicht am Anfang einer besseren Zeit.

Auch Sacher-Masochs Witwe tut das, und auch ihrem Tagebuch gepfefferter Indiskretionen kann ich den Respekt nicht ganz versagen.

Alfred Gold

Berliner Gedichte

Steine statt Brot

Ja, wenn die ganze Siegesallee
aus Mehl gebacken wäre —
das wäre eine gute Idee,
auf Ehre!

Man spräche zum Hungernden: Iß dich rund
(Dein Landesvater will es!)
an Otto dem Faulen, an Siegismund,
an Cicero, an Achilles!

Zu Dank zerflösse bei Arm und Reich
des Mißvergnügens Wolke:
es wäre geholfen auf einen Streich
dem ganzen deutschen Volke.

Ein Loblied sänge der deutsche Geist
vom Pregel bis zum Rheine. —
Gib Kunst, o Fürst, die nährt und speist!
Gib Brot, o Fürst, nicht Steine!

Trost

Die alten Tempel brachen sie zu Rom,
als neuer Kirchen sie begehrten.
Wir werden unsern lieben Dom
einst ebenso verwerten.

Quartier latin

Sie sitzen in einem Giebel
des Häusermeers zu zweit.
Sie streiten über die Bibel
der neuen seltsamen Zeit.

Der eine ruft „Zarathustra",
der andre „Das Kapital"!
Sie mischen ein dutzend Lustra
in ihrem Gesprächspokal.

Die riesigen Polyeder —
sie drehn sie die ganze Nacht ..
Und schließlich hat doch ein jeder
nur sich, sich selbst gedacht.

Christian Morgenstern

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Weltpolitik/ von Albrecht Wirth

nmal auf einen andern Stern!" ruft wohl ein Unmutiger. „Auf einen Planeten, wo ich nicht immer von Franzosen, Deutschen, Chinesen und everlasting Jankees zu hören brauche. Das Spiel wird eintönig. Dazu ist jetzt schon die Erde ziemlich aufgeteilt. Zu entdecken ist so nichts mehr. Wir sind am Ziele. Die Zukunft kann daher nur Wiederholungen bringen. Ein Gänsespiel!"

Dabei sind wir in den gewaltigsten Zuckungen, mitten in den seltsamsten Neubildungen, wie sie die Menschheit noch nie gesehen. Gewiß, ein Alexanderzug ist nicht mehr möglich. Und bis ans Ende der Welt vorzudringen, wonach der Makedone trachtete, ist heute leicht. Dafür sind jetzt andere Züge vonnöten, Forschungs- und Eroberungszüge ins Innere der Nationen. Das Erz ist aus dem Bergwerk herausgeschafft. Nun soll es in den Hochofen; nun soll das Schmelzen beginnen; nun warten wir auf den Silberblick. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!" Dem gilt es jetzt: die Seele der Völker soll umgeschmiedet werden. Ihr Silberblick soll strahlend aus der Nacht hervortreten.

Der Nationalismus beherrscht die heutige Weltpolitik. Die Polen werfen uns vor, der Hakatismus habe sie erst gereizt; im Trientino klagen wir die Italiener an, die uns herausgefordert. Das Abendland spricht von der gelben, der ferne Osten von der weißen Gefahr. Völlig unnötig, sich darüber aufzuregen, wer angefangen: eine elementare Kraft zwingt uns, bringt uns alle in den gleichen Bann und führt zu gleichen Erscheinungen in Freundes- und Feindesland. Lächerlich, die Polen oder die Italiener zu hassen. Sie haben recht. Sie sorgen für sich und ihre Kinder. Sie wollen sich ausdehnen auf der Muttererde. Haßt man einen Löwen, der da auf Raub ausziehet? Auch er will seinen und seiner Kinder Hunger stillen. Und er ist schön in seiner Gier und Stärke.

Soweit der äußere Anblick. Allein die Welt beruht nicht auf der Ästhetik. Ein schönes Bild macht nicht satt. Es hilft auch nicht dazu, unsere Liebe zu sättigen

oder unseren Haß zu büßen. Lassen wir den Löwen gewähren? Narren sind wir, lassen wir uns von ihm zerfleischen und fressen. Narren wären wir, leisteten wir polnischem Überdrang und angriffslustiger società Dante Alighieri, jener Schutz- und Trutzgesellschaft des Südens, nicht zähen Widerstand. So kommt es wieder zu Krieg und Kampfe, zu Schlachten, die tiefere Wunden schlagen, als die Alexanders und Napoleons, Schlachten, deren Wirkungen größer sind und länger währen. Denn früher nahmen einzelne an den Schlachten teil — 35000 Makedonen gegen die Millionen Asiens — jetzt werden sie von ganzen Völkern ausgefochten.

„— und nähme doch Schaden an seiner Seele." Wie kann der harte Chauvinismus unserer Tage die Seele der Völker reinigen, wie sie erhöhen? Ich antworte, durch die Not. Hat Napoleon bei uns Hingebung an das Vaterland und verzweifeltes Heldentum erweckt, hat der Druck von außen und der Krieg gegen den dritten Napoleon uns endlich zur äußeren Einheit geführt, so muß der neue Kampf um das Volkstum uns die innere Einheit erringen. Warum dringen die Polen vor? Weil unsere Stände noch zerklüftet sind, weil der Beamte nicht mit dem Bürger, der Bauer nicht mit dem Handwerker und oft selbst der große Grundbesitzer nicht mit dem kleinen geht. Ferner die Parteien! Sozialisten und Linksliberale sind für die Rechte der Polen, also mittelbar gegen die eigenen Volksgenossen. Die Not muß aber zuletzt die Gegensätze versöhnen, gleichwie alle die eines Sinnes werden, die, von wachsender Springflut gescheucht, sich von wo auch immer her zusammen auf einen Dachstuhl gerettet haben. Schon sind selbst deutsche Sozialdemokraten Mehrer des Deutschtums in Elsaß-Lothringen gegen das Franzosentum. Ähnlich waren überall, ob Muschik, ob Tschinownik, die Russen geschlossen gegen die zahlreichen Fremdvölker, gegen Finnen und Tscherkessen, gegen Islam und Buddhismus. Die Deutschen hatten bislang nur wenig mit Fremdvölkern und fremden Religionen zu schaffen, daher sind sie an innerer Einheit weiter zurück, viel weiter als Dänen und Polen, denn die Not hat früher uns nicht angepackt.

Wie uns an der Ost- und Südmark, wie, wenn auch in viel geringerem Maße, an der Nord- und Westmark, so geht es den Persern, die sich der Türken in Adherbaidschan, der Semiten in Chuzistan und der rasseverwandten, aber dennoch volksfremden Kurden im Westen zu erwehren haben. So geht es in allen ihren Gemarkungen den Amerikanern, die sich überall von Nicht-Anglosachsen umringt sehen und die unter Roosevelt einen erbitterten Kampf gegen alle Nicht-Arier eröffnet haben. So geht es in Marokko, wo das uransässige Berbertum siegreich gegen die Araber vordringt, in Südafrika, wo Buren und Briten und obendrein Schwarze sich befehden — Hand aller gegen alle — auf den britischen Inseln, wo die Iren, vom Liberalismus früher Gladstones, jetzt Bannermans unterstützt, noch immer einen Pfahl im Leibe der Engländer bilden. So vor allem in Österreich und Rußland. Mithin ein allgemeines Problem der Weltpolitik.

Man sieht, für Bewegung, für fruchtbare Unruhe ist noch gesorgt. Sind die

Völker äußerlich zur Ruhe gekommen, so gährt es um so heftiger in ihrem Innern, in ihrer Seele. Noch andere große Probleme, außer dem genannten, haben sich aufgetan, und erwecken flammenden Enthusiasmus und bittere Feindschaft. Durch das gewaltige Wachstum der Industrie hat sich die soziale Schichtung in allen Kulturvölkern bedeutend verändert, die allgemeine Wehrpflicht, die Gleichheit vor dem Gesetze, die allgemeine Steuerpflicht, der nivellierende Verkehr und die Notwendigkeit, allgemeinen Verkehrsgesetzen zu gehorchen, kurz, das Heranziehen aller und jeder zu den Forderungen des modernen Staates hat nicht minder revolutionär gewirkt. Man stelle sich vor, wie früher der Hindu von hoher Kaste sich viele Schritte weit den Tschandala vom Leibe hielt, geschweige denn, daß er je mit ihm denselben Raum geteilt, oder Schulter an Schulter mit ihm getreten wäre. Der Sanskritist Garbe erzählt, daß sein Hindulehrer bei gemeinsamer Lektüre stets die Hand vors Gesicht gehalten habe, um nur ja nicht dieselbe Luft mit ihm, dem Nichthindu und Nichtbrahmanen zu atmen. Der richtige Brahmane zerbricht nach jeder Mahlzeit sein Gefäß, auf daß keines andern Sterblichen unreine Lippen es berühren. Und nun muß der selbstbewußte Sprößling aus Brahmanengeschlecht, muß der hochgemute Kshatria auf der Eisenbahn, auf der elektrischen Tram, beständig mit dem Auswurf der Menschheit, dem Paria, zusammenkommen, muß abgeriebene profane Geldstücke annehmen, die soeben die schmierige Hand jenes Paria berührt. Indien bietet ein extremes Beispiel. Allein gar nicht allzu verschieden sind die Wandlungen, die wir in Europa erlebt haben. Ich will nicht von der Prügelstrafe und Kleiderordnung sprechen, wie die Gutsherrschaft reisig ausfuhr und das Bäuerlein demütig an die Mütze griff: auch in Wirtschaft und Schauburg, bei Volksfesten und Kirchgängen werden die Unterschiede der Klassen immer mehr verwischt. Früher war ein Stand gegen den andern streng abgestuft, war, wenn man will, Krieg aller gegen alle. Jetzt ist der Staat allein der große Tintenfisch, der alle verschluckt, und ist der Fiskus vielen der einzige Feind. In der Tat, in was mischt sich der Staat jetzt nicht alles ein? Niemand darf bauen wie er will; für jede kleinste Kleinigkeit, für das Anschlagen eines Schildes muß er die Genehmigung der Behörde einholen; will er tanzen, will er singen, er muß dazu Erlaubnis haben; will er eine Sammlung für Waisenkinder oder arme Waschmädel veranstalten, kein Pfennig darf ohne besondere Genehmigung angenommen werden. Bleibt der Mülleimer über die bestimmte Zeit stehen, werden die Teppiche zur falschen Zeit geklopft, gleich ist ein Strafmandat da. Weder baden noch schlittschuhlaufen darf man, wie und wo es einem beliebt. Daß einem die hohe Obrigkeit in die geheimsten Schreibtischfächer und in den Geldbeutel sehen will, das ist nun allerdings früher auch so gewesen, auch ist, wie schon angedeutet, in Kleider- und Gesindeordnung, in Freizügigkeit und sonst das Gesetz bedeutend strenger gewesen als heutzutage; allein weil eben in der Gegenwart Kriege viel seltener geworden, und daher andere, greifbare Feinde fast völlig aus dem Gesichtskreise verschwunden sind, kommt die unbequeme allgegenwärtige Einwirkung des Staates jedermann

viel mehr zum Bewußtsein. Ganz besonders so in der Wehrpflicht, zumal diese bis über die Mitte des Lebens hinaus dauert. Genug, das Gefühl davon, daß der Staat der Feind sei, hat sich bei den Anarchisten zu einem Dogma verdichtet. Voltaire rief noch „Ecrasez l'infame", womit er die Kirche meinte. Prud'hon wütete: „La propriété c'est le vol". Nun kommen die Anarchisten und erklären: „Die Erb- und Todsünde der Gesellschaft ist der Staat". Seit knapp einem Menschenalter, aber ganz besonders seit der Ermordung Carnots, hat der Anarchismus die Weltpolitik beschäftigt. Über die Leiche Carnots stürzte Caprivi, weil er keine zu strengen Maßregeln gegen die Anarchisten befürworten wollte. Eine Reihe hochstehender Märtyrer schloß sich in gleichem Todeszuge Carnot an: Kaiserin Elisabeth, Mac Kinley, König Humbert, von so manchen mißglückten Versuchen auf gekrönte Häupter nicht zu reden. Mehr als einmal wurde ein Bund aller zivilisierten Staaten gegen die fürchterliche Pest aller Anarchisten empfohlen, Bismarck war für die rücksichtslose Ausrottung auch nur theoretischer Vertreter anarchistischer Lehren. Selbst die Sozialdemokratie kam gegenüber jenen finsteren Gesellen der Nacht zu Ehren. Sie kann, wie neulich Freiherr von Grothus trefflich ausgeführt hat, geradezu zu einem Bollwerk werden gegen die stürmenden Fanatiker, die von jedem Gesetz sich losgelöst. In der Tat geht die Lehre der Sozialisten dahin, daß der einzelne nichts, der Staat alles sei. Im unmittelbarsten Gegensatz dazu will aber der Schüler Stirners und Bakunins, daß der Staat nichts sei, während der einzelne alles bedeute. Dieser Lehre haben schon vor Zeiten Laotse und Gorgias gehuldigt. Die Sufi und ihre entschlossensten Genossen, die Assassinen, brachten im Mittelalter die Lehre zu hoher Blüte: „Ein jeder ist gleich Gott, und daher ist einem jeden alles erlaubt." Für die Ermordung eines Feindes wurden den Assassinen die Freuden des Paradieses versprochen. Die Sufi von heute, die Anarchisten, wissen nichts vom Paradiese, und gehen doch eiskalt oder glühend, wie Fanatiker sind, in den Tod. Sie ersannen das furchtbare Schlagwort von der Propaganda der Tat, und wurden dadurch zur modernen Geißel der Völker. Zu einer gemeinsamen Abwehr hat sich indessen bislang die Comity of Nations nicht verstehen wollen, und vermutlich mit Recht, da gewisse Mißstände, wodurch besonders anarchistische Attentate hervorgerufen werden, einzelnen Ländern, wie z. B. Spanien, eigentümlich sind. Immerhin ist es zu einigen internationalen Abmachungen gekommen.

Haben wir uns bisher mit einem völkertrennenden Problem beschäftigt, dem Nationalismus, und einem völkerverbindenden, der Abwehr gegen Anarchismus, so haben wir nunmehr einer Frage ins Auge zu schauen, die zugleich trennt und verbindet, der römischen Frage. Das Papsttum ist, seitdem es 1870 den letzten Rest territorialer Macht verloren hat, ungemein an Stärke und Einfluß gewachsen. Ungefähr wie ein Gelähmter, der sich in einem Luftballon viel höher und viel rascher erhebt, als er es früher mit gesunden Gliedern konnte. So hat dem Papsttum die Umwandlung in eine rein geistliche Gewalt lediglich genützt. Um die Kurie dreht sich die Hälfte des Staatslebens in den romanischen Staaten

Europas und Amerikas, wie der polnischen Länder, und ein nicht geringer Teil der deutschen, der britischen und selbst der nordamerikanischen Politik. Einerlei, ob geehrt wie in Spanien und Mexiko, oder angefeindet wie in Frankreich und Italien, die Kurie ist da, sie ist ein Element, das nicht umgangen, ein Faktor, mit dem gerechnet werden muß. Gerade auch die heftigste Feindschaft gegen sie zeigt ihre Bedeutung. Die ganze innere Politik Frankreichs ist zeitweilig nach der Kurie und ihrer Haltung orientiert. Und auch für die auswärtige Politik — Protektorat der Katholiken in Syrien, in China, in Marokko — war nicht selten Rom der Leitstern. Denn „l'anticléricalisme n'est pas un article d'exportation". Namentlich aber mischt sich die Kurie in die Nationalitätenkämpfe der Gegenwart und wird so mittelbar ein Element der Weltpolitik auch da, wo sonst jede Grundlage dazu fehlen würde. Bei den Kämpfen der Kroaten und Serben, der Madjaren, der Tschechen, der Polen, der Wallonen gegen Volksfeinde und Fremde, da ist immer Rom schürend und anfeindend dabei. Es hilft dabei stets dem Schwächeren gegen den Stärkeren. Genau wie das England seit Jahrhunderten in der profanen Politik befolgt hat. Namentlich aber ist die Kurie gegen das Deutschtum, in dessen philosophischem Geiste und wissenschaftlichem Forscherfreimut sie stets ihren gefährlichsten Gegner erblickt hat. Ihr wird der Plan zugeschrieben, einen großen Ring, von der Adria anfangend über Österreich nach Polen auf der einen, über die Schweiz und Lothringen bis nach Belgien auf der andern Seite um das neue deutsche Reich zu legen, einen Ring der Erdrückung, in dem die Begünstigung der Franzosen in den Reichslanden, der Polen in Posen und den Rheinlanden nur weitere Glieder bilden würde. Der Plan kann nicht bewiesen werden, aber möglich ist er schon. Erfolge jedenfalls hat Rom sowohl gegen Bismarck als gegen Kaiser Wilhelm II. genug und übergenug aufzuweisen. Selbst die Jerusalemfahrt des Kaisers erwies sich fast als ein Triumph des Papstes. Nicht minder ist durch seine Missionen in aller Welt das Papsttum ein nie zu unterschätzender Faktor der Weltpolitik. Während die Missionen des Protestantismus in Dutzenden von Einzelunternehmungen nach Sekte und Nationalität zerfallen, hält die Fäden aller katholischen Mission das collegium propagandae fidei in seiner Hand. Dadurch ist ihm eine ganz andere Nachdrücklichkeit und Andauer des Wirkens gewährleistet. Man hat es im Gabun, in Uganda, in Siam und Annam und besonders augenfällig letzthin in China gesehen, wie mächtig die katholische Mission in die Weltpolitik einzugreifen versteht.

Der Missionstätigkeit des Christentums gegenüber steht die vielleicht nicht minder eifrige des Buddhismus und die des Islams. „Nordstern" hat mit Recht die Aufmerksamkeit des Abendlandes auf die panislamitischen Bestrebungen der Senussi gerichtet. Dazu die Propaganda, die man ebenfalls als eine Art Mission bezeichnen kann, der Welthygiene: die Abstinenzler. Der internationale Kordon bei Epidemien wie Pest und Cholera gehört auch hierher, zumal er gerade die drei Kulturwelten des Christentums, Islams und Buddhismus bei Mekkafahrten und sonst in sonderlich enge Berührung bringt.

Der Wiederbelebung der religiösen Gewalten steht die der dynastischen zur Seite. Die Beharrlichkeit hat eben doch viel größeres Gewicht in der Geschichte, als ein von Revolutionen großgefüttertes Geschlecht annahm. Schon glaubte man, das Beispiel der neuen Welt werde auch auf der alten zünden, glaubte, der Tag eines geeinigten republikanischen Europas sei nicht allzu fern, und was ist aus all jenen Träumen geworden? Die Herrscherhäuser stehen unvergleichlich viel fester, als vor 1866 und 1870. Es gibt einige Ausnahmen: Serbien, Norwegen; aber man denke dagegen an Spanien, an Deutschland, an Italien, Belgien, Rumänien, und man wird zugeben: die Macht der Throne ist gewachsen. Von Rußland wird später gesondert die Rede sein. Das Wachstum zeigt sich in erster Linie bei England. Zwar ist auch die Queen nicht ganz ohnmächtig gewesen; sie hat bei Ernennungen, wie denen Sir A. Greys zum High-Commissioner von Südafrika, zum Statthalter von Neuseeland, ihre Stimme geltend gemacht. Allein ihr Einfluß war nichts gegen den König Eduards. Die wichtigsten diplomatischen Verhandlungen der letzten Jahre, den Vertrag mit Portugal wegen Flottenstützpunktes auf den Azoren und in Lissabon, die Annäherung an Frankreich, die „Einseifung" Italiens, wahrscheinlich auch den Dreibund-Vertrag betreffs Abessiniens hat ganz wesentlich der König ins Werk gesetzt. Auch Vittorio Emmanuele scheint in hervorragender Weise sein eigner Minister des Äußern zu sein. Die Blüte Rumäniens ist völlig von der Hohenzollerndynastie abhängig, die Belgiens zu einem großen Teile von der Geschicklichkeit des soviel angefochtenen Koburgers. Von den kleinen Balkanstaaten könnte man fast sagen: Montenegro ist Nikita, Bulgarien ist Ferdinand. In Spanien hat das Königtum jetzt mehr zu bedeuten, als seit einem Jahrhundert. Auch in Deutschland stehen die einzelnen Dynastien, vom Kaisertum nicht zu reden, gegenwärtig ohne Frage fester, als zur Zeit des „Hessenfluchs" und des Kartätschenprinzen. Also gegenüber der ungeheuren Zunahme der Volksmacht und der Masse auch eine Erstarkung der Herrschermacht. Eine Antwort, wie sie der preußische Gesandte dem Zaren Nikolai I. auf dessen Mobilisierungsnachricht gab: Das hätten Sie auch können bleiben lassen! Das wäre in unserem höfischeren Zeitalter kaum mehr möglich. Insonderheit in Deutschland erstirbt man von Tag zu Tag mehr in Ehrfurcht, sogar in der freien und Hansestadt Hamburg. Zum guten Teil mag die Kräftigung der Dynastien von der Kräftigung und Vergrößerung der Reiche selbst herrühren, wie denn auch der Präsident der Vereinigten Staaten jetzt von ganz anderem Pompe umgeben ist, trotz der kernigen, Schein verachtenden Natur Roosevelts, als noch zur Zeit Clevelands oder Garfields. Der Getragene wird von dem Wachstum der Träger gehoben. Allein ganz reicht diese Erklärung doch nicht zu. Denn auch die Inhaber kleinerer Kronen erfreuen sich wieder größerer Wertschätzung und Ehrerbietung, als vor einem Menschenalter. Ich glaube das eher als einen Rückschlag gegen Sozialismus und Anarchismus deuten zu sollen. Dem Gesagten entsprechend, sind auch dynastische Verbindungen wieder höher im Kurse, als im Laufe des ganzen Jahrhunderts vor 1880, fast so hoch wie zur

Zeit des spanischen Erbfolgekrieges, nur freilich, daß nicht mehr Länder, sondern nur noch Einflüsse als Mitgift verschenkt werden. Die Könige Europas fühlen sich wieder als eine einzige Familie allen den Völkern gegenüber, die sie gewissermaßen als ihre Domänen ansehen. Zwischenheiraten blühen. Dabei wird Glaube und Nationalität gewechselt wie ein leichtes Badegewand. Es müßte nicht so sein, denn russische Großfürstinnen, die sich nach auswärts verheirateten, wechselten fast nie ihren Glauben, sondern ließen sich im Gegenteil meist eigens eine griechische Kirche bauen. So gab Rußland ein Beispiel löblichen Selbstbewußtseins, das von den andern nur so gut wie nie befolgt wurde, dergestalt, daß Schwestern jetzt gelegentlich beiderseits einem andern Glauben anhangen, als dem, den sie als Prinzessinnen hatten, und daß auch der neue Glaube wieder beiderseits verschieden ist. Der Vorgang stellt dem Übergewicht der Völker und der Kraft des Nationalismus ein beredtes Zeugnis aus (weshalb auch gerade das bisher despotische Rußland darin seinen eigenen Weg gehen konnte). Andrerseits ist — par ricochet — nicht zu verkennen, daß trotzdem das dynastische Interesse durch solche Heiraten enger verkettet wird. Die Damenpolitik ist zugleich wieder mehr in die Erscheinung getreten. Unter Bismarck war solche Politik und nicht bloß in Deutschland fast gänzlich verschollen. Wenn früher die Kaiserin Eugenie ihren kleinen Krieg haben wollte, wenn überhaupt unter dem zweiten Empire Damen und Halbdamen ununterbrochen mit der Staatskunst spielten, wenn gegen die Beschießung von Paris deutscherseits weibliche Stimmen sich geltend machten, wenn die Verbindung mit den Bourbons noch für die Haltung Ferdinands von Bulgarien wichtig war, so ist jedenfalls in der späteren Bismarckischen Epoche der Frauen Macht sehr in den Hintergrund geraten. Bloß ästhetische, Kunst, namentlich Musik fördernde Salons in Berlin, wie der der Gräfin Schleinitz, kaum ein politischer Gesellschaftskreis. In jüngster Zeit hörte man dagegen wieder mehr vom Wirken und Weben der Frauenhände reden. Die Bedeutung der Queen erklomm gerade gegen ihr Lebensende zu den Zenit; auch Dagmar, die Zarin, trat mehr hervor. Ferner Christina in Spanien, Wilhelmine in Holland; die Kaiserinnen von Korea und China, von denen jede einzeln wegen ihrer ungemeinen Fähigkeiten und Laster als Semiramis des fernen Ostens bezeichnet wurde; des weiteren Natalie, Draga und — sonst sans comparaison — Ena von Battenberg, wie Königin Maud von Norwegen. Ganz offenbar eine Zunahme weiblichen Einflusses in der Gesamtpolitik! teils durch bewußtes Handeln der Trägerinnen der Krone, teils einfach durch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Herrscherin. Endlich hat in der russischen Revolution öffentlich und in der polnischen Bewegung insgeheim die Frau überhaupt, sei es adlig, sei es von niederer Herkunft, eine recht beträchtliche Rolle an sich gerissen. In Australien und in einigen Staaten Amerikas, wie Kansas, Indiana, Massachusetts, begannen die Frauen durch Erlangung des Stimmrechts, das sie mit einem fanatischen Teetotalism verbinden, sich unliebsam in die innere Politik einzudrängen. Man hält dies in Amerika für die höchste Blüte der Kultur, ohne zu bedenken, daß in Tibet die Frau noch viel größere

Rechte genießt und ihren Ehemann ohne weiteres entlassen und dadurch heimat- und brotlos machen kann.

Ich breche hier ab. Von inneren Triebkräften und allerlei sozialen Wandlungen komme ich auf äußere, greifbare Ereignisse, auf Haupt- und Staatsaktionen. Daran hat es in der jüngsten Zeit nicht gefehlt. Im Gegenteil, ein wahrer Wirbelsturm der Weltgeschichte: Mekong-Vertrag, Krieg Japans und Chinas, die Epoche der Inselkämpfe auf Formosa, Madagaskar, Kuba, Sumatra (Atschin), Kreta, den Philippinen, Hellenenkrieg, spanisch-amerikanischer Krieg, Eroberung des Sudans, Jerusalemfahrt Wilhelms II., Faschoda, Burenkrieg, Boxer-Aufstand, Flotten-Agitation in Deutschland, britische Kolonial-Kongresse und britischer Imperialismus, japanisch-englisches Bündnis, japanisch-russischer Krieg, marokkanische Wirren, Sezession Norwegens, Armenier- und Balkankämpfe, russische Revolution. Eine hübsche Blumenlese für nur 13 Jahre. Dabei ist die permanente Krisis in Österreich, sind kleinere Katzbalgereien und größere friedliche Taten noch gar nicht berücksichtigt. Von solchen Taten nehme man nur die riesigen Überlandbahnen: die sibirische, die anatolische, die Kap-Kairobahn, die fast beendete Trans-Andinenbahn von Buenos nach Valparaiso, ferner den Plan einer panamerikanischen Linie von Chicago nach Buenos, einer südasiatischen Bahn von Sues über Arabien und Persien nach Quetta, von wo über Bhamo nach Talifu und dem Jangtse, endlich einer Zwiekontinentalbahn von Neuyork über Alaska nach Jakutsk. Solche Giganten-Entwürfe zeigen am besten, wie hoch heutige Weltpolitik sich über gestriger erhebt. Die Erde ist immer kleiner geworden, aber der planende und beherrschende Mensch immer größer.

In der aktuellen Politik der Gegenwart richtet sich am gewaltigsten England in die Höhe. Es ist in der Schlacht mehr als einmal unterlegen, aber infolge seiner zähen Ausdauer und seiner erfahrenen Diplomatie ist es doch stets von Erfolg zu Erfolg geschritten. Selbst Bismarck meinte, falls anders das Wort wirklich von ihm herstammt, die Engländer hätten längst das Talent zu herrschen eingebüßt. Das ist ein großer Irrtum, von wem auch immer das Wort herrühren möge. Noch immer sind die Briten auf dem aufsteigenden Aste. Man sieht das vor allem daran, daß sie im hervorragenden Maße die Fähigkeit besitzen, sich veränderten Zeitumständen nicht nur anzupassen, sondern sie gradezu als Mittel zur Macht zu benutzen. Non me rebus, sed mihi res, subjungere conor. Herzöge und Lords verschmähen es nicht, Direktoren von Aktiengesellschaften zu werden und selbst solche Gesellschaften zu gründen. Jüngere Söhne vornehmer Familien gehen nach Australien, nach Südafrika und werden Stützen des Handels und der Industrie, oder gehen nach Nordamerika und kaufen und verwalten ungeheure Farmen, die an Größe nicht selten ein deutsches Fürstentum überragen. Wenn auch bei uns gleiche Züge auftauchen, wenn der Herzog von Ujest und andere Große sich eifrig in kommerzieller Richtung betätigen, wenn schon Bismarck eine Fabrik in Varzin errichtete, so hat England das Vorbild dazu gegeben. Wie Karl Peters schon vor Jahren ausgeführt hat, ist England aus einem Handels- und Industriestaat ganz überwiegend ein Geld-

geberstaat geworden. Es läßt andere für sich arbeiten, nach und nach auch in der Industrie. Wenn in Deutschland so oft Jo triumpe! gerufen wird, weil wir daran sind, die Briten industriell zu überflügeln, so ist dem entgegenzuhalten, daß dies einigermaßen in der Absicht weitblickender Engländer liegt. Mit Kleinigkeiten geben sie sich nicht mehr ab. Ihre Gewinne aus Staatsanleihen und Börsengeschäften, aus der Finanzierung und Gründung von überseeischen Banken, der verschiedensten Hafenbau-, Brauerei- und Spinnerei- und Bergwerksgesellschaften bringen ihnen weit mehr ein, als der praktische Betrieb der Unternehmungen selber tragen würde. Wenn Peruaner 1898 nur $2^1/_2$ standen, und kürzlich auf 19 stiegen, wenn nicht selten Goldminen-Shares von Schillingen auf eben so viele £ emporschnellen, so kommt das in der Regel englischem Wohlstand zugute. Die Goldgruben von Südafrika, Westafrika, Australien und dem kanadischen Alaska liegen im britischen Gebiete. Außer jenen Gruben, die reichlich die Hälfte der gesamten Weltausbeute an Gold liefern, hat britisches Kapital in Mexiko (z. B. el Oro) und vor Jahresfrist, trotz der mißlichen politischen Verhältnisse sogar in Rußland und Sibirien (Orsk Goldfields, Troitzk Goldfields, Siberian Proprietary Mines, Preobragensk und Alexandrowsk Mines im Gouvernement Orenburg) Gesellschaften gegründet. Besonders merkwürdig ist das Vordringen Englands im Zarenreiche. England ist von jeher der Arzt gewesen, der sich für kranke Männer in der Politik interessiert hat. Ein rechter Dr. Eisenbart! Der nervus rerum war für die Briten immer die Hauptsache. Daher der finanzielle Mißerfolg des Burenkrieges sie auch mehr betrübte, als ihre militärische und moralische Niederlage. Sie haben jedoch die Niederlagen einigermaßen wettgemacht. Sie stehen in „korrekten", achtungsvollen Beziehungen zu uns, sind gut Freund mit Italien, Frankreich und Spanien, betrachten die Portugiesen als ihre Vasallen und haben „a fief", ein Kunkellehen durch Königin Maud in Norwegen. Sie haben den Sudan erobert, Tibet wenigstens zeitweilig besetzt und sich dauernd zu dessen Vormund aufgeworfen, haben sich vorteilhaft aus der marokkanischen, wie der abessinischen Affäre gezogen, haben vor wenig Monaten durch eine Anleihe in Liberia die entscheidende Stimme erlangt, dringen unwiderstehlich in Afghanistan, Belutschistan, und Persien vor und haben sich durch das Bündnis mit Japan in Ostasien für mindestens ein Jahrzehnt einen Rückversicherungsvertrag geschlossen, in dem vorläufig die Trümpfe ganz in britischer Hand sind.

So könnte man denken, England hätte noch nie so glänzend in der Welt dagestanden wie jetzt. Ja, wenn nicht Amerika wäre! Veniet ex ossibus ultor. Zeus, der Sohn, entmannt Kronos den Vater. Riesengroß richtet sich die Union als die Vormacht der neuen Welt auf. Der Anfall von St. Domingo, wo fortwährende Revolutionen den Yankees in die Hand spielen, und ganz Westindiens, wird nur noch eine Frage der Zeit sein. Der Panama-Kanal gerät, wie schon Goethe vor bald achtzig Jahren voraussagte, gänzlich in die Gewalt der großen angelsächsischen Republik. Vor allem aber hat der vierte panamerikanische Kongreß, der jüngst zu Rio de Janeiro abgehalten wurde, den Yankees gewaltig genützt.

Gut Ding will Weile haben. Der erste Kongreß, der auf Veranlassung Bolivars 1822 in Panama abgehalten wurde, hatte gar keinen Erfolg. Der zweite und dritte in Washington und Mexiko auch keinen sonderlichen. In Rio aber ist alles den Yankees geglückt. Namentlich Brasilien ließ sich willig von ihnen ins Schlepptau nehmen. Kuba ist vielleicht schon, während Gegenwärtiges gedruckt wird, der Union anheim gefallen. Auch in der alten Welt sucht sich Onkel Sam tüchtig geltend zu machen. Er tritt in Marokko, Abessinien und der Türkei immer anspruchsvoller auf. In Ostasien baut er Kriegshäfen, in Manila, Guam und Unalaska. Übergriffe japanischer Fischer in den Gewässern des Behringsmeeres weist er energisch zurück. Hawaii hat er ohnehin den Japanern zu deren lebhaftem Mißvergnügen entrissen. In Zukunft wird von dem weiteren Aufrollen der gelben Frage namentlich auch Amerika betroffen werden. Der Boykott der Chinesen gegen den amerikanischen Handel war ein Vorspiel davon.

In Asien ruhen die Waffen nach dem ungeheuren Streit. Japan hat längst begonnen, die Mandschurei zu räumen, und Rußland hat bloß noch 250000 Mann in ganz Nordasien. Aber im Innern wirkt der gewaltige Krieg nach. Der eherne Koloß auf tönernen Füßen ist ins Wanken gekommen.

Sehr begreiflich, daß man das an der Peripherie am ersten merkt. Ganz Ostsibirien war schon fast auf zwei Monate der zarischen Regierung völlig aus der Hand geglitten, der Kaukasus ist in beständiger Gärung. Leute, die in Petersburg sind, sehen freilich immer noch den Himmel voll lauter Baßgeigen. Der bekannte Herausgeber einer deutschen Zeitschrift, der ganz vor kurzem eine Studienreise nach Rußland unternahm, schrieb in seinem ersten Briefe, der aus Petersburg kam, alles sei herrlich. Je weiter er sich aber von der Hauptstadt entfernte, um so betrübter und düsterer wurde der Ausblick. Erst Turkestan, wo die schwierigen Gedankensysteme des Sozialismus und Anarchismus in die harmlosen Gemüter von Turkmenen und Kirgisen noch keinen Eingang gefunden haben, beruhigte wieder sein optimistisches Gemüt. Sei dem, wie ihm sei, in jedem Falle wird das Geschick Rußlands noch für Jahre hinaus das wichtigste Element der Weltpolitik sein. Die Krankheit der Revolution wütet in Rußlands Eingeweiden, und sie wird tödlich verlaufen. Ein in Industrie und Börse wohl bewanderter und bekannter Mann äußerte: Russische Anleihen werden noch auf Minus gehen. Man kann diesem Ausspruch das Wort Mark Twains entgegenstellen: „The news of my death is much exaggerated.“ Aber auch nur exaggerated! Das russische Volk wird nie sterben, der russische Staat aber noch in unserer Generation.

Mao/ Ein Roman von Friedrich Huch

(Schluß)

Es kam der Winter. Die morgendlichen Spaziergänge waren eingestellt, der Justizrat unterrichtete Thomas nicht mehr. Dafür kam nun täglich in den späten Nachmittagsstunden ein junger Lehrer, pünktlich mit dem Glockenschlag. Das Turnen in dem Garten konnte wegen der Kälte nicht fortgesetzt werden, als Ersatz für diese Leibesübungen ward eine Freikarte für die Eisbahn gekauft.

Die Schlittschuhbahn lag draußen vor dem Tore. Um ihn her war Frohsinn und Bewegung; alle Menschen erschienen anders als sie sonst waren; auch ihre Stimmen hatten einen besonderen Klang hier draußen. Sonderbar klang auch die Musik, — schlechte, gemeine Musik, wie er empfand — so mitten in der stillen, winterlichen Öde, über die sich ein niedriger grauer Himmel spannte. Er dachte zuweilen, wenn er ein lachendes Gesicht sah: Wie würde es wohl aussehen, wenn jetzt plötzlich alles andere verschwände und nichts hier herum wäre, als das, was doch wirklich da ist?! — Starr ragten in der Ferne die verschneiten Türme, einer unter ihnen starrer, finstrer, und er scheute sich, den Blick auf ihn zu richten. Mit einbrechender Dunkelheit suchte er Ursula auf, mahnte zum Heimgang, immer dringender, wenn sie an ihm vorbeiglitt, mit roten Backen, ohne ihn sehen zu wollen. Dann sagte sie endlich: Noch einmal rund herum! Er begann seine Schlittschuhe abzuschnallen und zu warten, bis es ihr endlich gefiel, nachdem sie noch zehn-, zwölfmal die Runde gemacht hatte, sich zum Nachhausegehen vorzubereiten. Dann schritt er mit müden Füßen neben ihr und ihren Freundinnen, im Schein der spärlichen Laternen, im Klappern der Schlittschuhe, hörte halb auf das, was sie sich erzählten, und dachte an den aufgewärmten Kaffee, der ihn zu Hause erwartete, daß dann der Lehrer kam, und daß er dann seine Schularbeiten für den nächsten Tag zu machen habe.

Thomas' Kameraden in der Schule zerbrachen sich nicht den Kopf über Gegenwart und Zukunft, sondern lebten vergnügt in den Tag hinein, einen wie den andern. Auch Thomas hatte — zwar nicht vergnügt — in den Tag hinein gelebt. Die straffe Regel, der er nun unterworfen war, und die Reden seines Vaters, der, um einen möglichst starken Eindruck auf seinen träumerischen Sohn zu machen, ernster zu ihm sprach als es für Thomas' Jahre paßte, das alles verfehlte seinen Eindruck nicht, und da alle Eindrücke tief auf ihn wirkten, tiefer als auf andere Menschen seines Alters, und da sie auf ihm haften blieben als schweigende Gewalten, so lasteten diese neuen schwer auf seiner Seele und nahmen ganz von ihm Besitz. Er begann, so jung er war, er, der das Gymnasium noch gar nicht betreten hatte, sich als einen Menschen zu empfinden, der Pflichten gegen die Welt hat.

Die Gedanken der Vergangenheit riefen ihn zuweilen noch, aber leise verloren sie an Kraft, mehr und mehr wurden sie zu einem allgemeinen dunklen Untergrund, auf dem das tägliche Leben sich abspielte. Und auch dieser Untergrund

war nicht immer da. Es begann die Welt auf ihn zu wirken, so wie sie für die andern da war. Das Arbeiten bei dem neuen Lehrer nahm eine ruhigere Gangart als bei seinem Vater, der sich in Abschweifungen immer mehr hatte gehen lassen, und Ursula war nun auch nicht mehr dabei. Der junge neue Lehrer wußte ganz genau, was Thomas alles fehle, und wußte ganz genau, daß er dies Fehlende bis Ostern alles lernen würde. Thomas faßte Vertrauen zu ihm und war dankbar, daß er bei ihm arbeiten dürfe. Alles ging nun leichter, und im Verkehr zu Hause ward er umgänglicher, auch mit Ursula, der er trotz aller Unzuträglichkeiten durch ihren täglichen gemeinsamen Gang zum Eise näher gerückt ward. Da er willig ihre Schlittschuhe trug und sich auch Mühe gab, mit ihren Freundinnen zu reden, so ward auch sie ihm geneigter, zumal diese Freundinnen ihn gern hatten. Er ließ sich in ihre Kreise ziehen und wurde endlich eine Art Kamerad von ihnen. Das Eislaufen schien nun nicht mehr so schrecklich als anfangs; zu Hause, wenn die Freundinnen kamen, lief er nicht mehr weg, sondern sprach mit ihnen, so daß sie zu Ursula sagten, ihr Bruder scheine ja allmählich aufzutauen.

Eines Nachmittags kam Ursula allein aufgeregt vom Schlittschuhlaufen heim. Sie erzählte, auf dem Eise sei ein Junge eingebrochen und ertrunken. Man habe ihn mit langen Stangen aus dem Wasser herausgefischt, eine große schwarze Droschke sei angerollt gekommen, und als man ihn da hineingepackt, habe der tote Junge eine große Verbeugung gemacht und die grauen Augen seien weit aufgerissen gewesen. Frau Elisabeth schnellte heftig von ihrem Sitz empor und rief, sie möge schweigen. Ursula blickte sie erschrocken und verständnislos an. — Es war aber sehr interessant! Er sah wirklich ganz genau so aus! rief sie, ganz genau so! ich will dir zeigen, wie er machte: Und ehe ihre Mutter es verhindern konnte, sprang sie von ihrem Stuhl empor, riß die Augen auf, der Mund erschien wie der einer Brunnenfigur, die im nächsten Augenblick Wasser speien wird, sie ließ die Arme hängen und sank auf den Stuhl zurück. Frau Elisabeth, unfähig, sich länger zu beherrschen, schlug ihrer Tochter heftig ins Gesicht. Thomas stand starr vor Grauen. Ursula blieb unbeweglich und befühlte ihre Nase, aus der Blut lief. Frau Elisabeth war hinausgegangen. — Sieh mich doch nicht so dumm an, Thomas! sagte sie, und ihre Stimme klang genau wie sonst. Still nahm sie ihr Taschentuch. — Mama ist komisch, sagte sie nach einer Weile, auf der Bühne wird doch auch immerzu gestorben, und darüber ärgert sie sich dann nicht, sondern sieht zu!

Ursula ging selbständig ihren Weg, ohne sich durch jemanden beirren zu lassen, ohne Kämpfe, ohne Trübungen. Thomas wußte das nicht mit seinem Verstande, aber er fühlte es doch durch, und in der Abneigung, mit der er sie ansah, lag etwas beinah wie unbewußter Neid.

In seiner Schule galt er jetzt als etwas Höheres; man wußte, daß er aufs Gymnasium kam und sogar eine Klasse übersprang. Zuweilen sprach er ein fremdes Wort, mit vielsagendem Gesicht, und verschwieg, was es bedeute. Er begann sich wichtig vorzukommen und besser als die andern, auch als Alexander, der zu Ostern ebenfalls in die zweite Klasse des Gymnasiums eintreten wollte und ihm doch

nur alles nachmachte. So lebte er ganz zufrieden dahin; aber im Grunde seiner Seele lag etwas, das mit dieser Zufriedenheit nicht einverstanden war, etwas, das ihm heimliche Vorwürfe machte, und diese Stimme, die er zu Anfang traurig rufen hörte, ward ihm allmählich beinah lästig. Maos Bild hing eines Abends wieder an seinem alten Platze. Er sah es überrascht an und glaubte im ersten Augenblick nicht anders, als es sei ganz von selbst an seinen Platz zurückgekehrt. Dann schämte er sich fast dieses kindischen Gedankens.

Nun schien alles wieder so wie früher; er hatte Mao zurückgewonnen, wieder sah das Bild wie ehemals unkenntlich auf ihn herab. Aber er empfand nicht die sprengende Freude, die ihn früher spannte nur bei der Vorstellung es eines Tages an seinem alten Platz zu finden. Immerhin war es nun wieder da, und das schien schließlich die Hauptsache. Und doch peinigte ihn irgend etwas. Dieses dunkle Gefühl suchte er zu beschwichtigen mit dem Gedanken, es sei am Ende doch wohl sein Verdienst, daß Maos Bild zurückkam, denn: wäre er weniger fleißig gewesen, weniger vernünftig, hätte er stets nur den alten Gedanken nachgehangen und wohl gar das Bild besucht — was unzweifelhaft bemerkt worden wäre —, so hing es sicher jetzt nicht da, so war es ganz gewiß noch immer in dem dunklen Schranke, oder man hätte ihm gar noch ein schlimmeres Schicksal bereitet.

Seine Eltern brauchten es nicht zu bereuen, diese Probe angestellt zu haben. Ursula stand einmal neben ihm in seinem Schlafzimmer und fragte in gutmütigem Spott: Nun, Thomas, zauberst du jetzt wieder? und sah lachend zu dem Bilde auf, dessen wirkliches Wesen sie noch immer nicht im entferntesten ahnte. Und Thomas lachte, halb gezwungen, halb natürlich, halb in Unbehagen über das Vergangene, halb in Verlegenheit über die nackte Gegenwart der Frage, die ihm doch wieder einen leisen Stich gab. Wie Ursula das Zimmer verlassen hatte, sah er stumm zu Maos Bilde auf, das vollkommen unkenntlich oben an der Wand hing. So dunkel hatte er es noch nie gesehen. Es fiel ihm ein, daß er sich schon seit langem vornahm, ihm einen kleinen Altar zu bauen, aber schnell setzte er in Gedanken hinzu, daß er das bis jetzt ja gar nicht konnte, da es zu gefährlich war. Aber nun wollte er es nachholen und dadurch Mao zeigen, daß er ihm noch immer das Teuerste auf der Welt sei.

Am nächsten Nachmittage in der Dämmerung schwang er sich leicht hinauf aufs Bett, nahm das Bild herab, verbarg es unter seinem weiten Mantel und lief die Treppe hinunter, nicht einmal in großer Angst vor seinen Eltern, denn ihm war gar nicht zumute, als täte er irgend etwas, das sie sehr beunruhigen würde. Der Weg über das Hinterhaus in die dunklen Keller war ihm zu beschwerlich — es liegt ja dicker Schnee über der Falltür und man kann da jetzt überhaupt nicht hinein! — so dachte er, und er lief mitten in den Garten, stellte das Bild auf die steinerne Sonnenuhr, deren Metallplatte er notdürftig reinigte, dann pflückte er in aller Eile kleine Zweige vom nahen Lebensbaume, legte sie darunter und zündete sie an, und jetzt erst sah er, und eigentlich nur zufällig, auf Maos Bild. Aber er kehrte den Blick sogleich gezwungen wieder fort. Er sammelte noch Reisig, da die Zweige des Lebensbaumes nicht recht brennen wollten und

nur leise qualmten. Mit innerer Ungeduld verbrannte er ein Zündholz nach dem andern, und dachte endlich: Es ist zu feucht oder zu windig hier. Er trug das Bild wieder hinauf; er vergaß sogar es zu verbergen, und erst als es wieder an seinem Platze hing, fiel ihm dies Vergessene ein. Er tröstete sich, daß er wenigstens versucht hatte, ihm jene Feier zu bereiten, und dachte, im Frühjahr sei es immer noch Zeit, sie in besserer Weise zu wiederholen. — Frau Elisabeth sah seinem neuerlichen langsamen Wandel mit doppeltem Gefühle zu. Sie stimmte der Freude ihres Mannes bei, der sich nicht genug tun konnte zu betonen, jener Wechsel sei eine Wirkung seiner Kunst. Thomas sei nun ein Junge wie jeder andere. Daß er viel zu arbeiten habe, schade nichts, im Gegenteil: Nun erkenne er erst recht den Wert der Erholung und genösse sie viel freudiger und bewußter als früher, wo er nur Erholung gekannt habe, schlaff gewesen sei und auf ungesunde Bahnen geleitet worden wäre. — Sie sagte sich mit dem Verstande, daß ihr Mann recht habe; und doch schien es ihr, als sei es früher schöner gewesen, wo Thomas faul und träumerisch war und seine Augen einen Ausdruck hatten, den sie jetzt vergebens in ihnen suchte. Aber Thomas selbst schien sich in dem neuen Zustand wohler zu fühlen, und das war schließlich die Hauptsache. Auch daß er sich nicht mehr so von der Familie zurückzog, daß er abends nach Tisch nicht gleich verschwand, sondern sich neben seinen Vater setzte, oder mit Ursula zusammen war, daß seine Seele nicht in ganz anderen Gegenden irrte, wenn sie selbst zu ihm redete, daß er ihre Zärtlichkeit nicht mehr so scheu vermied wie früher — es war nicht anders möglich, als daß dies alles ihrem Herzen wohltat und daß sie schließlich dachte, alles sei so wie es jetzt war besser, selbst wenn er manchmal Dinge sagte, die nicht aus seinem Innern kamen.

Zu Weihnachten brachte er ein ausgezeichnetes Zeugnis heim, und sein Vater überschüttete ihn mit Geschenken, die er in seiner Freude etwas blindlings zusammenkaufte. Und Thomas war außerordentlich vergnügt; er vergaß — was er sonst stets getan — in den Weihnachtsbaum zu blicken und zuzusehen, wie die Kerzen langsam abbrannten und verloschen. Frau Elisabeth vermißte ihn in dem gewohnten Winkel. Er vergaß auch — wie er sich vorgenommen —, heimlich nach dem Zubettegehen wieder in den Saal zu schleichen und drei Kerzen für Mao anzuzünden. Am nächsten Morgen fiel es ihm erst ein, und für einen Augenblick hatte er eine schreckhafte Empfindung, wie wenn er eine Schulaufgabe unerledigt gelassen hätte. Er überlegte, ob er es am nächsten Abend noch nachholen solle, aber sein Schlußgedanke war: Sie nützen ihm ja doch nichts!

Er sann darüber nach, was er wohl sonst für Mao tun könne, aber er fand nichts, gar nichts. Da erfand er eine Art Tribut. Morgens, mit dem Aufstehen, klopfte er dreimal gegen den Bettrand, und jedes Klopfen sollte einen Buchstaben von Maos Namen bedeuten; und abends beim Zubettegehen ebenfalls. Anfangs murmelte er dazu noch den Namen, aber das ließ er bald; endlich schlug er nur noch flüchtig einmal mit dem flachen Handrücken gegen das Holz, und schließlich tat er auch das nicht mehr. Was nützte Mao überhaupt dies Klopfen? War es nicht ganz kindisch? Weniger und weniger dachte er an ihn und beruhigte sich

mit dem Gedanken, es sei doch alles so wie es immer gewesen wäre, nur mit dem Unterschied, daß er jetzt fleißiger und vernünftiger war als früher.

Ursula bekam zu Weihnachten ein Theater geschenkt. Sogleich untersuchte sie alle Puppen und rief bei jeder schönen oder interessanten: Das bin ich! — Sie stellte Dekorationen und Kulissen auf, ließ Dienstboten aufmarschieren, und die Puppe, die sie selbst bedeutete, sagte ihnen die gröbsten Impertinenzen und warf sie samt und sonders zum Fenster hinaus. Dann kam die Polizei, die sie verhaftete, verhörte, verurteilte, während sie höhnisch erklärte, sie würde sich schon zu retten wissen. Und da Ursula, während sie so sprach, sich vergeblich den Kopf zerbrach, wie sie die Puppe retten könne, ließ sie sie endlich einfach durch die Decke des Zimmers entschweben. — Das gilt nicht, das gilt nicht! rief Thomas, der mit offnem Munde zusah, man kann doch gar nicht fliegen! — Spiel du doch selbst mit! sagte sein Vater, aber Thomas sagte ungeduldig: Ich weiß ja nichts, mir fällt nie etwas ein, und Ursula weiß immer etwas. — Ursula trat hinter ihrem Theater vor, kratzte sich langsam die Nase, sah trocken von einem zum andern und wandte sich leise pfeifend einer neuen Beschäftigung zu. Wie aber Thomas nun doch seinerseits das Stück zu Ende führen wollte und gleich nach den ersten Worten nicht weiter konnte, kam sie zurück und half ihm ein, nahm ihm die Puppen aus der Hand, so daß er endlich ganz zurücktrat, und spielte die Sache allein fertig. Unerschöpflich war sie in ihren Einfällen. — Ich weiß auch nichts! sagte sie meistens, wenn er sie bat zu spielen, aber wenn sie dann nur ein paar Worte gesprochen hatte, so war auch stets schon irgend eine Situation vorhanden und dann ging das Spiel wie von selber weiter. Sie war oft selbst erstaunt, wenn sie ein Stück gespielt hatte, von dem sie, ehe es begann, auch nicht das mindeste ahnte. Auf ihre komischen Einfälle sah sie etwas herab und betonte stets, ihr Talent liege im Tragischen. Aber ihre tragischen Damen malträtierte sie ebenfalls stets auf das empfindlichste, daß sie sich den Tod wünschten und zum Himmel schreiend einherwandelten, auf einsamen Märkten, in öder Winterlandschaft oder gar auf dem nackten Theaterbrett, denn das kam auch vor, daß Ursula ihnen auch noch das letzte, die Kulissen nahm. Was Thomas spielte, wurde nach einer Weile immer irgend etwas, das Ursula schon einmal gespielt hatte. Und er machte es genau wie sie, indem er die Puppen jedesmal am Schluß laut weinen ließ.

Einmal hörte er überhaupt nicht wieder auf, und Ursula, die bis dahin sehr teilnahmlos vor dem Vorhang gesessen hatte, horchte plötzlich aufmerksam, denn Thomas konnte wirkliche Schluchztöne machen, zum Verwechseln echte. Bewundernd hörte sie zu, da er aber gar nicht wieder still war, rief sie endlich ungeduldig, nun sei es genug. Aber er schluchzte weiter, und wie sie aufsprang und auf ihn zukam, sah sie, daß seine Hände naß von Tränen waren. Sie hielten sein Gesicht bedeckt. Ursula rüttelte an den Gelenken, aber er hörte nicht auf sie, sein ganzer Körper schütterte im Weinen. Endlich sprang er auf, warf sich auf das Sofa und vergrub den Kopf ins Kissen. Frau Elisabeth kam, aber er gab auch ihr keine Antwort. Sein Schluchzen

ward allmählich stiller. Sie setzte sich zu ihm, nahm seine Hand und wartete, bis er sich ganz beruhigt hatte. Endlich richtete er sich auf und starrte vor sich hin.

Thomas, weshalb weintest du? Ich weiß es nicht! sagte er und sah in die Leere.

Thomas sah ein wenig verächtlich auf die Kameraden, die in der Volksschule zurückblieben, die letzten Klassen durchmachten, dann konfirmiert wurden und in irgend ein Handwerk eintraten; das war ihr Los, und er nahm sich vor, im späteren Leben keinen einzigen von ihnen mehr zu grüßen. Auch von seinen Lehrern, ja selbst von dem alten Schulgebäude trennte er sich ohne Schmerz. — Das Gymnasium war ein neuer, roter Backsteinbau, unten in der Halle hing ein großer Kronleuchter, und in den Klassen war mehr Licht und Bequemlichkeit als in den dumpfen, niedrigen Räumen der Volksschule. Die Lehrer trugen eine bessere Kleidung und blickten in den Pausen nicht mit Aufmerksamkeit auf die guten Dinge, die er seiner Frühstücksdose entnahm, sondern verzehrten selbst ihr Wurst- und Schinkenbrötchen. In der Prüfung hatte er seine Sinne gut beisammen und machte dem jungen Lehrer, der ihn zu Hause ausgebildet, alle Ehre. Sein Wissen gab ihm Sicherheit, und er wunderte sich über die ängstlichen Gesichter der andern, die angestrengt die Brauen hochzogen, im fortwährenden Zustand der Verteidigung. Man hielt ihn für einen außerordentlich begabten Schüler, und oft ward er seinen neuen Kameraden als Muster vorgehalten. — Wer hätte das gedacht! sagte der Justizrat und schickte Thomas' früherem Hauslehrer einen Korb mit gutem Wein aus seinem Keller. Diese Nachhilfestunden hörten nun auf, und Thomas hatte viel zu tun, um sich auf seiner Höhe zu erhalten. Aber die Grundlagen waren gut gelegt, an das strenge Arbeiten war er gewöhnt, es machte ihm Freude, die besten Zensuren zu erhalten, und so schien alles leichter.

Zu Hause bildete sein Hauptinteresse jetzt ein Fahrrad, das ihm sein Vater zu Ehren des bestandenen Examens schenkte. Ursula hatte gelacht als er es bekam, und behauptet, er werde nie im Leben lernen, es zu fahren; das stachelte seinen Ehrgeiz. Immer sagte Ursula, er sei unpraktisch, unsicher, er werde nichts im Leben vorwärts bringen! Das ärgerte ihn mehr als er sich merken ließ.

Auf dem langen Gang des Hinterhauses lernte er nun das Radfahren, an jener Tür aufsteigend, wo einst in seinen Kinderträumen der Januar begann! Unabsehbar erschien ihm früher dieser Gang, und nun war er so kurz geworden! Wenn er am untern Ende anlangte, so ärgerte er sich. Und dann flogen die Monate an ihm vorbei, und wieder war er am Januar angelangt. Bald konnte er auch hart an jener Treppe vorüberfahren, deren alte Holzstufen beinah schwarz in die Tiefe führten, ohne daß es ihn noch schwindelte. Die Hebungen und Senkungen des Bodens, früher geheimnisvoll, erschienen jetzt nur lästig. Er nahm sein Rad und trug es in den Garten. — Das Aufsteigen ist das Schwerste! sagte er zu Ursula, aber wenn man erst einmal im Gange ist, dann geht es ganz von selbst. — Nach ein paar mißglückten Versuchen war er oben, das vordere Rad schwankte ein wenig hin und her, aber dann bekam es eine feste Richtung; und

nun ging es die Kieswege hinab, die die ganze Weite des Gartens umgrenzten. Um einzelne Büsche, die ihre Zweige über die Wege niederhingen, machte er anfangs Umwege, aber als er sicherer ward, wich er ihnen nicht mehr aus, sondern drängte sie mit einer Armbewegung zur Seite, und endlich minderte er die Schnelligkeit der Fahrt überhaupt nicht mehr und schlug, wenn ihn ein Busch behinderte, mit dem ganzen Arme kräftig seitwärts, daß Blumen und Blüten zur Erde fielen.

Ursula, die ihn anfänglich verspottete, konnte nun nichts mehr sagen; einmal stellte sie sich vor ihn hin und fragte, ob er es erlaube, daß sie ebenfalls zu fahren versuche. — Sie hatte einen stark ausgeprägten Sinn für Eigentumsrechte. Natürlich darfst du fahren! antwortete er etwas gönnerhaft. — Nach zwei Tagen fragte sie mit bescheidener Stimme ihre Mutter, ob sie nicht auch ein Zweirad haben dürfe. Frau Elisabeth fand diesen Sport nicht passend für ein Mädchen. So setzte sich Ursula abends unvermerkt auf das Sofa ihres Vaters, seufzte nach einer Weile halblaut und machte, als er aufblickte, schnell ein versunken-tragisches Gesicht. Aber der Justizrat hatte geschäftlichen Ärger gehabt und fertigte sie kurz ab. Erschrocken ging sie schnell hinaus.

Frau Elisabeth konnte nicht verhindern, daß sie Thomas' Rad benutzte, befahl ihr aber, das Fahren auf den Garten zu beschränken, was Ursula nicht tat. Einmal begegnete sie ihrer Mutter mitten in der Stadt. Sie wollte schon, sich verraten glaubend, absteigen, aber Frau Elisabeth erkannte sie überhaupt nicht und musterte sie kaum, denn sie hatte einen Anzug von Thomas angezogen und ihr Haar unter einer weiten, gestrickten Mütze verborgen. Ursula kicherte in sich hinein und fuhr dann, halb belustigt, halb nachdenklich ein Stück des Wegs hinter ihrer Mutter her, die mit ihrem stillen, ruhigen Gang dahinschritt, ohne die Blicke zu bemerken, die man ihr zusandte. — Sie sieht doch eigentlich ganz aus wie ein Mädchen! dachte Ursula.

Sie erzählte Thomas ihr Erlebnis und log, sie habe ein ganz anderes Gesicht gemacht, deshalb habe ihre Mutter sie nicht erkannt. — Ich werde doch Schauspielerin! — Und dann ärgerte sie sich, daß sie nicht wirklich ein anderes Gesicht gemacht habe, daß sie sich sogleich zurückzog, und daß eigentlich ganz und gar kein Verdienst auf ihrer Seite war. Sie fühlte sich beinah gekränkt in ihrer Künstlerehre und beschloß, sie wieder herzustellen. Am nächsten Tage zog sie wieder Knabenkleidung an, nahm Thomas' Schulmappe auf den Rücken und wußte es so einzurichten, daß sie, scheinbar von auswärts kommend, ihrer Mutter unten in der Säulenhalle begegnete. — Was für ein trockener, vergrämter Junge, dachte Frau Elisabeth, und wollte an ihr vorbei. Aber Ursula trieb die Sache auf die Spitze: Ist Thomas zu Hause? fragte sie mit verstellter, etwas meckernder Stimme. Die Unnatürlichkeit dieser Sprache fiel ihr auf, sie faßte den vermeintlichen Knaben näher ins Auge, erkannte ihre Tochter, ließ sich nichts merken, bejahte die Frage und schritt freundlich nickend zum Tore hinaus. Triumphierend stürmte Ursula zu Thomas.

Was für ein Knabe war heut nachmittag bei dir? fragte Frau Elisabeth beiläufig nach dem Abendessen. — Nur einer aus meiner Klasse! antwortete Thomas und kehrte den Blick ins Dunkel. — Sage ihm, ein anderes Mal solle er seine Mütze vor mir abnehmen. Gymnasiasten — fügte sie mit Betonung hinzu — sollten das eigentlich von selber wissen. Thomas wurde sehr rot, aber Ursula rief: Vielleicht waren Spatzen drunter! und sah recht schadenfroh und unverfroren drein. — Ihr Triumphgefühl war nun vollkommen. Um so größer war die Abkühlung, als sie auf ihrem Kopfkissen einen Brief von ihrer Mutter fand: Wenn sie Schauspielerin werden wolle, so müsse sie noch sehr viel lernen; ihre heutige Rolle in der Säulenhalle habe sie recht mittelmäßig gespielt, im übrigen müßten derartige Kindereien aufhören, wenn sie wolle, daß man sie als vernünftiges Mädchen behandle; Schauspielerinnen pflegten auf der Straße nicht in Verkleidung zu gehen.

Zum erstenmal empfand Ursula die Überlegenheit ihrer Mutter. Und auch Frau Elisabeth verwunderte sich über sich selbst, daß sie so kühl und diplomatisch handelte. — Auf ihre Hoffnung, Ursula werde so wie sie es wollte und wünschte, hatte sie allmählich verzichtet, da sie mehr und mehr einsah, wie aussichtslos ihr Wunsch war. Sie mußte zusehen, was an diesem Kinde für sie übrigblieb. Der tägliche, oft gar nicht fühlbare Kampf mit einer stärkeren Natur hatte sie langsam erschöpft.

Ursulas Gedanke, Schauspielerin zu werden, schien bis jetzt in ihrem Leben leitend gewesen zu sein, aber allmählich kam eine Zeit, wo sie ein verächtliches Gesicht zog, wenn davon die Rede war. Diakonissin werden, sagte sie mit schwärmerischem Blick, sei viel schöner, viel edler, viel segensreicher. Dann wieder wollte sie ganz zur Landwirtschaft übergehen, aber bei näherer Überlegung sagte ihr auch dieser Beruf nicht zu, und sie schrieb in einem Aufsatz: Die Landwirtschaft hat ihre guten und ihre schlechten Seiten; einerseits erhält sie im Menschen das Gefühl für die Natur, anderseits verhindert sie ihn sich mit den großen Geistern, wie zum Beispiel Schiller, zu beschäftigen. — Schließlich fand sie heraus, daß sich für einen vielseitigen Menschen überhaupt kein Beruf eigne; einmal ließ sie Thomas raten, was sie wohl später tun werde. Bei allem, was er sagte, schüttelte sie den Kopf, dann schwieg sie nachdenklich, sah ins Leere und sagte langsam: ich sterbe früh; gib acht, eines Morgens findet man mich tot in meinem Bette. Dann zieht man mir ein weißes Hemd an, legt mich in den Sarg, setzt mir die Myrtenkrone auf den Kopf, und ich verlasse die Welt ohne ein Vermächtnis. — Diesen Ausdruck hatte sie in einem Buch gelesen, und er hatte ihr absonderlich gut gefallen.

Auf Thomas machten derlei Reden keinen großen Eindruck. — Du solltest dich schämen, sagte er einmal, daß du nicht mehr Schauspielerin werden willst; was man sich vorgenommen hat, muß man doch auch ausführen! Was würde denn Papa dazu sagen, wenn ich jetzt auf einmal nicht mehr auf der Schule sein möchte. Vielleicht werde ich noch einmal berühmt — und du nicht! setzte er fast mit Genugtuung hinzu. Die guten Erfolge, die Anerkennung seiner Lehrer hatten ihn etwas

stolz und selbstgefällig gemacht, und sein Vater nährte diesen Stolz, den er als ein gutes Mittel ansah, sich oben zu erhalten.

Seine Mitschüler ließ er ihn oft fühlen. Sehr beliebt war er bei ihnen nicht. Tage- und wochenlang verkehrte er mit ihnen kameradschaftlich, dann wieder war er ganz fremd und gleichgültig, vergaß alle Verabredungen, so daß auf ihn nicht der geringste Verlaß war. Auf dem Schulhofe sonderte er sich plötzlich von ihnen ab, zog sich in eine Ecke zurück und sah starr über die Weite der Dächer. Was er dann dachte, wußte er selbst nicht. Es war ein Weh in ihm, das, wäre es aus dem dunklen Grunde seiner Seele gestiegen und zum wirklichen Gefühl geworden, ihn hätte zerreißen müssen. Doch es stieg nicht empor, er ahnte es auch kaum, nur war es zuweilen, als sei er eigentlich ganz wo anders, als müsse er wie mit einem Schlage erwachen, und dann — aber das Unerhörte ließ sich nicht fühlen, noch weniger denken, es war auch im Grunde gar nicht da, denn wenn er sich zuweilen aus solchem Zwielicht herausriß in die Wirklichkeit und sich halblaut fragte: was ist denn nun eigentlich? und um sich herum sah, und blendend hell die Sonne am Himmel stand und fest und greifbar sich die Dächer abzeichneten gegen das Blau, wenn dann die Glocke läutete zum Wiederbeginn der Stunde und die Schüler den Eingängen zuströmten, dann kam er sich oft albern und töricht vor. In der nächsten Pause war alles vergessen. Es vergingen Wochen, dann kam es wieder langsam über ihn; erst gesprächig, verstummte er allmählich und sah endlich nur noch auf die Stiefel seiner Kameraden, die sich plötzlich ohne Grund hoben, dann wieder senkten, ohne jemals ihr Aussehen zu verlieren, tot und doch lebendig, ohne eignen Willen in ihrer Bewegung und auch ohne den Willen und selbst ohne das Wissen der Menschen, deren Füße in ihnen steckten — — und wieder verdichtete sich der Nebel über ihm. Er sah Blut aus einer Wunde rinnen und es quoll genau so rot wie sein eignes. Ein Mitschüler erklärte ihm eine schwierige Stelle in seinem Buche, und anstatt zuzuhören sah er nur den fremden Zeigefinger, dessen Haut, wie er ganz nah hinschaute, in der Sonne wie zarteste matte Seide glänzte, die hunderte von allerkleinsten roten und smaragdgrünen Lichtern zurückwarf, genau wie seine eigne Haut; — ein Spiel, das er in langweiligen Stunden oft verfolgte. Aber die Menschen rückten ihm durch diese körperliche Gleichheit nicht näher. — Bildest du dir etwa ein, etwas Besonderes zu sein? Er glaubte seinen Vater zu hören, der diese Worte sprach. Aber sie kamen nicht von seinem Vater, er hörte sie von irgendwo, dachte oder fühlte sie selbst, ohne daß sie aus seinem Innern kamen. — Der Zeigefinger verschwand: Hörst du eigentlich überhaupt noch zu? fragte sein Nachbar. — Thomas errötete leicht: Gib dir nur keine Mühe, sagte er, ich wollte nur sehen, ob du ebenso klug wärest wie ich oder ob du nichts begriffest. — Er hatte herausgefunden, daß man sich im Leben besser steht, wenn man den Mitmenschen gegenüber den Überlegenen spielt, namentlich dann, wenn man ertappt wird. — Solche Worte kamen ihm leicht über die Lippe, ohne daß er eigentlich mit seiner Seele an ihnen beteiligt war; er sprach sie wie Formeln, die sich von selbst verstehen, ohne sich etwas dabei

zu denken. Und dieses innere Unbeteiligtsein gab ihm eine Sicherheit, eine Unverfrorenheit, die die andern täuschte: sie fühlten sich unterlegen, sie wurden unsicher unter seinem Blick, der zuweilen einen Ausdruck zeigen konnte, der weit über seine Jahre hinausging und ihm unwillkürlich ausweichen ließ.

Er ist hochmütig! so hieß es; die einen meinten, weil er von mütterlicher Seite aus einer Adelsfamilie stamme, die andern, weil er stets blendendreine Wäsche trug, wieder andere, weil sein Vater ein Haus besitze, das fabelhaft groß sei, und einen uralten Garten, der sich weithin erstrecke; so wenigstens sagte man; das Haus — nun, von vorne war es immerhin recht ansehnlich, aber was dahinter war, konnte niemand wissen; den Garten aber hatte überhaupt noch niemand zu Gesicht bekommen. Wer konnte auch im Ernste glauben, daß sich darin — wie Thomas in der Botanikstunde angab — ein Baum befand, so hoch wie ein Haus, der wirkliche Tulpenblüten trug? — Er solle eine jener Blüten mitbringen! so forderte man, damit er beweise, daß er wahr gesprochen. Aber ihm lag nichts daran, ob sie ihm glaubten oder nicht, und er maß sie nur mit einem stummen Blicke. Sie waren ihm alle gleichgültig. Mit Alexander, den er früher mied, verkehrte er jetzt wie mit jedem andern, und Alexander, der weder den früheren Wechsel begriff noch den jetzigen, aber gegen Thomas im Grunde nichts einzuwenden hatte, hielt sich in den Grenzen des Verkehrs, die Thomas vorzeichnete. Wenn er sich auf dem Nachhauseweg von ihm verabschiedete, streckte er Thomas die Hand entgegen mit einer Bewegung, die, bestimmt und von reservierter Herzlichkeit, ungefähr besagte: ich will dich nicht länger aufhalten, — also bis zum nächsten Male. — Und doch geschah es einmal, daß Alexander die alten Erinnerungen aufrührte. Das war an einem Sommerabend, als sie von einem Schulausfluge heimkehrten. Schon am Nachmittage hatten sich die beiden, ohne daß der eine den andren suchte, von den übrigen abgesondert, durch Zufall waren sie zusammengetroffen, hatten erst gestutzt, wie sie sich plötzlich allein sahen, und dann waren sie, wie selbstverständlich, nebeneinander hergegangen, erst wortlos, dann im Gespräche; und wie sie so zusammengingen, wie in alter Zeit, begann Alexander wärmer zu empfinden, und er meinte, ähnliches müsse auch in Thomas vorgehen. Er sah, auch Thomas hatte keine eigentlichen Freunde, gerade so wie er; weshalb sollte nicht das frühere, herzliche Verhältnis wiederkehren? Sie redeten über die gleichgiltigsten Dinge, aber wie Thomas ihm unter der Tür seines Hauses die Hand entgegenstreckte, hielt Alexander sie unschlüssig längere Zeit, und dann sagte er: Thomas, wir waren doch früher Freunde; hast du das ganz vergessen? — Thomas erblaßte. Nein, sagte er, das habe ich nicht vergessen, und suchte ihm die Hand zu entziehen. — Können wir nicht wieder Freunde werden, so wie früher? — Laß mich los, sagte Thomas, und wenn du willst, daß wir weiter miteinander verkehren so wie jetzt, so sage das nie wieder. — Er entzog ihm seine Hand, trat in den Vorplatz zurück und schloß die Haustür. Dann ging er langsam die Treppe empor, und wie er in seinem Zimmer anlangte, stand er regungslos und seine Schläfen klopften.

Es dauerte eine Zeit, ehe er die große Verstimmung, die jener Abend in ihm aufrührte, überwand. Er war nicht traurig, er war auch nicht unglücklich, aber eine dumpfe Leerheit war in ihm, und sie verkörperte sich in jenem Kopf, den er gedankenlos aufs Löschblatt, in seine Bücher malte: Ein armseliges, verzeichnetes Profil, in allen seinen Teilen falsch und verzerrt. Aber jene Stimmung verging wieder; der Zwang der Schule, das lebendige Treiben um ihn herum half dazu, und auch er selbst gab sich Mühe, sie von sich abzuschütteln. Er hatte allmählich Erfahrung gewonnen und wußte, daß alles Trübe, Traurige vergeht im Leben, wenn man es möglichst wenig beachtet, wenn man tut, als sei es im Grunde gar nicht da, wenn man die Augen fest ins Licht kehrt. — Mach dir Bewegung und turne, — hatte sein Vater zu ihm gesagt, und Thomas, der es gelernt hatte, in seinem Vater ein Vorbild zu sehen, folgte ihm und fand, daß er recht habe. Denn wenn er erschöpft von solchen Übungen in sein Zimmer ging, so war ihm frei und frisch zumute. Ein anderes Mittel, das er sich selbst ausgedacht hatte, half fast noch besser: Er schlug sich rechts und links rücksichtslos mit den flachen Händen gegen das Gesicht, bis es heiß wurde, gegen Backen, Stirn und Hinterkopf, und nach solcher Maßregelung kam er sich vor wie ein Herr, der seinen Sklaven gezüchtigt hat, und der weiß, daß jener ihm nun wieder für einige Zeit gehorsam folgt.

Alexander versuchte keine neue Annäherung an Thomas, es schien sogar, als vermeide er ihn jetzt ein wenig; aber Thomas tat, als bemerke er es nicht; er hatte gegen ihn eine Sicherheit des Tones wie ein Erwachsener, und auch Alexander kehrte zuweilen die Augen vor seinem Blicke fort, der so war, als richte er sich auf eine Sache und nicht auf einen Menschen.

Mehrere Mitschüler erlebten Enttäuschungen mit ihm. Er täuschte sie, ohne es zu wollen. Es konnte immer noch geschehen, daß er sich scheinbar anschloß an einen Kameraden. Aber ebenso oft geschah es, daß er plötzlich einmal mit Widerwillen an ihn dachte, ohne den geringsten Grund dafür zu wissen; daß er ihn, ohne es zu wollen, kalt, hochmütig behandelte und ihm schließlich gerade heraus erklärte, er wolle nicht mehr mit ihm verkehren. — Einmal sagte ein so Zurückgestoßener: einen wirklichen, wahrhaften Freund behandle man nicht so. Da sah ihn Thomas mit einem großen, halb erstaunten, halb kalten Blicke an und erwiderte: Freund? Hast du dir eingebildet, daß wir Freunde wären? Da müßtest du ein andrer sein!

Um so merkwürdiger war sein Verkehr mit einem großen, untersetzten, breitschultrigen Jungen, der täglich morgens aus einem benachbarten Dorfe zur Schule fuhr, durchaus wie der Sohn eines Bauern aussah und für die Klasse viel zu alt war. In der Turnhalle hatte sich dieser Verkehr entwickelt. Thomas wußte genau, daß er sich im Grunde nichts aus ihm machte, aber gerade weil diese Freundschaft keine Abkühlung, keine Enttäuschung erfahren konnte, war sie von etwas größerer Dauer. Thomas half ihm vor der Stunde an seinen Arbeiten, da er ein wenig schwer begriff, freute sich an seinen täppischen Ausdrücken für Dinge, die er nicht

verstand, gab ihm gern von seinem Taschengelde, da jener schon rauchte, und der andere wiederum brachte ihm zum Dank eine Pflaume, einen Apfel oder eine Birne mit aus seinem Dorfe. Auch mußte er Tintenflecke in Thomas' Heften ausradieren, ihm Bleistifte spitzen, alte Stahlfedern aus dem Halter entfernen, ihm beim Anziehn des Mantels behilflich sein und in den Pausen, wenn es Thomas einfiel, zum Konditor hinüberlaufen, um Süßigkeiten für ihn zu holen. Zum Dank erhielt er ein Stück davon, das er mit dem Munde fangen mußte. Thomas nannte ihn Barry, und in der Tat war er für ihn ein großer, folgsamer, treuer Hund, auf den er sich verlassen konnte. Die Klügeren unter den Lehrern wunderten sich, was wohl den feinen, sich abschließenden Sohn aus der hochangesehenen Familie mit dem breiten, in seinen Manieren ungehobelten Bauernjungen verbinde, und auch den Mitschülern war diese Freundschaft nicht verständlich. Sie versuchten, ihn mit seinem plumpen Freunde lächerlich zu machen; aber Thomas sah nur nachdenklich und langsam, ohne ein Wort zu sprechen, an ihnen hinunter. Und sie ließen es ganz, als einer unter ihnen von Barry, der einmal dazukam, auf Thomas' Wort und lässige Handbewegung eine schallende Ohrfeige erhielt. Barry war der stärkste in der Klasse. Diese Stärke war etwas Unwandelbares, auf das man sich verlassen konnte, etwas, das mit ihm selbst eigentlich gar nichts zu tun hatte, und gerade deshalb mochte Thomas ihn so gern. Jede Woche freute er sich schon auf den Samstag, denn da entfaltete sich diese Kraft vollkommen.

Am Samstag fand nach Schluß der Schule mit Regelmäßigkeit die große Schlägerei statt zwischen den Gymnasiasten und den Bürgerknoten, womit man die Schüler der Volksschulen meinte, ein Ausdruck, der Thomas außerordentlich gefiel. Er selbst nahm niemals an diesen Schlägereien auf dem Kirchplatz teil. Barry besorgte ihm ein gutes Plätzchen, wie einem Zuschauer im Theater, und holte ihn am Ende der Schlacht dort wieder ab. — Obgleich beide Heereshaufen sich um die gewohnte Stunde mit zielbewußter Absicht aufeinander zubewegten, lag doch jedesmal der Schein eines zufälligen Anlasses zum Kampfe vor: Auf einem sehr schmalen Fußsteig wurden je zwei Feinde einander entgegengeschickt. Anscheinend in ein Gespräch vertieft, bewegten sie sich unentrinnbar aufeinander zu: Ein heftiger Ruck, und einer flog vom Pflaster auf die Straße. Die Beendigung dieser Zeremonie war zugleich das Signal zum allgemeinen Kampfe.

Da war der Häuptling der Volksschule, dessen Handgelenke und Fußknöchel weit aus dem zu kurzen, schlotternden grauen Anzug herausschauten; der keine Strümpfe trug, dessen hängende Unterlippe troff wie bei einem Hunde; er hatte fürchterliche Mandelnarben an beiden Seiten des Halses und zwei schreckliche Augen, in denen sehr viel Weiß war, eine gerötete, aufgestülpte Nase und eine schauerliche Stimme. Mit lebhafter Freude erfüllte Thomas der Anblick dieses Scheusals. Er sah auf ihn, so wie man im zoologischen Garten auf ein phantastisches Ungeheuer sieht; und auch Barry, der nun zum Kampfe auf ihn zutrat, erschien ihm ganz wie ein Tier. Barry verlor nicht einen Augenblick seine Ruhe und Gemessenheit. Mit vorgeschobenen, trotzigen Lippen, mit zusammengezogenen Augenbrauen und

gesenktem Nacken stand er da, der Blick seiner treuherzigen, kernigen Augen bohrte sich über die Schulter seines Feindes hin in den Erdboden, wortlos, schnaufend suchte er ihn hinzustrecken. Sein Gegner stieß zeitweilig ein halbverstopftes, posaunenartiges Geheul aus.

Aber wenn nun hochgestreckt der Doppelkörper über dem Boden schwankte, als sei er angefüllt mit rollendem Metall, das ihn bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigte, wenn er sich selbst vom Boden senkrecht in die Luft emporriß, sich hob und hob, fast im eignen Gleichgewichte schwebte, sich auf die Seite neigte und endlich, endlich niederfiel, unter dem Siegesgeschrei der Umstehenden, dann vergaß Thomas alles um sich her; etwas Unerhörtes brach in ihm hervor, taumelnd, schwindelnd. Dann erörterten die andern im lebhaften Gespräch, durch welchen Griff der Gegner besiegt sei, wie der andre anders hätte anfassen sollen, — und dann sank mit einem Male alles in ihm zusammen, er war wieder in der Wirklichkeit, und kalt griff sie ihm ums Herz.

Einmal durchbrach er die Reihen und küßte im Taumel seinem Freunde beide Hände. Aber fast im selben Augenblick schon packte ihn die Ernüchterung; was er tat, erschien ihm unfaßbar, unmöglich, zu Hause rieb er seine Lippen mit Wasser und mit Seife, und als er am nächsten Tage seinen Freund wiedersah, der ihm die Hand entgegenstreckte, tat er, als sei er beschäftigt, in den Pausen vermied er ihn, und alsbald galt Barry ebenfalls als abgesetzt, wie sich die Kameraden ausdrückten.

Abscheulich war Thomas dies Erlebnis in der Erinnerung; es trieb ihm die Röte auf die Stirn, als er zu Haus an seinem Tische saß. Aber er sprang plötzlich auf, riß die offenen Vorhänge der Fenster noch weiter auseinander, schnallte seine Schulmappe ruckmäßig auf, stellte den Federkasten scharf auf den Tisch und öffnete das Übersetzungsbuch; alle seine Bewegungen hatten etwas Taktmäßiges, Festes. Die Arbeit, die er schrieb, war die beste und brachte ihm Lob ein.

Thomas' Leben floß gleichmäßig dahin; durch nichts gestört ging es seinen ruhigen Gang; er besuchte das Gymnasium nun bereits das dritte Jahr. Wenn er aus der Schule kam, so freute er sich auf das gute Mittagessen, und in den Wochen vor den Ferien waren seine Gedanken schon nicht mehr daheim, sondern draußen an der See, denn in den letzten Jahren war der Justizrat mit seiner Familie viel gereist. Überhaupt war das Leben zu Hause freier als in früherer Zeit. Die Zahl der Dienstboten war erhöht, der Justizrat gab glänzende Gesellschaften, zu denen seine Frau große Toilette machen mußte; er arbeitete mit ungeheurem Eifer, er war ein berühmter Advokat, das Leben war mühevoll und anstrengend, aber der unmittelbare, schnelle und glänzende Erfolg sporte zu erhöhten Bemühungen, erhielt ihm seine ungewöhnliche Kraft und Frische. — Wer so viel arbeitet wie ich, pflegte er zu sagen, hat auch das Recht, sein Leben mehr zu genießen als andere. Ich zehre nicht von ererbtem Gut, das mir in den Schoß gefallen ist, ich zehre von den Zinsen eines Kapitals, das ich mir selbst verdanke, und das sitzt hier! Damit

deutete er auf seine Stirn. Und dann sah er wohl zu Thomas hinüber und fuhr fort: Und du, mein Sohn, wenn ich dir einmal ein Vermögen hinterlasse, so kann ich ruhig sein in dem Gedanken, daß du es nicht tatenlos vergeudest, sondern daß du weißt, was du deinem Vater und dir selber schuldig bist.

Weshalb sagt er das nur immer wieder? dachte Thomas manchmal, denn das war ja alles selbstverständlich, und wenn man es einmal aussprach, war es doch genug. Er war längst mit dem Gedanken vertraut, daß er einmal dasselbe Fach ergreifen werde wie sein Vater, und daß er später seine Praxis übernahm. — Und wenn du dann einmal heiratest, scherzte der Justizrat, und ich dann noch am Leben bin und rüstig, so kaufe ich meinem jungen Kompagnon ein hübsches, elegantes Häuschen. — Dann lachte Thomas, kurz und leise, ohne Freude, aber auch ohne Abneigung gegen solche Vorstellung. — Hast du vielleicht schon eine kleine Braut? — Diese Frage fand Thomas etwas abgeschmackt, aber er wußte, daß er seinem Vater eine Freude machte, wenn er antwortete: Wer weiß?! — Dabei sah er im Geiste irgend ein weißes Kleid aus seiner Tanzstunde. Ursula hatte einmal erzählt, die Eltern einer Mitschülerin hätten sich bereits als Kinder in der Tanzstunde gern gemocht und später auch richtig geheiratet. Dergleichen komme öfter vor als man denke. Nun liebte Thomas zwar niemand, aber weshalb sollte es ihm nicht ähnlich gehen? Das Leben ging ja doch so wie es wollte und schob einen vorwärts, das hatte er nun schon lange an sich selbst gefühlt. Und zufrieden war man dabei auch, gerade so wie andere Leute. An die Vorstellung des eleganten kleinen Häuschens gewöhnte er sich sogar ganz gern, und er erzählte zuweilen mit achtlosem Stolz davon in der Schule. Der Gedanke, das alte Heimathaus zu verlassen, war nicht so schrecklich. Er war fast an ihn gewöhnt. Denn wie oft hatte sein Vater schon davon gesprochen, daß er nur eine günstige Gelegenheit abwarte es zu verkaufen. Thomas wußte nicht mehr, wann dies zum erstenmal geschah. Es mochte schon ein Jahr darüber hingestrichen sein. Ganz früher sprach der Onkel Mathäus davon, und Thomas lächelte, wenn er daran dachte, wie er damals so felsenfestes Zutrauen zu dem Hause hatte, zu der Bude, wie der Onkel sie nannte, die abgebrannt werden sollte. Deutlich erinnerte er sich, wie er damals im Geiste ihn vor sich sah, vergeblich ein brennendes Zündholz an die glatten Mauerkanten haltend. Überhaupt, welche ungeheuerlichen Vorstellungen hatte er sich von ihm gemacht! Als etwas Entsetzliches, Übermenschliches war er ihm erschienen, dieser gutmütige, polternde Herr, der noch immer seinen Bart viereckig trug, nur daß er jetzt allmählich grau zu werden begann, womit ihn der Justizrat neckte, während er seinerseits behauptete, sein Bruder färbe sich. Und er sprach so komisch breiten Dialekt, gerade so wie seine Frau. Thomas sah es gar nicht so ungern, wenn die beiden zu Besuch kamen; er zog dann seine allerfeinsten braunen Stiefel an, die er sehr fest schnürte, ordnete sorgfältig das seidene Band an seinem Halse, für das er eine besondere, elegante Art des Bindens erfunden hatte, und war zufrieden, wenn der dicke Vetter recht plump neben ihm erschien, wenn die straffgescheitelte Tante Hermine, deren Augenbrauen mit der Zeit ganz zu

verschwinden drohten, ihn prüfend musterte und sich an seine Mutter wandte mit den Worten: Wie ein junger Lord sieht er aus, dein Thomas! Das sagte sie jedes Mal, jedes Mal, wie eine Maschine. — Hast du eigentlich deine Frau in der Tanzstunde kennen gelernt? fragte er einmal unvermittelt den Onkel Mathäus. — Was der Junge für Einfälle hat! Und „deine Frau", sagt er! Was meinst du überhaupt damit? — Onkel Mathäus lachte herzlich. Da schnellte ein innerlicher Jähzorn in Thomas wie ein Pfeil empor, sank aber schon im Aufflammen in Nichts zusammen, ohne daß er überhaupt begriff, was ihn hervorgerufen; er lächelte nur und schwieg.

In letzter Zeit kam Onkel Mathäus häufiger, und Thomas hörte, wie er seinem Vater vorredete, die Pflichten gegen das Gemeinwohl gingen den persönlichen Interessen voran; ein solch großes Privatgrundstück, das sich wie ein riesiger Klotz hineinschiebe mitten in den stets wachsenden Zentralverkehr der Stadt, müsse ihr nutzbar gemacht werden. Würde einem überdies ein vorteilhaftes Kaufgebot gemacht, so sei es eine Torheit, dasselbe auszuschlagen.

Wieder der Hausverkauf! dachte Thomas, und entfernte sich gelangweilt. Da redeten und redeten sie immer darüber, und niemals kam ein Resultat zutage.

Aber eines Tages war es dennoch da. Der Justizrat verspätete sich zum Mittagessen, und als er endlich den Saal betrat, sah sein Gesicht merkwürdig verheißungsvoll und beinah etwas feierlich aus. — Jetzt ratet einmal, was ich weiß! sagte er zu Ursula und Thomas, in einem Tone, wie er sprach, als sie noch kleine Kinder waren. — Das Haus ist verkauft! rief Ursula rasch, während Thomas dasselbe fühlte und sein Herz schneller schlug. — Vielleicht ist es etwas ganz anderes! dachte er aber unwillkürlich, denn sein Vater schwieg und lächelte, als ob Ursula falsch geraten hätte. — Nun Thomas, und du? — Thomas schwieg; noch ehe er hätte etwas sagen können, hörte er die ernste Stimme Frau Elisabeths; und nun war alles bestätigt: Das Haus war verkauft, es gehörte nicht mehr ihnen.

Es herrschte ein kurzes Schweigen, dann fragte Ursula: Wo ziehen wir nun hin? und schlug gleich darauf selbst ein neues Haus vor, das sie irgendwo gesehen hatte und das ihr gut gefiel, ohne daß sie den Namen der Straße anzugeben wußte. Da sagte Frau Elisabeth: Zerbrecht ihr euch schon jetzt den Kopf darüber? Macht es euch denn gar keinen Eindruck weiter? — Ich sage ja gar nichts! antwortete Thomas trotzig und schwieg wieder. —

Zu oft war über den Verkauf des Hauses geredet worden, zu oft hatte der Justizrat erklärt, die Summen, die zur Erhaltung des alten Bauwerks jährlich ausgegeben würden, seien ungeheuer, und die Unterhandlungen der letzten Wochen rückten das Ganze in nahestes Tageslicht. Aber schon früher hatten ähnliche Unterhandlungen stattgefunden, die dann nie zu einem Ergebnis führten; etwas, das eintreten konnte, aber niemals eintrat, war so gut wie gar nicht da, und als es nun wirklich doch eintrat, wirklich doch da war, da stand es vor Thomas' Seele als etwas immer noch Unfaßbares, greifbar deutlich zugleich und spukhaft wesenlos, wie nur die plötzliche, wirklichste Wirklichkeit es sein kann. Nicht schmerzlich war ihm der

Gedanke, aber er hatte das ganz dunkle Gefühl, als trage er selbst irgendwie die Schuld, daß alles so gekommen war. Wenn er aber die andern reden hörte, so empfand er deutlich, daß niemand außer ihm selber auf einen solchen Gedanken kommen konnte, ja daß man ihn verlacht hätte, wenn er dergleichen äußerte.

Was sollte eigentlich mit dem Hause geschehen, wenn es nun leer stand? Nur durch Andeutungen hatte er bis jetzt davon gehört.

Ist es wahr, daß der Garten umgehauen werden soll? fragte er einmal seine Mutter und sah sie an mit einem Blick, der sie an frühere Jahre erinnerte. — Nein, antwortete sie und legte leise ihre Hand auf seinen Kopf, es wird alles bleiben wie es ist. — Das Haus wird auch nicht abgerissen? fragte er weiter. Frau Elisabeth schwieg einen Augenblick, im Zweifel einer Antwort, dann sagte sie abermals: Es wird alles so bleiben wie es ist. Und Thomas fragte nicht weiter; er fühlte nicht, daß sie ihm die Wahrheit verheimlichte, die er ja doch früh genug erfahren mußte; er dachte auch nicht darüber nach, daß ihre Worte im Widerspruch standen zu dem Straßendurchbruchsplan, von dem der Onkel Mathäus redete, er fühlte sich nur erleichtert bei dem Gedanken, daß das Haus bestehen blieb so wie es war, und daß der Stadtrat sich die Sache anders überlegt habe.

Er gewöhnte sich nun wirklich an den Gedanken, daß sie alle das Haus verlassen würden, und die früheren unklaren Gefühle traten zurück vor der neuen Wirklichkeit, die bald alles beherrschte.

Ursula kümmerte sich nicht viel um das Schicksal des Hauses. — Ich denke, es sollte abgerissen werden? fragte sie einmal Thomas erstaunt, und als er dies bestimmt verneinte, schwieg sie einen Augenblick fast etwas enttäuscht, setzte aber im nächsten hinzu: Es ist auch eigentlich besser, daß es bestehen bleibt. Es hat doch immerhin einen gewissen bauhistorischen Wert und gibt dem Markte ein eigenartiges Gepräge; es ist zwar nicht ganz einheitlich im Stil, aber gerade das macht es interessant. — Ursula redete zuweilen etwas gelehrt; sie besuchte die oberste Klasse der Töchterschule und übersah von dieser Warte aus die Menschen und die Dinge. — Wo werden wir nun hinziehen? fragte sie einmal wieder bei Tisch und betonte, daß man sich bald um diese Frage kümmern müsse, da es sonst eines Tags geschehen könne, daß man ganz ohne Wohnung sei. — Kümmere du dich nur um deine Schularbeiten! versetzte der Justizrat unwirsch, und rede kein so dummes Zeug. Dich unterzubringen werden wir wohl immer noch einen Platz finden. — Da schwieg sie beleidigt und nahm sich vor, künftighin zu tun als ginge sie die Sache gar nichts an.

Wegen dieser Wohnungsfrage hatte der Justizrat schon verschiedene Aussprachen mit seiner Frau gehabt. Er wollte unbedingt ein ganz neu gebautes elegantes Haus im Villenviertel haben, während sie eine unbestimmte Abneigung dagegen empfand. Daß ihr Mann den alten Sitz verkaufte, billigte sie; aber ihr bangte vor dem Gedanken in ein ganz neues Haus zu ziehen, mit dem sie nichts verband, das an einer Stelle stand, wo kurz zuvor noch Wiese oder anderes unbebautes Terrain gewesen war. Das war so, als solle sie ein ganz neues Leben anfangen,

und sie fühlte sich nicht jung und kräftig mehr! Er wiederum begriff dergleichen nicht, behauptete, sie sei altmodisch und empfindsam, man gewöhne sich an alles; eine ganz neue, junge, frisch geschaffene Umgebung verjünge den Menschen, man solle kein Ding halb tun, ein neues Haus sei wie ein Symbol der Familie selbst, die in ihren Kindern frisch beginne, und man kaufe doch auch keine alten Kleider, wenn die getragenen nicht mehr taugten. — Anfangs versuchte sie entgegenzureden, aber dann gab sie es auf, und es war ihr eine wirkliche Beruhigung, daß auch Thomas es als selbstverständlich voraussetzte, daß sein Vater ein neues Haus kaufen werde. Natürlich im vornehmsten Viertel! sagte Ursula, das sind wir unserm Ansehen schuldig. Dasselbe dachte der Justizrat, und Thomas hatte nie daran gezweifelt. Wieder war es der Onkel Mathäus, der eingriff. Er wußte sofort das passendste Haus, das einzige, das in Betracht käme. Der Justizrat sah es an und klopfte seinem Bruder am nächsten Tage auf die Schulter: Ein guter Geschäftsmann bist du, Mathäus, aber Geschmack hast du nicht. In solch ein Haus mag sich ein reich gewordener Schnapsfabrikant setzen, ich danke bestens dafür!

In der folgenden Zeit liefen viele Anerbieten ein, sie wurden gesichtet, die günstig scheinenden zur näheren Auswahl zusammengelegt, unter ihnen abermals eine Auswahl getroffen, und eines Tages erklärte der Justizrat wiederum bei Tisch, er wisse etwas Neues; Ursula hielt es diesmal unter ihrer Würde, auf seinen Scherz einzugehen.

So war die Zeit der Ungewißheit wenigstens vorbei, und Frau Elisabeth, die unter ihr am meisten gelitten, und um sie zu beenden ihrem Manne endlich zugeredet hatte, jenes Haus, das ihm gefiel, wirklich zu kaufen, atmete erleichtert auf. — Heute nachmittag, sagte der Justizrat, wollen wir alle hinausgehen und es uns gründlich ansehen. — Wieviel hat's gekostet? fragte Ursula. Aber ihr Vater sagte wieder, das gehe sie nichts an, worauf sie etwas hochtrabend entgegnete, sie hoffe, daß es wenigstens nicht hypothekarisch belastet sei.

Am Nachmittag wanderten sie wirklich alle hinaus. — Thomas, sagte Frau Elisabeth, du weißt, ich kann es nicht leiden, wenn du für dich allein gehst. Du gehörst doch zu uns; schämst du dich, daß du Eltern hast? — Das war wieder ganz so gesprochen, als wenn er ein kleines Kind wäre. — Wenn ich doch lieber allein gehen mag! — Wenn du mit uns gehst, bist du eben nicht allein, sagte sein Vater. Das war ein Befehl, und Thomas kam ihm sogleich nach.

Jetzt ging er mürrisch nebenher. Dieses ganze Wohnunganschen war so albern! Als wenn ein Tier besichtigt würde! In bester Laune hatte er noch seinen Hut aufgesetzt, nun war mit einem Male alle gute Stimmung dahin; es war ihm ganz gleichgültig, ob er das Haus sah oder nicht. Er war so gereizt und wortkarg, daß der Justizrat plötzlich stehen blieb und sagte: Nun habe ich es satt; du kannst nach Hause gehen, wir brauchen dich nicht. — Da drohte ihn mit einem Male irgend etwas zu überwältigen, mit der größten Anstrengung beherrschte er sich und drängte seine Tränen zurück. Seine Mutter faßte ihn am Ärmel und sagte im Weiterschreiten:

Thomas, gib dir Mühe, sei vernünftig. — Merkwürdig, dachte sie, was für feine Nerven er doch hat, daß ein hartes Wort so heftig auf ihn wirkt. — Jene Aufwallung verging so schnell wie sie gekommen war; Frau Elisabeth zog ihn ins Gespräch. — Thomas, pfeif nicht, bemerkte Ursula; mußt du dich denn immer in Extremen bewegen?

Dies ist also die Straße, sagte Frau Elisabeth endlich, und dort hinten ist das Haus; habt ihr es euch so vorgestellt? Ja, sagte Ursula sofort, obwohl sie nicht gleich wußte, ob ihre Mutter das rechte oder das linke meine.

Sie blieben nun vor dem Neubau stehen, der, etwas zurückgezogen von der Straße, wie eine große leere Schachtel dastand. Das Dach war platt; das war das erste, was Thomas auffiel, was er schön fand. Dann sah er den fein-gegliederten Fries, der es in seiner Höhe umzog, und dann die schmalen Linien, die die Fenster, welche noch nicht da waren, nach außen hin abgrenzten. Alsdann übersah er das Ganze. Irgend etwas tat ihm wohl, wenn er die Höhe und die Breite zusammen ansah. — Du hast Sinn für Proportionen, sagte der Justizrat, paß nur auf, wie das weitergeht! Sie schritten durch das weit geöffnete, niedrige, mit Farbe bespritzte Gittertor die kleine Steintreppe hinan, die zum Hauptportal hinaufführte, und traten in den Vorplatz. Durch hohle Türöffnungen sah man nach drei Seiten in lauter leere, sehr helle Räume. Hämmern schallte von oben herab. Jedes Zimmer stand, wie der Justizrat seiner Frau mit lauter Stimme erklärte, mit dem Vorplatz in unmittelbarer Verbindung und sie waren, soweit es anging, auch wieder unter sich verbunden. Sie traten in den nächsten Raum ein. Eine Türöffnung, die fast die ganze Wandfläche einnahm, führte in den links benachbarten, eine andere, ähnliche, aber kleinere, nach rechts, und gegenüber blendete ein riesiges Fenstervierеck. Die Wände zeigten noch keine Tapete, und Ursula beschwerte sich über den schlechten Fußboden. — Dies könnte das Wohn-zimmer werden, wandte sich der Justizrat an Frau Elisabeth, und das nebenan das Eßzimmer; oder dieses das Eßzimmer und das nebenan das Wohnzimmer; oder noch besser: Dieses mein Arbeitszimmer, weil es soviel Licht hat, ich lasse dann einfach eine doppelte Tür nach dem Vorplatz machen, der Raum nebenan kann Eßzimmer bleiben, und das Wohnzimmer — er ging mit schnellen Schritten voran, verschwand, und seine Stimme schallte laut von irgendwoher: Das Wohnzimmer könnte hier sein! — So kommt doch her! setzte er nach einer Pause etwas un-geduldig hinzu, und Frau Elisabeth erschien in der Türöffnung, die Hand auf Thomas' Schulter gelegt.— Es geht in den Garten hinein! setzte er hinzu, indem er aus dem Fenster deutete. Elisabeth, so äußere dich doch auch einmal! — Sie nahm sich zusammen und sagte: Ja, das könnte ein wunderschönes Wohnzimmer werden; und die Aussicht auf den Garten — sie trat zum Fenster, kehrte aber gleich wieder zurück und fuhr fort: Das kann alles sehr schön werden, jetzt ist es ja noch etwas unfertig. — Drüben ist noch ein fünfter Raum, wenn du den viel-leicht lieber als Wohnzimmer hättest! Er schritt wieder voran, und diesmal klangen alle Schritte lauter, denn Frau Elisabeth beeilte sich, ihm mit Thomas zu folgen.

Dann wanderten sie wieder in den verlassenen zurück. Plötzlich stürmte etwas die Treppe hinunter. Es war Ursula, und sie rief: Ich bin oben auf dem Boden gewesen, aber ich konnte nicht aufs Dach hinauf; die Leiter ist noch nicht da. Mein Schlafzimmer ist wunderschön, es hat einen Balkon. Man kann von da allen Leuten in die Fenster sehen. — Sie lief wieder hinauf, die andern folgten unwillkürlich, in den ersten Stock, wo sie Arbeiter am Boden und an den Wänden beschäftigt vorfanden. Ursulas Balkonzimmertraum ward zerstört, ihr Vater sagte, dieser Raum würde das Schlafzimmer ihrer Eltern. — Was meinst du, Elisabeth, wenn wir es ganz in Grau und glattem Silber hielten? Thomas horchte auf. — Dazu passen unsere Möbel nicht, meinte Frau Elisabeth. — Die alten kämen selbstverständlich nicht hinein; überhaupt mit den alten Möbeln werden wir hier kaum etwas anfangen können; es wird eine furchtbar teure Sache werden, aber ich sage mir: wenn schon, denn schon. Wenn ich bedenke, daß der größte Teil doch nichts mehr taugt, daß mindestens die Hälfte weggeworfen, alles übrige aber neu bezogen, poliert, gestrichen werden müßte, und daß nachher doch alles nicht wie neu aussieht, und plötzlich, so wie letzte Woche, irgendwo ein Bein zerbricht, wenn man sich hinsetzen will: Mir ist schon lieber, ich gebe auf einmal viel Geld aus, als so nach und nach. Frau Elisabeth sträubte sich gegen diesen Gedanken: Laß uns nach unten gehen, sagte sie, ich kann das Gehämmer nicht mehr ertragen.

Auf dem Nachhauseweg ging Thomas wieder allein; er hatte die Ermahnung von vorhin vergessen; die neuen Eindrücke waren zu stark. Namentlich an das Grau und das glatte Silber im Schlafzimmer seiner Eltern mußte er denken.

Die Fertigstellung des Hauses schritt vorwärts. Tapetenmuster wurden ausgesucht, und es zeigte sich, daß der Justizrat nicht sehr sicher in seinem Geschmacke war. Was seine Frau vorschlug, gefiel ihm auch nicht, denn sie wählte stets einfache, unauffällige Dinge, und so entschloß er sich endlich, die ganze Frage der Inneneinrichtung Fachleuten zu übertragen, die mehr Erfahrung, Geschmack und Sicherheit in der Zusammenstellung aller Dinge hatten. — Eins muß zum andern stimmen, sagte er; eine braune, großgeblümte Tapete paßt wohl hier in unser altes Eßzimmer, wo alle Möbel sowieso durch ihr Alter dunkel geworden sind, aber für ein Zimmer, in dem alles aus gebeiztem Eichenholz ist, paßt sie nicht.

Thomas sah das neue Haus mit den neuen Tapeten wieder, und sie gefielen ihm ausnehmend wohl. Er hatte so etwas überhaupt noch nie gesehen, solche schlanken, kerzengraden Stengelblumen, solche schöngewellten Linien, die die Wände unter dem Plafond umzogen, solche bunten und doch einfachen und vornehmen Muster, die fast zu flimmern schienen. Die Fenster waren nun auch eingesetzt und hatten große, einzige dicke Scheiben in ihren Flügeln, und man konnte sie mit einem kleinen Drehen an den polierten Wirbeln öffnen, anders als zu Hause die riesigen Fenster mit den vielen dünnen grünlichen Scheiben und dem morschen Holz, von dem die weiße Farbe abgesprungen war. Und wie er erst die Zeichnungen der neuen Möbel sah, erfaßte ihn eine ordentliche Ungeduld, daß alles möglichst schnell vollendet werde. — Die Zeit des Umzuges rückte näher und näher.

Frau Elisabeth wunderte sich über Thomas. Sie hatte gefürchtet, der Wechsel, die Trennung von dem alten Hause würde ihm sehr schwer werden, und nun sah sie, daß er kaum etwas zu fühlen schien. Sie selbst hatte dieses Haus nie sehr geliebt, aber nun, wo sie es verlassen sollte, fühlte sie doch stark, daß sie durch das lange Wohnen mit ihm verwachsen war. Wie mußte es erst Thomas gehen, der in ihm geboren war, der in ihm seine ganze Kindheit durchlebte! Sie schwieg, denn sie dachte: Besser für ihn, wenn er jetzt darüber hinwegkommt ohne es zu merken; später wird der Schmerz schon nachkommen.

Einmal kam Thomas dazu, wie sie kleine, viereckige, verblaßte und verdunkelte Papierstücke von verschiedenen Farben zusammenlegte. — Was ist das? fragte er. — Das sind kleine Stücke aus unseren alten Tapeten, sagte sie, die ich herausgeschnitten habe, damit du einmal später eine Erinnerung hast. — Thomas sah zerstreut darauf hin und meinte: Solche Tapeten würden wirklich nicht in das neue Haus passen; Papa hat ganz recht. — Thomas, sagte Frau Elisabeth, tut es dir gar nicht leid, daß wir nun bald das Haus verlassen? — Sie sah ihm eindringlich in die Augen. Da stieg es wieder in ihm empor, wie damals auf der Straße. — Es muß ja doch so sein, sagte er mit trockener, fast ungeduldiger Stimme. Er las in den Augen seiner Mutter einen stillen Vorwurf, und das ärgerte ihn beinah. — Wie soll man denn nun eigentlich sein? dachte er; kann man es ihnen denn niemals recht machen? —

Thomas, sagte seine Mutter ein andermal, bald wirst du nicht mehr in dem schönen großen Garten sein können; weshalb sitzt du immer hier oben und liest Geschichten? Du wirst es noch einmal bereuen, später, wenn alles anders ist. Ich weiß doch, wie du an dem Garten hängst; später wirst du ihn dir oft zurückwünschen. Thomas, ich rede mit dir, lies doch nicht, wenn ich mit dir spreche. — Er erhob sich mürrisch, nahm sein Buch unter den Arm und ging in den Garten. — Wenn sie weiß, dachte er, daß ich an all dem so hänge, weshalb läßt sie es dann zu, daß alles verkauft wird an fremde Leute? Sie nehmen es mir weg und machen mich noch aufmerksam darauf, wie schön es ist und wieviel ich verliere, wenn ich es nicht mehr habe.

Halb in Trotz sah er umher. Es ist mir ja ganz gleichgültig, sagte er halblaut, ob ich von hier fortgehe oder nicht; meinetwegen können sie nach ein paar Jahren auch das nächste Haus wieder verkaufen, es ist mir ganz gleichgültig, sie müssen es selbst verantworten was sie tun. — So ein Baum, setzte er heftiger hinzu, indem er an den alten Fliederstamm herantrat, worin er sich einst einen Sitz gezimmert, dessen Reste noch zu sehen waren, — was ist denn so ein Baum anders als ein andrer Baum? Versteht er mich etwa, wenn ich mit ihm rede?

Eine plötzliche Wut erfaßte ihn und er trat mit aller Kraft mit dem Absatz seines Stiefels gegen den Stamm, daß die morsche Rinde splitterte. Seine Lippen zitterten. Schweigend, unbeweglich stand der Baum, als sei ihm nichts geschehn. Abermals überlief ihn eine Welle, aber mitten in der Bewegung blieb er regungslos, wie erstarrt zwischen Entschluß und Tat. Er fühlte mit einem Male überhaupt

nichts mehr und war plötzlich matt. Was ist das? dachte er und schloß die Augen. Aber die Schwäche verging, und wie er sie wieder öffnete, wußte er sich nicht sogleich zu besinnen auf das, was eben erst geschehen war. — Habe ich im Stehen geträumt? dachte er verwirrt; aber da fiel sein Blick auf die abgetretene Rinde; er nahm sie und fügte sie, so gut es gehen wollte, wieder in den Stamm.

Eines Tages, als er aus der Schule kam, wunderte er sich; wo früher ein Schrank gestanden hatte, stand jetzt ein Stuhl, die beiden geschweiften, ungefügen Sessel mit dem verschossenen roten Stoff waren überhaupt nicht mehr da, wo sie gestanden, lag ein Teppich; auch die beiden hohen Kaminstühle mit den gestickten Perlenblumen waren fort, und vor dem Kamine war es leer. Er ging ins Nebenzimmer, um zu sehen, ob sie wohl da hineingeraten wären, und dachte: Komisch, daß sie jetzt, wo es keinen Sinn mehr hat, noch alles anders stellen. — Aber auch hier sah es fremd, leerer aus. Die vergoldeten, schmalen, hohen Spiegel fehlten; da, wo sie früher standen, war jetzt ein dunkelroter Streif an der verschossenen Wand.

Er ahnte plötzlich, daß er sie nie wieder sehen werde; seine Mutter bestätigte es; ein Antiquar war am letzten Tage dagewesen; in den nächsten Tagen würde man noch andre Möbel abholen. — Aber das geht doch nicht! rief er in plötzlicher Entrüstung, das geht doch nicht, daß man uns unsere Möbel fortholt, solange wir noch hier wohnen! Und überhaupt, das ist doch furchtbar, daß sie verkauft werden! — Aber du weißt doch, Thomas, daß wir neue Möbel bekommen, und daß viele schon in der neuen Wohnung stehen! — Ja, aber deshalb braucht man die alten doch nicht zu verkaufen! — Aber was wollen wir denn mit ihnen machen? fragte Frau Elisabeth und sah ihn etwas unsicher an. — Er hatte darüber noch gar nicht nachgedacht, aber jetzt rief er schnell und heftig: Doch lieber verbrennen als verkaufen! Sie gehören doch uns und können nicht in fremde Häuser hinein oder in einen Laden zwischen altes Gerümpel. Das ist doch gräßlich, empörend! — Du wirst dich noch an manches gewöhnen müssen. — Ich schäme mich aber, wenn man mich fragt. — Du brauchst dich nicht zu schämen bei dem was dein Vater tut. — Aber es ist doch eine Gemeinheit, eine furchtbare Gemeinheit — brach er los. — Frau Elisabeth verwies ihm dieses letzte Wort. Da rief er: Du bist auch auf seiner Seite! — Er wollte noch mehr sagen, fand aber keine Worte, ging zur Tür und warf sie hinter sich ins Schloß. Seine Mutter wollte ihn zurückholen, blieb aber unbeweglich und starrte ihm nach.

Am nächsten Tage waren wieder Veränderungen vor sich gegangen, Thomas beeilte sich auf seinem Schulwege. So ging es Tag für Tag.

Einmal traf er fremde Männer im Gang, die einen ungefügen, fast schwarzen Schrank auseinandernahmen. Solange Thomas denken konnte, stand er da, so fest, so sicher wie das Haus selbst. Er raunte zu seiner Mutter: Ich will nicht, daß der Schrank verkauft wird — aber er las in ihren Augen, daß es schon zu spät war.

Sie sprach mit dem Justizrat. — Unsinn! sagte er; Sentimentalität! Soll

ich mich seinetwegen weiterschleppen mit dem alten Zeug? — Und er sprach selbst mit Thomas: Es ist schön von dir, daß du an den alten Dingen so hängst; wir sollen das Vergangene ehren, Dinge ebenso wie Menschen; aber wir dürfen nicht einseitig sein und müssen auch dem Neuen sein Recht einräumen. Übrigens werden wir noch immer manches von den alten Sachen zurückbehalten müssen, mehr als mir lieb ist; du kannst also ganz beruhigt sein.

Es war ein ödes, trauriges Gefühl, wenn er nun durch die Zimmer ging und um sich blickte; so, als sei er eigentlich nicht mehr darinnen, oder als seien die Möbel nicht mehr da. — Oft stand er plötzlich von seinen Schularbeiten auf und lief in irgend einen Raum, der ihm mitten im Schreiben eingefallen war, und von dem er mit einem Male das Gefühl hatte, er sei überhaupt nicht mehr da. Zuerst bezwang er sich, indem er sich sagte, es sei unsinnig, kindisch, was er da denke, aber der Gedanke kam immer wieder, immer dringlicher, und endlich stand er auf und ging, nur um ihn loszuwerden. Dann sah er die andern Räume, die er durchschreiten mußte, überhaupt nicht an, und zögerte vor dem letzten, eh er ihn öffnete, und ihn wiederum beachtete er nicht, wenn er ihn durchschritt, um einen andern zu suchen.

Aus diesen Gängen wurde endlich ein planloses Irren, er wußte nicht mehr, was er suchte, er war von einer allgemeinen dunklen Angst erfaßt.

Die Stuben standen voll von Kisten, die Bilder wurden von den Wänden genommen, endlich fehlten auch die Gardinen, alles war eingepackt, nur das Notwendigste, zum täglichen Leben Nötige war noch da. Die Fußböden waren nackt, die Tritte hallten, die Wände schienen noch höher als sonst.

Übermorgen um diese Zeit ziehen wir in die neue Wohnung! sagte Ursula; dann singen wir: So leb denn wohl, du altes Haus; und für Thomas will ich drei Taschentücher einstecken.

Thomas achtete nicht auf ihre Worte; er war seit einigen Tagen in einer inneren Erstarrung; langsam, ohne Gemütsbewegung, hatte sie sich in ihm vorbereitet, mehr und mehr senkten sich die Schleier auf ihn nieder.

Es ist ja gar nicht möglich! sagte er einmal laut, und erwachte durch seine eignen Worte aus einem langen, tiefen Brüten. Es ist ja gar nicht möglich! wiederholte er, während schon die Wirklichkeit wieder um ihn stand, die er auf Augenblicke ganz vergaß, wenn er nur die starren, schweigenden Wände um sich fühlte.

Am letzten Abend stand er an seinem Schlafzimmerfenster.

Hoch und regungslos stand der Garten, feierlich umschlossen von dem Hause. Die Sonne ging zur Rüste, alles war genau wie immer, genau so wie er es als ganz kleines Kind gesehen. Still und friedlich, als ob nichts sich geändert, lag das Haus im Abendlichte, lautlos stand der Garten, nur der höchste Wipfel der Linde bewegte sich leise.

Morgen sollte er das alles auf immer verlassen.

Dieser Gedanke wurde ihm immer unfaßbarer, so unfaßbar, daß er ihn fortwährend vergaß. Irgend etwas mußte eintreten, das alles änderte.

Friedlich lag das Haus im Abendlichte.

Wie wird es wohl, wenn ſie alle in dem neuen Hauſe ſind! —

Aber er ging ja mit ihnen — wenn er auf die alten Mauern ſah, wenn er den Blick richtete auf all das, was er verlaſſen ſollte, ſchwand ihm immer wieder langſam und vollkommen die Wirklichkeit, er fühlte ſich eins mit allem, er vergaß, daß er ſelbſt ein Menſch war, ein Körper wie jeder andere. Jenes Gefühl, das ihn als Kind zuweilen faßte, das er ſeither faſt ganz vergaß, es ſchaukelte ihn wie nie zuvor. Er fühlte ſich ſelbſt, und während er ſich fühlte, war er ſich wieder längſt entflohen, ſich ſelber grauenhaft und fremd; und fern und fremd erſchienen ihm die Menſchen, die, die er nicht kannte, und die, die ihm vertraut und lieb waren.

Mit leerem Blicke irrte er durch alle leeren Räume.

Der Tag war da; er erhob ſich aus traumloſem, feſtem Schlaf. Er kleidete ſich an wie jeden andern Morgen, er ging zur Schule wie an jedem andern Tag, er antwortete wie immer, wenn er gefragt wurde, und er kehrte wie immer um die Mittagszeit nach Hauſe zurück. Er aß auch wie an jedem andern Tag, nur daß es ihm ſchwerer wurde, daß er ſich zu jedem Biſſen zwingen mußte. In einer Stunde würde der Wagen vorfahren, der ſie in die neue Wohnung brachte.

Frau Eliſabeth wollte dieſe letzte Stunde mit ihren Kindern verbringen. Aber Thomas ſagte, er wolle allein ſein. Sie fühlte ſich zurückgeſtoßen, ſie wollte etwas entgegnen, aber ſie vollendete ihre Worte nicht, denn er ſah ſie mit einem ſo großen und ſprechenden Blicke an, daß ſie ſcheu verſtummte.

Er ging in ſein Schlafzimmer, verriegelte die Tür, legte ſich auf den leeren Boden, hielt die Hände vors Geſicht und ſchloß die Augen.

Urſula ſah, wie ihre Mutter blaß und traurig war, vermutete, es ſei hauptſächlich Thomas' wegen, lief ihm nach und klopfte an die verſchloſſene Tür. Anfangs antwortete er nicht, aber als ſie immer lauter ſeinen Namen rief und immer heftiger anpochte, ſchrie er endlich: Laß mich in Ruhe, ich leſe!

Er lieſt! ſagte ſie empört zu ihrer Mutter; Thomas hat nicht einen Funken von Zartgefühl. Es iſt doch wirklich keine Kleinigkeit, ſo eine letzte Stunde in einem Hauſe zu verbringen, in dem man aufgewachſen iſt. Da wachen doch alle Erinnerungen auf und man fühlt erſt ſo recht, was man verliert. Aber Thomas iſt eben noch ſehr jung und deshalb muß man ihm verzeihen. Nun wollen wir beide uns noch hier in einen Winkel ſetzen, und da ſollſt du mir erzählen, wie es war, als ich ganz klein war. — Sie ließ ſich in einer Ecke nieder und ſagte: Komm, gib mir deine Hand. Sei doch nicht ſo traurig, fuhr ſie fort, als ſie ſah, wie ihre Mutter mit geſenktem Kopfe daſtand, laß mich wieder dein ganz kleines Kind ſein! — Sie klatſchte aufmunternd in die Hände. Sie wußte aus Büchern, daß in großen Augenblicken Vergangenes im Menſchen aufwacht, ja ſie hatte geleſen, daß ein alter Mann, der hochangeſehen aus dem Leben ſchied, in ſeiner letzten Stunde vermeinte, wieder der törige kleine Geißbub zu ſein, der er in ſeiner

Kindheit war; und so wollte sie sich selber wieder ihre Kindheit vorzaubern, sich vortäuschen, sie sei das ganz kleine Mädchen von früher und nicht die erwachsene junge Dame.

Frau Elisabeth durchschaute das nicht ganz, dies Wesen ihrer Tochter war ihr nur unsympathisch, aber da Thomas sich so zurückgezogen hatte und sie sich wirklich verlassen und hilfsbedürftig vorkam, so setzte sie sich neben sie, legte dankbar den Arm um ihren Hals, was sie seit Jahren nicht getan, und fing an, von Ursulas frühester Kindheit zu erzählen; und Ursula hörte gespannt zu, um nichts zu vergessen, denn all das wollte sie später in ihre Selbstbiographie bringen, wenn sie erst berühmt war. — Und während Frau Elisabeth scheinbar von Ursula erzählte, war es doch immer nur Thomas, an dessen Kindheit sie dachte, von der sie erzählte ohne es zu wollen. — Sie bemerkte es endlich selber, und in plötzlicher Erschütterung brach sie in ihren Worten ab und wandte sich zur Seite, um ihre Tränen zu verbergen. Aber Ursula bemerkte sie doch; und da sie durch die Aufregung, durch die Selbsttäuschung, in die sie sich versetzt, durch die Erzählungen ihrer Mutter, in denen sie sich rührend erschien, selbst gerührt worden war, so brach sie in Tränen aus, ohne eigentlich zu wissen warum. Dann wollte sie wieder ihre Mutter trösten, indem sie halb meinte, sie weine ihretwegen, über die dahingegangene Kindheit, aber Frau Elisabeth schüttelte abwehrend den Kopf und flüsterte: Das ist es nicht. — Da dachte Ursula, es sei des Hauses wegen, das sie verlassen mußten — natürlich, es konnte ja auch gar nicht anders sein; es war ja auch furchtbar und entsetzlich, daß sie die Stätte ihres Glückes, daß Ursula selbst die Stätte ihrer Kindheit verlassen sollte; sie hatte ebensoviel Gefühl wie ihre Mutter, ja noch mehr; sie schluchzte laut, und als nun das Mädchen den Wagen meldete, bekam sie fast einen Weinkrampf.

Thomas erschien auf der Schwelle, in Hut und Mantel. Er sah blaß und ruhig aus und sah mit abwesendem Blicke auf die beiden. Ursula fiel ihm um den Hals und küßte ihn, sein Gesicht zeigte weder Überraschung noch sonst etwas.

Langsam schritten sie die Treppe hinab; am Wagen kehrte er noch einmal um, die Haustür zu schließen. Da sah er, daß das Tor in seiner ganzen Weite geöffnet war. Er ließ die Hand, die er schon gehoben, wieder sinken, und ohne sich noch einmal umzusehen, fuhr er mit den Übrigen davon.

Der Wagen hielt vor dem neuen Hause, die Dienstboten eilten die Steintreppe hinab. Ein grünes Gewinde und ein rotes Willkommensschild prangten über der Türe. Aus den umliegenden Häusern schauten Neugierige herüber. Thomas stolperte die Treppe schnell empor und drehte sich im Vorplatz ungeduldig um. Was zögerte seine Mutter noch da draußen vor dem Hause? Und Ursula — er konnte sie überhaupt kaum ansehen, in ihrem Sonntagskleide, mit den verweinten Augen, die schon wieder ganz vergnügt blickten. Jetzt hörte er sie heraufkommen, und unwillkürlich ging er zum ersten Stock empor, um dort wiederum zu warten. Aber sie kamen nicht; er hörte die Stimme seiner Mutter, welche Anordnungen

erteilte. — Drunten sah alles noch wüst und ungeordnet aus, viel schlimmer als Frau Elisabeth sich vorgestellt hatte. Die Möbel standen zum Teil in falschen Zimmern, und man mußte sie auf den Vorplatz schaffen, um die richtigen hineinzubringen. Dort standen große vernagelte Kisten, und neue wurden von außen herbeigeschleppt von Arbeitern in blauen Blusen; es war ein wirres Durcheinander; sie riefen sich gegenseitig zu, dumpf schlugen die Kisten auf den Boden, das Geräusch von vielen Tritten, ungleichmäßig, schlürfend, ziehend, stoßend, schwirrte durch die Luft, die der Dunst der Arbeit füllte, Tragtücher, Pappen, Stricke, Umhüllungen lagen überall herum, Schmutz und Staub fleckten den Boden. — Thomas stand noch immer unbeweglich oben am Treppengeländer und sah hinab auf das Treiben unter ihm. Ursula lief die Stufen hinauf; schnell wandte er sich fort und stieg in großen Schritten geräuschlos eine Treppe höher. Ein paar Türen schlugen im unteren Stockwerk zu, dann war alles ruhig; der Lärm vom Erdgeschoß klang hier um einige Meter ferner. Wieder hörte er die Türen zuschlagen, Ursula lief die Treppe hinab, und ließ sich, um schneller nach unten zu kommen, vor der letzten Wendung auf dem Geländer niedergleiten.

Wo ist eigentlich Thomas? hörte er seine Mutter sagen. — Sie sollten ihn hier oben nicht finden; schnell tappte er, so leise es anging, die Stufen wieder abwärts und verschwand im ersten Stock in irgend einem Zimmer. Gleich darauf hörte er den Schritt seiner Mutter, und wie sie nun wirklich eintrat, fand sie ihn bemüht, ein schweres Möbel, das mitten auf dem Boden stand, irgendwohin an die Wand zu schieben. Sie tat als verwundere sie sich nicht und sagte: Wenn du mit helfen willst, so komme nach unten, da gibt es jetzt vor allem etwas zu tun. Sie wandte sich wieder hinab und er folgte ihr. — Erst müssen wir das Wohnzimmer in Ordnung bringen, sagte sie, daß man wenigstens einen Fleck hat wo man sich ausruhen kann. — Sie sah dabei in einen falschen Raum, fand dann aber gleich den richtigen. Lauter fremde neue Möbel standen hier herum, sie wußte bei einigen nicht sofort, was sie bedeuteten, so eigenartig und modern waren sie. Ursula aber erriet alles gleich, und da sie viel praktischer war als ihre Mutter, und ihre Vorschläge, nachdem man anderes versucht, sich doch stets als die besten erwiesen, so leitete sie alsbald das Ganze.

Thomas wußte nicht recht wie und wo er zufassen sollte, ging bald hier- bald dorthin, stand schließlich nur im Wege, ließ sich von den Arbeitern beiseite schieben und stellte sich endlich in einen Winkel, wo die vorspringenden, knochenartigen Kantengebilde zweier gleichgebauter Schränke ihn von beiden Seiten schützten. Er war so müde; alle Stimmen klangen ganz entfernt. Ursula lachte laut wie sie ihn so stehen sah, und Frau Elisabeth meinte, er solle lieber nach oben gehen, die zweite Tür nach rechts, dort sei sein Zimmer. — Die dritte Tür, rief Ursula hinter ihm her, die dritte! — Er ging langsam hinauf, blieb aber erstaunt auf der Schwelle stehen: Da war der alte schwere Tisch aus dem Wohnzimmer, das strohgeflochtene Sofa seines Schlafzimmers, ein dunkler geschnitzter Schrank, der Teppich aus dem Eßzimmer lehnte in einer Ecke, alles, alles waren Dinge aus dem alten

Hause. Er wagte kaum näher zu treten und hielt fast den Atem an. Endlich schritt er leise auf den Schrank zu und berührte ihn mit den Fingerspitzen; er fühlte ihn, fühlte ihn wirklich; es war keine Täuschung. Er schloß die Augen.

Daß er einmal in dem alten Hause war, erschien ihm lange, lange her. Und doch wußte er: Noch vor ein paar Stunden hatte er dort allein, in seinem Schlafzimmer, auf dem Boden gelegen. War das nicht ein Traum? War er nicht weit, weit fortgereist, so weit, daß er nie zurückzukehren vermochte? Lag das Haus wirklich nur eine halbe Stunde von hier entfernt, konnte man es auf einem Gange wie auf jedem anderen erreichen? Wohnten noch die Menschen in den Nachbarhäusern, die früher darinnen waren? War nicht alles fort, verschwunden? — Ein breites, dunkles Band schwebte ungesehn vor seinem Blick, die Laute von unten klangen ganz aus weiter Ferne. — Ja! rief er auf einmal, denn draußen stieß jemand scharf gegen die Tür. Er wollte sich in seinem Bett aufrichten, aber er stand aufrecht mitten im Zimmer. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Tür, zwei Arbeiter, die etwas Ungefüges schleppten, stampften schwerfällig herein. Thomas tat einen Schritt, ein leichter Schwindel kam und ging, sie setzten ihre Last nieder und gingen wieder hinaus ohne die Tür zu schließen. Thomas ließ sie offen. Was wollte er eigentlich hier? Er konnte ebensogut hinabgehen.

Als Frau Elisabeth ihn sah, fiel ihr sogleich die Überraschung mit den Möbeln ein, die sie sich für ihn ausgedacht hatte, und sie sah ihn mit erwartungsvollem Blicke an. Aber er hatte das schon wieder vergessen, und auf seinem Gesichte stand nicht die Freude und Dankbarkeit, die sie erwartete. — Freust du dich denn gar nicht darüber, Thomas? — Er nickte eifrig, mit ernsthaftem Gesichte, indem er langsam in eine Ecke ging und gedankenlos emporgriff nach einem Stützpunkt für seinen Arm. — Sieh mich doch wenigstens an, Thomas! sagte sie mit verhaltener Stimme; ich habe mir doch das für dich ausgedacht! Er sah auf sie, blickte aber gleich wieder fort; sie sah so verändert aus, in ihrer großen Schürze, mit ihrem gelockerten Haar, von dem sich eine Flechte gelöst hatte ohne daß sie es wußte, und auf der Wange hatte sie einen verwischten schwarzen Fleck. — Sie ertrug dies kalte Wesen von ihm nicht länger, ging auf ihn zu und faßte ihn an beiden Schultern: Wie bist du denn jetzt immer gegen mich? Hast du mich denn gar nicht mehr lieb? — Aber er drehte das Gesicht ab und drängte sie leise von sich fort. — Du siehst ganz anders aus! sagte er halblaut, stockend, wie zur Entschuldigung. — Frau Elisabeth warf einen Blick in den Spiegel. Aber Thomas — sie begriff ihren Sohn nicht mehr und etwas krampfte sich in ihr zusammen — aber Thomas, hast du mich denn darum weniger lieb, weil bei der Arbeit hier etwas an mir in Unordnung geraten ist? — Er seufzte tief und ungeduldig, antwortete nicht, ging wieder hinaus, auf sein Zimmer, aber darin waren Arbeiter; er wollte in ein anderes, aber es war von innen irgendwie versperrt.

Ich halte dies nicht mehr aus! schrie er plötzlich.

Was hältst du nicht mehr aus? — Es war die Stimme seines Vaters, der inzwischen angekommen war und sich unten den Mantel auszog. Thomas verhielt

sich totenstill, der Justizrat fragte seine Frau, was mit ihm geschehen sei. Sie wollte ablenken, verschweigen, aber Ursula brach los: Thomas' Benehmen sei empörend, geradezu roh; sie erzählte den ganzen Vorgang von vorhin, genau so wie er gewesen war, und schloß mit den Worten: Er tut so als ob er der König wäre, dem alle folgen müßten, liegt auf den Stühlen umher und ist mißgelaunt, weil andere sich durch ihn die Laune nicht verderben lassen, sondern helfen und mitanfassen, so wie es sich gehört.

Der Justizrat ging ohne weiteres nach oben. Thomas hörte seinen Schritt, und lautlos stieg er eine Treppe höher; der Justizrat folgte ihm. Eine tödliche Angst befiel ihn; er wollte in eines der nächsten Zimmer fliehen, aber er dachte plötzlich: Es ist ja doch alles gleich, er mag tun was er will. — Der Justizrat war inzwischen heraufgekommen, packte Thomas am Arm und zog ihn in den nächsten Raum hinein. — Da höre ich ja nette Geschichten von dir, mein Sohn! fing er an. Ursprünglich hatte er — durch den Wohnungswechsel und die ganze Unruhe des Tages in seiner Stimmung gehoben — die Absicht gehabt, ihn einfach zu züchtigen, aber wie er den blassen Jungen mit den kalten grauen Augen vor sich sah, erschien er ihm plötzlich viel zu groß für diese Strafe. Auch hatte er Thomas noch nie geschlagen.

— Du bist in einem Alter, fuhr er fort, wo man dich nicht mehr als ein kleines Kind behandeln kann. Meint deine Mutter es nicht gut mit dir? Tut sie nicht alles für dich, was sie sich nur ausdenken kann? Und wie lohnst du es ihr? Mit Schmollen und Mundverziehen und Grobheit! Schließt dich in die Zimmer ein, wo du weißt, daß jeder zupackt und tätig ist und hilft, daß es alle bald gemütlich haben. Jeder andere Junge benähme sich anders als du; Onkel Mathäus hat mir sogar gesagt, daß sein Sohn sehr gern käme und hülfe, und der hat doch wahrhaftig kein Interesse daran, daß hier bald alles in Ordnung kommt! Ich begreife es ja vollständig, daß dir der Abschied von dem Hause nicht leicht geworden ist, er ist uns allen nicht leicht geworden. Aber, du lieber Gott, das ist doch nun einmal so und läßt sich nicht ändern! Grade wenn du hier fleißig mit hülfest, kämest du am leichtesten über die Sache hinweg. Was würde wohl geschehen, wenn wir uns alle, jeder für sich, in eine Ecke stellten und ausrufen wollten: Ich halte es nicht mehr aus!? — Thomas war während dieser Rede vollkommen ruhig und gelassen geworden. Sein Vater bemerkte dies, er glaubte fast ein Lächeln um seine Lippen zu sehen, schrieb es seinem letzten Satze zu und wiederholte: Nicht wahr, das wäre komisch! und lachte selbst ermunternd. — Er will sich seiner Würde nichts vergeben! dachte er und klopfte ihm auf die Schulter. — Nun komm mit hinunter, wir essen bald zu Abend. Und am ersten Abend will ich fröhliche Gesichter um mich sehen. — Er zauderte noch einen Augenblick, indem er überlegte, ob er Thomas veranlassen sollte seine Mutter um Verzeihung zu bitten, fand es dann aber besser der ganzen Angelegenheit weiter keine Wichtigkeit beizumessen, nachdem sie einmal durchgesprochen war, und sagte: Geh voran.

Das Abendessen verlief unruhig, das Geschirr war noch nicht alles beisammen,

die Köchin, an die altmodische Küche gewöhnt, wußte noch nicht recht mit den Schnellbrennern auf dem neuen, funkelnden Herde umzugehen, und das Servier-mädchen hatte Mühe mit dem Aufzug, der die Speisen hinaufbeförderte.

Wie Thomas zu Bette ging, klopfte ihm sein Vater noch einmal aufmunternd auf die Schulter. Seine Mutter suchte ihn in seinem Zimmer auf, wunderte sich, daß er schon zu Bett lag und das Licht gelöscht hatte, und setzte sich leise zu ihm auf den Bettrand.

Undeutlich konnte sie in dem dämmerigen Zimmer, in dem noch die Gardinen fehlten, sein Gesicht erkennen, dessen offene Augen zur Decke sahen.

Laß uns nichts zusammen reden, Thomas, laß mich nur bei dir sein. — Sie legte ihren Kopf an seine Brust, und leise, damit sie es nicht zu sehr merke, schlang er seinen Arm um sie. So lagen sie eine lange Zeit.

Von fernher schlug eine Turmuhr, dieselbe, die er hörte, wenn er daheim im Bette lag; vom alten Turm her. Jetzt klang sie aus größerer Ferne.

Da wurde sein Atem schwerer, seine Brust ging höher, er öffnete die Lippen, er begann zu keuchen, und nun zitterte sein Körper in lautlosem Schluchzen. — Sie richtete sich halb empor und zog seinen Kopf an ihre Brust. Er umklammerte ihre Schulter.

Frau Elisabeth fühlte, daß jedes Wort des Trostes, wenn auch noch so zart, ihn nur beengen würde, sie schwieg, voll Dank, daß er sie wenigstens nicht von sich wies, daß ihre Gegenwart ihm etwas Trost sei, wie seine Umschlingung es ihr sagte, daß sie ihm doch etwas Teures war, ihm, der ein so einsames, rätsel-volles Dasein führte. Sie begann seine Hand zu streicheln, stockte aber bald, da sie fühlte, daß es ihm nicht lieb war, in Angst, seine Seele, die ihr jetzt so nah war, könne sich wieder von ihr entfernen. — — —

Der nächste Tag brach an, Thomas besann sich wo er war. Er mußte früh aufstehen, denn die neue Wohnung lag entfernter von der Schule. Er ging nicht den nächsten Weg, der ihn hätte über den Markt führen müssen. In der Schule fiel seine Blässe auf, aber sonst schien er wie immer, nur daß er in den Pausen sich von allen fernhielt. Auch zu Hause war er stumm und saß oft grübelnd in seinem Zimmer, zwischen den alten Möbeln, die ihm anfangs wohltaten, aber bald fast unerträglich wurden, so stumm und tot und wesenlos erschienen sie. Manchmal kam er sich vor, als sei er selber nicht mehr lebend. Er ging herum wie früher, aß, trank, schlief, sprach, machte seine Schularbeiten, aber es war als sei kein Blut mehr in ihm. Er fühlte sich immer matt und schlafbedürftig, sein Gesicht wurde schmal und spitz.

Unter seinen Kameraden hatte es sich bald herumgesprochen, woran er litt. Er tat ihnen plötzlich leid, sein Hochmut von früher war vergessen, sie wollten ver-suchen, ihn wieder in ihren Kreis hineinzuziehen. Aber keiner wollte der erste sein, denn es war ungewiß, wie Thomas es aufnehmen würde. Da erbot sich Alexander mit ihm zu sprechen; er tat es zwar nicht gern, aber er hatte Mitleid mit ihm und dachte, jetzt, wo er sich ganz verlassen vorkomme, werde vielleicht doch etwas von der früheren Freundschaft, wenn er ihm herzlich nahe, aufwachen.

So blieb er eines Tages nach Schulschluß länger als die andern in der Klasse, da er wußte, daß Thomas jedesmal den Schwarm sich erst verlaufen ließ, ehe er selbst nach Hause ging. Thomas erhob sich und wollte mißtrauisch an ihm vorbeigehen. Alexander hielt ihn auf. Seine Ledermappe, die er unter dem Arm hielt, funkelte und glänzte im Schein der Mittagsonne. Thomas musterte ihn mit einem Blicke.

Was willst du?

Alexander begann nun zu sprechen; er fing an sich vor allem zu entschuldigen, falls das, was er sagen würde, Thomas unangenehm wäre. Und dann sprach er davon, wie seine Zurückgezogenheit allgemein bedauert würde, und daß man wünsche, er möge doch mehr Kameradschaft zeigen. — Du tust uns allen ja so leid! —

Thomas blickte in diese freundlichen, wohlwollenden Augen, ließ plötzlich seine Bücher fallen, und ehe Alexander etwas weiteres denken konnte, fühlte er sich zu Boden geworfen und unter Thomas' heftiger Mißhandlung vergingen ihm fast die Sinne.

Jetzt werdet ihr mich wohl in Ruhe lassen, und du vor allen andern! — Er raffte seine Bücher vom Boden und entfernte sich, während Alexander, wie aus einem Traume, sich mühsam erhob. — Er ist verrückt, er muß verrückt sein! dachte er, und am nächsten Morgen warnte er seine Mitschüler vor ihm: Er sei leidenschaftlich erregt gewesen, und wenn man den Versuch der Annäherung wiederhole, könne er sich wohl gar zu Tätlichkeiten hinreißen lassen.

Thomas selbst fühlte sich nach jenem Vorfall erleichtert, Alexander gegenüber. In letzter Zeit hatte sich sein Gefühl zu ihm zu einem unklaren, aber tiefen Haß gesteigert, und den war er nun los. Fortan war er ihm so gleichgültig wie jeder andere. Endlich hatte er Rache an ihm genommen. Wie er in sein Zimmer trat, fühlten es die alten Möbel, dankten sie ihm still. Unwillkürlich sah er empor zur Wand — — — und mit einem Schlage stand Maos Bild vor seiner Seele.

Wo war Maos Bild?

Sein Blick haftete noch an der leeren Stelle, wohin er ihn gerichtet, und Räume, Menschen, Bilder, Gedanken, Farben, alles rauschte in einem Augenblick an ihm vorüber, ohne sich zu etwas Festem zu verdichten.

Wo war Maos Bild? — — — Ein ferner, dunkler Horizont stand für einen Moment vor seiner Seele, dann war es eine abendliche Straße, auf der eine fremde Gestalt ging, dann undeutliches rauschendes Blättergewirr.

Mit plötzlicher Wucht war dieser Gedanke in ihn getrieben, so wie des Nachts ein Blitz herniederfährt und das schlafende Leben am Himmelsrande aufstört. Keines weiß vom andern, es regt sich und fällt wieder in den Schlaf zurück, und dort, wo der Blitzstrahl traf, kämpft es wachend.

Wo war Maos Bild?

Ein breiter, nebeliger Abgrund lag zwischen jetzt und damals, wo es um ihn, wo es in ihm war.

Er ging durch alle Zimmer, es zu suchen. Er fand es nicht. Er suchte täglich, heimlich, ungesehen; Maos Bild blieb fort. Endlich überwand er sich und fragte seine Mutter. — Das Bild muß da sein! sagte sie; es ist ja immer noch nicht alles ausgepackt. Willst du mit mir suchen?

Sie leerten die letzten großen Kisten; das Bild war nicht darunter. — Ich kann mir nicht denken, wo es geblieben ist! sagte Frau Elisabeth; plötzlich machte sie ein ganz erleichtertes Gesicht: Oben auf dem Boden sind noch ein paar Kisten mit alten Sachen, da muß es hineingeraten sein! — Sie gingen hinauf, Thomas zog die Kisten vor. Die erste enthielt nichts als dicke, verschnürte Pakete mit vergilbten Bändern. — Alte Familienbriefe; da kann es nicht darunter sein! sagte Frau Elisabeth. Aber Thomas packte trotzdem alles aus. — Hier in der zweiten scheinen Bücher zu sein; sagte sie weiter. Auch sie enthielt das Bild nicht. — Nun ist noch die dritte, größte übrig, sagte sie mit innerer Beklommenheit; paß auf, Thomas, es ist darunter. — Er war ohne Glauben, und doch beeilte er sich wortlos sie zu öffnen. — Siehst du, es sind Bilder darin! Sie war ganz erleichtert und hoffte nun wirklich, es zu finden. Eines nach dem andern tat Thomas heraus, ein paarmal griff er hastiger zu, die Kiste wurde leerer und leerer. Es waren lauter alte Bilder, darunter mehrere, die er nie gesehen zu haben sich erinnerte. Aber er blickte sie kaum an und suchte weiter. — Da ist es! dachte er auf einmal und wollte vorsichtig die Ecke eines alten, dunklen Rahmens fassen, aber im selben Augenblick, noch ehe er ihn berührte, wußte er, es war es nicht. Frau Elisabeth selbst griff in Erwartung zu, ließ es aber enttäuscht wieder sinken. Thomas hob es heraus, ohne es anzusehen. — Die Kiste war leer, es hatte keinen Zweck das Papier aufzuheben, das den Grund bedeckte, und er ließ es wieder sinken.

Als er sich aufrichtete, war er totenblaß. Seine Mutter suchte ihn zu beruhigen: Das Bild könne nicht verschwunden sein, es werde sich mit der Zeit gewißlich finden, auf einmal, ohne daß man es suche, und nur zu wissen, daß es da sei, wäre doch schon ein Trost. Aber Thomas wußte es anders; nicht weil er alles durchsucht hatte, ohne es zu finden: Es stand mit unumstößlicher Sicherheit in ihm, daß es nicht in dem neuen Hause sei, so fest wie die Gewißheit, daß er selbst nicht mehr in dem alten war.

Manche andere Dinge waren auf dem Umzug verloren gegangen. Frau Elisabeth verschmerzte sie leicht: aber gerade dieses Bild!! — Eine letzte Möglichkeit blieb noch. Sie ging zu den verschiedenen Antiquaren, die die Möbel kauften, und fragte, ob vielleicht durch Zufall ein altes Bild dazwischengeraten sei; aber niemand wußte davon; man suchte ihr zu Gefallen alles durch, aber das Bild war fort. Endlich fragte sie ihren Mann, ob er etwas davon wisse. Aber der Justizrat wußte zuerst überhaupt nicht, welches Bild sie meine, und dann schüttelte er nur den Kopf. Da wollte sie noch Ursula fragen, aber wie sie schon anhub zu sprechen, unterließ sie es wieder, aus irgend einem Gefühl. Was konnte außerdem Ursula von dem Bilde wissen. —

Immer einsilbiger wurde Thomas; seines Vaters Reden nützten nichts, auf seine heftigen Fragen antwortete er endlich überhaupt nicht mehr, und der Justizrat kam sich vor, als rede er zu einem toten Baum, wie er es nannte. Aber er tröstete seine Frau, die um Thomas in tiefer Sorge war, und wollte nichts von dem Plane wissen, ihn für einige Zeit aufs Land zu bringen, nach dem Süden: Hier muß er sich freimachen, sich durchringen; es ist ein ganz falsches Prinzip, den Kindern Kämpfe zu ersparen oder zu erleichtern. Er wird die Sache schon überwinden; man muß ihm nur Zeit lassen; allerdings, wenn die Sache ausartet, muß man mal dazwischenfahren und, wenn Vernunft nicht hilft, einfach loswettern. Schließlich ist er ja doch noch fast ein Kind, und bei denen ist so etwas manchmal viel angebrachter als alles andere. — Aber auch dieses Loswettern half nichts, und die Sache, wie es der Justizrat nannte, blieb dieselbe. — Daß auch noch das mit dem Bilde dazukommen mußte! dachte Frau Elisabeth; ist es nicht wirklich beinah unheimlich?

Aber noch unheimlicher war die langsame Veränderung von Thomas' Zügen. Und sie grübelte: An wen erinnert er mich nur? Eines Tages sah sie ihn ganz überrascht an, wie er in einer Ecke saß und gradeaus blickte. Da wußte sie: Es war das Bild.

Ganz unberührt von allen Ängsten und Fragen blieb Ursula. — Thomas ist ein armer Junge, pflegte sie zu sagen; meinetwegen mag er sich mit unnützen Grillen plagen, ich lasse mir dadurch nicht die gute Laune verderben. Ich finde das neue Haus ganz wundervoll und sitze viel lieber in diesem modernen Milieu als oben zwischen dem alten, wurmstichigen Gerümpel. Thomas hat eben keinen Geschmack, das ist die ganze Geschichte. Aber er wird schon älter und vernünftiger werden. — Er tat ihr wirklich leid, der arme Junge; aber sie konnte ihm nicht helfen; außerdem hatte sie, wie sie sagte, kein rechtes Talent, mit jungen Menschen umzugehen. Sie interessierten nur große, problematische Charaktere, wie die Geschichte und vor allem die Bühne sie darbot. Und was den weiblichen Teil derselben betraf, so fühlte sie sie alle in sich und glaubte sich berufen, sie später zu verkörpern. Sie stand dicht vor dem Ende ihrer Schulzeit und freute sich auf die Stunde, wo sie entlassen wurde, denn für diesen Tag war eine abendliche Schulfeier geplant, für die sie, zusammen mit den übrigen scheidenden Mädchen, eine besondere Überraschung für die Oberleiterin plante: Sie wollten ein kleines Festspiel geben, in dem die Genien Fleiß, Ordnung, Klugheit und manche andere auftreten und die junge Generation segnen sollten, während der Geist des Hauses einen eröffnenden Prolog hielt und zum Schluß einige längere Worte der Weihe sprach und Ausblicke in die Zukunft tat. Ursula hatte das Ganze erfunden, gedichtet und die Rolle des Geistes eigens für sich geschrieben. Zu Hause probte und übte sie vor einem großen Spiegel, immer wieder fielen ihr neue Feinheiten in Sprache und Bewegung ein. Bei Tisch bildete diese Aufführung ihren einzigen Gesprächsstoff; die Übungen hielt sie so geheim als möglich, ihre Eltern sollten an dem Abend selbst die erste wirkliche und starke Probe ihres Talentes sehen.

Und der Tag war da.

Schon am Morgen wurde sie entlassen; ihr Abschiedszeugnis war glänzend, nur Lobendes war gesagt, und am Schluß hatte ihr die Vorsteherin einige warme Worte für die Zukunft mitgegeben. Nun fehlte nur noch der Abend, um sie auf den Gipfel ihres Glücks zu bringen.

Am selben Mittag kam Thomas nicht zum Essen. — Wahrscheinlich muß er nachsitzen! sagte der Justizrat; ich sage ja, er kommt wieder ins Bummeln, letzte Woche erst die Verwarnung, dann der Strafzettel, — wenn das so weiter geht, kann's ja schön werden. Zur Strafe kommt er wenigstens um den guten Wein, den wir auf Ursulas Gesundheit trinken. — Eine Stunde verging, der Justizrat lag längst auf seinem Sofa und las die Zeitung, Thomas war nicht da. Frau Elisabeth begann unruhig zu werden. Vielleicht schämt er sich, so dachte sie, und ist ganz leise nach Hause gekommen und mag nun nicht nach unten gehen. — Sie ging hinauf zu seinem Zimmer; die Tür war von innen verschlossen. Sie klopfte und rief, aber es blieb drinnen still. Endlich eilte sie die Treppe hinab, zu ihrem Manne, der ein Gläschen Kognak schlürfte. — Seine Tür ist verschlossen, aber er antwortet nicht! — Der Justizrat sprang mit leichtem Satz empor und ging nach oben.

Nach einer Weile kam er mit gerötetem Gesicht zurück und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab. — Das hat noch gefehlt! rief er; direkter Ungehorsam, Widerstand, ja beinah Drohungen! — Zuerst vergewisserte ich mich, daß die Tür noch verschlossen war, dann rief ich: aufmachen! Drei-, viermal ließ er mich rufen, immer heftiger, bis es ihm endlich beliebte zu antworten. Und was sagte er? Er mache nicht auf, er lasse mich nicht hinein. Und als ich ihm drohte, rief er: Und wenn du mich totschlägst, ich öffne nicht! Und in einem Tone sagte er das, in einem Tone — ja ich finde gar keinen Ausdruck dafür! — Frau Elisabeth suchte ihn zu beruhigen; Thomas sei jetzt so ungeheuer reizbar; irgend etwas Neues müsse sich ereignet haben, was ihn ganz um seine Fassung gebracht habe. Der Justizrat entgegnete noch etwas, sah plötzlich nach der Uhr, erklärte, es sei höchste Zeit daß er gehe, sie möge diese Angelegenheit vorläufig mit Thomas allein ausmachen, er werde abends gleich in der Stadt essen und von da sofort in die Aufführung kommen; dann griff er nach seiner Aktenmappe und verließ das Haus.

Thomas! sagte Frau Elisabeth leise an seiner Tür, Thomas, ich bin es! willst du mir nicht öffnen? — Wieder schwieg es und sie hatte Qual im Herzen. Von fernher tönte Ursulas Stimme, die pathetisch Verse deklamierte. — Thomas, so antworte doch wenigstens ein Wort, wenn du mich auch nicht hineinläßt. Was ist es denn? Was um Gotteswillen ist geschehen? — Wieder lauschte sie. Da hörte sie seine Stimme: Ich bitte dich, laß mich allein. — Sie wandte sich langsam ab, tat einige Schritte, wartete wieder, in Hoffnung, er werde sie zurückrufen, dann schritt sie zögernd die Treppe nieder. Und während sie wieder stehen blieb, gespannt nach oben lauschte, noch immer nicht ganz die Hoffnung aufgebend,

er könne doch noch öffnen, hatte er längst wieder den leeren Blick ins Nichts gerichtet, unbeweglich, starr.

An diesem Mittag hatte er zum erstenmal das alte Haus wiedergesehen. All die Wochen vorher machte er täglich einen Umweg, um es nicht zu sehen. Die erste Zeit kostete es ihn keine Überwindung, im Gegenteil, dann aber mußte er sich dazu zwingen, und schließlich bedurfte es seiner ganzen Selbstbeherrschung, seines ganzen Willens. An diesem Tage nun faßte ihn eine Unruhe, und sie ward zur Todesangst. — Mittags suchte er es auf.

Seine Mauern ragten nackt zum Himmel, zur Hälfte wie in den Erdboden versunken, ohne Dach. Tor und Fenster waren verschwunden, alles kahl, tot. Und in diesem kahlen, toten Bau wimmelte es von Menschen, wie Insekten in einem riesigen Kadaver. Aus dem großen gewölbten Loch zu ebener Erde fuhr ein langer Wagen heraus; auf dem Wagen lag ein ungeheurer Stamm.

Thomas saß in seinem Zimmer, starr und unbeweglich. Die Dämmerung senkte sich langsam nieder, er spürte keinen Hunger, keinen Durst.

Immer ist Thomas Spielverderber! sagte Ursula, die das niedergedrückte Wesen ihrer Mutter sah; nun freut man sich schon wochenlang auf diesen Tag und hat nichts davon. Papa hat mir nicht das Geschenk gemacht, das er mir heut nachmittag geben wollte, und du denkst nur an Thomas. Du läßt dich viel zu sehr von ihm beherrschen. Sein Benehmen ist gradezu empörend, du solltest strenger mit ihm sein. — Frau Elisabeth gab ihr innerlich halb recht, aber ihr war tieftraurig zu Sinn. — Ursula trieb zum Ankleiden, es sei sowieso schon spät. Frau Elisabeth kleidete sich an. Dann ging sie an Thomas' Tür: Thomas, sagte sie leise, mach dich fertig, wir müssen bald fort, wir haben nicht mehr viel Zeit. —

Wieder eine Stille. Dann sagte er: Ich gehe nicht mit euch. —

So sage mir Lebewohl. —

Sie hörte seinen Schritt, der sich langsam der Tür näherte. Er öffnete, sie blickte in sein blasses, starres Gesicht, in dem die grauen Augen lagen.

— Lebe wohl! sagte er tonlos. —

Sie schloß die Tür, legte ihm beide Arme um den Nacken und sagte: Thomas, mein geliebter Thomas, was ist geschehen? — Er schwieg, dann sagte er mit ruhiger Stimme: Ich habe das alte Haus gesehen. —Das Blut lief ihr zu Herzen; nun wußte sie alles.— Sie zog ihn hin zu einem Stuhl und sprach lange, zartlich, liebevoll zu ihm. Er hörte ihre Worte nicht. — Du brauchst mich nicht zu trösten, sagte er endlich mit sanfter, klangvoller Stimme. Ursula pochte an der Tür. —

Geh mit uns, Thomas, sagte Frau Elisabeth, es wird dich auf andere Gedanken bringen. — Er schüttelte den Kopf. Und sie empfand es selbst als schrecklich, wenn er in diesem Zustand mitging. — Geh früh zu Bette Thomas, und wenn du — — ich bleibe bei dir, Thomas, laß mich bei dir bleiben! — Er wehrte ab. — Ursula klopfte wieder, stärker.

Sie wollte sich erheben, aber sank zurück. Es war als könne sie nicht fort von Thomas. —

Wenn ich allein mit ihm fortginge, weit fort, für immer! Dieser Gedanke, unmittelbar und stark, zuckte plötzlich in ihr auf. Aber fast gleichzeitig war es, als habe ihn ein anderer gedacht; fremd und unfaßlich schwand er in das Nichts. —

Wenn du jetzt nicht kommst, wird es zu spät! rief Ursula ungeduldig und öffnete die Tür. Frau Elisabeth drängte sie zurück. — So leb wohl, Thomas! sagte sie und neigte sich zu ihm. Da nahm er ihre beiden Hände und preßte sie an seine Stirn. Sie umschlang ihn leidenschaftlich. —

Ich bleibe zu Hause! sagte sie, unten plötzlich stehenbleibend, zu Ursula; fahr du allein; Thomas könnte mich nötig haben. — Da aber brach Ursula in Entrüstung aus: Das sei zu viel! Sie warf ihr Lieblosigkeit, Gleichgültigkeit vor; Thomas habe sie immer lieber gehabt als sie, wie sie es über das Herz bringen könne, ihr nun auch noch dieses anzutun, an ihrem Ehrentage, nur einer Laune Thomas' zuliebe, dem doch nichts geschehen könnte, der doch gesund sei, zu Bette gehe wie immer, und der seinen Trübsinn am besten verschlafe, der sie doch überdies selbst fortgeschickt habe! Und was erst ihr Vater dazu sagen werde; sie wisse gar nicht, wie sie ihm das mitteilen solle, wo er sowieso heute schon so schlecht auf Thomas zu sprechen sei. — Sag ihm, er wäre krank! — Aber Thomas ist doch gar nicht krank! Soll ich Papa wissentlich eine Lüge sagen? Das fällt mir gar nicht ein!

Frau Elisabeth kämpfte mit sich selbst; auf der einen Seite stand ihre Furcht um Thomas, auf der andern die Rücksicht auf die Familie, auf ihre Anforderungen, auf ihre Tochter, die sie tief verletzte, wenn sie zu Hause blieb, auf ihren Mann, mit dem es eine endlose Aussprache und Verstimmung geben würde, die schließlich doch nichts weiter erreichte, als daß seine Erbitterung gegen Thomas wuchs. Und vielleicht hatte Ursula ganz recht; vielleicht blieb Thomas wirklich am liebsten allein; vielleicht waren ihre Einbildungen ganz töricht. Und was bildete sie sich überhaupt ein? — Sie wußte es selber nicht, und wie sie alles mit ihrer Vernunft überdachte, wich auch die Furcht etwas von ihr.

Der Wagen rollte davon, das Haustor schloß sich. Thomas blieb allein zurück. Das Mädchen brachte ihm das Abendessen, und fragte, ob er noch etwas wünsche. Er schüttelte den Kopf. Das Essen berührte er nicht. Unbeweglich blieb er sitzen. Dann hörte er, wie unten die Läden geschlossen wurden, wie sich der Schlüssel in der Haustür drehte, und, nach langer Zeit, wie die Lampen im Vorplatz ausgelöscht wurden. Dann blieb alles still. — Die Zeit verrann, unbeweglich saß Thomas.

Da rief es ihn, und er folgte.

Leise verließ er das Haus; die Türe zog er fest ins Schloß.

Vom Mond beschienen lag das alte Haus vor ihm.

Er trat durch den Torbogen in die Halle und schritt zum Hof, zum Garten. Ein wüstes Feld dehnte sich grau vor ihm. Zur Seite lag ein schwarzes Loch; dort stand einst Maos Linde. Er wandte sich zum Haus, zum Giebel mit dem Wappenschilde, er sah nur leere Luft. Er wollte die Stelle sehen, wo einst der Flieder stand. Unten murmelte das Wasser, fern ragte der Turm, leiser Wind strich durch die Öde.

Er wandte ſich zurück zum Hauſe, er ſchritt die Treppe empor zum Vorſaal. Der Mond ſchien hoch hinein; er trat ins Eßzimmer — er fand es nicht. Nach allen Seiten klaffte kahler, nebeliger Raum. Zur Seite, wo ſein Schlafzimmer war, ſtarrte Luft und Himmel, ſein Fuß ſtockte vor der Leere.

Alles, alles war vorbei.

Aber eine wunderbare Ruhe war in ihm. Er fühlte ſeinen Körper nicht mehr, als er nun über das Geröll hinwegſchritt, als er die niedrigen Wälle überklomm. Wie ein Schlafwandelnder ſchritt er leicht und ſicher an allen aufgeriſſenen Tiefen vorüber, und nun war ſein Ziel erreicht:

Vor ihm lag, vom Sternenhimmel beſchienen, deckenlos der dunkle Raum, in dem er in ſeinen frühen Kinderjahren Stunden abgeſchiedenſten Alleinſeins verbrachte, in dem er mit Mao einſt allein war. Leer gähnte der Raum, die gegenüberliegende Wand fiel tief herab, ins Bodenloſe.

Er hielt die Hände vors Geſicht, den Kopf geneigt, lange, lange.

Und leiſe wuchs das alte Haus um ihn empor, ſeine Flügel ſchoben ſich näher und näher, unhörbar rückte es um ihn zuſammen, das Dach wölbte ſich über ihn, leiſe Töne eines uralten Geſanges umſchwebten ihn. Sie verhallten nicht, ſie ſchwangen um ihn in unſichtbarem Reigen, verbanden ſich mit ihren Schweſtern, ſchaukelten und neigten ſich wie Roſen an windgewiegtem Stengel:

Da tat ſich die Tiefe vor ihm auf. In Strahlen ſah er von der Mitte des Hauſes lange Gänge ziehn, die als Schächte im Bogen niedergingen und ſteil über einem finſtren Waſſer endeten; ſein unbewegter Spiegel war ſchwarz und blank wie Stahl. Und doch trafen ſie ſich unter dieſem Spiegel, in tiefſter Tiefe, unter dem Mittelpunkt des Hauſes. Und dort ſaß unbeweglich eine verſchleierte Geſtalt. Die Töne ſchwollen an, dumpf rollten ſie aus allen Gängen hin zu ihr, dumpf wurden ſie zurückgeworfen, um abermals zurückzurollen, in ewig gleichmäßiger Bewegung, dumpfer, leiſer, bis ſie ganz zum Murmeln wurden und erſtarben.

Aber in der ungeheuren Stille um ihn her erhob ſich ein fernes Rauſchen wie von Blättern, das näher und näher ſchwoll, vom Sturm getrieben, ſeine Stimmen dröhnten und brachen ſich im Anprall, und nun jagten, brauſten, flammten, flackerten ſie ihm durchs Blut. Über ihm glühten und toſten die Blätter eines ungeheuren Baumes, ſchwangen in Feuerkreiſen, ſchwarze Früchte platzten und barſten auseinander und ſchoſſen den goldenen, leuchtenden Staub zahlloſer Funken nieder auf die alte Heimat.

Da klang, ſprang und zerriß eine ungeheure Harfe.

Arbeiter fanden ihn, am andern Morgen, im Abgrund, tot, im fahlen Frühlicht.

Wissenschaftliche Repräsentation/ von Richard M. Meyer

Wir gebrauchen das Kunstwort „repräsentieren" in einem doppelten Sinn. Zunächst bürgerte es sich für parlamentarische Repräsentanten ein: für Männer, die die verfassungsmäßige Vollmacht erhielten, eine bestimmte Anzahl von „Wählern", einen bestimmten „Stand", einen Ort oder eine Landschaft zu vertreten. Es handelt sich da einfach um eine symbolische Stellvertretung: die Stadt London, die Geistlichkeit von Languedoc, die Familie von Bülow, der sechste Berliner Reichstagswahlkreis können nicht selbst sprechen oder abstimmen; darum wählen sie einen Repräsentanten, der für sie sein soll, was der Mund (oder vielleicht auch der Verstand!) für den einzelnen Menschen.

In diesem Sinn ist der Begriff „repräsentieren" klar und einfach; wie weit er in Wirklichkeit durchführbar ist, wie weit er innerhalb der Grenzen seiner Durchführbarkeit erreicht wird — das ist eine Sache für sich.

Aber es gibt noch ein ganz anderes „Repräsentieren". Unsere hohen Beamten erhalten „Repräsentationskosten"; bei weitem die bedeutendsten die Vertreter des Reiches im Auslande. Zunächst scheint das zwar ganz dasselbe: der deutsche Botschafter in Rom oder Paris erhält so und so viel, um damit das deutsche Reich „würdig zu vertreten". Indessen — das Reich würdig zu vertreten, ist ja seine Aufgabe überhaupt; erhält er das eigentliche Gehalt zu einem andern Zwecke? Man könnte sogar auf den Gedanken kommen, für die Vertretung Deutschlands seien andere Momente im Botschafterleben wichtiger als die Veranstaltung von Bällen für die Jugend je zweier Nationen; der Moment z. B., in dem Bismarck aus St. Petersburg einen Bericht nach Hause schreibt. Aber das ist gleich: die Repräsentationsgelder bekommt er für die Bälle. Und wenn ein preußischer Minister die Würde und das Ansehen des Staates gegenüber dem egoistischen Übermut einzelner Kreise vertritt, oder auch wenn er mannhaft das Interesse Preußens gegenüber fürstlichen Einfällen zur Geltung bringt — dann „repräsentiert" er nicht; aber er tut es, wenn er hundert Mark für ein Sportfest zeichnet.

Was bedeutet dies zweite „Repräsentieren"? dies oft beklagte „Repräsentierenmüssen", in dem viele eine Hauptgefahr, einen dauernden Schaden für unser Beamtentum (nicht bloß in pekuniärer Hinsicht!) erblicken?

Der Grundgedanke ist natürlich auch hier wirklich der der Stellvertretung: „das Kultusministerium" unterstützt einen Denkmalsplan; der Oberpräsident, oder der Konsistorialpräsident, oder der Oberpostdirektor (ich weiß zwar nicht, ob diese Repräsentationsgelder erhalten!) nehmen eine Bewirtung von Leutnants oder Pastoren auf sich, die eigentlich Preußen oder die Provinz selbst vornehmen sollten. Aber der Begriff ist eben hier ganz auf ein gewisses (ach oft recht bescheidenes!) Verbreiten von äußerem Glanz beschränkt. Der Beamte soll den Schein erwecken,

als sei sein Staat sehr reich; deshalb soll er selbst vermögender erscheinen, als er ist. Dies ist der Grund, weshalb oft sogar der kleinere Beamte einmal im Jahre gezwungen wird, eine Gastfreundschaft zu entfalten, die ihm seine Verhältnisse verbieten. Das Staatsinteresse verlangt es angeblich, daß Botschafter, Minister, Provinzialchefs eine bestimmte, beträchtliche Summe Geldes ausgeben; da sie sie nicht zur Verfügung haben, auch in ihrem Gehalt nicht, bekommen sie sie gesondert zur Verteilung. „Repräsentieren" heißt also in diesem Sinn: scheinen, was man nicht ist. Zu König Wilhelms Krönung in Königsberg sandte England einen steinreichen Lord, Frankreich den keineswegs mit Glücksgütern gesegneten Marschall Mac Mahon: dieser aber ward so ausgestattet, daß er jenen in Schatten stellen konnte. Er mußte so reich auftreten, wie es nicht einmal der britische Millionenbeherrscher vermochte.

Eine seltsame Sache, daß der Staat selbst auf den Schein dringt! aber vielleicht nicht der einzige Fall, wo ihm dieser wichtiger ist als die Wirklichkeit. Denn ganz ohne Potemkinsche Dörfer geht es nun einmal in keinem Staatsleben ab. Paraden und Examina, Manöver und Dankgottesdienste, Nekrologe und Ordensverleihungen haben oft genug lediglich symbolische Bedeutung; und was würde aus dem Staat, wenn nach jedem Manöver oder an dem Grabe jedes „durch Gesinnung und Intelligenz gleichmäßig ausgezeichneten" Beamten eine wahrheitsgetreue Kritik gegeben würde? Statt dessen repräsentiert man: es wird etwas falscher Glanz verbreitet, damit Ausland und Untertan überzeugt sei, unter jedem Ordensstern sei ein reelles Verdienst verborgen.

Bis zu einem gewissen Grade läßt sich das wirklich nicht ganz vermeiden; etwas Repräsentieren gehört zu den verzeihlichen Notlügen des Staates. Eine andere Frage ist es, ob wir des doch eben nicht unbedingt Guten nicht gerade jetzt zu viel tun. Friedrich der Große hörte staunend zu, was Ludwig XV. an Repräsentationspflichten alles zu leisten habe; „wenn ich König von Frankreich wäre", sagte er dann, „wäre mein erstes, einen andern König zu ernennen, der das alles für mich zu tun hätte". Und Gustav Freytag hat ja die Besorgnis ausgesprochen, es könnte den Trägern der Krone über dem Repräsentieren das Sein und Handeln abhanden kommen.

Steht es aber im Staatsleben hier nicht unbedenklich, so dürfen wir nicht ohne Stolz sagen, daß auf andern Gebieten selten das „Repräsentieren" eine so geringe Rolle gespielt hat wie heute. Gewiß ist jener ideale Zustand nicht erreicht, den Gottfried Keller in die Jenseits-Utopie seines „Apothekers von Chamounix" versetzte: auch heute dürfen wir nicht behaupten:

Was er ist, das gilt ein Jeder —

und nie wird man das behaupten können. Das Postament eines angesehenen Amtes, der Resonanzboden eines feierlichen Titels, der Zufall günstiger Bedingungen, die Geschicklichkeit berechneten Strebertums erhöhen auch heute manchen Gelehrten, manchen Künstler, manchen „öffentlichen Charakter" über seine wirkliche Bedeutung, und drücken zehn Bessere herab. Ein Berliner Hofschauspieler

oder Oberhofbaurat repräsentieren noch immer mehr, als sie sind; doch sie stehen ja auch schon an der Grenze der staatlichen Privilegierung. Im ganzen ist die Kritik gerade von diesen Befangenheiten recht erfreulich frei — die private noch mehr als die öffentliche.

Das war nicht immer so. Es gab Perioden, in denen vor allem die Wissenschaft so organisiert war, wie jetzt nur der Staat: in denen sie imstande war, aus der Fülle ihres eigenen Ansehens an bestimmte Würdenträger, die eben keine offiziellen „Großmandarine" zu sein brauchten, so viel auszuteilen, daß diese Glücklichen weit über ihre wirkliche Bedeutung hinaus wuchsen und ein wissenschaftliches Ansehen genossen, das Persönlichkeit oder Leistung ihnen so nicht hätten verschaffen können.

Dies merkwürdige Phänomen ward mir durch ein soeben erschienenes Buch vor die Augen geführt. Nahida Lazarus und Alfred Leicht haben die Lebenserinnerungen von Moritz Lazarus herausgegeben (Berlin, bei Georg Reimer) — ein lesenswertes, unter vielen Gesichtspunkten interessantes Werk. Man darf sich nicht an den blinden Heroenkultus stoßen, den die Nekrologisten (wie üblich) mit ihrem Toten treiben; darf sich über die kleinlichen Gehässigkeiten nicht allzu sehr ärgern, mit denen bedacht wird, wer irgend nicht mit Lazarus durch dick und dünn geht. Auch dem Helden gegenüber muß manche störende Empfindung bekämpfen, wem diese Neigung aus Schönrednerei zur Pose, zur Selbstbeleuchtung gegen den Strich geht; wer mit den Jüngsten für Henry Thode oder die allerneuesten Wiener schwärmt, dem kann dergleichen ja nur als Zeichen für Lazarus' Vorahnung unserer „höchsten Werte" imponieren! — Aber es bleibt das Denkmal eines Kreises bedeutender und zumeist erfreulicher Persönlichkeiten, wie sie in Deutschland sich nicht oft zusammenfanden: Gottfried Keller, Berthold Auerbach und Paul Heyse; Fritz Reuter und Otto Ludwig; H. Steinthal, Franz Kugler, Adolf Menzel, Theodor Fontane ... Und es bleibt Tatsache, daß dieser Kreis den Philosophen Moritz Lazarus als seinen Mittelpunkt ansah; daß nicht nur die Geringeren, wie Wichert und Lübke und Ebers, sondern auch die Größten aus dieser Gemeinschaft mit wirklicher Verehrung zu ihm aufsahen; daß Heyse ihn nicht nur „mein Geliebter" anredete, sondern auch wie mit keinem Zweiten mit ihm die tiefsten Probleme seines literarischen und auch seines menschlichen Lebens besprach ...

Und wer war Moritz Lazarus, der Philosoph, der „Begründer der Völkerpsychologie"?

Ein großer Gelehrter, meinten seine Verehrer, und meinen noch heute die Herausgeber seiner Lebenserinnerungen —, ein Forscher ersten Ranges, der Epoche machte in der Geschichte der Psychologie, zugleich als Schüler Herbarts der einflußreichste Apostel dieses Meisters der Pädagogik ... Aber Herbart selbst bedeutet der Gegenwart nicht mehr allzu viel; sein Ruhm ist selbst in den Kreisen der Pädagogen, die ihn am längsten gefeiert haben, im Erlöschen. Vor allem aber: was blieb von Lazarus' eigenem wissenschaftlichem Lebenswerk? Die glückliche

Prägung eines Kunstausdrucks, der uns trotz allen Anfechtungen unentbehrlich wurde: „Völkerpsychologie"; die Ausarbeitung eines Programms für diese „neue Wissenschaft", wobei es hier dahingestellt bleibe, wieviel ihm, wieviel seinem größeren Freund und Mitarbeiter Steinthal angehört; endlich einige Bände philosophischer Essays, zum Teil („das Leben der Seele") einigermaßen systematisch geordnet. Der wissenschaftliche Nachlaß eines Forschers von wirklicher Bedeutung ist das nicht. Zwar möchte man vielleicht einwenden, der Gedanke jener „neuen Wissenschaft", ihre Forderung durch das Programm und durch die Begründung einer (tatsächlich von Steinthals Geist erfüllten) Zeitschrift wiege eine Anzahl anderer Einzelleistungen auf. Aber das dürfte man nur behaupten, wenn die Völkerpsychologie wirklich aus jenen Anregungen als eine reiche leistungsfähige Disziplin hervorgegangen wäre — aber im wesentlichen steht sie noch heute auf dem Programm. Fr. Aug. Wolf hat unsterblichen Ruhm als Erneuerer der Altertumswissenschaft, obwohl er fast nur Prolegomena und Programme schrieb; aber sie enthielten gleichzeitig fruchtbare Beispiele der neuen Forschungsart. Was die Völkerpsychologie von jenem Programm bis auf das neue, so benannte Werk von W. Wundt hervorgebracht hat, das ist mittelbar oder unmittelbar Steinthal zu danken; Lazarus hat durch lange Jahrzehnte für den Ausbau der Wissenschaft auch nichts geleistet.

Wer war Lazarus? Ein Schönredner, ein Poseur, sagten schon bei seinen Lebzeiten seine Gegner; ein geschickter Arrangeur von fremden Gedanken, bestenfalls ein glänzender Meister des Vortrags und wirksamer Stilist. — Aber hätte wirklich, wer nur das war, einem Heyse und einem Auerbach, ja mißtrauischen Menschenkennern wie Gottfried Keller und Theodor Fontane so viel sein können? Seine „selbstschöpferische und schöpferisch machende Weise" rühmt Berthold Auerbach. Vielleicht täuschte er, täuschten die Zeitgenossen sich über das Maß des „Selbstschöpferischen" bei dem Verfasser des „Lebens der Seele"; fühlten sie sich aber von ihm schöpferisch angeregt — wie konnte das eine Täuschung sein? Elegante Wendungen, eine angeborene Feierlichkeit des Auftretens, mit ebenso natürlicher weltmännischer Grazie vereint, das mag genügen, um ein bürgerlich-gebildetes Publikum in Wien zur Begeisterung hinzureißen; ein europäisches Ansehen, das genügt, um den kriegsgefangenen Fontane vor dem Erschießen zu retten, den fast kanonischen Ruf des „Philosophen für die Welt" gewinnt man mit solchen Mitteln allein nicht!

Wer war Lazarus? Um ihn und seine in gewissem Sinn einzige Stellung zu verstehen, müssen wir aufhören, ihn isoliert zu betrachten. Gewiß, nicht wenig war ihm ganz persönlich zu eigen. Der Mann von entschieden vornehmer Erscheinung, von künstlerisch durchgebildeter Haltung war zugleich in einem Maß wie seit Moses Mendelssohn kein zweiter, wie ich es früher genannt habe: der offizielle Repräsentant des Judentums innerhalb der gebildeten christlichen Gesellschaft; wie denn der tapfere und siegreiche Stolz, mit dem er sich zu seiner Religionsgemeinschaft jederzeit bekannte, zu den schönsten Seiten seines Wesens

gehört. Etwas Pose mag man auch hier finden; die Hauptsache war ehrliche wackere Empfindung. Auch seine äußere Laufbahn brachte eigenartige Glücksfälle: ein Apostolat deutscher Philosophie in der Schweiz; die Wirksamkeit an der Kriegsakademie, die ihm dann durch einen beliebigen General v. Ollech in unwürdiger Weise geraubt wurde — der „jüdische Professor" spielt bei diesem unerfreulichen Akt eine sehr viel vornehmere Rolle als der christlich-germanische General und „Edelmann"! Endlich während seiner langen Tätigkeit in Berlin Beziehungen zu allen Kreisen, zum Kronprinzen, zu Diplomaten, Professoren, Künstlern, Schriftstellern.

Aber bei alledem, er bleibt eine typische Persönlichkeit. Gerade Philosophen ähnlichen Gepräges sind damals so häufig wie heute selten. Einer von Lazarus' Korrespondenten lobt ihn einmal, daß er nicht in die „ernstspielende" Manier Erdmanns verfallen sei. Aber Joh. Ed. Erdmann in Halle hat mit seinen „Ernste Spiele" benannten Vorträgen in der Tat eine ganz ähnliche Wirkung angestrebt und erreicht wie der jüngere Lazarus; wie denn auch schon der etwas gesuchte Titel an solche von Lazarus („Treu und frei") erinnert. Und folgende Charakteristik des konservativen Hegelianers paßt fast wörtlich auf den liberalen Herbartianer: „Auf dem Katheder kam Erdmanns Persönlichkeit schön zur Geltung und Wirkung. Voller Herrschaft über den Stoff übte er auf seine zahlreichen Zuhörer durch die Gewalt und den Glanz seiner Diktion, durch die geistreiche, witzige, zum Teil sarkastische, mit Analogien leicht spielende Art des Vortrags einen bedeutenden Einfluß aus. Wer ihn hörte, wurde von ihm gefangen und mußte sich der eigenartigen Behandlung der verschiedensten Gegenstände hingeben." Und wie wenig ist von Erdmann übrig geblieben! Die Persönlichkeit war alles: ein interessanter Mensch, interessant, weil ganz imprägniert von den wichtigsten Ideen seiner Zeit, die er nun wie eigene Produkte mischte und wandte und weiter gab. Diese persönliche Versammlung von Zeitgedanken — sie ging mit ihm hin und die Bücher geben nur noch ein blasses Bild von der Bedeutung des lebenden Zauberers.

Oder ein dritter akademischer Philosoph des gleichen Typus: Moriz Carriere. In München hat er fast die gleiche Rolle gespielt, wie Lazarus in Berlin: der philosophische Vertrauensmann der Künstler, das offizielle Orakel für den höher gebildeten Bürger, der gesuchte Vortragsmeister und briefliche Tröster. Seine wissenschaftlichen Verdienste sind vielleicht zum Teil von dauernderer Art; aber dafür tritt auch in seinen Vorträgen und Aufsätzen populärer Art die gefährliche Seite dieses philosophischen Repräsentierens schlimmer hervor: die bauschigen Phrasen, die geölten Sentenzen, die Ausrufe im cuivre-poli-Stil; das alles erinnert in bedenklicher Weise an jenes triste, trivial-pathetische „Festzeug", mit dem die Baldachine und Thronsessel bei unseren Denkmalsenthüllungen und Kirchweihen ausgeschmückt werden. Fr. Th. Vischer hatte einen sehr bösen Scheltnamen für Carriere, der selbst die — einfachsten menschlichen Funktionen nicht ohne „Wonne" vornähme; und der allerdings sehr kritische Historiker Scheffer-Boichorst erzählte, er habe bei ihm nur einmal gehört, denn da habe Carriere

für die ägyptische Säule schon so verzückt geschwärmt, daß er bei sich gedacht habe: „Himmel! wie soll das erst bei der griechischen werden!"

Ja etwas von diesem Typus fehlt in jener Zeit sogar Philosophen von ganz anderer Bedeutung nicht! Hermann Lotze hat eine gesicherte Unsterblichkeit, und auch sein „Mikrokosmos" verdient sie nicht bloß um stilistischer Eleganzien willen; aber wenn er im Kolleg zur Illustration der verbreiternden Wirkung der weißen Farbe schmunzelnd bemerkte: „deshalb sieht man auch nicht gern weiße Handschuh — aber weiße Strümpfe!", dann hatte er auch etwas von jener „Herablassung der Weisheit", die das Publikum beglückt. — Der Autor des „Lebens Jesu" war ein großer Gelehrter; der Verfasser des „Alten und neuen Glaubens" war der offizielle Repräsentant der philosophischen Zeitbildung bei dem großen Publikum, das durch Fr. D. Strauß' Schwächen viel mehr als durch seine Vorzüge kaptiviert wurde.

Aber wenn das wissenschaftliche Repräsentieren vorzugsweise von Philosophen geübt wurde, so doch keineswegs ausschließlich von ihnen. Adolf Stahr, der Gatte Fanny Lewalds, ist nicht minder ein echter Typus. Der ausgezeichnete, freilich aber stilistisch unglaublich hilflose Danzel schreibt eine epochemachende Lessingbiographie: Stahr macht ein lesbares Buch daraus. „Nun nimm du die Gebärden an, die Tat will ich vollbringen", sagt im Nibelungenlied Siegfried, in die Tarnkappe verhüllt, zu König Gunther — womit im Grunde das Wesen der konstitutionellen Monarchie nicht übel gezeichnet ist. In ähnlicher Weise, reich an geistreichen Wendungen und arm an eigenen Gedanken, hat Rudolf Gottschall zwischen der literarhistorischen und ästhetischen Forschung und den Bedürfnissen der gebildeten Masse vermittelt. Und gerade dies ist das Bezeichnende. Man darf diesen Typus ja nicht mit dem des „Popularisators" verwechseln. Der übersetzt bestimmte wissenschaftliche Ergebnisse — oder Meinungen ins Gemeinverständliche: eine höchst verdienstliche Tätigkeit, wenn sie ohne Übereilung und mit Gewissenhaftigkeit vollzogen wird. Aber Carus Sterne oder Wilhelm Bölsche geben sich eben auch als solche Gedankenübersetzer. Sie repräsentieren nicht, sie adoptieren. Ganz anders die Gottschall und Stahr, die Carriere und Erdmann und Lazarus. Diese scheinen erst selbst ganz neu hervorzubringen, was sie in Wirklichkeit reproduzieren. Sie haben den Stoff in sich aufgenommen; und weil sie nun geborene Vermittler sind, ohne die Tiefe des selbständigen Denkers, ohne die Flachheit des wiederkäuenden Repetenten, weil sie gleichsam in sich selbst Gelehrter und Publikum zugleich sind, deshalb wandelt sich in ihnen der übernommene Gedankenvorrat in eine weichere, breitere Masse, die dem Bildungshunger weiter Kreise genügt, den Fachmann freilich unbefriedigt läßt. Spielen doch die Philosophen von Beruf in Lazarus' Umgang und Briefwechsel kaum eine Rolle — den einzigen Steinthal aus begreiflichen Ursachen ausgenommen!

Um nun aber das Wesen dieser typischen Erscheinung ganz zu erfassen, blicken wir in das Ausland, und blicken wir in jene Zeit hinein. In Frankreich, wo alles zentralisiert ist, gab es stets einen solchen offiziell mit der Repräsentation

der Philosophie beauftragten Gelehrten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hieß er Victor Cousin und war wenigstens ein bedeutender Gelehrter; später nannte er sich Caro und ward wegen der Dünnheit seiner philosophisch-sentimentalen „Mélanges" zum Ziel für Paillerons Spott in der „Langweiligen Welt"; gegenwärtig scheint er sich Th. Ribot zu nennen. Seine Aufgabe ist nicht so sehr, das Wissen seiner Zeit zu vermehren oder auch nur zu verbreiten, als vielmehr es darzustellen. Er soll „der Philosoph" der Zeit sein; ihn soll man in jedem Moment fragen können: was denkt „der Philosoph" hierüber? wie urteilt „der Philosoph" über diese Politik, dies Kunstwerk, diese Persönlichkeit, diese Konfitüren? Er hat in jedem Augenblick die Verbindung zwischen dem „Bildungsphilister" und der Ewigkeit herzustellen, den Rapport zwischen einer Tagesneuigkeit und der Geschichtsphilosophie zu bewirken. Wie unsere Jungen — leider! — an den Mutoskop-Apparat laufen, um für zehn Pfennig eine Parade vorbeidefilieren zu sehen, so hat der Philosoph für die Welt eben diese Parade oder die Reiter des Spiels, die Dummheit oder die sittliche Weltordnung, die Mode oder den neuesten Tanz sub specie aeterni zu zeigen.

In England ändert sich das Amt ein wenig. Auch hier hat ein Mann offiziell die Bildung seiner Zeit zu repräsentieren, philosophische Empfindungen vorzufühlen — „denn edlen Seelen vorzufühlen ist wünschenswertester Beruf" —, die Aktualitäten mit weithin hallenden Sentenzen zu behängen. Aber zunächst ist bei den Britten niemals die Zentralisation so durchgedrungen wie bei den Franzosen: kein einzelner Gelehrter hat es je zu so unumschränkten Repräsentationsrechten gebracht wie in Paris der große Fontenelle oder der kleine Caro; die wirklich bedeutenden natürlich noch weniger als die geringeren: Sir John Lubbock (jetzt Lord Avebury) eher als Herbert Spencer, und Huxley der „Agnostiker", mehr als Charles Darwin. Dann aber fordert man in England eine periodische Auffrischung der Autorität durch greifbare wissenschaftliche Leistungen: ohne seine Arbeiten über das Leben der Bienen und Ameisen hätte Lubbock seinen „Freuden des Lebens" nie ein kanonisches Ansehn verschafft — dieser trefflichen Theodizee, die sich auf zwei Sätze zurückführen läßt: „Mit hunderttausend Mark im Jahr kann man sich viel Vergnügen machen — und so viel hat doch jeder anständige Mensch!"

Eine Kombination des französischen mit dem englischen Typus nun zeigt in jener Epoche, von der wir sprechen, der Gelehrte, an dem der Begriff des Repräsentierens in der Wissenschaft besser als an irgend einem andern studiert werden kann: Emil du Bois Reymond, der berühmte Berliner Physiolog, durch lange Jahre der gefeierte Sekretar (nicht etwa: Sekretär!) und Festredner der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. — Über seine wissenschaftliche Bedeutung zu urteilen, fehlt mir jede Kompetenz; nur scheint es, als habe er sie fast ausschließlich den Arbeiten seiner jungen Jahre zu verdanken, während er später im Genuß des Ruhms und der Autorität es vorzog — zu repräsentieren. Der Nachkomme Chodowieckis hatte nichts von der oft etwas pedantischen

„Andacht zum Unbedeutenden", die seinen Ahn zu dem einzigen großen Lebensbeobachter seiner Zeit machte; aber desto unverkennbarer war das französische Blut in seinen Adern, das ihn an akademischer Repräsentation, an stilistischen Finessen, an weitdröhnenden Sentenzen Gefallen finden ließ. Die Zahl der Welträtsel in ein sieben Stück enthaltendes Futteral zu verpacken — Haeckel, der von einer letzten Erbschaft des Typus nicht so frei ist, wie seine Verehrer wünschen möchten, hat sie wieder ausgepackt —; den persönlichen Gott der Gläubigen als ein gasförmiges Säugetier zu bezeichnen, Goethes Faust wegen versäumten Aufgebots mit Margarethen zu reprimandieren und Böcklin gravitätisch die anatomische Unmöglichkeit seiner Wundergeschöpfe nachzuweisen; den Untergang des Römerreichs auf den Umstand zurückzuführen, daß die guten Leute das Pulver nicht erfunden haben — all dies und verwandte Offenbarungen mehr effekt- als geschmacktvoll mit Aplomb vorzubringen, das charakterisiert du Bois Reymond den Redner. Das macht: er muß die Repräsentationskosten des wissenschaftlich „führenden Geistes" bis zum letzten Heller verausgaben. Er ist „der Naturforscher"; er hat die Bildungshöhe seiner Epoche in sich darzustellen. Wie man in Frankreich von Caro wissen will, was „der Denker" über Goethe denkt, so wünscht man in Preußen — sein Einfluß ging über diese geographische Begrenzung nicht heraus — zu erfahren, was „der Naturforscher" über „Friedrich den Großen und den gymnotus electricus" (wie Mauthner spottete) zu bemerken hat. Aber immerhin — zu der unumschränkten Autorität des französischen Bildungsrepräsentanten bringt er es nicht: wie die englischen muß er durch gelehrte Arbeiten sich eine fachmäßig begrenzte Kompetenz immer wieder erst sichern.

Und selbst mit dieser Einschränkung war das Phänomen bei uns nur in einer bestimmten Epoche möglich. Diese Zeit der du Bois Reymond, der Lazarus, der Stahr — es ist die Epoche, die wir am besten „die nationalliberale Ära" nennen. Es ist die einzige Epoche, soweit unsere politische und kulturelle Geschichte reicht, in der tatsächlich das höhere Bürgertum geherrscht hat — soweit bei uns und überhaupt die Bourgeoisie eben herrschen kann. Es war eine Zeit, die sich vielfach mit der Blütezeit der Aufklärung vergleichen läßt: Kulturkampf, Liberalismus, Mangel an feinerem Kunstgefühl, aufrichtige Menschenliebe in werktätiger Ausübung. Nichts aber verbindet beide Epochen stärker als die Anbetung der Wissenschaft. Der unbedingte Glaube an ihre unbegrenzte Macht, die freudige Gewißheit von ihrem hohen Stand in der Gegenwart; die rührende Verehrung ihrer Priester teilt die nationalliberale mit der rationalistischen Epoche.

So sammelt die abstrakte Wissenschaft gleichsam, wie die Kirche des Mittelalters, einen riesigen „Gnadenschatz" an, dessen Verwalter eben ihre „Priester" sind. Aber eben doch nicht alle in gleichem Maße: zum Austeilen der Wundergaben gehört auch eine besondere Berufung, wie zu ihrer Vermehrung und Behütung. Persönlichkeiten sind dazu berufen, die den ganzen Schatz der geistigen Gnaden in sich aufgenommen haben und nun, wie ein wundertätiges Gefäß der

Gnade, wieder ausspenden. Gewissermaßen lebendige „wundertätige Heiligenbilder" sind es: in sie ist die konzentrierte Heilkraft der Wissenschaft niedergestiegen und wird dem frommen Verehrer zugänglich. Wie das Madonnenbild von Loreto oder Lourdes nicht an sich Wunderheilungen bewirkt, sondern weil es gewürdigt ist, die Wunderkraft der Jungfrau Maria zu repräsentieren, so salbt sich die Zeit einen Philosophen, einen Naturforscher, einen Historiker zum Inhaber der philosophischen oder geschichtlichen Kenntnis und Kraft. Ihm fällt nun die Aufgabe zu, seine Wissenschaft zu repräsentieren — nicht in dem Sinne, wie jeder große Forscher die seine „repräsentiert", indem er ihre stärksten Kräfte in sich wirksam zeigt, sondern in dem Sinne, wie der Botschafter „repräsentiert", indem er mit Prunk und Kostenaufwand die Vorstellung erweckt, die Macht, die er vertritt, sei mit ungeheurem Reichtum ausgestattet ...

Von hier also erfließt das eigentümliche Wesen dieser Typen: der breite Faltenschlag ihrer Rede, die tönenden Allgemeinheiten, die zugespitzten Wendungen — Formen der auf eine große Menge der Gäste berechneten Repräsentation. Von hier kommt, was man von ihrer persönlichen Haltung fordert: eine einigermaßen priesterliche Würde mit weltmännischer Eleganz vereint, eine gewisse Mischung von Unnahbarkeit und Leutseligkeit — das sind die Repräsentationskosten. Von hier stammt das kanonische Ansehen, stammt ein Einfluß, der zu ihrer persönlichen Bedeutung kaum im Verhältnis steht: „repräsentiert" der Botschafter nur stattlich, so braucht es eben kein Bismarck zu sein — ein Philipp Eulenburg tut's auch.

Und als das unbegrenzte Vertrauen auf die Allmacht der Wissenschaft zurückging — ohne daß man deshalb gerade mit Brunetière von einem Bankrott der Forschung zu sprechen brauchte! —, da schwand, wie beim Beginn der Reformation, der Glaube an den Gnadenschatz, und damit versiegten die Fonds für die wissenschaftliche Repräsentation. Die alten Inhaber wurden noch mit Respekt gehört — soweit sie ihn nicht auf andere Weise verscherzten —, eigentliche Erben fanden sie nicht. Carriere ward vergessen; um Lazarus ward es einsam; du Bois Reymond konnte noch in voller Pracht dahingehen. Als „survivals" jener Epoche, wie gesagt, mögen Männer wie Haeckel noch in gewissem Sinne gelten; daß sie im ganzen einen völlig anders gearteten Typus darstellen, liegt auf der Hand. Vor allem: wie weit liegt der leidenschaftliche, ihn selbst verblendende Kämpferzorn des großen Jenensers ab von der behaglich schmunzelnden Selbstsicherheit der an anstaunende Bewunderung gewohnten „führenden Geister" der nationalliberalen Ära! Und wie wenig hat man — mit vollstem Recht — ihm gestattet, als Inhaber der modernen Bildung schlechtweg und schlankweg die Welträtsel aller Welt aufzulösen! Es ist eine andere Zeit gekommen, in vielem eine schlimmere, das aber gereicht ihr nicht zur Unehre, daß der Begriff des Repräsentierens in der Wissenschaft ihr fremd und fast unverständlich geworden ist!

Don Juan in der Hölle/ von Bernard Shaw

Zwiſchenſpiel aus dem Drama „Menſch und Übermenſch"

Die alte Frau: Verzeih mir, aber ich bin ſo verlaſſen; und dieſer Platz iſt entſetzlich.

Don Juan: Ein neuer Gaſt.

Die alte Frau: Ja, ich ſtarb erſt heute früh. Ich habe gebeichtet und die letzte Ölung erhalten; ich war zu Bette, meine Familie umſtand mein Lager, und meine Augen waren auf das Kreuz gerichtet. Dann wurde es dunkel, und als die Finſternis wich, war es dieſes Licht, das mich führte, ohne daß ich etwas ſehen konnte. Ich bin vier Stunden in entſetzlicher Einſamkeit gewandert.

Don Juan (ſeufzend): Ah, du haſt den Sinn für Zeit noch immer nicht verloren. Man verliert ihn bald in der Ewigkeit.

Die alte Frau: Wo ſind wir?

Don Juan: In der Hölle.

Die alte Frau (ſtolz): In der Hölle! Ich in der Hölle! Wie kannſt du es wagen?

Don Juan (unbekümmert): Warum nicht, Señora?

Die alte Frau: Du weißt nicht, zu wem du ſprichſt. Ich bin eine Dame und eine gläubige Tochter der Kirche.

Don Juan: Ich zweifle nicht daran.

Die alte Frau: Wie kann ich da in der Hölle ſein? Im Fegefeuer vielleicht; ich bin nicht vollkommen geweſen: wer iſt es? Aber die Hölle! Oh, du lügſt.

Don Juan: Du biſt in der Hölle, Señora, glaube mir. In der angenehmſten Hölle, das heißt dort, wo ſie am einſamſten iſt — obgleich du vielleicht Geſellſchaft vorzögeſt.

Die alte Frau: Aber ich habe aufrichtig bereut; ich habe gebeichtet —

Don Juan: Wie viel?

Die alte Frau: Mehr Sünden, als ich tatſächlich begangen habe. Ich liebte die Beichte.

Don Juan: Ah, zu viel beichten ist vielleicht eben so schlimm, wie zu wenig beichten. Jedenfalls Señora, bist du, ob nun durch Irrtum oder Absicht, ganz gewiß verdammt wie ich selbst, und man kann jetzt nichts anderes tun, als gute Miene zum bösen Spiel machen.

Die alte Frau (entrüstet): Oh, und ich hätte um so vieles schlechter sein können! All meine guten Taten waren nutzlos — — absolut vergeudet! Wie ungerecht!

Don Juan: Nein, du bist reichlich und deutlich gewarnt worden. Für deine schlechten Taten empfange: „Erbarmen ohne Gerechtigkeit." Für deine guten Taten: „Gerechtigkeit ohne Erbarmen." Hier gibt es sehr viele gute Menschen.

Die alte Frau: Warst du ein guter Mensch?

Don Juan: Ich war ein Mörder.

Die alte Frau: Ein Mörder! Oh, wie darf man es wagen, mich zu Mördern zu gesellen! Ich war eine gute Frau. Da muß ein Irrtum vorliegen. Wo kann er gutgemacht werden?

Don Juan: Ich weiß nicht, ob hier Irrtümer gutgemacht werden können. Man wird wahrscheinlich keinen Irrtum zugeben, selbst wenn man einen begangen hat.

Die alte Frau: Aber wen kann ich fragen?

Don Juan: Ich würde den Teufel fragen, Señora: er kennt hier alle Wege, was mehr sagen will, als ich jemals von mir behaupten konnte.

Die alte Frau: Der Teufel! Ich! mit dem Teufel sprechen!

Don Juan: In der Hölle, Señora, steht der Teufel an der Spitze der besten Gesellschaft.

Die alte Frau: Ich sage dir, Elender, ich weiß, daß ich nicht in der Hölle bin.

Don Juan: Woher weißt du das?

Die alte Frau: Weil ich keinen Schmerz empfinde.

Don Juan: Oh, dann ist jeder Irrtum ausgeschlossen: Du bist vorsätzlich verdammt worden.

Die alte Frau: Was soll das heißen?

Don Juan: Die Hölle, Señora, ist ein Ort für die Bösen. Die Bösen fühlen sich dort vollkommen wohl: Für sie ist er geschaffen worden. Du sagst, daß du keinen Schmerz empfindest. Daraus schließe ich, daß du von denen bist, für die die Hölle da ist.

Die alte Frau: Fühlst du keinen Schmerz?

Don Juan: Ich bin keiner von den Bösen, Señora — deshalb langweile ich mich hier, über alle Maßen.

Die alte Frau: Keiner von den Bösen! Du sagtest, du hättest gemordet.

Don Juan: Nur im Duell. Ich habe meinen Degen einem alten Mann durch den Leib gerannt, der mir den seinen durch meinen Leib zu rennen versuchte.

Die alte Frau: Wenn du ein Gentleman warst, so war das kein Mord.

Don Juan: Der alte Mann nannte es Mord, weil er, wie er sagte, die Ehre seiner Tochter verteidigte. Damit meinte er, daß er, nachdem er mich beschimpft hatte, mich zu ermorden versuchte, weil ich mich in seine Tochter närrisch verliebt hatte und sie laut zu schreien anfing, als ich ihr das sagte.

Die alte Frau: Du warst wie alle Männer. Lüstlinge und Mörder seid ihr alle, alle, alle!

Don Juan: Und dennoch treffen wir einander hier, teuerste Dame.

Die alte Frau: Höre mich. Mein Vater wurde genau von so einem Elenden, wie du einer bist, erschlagen, in genau so einem Duell, wegen genau so einer Sache. Ich schrie: das war meine Pflicht. Mein Vater drang auf meinen Angreifer ein: seine Ehre verlangte es. Mein Vater fiel: das war — der Ehre Lohn. Ich bin hier, in der Hölle, wie du sagst: das ist der Lohn für meine Pflichterfüllung. Gibt es im Himmel eine Gerechtigkeit?

Don Juan: Nein, aber in der Hölle. Der Himmel ist hoch erhaben über derlei faule Menschlichkeiten. Du wirst in der Hölle willkommen sein, Señora. Die Hölle ist das Heim der Ehre, der Pflicht, der Gerechtigkeit und der übrigen sieben Tod-Tugenden. Alle Niedertracht auf Erden wird in ihrem Namen begangen. Wo denn sonst als in der Hölle sollen sie ihren Lohn finden? Habe ich dir nicht gesagt, daß die wahrhaft Verdammten in der Hölle glücklich sind?

Die alte Frau: Du bist also hier glücklich?

Don Juan (springt auf seine Füße): Nein; und das ist das Rätsel, über das ich im Dunkel nachsinne. Warum bin ich hier? Ich, der ich das Pflichtgefühl verhöhnt, die Ehre mit Füßen getreten und über die Gerechtigkeit gelacht habe!

Die alte Frau: Ach, was kümmert es mich, warum du hier bist! Warum bin ich hier? Ich, die ich all meine Neigungen der weiblichen Tugend und der Schicklichkeit geopfert habe.

Don Juan: Geduld, Gnädigste; du wirst dich hier vollkommen glücklich und zu Hause fühlen. Wie sagt der Dichter? „Die Hölle ist eine Stadt, die Sevilla äußerst ähnlich sieht."

Die alte Frau: Glücklich! Hier! wo ich nichts bin! wo ich niemand bin!

Don Juan: Durchaus nicht: du bist eine Dame; und wo immer Damen sind, dort ist die Hölle. Sei weder überrascht, noch entsetzt: du wirst hier alles finden, was sich das Herz einer Dame nur wünschen mag, die dienstliebenden Teufel inbegriffen, die dir freiwillig mit Ergebenheit aufwarten und deine Wichtigkeit verherrlichen werden, um den Teufels-Dienst zu verherrlichen — sie sind die besten Diener.

Die alte Frau: Meine Diener werden Teufel sein?

Don Juan: Hast du jemals Diener gehabt, die keine Teufel waren?

Die alte Frau: Niemals; sie waren Teufel, alle, vollkommene Teufel. Aber das ist nur eine Redensart. Ich dachte, du behauptest, meine Diener hier würden wirkliche Teufel sein!

Don Juan: Nicht wirklichere Teufel, als du eine wirkliche Dame sein wirst. Hier ist nichts wirklich. Das ist das Fürchterliche in der Verdammnis.

Die alte Frau: Oh, das ist alles Unsinn. Das wäre ja ärger als Feuer und der Leichenwurm.

Don Juan: Für dich vielleicht, es gibt Tröstungen. Zum Beispiel: wie alt warst du, als du die Zeit mit der Ewigkeit vertauschtest?

Die alte Frau: Frage mich nicht, wie alt ich war, als wenn ich ein Wesen der Vergangenheit wäre. Ich bin siebenundsiebzig.

Don Juan: Ein reifes Alter, Señora. Aber in der Hölle wird so hohes Alter nicht geduldet. Es ist zu real. Hier bietet man Liebe und Schönheit. Da unsere Seelen endgültig verdammt sind, kultivieren wir unsere Herzen. Als eine Dame von siebenundsiebzig würdest du in der Hölle nicht eine einzige Bekanntschaft machen.

Die alte Frau: Was kann ich gegen mein Alter tun, Mann?

Don Juan: Du vergißt, daß du dein Alter hinter dir gelassen hast im Strom der Zeit. Du bist nicht mehr siebenundsiebzig, als du sieben oder siebzehn oder siebenundzwanzig bist.

Die alte Frau: Unsinn!

Don Juan: Bedenke, Señora: ist das nicht sogar wahr gewesen, als du noch auf Erden lebtest? Als du siebzig Jahre zähltest, warst du trotz deiner Runzeln und grauen Haare wirklich älter als mit dreißig Jahren?

Die alte Frau: Nein, jünger; mit dreißig war ich eine Törin. Aber was hat man davon, wenn man sich jung fühlt und alt aussieht?

Don Juan: Du siehst, Señora, daß dein Aussehen nur eine Illusion gewesen ist. Deine Runzeln haben genau so gelogen, wie die dralle Haut manches dummen Mädchens von siebzehn, das schwerfällige und abgelebte Gedanken hatte. Nun, hier sind wir körperlos; wir sehen einander nur deshalb körperlich, weil wir voneinander, als wir noch lebten, unter diesem Eindruck zu denken gelernt haben; und wir denken noch immer in dieser Weise, weil wir keine andere kennen. Aber den andern können wir in jedem Alter erscheinen, das uns gefällt, du brauchst nur irgend ein Aussehen von einst zu wünschen, und es wird wiederkehren.

Die alte Frau: Das kann nicht wahr sein.

Don Juan: Versuch' es.

Die alte Frau: Siebzehn!

Don Juan: Halt. Bevor du dich dazu entschließest, möchte ich dir doch zu bedenken geben, daß diese Dinge Modesache sind. Es gab eine Zeit, da hatten wir eine wütende Vorliebe für siebzehn. Aber es dauerte nicht lange. Augenblicklich ist das moderne Alter vierzig oder sagen wir siebenunddreißig; aber es sind Anzeichen einer Veränderung vorhanden. Falls du mit siebenundzwanzig nur halbwegs gut ausgesehen hast, würde ich dir raten, dieses Alter zu versuchen und eine neue Mode zu begründen.

Die alte Frau: Ich glaube von allem, was du sagst, kein Wort. Immerhin, siebenundzwanzig! es sei.

Don Juan: Donna Anna de Ulloa!

Anna: Was? Du kennst mich!

Don Juan: Und du hast mich vergessen!!

Anna: Ich kann dein Gesicht nicht sehen. (Er lüftet seinen Hut.) Don Juan Tenorio! Ungeheuer! Du bist es, der meinen Vater erschlagen hat! Selbst bis hierher verfolgst du mich!

Don Juan: Dagegen verwahre ich mich, ich verfolge dich nicht. Erlaube, daß ich mich zurückziehe. (Er geht.)

Anna (ergreift seinen Arm): Du wirst mich an diesem entsetzlichen Orte nicht allein lassen.

Don Juan: Unter der Bedingung, daß es mir nicht als Verfolgung ausgelegt wird, wenn ich bleibe.

Anna (läßt ihn los): Du magst wohl staunen, daß ich deine Gegenwart ertragen kann. Mein teurer, teurer Vater!

Don Juan: Würdest du ihn gerne sehen?

Anna: Mein Vater hier!!!!!

Don Juan: Nein, er ist im Himmel.

Anna: Das wußte ich. Mein edler Vater! Er blickt jetzt auf uns herab. Was muß er fühlen, wenn er seine Tochter an diesem Orte und im Gespräch mit seinem Mörder sieht!

Don Juan: Apropos, falls wir ihm begegnen sollten —

Anna: Wie können wir ihm begegnen? Er ist im Himmel.

Don Juan: Von Zeit zu Zeit läßt er sich dazu herab, sich nach uns umzusehen. Der Himmel langweilt ihn. Ich möchte dich warnen: Sobald du ihm begegnest und von mir als seinem Mörder sprichst, wird er tödlich beleidigt sein! Er behauptet, daß er ein viel besserer Fechter gewesen sei als ich, und daß er mich getötet hätte, wenn sein Fuß nicht ausgeglitten wäre. Er hat zweifellos recht: ich war kein guter Fechter. Ich widerspreche ihm niemals, und so sind wir ausgezeichnete Freunde.

Anna: Es ist keine Schande für einen Soldaten, wenn er auf seine Geschicklichkeit in der Führung der Waffen stolz ist.

Don Juan: Du möchtest ihm wahrscheinlich lieber nicht begegnen.

Anna: Wie kannst du es wagen, das zu sagen?

Don Juan: Oh, das ist die übliche Empfindung hier. Bedenke doch, daß auf Erden — obgleich wir das niemals zugegeben haben — die Trauer über den Tod eines jeden Menschen, den wir kannten, selbst über den Tod derer, die wir am meisten geliebt haben, immer mit einer gewissen Befriedigung darüber, daß sie nun endlich für uns erledigt waren, gemischt gewesen ist.

Anna: Ungeheuer! Niemals, niemals!

Don Juan (sanft): Ich sehe, daß du dieses Gefühl wiedererkennst. Ja, ein Leichenbegängnis war immer ein Fest in Schwarz, namentlich das Leichenbegängnis eines Verwandten. Einerlei, Familienbande werden hier selten aufrecht erhalten. Dein Vater ist daran vollkommen gewöhnt. Er wird von dir keinerlei Zärtlichkeit erwarten.

Anna: Elender! Ich habe mein ganzes Leben lang um ihn Trauer getragen.

Don Juan: Ja, es stand dir gut. Aber ein Leben der Trauer ist ein Ding für sich, eine Ewigkeit der Trauer ist etwas anderes. Überdies bist du hier so tot wie er. Kann irgend etwas lächerlicher sein, als die Trauer eines Toten um einen

andern Toten? Sieh nicht so verletzt drein, meine liebe Anna, und beunruhige dich nicht; es ist sehr viel Spiegelfechterei in der Hölle, es ist wahrhaftig kaum sonst etwas; aber die Spiegelfechterei mit Tod und Alter und Wechsel, die läßt man sein, weil wir hier alle tot und alle ewig sind. Du wirst dich an unsere Art bald gewöhnen.

Anna: Und werden mich hier alle Männer liebe Anna nennen?

Don Juan: Nein. Das war ein Versehen meiner Zunge. Verzeih mir.

Anna (beinahe zärtlich): Juan, hast du mich wirklich geliebt, als du dich so schändlich gegen mich benahmst?

Don Juan (ungeduldig): Oh, ich bitte dich, fange nicht über Liebe zu sprechen an. Hier wird von nichts anderem als von Liebe gesprochen. Von ihrer Schönheit, ihrer Heiligkeit, ihrem geistigen Reiz, ihrer... der Teufel weiß, was noch. Verzeih, aber das langweilt mich so fürchterlich. Die Leute wissen nicht, worüber sie sprechen. Ich weiß es! Sie glauben, daß sie die Vollkommenheit der Liebe erreicht haben, weil sie körperlos sind. Lauter ausschweifende Einbildung! Pfui!

Anna: Hat selbst der Tod nicht vermocht, deine Seele zu läutern, Don Juan? Hat dich das entsetzliche Urteil, das die Statue meines Vaters gefällt hat, keine Verehrung gelehrt?

Don Juan: Wie geht es dieser schmeichlerischen Statue? Geht sie noch immer mit minderen Leuten soupieren und sperrt sie dann in diese abgründige Grube?

Anna: Sie hat mich sehr viel Geld gekostet. Die Knaben in der Klosterschule lassen die Statue nicht in Ruhe; die Ungeschickten haben sie zerbrochen, und die Fleißigen haben ihre Namen darauf geschrieben. Drei neue Nasen in zwei Jahren und zahllose neue Finger. Ich habe sie schließlich ihrem Schicksal überlassen müssen und fürchte, daß sie jetzt entsetzlich zerstückelt ist. Mein armer Vater!

Don Juan: Still! Horch! (Zwei große Akkorde, die auf synkopierten Tonwellen daherrollen, quellen hervor: D-moll und ihre Dominante: ein Ton gräßlicher Freude für alle Musiker.) Ha! Mozarts Statuenmotiv. Es ist dein Vater. Es wäre besser, du verschwändest solange, bis ich ihn vorbereitet habe. (Sie entschwebt. Aus dem Leeren schwebt eine lebende Statue aus weißem Marmor herbei, die einen majestätischen alten Mann darstellt. Aber er begibt sich seiner Majestät mit unendlicher Anmut, geht federleichten Schrittes, und jede Runzel seines kriegsmüden Gesichtes erglänzt in feiertäglicher Freudigkeit. Seinem Bildhauer verdankt er eine sehr trainierte Gestalt, die er aufrecht und stramm trägt. Die Enden seines Schnurrbarts kräuseln sich elastisch nach oben wie Uhrfedern und geben ihm ein Aussehen, das man flott nennen würde — wenn seine spanische Grandezza das erlaubte. Er steht auf dem besten Fuße mit Don Juan.)

Don Juan: Ah, da bist du, lieber Freund. Warum lernst du nicht die wundervolle Musik auswendig, die Mozart für dich geschrieben hat?

Die Statue: Er hat sie leider für eine Baßstimme geschrieben. Ich habe einen Bariton. Nun, hast du schon bereut?

Don Juan: Ich achte dich zu sehr, um zu bereuen, Don Gonzalo. Wenn ich

bereute, hätteſt du keine Ausrede, vom Himmel herabzukommen und mit mir zu debattieren.

Die Statue: Das iſt wahr. Bleibe verſtockt, mein Junge. Ich wollte, ich hätte dich getötet, was ich auch getan haben würde, wenn der Zufall es nicht verhindert hätte. Dann wäre ich hierher gekommen; und du würdeſt eine Statue erhalten haben und in den Ruf der Frömmigkeit gekommen ſein, auf deſſen Höhe du hätteſt leben müſſen. Gibt es etwas Neues?

Don Juan: Ja; deine Tochter iſt geſtorben.

Die Statue (verblüfft): Meine Tochter? (Erinnert ſich): Oh! Du meinſt wohl die, in die du verliebt geweſen biſt? Warte nur: wie war doch ihr Name?

Don Juan: Anna.

Die Statue: Ganz richtig; Anna. Ein hübſches Mädchen, wenn ich mich recht entſinne. Haſt du nur — wie war doch ſein Name — ihren Gatten vorbereitet?

Don Juan: Meinen Freund Octavio? Nein; ich habe ihn nicht geſehen, ſeit Anna gekommen iſt. (Die entrüſtete Anna wird ſichtbar.)

Anna: Was ſoll das heißen? Octavio hier und dein Freund? Und du, Vater, haſt meinen Namen vergeſſen? Du biſt wahrhaftig zu Stein geworden.

Die Statue: Mein liebes Kind, ich werde in Marmor ſo viel mehr bewundert, als ich es jemals in meiner eigenen Geſtalt wurde, daß ich das Ausſehen, das mir der Bildhauer gab, beibehalten habe. Er iſt einer der bedeutendſten Männer ſeiner Zeit geweſen, das mußt du zugeben.

Anna: Vater! Eitelkeit! Perſönliche Eitelkeit! Du!

Die Statue: Ah, du haſt dieſe Schwäche überlebt, meine Tochter; du mußt jetzt nahezu achtzig Jahre alt ſein. Ich wurde in meinem vierundſechzigſten Lebensjahre durch einen Zufall hinweggerafft und bin daher bedeutend jünger als du. Übrigens, mein Kind, läßt man an dieſem Ort das, was unſer leichtfertiger Freund hier die Farce elterlicher Weisheit nennen würde, fallen. Sieh in mir, ich bitte dich, ein Mitgeſchöpf und nicht deinen Vater.

Anna: Du ſprichſt wie dieſer Schurke.

Die Statue: Juan iſt ein geſunder Denker, Anna. Ein ſchlechter Fechter, aber ein geſunder Denker.

Anna (wird von Entſetzen erfaßt): Ich beginne zu verſtehen. Das ſind Teufel, die mich höhnen. Ich täte gut, zu beten.

Die Statue (ſie tröſtend): Nein, nein, nein, mein Kind; bete nicht. Wenn du beteſt, ſtößt du einen großen Vorteil, den dieſer Ort bietet, von dir. Über dem Eingangstor ſtehen hier die Worte geſchrieben: „Laß jede Hoffnung zurück, du, der du eintrittſt.“ Bedenke nur, was das für eine Erlöſung iſt! Was ſoll uns Hoffnung? Sie iſt eine Form moraliſcher Verantwortung. Hier gibt es keine Hoffnung, keine Pflicht, keine Arbeit, nichts, was man durch Beten erlangen könnte, nichts, was man dadurch verlieren könnte, daß man tut, was einem beliebt. Die Hölle iſt, kurz geſagt, ein Ort, wo man nichts anderes zu tun hat, als ſich zu

unterhalten. (Don Juan seufzt tief.) Du seufzest, Freund Juan; aber wenn du im Himmel zu Hause wärest, wie ich, dann würdest du zugeben, daß du's besser hast.

Don Juan: Du bist heute gut aufgelegt, Komtur. Du bist geradezu geistreich. Was ist denn geschehen?

Die Statue: Ich bin zu einer wichtigen Entscheidung gelangt, mein Junge. Aber zuerst, wo ist unser Freund, der Teufel? Ich muß ihn in der Angelegenheit befragen. Und Anna würde zweifellos gern seine Bekanntschaft machen.

Anna: Du bist im Begriff, eine Folter für mich vorzubereiten.

Don Juan: All das ist Aberglaube, Anna. Beruhige dich. Bedenke: der Teufel ist nicht so schwarz, wie er gemalt wird.

(Auf eine Handbewegung der Statue hin rollen die großen Akkorde wieder hervor; aber diesmal wird die Mozartsche Musik grotesk mit Gounodscher verfälscht. Ein scharlachroter Hof beginnt zu glühen, und in diesem erhebt sich der Teufel. Er sieht älter aus, ist vorzeitig kahl und trotz eines Ergusses von Gutmütigkeit und Freundlichkeit mürrisch und empfindlich, wenn sein Entgegenkommen nicht erwidert wird. Er flößt nicht viel Vertrauen ein bezüglich seiner Kräfte zu schwerer Arbeit und Ausdauer. Im großen und ganzen ist er ein Wesen, das in unangenehmer Weise seinen Leidenschaften zu frönen scheint; aber er ist klug und annehmbar, obgleich merklich weniger wohlerzogen als die anderen zwei Männer und sehr viel weniger lebendig als das Weib.)

Der Teufel (herzlich): Habe ich das Vergnügen, wieder einmal von dem berühmten Komtur von Calatrava besucht zu werden? (Kühl): Don Juan, Ihr Diener. (Höflich): Und eine fremde Dame? Meine Hochachtung, Señora.

Anna: Sind Sie —

Der Teufel (verbeugt sich): Luzifer, zu Ihren Diensten.

Anna: Ich werde noch verrückt werden.

Der Teufel (galant): Oh, Señora, fürchten Sie nichts. Sie sind von der Erde zu uns gekommen, vollgesogen mit den Vorurteilen und Schrecknissen dieser von Pfaffen regierten Welt. Sie haben schlecht über mich sprechen gehört, und dennoch habe ich dort, glauben Sie mir, ein Heer von Freunden.

Anna: Ja, Sie regieren in vielen Herzen.

Der Teufel (seinen Kopf schüttelnd): Sie schmeicheln mir, Señora, aber Sie irren. Es ist wohl wahr, daß die Welt nicht ohne mich fertig werden kann; aber sie hält mir dafür niemals etwas zugute. Im Herzen mißtraut sie mir und haßt mich. Sie hat nur für Elend, für Armut und für Entbehrungen des Körpers und des Herzens Sympathien. Ich dagegen fordere die Welt auf, mit der Freude, mit der Liebe, mit dem Glück, mit der Schönheit zu sympathisieren —

Don Juan (angeekelt): Entschuldigen Sie; ich will gehen. Sie wissen, daß ich das nicht vertragen kann.

Der Teufel (ärgerlich): Ja; ich weiß, daß Sie nicht mein Freund sind.

Die Statue: Was tut er Ihnen zuleide, Juan? Er hat sehr vernünftig gesprochen, als Sie ihn unterbrachen.

Der Teufel (der Statue warm die Hand ſchüttelnd): Ich danke Ihnen, mein Freund, ich danke Ihnen. Sie haben mich immer verſtanden; er hat mich immer verachtet und iſt mir ausgewichen.

Don Juan: Ich habe Sie mit vollendeter Höflichkeit behandelt.

Der Teufel: Höflichkeit! Was iſt Höflichkeit? Mir liegt nichts an bloßer Höflichkeit. Gewähren Sie mir Herzenswärme, wirkliche Aufrichtigkeit, das Band der Sympathie, der Liebe und Freude —

Don Juan: Sie machen mich krank.

Der Teufel: Da haben wir's! (Wendet ſich an die Statue): Sie hören ihn, Herr Komtur. Oh, infolge welcher Ironie des Schickſals iſt dieſer kalte, ſelbſtſüchtige Egoiſt in mein Königreich und Sie in die eiſigen Regionen des Himmels geſandt worden!

Die Statue: Ich kann nicht klagen. Ich bin immer ein Heuchler geweſen; und es iſt mir ſchon recht geſchehen, daß ich in den Himmel gekommen bin.

Der Teufel: Warum kommen Sie nicht zu uns und verlaſſen eine Sphäre, für die Ihr Temperament zu ſympathiſch, Ihr Herz zu warm, Ihre Fähigkeit, ſich zu vergnügen, zu groß iſt?

Die Statue: Ich habe mich heute entſchloſſen, das zu tun. In Zukunft, vortrefflicher Sohn des Morgens, will ich der Ihre ſein. Ich habe den Himmel für immer verlaſſen.

Der Teufel (ergreift wieder ſeine Hände): Oh, welche Ehre für mich! Welch ein Triumph unſerer Sache! Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen. Und jetzt, mein Freund — ich darf Sie doch endlich ſo nennen — könnten Sie ihn nicht überreden, den Platz einzunehmen, den Sie oben leer gelaſſen haben?

Die Statue (den Kopf ſchüttelnd): Ich kann niemandem, mit dem ich auf freundſchaftlichem Fuße ſtehe, mit gutem Gewiſſen empfehlen, es ſich freiwillig langweilig und unbehaglich einzurichten.

Der Teufel: Natürlich nicht; aber ſind Sie deſſen ſo gewiß, daß er ſich dort unbehaglich fühlen würde? Sie müſſen es natürlich am beſten wiſſen. Sie haben ihn zuerſt hierher gebracht und wir haben die größten Hoffnungen auf ihn geſetzt. Seine Gefühle waren die des beſten Geſchmacks unſerer beſten Leute. Erinnern Sie ſich noch, wie er geſungen hat? (Er beginnt in einem näſelnden Opernbariton zu ſingen, der infolge des ewigen Mißbrauchs in franzöſiſcher Manier tremoliert):

Vivan le femmine!
Viva il buon vino!

Die Statue (nimmt die Melodie eine Oktave höher, in ſeinem falſchen Tenor):

Sostegno e gloria
D' umanità.

Der Teufel: Ganz richtig. Jetzt ſingt er uns nie mehr etwas vor.

Don Juan: Beklagen Sie ſich darüber? Die Hölle iſt voll muſikaliſcher Amateure; die Muſik iſt der Branntwein der Verdammten. Soll es einer verlorenen Seele nicht geſtattet ſein, enthaltſam zu ſein?

Der Teufel: Sie wagen es, die süßeste der Künste zu verhöhnen?

Don Juan (mit kaltem Ekel): Sie sprechen wie ein hysterisches Frauenzimmer, das einem Geiger schmeichelt.

Der Teufel: Ich bin Ihnen nicht böse. Ich bedaure Sie bloß. Sie haben keine Seele; und Sie wissen nicht, was Sie dadurch alles verlieren. Was Sie betrifft, Herr Komtur, so sind Sie ein geborener Musiker. Wie gut Sie singen! Mozart würde entzückt sein, wenn er noch hier wäre; aber er schmollte und ging in den Himmel. Komisch, wie diese klugen Leute, von denen man glauben sollte, daß sie dazu geboren sind, hier populär zu werden, keinen Erfolg in der Gesellschaft haben, wie Don Juan!

Don Juan: Es tut mir wirklich sehr leid, daß ich keinen Erfolg in der Gesellschaft habe.

Der Teufel: Nicht etwa, daß wir Ihren Verstand nicht bewunderten! Das tun wir schon. Aber ich betrachte die Angelegenheit von Ihrem eigenen Standpunkt aus. Sie können mit uns nicht harmonieren. Der Ort gefällt Ihnen nicht. Die Wahrheit ist, Sie haben — ich will nicht sagen, kein Herz; denn ich weiß, daß hinter all Ihrem erkünstelten Zynismus ein sehr warmes —

Don Juan (schaudernd): Ich bitte, nicht.

Der Teufel (gereizt): Gut, Sie haben kein Talent zum Genießen. Genügt Ihnen das?

Don Juan: Das geht schon eher. Aber wenn Sie erlauben, will ich, wie gewöhnlich meine Zuflucht zur Einsamkeit nehmen.

Der Teufel: Warum nehmen Sie Ihre Zuflucht nicht zum Himmel? Das ist der richtige Platz für Sie. (Zu Anna): Kommen Sie, Señora, können Sie ihn nicht überreden, es im eigenen Interesse mit dieser Luftveränderung zu versuchen?

Anna: Aber kann er denn in den Himmel kommen, sobald er nur Lust dazu hat?

Der Teufel: Wer wollte ihn hindern?

Anna: Kann irgend jemand — kann ich in den Himmel kommen, wenn ich es wünsche?

Der Teufel (etwas zornig): Gewiß, wenn das nach Ihrem Geschmack ist.

Anna: Aber warum geht dann nicht ein jeder in den Himmel?

Die Statue (kichernd): Das will ich dir sagen, liebes Kind. Weil der Himmel der engelhafteste, langweiligste Ort der Schöpfung ist: das ist der Grund.

Der Teufel: Seine Exzellenz der Komtur hat Ihnen den Grund mit militärischer Offenheit angegeben. Die Art, wie im Himmel gelebt wird, ist unerträglich. Man erzählt sich, daß mir dort die Tür gewiesen wurde; aber tatsächlich hätte mich nichts dazu bewegen können, zu bleiben. Ich habe den Himmel einfach verlassen und diesen Ort ins Leben gerufen.

Die Statue: Das wundert mich nicht. Niemand könnte es eine Ewigkeit im Himmel aushalten.

Der Teufel: Oh, es gibt Leute, denen er bekommt. Wir wollen gerecht sein, Komtur; es ist eine Frage des Temperaments. Ich bin kein Bewunderer des

engliſchen Temperaments; ich verſtehe es nicht. Ich könnte auch nicht behaupten, daß ich beſondere Luſt hätte, es zu verſtehen; aber es gehört allerlei dazu, ein Univerſum zu ſchaffen. Über Geſchmacksrichtungen kann man nicht ſtreiten; es gibt Leute, denen es im Himmel gefällt. Ich glaube, Don Juan würde es dort auch gefallen.

Don Juan: Entſchuldigen Sie meinen Freimut — aber könnten Sie wirklich dahin zurückkehren, wenn Sie wollten, oder ſind die Trauben zu ſauer?

Der Teufel: Dahin zurückkehren! Ich kehre oft dahin zurück. Haben Sie das Buch Hiob nie geleſen? Kennen Sie irgend eine geſetzliche Autorität, die behauptet, daß es zwiſchen unſerm Reich und dem andern eine Schranke gäbe?

Anna: Aber es iſt gewiß ein gewaltiger Abſtand feſtgeſtellt worden.

Der Teufel: Meine liebe Gnädige, eine Parabel, die nicht wörtlich genommen werden darf. Der Abſtand beſteht im Unterſchied zwiſchen einem engelgleichen und einem teufliſchen Temperament. Was für einen noch ſchwerer überbrückbaren Abgrund könnten Sie ſich denken? Denken Sie daran, was Sie auf Erden geſehen haben. Es gibt keinen phyſiſchen Abſtand zwiſchen der Gelehrtenſtube und dem Stierzirkus; aber die Stierkämpfer kommen trotzdem nicht in die Gelehrtenſtube. Sind Sie jemals in dem Lande geweſen, in dem ich die ausgedehnteſte Gefolgſchaft beſitze — in England? Dort gibt es einerſeits große Rennplätze, andererſeits Konzerthallen, wo ſie die klaſſiſchen Schöpfungen Ihres Freundes Mozart ſpielen, Exzellenz. Die Beſucher der Rennplätze können den Wettrennen auch fernbleiben und ſtatt deſſen, wenn ſie Luſt haben, in die klaſſiſchen Konzerte gehen. Dagegen gibt es kein Geſetz. Die Engländer werden niemals Sklaven ſein; es ſteht ihnen frei zu tun, was immer die Regierung und die öffentliche Meinung ihnen zu tun erlaubt. Und das klaſſiſche Konzert gilt den höher Gebildeten als eine Veranſtaltung, die veredelnder, poetiſcher, vernünftiger iſt als die Rennbahn. Aber geben die Liebhaber der Rennbahnen deshalb ihren Sport auf und ſtrömen in die Konzertſäle? Durchaus nicht. Sie würden dort all die Sorgfalt erdulden müſſen, die der Komtur im Himmel erduldet hat. Der Abſtand zwiſchen dieſen beiden Orten iſt ſo groß, wie der zwiſchen den Orten des Lazarus und des reichen Mannes in der Parabel. Ein bloßer phyſiſcher Abſtand wäre zu überbrücken oder wenigſtens könnte ich ihn überbrücken — die Erde iſt voll Teufelsbrücken — aber der Abſtand des Geſchmacks iſt unüberbrückbar und ewig. Und das iſt der einzige Abgrund, der meine Freunde hier von denen trennt, die boshafterweiſe die Glücklichen genannt werden.

Anna: Ich werde ſofort in den Himmel gehn.

Die Statue: Mein Kind, geſtatte mir zuvor ein Wort der Warnung. Ich will meines Freundes Luzifer Gleichnis vom klaſſiſchen Konzert ergänzen. In jedem dieſer Konzerte wirſt du in England Scharen müder Menſchen finden, die nicht dort ſind, weil ſie klaſſiſche Muſik tatſächlich lieben, ſondern weil ſie glauben, daß ſie ſie lieben ſollten. Nun, dasſelbe gilt vom Himmel. Viele Menſchen ſitzen dort in der Glorie, nicht weil ſie dabei glücklich ſind, ſondern weil ſie glauben,

daß sie es ihrer Stellung schuldig sind, im Himmel zu sein. Das sind fast ausnahmslos Engländer und Deutsche.

Der Teufel: Ja, das stimmt. Die Südländer geben den Himmel auf und kommen zu mir, genau so wie Sie's getan haben. Aber die Engländer scheinen es wahrhaftig nicht zu bemerken, wenn sie gründlich unglücklich sind. Ein Engländer hält sich für moralisch, sobald ihm bloß unbehaglich zumute ist.

Die Statue: Kurzum, meine Tochter, wenn du in den Himmel gehst, ohne von Natur aus dazu veranlagt zu sein, wirst du dich dort nicht wohl fühlen.

Anna: Und wer wagt zu behaupten, daß ich von Natur aus nicht dazu veranlagt bin? Die vornehmsten Kirchenfürsten haben niemals danach gefragt. Ich bin es mir selbst schuldig, diesen Ort sofort zu verlassen.

Der Teufel (beleidigt): Wie's Ihnen beliebt, Señora. Ich hätte Sie für geschmackvoller gehalten.

Anna: Vater, ich erwarte von dir, daß du mit mir kommst. Du kannst nicht hier bleiben. Was werden die Leute dazu sagen?

Die Statue: Die Leute! Die angesehensten Leute sind doch hier — Kirchenfürsten und alle andern Würdenträger. In den Himmel gehen so wenige, und so viele kommen hierher, daß die Glücklichen, die man dereinst himmlische Gäste genannt hat, in fortwährend abnehmender Minderheit sind. Die Heiligen, die Väter, die Erwählten längst vergangener Zeiten sind die Betrüger, die Schwärmer, die Eindringlinge von heute.

Der Teufel: Das ist wahr. Vom Beginn meiner Laufbahn wußte ich, daß ich schließlich durch das bloße Gewicht der öffentlichen Meinung, trotz des langen Kampfes, den Verdrehung und Verleumdung gegen mich geführt haben, Sieger bleiben würde. Im Grunde genommen ist die Verfassung des Weltalls demokratisch, und mit einer solchen Majorität, wie ich sie habe, kann ich für die Dauer nicht kalt gestellt werden.

Don Juan: Anna, ich glaube, du solltest lieber hier bleiben.

Anna (eifersüchtig): Du wünschest nicht, daß ich mit dir gehe?

Don Juan: Du würdest sicherlich nicht in Gesellschaft eines Verworfenen, wie ich es bin, in den Himmel einziehen wollen.

Anna: Alle Seelen sind gleich wertvoll. Du bereust doch, nicht wahr?

Don Juan: Meine liebe Anna, du bist töricht. Glaubst du, daß es im Himmel wie auf Erden ist, wo die Leute sich einreden, daß durch Reue Geschehenes ungeschehen gemacht werden, daß durch Zurückziehung der Worte Gesagtes ungesagt werden, daß die Wahrheit durch eine allgemeine Vereinbarung, sie Lüge zu nennen, zunichte gemacht werden könne? Nein, der Himmel ist die Heimat der großen Meister der Wirklichkeit; das ist der Grund, warum ich hingehe.

Anna: Ich danke dir. Ich gehe des Glückes wegen in den Himmel. Ich hatte auf Erden gerade genug Wirklichkeit.

Don Juan: Dann mußt du hier bleiben, denn in der Hölle gibt's keine Wirklichkeit und viele Glücksucher. Sie ist die einzige Zuflucht vor dem Himmel, der,

wie ich dir schon sagte, die Heimat der Meister der Wirklichkeit ist, nicht wie die Erde, die nur die Heimat der Sklaven der Wirklichkeit ist. Die Erde ist eine Kinderstube, in der Männer und Frauen sich als Helden und Heldinnen aufspielen, als Heilige und Sünder, aber sie werden durch ihren Körper aus ihrem Narrenparadies hinausgezerrt. Hunger, Kälte und Durst, Alter, Krankheit und Siechtum: der Tod vor allem macht sie zu Sklaven der Wirklichkeit; dreimal täglich müssen sie Mahlzeiten einnehmen und verdauen! Dreimal in einem Jahrhundert muß eine neue Generation erzeugt werden. Die Zeiten des Glaubens, der Romantik und der Wissenschaft gipfeln schließlich alle in dem einen Gebet: „Mache mich zu einem gesunden Tier." Aber hier entflieht man der Tyrannei des Fleisches; denn hier ist man gar kein Tier: Man ist ein Geist, eine Erscheinung, eine Illusion, ein Übereinkommen, unsterblich, ohne Alter; mit einem Wort, körperlos. Hier gibt es keine sozialen Fragen, keine politischen Fragen, keine religiösen Fragen und, was vielleicht das beste ist, keine Verdauungsfragen. Hier nennt man deine Erscheinung Schönheit, deine Ergriffenheit Liebe, deine Gefühle Heroismus, deine Bestrebungen Tugend, genau wie man es auf Erden getan hat; aber mit dem Unterschied, daß es hier keine ehernen Tatsachen, die dir widersprechen können, keine ironischen Kontraste zwischen dem, was du brauchst, und den Ansprüchen, die du stellst, keine menschlichen Komödien gibt, nichts als eine fortgesetzte Romantik, ein Weltall-Melodrama. Wie unser deutscher Freund in seinem Gedicht gesagt hat: „das Unbeschreibliche, hier ist's getan: das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", ohne uns einen Schritt weiter zu bringen. Und dennoch hast du den Wunsch, dieses Paradies zu verlassen?

Anna: Aber wenn die Hölle so schön ist, wie herrlich muß erst der Himmel sein!

(Der Teufel, die Statue und Don Juan beginnen alle zugleich, heftig protestierend zu sprechen, dann halten sie beschämt inne.)

Don Juan: Verzeihen Sie.

Der Teufel: Oh, ich bitte. Ich unterbrach Sie.

Die Statue: Du wolltest eben etwas sagen.

Don Juan: Nach Ihnen, meine Herren.

Der Teufel (zu Don Juan): Sie haben die Vorteile meiner Herrschaft so beredt geschildert, daß ich schwieg, um den Schattenseiten des Konkurrenzunternehmens die gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Don Juan: Im Himmel, wie ich ihn schildere, teure Dame, lebt und arbeitet man, anstatt zu spielen und zu simulieren. Man sieht den Dingen dreist ins Gesicht; nichts wird einem erspart außer dem Blendwerk, und deine Standhaftigkeit und deine Gefahr sind deine Glorie. Wenn das Spiel hier und auf Erden weiter geht und die ganze Welt eine Bühne ist, so ist der Himmel zumindestens hinter der Szene, aber den Himmel kann man nicht mit einer Metapher beschreiben. Ich werde mich in den Himmel begeben, weil ich hoffe, dort endlich den Lügen und der langweiligen gewöhnlichen Glückshascherei entfliehen und meine Äonen in Betrachtungen verbringen zu können. —

Die Statue: Pah!

Don Juan: Señor Komtur: ich tadle deinen Widerwillen nicht; eine Bildergalerie ist ein öder Aufenthalt für einen blinden Mann. Aber wie du so romantische Spiegelfechtereien wie Schönheit und Vergnügen, genießest, so möchte ich das, was mich vor allen anderen Dingen interessiert, genießen: nämlich das Leben, die Kraft, die bestrebt ist, eine immer größere Macht der Selbstbetrachtung zu erlangen. Was, glaubst du, hat mir dieses Gehirn entwickelt? Nicht die Notwendigkeit, meine Beine zu bewegen; denn eine Ratte, die kein halb so vollendetes Gehirn hat wie ich, bewegt sich ebensogut. Nicht bloß der Zwang, das zu tun, was ich tue, sondern auch der Zwang, zu wissen was ich tue, damit ich mich in meinen verständnislosen Bemühungen, zu leben, nicht selbst erschlage!

Die Statue: Du würdest dich erschlagen haben in deiner verständnislosen Bemühung zu fechten, wenn ich nicht ausgeglitten wäre, lieber Freund.

Don Juan: Tapferer Klopffechter! Di rider finirai prima l'aurora, O statua gentilissima.

Die Statue: Ha, ha! Erinnere dich, wie du erschrakst, als ich etwas Ähnliches von meinem Sockel in Sevilla sagte? Es klingt ziemlich verstimmt ohne meine Posaunen.

Don Juan: Man sagt mir, daß es gewöhnlich verstimmt klingt mit ihnen.

Anna: Oh, unterbrich nicht mit solchen Frivolitäten, Vater. Gibt es nichts als Betrachtung im Himmel, Don Juan?

Don Juan: Im Himmel, den ich suche, gibt es keine andere Luft. Aber dort gibt's auch die Arbeit, dem Leben in seinem Kampfe aufwärts zu helfen. Denke nur, wie es sich selbst vergeudet und zerstreut, wie es sich selbst Hindernisse aufbaut und sich in seiner Unwissenheit und Blindheit selbst zerstört. Sie braucht ein Gehirn, diese unwiderstehliche Kraft, um sich in ihrer Unwissenheit nicht selbst zu widerstehen. Welch ein Meisterwerk ist der Mensch! sagt der Dichter. Ja: aber was für ein Stümper! Er ist das höchste Wunder der Organisation, das das Leben je erreicht hat, das fühlbarste Lebewesen, das besteht, der bewußteste aller Organismen; und wie elend ist doch sein Gehirn! Die Dummheit, die durch Beschwerden und Armut niedrig und grausam gemacht worden ist! Die Einbildung, die lieber verhungern will, als diesen Tatsachen ins Antlitz zu sehen, und immer neue Illusionen aufbaut, um sie zu verbergen und das dann Klugheit nennt, Genie! Und überdies klagt die Dummheit noch die Einbildung der Torheit an, und die Einbildung die Dummheit der Unwissenheit; während ach! die Dummheit alles Wissen und die Einbildung alle Intelligenz besitzt.

Der Teufel: Und einen schönen Wirrwarr richten sie alle beide an. Habe ich nicht, als ich jene Angelegenheit Fausts arrangierte, gesagt, was die Vernunft für den Menschen getan hat: er nennt's Vernunft und braucht's allein, nur tierischer als jedes Tier zu sein. Ein herrlicher Leib ist das Gehirn von hundert galligen, aufgeblähten Philosophen wert.

Don Juan: Sie vergessen, daß gehirnlose Herrschaft des Körpers schon

versucht worden ist. Es gab Dinge, die in jeder Hinsicht unverhältnismäßig größer als der Mensch gewesen sind und ohne Gehirn bestanden und zugrunde gingen. Das Riesenfaultier und der Ichthyosaurus haben die Erde mit Siebenmeilenstiefeln durchmessen und den Tag mit unermeßlichen Flügeln verdunkelt. Wo sind sie jetzt? Fossile in Museen und so wenige und unvollkommene noch dazu, daß ein Knöchel oder ein Zahn eines solchen Kolosses höher im Preise steht als das Leben von tausend Soldaten. Diese Geschöpfe lebten und wollten leben; aber aus Mangel an Gehirn wußten sie nicht, wie sie ihre Absicht erfüllen sollten, und so haben sie sich gegenseitig vernichtet.

Der Teufel: Und vernichten die Menschen einander trotz ihrer gerühmten Gehirne jetzt weniger? Sind Sie kürzlich auf Erden gewandelt? Ich bin es; und da habe ich die wundervollen Erfindungen des Menschen geprüft. Und ich sage Ihnen, daß der Mensch die Lebenskunst durch keine Erfindung bereichert hat; aber in der Todeskunst übertrifft er selbst die Natur und ruft durch chemische und maschinelle Wirkungen alle Todesarten: Seuchen, Massenmord und Hungersnot hervor. Der Bauer, den ich heute in Versuchung führe, ißt und trinkt genau das, was die Bauern vor zehntausend Jahren gegessen und getrunken haben; und das Haus, in dem er lebt, hat sich in tausend Jahrhunderten nicht so sehr verändert, wie ein Damenhut im Laufe weniger Wochen. Aber wenn er auszieht, um zu töten, begleitet ihn ein mechanisches Wunderwerk, das er nur mit einem Finger zu berühren braucht, damit die verborgensten Molekularenergien entwickelt werden, und das den Wurfspieß, den Pfeil, das Blasrohr seines Vaters weit hinter sich läßt. In den Künsten des Friedens ist der Mensch ein Stümper. Ich habe seine Baumwollfabriken und dergleichen gesehen, die ein räudiger Hund erfunden haben könnte, wenn er statt Futter Geld gebraucht hätte. Ich kenne seine schwerfälligen Schreibmaschinen, seine mangelhaften Lokomotiven und seine widerlichen Fahrräder. es sind Spielzeuge, verglichen mit Maximgewehren und dem unterseeischen Torpedoboot! Die industriellen Maschinen des Menschen kennzeichnen nur seine Gier und seine Faulheit; sein Herz legt er in seine Waffen. Die wunderbare Lebenskraft, die Sie so rühmen, ist eine Todeskraft: der Mensch mißt seine Kraft an seiner Fähigkeit, zu zerstören. Was ist seine Religion? Ein Vorwand, mich zu hassen. Was ist sein Gesetz? Ein Vorwand, Sie zu hängen. Was ist seine Sittlichkeit? seine Vornehmheit? Ein Vorwand, zu konsumieren, ohne zu produzieren. Was ist seine Kunst? Ein Vorwand, sich an Schlachtenbildern zu ergötzen. Was ist seine Politik? Entweder die Anbetung eines Despoten, weil ein Despot töten darf, oder ein parlamentarischer Hahnenkampf. Ich habe unlängst einen Abend in einer berühmten gesetzgebenden Körperschaft zugebracht und gehört, wie der Wolf den Schafen ihre Blutgier vorwarf und wie die Minister die Fragen beantwortet haben. Als ich fortging, habe ich den alten Kinderspruch an die Tür gekreidet: „Frage nicht, und du wirst nicht belogen werden.“ Dann kaufte ich mir ein vielgelesenes Familienblatt und fand darin nichts als Bilder junger Leute, die einander erschossen und erstachen. Ich sah einen Mann sterben: einen Londoner Maurer, der

sieben Kinder hatte. Er hinterließ siebzehn Pfund Vereinsgeld, und seine Frau gab alles für seine Beerdigung aus, und tags darauf ging sie mit seinen Kindern in das Arbeitshaus. Sie hätte keine sieben Penny für die Erziehung ihrer Kinder ausgegeben; das Gesetz mußte sie zwingen, die Kleinen unentgeltlich unterrichten zu lassen, aber für den Tod hat sie alles ausgegeben, was sie besaß. Die Einbildungskraft des Menschen sprüht und glüht darüber: all seine Kräfte ergeben sich bei dem Gedanken an den Tod; die Geschöpfe lieben ihn und je furchtbarer er ist, desto mehr genießen sie ihn. Die Hölle steht über dem Begriffsvermögen der Menschen; ihre geringe Kenntnis dieses Ortes verdanken sie zweien der größten Narren, die je gelebt haben, einem Italiener und einem Engländer. Der Italiener hat die Hölle als einen Ort des Schmutzes, der Trostlosigkeit, des Unrates, des Feuers, der giftigen Schlangen und als den Born aller Qualen geschildert. Wie dieser Esel keine Lügen mehr über mich schwatzte, faselte er von einer Frau, die er einmal auf der Straße gesehen hatte. Der Engländer schilderte mich, als wenn ich mit Kanonen und Schießgewehren aus dem Himmel vertrieben worden wäre; und bis auf den heutigen Tag glaubt jeder Brite, daß diese dumme Geschichte in der Bibel stehe. Ich weiß nicht, was der Engländer sonst noch über mich erzählt; denn das alles steht in einem langen Gedicht, das weder ich noch irgend ein anderer jemals durchzuwaten vermocht hat. Es geht darin genau so zu wie auf jedem Gebiet. Als die höchste Dichtungsform gilt die Tragödie, ein Drama, in dem zum Schluß alle ermordet werden. In alten Chroniken liest man von Erdbeben und von Seuchen, und man hört, daß diese die Macht und Majestät Gottes und die Ohnmacht der Menschen dargetan haben. Heutzutage geben die Chroniken Schilderungen von Schlachten. In einer Schlacht schießen Menschen so lange mit Kugeln und Sprenggranaten aufeinander los, bis die einen davonlaufen, während die anderen zu Pferde die Flüchtlinge verfolgen und sie auf der Flucht in Stücke reißen. Und daraus, folgert die Chronik, kann man die Größe und Macht der Kaiserreiche und die Ohnmacht der Besiegten ersehen. Über die Berichte solcher Schlachten laufen die Leute johlend vor Entzücken in den Straßen umher und hetzen ihre Regierungen auf, Hunderte von Millionen für das Gemetzel zu opfern, während die fähigsten Minister es nicht wagen, einen Extragroschen für die Armut und die Seuchen auszugeben, an denen sie täglich vorbeigehn. Ich könnte Ihnen tausend Beispiele geben, aber sie alle beweisen nur das eine: die Macht, welche die Erde regiert, ist nicht die Macht des Lebens, sondern die Macht des Todes; und die innere Notwendigkeit, die das Leben zu der Anstrengung, sich im Menschen zu organisieren, befähigt hat, führt nicht zu einem höheren Leben, sondern zu einer wirksameren Zerstörungsmaschine. Die Pest, die Hungersnot, das Erdbeben und der Orkan, sie alle waren von zu intermittierender Wirksamkeit; der Tiger und das Krokodil waren schnell gesättigt und nicht grausam genug. Ein beständigeres, unerbittlicheres Wesen, ein Wesen von erfinderischer Zerstörungskraft wurde notwendig, und dieses Wesen war der Mensch, der Erfinder der Folter, des Scheiterhaufens, des Galgens und der Hinrichtung durch Elektrizität,

des Schwertes und der Kanone; und vor allem der Erfinder der Gerechtigkeit, der Pflicht, des Patriotismus und all der anderen Ismen, durch die selbst jene, die menschlich veranlagt sind, sich überreden lassen, die Zerstörungstüchtigsten aller Zerstörer zu werden.

Don Juan: Unsinn! das ist alles veraltet. Ihre schwache Seite, mein diabolischer Freund, besteht darin, daß Sie immer ein Tropf gewesen sind: Sie beurteilen den Menschen nach seiner eigenen Bewertung. Nichts würde ihm mehr schmeicheln als Ihre Ansicht über ihn. Er liebt es, wenn man ihn für kühn und schlecht hält. Er ist keines von beiden: er ist nur ein Feigling. Nennen Sie ihn Tyrann, Mörder, Räuber, Schuft, und er wird Sie anbeten und mit dem Bewußtsein prahlen, daß er das Blut der alten Wikinger in den Adern habe. Nennen Sie ihn Lügner und Dieb, und er wird nur eine Verleumdungsklage gegen Sie einreichen. Aber nennen Sie ihn Feigling, und er wird toll vor Wut werden: er wird dem Tod ins Antlitz sehen, nur um diese schmerzliche Wahrheit Lügen zu strafen. Der Mensch gibt für seine Handlungsweise jeden Grund an bis auf einen, für seine Verbrechen jede Entschuldigung bis auf eine, für seine Sicherheit gibt er jeden Vorwand an bis auf einen: und dieser eine ist seine Feigheit. Seine ganze Zivilisation ist auf seiner Feigheit aufgebaut, auf seiner verächtlichen Zahmheit, die er Ehrenhaftigkeit nennt. Ein Maultier oder ein Esel wird sich nur bis zu einem gewissen Grade alles gefallen lassen, die Geduld dieser Tiere hat Grenzen; aber der Mensch läßt sich so tief und so lange erniedrigen, bis seine Erbärmlichkeit seine Unterdrücker mit einem Abscheu erfüllt, der sie zwingt, ihn zu reformieren.

Der Teufel: So ist es. Und das sind die Geschöpfe, in denen Sie das entdecken wollen, was Sie eine Lebensmacht nennen!

Don Juan: Ja, denn jetzt kommt die große Überraschung!

Die Statue: Und die wäre?

Don Juan: Nun, man kann jeden dieser Feiglinge kühn machen, einfach indem man ihm eine Idee in den Kopf setzt.

Die Statue: Unsinn! Als alter Soldat gebe ich die Feigheit zu; sie ist so allgemein wie die Seekrankheit und ebenso unwichtig. Aber das mit der Idee, die man nur in eines Menschen Kopf zu setzen braucht, das ist dummes Geschwätz und Unsinn. In einer Schlacht brauchen die Menschen, um zum Kampf gebracht zu werden, nichts als ein wenig heißes Blut und das Bewußtsein, daß es gefährlicher ist, eine Schlacht zu verlieren als sie zu gewinnen.

Don Juan: Das ist vielleicht der Grund, warum Schlachten so nutzlos sind. Aber die Menschen überwinden die Furcht niemals, wenn sie sich nicht einbilden können, daß sie kämpfen, um einen universellen Zweck zu fördern, daß sie für eine Idee, wie sie es nennen, kämpfen. Warum war der Kreuzfahrer kühner als der Seeräuber? Weil er nicht für sich selber focht, sondern für das Kreuz. Welche Kraft hieß ihn sich mit einer Tapferkeit messen, die so rücksichtslos war wie seine eigne? Die Kraft der Menschen, die nicht für sich, sondern für den Islam fochten. Sie haben uns Spanien entrissen, obgleich wir für Haus und Herd

gekämpft haben; aber als auch wir für eine mächtige Idee, die katholische Kirche, zu kämpfen begonnen hatten, schlugen wir sie nach Afrika zurück.

Der Teufel (ironisch): Was! Sie sind Katholik, Señor Don Juan! Ein Frömmler! Ich gratuliere!

Die Statue (ernst): Still! Still! als Soldat darf ich nichts mit anhören, was gegen die Kirche gerichtet ist.

Don Juan: Fürchte nichts, Komtur; die katholische Kirche wird den Islam und das Kreuz überleben, sie wird sogar das gemeine Possenspiel untauglicher, schulknabenhafter Gladiatoren überleben, das man „Armee" nennt.

Die Statue: Juan, du wirst mich zwingen, dafür Rechenschaft von dir zu fordern.

Don Juan: Wozu? ich kann nicht fechten. Jede Idee, für die der Mensch zu sterben bereit sein wird, wird eine katholische Idee sein. Wenn der Spanier endlich erkennen wird, daß er nicht besser als der Sarazene ist und daß sein Prophet nicht besser ist als Mahommed, dann wird er sich, mehr Katholik denn je, erheben und für Freiheit und Gleichheit der Menschen auf einer Barrikade sterben, die er in dem schmutzigsten Hintergäßchen, in dem er verkommt, errichten wird.

Die Statue: Unsinn!

Don Juan: Was du Unsinn nennst, das ist das einzige, wofür die Menschen zu sterben wagen. Später wird die Freiheit nicht katholisch genug sein; dann werden die Menschen für die Vervollkommnung der Menschheit sterben, für die sie ihre Freiheit fröhlich opfern werden.

Der Teufel: Ah, die Menschen werden niemals um eine Entschuldigung verlegen sein, andere Menschen zu töten!

Don Juan: Was liegt daran! Nicht auf den Tod kommt es an, sondern auf die Furcht vor dem Tode. Nicht Töten und Sterben erniedrigt uns, sondern ein niedriges Leben und die Annahme der Belohnung und der Vorteile unserer Erniedrigung. Lieber zehn Tote, als ein lebendiger Sklave oder sein Herz. Die Menschen werden sich noch erheben, Vater gegen Sohn und Bruder gegen Bruder, und sich für die große katholische Idee, die Vernichtung der Sklaverei, gegenseitig umbringen.

Der Teufel: Ja, wenn infolge der Freiheit und Gleichheit, von der Sie schwatzen, freie weiße Christen auf dem Arbeitsmarkt billiger sein werden als schwarze Heidensklaven, die bei Versteigerungen stückweise verkauft werden.

Don Juan: Unbesorgt! der weiße Arbeiter wird auch an die Reihe kommen. Aber ich verteidige jetzt nicht die illusorischen Formen, welche die großen Ideen gerne annehmen. Ich gebe Ihnen Beispiele für die Tatsache, daß dieses Geschöpf „Mensch", das, wenn sich's um seine eigenen selbstsüchtigen Angelegenheiten handelt, ein Feigling bis auf die Knochen ist, wie ein Held für seine Idee kämpfen wird. Er kann verworfen sein als Bürger; aber er ist gefährlich als Fanatiker. Er kann nur unterjocht werden, solange er geistig schwach genug ist, auf Vernunft zu hören. Ich sage euch, meine Herren, wenn ihr einem Menschen ein Stück

Arbeit geben könnt, das er heute Gottes Arbeit nennt, wird er es später mit vielen neuen Namen bezeichnen, und so könnt ihr ihn vollständig unbekümmert gegen die Folgen machen, die ihn persönlich treffen mögen.

Anna: Ja, er drückt sich von allen Verantwortlichkeiten und überläßt es seiner Frau, damit fertig zu werden.

Die Statue: Gut gesprochen, meine Tochter. Laß dir von ihm nicht den gesunden Menschenverstand fortschwatzen.

Der Teufel: Herr Komtur, jetzt, da wir von der Frau zu sprechen anfangen, wird er mehr reden, denn je. Immerhin will ich gestehn, daß die Frau das interessanteste Gesprächsthema für mich ist.

Don Juan: Für eine Frau, Señora, beginnen und enden die Pflichten und Verantwortlichkeiten des Mannes mit der Aufgabe, Brot für ihre Kinder zu schaffen. Ihnen ist der Mann nur ein Mittel, Kinder zu bekommen und großzuziehen.

Anna: Ist das deine Vorstellung vom Wesen einer Frau? Ich nenne das zynischen und widerlichen Materialismus.

Don Juan: Verzeih mir, Anna; ich habe nicht vom Gesamtwesen einer Frau gesprochen. Ich sprach über ihre Gewohnheit, im Mann ein anderes Wesen zu sehen. Das ist nicht zynischer als die Gewohnheit, in sich selbst vor allen Dingen nur die Mutter zu sehen. Geschlechtlich genommen, ist die Frau eine Einrichtung der Natur, die den Zweck hat, ihr größtes Werk zu verewigen. Geschlechtlich genommen, ist der Mann eine Einrichtung der Frau, die den Zweck hat, das Geheiß der Natur auf die billigste Art zu erfüllen. Sie weiß instinktiv, daß weit zurück im Evolutionsprozeß sie ihn erfunden, verschiedentlich gestaltet und erschaffen hat, um etwas Besseres hervorzubringen als irgend ein geschlechtlicher Prozeß hervorzubringen vermöchte. Während er den Zweck erfüllt, für den sie ihn ins Leben rief, läßt sie ihn mit seinen Träumen, seinen Torheiten, seinen Idealen, seinem Heroismus spielen, vorausgesetzt, daß sie alle in der Anbetung der Frau, der Mutterschaft, der Familie und des Herdes gipfeln. Aber wie waghalsig und gefährlich war es, ein getrenntes Geschöpf zu erfinden, dessen einzige Funktion die Befruchtung ist! Denn was für Folgen hat das gehabt! Erstens hat sich der Mann auf Kosten der Frau vervielfältigt, bis es ebensoviel Männer wie Frauen gab, so daß es ihr unmöglich wurde, mehr als einen Bruchteil seiner unendlichen Energie für ihren Zweck zu verwenden. Den Rest mußte sie zu seiner Verfügung lassen, da sie ihm die entkräftende Funktion der Schwangerschaft erspart hat. Diese überflüssige Energie ist ihm ins Gehirn und in die Muskel gestiegen. Er ist zu stark geworden, als daß er körperlich von der Frau überwacht werden könnte, und zu erfinderisch und starkgeistig, als daß er sich mit der bloßen Fortpflanzung seiner Art zufrieden gäbe. Er hat die Zivilisation geschaffen, ohne die Frau zu befragen, indem er ihre häusliche Arbeit als deren Grundlage für gesichert erachtete.

Anna: Das ist allerdings wahr.

Der Teufel: Ja; und diese Zivilisation, was ist sie schließlich nach allem?

Don Juan: Ein vortrefflicher Haken, an den Sie Ihre zynischen Gemeinplätze hängen können; aber vor allem ist die Zivilisation ein Versuch des Mannes, sich eine etwas höhere Aufgabe zu stellen, als bloß das Werkzeug für die Zwecke des Weibes zu sein! Das Resultat der fortgesetzten Bemühung des Lebens, nicht nur sich selbst zu erhalten, sondern auch die höhere Organisation und das vollständigere Selbstbewußtsein immer mehr und mehr zu vollenden, ist bestenfalls ein zweifelhafter Feldzug zwischen diesen Kräften und jenen des Todes und der Entartung. Die Schlachten dieses Feldzuges werden zumeist durch grobe Versehen gewonnen, den Befehlshabern zum Trotz, wie die gegenwärtigen militärischen Schlachten.

Die Statue: Der Streich gilt mir. Einerlei, fahre fort.

Don Juan: Der Streich gilt einer viel höheren Macht als der deinen, Komtur. Immerhin mußt auch du in deinem Beruf bemerkt haben, daß selbst ein unfähiger General Schlachten gewinnen kann, wenn der feindliche General noch etwas unfähiger ist.

Die Statue (sehr ernst): Sehr wahr, Juan, sehr wahr. Es gibt Dummköpfe, die ein staunenswertes Glück haben.

Don Juan: Nun, die Lebenskraft ist dumm; aber nicht so dumm wie die Kräfte des Todes und der Entartung. Übrigens sind diese immer im Solde der Lebenskraft. Und so siegt das Leben irgendwie. Was der bloße Überfluß an Fruchtbarkeit hervorbringen und Habgier festhalten kann, das besitzen wir. Das Überleben jeder Zivilisation, die das beste Gewehr und den am besten ausgerüsteten Schützen hervorbringen kann, ist dann gesichert.

Der Teufel: So ist es! der Überlebende ist nicht das wirksamste Mittel des Lebens, sondern das wirksamste Mittel des Todes. Sie kommen immer auf meinen Standpunkt zurück, trotz Ihrer Spitzfindigkeiten, Abschweifungen und Sophistereien, ganz abgesehn von der geradezu unerträglichen Dauer Ihrer Ausführungen.

Don Juan: Na! wer hat damit angefangen, lange Reden zu halten? Sollte ich aber Ihren Verstand überschätzen, so können Sie uns verlassen und die Gesellschaft der Liebe und Schönheit und Ihre übrigen langweiligen Lieblingsbeschäftigungen aufsuchen.

Der Teufel (sehr beleidigt): Sie sind ungerecht, Don Juan, und nicht höflich. Auch ich gehöre zu den Intellektuellen. Niemand weiß derlei mehr zu würdigen als ich. Ich debattiere ehrlich mit Ihnen und glaube Sie gänzlich widerlegen zu können. Wenn Sie wollen, können wir das noch eine Stunde lang fortsetzen.

Don Juan: Gut. Fahren wir also fort.

Die Statue: Obgleich ich gar keinen Vorteil darin erblicke, Juan, wenn du über irgend ein bestimmtes Thema sprichst, so bitte ich dich dennoch, um jeden Preis fortzufahren, da wir hier nicht nur die Zeit, sondern die Ewigkeit zu töten haben.

Don Juan (etwas ungeduldig): Mein Standpunkt befindet sich nur um eine Stufe über dem deinen, du marmorköpfiges, altes Meisterwerk! Sind wir

darüber einig, daß das Leben eine Kraft ist, die zahllose Versuche gemacht hat, sich selbst zu organisieren; daß das Mammuttier und der Mensch, die Maus und das Megatherium, die Fliegen und die Flöhe und die Väter der Kirche alle nur mehr oder weniger erfolgreiche Versuche sind, diesen Rohstoff „Leben" in immer höheren Individuen aufzubauen, und daß das Idealindividuum allmächtig, allwissend, unfehlbar und vollkommen untäuschbar selbstbewußt, kurz ein Gott ist?

Der Teufel: Um Ihnen Ihre Beweisführung zu erleichtern, stimme ich dem zu.

Die Statue: Ich stimme dem zu, um dir deine Beweisführung zu erschweren.

Anna: Ich muß nachdrücklich betonen, daß ich, was die Kirchenväter anbelangt, ganz anderer Meinung bin; und muß dich bitten, sie in die Beweisführung nicht miteinzubeziehen.

Don Juan: Ich habe das nur der Alliteration zuliebe getan, Anna, und ich werde mich jeder weiteren Anspielung enthalten. Und jetzt, wo wir — davon abgesehen — soweit einig sind, willst du mir nicht auch darin zustimmen, daß das Leben infolge seines Strebens, sich bis zur Gottheit zu entwickeln, Resultate erzielt hat, die nicht nach ihrer Schönheit oder ihrer körperlichen Vollendung beurteilt werden dürfen? Daß — wie unser Freund Aristophanes schon vor längerer Zeit herausgefunden hat — die Vögel mit ihrer Macht zu fliegen, ihrem herrlichen Gefieder und — wie ich hinzufügen darf — der rührenden Poesie ihrer Liebe und ihres Nesterbauens so unvergleichlich schöner sind, ist unleugbar. Wie kann man also glauben, daß das Leben — wenn Liebe und Schönheit sein Endzweck gewesen wäre, von diesen entzückenden Tieren zu stumpfen Elefanten und noch häßlicheren Affen, deren Enkel wir sind, vorgeschritten wäre?

Anna: Aristophanes war ein Heide, und du, Juan, bist, fürchte ich, nicht sehr viel mehr.

Der Teufel: Sie folgern daraus also, daß das Leben der Plumpheit und der Häßlichkeit zustrebt?

Don Juan: Nein, perverser Teufel, der Sie sind, tausendmal nein. Das Leben strebt der Entwicklung des Gehirnes als seinem Lieblingsthema zu: durch dieses Organ wird es nicht nur Selbstbewußtsein erreichen, sondern auch Selbstverständlichkeit.

Die Statue: Das ist Metaphysik, Juan. Warum, zum Teufel, sollte ... (Zum Teufel): Entschuldigen Sie.

Der Teufel: Oh, bitte das macht nichts. Ich habe die Gewohnheit, daß man meinen Namen zur Verstärkung des Nachdruckes benutzt, immer als ein hohes Kompliment aufgefaßt. Er steht Ihnen ganz zur Verfügung, Komtur.

Die Statue: Ich danke Ihnen, Sie sind sehr gütig. Selbst im Himmel habe ich meine militärische Ausdrucksweise nie ganz fallen gelassen. Doch ich war im Begriff, Juan zu fragen, warum das Leben sich damit langweilen sollte, der Vervollkommnung des Gehirns zuzustreben? Warum sollte es sich selbst verstehen wollen? Warum sollte es sich nicht vielmehr damit zufrieden geben, sich zu genießen?

Don Juan: Ohne Gehirn, Komtur, würdest du genießen, ohne dir dessen bewußt zu sein, und das brächte dich um das ganze Vergnügen.

Die Statue: Wahr, sehr wahr. Aber ich bin ganz zufrieden, wenn ich gerade so viel Gehirn habe, um mir bewußt zu sein, daß ich genieße. Ich brauche nicht zu begreifen, warum ich genieße. Ja, ich ziehe sogar vor, es nicht zu begreifen. Meine Erfahrung lehrt mich, daß unsere Vergnügungen nicht vertragen, daß wir über sie nachdenken.

Don Juan: Deshalb ist Verstand so unpopulär. Aber dem Leben, der Kraft, die hinter den Menschen steht, ist der Verstand eine Notwendigkeit, weil der Mensch ohne ihn in den Tod stolpert. Genau wie das Leben nach Menschenaltern des Kampfes jenes wunderbare körperliche Organ, das Auge, hervorbrachte, damit das Lebewesen nun sehen könnte, wohin es ging und was zu Hilfe kam oder bedrohte, und so tausend Gefahren vermeiden könnte, von denen es früher erschlagen worden wäre, so ist es heute im Begriff, ein geistiges Auge hervorzubringen, das nicht die physische Welt, sondern den Zweck des Lebens sehen und dadurch den Individuellen befähigen soll, für diesen Zweck zu arbeiten, statt ihn wie bisher zu vereiteln und zu täuschen, indem es sich, wie augenblicklich, kurzsichtige persönliche Ziele setzt. Selbst unter den jetzigen Verhältnissen ist nur eine Menschenart in all dem Zwiespalt der Interessen und Illusionen glücklich und allgemein geachtet gewesen.

Die Statue: Du meinst den Soldaten.

Don Juan: Ich meine nicht den Soldaten. Wenn der Soldat anrückt, sperrt die Welt ihre Löffel ein und schafft die Weiber fort. Nein, nicht „Waffentaten besingt mein Gesang und den Mann", sondern den Philosophen: ihn, der als Betrachter den innern Willen der Welt erforscht, die Mittel, diesen Willen zu erfüllen, entdeckt, der als Mann der Tat die Ausführung dieses Willens durch die so entdeckten Mittel verwirklicht. Aller andern Menschen bin ich müde. Ich erblicke in den übrigen ein langweiliges Fiasko. Als ich auf Erden war, untersuchten Professoren aller Art an mir herum, um einen ungesunden Fleck an mir zu finden, an den sie sich klammern könnten. Die Doktoren der Medizin forderten mich auf, zu bedenken, was ich der Pflege meines Körpers schuldig sei, und reichten mir Quacksalbereien für eingebildete Krankheiten. Ich erwiderte, daß ich kein Hypochonder wäre, also nannten sie mich einen Ignoranten und gingen ihres Weges. Die Doktoren der Theologie forderten mich auf, zu bedenken, daß ich daran gehen müsse, meine Seele zu retten, aber ich bin ebensowenig ein geistiger wie ein körperlicher Hypochonder gewesen und hatte auch keine Lust, mich darüber zu beunruhigen; also nannten sie mich einen Atheisten und gingen ihres Weges. Nach ihnen kam der Politiker. Der sagte, daß der einzige Zweck der Schöpfung darin gipfelte, ihn ins Parlament zu bringen. Ich sagte ihm, mir sei es einerlei, ob er ins Parlament käme oder nicht, er nannte mich einen Gauner und ging seines Weges. Dann kam der Romantiker, der Künstler mit seinen Liebesgesängen und seinen Bildern und seinen Gedichten; und er hat mir viele Jahre hindurch großes Vergnügen und manchen Vorteil eingebracht; denn ihm verdanke ich die Pflege meiner Sinne.

Seine Lieder lehrten mich, beſſer zu hören, ſeine Bilder, beſſer zu ſehen, und ſeine Gedichte, tiefer zu empfinden. Aber er war es, der mich zur Anbetung des Weibes geführt hat.

Anna: Juan!

Don Juan: Ja, ich glaubte ſchließlich, daß in des Weibes Stimme die Muſik aller Lieder, in ihrem Antlitz die Schönheit aller Bilder und in ihrer Seele die Ergriffenheit aller Gedichte läge.

Anna: Und du wurdeſt enttäuſcht, gut! Aber war es denn ihre Schuld, daß du ihr alle dieſe Vollkommenheiten zuſchriebſt?

Don Juan: Ja, teilweiſe. Sie ſchwieg mit wunderbarer inſtinktiver Schlauheit und ließ mich ſie verherrlichen und meine eigenen Viſionen, Gedanken und Gefühle für die ihrigen halten. Mein Freund, der Romantiker, war oft zu arm oder zu ſchüchtern, ſich den Frauen, die ſchön oder raffiniert genug waren, ſeinem Ideal ſcheinbar gleichzukommen, zu nähern, und ſo lebte er im Glauben an ſeine Träume. Mich aber haben Natur und Umſtände mehr begünſtigt. Ich bin von adeliger Geburt und reich geweſen; und wenn meine Perſon nicht gefiel, ſchmeichelte meine Geſellſchaft, obgleich ich mich gewöhnlich in beiden Fällen vom Glück begünſtigt ſah.

Die Statue: Hanswurſt!

Don Juan: Ja; aber gerade meine Hanswurſterei gefiel. Ich entdeckte, daß ich nur die Einbildungskraft einer Frau zu wecken brauchte, um die Erlaubnis zu erhalten, mir ſelbſt einreden zu dürfen, daß ſie mich liebte; wenn ſie mich aber erhört hatte, ſagte ſie niemals: „Ich bin glücklich, mein Liebesverlangen iſt befriedigt", ſondern vor allem immer nur: „Endlich, die Schranken ſind gefallen", und dann: „Wann wirſt du wiederkommen?"

Anna: Die Männer ſagen genau dasſelbe.

Don Juan: Dagegen proteſtiere ich, nie habe ich das geſagt. Aber die Frauen ſprechen alle ſo. Dieſe zwei Redensarten haben mich immer beunruhigt; denn aus der erſten erſah ich, daß die Dame ſich lediglich hingegeben hatte, um meine Befeſtigungen niederzuwerfen und meine Zitadelle zu erobern; und mit der zweiten kündigte ſie offen an, daß ſie mich von nun ab als ihr Eigentum betrachtete und über meine Zeit ſchon ſo wie über ihre eigene verfügen zu dürfen glaubte.

Der Teufel: Dahin hat Ihre tadelnswerte Herzloſigkeit Sie geführt!

Die Statue (ſchüttelt den Kopf): Du ſollteſt die Worte einer Frau nicht wiederholen, Juan.

Anna (ſtreng): Sie ſollten dir heilig ſein.

Die Statue: Das ſagen die Frauen immer. Ich habe mich nie um die Schranken gekümmert; freilich der andere Teil ſtieß ſich immer daran, falls er nicht wirklich ſehr verliebt war.

Don Juan: Dann wurde die Dame, obgleich ſie früher ganz glücklich und ſorglos geweſen war, plötzlich ängſtlich, beſchäftigte ſich nur mit mir, intrigierte immer; beobachtete, wartete und war wie verſeſſen darauf, ſich ihre Beute zu

sichern. Sie verstehen meine Herren: Ich war die Beute. Dies aber war mehr, als ich erwartet hatte, damit war ich nicht einverstanden. Es mag sehr anständig und sehr menschlich gewesen sein, aber es war gewiß weder Musik und Malerei noch Poesie und Freude, verkörpert durch eine schöne Frau! Ich bin diesen Dingen entflohen. Ich bin ihnen sehr oft entflohen und wurde tatsächlich deswegen ein bißchen berühmt.

Anna: Berüchtigt, willst du wohl sagen.

Don Juan: Dir bin ich nicht davongelaufen. Tadelst du mich, daß ich anderen davongelaufen bin?

Anna: Unsinn, Mensch. Du sprichst jetzt zu einer siebenundsiebzigjährigen Frau. Wenn du Gelegenheit gehabt hättest, du wärest auch mir davon gelaufen — wenn ich dich hätte laufen lassen. Mit mir hättest du nicht so leichtes Spiel gehabt wie mit den anderen. Wenn Männer ihrem Heim und ihrer Pflicht nicht treu sein wollen, so müssen sie dazu gezwungen werden. Ihr möchtet wahrscheinlich alle entzückende Verkörperungen der Musik, der Malerei und der Poesie heiraten. Nun, die könnt ihr nicht haben, denn sie existieren nicht. Wenn Fleisch und Blut euch nicht genügen, dann müßt ihr eben ledig bleiben, das ist alles. Die Frauen müssen sich mit Ehemännern aus Fleisch und Blut begnügen, und manchmal sogar mit solchen, die sehr wenig davon haben, und ihr möchtet mit Frauen aus Fleisch und Blut einpacken? (Der Teufel sieht zweifelnd drein. Die Statue macht ein saueres Gesicht.) Ich sehe, das gefällt euch nicht, keinem von euch; aber es ist so, trotz alledem; und wenn ihr nicht wollt, so könnt ihr es ja sein lassen.

Don Juan: Meine liebe Anna, du hast meinen ganzen Angriff gegen die Romantik in einige Sätze gebracht. Das ist ja der Grund, warum ich dem Romantiker mit der Künstlernatur den Rücken gekehrt habe, wie er seine Verblendung genannt hat. Ich dankte ihm dafür, daß er mich gelehrt hatte, meine Augen und Ohren zu gebrauchen, aber ich sagte ihm, daß seine Anbetung der Schönheit und seine Jagd nach dem Glück und sein Idealisieren der Frau als Lebensphilosophie keinen Pfifferling wert sei! Also nannte er mich einen Philister und ging seines Weges.

Anna: Es scheint, daß dich die Frau trotz all ihrer Fehler doch auch einiges gelehrt hat.

Don Juan: Sie hat mehr getan, sie verdolmetschte mir auch alle anderen Lehren. Ah, meine Freunde, als die Schranken zwischen mir und dem Weibe zum ersten Male fielen, welche überraschende Erleuchtung überkam mich da! Ich war auf Torheit, auf Rausch vorbereitet gewesen, auf alle Illusionen des jungen Liebestraumes, und siehe da! niemals war meine Empfindung klarer, noch mein Urteil grausamer gewesen. Die eifersüchtigste Nebenbuhlerin meiner Geliebten hätte keinen ihrer Fehler schärfer sehen können als ich. Ich war nicht benebelt, ich hatte sie ohne Chloroform genommen.

Anna: Aber genommen hast du sie.

Don Juan: Das war die Enthüllung. Bis zu jenem Augenblick hatte ich niemals das Gefühl verloren, mein eigener Herr zu sein; niemals bewußt einen

einzigen Schritt getan, außer wenn meine Vernunft ihn geprüft und gebilligt hatte. Ich war dahin gelangt, zu glauben, ich sei ein einfaches vernünftiges Wesen: „ein Denker". Ich hatte mit dem törichten Philosophen gesagt: „Ich denke, daher bin ich." Die Frau war es, die mich zu sagen lehrte: „Ich bin, daher denke ich." Und auch: „Ich möchte mehr denken, daher muß ich mehr sein."

Die Statue: Das ist alles äußerst abstrakt und metaphysisch, Juan. Wenn du dich an das Konkrete halten und deine Entdeckungen in der Form unterhaltender Anekdoten über deine Abenteuer mit Frauen zum besten geben wolltest, könnte man deinem Gespräch leichter folgen.

Don Juan: Pah! was brauche ich hinzuzufügen? Begreifst du nicht: wenn ich der Frau Aug' in Aug' gegenüberstand, mahnte mich jede Faser meines klaren, kritischen Gehirnes, sie zu schonen und mich zu retten. Meine Moral sagte nein. Mein Gewissen auch. Meine Ritterlichkeit, und mein Mitleid sagten gleichfalls nein. Mein vorsichtiger Blick auf mich selbst sagte nein. Mein Ohr, geübt durch tausend Symphonien und tausend Lieder, mein Auge, geschult an tausend Bildern, hat des Weibes Stimme, ihre Farbe, ihre Gestalt in Stücke gerissen. Ich habe alle die verräterischen Ähnlichkeiten mit ihrem Vater und ihrer Mutter gesammelt, die mir sagten, wie sie in dreißig Jahren aussehen würde. Ich habe den Goldglanz eines toten Zahnes in ihrem lächelnden Munde bemerkt; ich habe die seltsamen Gerüche der geheimen Nervenchemie wißbegierig beobachtet. Die Visionen meiner romantischen Träumereien, die mir die Gefilde des Himmels mit unsterblichen, zeitlosen Geschöpfen aus Korallen und Elfenbein erfüllt zeigten, verließen mich in dieser höchsten Stunde. Ich erinnerte mich an diese Vorstellungen und kämpfte verzweifelt, ihre Illusionen wieder zu erlangen, aber sie schienen mir jetzt die hohlsten aller Einbildungen; mein Gehirn sagte immer wieder nein, bei jedem neuen Versuch. Und während ich im Begriff war, der Dame meine Entschuldigung zu stammeln, hatte sich das Leben meiner bemächtigt und mich in ihre Arme geworfen, wie der Seefahrer einen Köder in den Schnabel eines Seevogels wirft.

Die Statue: Du hättest ebensogut deines Weges gehen können, ohne darüber soviel nachzudenken, Juan. Du bist wie alle klugen Männer: du hast mehr Hirn im Kopf als gut für dich ist.

Der Teufel: Und sind Sie nach diesen Erfahrungen nicht viel glücklicher gewesen, Señor Don Juan?

Don Juan: Viel glücklicher, nein: viel weiser, ja. Diese Augenblicke haben mich zum erstenmal mit mir selbst bekannt gemacht, und durch mich mit der Welt. Jetzt hatte ich die Nutzlosigkeit des Versuches eingesehen, der unwiderstehlichen Lebenskraft Bedingungen aufzuerlegen, Vorsicht, sorgfältige Wahl, Tugend, Ehre, Keuschheit zu predigen —

Anna: Don Juan, wenn du die Keuschheit schmähst, beleidigst du mich.

Don Juan: Seitdem deine Keuschheit die Form eines Ehemannes mit zwölf Kindern angenommen hat, habe ich nichts mehr gegen sie einzuwenden. Was hättest du als die verlassenste aller Frauen mehr tun können?

Anna: Ich hätte zwölf Männer und keine Kinder haben können: das hätte ich tun können, Juan. Und ich kann dir versichern, daß dies für die Erde, deren Bewohner ich vermehrt habe, durchaus nicht gleichgültig gewesen wäre.

Die Statue: Bravo, Anna! Juan, du bist zerschmettert, unterworfen, vernichtet.

Don Juan: Nein; obgleich dieser Unterschied der wahre und wesentliche ist — Donna Anna hat, das gebe ich zu, geradewegs das wirkliche Ziel ins Auge gefaßt. Aber der Liebe oder der Keuschheit oder selbst der Beständigkeit gegenüber ist das vollkommen gleichgültig; denn zwölf Kinder von zwölf verschiedenen Männern würden die Erde vielleicht wirksamer bevölkert haben. Nimm an, mein Freund Octavio wäre gestorben, als du dreißig Jahre zähltest, du würdest niemals Witwe geblieben sein, du bist zu schön gewesen. Nehmen wir an, der Nachfolger Octavios wäre gestorben, als du vierzig Jahre zähltest. Du wärst noch immer unwiderstehlich gewesen, und eine Witwe, die schon zweimal geheiratet hat, wird auch ein drittes Mal heiraten. Also zwölf gesetzliche Kinder einer höchst achtbaren Dame, geboren von drei verschiedenen Vätern, sind keine Unmöglichkeit, noch verdammt die öffentliche Meinung einen solchen Fall. Es ist zweifellos wahr, daß so eine Dame das Gesetz mehr beachtet als das arme Mädchen, das wir in die Gosse zu stoßen pflegten, wenn es ein uneheliches Kind gebar. Aber wagst du zu behaupten, daß sie gegen sich selbst weniger nachsichtig ist?

Anna: Sie ist weniger tugendhaft, das genügt mir.

Don Juan: Was ist die Tugend denn anderes als die Gewerkschaftsvereinigung der Verheirateten? Laß uns den Tatsachen ins Auge sehen, liebe Anna. Die Lebenskraft geht nur deshalb nicht über die Ehe hinweg, weil die Ehe eigens zu dem Zweck erfunden worden ist, die größte Anzahl Kinder und die größte Sorgfalt, die sie brauchen, zu sichern. Denn an Ehre, Keuschheit und allen übrigen Erdichtungen der Sittlichkeit ist ihr nicht einen Pfifferling gelegen. Die Ehe ist die lüderlichste aller menschlichen Einrichtungen —

Anna: Juan!

Die Statue (protestierend): Wahrhaftig! —

Don Juan (entschlossen): Ich sage, die lüderlichste aller menschlichen Einrichtungen: das ist das Geheimnis ihrer Volkstümlichkeit. Und eine Frau, die einen Ehemann sucht, ist das gewissenloseste aller Raubtiere. Die Verknüpfung von Ehe mit Moral hat mehr dazu beigetragen, das Gewissen der menschlichen Rasse zu zerstören, als irgend ein anderer einfacher Irrtum. Komm Anna! sieh nicht entrüstet drein: du weißt besser als irgend jemand von uns, daß die Ehe eine Menschenfalle ist, die erheuchelte Erfüllung und betrügerische Vorspiegelungen als Köder enthält. Als deine geheiligte Mutter dich mit Hilfe von Ermahnungen und Strafen gezwungen hatte, etwas zu lernen und ein halbes Dutzend Stücke auf dem Spinett zu spielen — das ihr ebenso verhaßt gewesen ist wie dir selbst —, hatte sie da irgend einen andern Zweck im Auge als deine Freier hinters Licht zu führen und ihnen einzureden, daß der Ehemann an deiner Seite einen Engel in seinem Heim haben würde, der es mit Melodien erfüllen oder ihm wenigstens

nach dem Essen zum Mittagsschläfchen vorspielen würde? Du hast meinen Freund Octavio geheiratet; nun, hast du von der Stunde an, in der die Kirche dich mit ihm vereinigt hat, jemals dein Spinett auch nur geöffnet?

Anna: Du bist ein Narr, Juan. Eine jungverheiratete Frau hat etwas anderes zu tun, als ohne jede Rückenlehne am Spinett zu sitzen; und so gewöhnt sie sich das Spielen ab.

Don Juan: Nicht, wenn sie die Musik liebt. Glaube mir: sie wirft nur den Köder fort, sobald der Vogel einmal im Netze ist.

Anna (bitter): Und die Männer werfen die Maske wohl niemals ab, wenn ihr Vogel im Netze ist. Der Ehemann wird niemals nachlässig, selbstsüchtig, brutal — oh niemals!

Don Juan: Oh, was beweisen diese Gegenbeschuldigungen, Anna? Nur, daß der Held ein ebenso augenscheinlicher Betrüger ist wie die Heldin.

Anna: Das ist alles Unsinn; die meisten Ehen sind sehr glücklich.

Don Juan: „Sehr" ist ein starker Ausdruck, Anna. Du meinst, daß vernünftige Menschen miteinander auskommen, so gut sie eben können. Schicke mich auf die Galeere und schmiede mich an den Verbrecher an, dessen Nummer zufällig meiner zunächst ist, und ich werde mich ins Unvermeidliche und, so gut ich eben kann, in diese Kameradschaft fügen. Ich habe gehört, daß solche Kameradschaften oft rührend zärtlich sind; und die meisten sollen wenigstens erträglich freundschaftlich sein. Aber das macht weder die Kette zu einem wünschenswerten Schmuck, noch die Galeere zur Wohnstätte der Seligkeit. Diejenigen, die am meisten über die Segnungen der Ehe und die Beständigkeit ihrer Beteuerungen sprechen, sind dieselben Leute, die erklären, daß, wenn die Kette gebrochen würde und den Gefangenen die Wahl frei stünde, das ganze soziale Machwerk in die Luft fliegen müßte. Du kannst deine beiden Voraussetzungen nicht mit den gleichen Beweisen begründen. Wenn der Gefangene glücklich ist, warum ihn dann einsperren? Wenn er es nicht ist, warum vorgeben, daß er es sei?

Anna: Jedenfalls will ich wieder den Standpunkt einer alten Frau einnehmen und dir rundweg erklären, daß Ehe die Erde bevölkert, Ausschweifung tut das nicht.

Don Juan: Und wenn eine Zeit kommen sollte, in der das aufhören wird, wahr zu sein, was dann? Weißt du nicht, daß Beharrlichkeit zum Ziele führt? Daß ein Mann schließlich immer ein Mittel entdecken wird, das zu tun, was er zu tun wünscht? Ihr habt euer Bestes getan, ihr tugendhaften Damen, des Mannes Geist vor ehrbarer Liebe als dem höchsten Gut vollständig zu beugen und ihn zu zwingen, unter ehrbarer Liebe Romantik und Schönheit und Glückseligkeit im Besitz schöner, eleganter, köstlicher, hingebender Frauen zu verstehen. Ihr habt die Frauen gelehrt, ihre Jugend, Gesundheit, Wohlgestalt und Verfeinerung selbst richtig zu bewerten. Nun, welche Rolle spielen schreiende Kinder und Haushaltungssorgen in diesem erlesenen Paradiese der Sinne und Erregungen? Muß es nicht unvermeidlich dahin kommen, daß der Wille des Mannes zum Gehirn des Mannes sprechen wird: erfinde mir ein Mittel, das den Besitz der Liebe, der Schönheit

der Romantik, der Erregungen und der Leidenschaft ermöglicht, ohne das Gefolge der elenden Bußgelder, der Ausgaben, des Kummers, der Heimsuchungen, der Krankheiten, der Agonien und Todesgefahren, ohne das Gefolge von Dienern, Ammen und Ärzten und Schullehrern.

Der Teufel: All dies, Señor Don Juan ist hier in meinem Reich verwirklicht.

Don Juan: Ja, um den Preis des Lebens. Der Mensch will um diesen Preis nichts haben; er verlangt schon auf Erden die romantischen Entzückungen Ihrer Hölle! Die Mittel werden schon gefunden werden; das Gehirn wird nicht ermangeln, wenn es dem Willen ernst sein wird. Der Tag wird kommen, wo große Nationen ihre Kopfzahl von einer Volkszählung zur andern schwinden sehen werden; wo die Sechs-Zimmer-Villen sich im Preise über das Zinshaus erheben werden; wo der gottlose, rücksichtslose Arme wie der dumme, fromme Reiche die Ausrottung der Rasse nur dadurch verzögern wird, daß er sie erniedrigt; während der kühne Weise, der Sparsame, der gedeihliche Selbstsüchtige und Ehrgeizige, der Phantasiereiche und Poetische, die Anbeter des Geldes und der gründlichen Behaglichkeit, die Verehrer des Erfolges, der Kunst und der Liebe der Lebenskraft die Devise der Unfruchtbarkeit entgegenhalten werden.

Die Statue: Das ist alles sehr gut und schön, mein Freund; aber wenn du zu Annas Zeit oder selbst zu meiner gelebt hättest, würdest du erfahren haben, daß die Leute, die ihre Angst vor Armut und Kindern allen andern Familiensorgen vorziehen und es dadurch gutzuhaben versuchen, ihren Geist eigentlich nur der Angst vor dem Alter, der Häßlichkeit, der Impotenz und der Todesfurcht widmen. Der kinderlose Arbeiter wird durch die Faulheit seiner Frau, ihr fortwährendes Verlangen nach Unterhaltung und Zerstreuung mehr gequält, als er es durch zwanzig Kinder werden könnte; und sein Weib ist elender als er. Ich habe meinen Tag gehabt, und das nicht ohne einige Genugtuung; denn als junger Mann wurde ich von den Frauen bewundert und als Statue werde ich von ernsten Kritikern gelobt. Aber ich gestehe, daß ich mir den Hals abgeschnitten hätte, wenn ich in der Welt nichts anderes zu tun gehabt hätte als in diesen Genüssen zu schwelgen. Als ich Annas Mutter heiratete, oder, um ganz korrekt zu sein, sollte ich vielleicht eher sagen, als ich schließlich nachgab und Annas Mutter erlaubte, mich zu heiraten, wußte ich, daß sie Dornen in mein Lager pflanzte und daß die Ehe für mich, einen übermütigen, jungen Offizier, der bis dahin unerobert war, Vernichtung und Gefangenschaft bedeutete.

Anna (empört): Vater!

Die Statue: Ich bedaure dich aufregen zu müssen, liebes Kind; aber seit Juan die Diskussion aller Scham entblößt hat, muß ich auch die nackte Wahrheit sagen dürfen.

Anna: Hm! Mir scheint, ich war eine der Dornen.

Die Statue: Durchaus nicht: du warst eher eine Rose — mir bist du das wenigstens immer gewesen — deine Mutter war es, der du die meisten Unannehmlichkeiten verursacht hast.

Don Juan: Darf ich dann fragen, Komtur, warum du den Himmel verlassen hast und hierher gekommen bist, um — wie du dich ausdrückst — in gefühlvollen Seligkeiten zu schwelgen, die dich, wie du selbst eingestehst, einst dazu getrieben hätten, dir den Hals abzuschneiden?

Die Statue (betroffen): Bei Gott, das ist wahr.

Der Teufel (beunruhigt): Was! Sie nehmen Ihr Wort zurück! (Zu Don Juan): All Ihr Philosophieren ist also nichts gewesen als eine Maske für Proselytenmacherei! (Zur Statue): Haben Sie den entsetzlichen Stumpfsinn schon vergessen, vor dem ich Ihnen hier eine Zufluchtsstätte biete? (Zu Don Juan): Und Ihre Darstellung der kommenden Unfruchtbarkeit und Ausrottung der Menschheit, kann sie zu irgend etwas Besserem führen, als rücksichtslos die Vergnügungen der Kunst und der Liebe zu genießen, von denen Sie selbst zugeben, daß sie Sie verfeinert, erzogen und entwickelt haben?

Don Juan: Ich habe niemals die Ausrottung der Menschheit erklärt. Das Leben kann seine eigene Ausrottung weder in seinem blinden amorphen Zustand noch in irgend einer der Formen wünschen, in denen es sich selbst organisiert hat. Ich war nicht zu Ende, als mich Seine Exzellenz unterbrach.

Die Statue: Ich fange an zu zweifeln, ob du jemals zu Ende sein wirst, mein Freund. Du liebst es ungemein, dich reden zu hören.

Don Juan: Das ist wahr; aber da du schon so viel ausgehalten hast, wirst du wohl bis zum Schluß aushalten können. Lange vor dieser Unfruchtbarkeit, die ich beschrieben habe und die mehr als eine klar vorausgesehene Möglichkeit geworden ist, soll die Reaktion beginnen. Der große Hauptzweck der Erzeugung der Rasse, ja, sie zu Zielen zu führen, die menschlich jetzt unerreichbar scheinen, dieser Zweck, der noch in einer giftigen Wolke von Liebe, Romantik, Prüderie und Verwöhntheit verborgen ist, wird in das klare Sonnenlicht durchbrechen als ein Zweck, der nicht länger mit der Erfüllung persönlicher Neigungen verwechselt werden darf, noch mit der unmöglichen Verwirklichung der Knaben- und Mädchenträume von Seligkeit oder damit, daß alte Leute die Gesellschaft oder das Geld für nötig halten. Die Offenherzigkeit, mit der die vaterländischen Kirchen über die ehelichen Pflichten sprechen, wird nicht länger als unzart abgekürzt und halb unterdrückt werden. Der schlichte Anstand, der Ernst und die Autorität einer Erklärung des wirklichen Zweckes der Ehe wird geehrt und angenommen werden, während ihre romantischen Gelübde und Beteuerungen, das „bis-zum-Tode-Vereintbleiben" und dergleichen, als unerträgliche Frivolitäten werden ausgemerzt werden. Laß meinem Geschlecht Gerechtigkeit widerfahren, Señora, und gib zu, daß wir immer erkannt haben, daß die geschlechtlichen Beziehungen durchaus keine persönlichen oder freundschaftlichen sind.

Anna: Keine persönlichen oder freundschaftlichen Beziehungen! Welche Beziehung wäre persönlicher? geweihter? heiliger?

Don Juan: Geweiht und heilig, wenn du willst, Anna, aber nicht persönlich. Deine Beziehung zu Gott ist heilig und geweiht; wagst du es, sie persönlich zu

nennen? In der Geschlechtsbeziehung überreitet, reißt und schwemmt die allgemeine Schaffensenergie — der beide Teile nur hilflose Vertreter sind — alle persönlichen Wertungen fort und räumt mit allen persönlichen Beziehungen auf. Zwei Menschen können vollkommen fremd zueinander stehen, verschiedene Sprachen sprechen, in Rasse und Farbe, in Alter und Veranlagung verschieden, durch kein Band verknüpft sein, als durch die Möglichkeit jener Fruchtbarkeit, um derentwillen die Lebenskraft sie einander beim ersten Austausch eines Blickes in die Arme wirft. Bestätigen wir das nicht, indem wir erlauben, daß Ehen durch Eltern geschlossen werden, ohne daß die Frau gefragt wird? Hast du deinen Abscheu vor der Unsittlichkeit der englischen Nation nicht oft genug ausgedrückt, weil Frauen und Männer adeliger Geburt nach Belieben ebenso wie die Bauern miteinander verheiratet werden? Und was weiß denn selbst der Bauer von seiner Braut oder sie von ihm, bevor er sich mit ihr verlobt? Nicht wahr, du würdest keinen Mann so schnell schon nach flüchtigster Bekanntschaft zu deinem Advokaten machen, als du dich in ihn verlieben und ihn heiraten würdest!

Anna: Ja, Juan; wir kennen die Philosophie des Wüstlings. Bedenke nur gefälligst die Folgen für die Frauen.

Don Juan: Die Folgen, ja: die rechtfertigen das feste Ergreifen des Mannes. Aber du nennst diese Annäherung gewiß keine gefühlvolle. Du könntest ebensogut die Annäherung eines Schutzmannes an seinen Gefangenen eine Liebeserklärung nennen.

Anna: Du siehst, daß du die Notwendigkeit der Ehe zugeben mußt, obgleich nach deiner Ansicht die Liebe die nebensächlichste aller Beziehungen ist.

Don Juan: Woher weißt du, daß sie nicht die wichtigste aller Beziehungen ist? viel zu wichtig, um eine persönliche Angelegenheit zu sein. Hätte dein Vater seinem Lande dienen können, wenn er sich geweigert hätte, einen Feind Spaniens zu töten, falls er ihn nicht persönlich haßte? Kann ein Weib seinem Lande dienen, wenn es sich weigert, einen Mann, den es nicht persönlich liebt, zu heiraten? Du weißt, daß es nicht so ist; die Frau von adeliger Geburt heiratet, wie der Mann von adeliger Geburt kämpft: aus politischen und Familien-, nicht aus persönlichen Gründen.

Die Statue (betroffen): Ein sehr kluger Standpunkt das, Juan; ich muß darüber nachdenken. Du bist wirklich reich an Einfällen. Wie bist du auf diese Idee gekommen?

Don Juan: Durch Erfahrung. Als ich auf Erden den Damen jene Anträge machte, die mich, obgleich sie allgemein verdammt werden, zu einem so interessanten Helden der Legende gemacht haben, wurde mir nicht selten ungefähr folgendermaßen begegnet: Die Dame sagte, sie wolle meine Anträge, falls sie ehrbar wären, in Betracht ziehen. Als ich fragte, was dieser Vorbehalt zu bedeuten habe, erfuhr ich, daß er meinem Vorschlag gleichkam, von ihrem Eigentum, wenn sie eines hatte, Besitz zu ergreifen oder mich zu verpflichten, sie fürs ganze Leben zu erhalten, wenn sie keines hatte; daß ich mich damit nach ihrer fortgesetzten Gesellschaft, ihrem Rat und ihrer Unterhaltung bis an das Ende meiner Tage sehnte, daß ich mich ferner

gegen Buße zu verpflichten willens sei, ihrer nimmer müde zu werden und vor allem, daß ich allen anderen Frauen um ihretwillen für immer den Rücken zukehren wollte. Ich habe mich gegen diese Bedingungen nicht deswegen gesträubt, weil sie ungeheuerlich und unmenschlich waren; ihre unsinnige Belanglosigkeit war es, die mich vernichtete. Ich erwiderte fest, mit vollkommenem Freimut, daß ich mir von keiner dieser Pflichten jemals hätte träumen lassen; und wenn der Charakter und der Verstand der Dame meinem eigenen weder gleich noch überlegen sei, mich ihre Unterhaltung schmälern und ihr Rat irreleiten würde; daß sie in Gesellschaft, so weit ich beurteilen könnte, unerträglich langweilig werden könnte; daß ich für meine Gefühle weder eine Woche lang noch viel weniger bis an das Ende meines Lebens einstehen könnte; daß ich selbst, wenn ich mich unterwürfe, um alle natürlichen und ungezwungenen Beziehungen zu meinen übrigen Mitgeschöpfen kommen würde, verdreht und engherzig werden müßte und mich nur durch Heimlichkeiten — die noch verabscheuungswürdiger wären — zu retten vermöchte. Kurz daß meine Anträge mit keiner dieser Angelegenheiten irgend etwas zu schaffen hätten und nur das Resultat eines ganz natürlichen Triebes meiner Männlichkeit gegenüber der Weiblichkeit wären.

Anna: Du meinst, daß es ein unmoralischer Trieb gewesen ist.

Don Juan: Die Natur, meine liebe Anna, ist das, was du unmoralisch nennst. Ich erröte darüber, aber ich kann es nicht ändern. Die Natur ist eine Kupplerin, die Zeit eine Zerstörerin und der Tod ein Mörder. Ich habe es immer vorgezogen, diesen Tatsachen ins Auge zu sehen und mich nach dieser Erkenntnis zu richten. Du ziehst es vor, diese drei Teufel durch Anrufung deiner Keuschheit und deiner liebenden Güte zu versöhnen und ihre Einrichtungen mit diesen Schmeicheleien wett zu machen. Ist es da zu verwundern, daß wir nicht vorwärts kommen?

Die Statue: Was pflegten die Damen dazu zu sagen, Don Juan?

Don Juan: Oh, ich bitte, Vertrauen gegen Vertrauen. Sage du mir zuerst, was du den Damen zu sagen pflegtest.

Die Statue: Ich! Oh, ich habe Treue bis in den Tod geschworen und daß ich sterben würde, wenn sie mich ausschlüge, daß keine Frau mir das jemals sein könnte, was sie mir wäre —

Anna: Sie! — Wer?

Die Statue: Wer immer es zufällig um diese Zeit gewesen ist, liebes Kind. Gewisse Dinge habe ich immer wieder gesagt. Zum Beispiel, daß mich selbst mit achtzig Jahren ein weißes Haar auf dem Haupte einer Frau, die ich liebe, mehr erzittern machen würde, als der dichteste blonde Zopf des allerschönsten jungen Hauptes. Dann sagte ich immer wieder, daß ich den Gedanken nicht ertragen könnte, daß irgend eine andere die Mutter meiner Kinder sein sollte.

Don Juan (empört): Du alter Schuft!

Die Statue (hochmütig): Das bin ich nie gewesen; denn in dem Augenblick, da ich so sprach, habe ich das mit meiner ganzen Seele immer auch wirklich

geglaubt. Ich hatte ein Herz; ich war nicht wie du. Und diese Aufrichtigkeit war es, die mir zu meinen Erfolgen verholfen hat.

Don Juan: Aufrichtigkeit! Wenn man Narr genug ist, an eine einleuchtende tolle, konventionelle, ungeheure Lüge zu glauben, dann nennst du das Aufrichtigkeit. Wenn du so gierig bist nach dem Besitz einer Frau, daß du, in deinem Eifer sie zu täuschen, dich selbst täuschen kannst, dann nennst du das Aufrichtigkeit.

Die Statue: Der Henker hole deine Spitzfindigkeiten! Ich bin ein verliebter Mann gewesen, und kein Sophist. Und die Frauen haben mich dafür wieder geliebt. Der Himmel segne sie!

Don Juan: Das haben dir die Frauen eingeredet. Was wirst du sagen, wenn ich dir erzähle, daß sie mir das auch einzureden versuchten, obgleich ich so gefühllos den Sophisten gespielt habe! Auch ich hatte meine törichten Augenblicke, in denen ich Unsinn schwatzte und daran glaubte. Manchmal hat mich der Wunsch, Freude zu machen, in der Gefühlserregung so stark ergriffen, daß ich instinktiv hinreißend poetisch wurde: schöne Worte entströmten meinen Lippen, ohne Bedenken und ohne Gewissen. Zuweilen habe ich auch mit einer teuflischen Kälte, die Tränen erpreßte, gegen mich selbst gestritten. Aber in dem einen Fall wie in dem andern fand ich es in gleichem Maße schwer, loszukommen: wenn die Dame ihren Sinn auf mich gerichtet hatte, gab es nichts anderes als lebenslängliche Knechtschaft oder Flucht.

Anna: Du wagst es in meiner und meines Vaters Gegenwart damit zu prahlen, daß dich jede Frau unwiderstehlich gefunden hat!

Don Juan: Prahlen? ich? Ich glaube, daß ich die beklagenswerteste aller Rollen gespielt habe. Überdies sage ich „Wenn die Dame ihren Sinn auf mich gerichtet hatte". Es ist nicht immer so gewesen. Und dann, du lieber Gott, welche Ausbrüche tugendhafter Entrüstung! Welch überwältigendes Mißtrauen gegen den feigen Verführer! Welche Szenen zwischen Imogen und Jachimo!

Anna: Ich habe keine Szenen gemacht. Ich habe einfach meinen Vater gerufen.

Don Juan: Und er kam, das Schwert in der Hand, die beleidigte Ehre und Moral zu rächen und mich zu ermorden.

Die Statue: Ermorden? Was meinst du damit? Habe ich dich getötet oder du mich?

Don Juan: Wer von uns beiden war der bessere Fechter?

Die Statue: Ich!

Don Juan: Natürlich warst du das. Und dennoch hast du, der Held jener schmachvollsten Abenteuer, die eben an unser Ohr gedrungen sind, du hast die Unverschämtheit gehabt, dich als den Rächer der beleidigten Moral aufzuspielen und mich zum Tode zu verurteilen. Du würdest mich erschlagen haben, wenn der Zufall es nicht anders gewollt hätte.

Die Statue: Man hat das so von mir erwartet, Juan. Das ist die Art und Weise, wie die Dinge auf Erden geordnet werden. Ich bin kein Weltverbesserer

gewesen; und habe in jeder Lage immer das getan, was man von einem Gentleman zu erwarten gewohnt war.

Don Juan: Das mag deine Herausforderung, aber nicht die empörende Heuchelei entschuldigen, mit der du deine Angriffe gegen mich noch als Statue fortgesetzt hast.

Die Statue: Das rührte davon her, daß ich in den Himmel gekommen bin.

Der Teufel: Ich sehe noch immer nicht, Señor Don Juan, wieso diese Episoden Ihrer Erdenlaufbahn und der des Herrn Komtur meine Lebensanschauungen irgendwie Lügen strafen. Hier, ich wiederhole es, gibt es alles, was Ihr begehrt habt, ohne irgend einen der Nachteile, vor denen Ihr zurückgeschreckt seid.

Don Juan: Im Gegenteil, hier finde ich alle meine Enttäuschungen wieder, mit allem was ich schon versucht und fehlerhaft befunden habe. Ich sage Ihnen, solange ich mir etwas Besseres als mich selbst vorzustellen vermag, kann ich mich nicht wohlfühlen, wenn ich es nicht ins Leben zu rufen oder den Weg dafür freizumachen versuche. Das ist das Gesetz meines Lebens. Auf diese Weise wirkt in mir das unaufhörliche Emporstreben des Lebens zu höherer Organisation, zu weiterem, tieferem, heftigerem Selbstbewußtsein und zu klarerem Selbstverstehen. Es war die Oberherrschaft dieses Zweckes, die mir die Liebe zum bloßen Vergnügen eines Augenblicks, die Kunst zu einer bloßen Übung meiner Fähigkeiten und die Religion zu einem bloßen Vorwand der Trägheit herabdrückte, seit diese Religion einen Gott, der auf die Welt sah und fand, daß sie gut sei, aufgestellt hatte, gegen den Instinkt in mir, der durch meine Augen auf die Welt sah und fand, daß sie verbessert werden könnte. Ich sage Ihnen, daß ich selbst in der Jagd nach meinem Vergnügen, nach meinem Wohlbefinden und meinem Schicksal niemals Glück gekannt habe. Nicht Liebe zum Weibe hatte mich in die Hände des Weibes geliefert, sondern Müdigkeit, Erschöpfung. Als ich mir einmal als Kind den Kopf an einem Stein verletzt hatte, lief ich zu der erstbesten Frau und weinte meinen Schmerz in ihre Schürze aus. Als ich ein Mann geworden war und meine Seele infolge der Roheiten und Dummheiten, unter denen ich zu leiden hatte, verletzt wurde, tat ich nur wieder genau dasselbe, was ich als Kind getan hatte. Ich habe auch Frieden, Genesung, Ruhe und wirkliche Erschlaffung nach diesem Rezept genossen; aber ich ließe mich lieber durch alle Kreise der Hölle des törichten Italieners schleppen, als noch einmal durch die Vergnügungen Europas. Das ist auch der Grund, warum mir dieser Ort ewiger Vergnügungen so schrecklich ist. Der Mangel dieser genannten Instinkte in Ihnen macht Sie für mein Gefühl zu jenem befremdeten Ungeheuer, das man den Teufel nennt. — Der Erfolg, mit dem Sie die Beachtung der Menschen vom wahrhaften Zweck der Menschheit auf sich gelenkt haben, der in Ihren Augen in mancher Hinsicht dem meinen gleicht, hat Ihnen den Namen des Versuchers eingetragen. Die Tatsache, daß Ihr Wille geschieht oder vielmehr mit Ihrem Mangel an Willen gerechnet wird, statt daß Sie Ihren eigenen Willen tun, hat die Menschen zu den unbehaglichen, falschen, ruhelosen, künstlichen, unverschämten, lasterhaften Geschöpfen gemacht, die sie sind!

Der Teufel (gekränkt): Señor Don Juan; Sie sind unhöflich gegen meine Anhänger!

Don Juan: Pah! warum sollte ich gegen Ihre Anhänger oder gegen Sie höflich sein? In diesem Reich der Lügen werden Ihnen ein oder zwei Wahrheiten nicht weiter schaden. Ihre Anhänger sind die faulsten Kerle, die ich kenne. Sie sind nicht schön, sie sind nur geschmückt. Sie sind nicht rein, sie sind nur rasiert und förmlich. Sie sind nicht würdig, sie sind nur nach der Mode gekleidet. Sie sind nicht wohlerzogen, sie sind nur gelehrige Schüler. Sie sind nicht fromm, sie sind nur Mieter von Kirchenstühlen. Sie sind nicht sittlich, sie sind nur konventionell. Sie sind nicht tugendhaft, sie sind nur feige. Sie sind nicht einmal lasterhaft, sie sind nur „schwach". Sie sind nicht künstlerisch, sie sind nur schlüpfrig. Sie sind nicht loyal, sie sind nur unterwürfig. Nicht pflichttreu, nur dumm; nicht gemeinsinnig, nur patriotisch; nicht mutig, nur streitsüchtig; nicht entschlossen, nur hartnäckig; nicht selbstbeherrscht, nur abgestumpft; nicht sich selbst achtend, nur eitel; nicht gütig, nur sentimental; nicht gesellig, nur herdenhaft; nicht rücksichtsvoll, nur höflich; nicht verständig, nur starrsinnig; nicht fortschrittlich, nur parteisüchtig; nicht phantasievoll, nur abergläubisch; nicht gerecht, nur rachsüchtig; nicht großmütig, nur versöhnlich; nicht diszipliniert, nur entmutigt; und vor allem nicht wahrheitliebend. Lügner sind alle — alle bis auf die Knochen.

Die Statue: Dein Wortschwall ist einfach erstaunlich, Juan. Was gäbe ich darum, wenn ich zu meinen Soldaten so zu sprechen verstanden hätte —

Der Teufel: Und trotzdem ist das nur Gerede. Das ist alles schon früher einmal gesagt worden, aber hat es jemals etwas geändert? Hat die Welt jemals Notiz davon genommen?

Don Juan: Ja, es ist nur Gerede. Aber warum ist es nur Gerede? Darum mein Freund, weil Schönheit, Reinheit, Ehrbarkeit, Religion, Sittlichkeit, Kunst, Patriotismus, Tapferkeit und alles andere nichts als Worte sind, die ich wie jeder andere umdrehen kann wie einen Handschuh. Wenn es Wirklichkeiten wären, würden Sie nach meiner Beweisführung das „Schuldig" aussprechen müssen. Aber zum Glück für Ihre Selbstachtung, mein diabolischer Freund, sind das keine Wirklichkeiten. Wie Sie sagen, es sind bloß Worte, gerade gut genug, Barbaren dahin zu bringen, die Zivilisation anzunehmen oder die zivilisierten Pfründner dahin zu bringen, daß sie sich einverstanden erklärten, ausgeraubt und unterjocht zu werden. Das ist das Familiengeheimnis der regierenden Klassen, und wenn wir, die dieser Klasse angehören, danach strebten, mehr Leben für die Welt zu schaffen, anstatt mehr Macht und Luxus für unser elendes Selbst zu erwerben, würde dieses Geheimnis uns groß machen. Nun, seit ich, obgleich ein Edelmann, dieses Geheimnis auch kenne, bedenken Sie, wie langweilig ich Ihr endloses Geplärr über alle diese moralischen Einrichtungen finden muß und wie zerstörend mir das Lebensopfer Ihretwegen vorkommen muß! Wenn man wenigstens an sein Spiel fest genug glaubte, um es ehrlich zu spielen, wäre es interessant, es zu beobachten; aber das tut man nicht: Man betrügt bei jeder Gelegenheit, und wenn der

Widerpart einen übers Ohr haut, wirft man den Tisch um und versucht ihn zu ermorden.

Der Teufel: Von der Erde aus betrachtet mag etwas Wahres daran sein, weil die Leute unerzogen sind und meine Religion der Liebe und Schönheit nicht zu schätzen wissen; aber hier —

Don Juan: Oh ja; ich weiß, hier gibt es nichts als Liebe und Schönheit. Uff! Es ist als ob man für alle Ewigkeit im ersten Akt eines modernen Stückes säße, bevor die Verwicklungen beginnen. Niemals, nicht in meinen schlimmsten Augenblicken abergläubischer Angst hätte ich mir auf Erden träumen lassen, daß die Hölle so entsetzlich ist. Ich lebe wie ein Friseur, in ausschließlicher Betrachtung der Schönheit, und spiele mit Seidenquasten. Ich atme in einer Atmosphäre der Süßigkeit, wie der Ladenschwengel eines Zuckerbäckers. Komtur, gibt es schöne Frauen im Himmel?

Die Statue: Nein, keine einzige. Lauter Schlumpen. An einem Dutzend findet man nicht für zwei Pfennige Schmuck. Wie Männer von fünfzig Jahren sehen sie aus.

Don Juan: Dann bin ich ungeduldig, in den Himmel zu kommen. Wird das Wort „Schönheit" dort jemals ausgesprochen und gibt es dort auch Leute der Kunst?

Die Statue: Ich gebe dir mein Wort, du würdest dort eine schöne Statue nicht einmal bewundern, wenn sie an dir vorüberspazierte.

Don Juan: Ich gehe.

Der Teufel: Don Juan, soll ich aufrichtig gegen Sie sein?

Don Juan: Sind Sie das vorhin nicht gewesen?

Der Teufel: Soweit es möglich war, ja. Aber ich will jetzt weiter gehen und Ihnen gestehen, daß es gar nichts gibt — weder Himmel noch Hölle — dessen die Menschen nicht müde würden. Und daß alle Geschichtschreibung nichts weiter ist, als die Aufzeichnung der Schwankungen der Welt zwischen diesen beiden Extremen. Eine Epoche ist nur eine Pendelschwingung, und jede Generation glaubt, daß die Welt vorwärts schreitet, weil sie immerwährend in Bewegung ist, aber wenn Sie so alt wie ich sein werden, wenn Sie tausendmal so wie ich und der Komtur, des Himmels und der Hölle müde geworden sein werden, wie Sie es jetzt zum erstenmal sind, dann werden Sie sich nicht länger einbilden, daß jede Schwingung vom Himmel zur Hölle eine Befreiung, jede Schwingung von der Hölle zum Himmel eine Entwicklung bedeutet. Worin Sie jetzt Reform, Fortschritt, Erfüllung aufsteigender Tendenzen, systematischen „Aufstieg des Menschen auf den Stufen seines toten Ichs zu höheren Dingen" sehen, darin werden Sie dann nichts anderes als eine ungeheure Komödie der Illusion erblicken. Sie werden die tiefe Wahrheit des Ausspruchs meines Freundes Koheleth noch entdecken, der gesagt hat, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt. Vanitas vanitatum —

Don Juan (am Ende seiner Geduld): Beim Himmel, das ist noch ärger als

Ihr Geplärr über Liebe und Schönheit. Sie kluger Dummkopf, der Sie sind! Ist ein Mensch nichts Besseres als ein Wurm, oder ein Hund oder ein Wolf, nur weil er alles einmal satt bekommt? Soll er das Essen aufgeben, weil er seinen Appetit zerstört, indem er ihn befriedigt? Ist ein Feld verfault, weil es brach liegt? Kann der Komtur seine höllischen Energien hier ausgeben, ohne himmlische Energien für seine nächste Art Seligkeit anzuhäufen? Angenommen, daß die große Lebenskraft die Devise des Uhrmacher-Pendels erfunden habe und die Erde für ihr Gewicht benützt, daß die Geschichte einer jeden Schwingung, die uns, den handelnden Personen, so neuartig vorkommt, nichts als die Geschichte der letzten Schwingung ist, die sich wiederholt; und mehr noch, angenommen, daß in der unfaßbaren Unendlichkeit der Zeit die Sonne die Erde tausendmal fortschleudert und sie tausendmal wieder auffängt, wie ein Zirkusreiter einen Ball, und daß die Summe all unserer Epochen nur der Augenblick zwischen dem Wurf und dem Fang wäre, hätte der kolossale Mechanismus deshalb keinen Sinn?

Der Teufel: Gar keinen, mein Freund. Sie glauben, daß die Natur einen Zweck haben müsse, weil Sie einen haben. Sie könnten ebensogut von ihr erwarten, daß sie Finger und Zehen habe, weil Sie welche haben.

Don Juan: Aber ich hätte diese Gliedmaßen nicht, wenn sie keinem Zwecke dienten. Und ich, mein Freund, bin ebensosehr ein Teil der Natur, wie ein Finger ein Teil von mir ist. Wenn mein Finger das Organ ist, durch das ich Schwert und Mandoline fassen kann, so ist mein Gehirn das Organ, durch das die Natur sich selbst zu verstehen sucht. Das Gehirn meines Hundes dient nur den Zwecken meines Hundes, doch mein Gehirn arbeitet auf eine Kenntnis hin, die mir persönlich nicht weiter frommt, aber mir mein Leben verbittert und mir mein Siechtum und meinen Tod zu einer Bürde macht. Hätte ich keinen Zweck, der über meinem eigenen steht, dann wäre ich besser ein Ackerknecht statt eines Philosophen; denn ein Ackerknecht lebt ebensolang wie ein Philosoph, ißt mehr, schläft besser und freut sich des Weibes an seinem Busen mit weniger Zweifel als der Philosoph. Das kommt daher, weil die Lebenskraft den Philosophen in den Klauen hält. Diese Lebenskraft sagt ihm: „Ich habe unbewußt tausend Wunder vollbracht, bloß durch den Willen zum Leben und indem ich der Richtung des geringsten Widerstandes folgte: nun wünsche ich mich selbst und meine Bestimmung zu erkennen. Zu diesem Zwecke habe ich ein ganz bestimmtes Gehirn erschaffen — das Gehirn des Philosophen, das mir diese Kenntnis ergreifen soll, so wie die Hand des Landmanns den Pflug ergreift. Und diesen Griff" — sagt die Lebenskraft zum Philosophen, „mußt du zu greifen versuchen, bis zu deinem Tode. Dann werde ich ein anderes Gehirn und einen anderen Philosophen schaffen, der das begonnene Werk fortführen soll."

Der Teufel: Wozu nützt das Wissen?

Don Juan: Nun, zur Erlangung der Fähigkeit, die Richtung des größten Vorteiles zu wählen, anstatt in der Richtung des geringsten Widerstandes nachzugeben. Segelt ein Schiff an seinen Bestimmungsort nicht besser als ein Klotz,

der nirgendshin getrieben wird? Der Philoſoph iſt der Steuermann der Natur. Und da haben Sie unſern Unterſchied: In der Hölle ſein, heißt getrieben werden, im Himmel ſein, heißt ſteuern.

Der Teufel: An die Klippen höchſt wahrſcheinlich.

Don Juan: Pah! Welches Schiff gerät öfter an die Klippen oder auf den Grund — das Schiff, das getrieben wird oder das mit einem Steuermann an Bord?

Der Teufel: Gut, gut, gehen Sie Ihren Weg, Señor Don Juan, ich ziehe vor, mein eigener Herr zu ſein und nicht das Werkzeug irgend einer ſtümperhaften Lebenskraft. Ich weiß, daß es wohltut, Schönheit zu ſehen, daß es wohltut, Muſik zu hören, daß es wohltut, Liebe zu fühlen, und daß es wohltut über ſie zu denken und zu ſprechen. Ich weiß, daß man verfeinert und gebildet ſein muß, um in dieſen Empfindungen, Bewegungen und Studien geübt zu ſein! Was immer die Leute in Kirchen und auf Erden über mich ſagen mögen, ich weiß, daß in guter Geſellſchaft allgemein zugeſtanden wird, daß der Fürſt der Finſternis ein Gentleman iſt, und das genügt mir. Was Ihre Lebenskraft anbelangt, die Sie für unwiderſtehlich halten, ſo iſt ſie das widerſtehlichſte Ding der Welt für ein Weſen von irgendwelchem Charakter. Wenn Sie aber von Natur aus gemein und leichtgläubig wie alle Weltverbeſſerer ſind, wird Sie die Lebenskraft dem Glauben in die Arme treiben, und Sie werden kleine Kinder mit Waſſer beſprengen, um ihre Seelen vor mir zu retten. — Dann werden Sie von der Religion zur Wiſſenſchaft getrieben werden, in deren Bann Sie die kleinen Kinder der Taufe entreißen und ſie gegen Krankheiten impfen laſſen werden, damit ſie ſich dieſe nicht erſt durch Zufall zuzuziehen brauchen. Dann werden Sie zur Politik gelangen und das Werkzeug beſtechlicher Beamten und der Handlanger ehrgeiziger Windbeutel ſein. Und zum Schluß werden Verzweiflung und Hinfälligkeit, zerrüttete Nerven und zerſchellte Hoffnungen Ihr Schickſal ſein. Vergebliches Beklagen der ſchlimmſten und dümmſten Vergeudungen und Opfer: vergeudete Macht und vergeudeter Genuß: mit einem Wort, die Strafe für den Narren, der dem Beſſern nachjagt, bevor er das Gute in Sicherheit gebracht hat.

Don Juan: Aber wenigſtens werde ich nicht gelangweilt worden ſein. Im Dienſt der Lebenskraft hat man jedenfalls dieſen Vorteil. So leben Sie denn wohl, Señor Satan.

Der Teufel (liebenswürdig): Leben Sie wohl, Don Juan. Ich werde oft an unſere intereſſanten Diskuſſionen denken. Ich wünſche Ihnen jedes Glück; wie ich vorhin ſchon ſagte: manchen Leuten bekommt der Himmel. Aber falls Sie Ihre Geſinnung ändern ſollten, vergeſſen Sie nicht, daß hier den verlorenen Söhnen die Tore immer offen ſtehen. Wann immer Sie jene Herzenswärme fühlen ſollten, jene aufrichtige, ungezwungene Teilnahme, jene unſchuldige Freude und die warme, atmende, bebende Wirklichkeit —

Don Juan: Warum ſprechen Sie nicht gleich von Fleiſch und Blut, obgleich wir dieſe zwei unſaubern Gemeinplätze hinter uns gelaſſen haben?

Der Teufel (ärgerlich): Sie stoßen mir also mein freundliches Lebewohl in die Zähne zurück, Don Juan?

Don Juan: Durchaus nicht. Aber wenn man auch von einem zynischen Teufel viel lernen kann, einen sentimentalen vermag ich wahrhaftig nicht zu ertragen. Herr Komtur, du kennst den Weg zur Grenze zwischen Hölle und Himmel. Sei so liebenswürdig, ihn mir zu zeigen.

Die Statue: Oh, die Grenze besteht nur im Unterschied zwischen den beiden Arten, die Dinge zu sehen. Jeder Weg wird dich in den Himmel führen, wenn du nur wahrhaft dahin zu gelangen wünschest.

Don Juan: Ich danke dir. (Er grüßt Doña Anna.) Señora: dein ergebener Diener.

Anna: Aber ich gehe mit dir.

Don Juan: Den Weg, der mich in den Himmel führt, den kann ich finden, Anna; aber nicht deinen Weg dahin. (Er verschwindet.)

Anna: Wie langweilig!

Die Statue (ihm nachrufend): Bon voyage, Juan! (Er schickt ihm eine Schlußfanfare seiner großen rollenden Akkorde als Abschiedsgruß nach. Ein schwaches Echo der ersten geisterhaften Melodie kommt zurück.) Ah, da geht er hin. (Tut einen langen Atemzug durch die Lippen.) Oh, der kann reden! Das werden sie im Himmel niemals ertragen.

Der Teufel (düster): Sein Abfall ist eine politische Niederlage. Ich kann diese Lebensanbeter nicht halten. Das ist mein größter Verlust, seit jener holländische Maler fortging — ein Bursche, der eine siebzigjährige Hexe ebenso gerne gemalt hätte, wie eine zwanzigjährige Venus.

Die Statue: Ich erinnere mich: er ist in den Himmel gekommen, Rembrandt!

Der Teufel: Ah, Rembrandt. Es ist etwas Unnatürliches um diese Bursche. Hören Sie nicht auf ihre Lehren, Señor Komtur; sie sind gefährlich. Hüten Sie sich vor der Erforschung des Übermenschlichen. Sie führt zu einer unterschiedlosen Verachtung des Menschlichen. Sie wissen, daß dem Menschen, Pferde, Hunde und Katzen bloß Spezies sind, die außerhalb des Sittengesetzes stehen. Nun denn: dem Übermenschen sind Männer und Weiber auch nur Spezies, die ebenso außerhalb des Sittengesetzes stehen. Dieser Don Juan war gut zu Frauen und höflich gegen Männer, wie Ihre Tochter zu ihren Lieblingskatzen und Hunden gütig und höflich war. Aber eine solche Güte ist die Verleugnung der ausschließlich menschlichen Wesensart der Seele.

Die Statue: Und wer zum Henker ist der Übermensch?

Der Teufel: Oh, das ist die letzte Mode der Lebenskraftfanatiker. Haben Sie im Himmel unter den Neuangekommenen jenen polnischen Narren nicht gesehen — wie hat er nur geheißen — Nietzsche?

Die Statue: Ich habe nie etwas von ihm gehört.

Der Teufel: Nun, zuerst kam er hierher, bevor er seinen Geist wiederentdeckt hatte. Ich setzte einige Hoffnungen auf ihn, aber er ist ein eingefleischter Anbeter

der Lebenskraft geweſen. Er war es, der den Übermenſchen, der ſo alt iſt wie Prometheus, hervorgeſtöbert hat; und das zwanzigſte Jahrhundert wird hinter dieſer neueſten der alten Schrullen herlaufen, wenn es der Welt des Fleiſches und des Teufels müde geworden ſein wird.

Die Statue: Übermenſch iſt ein gelungener Name, und ein guter Schlachtruf iſt eine halb gewonnene Schlacht. Ich möchte dieſen Nietzſche gerne ſehen.

Der Teufel: Unglückſeligerweiſe hat er hier Wagner getroffen und Streit mit ihm gehabt!

Die Statue: Das begreife ich nur zu gut. Mozart iſt mein Mann!

Der Teufel: Oh, ſie haben nicht über Muſik geſtritten. Wagner hatte auch einſt zur Anbetung der Lebenskraft hingeneigt und einen Übermenſchen, namens Siegfried erfunden. Aber er war ſpäter zu Vernunft gekommen. Als ſie einander hier begegneten, warf ihm Nietzſche vor, daß er ein Abtrünniger ſei, da ſchrieb Wagner ein Pamphlet, mit dem er beweiſen wollte, daß Nietzſche Jude geweſen ſei, und das Ende vom Lied war, daß Nietzſche aufgebracht in den Himmel ſtürzte. Und das war eine Erlöſung. Aber jetzt, mein Freund, wollen wir nach meinem Palaſt eilen und Ihre Ankunft durch ein großes muſikaliſches Feſt feiern.

Die Statue: Mit Vergnügen. Sie ſind ſehr gütig.

Der Teufel: Hier, wenn ich bitten darf, Komtur. Wir gehen durch die Verſenkung. (Er pflanzt ſich auf der Verſenkungstür auf.)

Die Statue: Gut. (Nachdenklich.) Einerlei, der Übermenſch iſt eine ſchöne Erfindung. Es iſt etwas Plaſtiſches an ihm. (Er ſtellt ſich auf die Verſenkungstür neben dem Teufel auf. Sie beginnen langſam hinabzuſinken. Aus der Hölle glüht es rot herauf.) Ah, das erinnert mich an alte Zeiten.

Der Teufel: Mich auch.

Anna: Halt! (Die Verſenkung hält.)

Der Teufel: Señora, Sie können hier nicht mitkommen. Sie ſollen eine Apotheoſe haben. Aber Sie werden noch vor uns im Palaſt ſein.

Anna: Das iſt nicht der Grund, warum ich Sie halten ließ. Sagen Sie mir: wo kann ich den Übermenſchen finden?

Der Teufel: Er iſt noch nicht gezeugt, Señora.

Die Statue: Und wird wahrſcheinlich nie gezeugt werden. Wir wollen gehn: das rote Feuer wird mir Nieſen verurſachen. (Sie ſinken hinab.)

Anna: Noch nicht gezeugt! Dann iſt mein Werk noch nicht vollendet. (Sie bekreuzigt ſich fromm.) „Credo in vitam venturi saeculi.“ (Sie ruft in das Weltall.) Einen Vater, einen Vater für den Übermenſchen!

Deutſch von Siegfried Trebitſch.

Der venezianische Epilog/ von Kurt Singer

Lafcadio Hearn spricht einmal von einer Frau, die viele Generationen von Seelen besaß. Sie wechselte ihre Seelen wie andere Frauen ihre Kleider, sie spielte auf ihnen wie auf kostbaren Instrumenten, und niemand wagte sie zu lieben, denn nie war sie in zwei Augenblicken die Gleiche. So wurden ihr alle Menschen zu Spiegeln ihrer ewig wechselnden Maske.

Man denkt zuerst an Wesen, die unser eigenes Leben gestreift, begleitet, verwirrt haben, schmiegsame Körper mit den Bewegungen der Wildkatze und weißen, schmalen, marmorkühlen Händen. In grüngrauen Augen sehen wir unser Leben, sehen es aufglühen, sich wandeln und verlöschen. Und wissen, daß in unserem Bilde die grüngrauen Augen doch nur sich selbst in unendlicher Leidenschaft schauten. Man denkt an Mona Lisa, die verschwiegene Königin all dieser Dämonen, die alle Leben gelebt und die Mysterien des Todes erfahren hat, „and all this has been to her but as the sound of lyres and flutes, and lives only in the delicacy with which it has moulded the changing lineaments, and tinged the eyelids and hands". Nur Einem gelang es, sie ganz zu sehen, alle ihre Masken wie in einem göttlichen Spiegel aufzufangen.

Aber auch diese Dämonen leben noch. Ihr Wechsel ist ein ewiges Werden, und ihre Spiegel müssen sie immer von neuem schaffen. Erst der Tod findet sie vollendet und reif zur Göttlichkeit, denn er ist das letzte Reimwort, das allen Versen antwortet. Doch Venedig ist jenseits des Todes. Und nur wer tief, sehr tief in den purpurnen Abgrund seiner Vollendung schaut, sieht ihn dort und fühlt ihn dann wie aufgelöst in aller Schönheit. So mag man sich Stelio Effrenas Vision deuten, die tote Göttin des Sommers, in opalschimmerndem Glasschrein in die Lagune versenkt, umgeben von dem weichen Spiel der Algen der Stunde der Auferstehung harrend.

Venedigs Luft ist süß und schwer von den Versen der Dichter und den Gedanken der Platoniker. Aber das Künstliche ist ihm ganz Natur geworden. Dichter und Platoniker sind Venedig so notwendig, eigen, Schicksal wie die Spiegel einem schönen Weibe. Jede seiner tausend Seelen hat ihren Spiegel gefunden, sein Mut und seine Wollust, sein Erwachen und seine Müdigkeit, seine Schwermut und sein Schaffen. Und allen wurde es zugleich der Spiegel der eigenen Seele, der eigenen Maske. Ruskin, D'Annunzio, Taine, Heinse, Stendhal, Byron, Pater, Goethe: die Geschichte der Dichter Venedigs ist die Geschichte seiner Seelen. Aber es hat nie seinen Lionardo gefunden, den einen Spiegel, der alle Masken zugleich faßte. Denn es war dem Leben entrückt, ein göttliches Spiel, in sich vollendet, ganz dicht und ohne Lücke.

Doch ich irre vielleicht. In dem grünlichen Wasser des Kanals fand es vielleicht den Spiegel. In seltenen Augenblicken traumhaften Schauens sehe ich Venedig als Narziß am Ufer, ganz in das Anschauen seines schwankend schimmernden Bildes dort unten versunken. Es scheint eitel, aber die vollendete Schönheit darf

eitel sein, und „Gott liebt sich selbst mit unendlicher intellektueller Liebe" sagt der große Rationalist und Mystiker, jener wunderliche Heilige, der den Weg zu Gott durch die Mathematik finden wollte.

Kein Lebender darf Spiegel der Vollkommenheit sein, er würde erblinden oder zerbrechen. Denn der Mensch, ein ewiger Sucher und Abenteurer, sieht wiederum in dem Ideal einen Spiegel, und das Ideal ist herrisch wie alle Götter und rächt sich. Nur im stummen, reinen und treuen Wasser darf es sich schauen. Und dies Ding, dieser einzig mögliche Spiegel des Ideals ist die Illusion.

Die vollendeten Dinge sind unfruchtbar, ohne Stachel, aber auch ohne Samen — das ist ein analytischer Satz. Ich erinnere nur an die Medusa Ludovisi. Die visionäre Schönheit ihrer Züge geht unmittelbar durch den Schlaf, durch den Traum in den Tod hinüber. Ich könnte auch Baudelaire zitieren:

„Je trône dans l'azur comme un sphinx incompris;
J'unis un cœur de neige à la blancheur des cygnes;
Je hais le mouvement qui déplace les lignes;
Et jamais je ne pleure et jamais je ne ris."

Und doch scheint Venedig nicht die Schönheit der Fleurs du mal, die Schönheit Platos, das ewige Sein, „das da sich selbst in sich schön, in sich selbst ewig sich spiegelt", das da nicht wächst, nicht verblüht, nicht leidet. In ewigem Tanz schillert das Wasser von stumpfem Grün zu violettem Blau, von totem Grau zu opalisierendem Gelb, und die weißen und goldenen Reflexe des warmen Marmors kräuseln sich wie die Konturen der Quallen draußen im Adriatischen Meere in unendlich bewegtem Spiel. Aber dies Werden ist nur Schein, ist nur die Illusion, die das Wasser uns schenkt, stumm, rein und unschuldig. Man empfindet diese Illusion, wie man Träume fühlt. Es gibt da nichts Einzelnes, wie in den Schriften der großen Astrologen und Theosophen. Die Dinge haben keine Wurzeln, und die Menschen handeln und denken ohne Gründe. So scheinen die Paläste hier keinen Boden, kein Fundament zu haben. Ihr Spiegelbild trägt sie, ihre eigene Maske, ihre Illusion . . .

Nun sieht man auch das Gesetz, das diese Masken zum göttlichen Spiele verbindet, das Gesetz der Vollkommenheit und des Todes. Goethes Epigramm spielt nur mit diesem Gedanken. Für ihn war Venedig noch die Bühne eines tätigen, lebendigen Volkes, und nur manchmal, wenn er in mystisch schwarzen Gondeln durch die einsamen Kanäle glitt, hörte er in einem hohen Augenblicke Tod und Leben in einen schwermütig-heiteren Ton zusammengestimmt wie die Seiten einer Lyra. Ich höre den Ton, reiner und stärker, in Robert Brownings „In a gondola", in diesen schwebenden, schaukelnden, sich dehnenden und selig zusammenfaltenden Rhythmen, leicht und frei wie die Striche auf Whistlers venezianischen Radierungen. Aber ganz göttlich offen, licht, „ohne eigene Schwere, beflügelt wie der Vogel und die Biene, ganz heilig" blüht er erst im zweiten Akt des Tristan auf, den Richard Wagner im Palazzo Giustiniani schrieb. Der Dichter konnte wohl die dramatische Dialektik in musikalische Steigerung auflösen. Er mußte aber noch immer von

Anfang und Ende reden. Der Musiker leidet nicht mehr an dieser letzten Unfreiheit. Der Musiker schafft und der Mystiker erkennt die Einheit von „Wurf und Gegenwurf": „Dionysos und Hades sind eins", heißt es bei Heraklit. Man darf Browning nicht zitieren. Die Worte würden hilflos dastehen und uns verlegen anlächeln, wie venezianische Perlen, die man aus einer Kette genommen. Ich setze deshalb ein paar Verse von Rainer Maria Rilke hierher, aus seinem grausam fremden und doch so vertrauten „Stundenbuch":

„Denn wir sind nur die Schale und das Blatt.
Der große Tod, den jeder in sich hat,
Das ist die Frucht, um die sich alles dreht."

Das ist nicht der paulinische Tod, der Sünde Sold. Er bricht nicht ab und setzt kein Ende. Paulus war ein Fanatiker und ein Arithmetiker Gottes. Er rechnete mit Tod und Leben wie mit Plus und Minus, und statt der Null hatte er die göttliche Vernunft. In Venedig empfindet man die Musik des Übergangs, und daß der Tod die letzte Schönheit der Liebe, wie der Dichter die letzte Vollendung des Lebens ist. Zwischen der Stadt und den Gärten von Murano liegt San Michele, die Insel der Toten.

Die tödliche Vollkommenheit des Lebens und die reife Süße des Todes — ich finde sie nirgends vollendeter, fragloser als in den byzantinischen Mosaiken von San Marco. Menschen ohne Einbildungskraft lieben es, von dem mürrischen Ernst, der grauenhaften Strenge dieser Gestalten zu reden. Aber wer nicht mit dem Verstand sieht, ahnt eine unbeschreibliche Heiterkeit in dem Rhythmus ihrer Bewegungen, ich bin versucht zu sagen: ihrer Tänze. Man mag einen Hauch davon sogar bei einem leidenschaftlichen Positivisten wie Taine spüren: „Ce n'est point la tristesse qu'ils expriment, ni l'énormité qu'ils poursuivent; il y a un fonds de joie méridionale dans leur fantaisie, dans la chaude couleur..." Nun, in dieser Begründung hat er wohl nicht byzantinisch genug gesehen, das heißt nicht oberflächlich und nicht tief genug. Normal gebaute Menschen ohne Grimassen, blühende heiße Farben bedeuten Freude am Leben — so spricht kein Symboliker. Der Christ lebt in der Welt seines Todes. Ein Grieche oder Positivist würde darüber melancholisch werden, Selbstmord begehen, heiraten oder einen Band Gedichte schreiben. Vielleicht würde er auch wie Taine eine Italienreise machen und alle Disharmonien des Intellekts und des Willens in dem Spiel der Farben und Formen und Töne vergessen. Der Christ aber begreift das Paradox, lebt den Widersinn und liebt die Welt seines Todes. Aus diesem Gefühl heraus hat der alte große Künstler die Heiligen von San Marco gebildet. Er gab ihnen keine Motive, aber er redet in der Inschrift der Mittelkuppel von den „debita iura" des kommenden Gottes. Und das ist das einzig mögliche, primitive, musikalische Motiv, der Grund, aus dem alle fließen, das Meer, aus dem alle emporsteigen wie Dünste — sich aufwärts hebend, zu Gestalten ballend, zerfließend und zurückkehrend zum ewigen mütterlichen Schoße. Die Menschen sind nur Erscheinungen, Masken Gottes, sie wissen nichts voneinander, sie sind nicht durch den Rhythmus ihrer

Körper gebunden und leben nur an der Oberfläche im Kreise vereint durch die goldenen Kuppeln, zu denen sich das Dröhnen eherner Glocken verdichtet zu haben scheint. Die leuchtenden Farben ihrer Gewänder sind nicht naturalistisch als Nachahmung oder psychologisch als Ausdruck der Stimmung zu verstehen. Sie sind dekorativ und symbolisch zugleich. Gleichwie der Dichter, wenn er begeistert von den Dingen redet, Metaphern braucht, so gaben die alten Künstler ihren Heiligen das Blau und das Gold und den Purpur. Das entspricht einer Welt, wo die Menschen Masken Gottes sind. Lionardo brauchte die Metaphern der Farbe nicht mehr; in seiner Begeisterung brauchte er die Dinge nur zu schauen, um ihre Musik zu hören, und Goethe konnte die Idee einer Poesie ohne Tropen fassen, die ein einziger Tropus ist. Aber das ist erst möglich, wenn der geistige Mensch sein Schicksal sich schafft und in sich Freiheit und Notwendigkeit verschmolzen fühlt. Die Freiheit byzantinischer Heiliger war Gott und die Maske ihre Notwendigkeit.

Ruskin kam über die Tainesche Logik des Sehens hinaus, aber auch er ist nicht frei. Er bleibt in der Theologie des Sehens stecken. Ich wähle als Beispiele die Beschreibungen, die beide von der Herodias des Baptisteriums geben: „Une Hérodiade au robe rouge étoilée d'or laisse voir, au bout de ses manches d'hermines, les phalanges desséchées d'une poitrinaire étique", und „Herodias is enthroned, not merely as queen at Herod's table, but high and alone, the type of the Power of evil in pride of womanhood, through the past and future world, until Time shall be no longer".

Die Unterschiede liegen schließlich ganz an der Oberfläche; in der Idee sind der Logiker Gottes und der Theologe der Vernunft gleich, Fanatiker, denen die Form stets etwas Vorläufiges bleiben wird. Ich rede hier vom Ruskin der letzten Jahre, der das Ziel der Kunst nicht in ihre Vollendung, sondern in die „instruction" setzte. Erst bei Goethe ist wie das Denken, so auch das Schauen frei, ursprünglich, „gegenständlich". In einem kleinen bedeutsamen Aufsatz über die Reliefs von Phigalia weist er den „anmaßlichen Verstand" zurück, der das Auge schulmeistern will. Er hätte sich auch auf seine geliebte „Kritik der Urteilskraft" berufen können. Diese altattischen Reliefs nun entsprechen ganz den byzantinischen Mosaiken. Die willkürlich verkürzten oder verlängerten Glieder entsprechen den ungebrochenen, unnatürlichen Farben, das Gesetz der Natur, der vita activa steht gegen das Gesetz des Geistes, der vita contemplativa. In der griechischen Kunst kämpfen die Kentauren mit den Amazonen, in der christlichen kämpft der Mensch mit sich selbst, aus seinen Augen leuchtet die verzehrende Glut ewigen Opfers.

Ruskin hatte den Mut, die gerade Linie zu sehen, die von der Antike nach San Marco führt. Die Salome des Baptisteriummosaiks ist für ihn einfach die Übertragung irgend einer griechischen Jungfrau auf einer attischen Vase, mit einem Wasserkrug auf dem Haupte. Und mit noch etwas mehr Mut würde er hier die Umkehr begriffen haben. Diese Salome ist die erste Christin. Ihre Seele lebt in den heißen Farben der kalten Steine, in dem schwermütigen Rhythmus archaischer Siegestänze. Die überreifen Harmonien des Versinkenden sind in ihr künstlich

geeint mit den herben Präludien ungeborener Schönheit. Aber es ist Salomes Schicksal, daß sich ihr das Natürliche in das Künstliche und das Künstliche in das Natürliche kehrt. So ist diese Salome aus dem Material geschaffen, und ihre Namensschwestern in der Akademie sind Dilettantinnen gegen sie.

Salomes Pfauenschleppe beherrscht nicht nur das wundervolle halbdunkle Baptisterium. Das Gesetz der natürlichen Künstlichkeit — ich möchte einfach Perversität sagen; aber die Leute haben in ihrer vorschnellen Moralität die schönsten Worte verdorben — beherrscht das ganze Bauwerk und schafft so eine herrliche Einheit von Architektur und bildnerischem Schmuck. Wie unvergleichlich innig hier das Symbolische im Dekorativen und das Dekorative im Symbolischen aufgegangen ist, wie sehr San Marco „Stil" hat, habe ich erst in Torcello erfahren. Dem trüben, stagnierenden Wasser nachgehend, das wie ein blindes Auge die unendliche Schwermut der verlassenen Lagunen-insel in sich vereinigt, traf ich zwischen marmornen Trümmern und Ruinen die alte dreischiffige Basilika. Beim Eintritt war ich geblendet von der Fülle des Sonnenlichts, das auf den byzantinischen Mosaiken der Westwand ruhte. Ich hatte den Eindruck von etwas Griechischem, Festlichem. Der Chor steigt stufenförmig an wie die Sitzbänke in einem antiken Theater. Die Chorschranken tragen wundervolle Tierreliefs, die an Vorderasien erinnern. Die alten Bildhauer haben ihre „Geschwister" nicht als Dämonen geformt, Masken des Teufels, wie die Wasserspeier des Freiburger Doms; sie wollten, daß die Dinge Gott durch ihre Schönheit dankten und hätten wohl die Predigt des heiligen Franziskus an die Vögel begriffen. Und alles scheint im Freilicht zu stehen, und selbst die Mosaiken tragen nicht mehr das starre Gleißen erdfremder göttlicher Spiele. Die Hölle auf dem Bild vom jüngsten Gericht ist so freundlich rosarot, und die schwarzen Teufelchen, die Th. Th. Heine gezeichnet haben könnte, sind sehr liebenswürdig in ihren grotesken Umrissen. Man denkt an Ruskins Satz, den er später einmal unter seinen Hymnus auf die byzantinische Ornamentik in den „Sieben Leuchtern der Architektur" geschrieben: „Ein Byzantiner war in Wahrheit nichts anderes als ein Grieche — der Christus für Zeus ansah."

So hat auch Torcello Stil in dem Suchen und Fliehen der Antike gefunden. Aber aus den Augen des Weltenrichters, aus den Gebärden der Sünder und Heiligen blickt verschwiegen ein Schmerz, eine Scham und Sehnsucht, die sich in der Lichtfülle eines südlichen Mittags verbergen möchte. Erst in dem rötlich-goldenen, scheinbar dichten, schweren Licht von San Marco blüht sie auf und entfaltet ihren Sinn. Hier leben die Menschen nicht in der Natur, in Luft und Raum, sie atmen in einer übertragenen Welt, wo der Körper die Maske der Seele, die Seele die Maske Gottes ist. In der Antike und in der Gotik fallen Konstruktion und Ausdruck zusammen: ein Liebhaber Schillerscher Ästhetik mag die Einheit einmal naiv, das andere Mal sentimental nennen. In San Marco bindet nichts die Bedeutung an die Erscheinung, die technischen Kausalitäten an die bildnerischen. Das Tektonische bleibt geheim wie die göttliche Vorsehung und läßt der Oberfläche nur die Reinheit der Maske. Hier sehe ich den geistigen Sinn

der Intarsia. Diese Platten und Säulen aus buntem orientalischen Marmor, aus Porphyr, Alabaster und Serpentinstein, Verde antico sind bloße Oberfläche, Spiel und Schein, man muß sie unter demselben Gesetz wie die Mosaiken der Kuppeln begreifen. Man wende mir nicht ein, Masken seien niemals aus dem Material gemacht. Wer zu schauen weiß, sieht in diesen edelsten Steinen Metaphern Gottes, und für den Christen ist doch nur der reine Geist das echte Material.

Es ist ja widerwärtig, immer wieder Antike und Christentum als Gegensätze begreifen zu müssen. Wir wissen heut sehr gut das eine im andern zu sehen und ahnen sogar in freien, begeisterten Augenblicken, daß die Griechen ihr Christentum schon in sich verarbeitet hatten, als sie ihr Werk schufen. Walter Pater wies uns das Gotische in ihrer frühen Skulptur, Karl Joël das Mystische in ihrer frühen Philosophie. Und in Plato einen typischen Rationalisten zu sehen, überlassen wir den Leuten, die um jeden Preis einen Fortschritt konstruieren müssen, Architekten der Geschichtsphilosophie und anderen schlechten Musikanten. Wenn wir also für einen Augenblick doch die Trennung machen und unser und der Griechen Verhältnis zur Kunst in eine Antithese setzen, so wollen die Worte schnell ausgesprochen, wie im Fluge gefaßt und wieder losgelassen sein, damit das Bild nicht erstarrt von der Vernunft auf uns zurückgeschleudert werde. Man kann es vielleicht so ausdrücken: So hoch die Griechen auch das Werk über den Schöpfer stellten, — es war für sie nicht ein Letztes. Es verbrannte restlos im Leben der Polis wie in einer leuchtenden, reinen, unendlich bewegten Opferflamme. Alles andere war sentimental, und blieb ohne Anschluß.

Vielleicht empfanden die alten Venezianer auch so, als sie ihre Paläste und Kirchen schufen. Uns aber scheint es, als ob all das verwirrend bunte, unbändige Leben der Jahrhunderte aufgebraucht sei, um diesen Künstlertraum aus Stein und Wasser zu formen, und das ist doch ein ganz modernes Gefühl. Ruskin hat in den „Stones of Venice“ gezeigt, wie tief Venedig von den natürlichen Notwendigkeiten bedingt war. Das eherne Netz der Not und der ewigen Gefahr umschloß die Stadt, bis sie ganz aufgeblüht, reif und in sich vollendet war. Dann durfte es abfallen. Heut schleicht das Leben wieder so arm und unfrei durch die einsamen Kanäle wie vor tausend Jahren.

Die Menschen erscheinen hier überflüssig, Tautologien wenn man will. Die Schönheit von San Marco ist so in sich geschlossen, daß jeder Betende wie ein Eindringling erscheint, wie ein parasitisches Tier, das sich in einer leeren Muschel einnistet. Und in seltenen Stunden fühlt man hier, wie diese vollendete — ich weiß, das ist ein verblichenes Wort; aber man versuche es so zu empfinden, als schüfe man es —, ganz dichte, lückenlose Kunst, die alles Leben gleichsam aufgesogen hat, selbst in ein höheres Leben aufgeht, ganz frei und leicht, wie das Ausklingen von Isoldens letzten Tönen. Diese Musik tönt auch in Tizians Assunta; die Ohren hören sie nicht, aber sie lebt in dem Glühen der Farben und in dem Antlitz betender Engel. Sie tönt, da Goethes Helena sich unter ihren schwermütig-süßen Worten in Fausts Armen auflöst. Sie macht Shakespeares Tempest aus einer Allegorie zu einem Symbol. Wir sind aus dem Stoff der Träume geschaffen, und

unser Leben ruht weich gebettet in dem großen, unendlichen Schlaf. Und darum konnte der Schöpfer Hamlets und Richard des Dritten im „Sturm" ein reines Spiel geben, das jenseits der Tragödie steht, und darum bestehen zwischen diesem geistigsten Zauber und Venedigs sinnlichstem Geist wahrhaft ursprüngliche Beziehungen. Man könnte das auch an den gotischen Palästen zeigen, deren Fassaden aus Nichts gewoben scheinen, Zauberspiele einer göttlichen Einbildungskraft. Diese wundervoll kühlen, weiten Räume sind gegen die weiche, feuchte Luft durch beinah körperlos zierliches Maßwerk abgegrenzt und scheinen von dem maßlosen, abenteuerischen Leben, das durch sie rann wie ein roter, heißer Blutstrom, nicht berührt zu sein. Und wie in Shakespeares Sturm nur ein Maskenspiel aufgeführt werden darf — ein Drama im Drama wäre Theatercoup oder Romantik —, so wirkt in Venedig jede moderne Malerei allegorisch. Vielleicht würde auch Giorgiones Konzert im Florentiner Palazzo Pitti „aus dem Rahmen fallen", wie die Leute sagen. Die oft wundervollen Gemälde der Modernen Galerie können hier keine Wurzeln schlagen. Liebermanns Gewebe aus Licht und Luft, Khnopffs melancholisches Damenbildnis, die lichte Farbenextase Besnards, Maliavines erdgeborenes Lachen, — all das wirkt hier ganz stillos. Das Gesetz der Distanz scheint nicht gewahrt. Aber neben ihnen stehen Rodins Bürger von Calais. In ihnen löst sich der Traum und das Spiel, die Schönheit und der Tod, wie die Zauberwelt des „Sturms" in Prosperos Epilog zerfließt. Sie war nur möglich gewesen durch das Dienen der Geister, der Illusionen. Jetzt aber, da das Spiel vollendet, gibt Prospero ihnen die Freiheit, „und mein End' ist hart und schwer".

So fallen auch bei Rodin die Masken. Der Spiegel zerbricht, und die Illusionen versinken ins Bodenlose unter den Blicken dieser Menschen, die nichts mehr von der kreisrunden Welt göttlich vernünftiger Kuppeln wissen. Vielleicht erinnern sie sich in einem verlorenen Augenblicke des Staunens daran, vielleicht waren auch sie einmal byzantinische Heilige. Dann aber kam die Umkehr. Aus Masken Gottes wurden sie Masken eines Unendlichen, Unbegreiflichen, Namenlosen und trugen den Widersinn des paradoxen Lebens, und ihre Liebe verkehrte sich zu Haß, und ihre Verzweiflung preßte sich wie ein eherner Panzer um ihren Mut. Sie bewegen sich nicht mehr im Takte himmlischer Gesetze. Die Musik lebt für sie einzig in dem wilden, sinnlosen Rhythmus des eigenen Blutes, und aus der Tiefe antwortet ihnen der gleiche „furchtbare Schmiedeschlag" und vereint sich mit dem Dröhnen der Glocken, die jetzt ihre Kuppeln zu sprengen scheinen. Und all das Unvernünftige, Lebendige, Unendliche, von dem die Heiligen der Mosaiken nur geträumt, das in ihnen als Möglichkeit wie ein Keim eingefaltet lag, all das blüht auf, wird Wirklichkeit, zerreißt die Vollkommenheit, spannt sie bis zum Zerspringen und eint sie wieder im Staunen, in dem Staunen der seherisch leeren Augenhöhlen und der tragischen, opfernden Gebärden Rodinscher Gestalten. Die Heiligen von San Marco, die Märtyrer Bellinis, Verocchios Condotticre begreifen sie nicht. Aber Salome, die Salome des halbdunklen Baptisteriums hätte sie geliebt.

Die Liaisons der schönen Sara/ Erzählung von Otto Julius Bierbaum

Es war um die Zeit der unumschränkten Herrschaft der Kaiserin Eugenie über die Modemagazine der alten und der neuen Welt, als Madame Sara Asher, die junge Witwe des alten Mister Leon Asher (Felle und Pelzwarenkonfektion, New York) zum ersten Male seit ihrer Kindheit ihre kleinen Füße wieder auf europäischen Boden setzte.

Europa war damals kleine auf hohen Stöckeln balancierende Füße gewöhnt, und auch die hohen bis zur Mitte der Waden reichenden Juchtenstiefelchen mit goldenen Schnürenquasten, die Madame Sara trug und geschickt in ihrer ganzen Pracht zu zeigen keineswegs ermangelte, waren keine Sensation für den alten Erdteil, der damals auf üppige Eleganz gestimmt war und noch nicht den kategorischen Imperativ der bismarckschen Kürassierstiefel erfahren hatte. Selbst Madame Ashers lilafarbenes Krinolinkleid, diese prachtvolle Glocke mit dem prachtvolleren Schwengelpaar der beiden in weißseidenen Strümpfen steckenden Beine war nicht imstande, besonderen Eindruck auf einen Kontinent zu machen, der mit jedem neuerscheinenden Pariser Modejournale neue Glockenwunder erlebte und neben einer Kaiserin der Mode ein paar hundert Modekönigginnen besaß, deren jede den raffinierten Sinn dieser Verheimlichung der weiblichen Beine wohl begriffen hatte. Trotzdem drehte sich schon auf dem Jungfernstieg zu Hamburg mancher elegante Kommerz interessiert nach der schönen Jüdin um, und wer sich des damals noch seltenen Vorzugs rühmen durfte, mit einem Monokel begabt zu sein (dessen rand- und bandlose Vollkommenheit freilich noch nicht erreicht war), ließ hinter dessen Fensterglase Blicke blitzen, die rückhaltlose Anerkennung sowohl, wie den Wunsch verrieten, dieser nach jeder Richtung hin wohlgebauten Dame einmal an einem Orte zu begegnen, wo sich Beziehungen leicht und mühelos anknüpfen lassen.

Noch größer aber war ihr Erfolg in Leipzig, wohin sie sich auf mehrere Wochen begeben mußte, weil mit der Verwandtschaft des seligen Leon noch einige Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen waren. Der Brühl, wo diese Verwandtschaft in einer zwar nicht wohlriechenden, dafür aber um so lukrativeren Sphäre von „Rauchwaren" hauste, geriet in beträchtliche Aufregung, und es gab wahrhaftig mehr als einen unbeweibten Rauchwarenhändler, der stürmisch bereit war, der schönen und reichen Sara nicht bloß seine kostbarsten Eisbarenfelle, sondern auch sein liebefühlendes Herz nebst allen Geschäftsbüchern zu Füßen zu legen.

Indessen, Madame Sara hatte offenbar wenig Sinn für die hingebungsvollen Gefühle verwandter und befreundeter Firmen. Sie war keineswegs in der Absicht nach Leipzig gereist, weiterhin auf ehelicher Grundlage in Pelz und Pelzkonfektion zu machen. Sie hatte an ihrem einen Rauch- und Pelzwarenhandler schon

völlig genug gehabt und war im Grunde froh, daß ihre Ehefirma durch den Tod gelöscht worden war. Denn der alte dürre Leon, diese zweibeinige Rechenmaschine, der man sie in sehr jungen Jahren beigegeben hatte, war ganz und gar nicht ihr Geschmack gewesen. Für seine löblichen Qualitäten als Kaufmann und Familienvater hatte sie kein Organ besessen, aber ein um so schärferes Auge für das, was ihm als Menschen im allgemeinen und als Mann im besonderen an den Eigenschaften fehlte, für die es ihr an Organ keineswegs gebrach.

Mochte er ein Charakter gewesen sein: sie war vor allem ein Temperament. Er war einer der aus dem Osten Europas gekommenen Juden gewesen, von denen sie zu sagen pflegte, selbst ihr Schatten färbe noch ab, und der Geist des Gettos stöhne in ihren schönsten Reden (und das und nichts anderes sei das Mauscheln), während sie die Tochter eines sehr westlichen, nämlich spanischen Juden war (eines jüdischen Granden, wie sie sagte) und einer Kreolin. Freilich war auch der Vater dieser Kreolin bestimmt ein Jude gewesen, und das indianische Blut in ihrer Herkunft mütterlicherseits begegnete in der Verwandtschaft auf dem Brühl unverhohlenem Zweifel, aber es lag ihr auch ganz fern, ihre Zugehörigkeit zum jüdischen Stamme zu leugnen. Sie war vielmehr stolz darauf und sprach es bei jeder Gelegenheit recht hochmütig aus, daß sie sich als Aristokratin fühle, eben weil sie Jüdin sei, und noch dazu spanische Jüdin. Es war das, wie ihre Schönheit, ihr Geist und ihr Temperament, ein Erbteil ihres Vaters, der zwei Haupteigenschaften besessen hatte: Stolz und Phantasie. Aus einem reichen Hause stammend, hatte er sich, von der Lust nach Unabhängigkeit und Abenteuern getrieben, von seiner orthodoxen und streng in sich abgeschlossenen Familie gelöst und war in die Welt hinausgezogen. Lange hatte er in Italien gelebt, mit der inbrünstigen Andacht eines Psalmoden die früheste, halb byzantinische Kunst verehrend und immer den stolzen Plan hegend, der Verkündiger dieser Kunst zu sein. Dann hatte ihn die deutsche Kunstgelehrsamkeit, wenn nicht abgekühlt, so ernüchtert, und er war in das Getriebe der revolutionären Bewegung, gleichzeitig aber in den Aufruhr der Liebe zu seiner „Kreolin" geraten, die er als Tänzerin in Dresden kennen gelernt hatte. So kam es, daß die „spanische Sara" (wie man sie nicht ohne Respekt auf dem Brühl nannte) zu ihrem Leidwesen in Deutschland geboren worden war. Indessen konnte sie keine Erinnerung daran haben, da ihr Vater schon vor dem tollen Jahre Deutschland verlassen und mit Frankreich vertauscht hatte. Aber auch dieses Land genügte seinem revolutionären Sinne nicht, und er wanderte mit Weib und Kind nach Amerika aus, wo es ihm indessen erst recht nicht gelang, zur Harmonie zu kommen. Immer die größten Pläne, bald wissenschaftlicher, bald poetischer, bald politischer Natur wälzend und sich aus einem Lager der Meinungen immer wieder in ein anderes begebend, immer wieder abgestoßen durch das, was er Philistertum nannte und überall abstoßend durch seinen Stolz und sein Weiterhinausbegehren, endete er als vollkommener Einsiedler der Gedanken, als geborener précurseur, wie er sich selbst nannte. Seine Frau war ihm weggestorben, als Sara noch nicht zehn Jahre alt war. Diese war nun sein ein-

ziger Umgang, und in ihrer Erziehung ging er völlig auf. Er brachte ihr, einem höchst aufgeweckten Kinde, früher, als ihr gut sein konnte, nicht nur seine reichen Kenntnisse in Sprachen, Kunst und Literaturgeschichte, sondern auch seine ganze Weltauffassung bei, die schließlich immer mehr Nihilismus geworden war. Eine rasche Krankheit raffte ihn weg, kurz bevor sie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte. Da er ihr fast nichts hinterließ, mußte sie es als ein großes Glück betrachten, daß der alte reiche Leon Asher sich ihrer annahm. Das Wohlleben in seinem Hause gefiel ihr, und so sagte sie nicht nein, als der Fünfzigjährige die Sechzehnjährige zur Frau begehrte. Sie gebar ihm in drei Ehejahren zwei Söhne. Als er starb, hatte sie das Gefühl: jetzt beginne ich zu leben. Kaum, daß das Trauerjahr vorüber war, übergab sie ihre zwei Kinder, zu denen sie auch nicht die geringste mütterliche Zuneigung empfand, einer Schwester des Verstorbenen und unternahm die Reise nach Europa, zwar unter dem Vorwande, nur Erbschaftsangelegenheiten betreiben zu wollen, aber mit der bestimmten Absicht, in Europa zu bleiben und dort ihr Leben in aller Freiheit einer reichen jungen Witwe zu genießen. Die aufs Geistige gewandten revolutionären Lehren ihres Vaters hatten bei ihr eine sehr deutliche Wendung aufs Sinnliche genommen, doch besaß sie einen gewissen sehr günstigen Dämpfer in ihrer wohlfundierten ästhetischen Bildung.

Aber der Brühl zu Leipzig konnte freilich keine Landschaft nach ihrem Sinne sein. Sie nahm nur schnell ein kleines Verhältnis mit einem hübschen, aber allzuwenig interessanten Korpsstudenten mit; dann reiste sie nach Dresden. Der Galerie wegen, meinte sie, doch dachte sie wohl auch an anderes.

Ihr Vater, kein Freund des deutschen Wesens, hatte ihr von Dresden berichtet als der einzigen deutschen Stadt mit galanter Kultur. Er hatte dies freilich nicht ganz in dem Sinne gemeint, in dem es sich bei ihr festgesetzt hatte. Aber es war in diesem Falle gewesen, wie auch sonst: sie hatte, indem sie eine allgemein gefaßte Meinung ihres Vaters in ihre Auffassungssphäre übernahm, sie zwar allzuwörtlich aus dem Allgemeinen einer männlichen Erfahrung in das Besondere ihrer weiblichen Gefühls- und Anschauungswelt übersetzt, aber im wesentlichen deckten sich Original und Übersetzung doch.

Der Vater Saras hatte Dresden mit den Augen des Kunstgelehrten und Kunsthistorikers angesehen. Er war italienischen und französischen Einflüssen in der Kunst und Kultur der sächsischen Residenzstadt nachgegangen und dabei auch italienischem und französischem Blute begegnet. Dies mußte ihn, den unter Romanen geborenen, wie etwas Heimatliches berühren. Und seine Phantasie half nach. In jedem schwarzen oder braunen Auge einer Dresdnerin erblickte er ein lebendiges Denkmal längst verwehter Schäferstunden französischer Soldaten und italienischer Künstler, wenn es auch vielleicht in Wahrheit slavisches Braun und Schwarz war. Und dann kam hinzu, daß er seine eigene Liebe in dieser Stadt erlebt hatte. Hier hatte das Wochenbett seiner Frau, hier die Wiege Saras gestanden; und beide Betten, das große und das kleine, hatte er mit alten Meißner Figürchen umgeben, kleinen Kunstwerken, auf die das Wort einer galanten Kultur

wirklich zutraf. Alles dies lebte in Sara nach, unbewußt, halb bewußt, ganz bewußt.

Als sie der hübsche, aber leider von Korpsinteressen völlig absorbierte Kurt von Kantern, die stahlblaue Lausitzer-Mütze tief, wie es damals Mode war, in die Stirn gezogen, einmal gefragt hatte: „Aber warum denn gerade nach Dresden, Madame? Auf Ehre, — Dresden ist ein langstieliges Kaffeedorf!" hatte sie geantwortet: „Für Korpsstudenten, — mag sein. Korpsstudenten interessieren sich nicht für Meißner Porzellan. Korpsstudenten sind tapfere Ritter, aber keine Kavaliere im Sinne der galanten Zeit. Sie müssen zu viel Bier trinken und zu oft pauken. Das ist gewiß reizend, — für Korpsstudenten. Ich aber habe schon genug von steilen Terzen und Hakenquarten. Ich möchte nicht gerne Anlaß zur Eifersucht haben, und am wenigsten Anlaß zur Eifersucht auf die Kneipe. Ich möchte mich in Jünglinge verlieben, die auf der ganzen Welt nichts kennen und wollen, als mich, oder in Männer, die sich in meiner Gesellschaft von großen Dingen ausruhen."

Davon begriff der hübsche Lausitzer-Senior nicht gar viel; die schöne Sara aber hatte damit immerhin etwas von der Oberfläche ihrer Instinkte verraten.

In Dresden logierte sie sich nahe dem Zwinger in einem höchst soliden und von der besten Gesellschaft frequentierten Hotel ein, wo sie schon bei der Ankunft nicht geringen Eindruck machte; einmal durch die große Anzahl der von ihr mitgeführten sehr umfangreichen und schweren Lederkoffer und dann durch ihre Jungfer, eine äußerst häßliche und, wie es schien, taube Negerin, die von ihr Lala genannt wurde und ihrer Herrin sklavisch anhänglich war.

Dieses Verhältnis führte sich in erster Linie darauf zurück, daß Lala mit ihrer Herrin zusammen aufgewachsen war, am Äußern der Erziehung mit anteilnehmend, so daß sie gleich dieser deutsch, englisch, französisch und italienisch verstand, aber vom Vater Saras doch immer auf dem Stand einer durchaus willenlosen und sklavisch abhängigen Dienerin niedergehalten. Sie hatte nie einen Pfennig Lohn erhalten und nie daran gedacht, dergleichen als etwas ihr Zukommendes zu betrachten. „Du bist Saras dunkle Schwester", hatte ihr der Alte gesagt, „und gehörst zu ihr, wie ihr Schatten. Und wie ihr Schatten sollst du sein: stumm, taub, — für die andern. Aber Sara wird keine Geheimnisse vor ihrer dunklen Schwester haben, und Saras Schatten wird Saras Schicksal teilen. Sara wird für ihn denken und Sara wird für ihn sorgen. So ist es die Bestimmung und so das Glück der dunklen Schwester." Der Alte hatte wohl gewußt, warum er in Bildern zu der kleinen, verprügelt und halb verhungert in sein Haus gekommenen Negerin gesprochen hatte. Ihre wie aus einer Schicht braunen Öles stumpf leuchtenden schwarzen Augen hatten ihm die unklar träumende Seele dieses Wesens offenbart, das treu wie ein Hund und zu allem Guten und Bösen abzurichten war. Der Alte sorgte dafür, daß nichts in ihr helle wurde, als das Gefühl für die Erhabenheit Saras über ihr. Und dieses Gefühl wurde immer mehr zu einer demütigen Anbetung, je reifer die Schönheit Saras wurde. Wie Sara selbst, ohne Religion

aufgewachsen, hatte sie, aus einem mystischen Bedürfnisse ihres dunklen Wesens heraus, Sara zu einem Idol nach der Art derer gemacht, die ihre schwarzen Vorfahren angebetet haben mochten. Das war keine gute Göttin, kein lieber Gott, das war nur eben das höhere Wesen, die Macht, die Lenkung. Und es war die Schönheit, die Helle.

Lala wurde zur Dichterin, wenn sie ihre Gefühle für Sara aussprach.

Wie Sara zum Führen eines Tagebuches angehalten worden war, so auch sie, aber sie schrieb nur Dinge hinein, die Sara betrafen, und jede Seite begann mit der Überschrift: „Heute sprach die helle Schwester dies." Dann folgte etwa: „Hole das grüne Kleid, Lala. Tat es die dunkle Schwester. Sprach später die helle Schwester: Ich liebe noch immer den jungen Mann. Bring ihm den Brief. Tat es die dunkle Schwester. Und der junge Mann lächelte, denn die helle Schwester liebt ihn. Und kam zur Nacht nicht heim. Sanft sei ihr Glück, wie der Mond, und heiß, wie die Sonne. Die dunkle Schwester kennt die Liebe nicht, aber sie hat alles mit von der hellen Schwester. Und es ist gut für sie. Alles ist gut, o dunkel und gut.'

In diesem seltsamen Tagebuche bediente sich Lala derselben Geheimschrift, die sie mit Sara von Saras Vater erlernt hatte. Doch hatte sie sich noch eigene Sigel dazu erfunden. So für die Worte: „Heute sprach die helle Schwester" einen Kreis, durch den ein Pfeil wagrecht ging und für die Worte: „Tat es die dunkle Schwester" einen Halbmond, durch den ein Pfeil senkrecht ging.

Ihre Taubheit war Verstellung zu dem Zwecke, die Äußerungen fremder Leute über ihre Herrin vernehmen zu können, ohne daß diese sich dessen versahen. So hatte sie schon während der Ehe Saras der hellen Schwester wertvolle Spionendienste unter der Verwandtschaft des ahnungslosen Mister Leon Asher geleistet. Sara selbst pflegte ihre Dienerin auch ihren nächsten Bekannten und Vertrauten gegenüber als harmlose Idiotin hinzustellen, was umsoweniger auf Mißtrauen stieß, als die primitiven Umgangsformen zwischen Herrin und Dienerin, wie das gegenseitig angewandte Du, ohnehin den Eindruck machten, als seien sie auf kindliche Zurückgebliebenheit des Verstandes der seltsamen braunen „Jungfer' zurückzuführen.

Nachdem Madame Sara in den besten Geschäften der Pragerstraße nach den besten Pariser Modellen ihre zwar ohnehin reiche, aber doch noch nicht ganz auf der Höhe des europäischen Geschmackes befindliche Garderobe ergänzt hatte und es nun an türkischen Schals, spanischen Mantillen, kleinen koketten Federhütchen, knisternden Reifröcken und durchbrochenen Halbhandschuhen mit den elegantesten Dresdener Madams mehr als aufnehmen konnte, fand sie es für angezeigt, ihre Antrittsvisite bei der berühmtesten, ob auch ganz altmodisch gekleideten Dresdnerin zu machen, deren erlauchte italienische Herkunft zweifellos ist: bei der Sixtinischen Madonna.

Gleich den meisten anderen Fremden durchschritt auch sie doch war es mehr

ein Durchwogen) alle übrigen Säle der Galerie, ohne den an ihren Wänden prangenden Kostbarkeiten mehr als einen vorüberstreifenden Blick zu gönnen, mit dem Ausdruck der von Sehnsucht beflügelten Wisserin der höchsten Gnade, bis sie zu dem gebenedeiten Raume gelangte, wo die himmlischen Augen der Mutter und des Kindes leuchten, vor denen Papst und Heilige knien.

Die schöne Jüdin, froh, dort niemand zu treffen, ließ sich mit einem knisternden Aufbauschen ihres dunkelgrün seidenen Reifrockes in einem Fauteuil dem Bilde gegenüber nieder, erhob ihren schönen, mit vollgerundeten, schwermütig schwankenden Schmachtlocken frisierten Kopf zu dem Gemälde und führte das goldene Lorgnon an die dunklen und durch unterlegtes Beinschwarz noch mehr gehobenen Augen.

Ein wunderlicher Gegensatz, wie von Gavarni mit verruchter Raffiniertheit erfunden, diese beiden Frauenbilder einander vis-a-vis: Das lebendige, als ob es ein zwar amüsantes, aber freches Gespenst des Lebens wäre, und das aus der Kunst geborene, das fast als mehr wie Leben strahlte: als Lebensleuchten selber aus tiefster innigster Einfalt.

Madame Sara empfand selbst so etwas und zog ein Spiegelchen aus ihrem perlengestickten Ridikül, sich darin zu betrachten.

Warum schminken wir uns eigentlich so absurd, dachte sie für sich. Warum diese Masse Rot auf soviel Creme-Weiß. — Nun ja, wir sind keine Göttinnen ... Und doch .... es wird einem wunderlich zumute.

Und sie sah wieder die Madonna an.

Und dachte weiter: — Wer hat mehr Ursache, stolz zu sein, als wir Jüdinnen? — Die schönste Römerin war dem größten Künstler Italiens gerade gut genug, eine Jüdin darzustellen .... — Religion?

Sie lächelte.

Wer hier die Liebe nicht sieht, hat keine Augen. — Freilich: der Papst, die Heiligen, die Engel .. Enfin! Künstler können sich was herausnehmen. .... Künstler! Ah! .... Zweierlei gibt's: Künstler und Helden — oder, ohne Romantik gesprochen, Soldaten, — d. h. Offiziere.

In diesem Augenblicke wurden ihre Gedanken durch das bestimmte Gefühl unterbrochen, daß hinter ihr ein Mann stehen müsse. Eine kleine Wendung ihres Kopfes, ein Blick nach hinten, colla coda dell' occhio, genügte, ihr zu zeigen, daß ihr Gefühl sich nicht getäuscht hatte.

Eine Weile später würde sie ihn auch mit der Nase haben wahrnehmen können, denn der Herr, der jetzt schräg hinter Madame stand und keinen Blick von ihr wandte, wie wenn er nicht der Sixtinerin wegen gekommen wäre, sondern wegen der Amerikanerin, dieser Herr, ein straff aufrechter Vierziger mit blonden Koteletten in der Mode der Zeit, einem rosigen Teint, sehr hellbraunen Augen und einem Anzuge, dessen sich der Empereur in Paris nicht hätte zu schämen brauchen, liebte offenbar die starken Gerüche. Damals war unter den vornehmen Mitgliedern der Herrenwelt ein Parfüm bevorzugt, das heute zu den Lehrlingen im Kellnergewerbe herabgesunken ist: Jockey-Klub. Doch war dieses Odeur damals

noch nicht so degeneriert wie heute, wo es aus den zusammengegossenen Reigen anderer Extrakte hergestellt zu werden scheint. Es war vielmehr in der Blüte seiner Kraft und duftete restlos die große Seele dessen aus, der seine Erfindung inspiriert hatte: des Prinzen von Wales, dem bei seiner Inspiration nichts Geringeres vorgeschwebt hatte, als eine Erhebung des Stallgeruchs zum Odeur, — Rennpferd-Stallgeruchs, versteht sich. Frisches Heu und Juchtenleder als Dominante. Ein wirkliches Odeur de chevalier, viel sagend und viel versprechend für geistreiche Nasen von Damen mit Temperamentsphantasie.

Der schönen Sara, die allzulange Ledergerüche hatte erdulden müssen, die nicht raffiniert und nicht nobilisiert waren, fehlte es an dieser Phantasie keineswegs, und so kam es, daß ihre Geruchsnerven in der bestimmten Ahnung vibrierten, der Herr hinter ihr könne eine Bedeutung für sie haben. Und so ließ sie mit scheinbarer Nachlässigkeit ihr winziges Spitzentaschentuch fallen, dessen Parfüm etwa als Komplementär-Geruch zu jenem Odeur de chevalier hätte bezeichnet werden dürfen. Sofort machte der Herr mit den Koteletten ein paar schnelle federnde Schritte nach vorn, bückte sich zu dem winzigen weißen Häufchen aus Seide, Spitzen und Duft nieder, ergriff das zarte Gewebe und überreichte es Madame mit einer Verbeugung, die, zugleich ritterlich und galant, die beste Welt verriet.

Ah, machte Sara mit vollendet gespielter Überraschung, das heißt mit einem Tone der Überraschung, dem man es anhören konnte, daß die Überraschung gespielt war. Der Herr mit den hellbraunen Augen verstand sich auf Tonnuancen aus Frauenmunde und wußte auch die richtigen Folgerungen daraus zu ziehen und sich den Folgerungen entsprechend mit Delikatesse zu benehmen. Aber hier hätte es der Erfahrung und Sicherheit eines Meisters in der Kunst der Anknüpfung mit Damen nicht einmal bedurft, denn angesichts ganz großer Gegenstände der Kunst oder Natur ist es selbst für Anfänger leicht, den Faden zu einem Gespräch anzuspinnen und fest zu drehen. Was so hoch über der gemeinen Konvenienz steht, wie die Sixtinische Madonna, verleiht mit der Macht von Souveränen auch das Recht, sich in seiner Gegenwart zeitweilig über konventionelle Schranken wegzusetzen.

So waren Weltdame und Weltmann bald in einem angenehm bewegten Gespräch, das bei Raffael begonnen hatte, über die Kunst im allgemeinen anmutig weggeschaukelt war und sich schließlich behaglich über Fragen des gesellschaftlichen Lebens in Dresden ausbreitete.

Der Umstand, daß auch der Herr als Fremder in Dresden weilte, ergab eine willkommene Erleichterung der gegenseitigen Aussprache. Eine Reisebekanntschaft, sogleich als Reisebekanntschaft determiniert, wird von Leuten von Welt, die sonst zumeist gezwungen sind, sich in festen Zirkeln zu bewegen, immer als eine angenehme Bescherung des Zufalls gerne begrüßt. Man lernt sich schnell kennen, kommt einander, wenn Sympathie im Spiele ist, sehr schnell nahe, bleibt aber doch immer Passagier, und es genügt, eines Tages zu sagen: Morgen mit dem Frühzuge reise ich weg. Nicht einmal das Stammbuchblatt früherer Zeiten ist auszufüllen:

Fällt Dein Blick auf diese Seite,
Wenn Du jene umgewandt,
Denk an mich mit Gunst und sage:
Diesen hab ich auch gekannt.

Fürst Wladimir Golkow, russischer Kavallerie-General außer Dienst, Kommandeur des Sankt-Georgsordens für besondere Bravour im Krimkriege, besaß viel Neigung zu derlei Bekanntschaften, zumal wenn es sich um schöne Partnerinnen handelte, und er lebte recht eigentlich solcher Reisebekanntschaften wegen immer auf Reisen. Doch war Dresden, das zu jener Zeit von Russen überhaupt bevorzugt wurde, der Ort, zu dem er von Zeit zu Zeit immer wieder zurückkehrte. Daher er hier eine feste Wohnung unterhielt, eine kleine Villa in einem großen Garten der Neustadt.

Heute knattert auch durch dieses damals noch ganz ländlich stille Viertel der elektrische Trambahnwagen; die großen Gärten sind parzelliert, und in jedem der neuen kleinen Gärten steht, die dumm-moderne Front zur Straße gewendet, ein kleiner Steinkäfig mit Stuckornamenten, in dem ein Dresdner Partikulier wohnt, dem es gerade recht ist, daß er seinem Nachbar in die Fenster gucken und riechen kann, was der Herr Rechnungsrat nebenan heute zu Mittage hat. Damals aber war das eine vornehme Gegend. Wenige, aber große, mit alten Bäumen bestandene Gärten, und tief im Grün des Gartens, von der Straße kaum sichtbar, ein altes Herrenhaus mit französischem Doppeldach, ohne viel Schmuck, und ganz gewiß ohne angeklebten Schmuck, aber von guten architektonischen Verhältnissen, behaglich geschmackvoll.

Ein solches Haus in solchem Garten hatte sich „der Russe", wie er in der Gegend kurz genannt wurde, erworben und ganz nach seinem Sinne mit Möbeln aus der Zeit des ersten Kaiserreichs ausgestattet, die damals bloß als altmodisch, aber noch nicht für „antik" galten. Sie sagten ihm in ihrer strengen und etwas steifen Pracht viel mehr zu, als die mit Rokoko-Verzierungen recht oberflächlich spielenden Möbel des zweiten Kaiserreichs, die ihm den Eindruck von Unsolidität und Weichlichkeit machten. Er aber liebte die grade Linie, sparsamen, zurückhaltenden Schmuck aus echtem Material und eine gewisse Massigkeit. Das grazilere „Damen-Empire", die feinbeinigen Tischchen und wie aus Gitterwerk zierlich konstruierten Sofachen fand man bei ihm nicht, wohl aber gewaltige, wenn auch durch die Kunst der Verhältnisse nicht plump erscheinenden Tische und wahrhaft überlebensgroße Prachtkanapees. Die östliche Herkunft und den früheren Beruf des Besitzers verrieten kostbare persische Teppiche, turkestanische Vorhangstoffe und wertvolle Waffen der verschiedensten Art: Säbel, Degen, Pistolen, Gewehre, die, weit zahlreicher als Bilder, an den Wänden hingen. Doch fehlte es auch an Bildern nicht völlig, und diese ließen gleichfalls gewisse Schlüsse auf die Neigungen ihres Besitzers zu. Da waren bunte, edelsteinbeladene russische Heiligenbilder, byzantinische Madonnen neben tibetanischen Malereien auf Seide, die schauderhafte Götzen, überladen mit Attributen der Grausamkeit und Wollust, darstellten, aber es gebrach

auch nicht an allerhand nackten Damen antikmythologischer und ganz und gar moderner Herkunft. Diese letzteren aber waren nicht so sehr durch klassische Schönheit wie durch Fülle ausgezeichnet. Auch plastische Kunstwerke waren vorhanden, doch gewahrte man weniger echte Bronzen, als Erzeugnisse des berühmten russischen Phosphor-Eisenwerkes bei Jekaterinburg, die nichts so gerne darstellen, wie reitende Kosaken.

Auch von diesen Dingen war bereits in Gegenwart der Sixtinischen Madonna die Rede, und es war nicht bloß höfliche Vorheuchelung, wenn Madame Sara erklärte, daß alles Russische sie besonders interessiere.

— „Rußland, verzeihen Sie, Fürst, hat für uns Amerikaner den Reiz kostbarer Barbarei. Gilt uns Europa als die alte, schon etwas lahmgewordene Kultur, so Rußland als der große Rachen, der diese Kultur einmal verschlingen und, wenn er imstande ist, sie zu verdauen, aus ihr ein neues Gebilde von halb asiatischem Charakter erstehen lassen wird."

— „Ich verstehe, Madame. Wir Russen sind für Sie die Europäer à la tartare. Ein bißchen Politur über dicker Roheit. Nun ja, gottlob, es ist etwas Wahres daran. Unsere Kraft liegt in Asien, im Urgebiet des Menschen, das schon mehr Kulturen sterben sah, als je in Europa entstanden sind. Dort ist viel verfault und daher, dank der Düngung durch Jahrtausende, der beste Humus für eine neue, für unsere Kultur. — Was Sie in Amerika verflucht schnell und, entschuldigen Sie, etwas oberflächlich gemacht haben, machen wir verflucht langsam, daher aber um so gründlicher. Sie haben auf ein neues Land den äußerst schnell alt gewordenen europäischen Liberalismus gepfropft, aber dieses Wunderkind wird wie alle Wunderkinder früher sterben, als es Nachkommen hervorbringen konnte. Wir aber gehen auf das echte Urwesen des Menschen zurück, das sich, wenn Sie wollen, barbarisch geworden, im Osten erhalten hat und zu alt ist, als daß es die Kinderei des Liberalismus hätte mitmachen können. Panslavismus heißt Asiatismus, heißt Mystizismus. Revanche für Marathon und Salamis ist das letzte Ziel der russischen Politik."

— „Oh! Oh! Sie springen weit und überspringen viel, Fürst!"

— „Das kommt, weil wir Russen an große Ausdehnungen gewöhnt sind."

— „Wie wir Amerikaner."

— „Aber Sie springen an der Longe Europas in der Manege des Liberalismus. Zirkuskünste! Bei uns aber ist Freiheit und Größe! Nur bei uns!"

— „Freiheit? Existiert das Wort im Russischen?"

— „Nicht im Sinne der kümmerlichen Liberté, aus der die ruchlos idiotische Égalité hervorgegangen ist, aber im großen Ursinne der Brüderlichkeit eines ganzen Volkes, das sich als Familie fühlt und mit tiefem Instinkte den fürchterlichen Unsinn des Individualismus erkannt hat, den wir den griechischen Windbeuteln und den einzigen entarteten Orientalen verdanken: den Juden."

Bei diesem Worte fühlte die kluge Sara, der dieses Gespräch ein seltsam aus Ärger und Refokt gemischtes Vergnügen bereitet hatte, daß jetzt der Moment

gekommen war, wo es sich entscheiden mußte, ob sich mehr und Besseres aus ihm entwickeln sollte, als Gespräche.

Und sie sagte mit einem Lächeln, das schlechterdings bezaubernd war in seiner Mischung aus ein bißchen Demut mit viel Stolz: „Sehen Sie mir es nicht an, daß ich Jüdin bin, Fürst?"

Auch der Kommandeur des Sankt-Georgsordens empfand blitzschnell die Bedeutung dieses Momentes. Er, der in der Tat längst und keineswegs mit Mißfallen die jüdische Herkunft seiner schönen Partnerin bemerkt hatte, ergriff ihre linke Hand und zog sie an die Lippen, indem er sprach: „Ich verstehe mich auf Frauenschönheit, Madame, und ich müßte nicht tatarisches Blut in mir haben, wenn ich sie nicht zu schätzen und — abzuschätzen wüßte. Meine Liebe für den Orient ist nicht bloß platonisch-politischer Natur. Mag ich auch die Juden für entartete Orientalen mit dem denkbar schlechtesten Einfluß auf die menschliche Kultur halten — die Jüdinnen sind mir immer besonders verehrungswürdig erschienen, und ich möchte mich ihrem Einflusse keineswegs entziehen, — zumal, wenn er über ein Lächeln verfügt, wie Sie."

Madame Sara hörte den Unterton von paschahafter Überlegenheit aus diesen Worten wohl heraus, aber er mißfiel ihr durchaus nicht. Im Gegenteil: Sie ahnte aus ihm etwas, das sie innerlich höchst angenehm aufschauern ließ.

Und sie wiederholte ihr Lächeln, indem sie die Demut darin zur Balance mit dem Stolze steigerte. Und sagte: „Auch die Ironie in Ihren Worten entzückt mich, Fürst, — nicht bloß die Schmeichelei. Sie haben eine mir sehr zusagende Manier der galanten Huldigung, und ich würde es vielleicht auf einen Versuch ankommen lassen wollen, zu erfahren, ob Sie jetzt bloß — höflich gewesen sind."

Der Versuch wurde gemacht, wurde wiederholt, und es war bald kein Zweifel mehr daran erlaubt, daß Fürst Golkow eine mehr als platonische Neigung für schöne Jüdinnen hatte.

Schon nach wenigen Wochen war Madame Sara im buen retiro des Fürsten wie zu Hause, und sie lernte den Zusammenhang begreifen, der zwischen den byzantinischen Madonnen, den tibetanischen Verzückungsgreueln und den Kosaken aus russischem Weicheisen bestand. — —

Wie ihr das neu war nach ihren Erfahrungen mit dem seligen Asher und dem Intermezzo mit dem hübschen Leipziger Korpsburschen!

Sie lernte mit großem Interesse das erotische Gruseln kennen und entbrannte in heftigster Leidenschaft zu ihrem Tataren, wie sie nun den Fürsten gerne nannte. Indessen: den Kopf verlor sie dabei doch nicht. Wie gerne sie auch ihrem erotischen Mystagogen auf den dämmerigen Wegen in das mystische Paradies folgte, und wie gelehrig sie sich auch aus angebornem Talente benahm, — sie verfiel ihm nicht so ganz, wie es den Anschein hatte, und wie er es nach dem Anschein gerne glaubte. Sie exaltierte sich nicht aus Berechnung; das hatte ihr Temperament nicht nötig. Sie spielte auch nicht aus Berechnung die Liebesklavin; diese Rolle war ihr im gegebenen Momente Natur. Aber beides, die Exaltation und die

demütige Unterwerfung unter den Herrn der Liebe, nahm sie nicht dauernd ein; — sie blieb über der Sache, die für sie nicht Liebe, sondern Sensation war, aber sie wußte sich klüglich den Anschein zu geben, als sei sie nicht bloß in seinen Armen sein.

Auch beim Fürsten war es nicht Liebe im wahren mystischen Sinne des Wortes, nicht die ganze innere Verknüpfung seines Wesens mit dem ihren. Er entzückte sich an ihr zu Schwelgereien seiner wunderlich verstiegenen und alle Abgründe aufsuchenden Erotik. Er genoß in ihr — Asien und meinte in ihr — das Judentum zu unterwerfen. Aber es ging ihm wie manchen großen Herrn, die, gerade wenn sie am unumschränktesten zu herrschen glauben, um ihr eigentliches Herrschertum betrogen werden. Die schöne Jüdin wurde ihm zum Bedürfnis, und sie zwang ihm leise eine Monogamie auf, die ganz und gar nicht in seinem Wesen lag.

Ein solcher Zustand aus wirklicher Liebe ist Glück. Beim Fürsten war es eine Folge von Rauschzuständen, denen es am Intermezzo des Katzenjammers nicht fehlte. Trotzdem dachten beide nicht daran, die so intim gewordene Reisebekanntschaft durch eine Abreise zu lösen.

Madame Sara fühlte sich in Dresden durchaus und in jeder Richtung wohl. Sie war durch den Fürsten, soweit er selbst gesellschaftliche Beziehungen pflegte, in die Gesellschaft gekommen, — nicht so sehr in die der ansässigen Kreise, als in die der Fremden von Distinktion. Und, wo sie erschien, machte sie Aufsehen, gefiel sie. Das tat ihr wohl und machte ihr Vergnügen, zumal, da sie an Schönheit, Geist und Eleganz keine Rivalin fand.

Es dauerte nicht lange, und sie war umworben. Ein Attaché der französischen Gesandtschaft gefiel ihr, aber seine Gespräche waren zu pariserisch glatt. Sie war tiefere Paradoxe gewöhnt, als die, die Monsieur le Comte de Brottignolles aus dem Figaro schöpfte, den sie selber las. Auch ein junger sehr reicher Engländer, der immer vorgab, sich zum Studium der deutschen Sprache in Dresden aufzuhalten, aber nie ein deutsches Wort über seine wunderbar rasierten britischen Lippen brachte, machte in seiner blonden Gesundheit einen gewissen Eindruck auf sie. Er war nicht parfümiert und roch doch gut. Alles war gut ausgearbeitet und doch strotzend an ihm. Kurz: ein Triumph der Hygiene. Aber er war gar zu englisch, zu insular, und man konnte mit ihm schlechterdings nur über Dinge reden, die augenscheinlich vernünftig waren. Und, um Leitartikel miteinander auszutauschen, dazu, meinte Madame Sara, unterhält sich eine junge Frau nicht mit einem jungen Manne. Überdies hatte sie die Empfindung, daß er grausam tugendhaft sei und sich darauf noch etwas einbilde.

Der Fürst, dem es nicht entgehen konnte, daß seine Sulamitin auch anderen gefiel, beobachtete mit großem Vergnügen das Vergebliche aller Versuche der anderen, ihr nahe zu kommen, und legte das wohlgefällig als Beweis seiner festen Alleinherrschaft aus. Irgendwie erstaunlich fand er es nicht, denn es gehörte zu seiner Überzeugung von den Vorzügen der östlichen Menschen, daß dort die Männer zwar polygam, die Weiber aber monogam veranlagt seien. „Sogar die Jüdinnen," hatte er einmal zu Sara gesagt, „die überhaupt noch echte Orientalinnen sind,

weshalb sie sich in ihren schönen Exemplaren auch überall gleichen, während der amerikanische Jude ganz wie ein Amerikaner aussieht, der französische Jude ganz wie ein Franzose." Auch gegenüber solchen Reden hatte Sara das unterwürfige Lächeln der Favoritin, aber in ihrem Innern sah es dabei gar nicht unterwürfig aus, und im Tagebuche Lalas gab es eine Stelle, die lautete so: „Sprach die helle Schwester: Je gescheiter ein Mann ist, um so leichter kann ihn eine Frau betrügen."

Eines Morgens wurde Madame Sara, die erst sehr spät von einem Besuche bei ihrem Tataren nach Hause gekommen war und unerquicklich geträumt hatte, durch rasendes Klavierspielen und eine fürchterliche Art von Gesang geweckt. Beides wurde offenbar direkt über ihr verübt. Sie schellte Lala herbei und rief ihr entgegen: „Was ist denn das? Wer wohnt denn über uns?"

„Oh!" antwortete Lala mit großem Ernste, „du wirst ihn lieben. Er ist so häßlich wie ich, aber du wirst ihn lieben. Er ist anders. Er ist gut und verrückt. Er hat zu mir gesagt: ‚Ei du Scheusälchen!'"

Madame Sara, eben noch recht ärgerlich, mußte lachen, und sie sagte: „Mir scheint, Lala: du liebst ihn. Dann muß ich zurücktreten."

Aber Lala verstand solche Scherze nicht. Sie sagte: „Oh, es ist wahr. Er ist ganz für dich. Er ist ganz anders und ganz für dich, und er wird dich lieben."

— „Dann soll er vor allem mit diesem schrecklichen Klavierpauken aufhören und mit dem noch schrecklicheren Gesingse!"

— „Lala geht zu ihm."

Und Lala ging hinauf, und augenblicklich wurde es ruhig.

Nach einer Weile kam die dunkle Schwester mit einem Billett zurück, auf dem folgende Worte standen:

„Wenn Orpheus sang, schwieg selbst das Federvieh,
Doch Orpheus selber, lehrt Mythologie,
Orpheus schwieg nie.

Aber Orpheus hat auch nicht das Glück gehabt, Madame Sara Asher aus New York (siehe Fremdenbuch) zu sehen, wie der ganz ergebenst endesunterfertigte Musikante und Poet, der zwar nicht leben kann, wenn er nicht den Flügel bearbeitet und seine unsterblichen Melodien den Morgenwinden mitteilen darf, aber lieber aufs Leben zu verzichten gewillt ist, als daß er der schönsten aller Damen ärgerlich sein möchte. — Es liegt also bei Madame, zu entscheiden, ob ich leben oder sterben soll. — Ich werde mir erlauben, selbst um die Entscheidung anzufragen, wenn Madame die Gnade haben will, mir dafür eine Stunde zu bestimmen.

Der ich bin der schönsten Dame alleruntertänigster Diener und Knecht Sturmius de Musis."

„Du scheinst recht zu haben, Lala, er ist entschieden verrückt", sagte Sara, wie sie unter Lächeln das Billett gelesen hatte. „Aber er ist ein amüsanter Narr. Du kannst ihm also sagen, daß ich um ein Uhr für ihn zu sprechen bin."

Punkt ein Uhr überbrachte Lala ihrer Herrin eine Visitenkarte, die den wirklichen Namen des Maestro Sturmius de Musis aufwies, einen alten deutschen Adelsnamen, der eben an allen Plakattafeln der Stadt über einer Konzertanzeige zu lesen war. „Ich lasse bitten!“ sagte sehr freundlich Madame Sara, musterte schnell noch einmal ihre raffiniert halb auf Empfang, halb auf Negligé gestimmte Toilette und ließ sich, gelb auf rosa, in einen üppig gepolsterten Armstuhl sinken.

Kaum, daß sie noch einen Wurf alter Brabanter Spitzen über türkischen Pantöffelchen zur Geltung hatte kommen lassen können, stand der Flügelgewaltige auch schon in der Türe.

Er sah, oberflächlich angesehen, recht unscheinbar aus. Klein und mager, wie er war, verschwand er fast in dem überlangen, schwarzen, noch etwas biedermeierisch geschnittenen Bratenrocke, den er zu breit karierten hellen Nankinghosen trug. Ein nicht recht eleganter Umlegkragen' gestattete einem hellroten seidenen Schlips, weiter hervorzuzipfeln, als es die Mode erlaubte, und ließ einen keineswegs schönen, allzulangen und sehr sehnigen Hals frei, der zu allem Überfluß noch von einem überlebensgroßen Adamsapfel belebt wurde. Dieser fleißig auf- und niedersteigende Knollen hätte bei jedem anderen die Aufmerksamkeit des Betrachters konkurrenzlos in Anspruch genommen. Bei Madame Saras Besucher vergaß man ihn bald, wenn man einmal den Kopf angesehen hatte. Vor allem: er war zu groß. Er paßte nicht zum Körper. Er wirkte als Kopf an sich. Und dann: er war grausam häßlich, weil er auch in sich keine anständigen Verhältnisse hatte. Ein Hohn auf das Gesetz vom goldenen Schnitt. Die Stirn, über zwei dicken blonden Raupen, den Augenbrauen, ansetzend, hörte scheinbar überhaupt nicht auf. Dafür war die Nase viel zu kurz geraten, und sie erschien außerdem noch kürzer, als sie schon war, weil sie sich in optischer Verkürzung präsentierte, nämlich mehr nach aufwärts als nach abwärts tendierend. Dafür war wieder der Raum zwischen Nase und Mund viel zu ausgedehnt. Zwar war er mit einem hellblonden, in Spitzen gedrehten starken Schnurrbart bestanden, aber es wäre für zwei solcher Schnurrbärte Platz gewesen. Der Mund, obwohl zu breit und zu schmallippig, war geistreich. Nur entblößte er leider wahre Nagetierzähne, breite, gelbliche Schaber. Und dann war kein Kinn da, sondern nur ein Zwickelbart, ein gesteifter, pharaonischer Zwickelbart, der im Verein mit dem breiten Mund und der gewaltigen Malmfläche sofort die Idee wachrief: Nußknacker. Die stark hervortretenden oberen Backenknochen unterstützten die Idee wirksam, während die ungeheuren Ohren die Gedanken mehr ins Gebiet der Zoologie riefen. Zornig trompetende Elefanten, wenn sie die Ohren abstehen lassen, erfreuen sich ähnlicher Seitenornamente. Sein Haupthaar litt unter dem Größenwahn seiner Stirn. Man konnte eigentlich nur von Hinterhaupthaar reden. Doch ersetzte es an Länge, was ihm an Terrain versagt war. Es fiel beträchtlich über den Rand des Rockkragens herab, war aber säuberlich gerade geschnitten.

Ein solcher Kopf hätte wohl Entsetzen erregen müssen, wenn in ihm nicht zwei Augen gewesen wären, so voll Geist, Güte, Glut und Leben, daß man in ihrem

Anblicke alles übrige vergaß und sofort die Empfindung gewann: dieser Mann hat es nicht nötig, äußerlich schön zu sein; er hat alle Schönheit innerlich, das heißt: er ist ein wunderbar guter und wunderbar geistvoller Mensch, ein geniales Herz und ein genialer Kopf. Seine Häßlichkeit, statt zu verstimmen oder gar Mitleid hervorzurufen, machte heiter, steckte mit Heiterkeit an, von den Augen her, um die herum ein lebhaftes und doch nicht zuckendes Muskelspiel fröhlicher Laune war, witzig und dionysisch zugleich, kindlich und faunisch, gemütlich und enthusiastisch.

Wenn er aber gar den Mund auftat und in seiner, Konsonanten und Vokale wunderlich zusammenquetschenden Sprache zu reden begann, war es, als ob alle guten Geister des Lebens mobil gemacht worden wären gegen Langeweile, Dumpfheit und Verdrossenheit. Er brauchte gar nichts besonderes zu sagen: alles klang originell, denn ein jeder fühlte unbedingt: dieser Mensch spricht sich unverstellt aus, jedes Wort ist getragen von einem Impuls, keines schielt nach verborgenen Absichten, und wäre es auch nur die Absicht, originell zu wirken. Andererseits mochte manches anfangs närrisch klingen, aber bald merkte man, daß es nur närrisch geklungen hatte, weil es gar tief natürlich gewesen war, kindliche Weisheit, die sich nicht gut in konventionellen Schablonen ausdrücken kann, und die sich ganz naiv primitiver Mittel bedient. Dabei war Meister Sturmius alles andere eher als ein rohes Naturprodukt. Er war nicht nur sehr gebildet, äußerst belesen, ja im Umkreise seiner künstlerischen Interessen beinahe gelehrt; er hatte auch als Erbgabe seines alten Geschlechtes einen sehr sicheren Fond überkommener Kultur. Wenn er sich zuweilen recht ungeniert betrug, die Mode nach seinem Geschmacke modelte, die Konvention nach seinem Sinne bog, so war es kein wüstes Durchbrechen von Schranken, sondern immer ein elegantes Drüberwegsetzen mit dem leisesten Takte für das wo, wie, wann und wieweit. Nur in seiner Kunst war er ein rücksichtsloser Draufgänger, und er pflegte das so zu entschuldigen: Alles, was in meiner Familie früher Ritterliches, Räuberisches, Mörderisches passiert ist mit Schild und Schwert und Spieß, üb' ich aufs neue aus im Kampfe für die Kunst gegen die Philister. Alle meine raubritterlichen Vorfahren haben nicht so viel Eisen zerhauen, wie ich Flügel, und ich will doch sehen, ob ich nicht mehr Kunstphilister zur Strecke bringe, als sie Krämer. Sturmius, mein erlauchter Ahne, hat seinen Bruder Arbogast mit einem alten Streitkolben erschlagen, weil er nicht Martin Luthern anhangen wollte; — so würde auch ich meinen Bruder umbringen, wenn er nicht an Richard Wagner und die Musik der Zukunft glaubte. Es ist ein großes Glück für meinen Bruder, daß ich keinen habe.

Madame Sara, die keinen schlechten Blick für Menschen hatte, erkannte schon an der Art des Eintretens, daß ihr Gast trotz seines allzu subjektiven Bratenrockes ein Mann von Welt war, denn er kam ohne jede Spur von Befangenheit auf sie zu und küßte ihr die Hand wie einer, der gewöhnt ist, mit Schönheiten des Salons umzugehen. Dabei überstrahlte sie sein Blick ebenso verehrungsvoll wie munter, und sie fand, daß dieser Musikus, ästhetisch genommen, zwar ein Scheusal sei, aber ein höchst interessantes, ja — reizendes Scheusal. Naiv treulos, wie sie war,

dachte sie sofort vergleichend an ihren Tartaren, und diesmal schien es ihr, als sei der „andere", das heißt der neuauftauchende, vielleicht . . . nun: weiter dachte sie nicht. Und sie sprach: „Sie haben wirklich meine Entscheidung über Leben und Tod, Herr von . . ."

Aber Meister Sturmius fiel ihr ins Wort, ehe sie seinen Namen hatte aussprechen können: „Haben Sie die Gnade, mich nicht bei meinem in die Register des Staates eingetragenen Namen zu nennen, Madame! Auf die Gefahr hin, daß Sie mich sogleich ersuchen werden, Ihr Zimmer zu verlassen, bitte ich Sie, mich mit dem Vornamen anzureden, den in den Zeiten, da meine Familie noch katholisch war, die Erstgeborenen unseres Hauses trugen, und den ich mir selbst für den Verkehr mit Göttinnen beigelegt habe: Sturmius!"

Madame Sara lachte belustigt auf: „Sturmius? Steht der Name wirklich im Kalender? Ist er nicht von Ernst Theodor Amadeus Hoffmann erfunden worden?"

— „Es hat soviel Sturmiusse meines Namens gegeben, daß wir sie nummeriert haben, Madame. Der letzte war der vierzehnte und trug den Namen Judenschreck, nicht, weil er das Volk Gottes haßte, sondern weil er sehr kreditbedürftig war."

— „Das Volk Gottes? Wie meinen Sie das?"

— „Wie es in der Bibel steht. Denn die Juden sind wirklich die Auserwählten ihres Gottes, den sie bei uns importiert haben. Es war ihr erster großer Import-Artikel und ist ihr bestes Geschäft geblieben bis auf den heutigen Tag. Wir haben ihn teuer bezahlt."

— „Sie sprechen nicht sehr respektvoll vom lieben Gott."

— „Der Gott der Juden heißt Jehova."

Madame Sara war ärgerlich. Was sollte das alles? Wußte er nicht, daß ihr Name jüdisch war? Sah er nicht, daß er eine Jüdin vor sich hatte?

Sie sprach: „Es ist nicht gescheit, daß Sie Ihre Richterin über Tod und Leben beleidigen, Herr von . ."

— „Bitte: Sturmius!" — „Wenn ich nun eine fromme Jüdin wäre . . .?" — „Sie sind überhaupt keine Jüdin." — „Doch, und ich bin stolz darauf." — „Sie sind ebensowenig eine Jüdin, wie Christus ein Jude war." — „Was war Christus denn?" — „Christus." — „Das verstehe ich nicht."

— „Christus war die Liebe, war nichts als Liebe, war ganz und gar Liebe. Daher war er weder Jude, noch sonst etwas, und darum gehört er allen, nicht bloß uns Christen, sondern auch den Juden und Heiden. Und so ist es mit jedem Menschen, der etwas seltenes ganz ist. So ist mein Freund Richard Wagner ganz Genie, und darum ist er kein Deutscher, sondern Richard Wagner, darum gehört er nicht bloß uns, die wir seine Jünger sind, sondern auch den Juden und Heiden der Musik."

— „Und ich?"

— „Madame! Dinge, die ich nur auf fünfzeiligem Papier oder nur auf dem Flügel ausdrücken kann, erdreiste ich mich nicht, in Worte zu fassen. — Haben Sie

die Gnade und erlauben Sie mir, weiter zu leben, weiter zu musizieren, — und ich will Ihnen Gelegenheit geben, zu hören, was Sie sind."

— „Sie sind ein wunderlicher Heiliger."

— „Weder heilig noch wunderlich. Nur Musikant und ein Stück Poet. Doch bin ich leider nicht groß genug, um nicht nebenbei ein deutscher Querkopf und als solcher zum Beispiel ein hitziger Judenfresser zu sein."

— „Das ist amüsant." — „Für mich sehr." — „Also ist es Ihnen nicht ernst damit?" — „Ich brauche meinen Ernst für meine Kunst. Juden fresse ich zur Erholung." — „Haben Sie Mendelssohn schon gefressen?" — „Der ist mir zu musikalisch." — „Und Meyerbeer?" — „Den habe ich gefressen."

Und Meister Sturmius lachte über den Doppelsinn seiner Antwort selber so herzlich auf, daß sein Gelächter ansteckend wirkte und auch Madame Sara schallend lachen mußte.

— „Aber Sie stehen ja noch immer, Sturmius," nahm, durch das gemeinsame Gelächter in eine übermütige Laune geraten, Madame Sara das Wort, „setzen Sie sich, Meister!"

„Nicht ‚Meister,'" erwiderte der, indem er sich setzte. „Es gibt nur einen Meister, und der sitzt jetzt in der Schweiz über Partituren zu Werken, die die Pforten der Ewigkeit aufreißen werden. Ich bin nur Sturmius der Jünger: Ihr Sturmius, Madame, wie seiner, denn die Schönheit ist der Nachfolge so würdig, wie das Genie. — Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen die Schleppe trage, als Ihr musikalischer Page."

„Das würde wohl unschicklich sein bei der Krinolinenmode," meinte Madame Sara, und Sturmius schüttelte sich aufs neue vor Lachen, und wiederum mußte Madame Sara einfallen, und es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich beruhigt hatte, um sagen zu können: „Mein Gott, was für Kinder wir sind, wir schreien mit einander vor Lachen, als kennten wir uns von Jugend auf. Das ganze Hotel werden wir skandalisieren."

„Wenn es auf mich ankäme," antwortete Sturmius, „ich hätte nichts dagegen, wenn es die ganze Stadt wäre."

Da dachte Madame Sara zum zweitenmal an ihren Tataren und sagte: „Das wollen wir bleiben lassen, Sturmius. Ich bin mehr für Ausschluß der Öffentlichkeit bei Privatvergnügen."

Und sie lachte wieder, — aber schon etwas leiser.

Der von Sara beliebte Modus wurde beibehalten. Selbst im Hotel wurde, dank des virtuosen Aufpassens von Lala, die entente intime zwischen erstem und zweitem Stock nicht bemerkt, die sich aus der entente cordiale sehr bald entwickelte und den asiatischen Beziehungen Madame Saras an Intensität nichts nachgab.

Die schöne Jüdin war sehr glücklich mit ihren beiden verliebten Antisemiten, deren Rassenhaß sie auf so angenehme Weise ad absurdum führte, und die ihr dafür so viel Glut und Verehrung entgegenbrachten, daß in der Tat für die ganze übrige

Judenheit nur recht wenig Liebe mehr übrig bleiben konnte. Der kleine Gott hatte wirklich gut für ihr großes Herz gesorgt. Es waren nicht bloß zwei Männer, die sie umfingen, — es waren zwei Rassen, zwei Weltanschauungen, die ihr huldigten. Und das ergab auch in puncto puncti zwei angenehm verschiedene Gebarungen. Alles Mystische, Auto- und Theokratische lag dem Jünger der Zukunftsmusik aus altem germanischen Adelsstamme gänzlich fern. Er zündete keine Lampe in Rubingläsern an vor byzantinischen Madonnen, um Dämmerstimmungen auf dem Grenzgebiete zwischen Religion und Erotik zu Explosionen heftigster Liebesherrschsucht und wollüstigster Liebesuntertänigkeit zu steigern. Der Tribut, den er der schönen Frau mit allen Sinnen leidenschaftlich darbrachte, war völlig frei von asiatischen Ingredienten. Seine Leidenschaft war klarer, frischer, heiterer. Er liebte nicht zum ersten Male, aber er liebte wie beim ersten Male: jungenhaft mit der bald drolligen, bald rührenden Überschwenglichkeit eines jungen Studenten, — nur kam, wenn es ans Sprechen ging, ein reicher, erfahrener Geist hinzu und, wenn er seine Entzückung musikalisch äußerte, eine meisterhafte Kunst.

Für eine Virtuosin der Liebe, als welche sich Madame Sara bald fühlen durfte, war diese Nuance ein wunderbarer Genuß, der durch die äußere Häßlichkeit nur noch erhöht wurde.

„Welches Glück," sagte sie einmal zu ihm, als er in seinem gelbseidenen, blau und grün geblümten Schlafrock vor ihr herumsprang und aus allen Winkeln der Welt- und Naturgeschichte Epitheta zum Preise ihrer Schönheit zusammen suchte, — „welches Glück, mein Sturmius, daß du kein schöner Tenor bist, sondern ein häßlicher, der häßlichste aller Musikanten. Wie schrecklich, wenn du eine Adlernase hättest."

„Schweig! Es ist nicht zum Ausdenken!" rief Sturmius und schüttelte die Fäuste.

— „Stell dir das groteske Elend vor, wenn du Locken hättest, Sturmius!"

— „Absurditäten stelle ich mir nicht vor, Madonna! Es wäre aber mehr, als absurd, es wäre in der Tat verhängnisvoll. Denn, hätte ich Locken und eine Adlernase, was wäre die Folge? Ich würde Lala lieben und nicht dich, denn Künstler lieben immer den Gegensatz. Was deine Schönheit liebt, o Perle von Juda, ist meine Scheußlichkeit. Ich bin ein verhuzelter, verkrumpelter Germane, ein stark Shakespearescher Witz des einäugigen Wotan, der übrigens auch kein Apollo ist. — Darum lieb ich dich, die strahlende, gliederherrliche Jüdin, Jehovas seliges Meisterstück."

„Denke dir: Wenn ich ein Kind von dir bekäme", sagte nach einer nachdenklichen Pause Madame Sara.

„Dann lern ich", antwortete Sturmius, „auf meine alten Tage beten, daß es ein Sohn sei und keine Tochter. Denn er wird trotz deiner Schönheit ein häßliches Kind sein."

Madame Sara dachte wieder eine Weile nach, dann sprach sie: „Auch ich will, daß es ein Sohn sei. Es ist nicht gut, wenn zwei so verliebte Gegensätze ein Mädchen in die Welt setzen."

— „Du redeſt ſo mütterlich, meine Halskette, — haſt du einen Grund, ſo mütterlich zu reden?"

— „Ich fürchte: Ja."

— „Du — fürchteſt?"

— „Ja ich fürchte. Ich will kein Kind. Schon der Gedanke irritiert mich. Ich käme mir degradiert vor. Eine Liebe, die — Folgen hat... das iſt doch — gemein."

— „Ja gnädige Frau, es iſt gemein."

— „Laß mich mit Schillerſchen Doppelſinnigkeiten zufrieden, Sturmius; du weißt für Schiller habe ich kein Organ."

— „Ich weiß, er iſt für dich der Dichter der deutſchen Turnvereine und Liedertafeln, und meine braune Venus von Jeruſalem ahnt mit gutem Inſtinkte, daß vor dem Erze ſeiner Jamben einmal das Reich der Krinoline in den Staub ſinken wird."

— „Wenn du von Bismarck reden willſt, Sturmius, geh ich."

— „So will ich von Bismarck ſpielen."

Und Sturmius ſetzte ſich an den Flügel und phantaſierte über Beethovens Eroica.

Die Gleichgültigkeit, mit der Sturmius die Andeutung Saras aufgenommen hatte, beleidigte dieſe gar nicht. Sie fühlte dabei nur, daß der Maeſtro ſie ebenſowenig „liebte", wie ſie ihn, das heißt, daß ihr Verhältnis beiderſeitig frei von aller Sentimentalität war — dies Wort ohne jede Abſchätzigkeit gebraucht. Und das war ihr im höchſten Grade ſympathiſch.

Sie empfand es ganz deutlich: der häßliche Komponiſt huldigte ihrer Schönheit mit höchſter Leidenſchaft, ohne auch nur im geringſten im Gemüte beteiligt zu ſein. Und nicht anders ſtand es um ihre Neigung zu ihm, nur daß ſie ſeiner genialen Männlichkeit huldigte. Sein künſtleriſches Temperament und ſein ſcharfer Geiſt flößten ihr tiefſten Reſpekt ein, und ſie empfand es als wollüſtige Auszeichnung, daß er ſie einer in glühende Erotik verdichteten Verehrung für würdig erachtete, die ſeiner Hingabe an die Kunſt kaum etwas nachgab. Daß dieſer Zuſtand nicht andauern würde, wußte ſie wohl, und auch das war ihr recht. Sie hatte durch den gleichzeitigen Umgang mit den beiden Männern die feſte Überzeugung gewonnen, daß ſie ſich nur in der Abwechſlung ganz wohl fühlte.

Wie ſehr ſie ſich dadurch von der ungeheuren Mehrzahl der Frauen unterſchied, war ihr keineswegs unklar, und ſie hatte auch Verſtand genug, einzuſehen, wie weit ſie damit von der herrſchenden Moral abrückte. Mit Sturmius konnte ſie darüber von der Leber wegreden, und das erſchien ihr als großer Vorzug des deutſchen Künſtlers vor dem ruſſiſchen General, deſſen Qualitäten auf einem ganz entgegengeſetzten Gebiete lagen. Sie waren ihr nicht weniger gemäß, ja ſie lagen ihrem eigentlichen Weſen als Frau näher. Aber ſie war doch nicht ſo ganz Orientalin, wie der Verehrer Aſiens glaubte, ſie war viel differenzierter, weſtlicher, als er ahnte, dem gegenüber ſie ſich von vornherein viel weniger enthüllt hatte, als dem Deutſchen. Er kannte in ihr nur die Sulamitin, wie er ſie ſich ins alte Teſtament hinein konſtruiert hatte, aber ſie war, ihm unbewußt, gleichzeitig gar ſehr modern, im Sinne der Emanzipation des Fleiſches durch das Gehirn, wie ſie

Heinrich Heine gepredigt hatte, den Fürſt Golkow nicht anders zu nennen pflegte, als das „Genie der jüdiſchen Entartung".

— „Dieſer Auswurf des Orients, dieſer Teufel in Judengeſtalt, iſt von der Vorſehung dazu beſtimmt geweſen, das ganze Talent ſeiner Raſſe zu keinem anderen Zwecke zu verkörpern als zu dem: Die Deutſchen zu demoraliſieren und dadurch reif zum Untergange durch das Slaventum zu machen. Goethe, auch ein gefallener Engel, iſt ihm darin vorangegangen, aber längſt nicht mit ſo diaboliſchem Erfolg, denn Goethe war ein äſthetiſcher Hellene. Heine, indeſſen, war Juden-Grieche. Goethe konnte, bei allem Hellenentum, noch ein Gretchen fabulieren. Heine hat dieſes Gretchen vergiftet, indem er es emanzipierte. — Und dieſes Volk, dieſe Deutſchen, erſt durch Rom verdorben, dann durch Luther um jedes Gefühl der Religion gebracht, dann durch Kant bis zur Gasflüſſigkeit in reine Vernunft aufgelöſt, dann durch Goethe in griechiſche Formen vereiſt, durch Schiller aber wieder durch heiße Phraſen aufgetaut, daß ſie wie Brei auseinanderfloſſen, und ſchließlich von Heine mit allen Gärungsſtoffen aus dem Sumpfe jüdiſcher Entartung durchſetzt, — dieſes Volk von lauter Individuen will — einig, will ein ganzes werden. Es hat niemals ein lächerlicheres politiſches Phänomen gegeben, und auch Herr von Bismarck wird beim beſten Willen nicht imſtande ſein, aus dieſer Fata Morgana ein Gebilde von Realität zu machen."

Auf ſolchen Umwegen pflegte der Verehrer Aſiens auf die heilige Allianz zu kommen, die für ihn der letzte Gipfel europäiſcher, — nämlich aſiatiſcher Politik war.

Zuweilen machte ſich Madame Sara das Vergnügen, dieſe Gedankengänge, die ſie nur mäßig intereſſierten, vor Sturmius auszubreiten, der ſich darüber ſchief lachen wollte.

„O du güldne Poſaune von Jericho," rief er dann wohl aus, „o du luſtig ſchmetternde! Nie biſt du reizender, als wenn dein ſchöner Mund ſo greulichen Unſinn tönt!"

Dagegen nahm er ihre eigenen Ergüſſe über ihre Anſichten von Liebe ohne Sentimentalität ernſt.

—„ Solche Anſichten ſtehen dir zu Geſicht, und bei ſchönen Frauen kommt alles darauf an, wie es ihnen ſteht. Es wäre ſchlimm, wenn unſere deutſchen Hausmütter ſo dächten; es wäre entſetzlich. Aber dieſe Gefahr iſt nicht vorhanden. Feſt ſteht und treu die Wacht am Ehebett. Du aber darfſt und ſollſt verruchte Maximen haben. Eine Schönheit wie die deine würde gegen den Stil ſündigen, wollte ſie moraliſch ſein. Auch die große Dame von Babylon hat ihre Exiſtenzberechtigung, und wir Künſtler verdanken ihr unſere beſten Informationen. Ach, es ſind in eurem herrlichen alten Buche wundervolle Stellen darüber! Heute darf man ſo etwas nur in Muſik ſagen, — und das wird jetzt in Triebſchen von dem größten aller Propheten beſorgt."

Und nun ſollte Madame Sara ein Kind bekommen von dem ſie nicht wußte: iſt es von dem, deſſen Seele in Aſien wohnt, oder von dem, der das Heil der Zukunft von Bismarck und Richard Wagner erwartet.

Im Brennpunkte der Leidenschaft zweier Gegenpole stehend und sich jedem, dem einen wie dem andern, mit gleicher Leidenschaft zuwendend, hatte sie zuweilen das Gefühl eines Verhängnisses über sich, das ihr manchmal grell, manchmal düster, kaum je einmal in einem ruhigen Lichte erschien.

Doch kam das nicht häufig über sie.

Klar war ihr das eine: das Kind durfte ihr nicht unbequem werden, und von ihrer Mutterschaft durfte niemand erfahren, schon wegen der Gesetze ihres Staates nicht, das für eine Witwe, die außerehelich gebiert, sehr fatale vermögensrechtliche Folgen festsetzte.

In Lalas Tagebuch stand, als der Dresdner Aufenthalt zu 7 Monaten gediehen war, dieses: „Sprach die helle Schwester: Laß uns das Kind in einen Binsenkorb tuen, wie Mose, und den Wellen eines Flusses übergeben. Und Geld dazu und von den Vätern Geschenke. Hat es Glück, so wird die Tochter Pharaos es finden und zu Ehren aufziehen. Wir aber wollen es nur von weitem verfolgen und ihm beistehen, wenn es nottut."

So alttestamentarisch ging es indessen nicht zu.

Als die Zeit herangekommen war, daß es für Sara nötig schien, sich zurückzuziehen, nahm sie freundlich und gelassen von ihren beiden Dresdner Freunden Abschied.

Rührendes ereignete sich dabei nicht.

„Da du nicht wünschst, daß ich für unser Kind sorge, so darf ich dich nur bitten, ihm ein kleines Andenken stiften zu dürfen," sagte Fürst Golkow, — „diese Bronze eines mit vorgelegter Lanze dahinstürmenden Kosaken. Es möge ein Symbol für sein Leben sein — zumal wenn es ein Junge ist."

Maestro Sturmius aber bat sie, dem Kinde zum Andenken an seinen „ausgezeichneten aber leider mehr musikalischen als moralischen Papa" seinen schönsten seidenen Schlafrock mit auf den Lebensweg zu geben. „Denn", so fügte er hinzu, „es gibt in jedem Menschenleben Augenblicke, wo ein seidener Schlafrock einem härenen Gewande vorzuziehen ist.

Denn Seide kühlt und Seide wärmt,
Und hat sich jemand abgehärmt,
Dieweil das Leben Härten hat:
Das seidne Lotterkleid ist glatt."

Sollte man finden, daß diese Erzählung eigentlich keinen rechten Schluß hat, so würde man mir damit nicht zunahetreten, denn ich habe diese Empfindung selber gehabt. So sehr, daß ich einen ganzen Roman dazu als Schluß geschrieben habe: den Roman des Sohnes der schönen Sara, der zwar einen seidenen Schlafrock und einen reitenden Kosaken, aber keinen genau bestimmbaren Vater hatte, und der „Prinz Kuckuck" genannt wurde, weil er zeitlebens in fremden Nestern hauste.

Rundschau

Der weiße Flins

Voriges Jahr war es eine rote Brücke in Schweden, dies Jahr ein weißer Quarzfelsen im Isergebirge. Es kommt auf dasselbe heraus. Man verliert sich nicht auf Reisen, das ist wahr, aber man verliert die Umgebungen und Reflexe, und dadurch gewinnt man sich. Was hilft es, sich an feste Dinge zu klammern, wenn wir immer wieder einzusehen haben, daß sie nicht fest bleiben, niemals uns ganz gehören werden und nur die Illusionen einer Heimat uns schaffen. Im Winter denken wir, als Besitzer auf der Erde zu sein; im Sommer merken wir, daß wir nur Mieter sind. An unserer Bildung arbeiten wir so stückweise, daß wir erröten müßten, zwänge uns jemand, die Wahrheit zu gestehen. An der Wissenschaft verzweifeln wir in ihrer Anmaßung, Vollkommenes zu geben, die doch nur ein Sport schwacher Geister bleibt, um durch Begriffe Schöpfungen zu ersetzen. Die Autos tuten auf den Straßen, jedes seine eigenen paar Töne, und hat eines die Terzsirene, so ist sie verstimmt als Sekunde oder Quart. Schön ist es, wenn sie mit zufälligen Oktaven hintereinander rasen, dann streicht etwas wie römisches Schlachttubenblasen durch die Luft. Aber bald kommen in die Es und Fs die Eis und Fis hinein, mit der ganzen Frechheit rücksichtsloser Chauffeure, die von der Dissonanzen-Kultur der modernen Symphonie nur die äußeren Umrisse ahnt. Und jedes tutet seine Tute und denkt, daß sein Ton der einzig rechte ist, und rast, als ob sein Geschäft nicht ein Spiel wäre: ein Börsensturz, ein politisches Extrablatt, eine erkrankte Sängerin. Berlin hat zweifellos die meisten Autos. Jede gemeine Droschke. Fort, fort!

Hier oben ist eine brausende Stille. Der gewaltige weiße Quarzfelsen ragt gegen den Himmel, von furchtsamen Kiefern umgeben. Die Wolken tanzen ganz tief, und von Zeit zu Zeit werfen sie ihre nebligen Schleier um mich. Der Sturm donnert in einzelnen Stößen herüber. Es ist eine alte Götzenstelle, ein wendischer Götze, namens Flins, hat von hier dieser Gegend den Namen gegeben, in der wir jetzt so lieblich wohnen, Heuduft atmen und Eierkuchen essen. Unter mir wogt ein Meer von Wäldern, die noch nicht allzu berührt sind. Durch einen verbogenen Wald, weglos, kam ich hier herauf, dessen Bäumen jahrhundertelange Stürme phantastische Formen gaben, gespenstisches Händeringen und tückisches Rumpfbiegen. Ich hörte Rufe, die keine waren; Schritte, die keine waren; all die Geisterstimmen, die wir nur dann hören, wenn wir in seltenen Stunden der großen Natur nahe sind, die wir dann hören mit einem zweiten Ohr, ganz zuversichtlich, daß diese uralte Täuschung die Wahrheit sei. Der weiße Flins aber ist wie das leer gewordene Bassin eines Wasserfalls, den die Götter für das heutige Geschlecht nicht mehr für lohnend halten. Jetzt haben die Leute weiße Quarzsteine herausgebrochen, durchsichtig wie italienischer Marmor. Und in einer verschwiegenen Ecke tropft nur minutenweise ein leiser, klingender Tropfen herab, wie das Ticken einer Ewigkeitsuhr. Tropft und tropft. Ich lief den halben Tag, in der Unruhe nach diesem Blick der Mutter.

Jetzt ſitze ich allein hier ſtundenlang und eſſe mein Brot. Kein Menſch weiß, daß ich jetzt hier ſitze. Ich denke an nichts Beſtimmtes, eine Großſtadt zerkocht in mir. Und indem ich dieſen chaotiſchen Zuſtand mit Wonne genieße, darf ich hoffen, ich armes Menſchenkind, ein wenig vor Dir, o Götze, zu beſtehn?

Lübeck

Ein heißer Sommerſonntag hat die Stadt ausgefegt. Im Glanze des blauen Himmels, im Schatten der grünen Bäume liegt die rote Stadt ſchweigend da, wie für den Wanderer aufgebaut, der einen Unterricht in norddeutſchen Vorbildern für Architektur und Kunſtgewerbe genießen ſoll. Menſchenleer laufen die Straßen zum Fluß herunter mit den Backſteingiebeln, die ſo oft nachgemacht wurden, den Terracottareliefs und Glaſurverzierungen. Am Holſtentor ſchwanken noch ein paar Reſte alter Kaufhäuſer, die nicht leben und nicht ſterben können, vom unbarmherzigen Geiſte der Konſervatoren aufrecht erhalten und tief erbebend von jedem Stoß der nahen Eiſenbahn. Wie gut wirkt der Backſtein in ſolchen roten Maſſen, wie einheitlich, wenn man von dem Mühlenteiche auf dieſe roten Burgenkirchen hinüberſieht. Denn es iſt ſehr heiß, man ſitzt da lange am Mühlenteiche und denkt mit Schrecken an die Sehenswürdigkeiten, Küſter, die führen, Fremde, die fragen, Bilder, die finſter ſind. Es hilft nichts, man muß lernen. Guten Morgen ihr Alten da, vor dem Heiligen Geiſt-Hoſpital. Sie ſitzen und warten auf das Ende und ſehen den weißen Mädchen nach, die nach Israelsdorf fahren. Sie haben ausgelernt. Friedlich liegt ein ſchöner Hof in der Glockengießergaſſe, mit guten Ecken und Winkeln und breiten weißen Fenſtern und Bäumen, und Töchtern, die vor den Türen ſitzen und nähen. Sie haben die Bildung nicht nötig und ſie glauben noch an die Zeitungen. Ich krieche um den Hof herum, wage nicht hereinzutreten, denn ſelbſt Neugierde zu wecken, würde dieſe Sonntagsſtille ſtören. So ſchleiche ich in den Dom und in die Marienkirche und habe die ſtarke Empfindung, daß ſie ſehr kühl ſind. Ich ſehe wie im Traum den Memlingaltar, auf dem ich den Lilientopf bei der Maria ſehr ſchön finde und den noblen ſchwarzen Herrn S. Egidius und die rote Kapuze des einen Totengräbers, ich ſehe die Schifferknoten im Eiſenwerk der Kanzel, die heut gottlob niemand nachmachen kann, die oft kopierten Lüſterengel und den gänzlich unerlaubten Adam und Eva am Lettnerkruzifix und die vielen merkwürdigen ziſelierten Bronzeplatten, die in koſtbarer, unpraktiſcher Verſchwendung alte Gräber decken. Vor dem Marienaltar in der Briefkapelle behauptet ein botaniſcher Profeſſor, es könne nicht niederländiſche Arbeit ſein, weil lübecker Blumen drauf gemalt wären. Iſt der Gedanke ſo entſetzlich, daß ein Niederländer in Lübeck lübecker Blumen malt? Im Dom iſt Orgelkonzert und der Organiſt ſpielt moderne franzöſiſche Stücke, es iſt ein ſeraphiſcher Geſang von Guilmant, aber die Harfenimitation gelingt ihm nicht. Der Botaniker und die ſchlecht geſpielte Harfe treiben mich wieder in die ſtille Stadt hinaus. Nur an Eines erinnere ich mich noch. Die Kriegsſtube im Rathaus, die niemals eine geweſen iſt, und den ganzen Ungeſchmack der Renaiſſance an Intarſienpracht zeigt. Führer erklären am liebſten Intarſien. Auf dem Tiſche der Kriegsſtube ſitzt eine Amerikanerin, ſchwarz, bleich, ſchmal. Sie ſitzt wie eine Statue, denn ſie iſt müde. Der Führer bietet ihr einen Stuhl an. „Haben Sie das andere ſchon alles geſehn, Madame?“ Sie bleibt ſtumm ſitzen auf dem Tiſch. Der alte Führer ſchüttelt den Kopf. Und ſie ſitzt wie die Statue der Melancholie auf dem Tiſch der Kriegsſtube, oder wie das ſiebzehnte Jahrhundert, oder wie die Wiſſenſchaft, ſchwarz und bleich und ſtumm. Sie iſt ſchön.

Die Turbine

Auf dem Dampfer „Kaiſer“ fahre ich nach Helgoland. Es iſt der erſte deutſche Turbinendampfer, und es heißt, daß die Hamburg-Amerikalinie ihn auf der Nordſee für ſpätere Fahrten von New York nach Indien ausprobiert. Nach Indien! Vorläufig fahre ich nach Helgoland und ſtrecke mich in der Nähe beſagter Turbine aus. Ich

verſtehe mich nicht auf die Mechanik, aber muſikaliſch muß ich dieſe Turbine dem Rad und der Schraube entſchieden vorziehen. Die Schraube und das Rad haben primitive Rhythmen, Stoßer, die Wilden zum Tanze aufſpielen könnten. Wenn ſie ſingen wollen, ſingen ſie ohrzerreißend, wie jene Maſchine der „Freia", die von Swinemünde bis Binz ſich dauernd damit beſchäftigte, eine Quinte auf- und abzulaufen, die die Artikulation eines hingerichteten Schweines hätte ſein können. Sie machte dabei ſo dilettantiſch eine Fermate auf ihrem höchſten Tone, als ob ſie eine Italienerin ſei. Nein, die Turbine iſt gebildeter. Sie ſingt gut und ſchön, ſie ſingt mich in verſchlafene Paradieſe ein. Sie ſingt den Anfang vom Rheingold. Erſt das tiefe Es, dann das B dazu, und dann ſteigt ſie im reinen Dur und in der reinen Skala langſam hinauf, wie eine fortgeſetzte Geſangsübung Poſeidons. Hat ſie eine gewiſſe Höhe erreicht, ſo tut ſie ſich auf dieſen Effekt nichts zugute, ſondern fällt ſofort wieder melodiſch herab, um einen Ton tiefer dasſelbe Spiel zu beginnen. Wie ſchön und weiſe iſt dieſes Des-dur nach dem Es. Die Oktaven- und Quintenverbote der alten Schule kennt die Turbine nicht, ſie kehrt zurück zur Parallelharmonie der Natur, die unſere modernen Muſiker mit den Zigeunern wieder lieben und, wie Bizet in der Djamileh (nach Indien!) oder Puccini in der japaniſchen Butterfly, zu einer exotiſchen, weltfernen Myſtik benutzen. Wagner im Rheingold wußte noch etwas von dieſen Geiſtern über den Waſſern, die er in reinen Akkorden und Skalen ſchweben ließ, aus der Urharmonie ſich differenzierend. Als er die Götterdämmerung ſchrieb, waren die Rheintöchter aus Kindern ſchon junge Damen geworden und ſchmückten ſich mit chromatiſchen Schleifen, Terzenbändern und Perlenketten rollender Sexten. Was aber das Meer iſt, weiß allein Triſtan, der ſterbende. Schubert konturierte in ſeinen Waſſerliedern den Horizont leicht in der Ferne; Mendelsſohn legte das Waſſer in der Hebridenmuſik mit denſelben blauen Flächen an, die das Feuer der Walküre nur rot wiederholt; die geiſterhaften, unfruchtbaren Triſtanintervalle, die in das Leere atmen, ſind ſein Ebenbild. Habt ihr je im Segelboot allein draußen auf offener See gelegen, wenn der Wind durch die Taue und Maſte ſtreicht? Ihr hört deutlich Bäſſe und Geſänge, Harmonien und Melodien und Inſtrumente, die noch nicht geboren zu ſein ſcheinen und doch den Zauber ihrer beſeelten Ordnung ſchon in ſich tragen: ungewordene Symphonien, die wie eine Viſion verfliegen, ſobald ihr nur ein einziges Wort ſprecht.

Dünen

Das Gebirge gibt uns die vergangene Natur, das Meer die werdende. Erfriſcht uns jenes durch die Sicherheit ſeiner Begründung und die liebliche Miſchung ziviliſierter Wohnung mit einer ſeelenvollen Tradition der Erde, ſo dieſes durch den Wandel der Elemente und die Größe des Prozeſſes, in denen die menſchliche Siedlung, mit Burgen und Fähnchen, wie ein Witz eingeſchaltet iſt, der das Gemüt beruhigt. Jenes ermüdet auf die Dauer durch die ſtarre Unveränderlichkeit ſeiner Formen, dies gewinnt durch die ſich bildenden ſeeliſchen Parallelismen. In Sylt ſpielen die Elemente in faſt ungebundener Freiheit. Keine Sandbank hindert nach Weſten, nach Nordweſten iſt unabſehbares Waſſer. Der Wind ſtürmt mit voller Gewalt und regt die Wellen auf und treibt noch den letzten lagernden Schaum der ſich überholenden Kämme in die Luft. Unverzüglich wiederholt das Land die Formationen des Waſſers, indem es ſie feſtigt. Der Wind, ein geſchäftiger Vermittler, treibt die Elemente ineinander über. Als Zwiſchenglied bildet er die Wanderdünen. Die feſteren Dünen aber verſuchen die Wellen bis ins kleinſte nachzuahmen, ihre Berge und Täler, ihre Strudel und Netze, ihre Kuppen und Flächen, eine Gebirgsformation des Waſſers, die dieſes ſich ſelbſt als feſtes Ebenbild ſchuf. Dünen und Wellen ſind dasſelbe, nur durch Zeit und Material geſchieden; das Waſſer iſt der Rhythmus der Erde, die Erde das Maß des Waſſers. In der Gegend von Liſt ſind die Dünen ſo rein und urſprünglich herausgekommen, daß ſie Alpenminaturen werden. Sandfelder ſtatt der Eisfelder, Sandtrichter ſtatt der Gletſcher, Kuppen ſtatt der Spitzen, Haidetäler ſtatt der Flußlinien. Aus

der bunten Haide steigen die Dünen mit der Illusion großer einsamer Gebirgsketten auf, in ihrem eignen Lichte täuschend, ein Effekt der Berge, der die Augen zu falschen Perspektiven verleitet. Und von oben gesehn, täuscht diese Mondgebirgslandschaft nicht bloß die Menschen. Wildenten ziehen von Norwegen dort herüber, die die Sehnsucht nach dem Süden tragen. Vielleicht scheint ihnen dieses schon der Vorgeschmack der Alpen. Kleine Süßwasserseen leuchten zu ihnen herauf, den Enzian haben sie entdeckt, um die Seen stehen lauschige Bäume und nickende Sumpfpflanzen, ein kleines Paradies für Augen, die schon des Südens voll sind. Sie senken sich herab und finden Gesellschaft, — zahme Spitzel dieses Vogelkojenwärters, den ein Aktienkapital bezahlt. Auf dem See treiben sie sich herum, tun sich gütlich mit den Kameraden, lassen sich vom Winde vergnüglich in einen der Kanäle treiben, ahnungslos, daß das Netz über ihnen gespannt ist, daß der Wärter durch Kulissenlöcher grinsend ihre Naivität beobachtet, und sie gleiten enger und enger ins Netz — ein Griff, und der Mörder dreht ihnen den Hals um. Es gibt Kanäle nach allen Seiten und jeder Kanal endigt in einem Netz. Zu tausenden werden sie exportiert, die den Süden im Herzen trugen und sich von dieser falschen Welt locken ließen. Im Winter kommt das Meer, im Frühling die Glockenblumen, im Sommer kommen die Gäste, im Herbst die Enten. Ein Kreislauf der Zerstörung von Natur zu Kultur. Drüben aber im Osten liegt das greisenhafte Wattenmeer in dumpfer Ebbe über verschütteten Hoffnungen, ein paar Riesenfindlinge blieben träge aus der Eiszeit in der Marsch stecken, auf dem Meeresboden schlafen Dörfer zwischen den Ewigkeiten, und die Insel erwartet ihr Schicksal.

Häuser

Die alten und die neuen friesischen Häuser sind die härtesten Beispiele und Gegenbeispiele, die man finden kann, dicht nebeneinander. In Altwesterland, bei der Kirche, in der Nähe der schönen Mühle, die durch keinen modernen Anbau, wie die weithin sichtbare Keitumer, verdorben ist, steht das alte Boysensche Haus, ein Prachtexemplar des Bauernstils, der mit einem natürlich-logischen Sinn für Raumausnutzung die intime Liebe zur künstlerischen Kleinigkeit verband: Notwendigkeiten, die in stiller Zeit zu Schönheiten reiften. Die Schindeldächer wachsen steilgieblig auf über dem Bodenfenster, das die Mitte der breiten Front vertikal hochführt, und sie lagern sich über der homerisch breittorigen Scheune, die um die Ecke des Wohnhauses zurückliegt: wodurch wunderbare Profile entstehen, in die Licht und Schatten ihre wechselnden Töne einmalen. Friedlich-zopfige Schwingungen der Schrank- und Türaufsätze, die breiten in den Bau einbegriffenen Fenster, die Anker, die als Jahreszahlen der Erbauung stilisiert sind, die ruhigen Farben des alten roten Backsteins und der sauber gestrichenen Holzteile stellen in untrüglichen Proportionen dies breitgelagerte Haus in die flache Landschaft. In Keitum ist ein schönes altfriesisches Haus museal erhalten: echter Kachelbelag, eingebaute Betten, trauliche Durchpanelierung, gemütliche Fenster, und der ganze aufgehäufte Apparat an Erinnerungen der alten Seefahrer, die zu ihren bemalten Hochzeitsschachteln und zinnenen Gefäßen aus Italien die Stiche nach den fernen Wundern der Malerei heimbrachten, französische bunte Kupfer mit dem Weltstadtleben des Palais Royal, chinesische Porzellane und die Chronik der Stadt London.

Man kann beobachten, wie die Ankerzahlen von 1750 bis 1850 allmählich schlechter werden, zuletzt hat man sogar das Verbrechen begangen, sie mit dem ganzen Haus anzustreichen. Gegenüber von Boysen steht ein modernes Haus mit gemaltem Keilschnitt und stechendroten Dachziegeln. Gemalte Kacheln sind eine verbreitete Sünde. Selbst im fernen List unten, Frau Sara Pahl und Herr Sören Paulsen haben sich von der Fremdenkrankheit nicht ganz freihalten können, wenn auch die honette Frau mit dem Romannamen in den Fragen der Verpflegung noch herzlich patriarchalisch geblieben ist. Westerland, der große Badeort, hat sich aus der modernen Verlegenheit gar nicht retten können. Das altfriesische Haus eignet sich zur massiven, isolierten Einzel-

wirtſchaft. Einen gedrängten Badeort zu bauen, hat man keine Kunſt finden können. Neben geringen Verſuchen einiger gebildeter Architekten ſetzt ſich der Ort aus falſchen Paläſten und notdürftigen Backſteinkaſernen zuſammen. Wie ſchade. Wie ſchön, licht, freundlich, behaglich und einfach komfortabel könnte ein modernes Seebad gebaut ſein. Wir haben noch keines. Die holländiſchen gewinnen vielfach durch die maleriſche ererbte Architektur des Landes, die ſie aber nicht fortzuſetzen wußten. Die belgiſchen zeigen hinter der geſchminkten Faſſade allerlei Deſſous im Bazarſtil oder Induſtrieſchwindel. Weſtende, der letzte Vorort von Oſtende, iſt eine Seltenheit: eine durchgeführte moderne Architektur, aber wiederum ſo bewußt, daß ſie in der erſten Woche gefällt, in der zweiten gleichgültig, in der dritten kokett wird.

Lektüre

Die Weltliteratur im Strandkorb wird aphoriſtiſch. Unſer Gehirn macht ſeine Ferien, indem es die Klippe des Leichtſinns, der wir im Berufe täglich aus dem Wege zu gehen haben, zu ſeinem Sommeraufenthalt wählt. Es genießt die Oberflächlichkeit und polkt Roſinen. Die Roſinen bringt uns der moderne Büchermarkt nur gar zu geſchwind auf die Tiſche. Er liebt über die Maßen die Anthologien des Weltgeiſtes und hilft unſerer Bequemlichkeit auf eine reizende Weiſe nach, indem er durch eine geſchickte Regie (und Verdeutſchung) die Faulheit um ihren Schmerz betrügt. Es ſind viele Titel erfunden worden für dieſe Literaturperlen: „Statuen deutſcher Kultur“, die bei Beck erſcheinen, oder die Piperſche „Fruchtſchale“, oder der Julius Bardſche Hortus deliciarum, die Pantheonausgaben, die Inſelklaſſiker, die Diederichsſchen Erzieher und mancherlei Verſtreutes. Koffer und Taſche beklagt ſich nicht über ſie, und der Geiſt am wenigſten.

Die Germania des Tacitus ſteht am Anfang der bisher errichteten „Statuen“. Weiß nicht, warum mein Sinn gerade an ſeinen Zeilen hängen bleibt, wo er von dieſem nördlichen Meer ſpricht, das beſtändig in träger, unbeweglicher Ruhe liegt. Sehr wahrſcheinlich, ſagt er, iſt dort das Ende der Welt, denn der letzte Schein der untergehenden Sonne bleibt bis zum Morgen ſo hell, daß er die Sterne verdunkelt. Nach der Fabel hört man ſogar das Brauſen der aufgehenden Sonne, ſieht die Sonnenroſſe und das leuchtende Geſicht Apollos. Jedenfalls aber iſt, wenn nicht alles trügt, dort die Grenze alles Lebens.

An dieſer Grenze alles Lebens gehe ich in den Hortus deliciarum, Dantes Vita nuova zu leſen. Scholaſtik und Wahrheit, Mathematik und Seele treffen ſich auf der Scheide der Weltalter. Unter dem Zauber der myſtiſchen Neun ſieht der Dichter ſeine Geliebte wandeln, grüßt ſie, ſieht ſie ſterben. Er zählt ſeine Gedanken über die Leiden der Liebe an den Fingern auf, um ſich zum Mitleid flüchten zu dürfen. Er gibt Analyſen ſeiner eignen Sonette, in denen ſich ſein Gefühl verdichtet, und läßt ſie dann beiſeite, wenn die Sonette ſchön genug ſind, durch ſich ſelbſt verſtändlich zu ſein. Er erklärt loyal ſeine Verpflichtungen, aus dem Erleben Verſe zu gewinnen, und ſeine literariſche Miſſion; aber wenn ihn der Freund nach dem Grunde ſeiner Verwirrung fragt, antwortet er: „Ich hatte den Fuß in jenen Teil des Lebens geſetzt, über welchen hinaus man nicht weiter gehen kann, ſo man willens iſt, wieder zurückzukehren.“

„Um im Geſang die Seele zu befreien“ ... Boccaccios Fiametta in der neuen Inſelüberſetzung kommt mir in die Hand. Die Liebe ein Menſchenalter ſpäter. Wie iſt ſie phraſenhaft und leer geworden, aus einem Kupferſtich ein Schabkunſtblatt. Ein Dichter rächt ſich für ſein Unglück mit der Fiktion eines fremden Unglücks! Bepackt mit Mythologien expliziert Fiametta eine Liebe, von der man einzig ihr glauben wird, daß ſie ſie nie fühlte.

Drei Jahrhunderte ſpäter ſchreibt Ninon de Lenclos ihre Liebesbriefe. Indem ſie Unterricht darin gibt, erlebt ſie den eignen Roman. Aus dem mythologiſchen Archiv iſt ein Archiv des Lebens geworden, überraſchend feine und blitzend facettierte Beobachtungen aus dem Kampf der Geſchlechter, in ein gewiſſes barockes Syſtem des Louis XIV. Stils gebracht und dennoch im Syſtem erlebt. Dante kam von der Schule zum Leben, dieſe umgekehrt. Jenem

brachte die Liebe die Form, dieser die Form die Liebe.

Lächeln wir darüber mit La Rochefoucauld: „Der Kopf ist stets der Narr des Herzens.“ Don Juan in der Hölle wäre sicher davon überzeugt, wenn ihn nicht der Teufel, wie man bei Shaw gelesen hat, in den Himmel triebe. Er ist jetzt der Meinung, daß das Gehirn ein Steuermann der Lebenskraft sei, und müßte den Shaw des 17. Jahrhunderts, La Rochefoucauld studieren, um einzusehn, daß es nur der Rechtsanwalt ihrer Eitelkeit ist. „Manche Menschen sind so erfüllt von sich, daß sie, wenn sie verliebt sind, zwar die Möglichkeit finden, sich mit ihrer Leidenschaft, nicht aber mit der geliebten Person zu beschäftigen.“ Wenn man den Autor sucht, der Freundschaft, Liebe, Beständigkeit und jede Philosophie auf den nackten Instinkt zurückführt, so ist es dieser. Die Tugenden sind die Täuschungen der Instinkte und unsere Handlungen sind wie Endreime, auf die die anderen sich ihren Vers machen. Arme Beatrice.

Daß die großen Gedanken allein aus dem Herzen kommen, drückt hundert Jahre später Vauvenargues nur etwas schärfer aus, als La Rochefoucauld. Die fortschreitende Zeit befreit die Liebenden und ihre Philosophen von dem Schema der Unmoral, das die Lenclos und ihre Altersgenossen noch ererbten. Der Kopf wird mehr und mehr ein Instrument, das Herz die Freistatt der Instinkte. La Rochefoucauld ist noch ein Unmoralist, Vauvenargues schon ein Verehrer ungebrochener Lebensart. In seinen Maximen ist kein System mehr, sondern nur Witz gegen die Wissenschaft, die Sachlichkeit, die Gleichheit und gegen die Maxime selbst, die niemals stimmt. Es ist die weite menschliche Komödie, in der die Liebe von dem tollsten aller Akteure, dem Egoismus, gespielt und von dem frivolsten aller Kritiker, dem Philosophen, beurteilt wird. Wie ein dritter großer Maximenschreiber des alten Frankreich, Nicolas Chamfort, sagt: „In der Liebe ist alles wahr und alles falsch. Sie ist das einzige Ding, über das man nichts Absurdes sagen kann.“

Der Jäger

C'est la vie. Man macht sich in diesem Leben eine Leidenschaft, wenn man vom Beruf sich erholen will. Nein, man sucht überhaupt eine Leidenschaft, wenn man sie nicht besitzt. Denn sie erhält am Leben. Es ist gleich, ob es ein Buch, eine Frau oder ein Seehund ist. Jeder Stoff in der weiten Welt wartet auf seinen Gestalter, jede Frau auf ihren Liebhaber, jeder Seehund auf seinen Jäger, und umgekehrt. Diese zwei Pole engagieren sich magnetisch, und man versucht das System der Vorsehung, indem man den Kontakt herstellt. Die Hindernisse sind die Emotion, die wir brauchen. Auf dem Roulett in Monte Carlo liegt in jeder Sekunde ein Gewinn, der auf seinen Erlöser wartet. In jeder Sekunde tritt einer heran, der sich für den Berufenen hält. Aber das Schicksal weiß genau, in welchem Augenblick innerhalb dieser Millionen von erwartungsvoll schweigenden Versuchen der Kontakt gelingt. Millionen von Seehunden schwimmen in den Meeren. Einer von ihnen ist für den Jäger bestimmt. Keiner von beiden weiß, welcher für ihn ausersehen ist. Der Seehund hält jedes Segel, jeden Menschenlaut für die Destination; so lange er sie fürchtet, ist sie es nie. Der Jäger wartet auf jeden Seehundskopf, der aus dem Wasser taucht, und stellt den Kontakt auf die Probe. Darum verliert der Seehund das Spiel. Im Jäger bohrt der Wille des Schicksals, so wie man niemals einen Menschen von einer Idee besessen gesehen hat. Wenn er die Flinte kauft, wenn er sie ölt, wenn er sich an Tontauben und Glashasen übt, sieht er den ihm bestimmten Seehund. Jeder Humor weicht von ihm, weil es in der Natur keinen gibt. Mit der Schwere Maeterlinckscher Metaphysik geht er auf die Jagd. Bis die Flut fällt, vergehen ihm grausame Stunden. Er möchte hundert Fragen an den Führer stellen, hundert Anzeichen auslegen, aber der Ernst der Mission läßt ihn vorsichtig werden vor jeder Berufung des Zufalls. Der Führer könnte ihm einreden, auf einer Sandbank durchs Fernglas zwanzig Robben liegen zu sehn, — er sieht sie und sieht sie in jedem Wellenschaum. Er rudert endlich auf die Sandbank. Der Führer, im

Ölzeug, legt ſich neben ihn und paddelt wie ein Seehund, womit er die Tiere lockt, die einer erotiſchen Affäre entgegenzugehn glauben. Sie ahnen nicht, wie Recht ſie haben. Ein Kopf erſcheint, er ſchießt daneben — dieſer war nicht der ihm beſtimmte. Er fährt noch einmal hinaus, die ganze Nacht ſchläft er auf dem Boote, er trifft überhaupt keinen Hund. Er fährt ein drittes Mal, nach einem Sturme, bei frühzeitiger Ebbe. Das Schubausziehen und Hinwerfen, die aufregenden Vorſpiele der Jagden, werden ihm ſchon gewohnter. Seine ganze Aufmerkſamkeit verdichtet ſich auf den erſten Kopf, der an der Bank erſcheinen wird. Und es erſcheint der Kopf. Wie ein Menſch blickt er ihn an, mit dem dumpfen, tiefen Gefühle, daß dies ſein Mörder iſt, der aus der Welt an ſeine Bank kam. Er unterwirft ſich unbewußt dem Schickſal und der Jäger ſchießt, ebenſo ohne Bewußtſein, wie ein Werkzeug des Schickſals, automatiſch dem großen Moment gehorchend, den er mit Aufbietung aller Bewußtheit herbeigeführt hat. Er hat getroffen. Der Seehund liegt im Boot. Der Jäger wird langſam ruhig, die Sinne und das Gehirn funktionieren wieder, der gewöhnliche Blutſtrom zirkuliert. Den toten Hund ſieht er mit einer zärtlichen und ſtillen Liebe an. Er iſt ein Möbel geworden für ſeine Stube. Er wird ihm nicht einmal einen Namen geben.

Meiſter Francke

Die Hamburger Kunſthalle, die Lichtwark mit einem Glück leitet, dem nur ſeine Beſcheidenheit gleichkommt, iſt inſofern das merkwürdigſte Muſeum der Welt, als es die beſten Werke des älteſten und die beſten des jüngſten deutſchen Meiſters enthält: Bertram und Liebermann. Fünfhundert Jahre ſind dazwiſchen. Nirgends iſt Liebermann ſo zu ſtudieren in Porträts, holländer Szenen und Paſtellen, nirgends gibt es aber auch eine ſolche Überraſchung, als Meiſter Bertram, der erſte deutſche Maler, den wir kennen, und deſſen Entdeckungsgeſchichte zu ſchön und ſonderbar iſt, als daß ich ſie jetzt ſo ſchnell erzählen möchte. Bertram vereint mit dem Sinn für das realiſtiſch Einzelne den Schönheitsgeiſt des 14. Jahrhunderts, der ja in Süditalien und Frankreich zu einem erſten Klaſſizismus führte.

Sein Nachfolger in Hamburg (das nun plötzlich an der Spitze der norddeutſchen Kunſtgeſchichte ſteht) iſt Meiſter Francke. Eine ganz verſchiedene Natur. Francke iſt kein Detailiſt, ſondern ein feiner Kenner der Komplexität des Lebens, deſſen Verwirrung er durch einen ausgeprägten Formſinn, durch ein fabelhaftes dekoratives Talent verſöhnt. Alſo: er iſt ein Menſch und Künſtler von modernen Qualitäten. Bertram iſt wichtiger vielleicht, Francke iſt größer; Bertram iſt ein Unikum, Francke unſer Bruder. Die Mienen ſeiner Heiligen ſind wie Erinnerungen an Realitäten, die man aus einem Traume herausbebt. Die drei Ritter, die neben dem ſterbenden heiligen Thomas ſtehen, ſind voll von jener ſhakeſpeareſchen Wirklichkeit, die uns auf den Bildern ſpäterer Niederländer frappiert und in Rembrandts letzten Werken Viſion wird. Maria auf der Anbetung ſieht aus dem Bilde heraus mit einem Blick, einer Miene, die von der Würde der Byzantiner und ihrer Gelehrten himmelweit entfernt iſt: ein Geſicht, das ein Künſtler etwa im Marktgewirr der Straße plötzlich aufleuchten ſieht, ſtarr in ſeiner myſtiſchen Sündhaftigkeit, das ihn fortan in ſeine Nächte verfolgt, Sphinx ſeiner Sehnſucht, die Orientalin aus Tanger, die Sulamith ſeiner Kirche. Die Geißelung Chriſti iſt zwiſchen Bauten hinter eine Baluſtrade komponiert, die Kreuzſchleppung als erregter dramatiſcher Zug, die heiligen Frauen unterm Kreuz als Regiegruppe mit vielfach verſchlungenen zarten Händen und wohlgeſetzten Köpfen, daß wir nicht genug Muſik und Rhythmus dieſer primitiven Malerei bewundern können. Flieſen ſind als Interieurreflexe gemalt, Wieſen als Teppiche mit lederartigem Glanz. Magdalena iſt in Teegrün gekleidet, mit langen darüberfließenden goldenen Strähnen; Thomas blaugrün, von goldenen Muſtern überſchüttet, durch die der Purpur ſeines Blutes rinnt. Die Erinnerung bewahrt klare typiſche Kompoſitionen in tiefen kultivierten Emailfarben.

Aus dem Hamburger abgebrochenen Dom waren die Bilder nach Schwerin, Leipzig und in die Petrikirche verſchollen. Die Petrikirche

brannte, Speckter und die Brüder Gensler retteten sie. Moderne Forschung brachte alles nach langen Mühen und Versuchen in Hamburg wieder zusammen. Für das Hauptwerk Franckes, den Thomasaltar, den die Hamburger Englandsfahrer bei ihm bestellten, konnte durch die Abschrift eines Kontraktes 1424 als Datum ermittelt werden. Es ist das Jahr, da der Genter Altar begonnen wurde. Wer wagt noch Kunstgeschichte zu schreiben?

Bismarckdenkmal

Zwischen den Bäumen der Hamburger Elbhöhe sieht man ihn zuerst aufragen, plötzlich groß, fast panisch. Ein gutes Wahrzeichen dem nahen Hafen, ohne die Pose der Republik, die die Schiffe in New York verließen, sondern sehr kernhaft deutsch und markig, ein Trost für zu weite Horizonte und zu schwanke Wellen. Die Sonne selbst wagt nur hinter seinem Rücken aufzugehen, dann mittäglich gewinnt sie sein Profil und läßt die silberigen Glimmer des Steins aufblitzen und schneidet mit ihrem Lichte seine weiße Silhouette in den Himmel, um abends den sanften roten Glanz ihres Untergangs über die feste Masse zu breiten, zur einzigen Stunde, da sie ihm ins Gesicht sieht. Dieser abendliche Bismarck wird in unseren empfindungsvollen deutschen Seelen fortleben. Denn ist er auch Stein und Denkmal geworden, wir wissen, daß seine Tat auf einem zarten, nervösen, vulkanischen Boden sproßt. Solches Menschliche holt die Sonne aus dem Monument hervor.

Die Größe seines Mythus, die Wucht seines Andenkens ruht allein in dem Stein. Moderne Plastik versucht, was sie auf der linken Seite durch impressionistische Augenillusion erobert, auf der rechten durch tektonische Begründung zu verfestigen. Nicht Willumsens effektvolle Plastikarchitektur oder Minnes detaillierter Schnitt, sondern Schaudt und Lederer machten das moderne Denkmal, das einzig mögliche, die Solidierung der Statue im Bau, eine Renaissance ägyptischer Einheiten. Auf breitem Terrassenbau, zwischen massiven stilisierten Adlern wächst der tektonische Mensch auf, die Beine Säulen, der Mantel Wand, die Fäuste auf dem Schwert Verstrebung, der Rumpf Stamm, der Kopf Turmhelm des Geistes, das Porträt als Blüte, die Menschenähnlichkeit als Lösung. Rodin und Rosso halten den flüchtigen Schein des Lebens fest, Hildebrand und Tuaillon geben dem Tastgefühl Körper, Lederer formt die Vorstellung, den Geist. Aus Blöcken baut er die Figur, die einzige Materialisierung der Geschichte, die man sich gefallen lassen kann.

Oscar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

An die Mitschuldigen/ von Henrik Ibsen

Mein Volk, mein holdes Land, mein Heim im Nord,
wo schneegekrönte Höhn die Sonne hehlen,
der Fuß gehindert wird von Fels und Fjord
und von noch schlimmrer Macht der Schwung der Seelen, —
dir will ein Lied ich singen schwermutsvoll,
mein letztes Lied vielleicht als Norwegs Sänger:
denn wo der Psalm am Sarg des Volks erscholl,
da singt kein Dichter seine Weisen länger.

Die Seuche herrscht. Ich sehe eine Leiche,
wie eines Lindwurms Leib langhingestreckt,
der Flur und Bucht mit Moderluft bedeckt,
zur Landespest für Bettler und für Reiche.
Häuft alle Fahnen Norwegs auf die Truhe!
Hilf, Jugend, sie zu senken tief ins Meer!
Am besten findet, wo mit Jomsborgs Heer
der Jarl sich maß, der Riesenleichnam Ruhe.

Du Tor, was hältst du Wache bei dem Tod,
wie Harald bei des Snefrid Leiche wachte?
Glaub nicht, wie er, die Wange schimmre rot,
und unterm Leintuch klopf' ein Herz noch sachte.
Was tot ist, läßt sich nicht zum Leben lügen.
Was tot ist, muß hinab den dunklen Pfad.
Das Tote kann nur fruchten, wenn wir's pflügen
als Nahrung für die frischgestreute Saat.

Dies Lebensspiel der Lüge mit dem Tod
hast du gespielt, mein Volk, durch lange Jahre;
's war deine Jugendschuld und Mannheitsnot
und streckt nun deine Zukunft auf die Bahre.
Doch gleiche Strafe drob gebührt nicht allen;
nein, jene zehnfach treffen muß ihr Bann,
die führend eilten deiner Schar voran,
und hundertfach auf deine Skalden fallen.

Denn um ein morsch Geschlecht ward unser Schaffen;
wir schminkten nur den Leichnam starker Zeit
und schmückten Tempel der Vergangenheit,
zur Lust der Zwerge mit den Riesenwaffen.
In tiefer Nacht besangen wir den Tag;
das Eine, Große nur blieb unbesprochen:
Ob auf des Erbteils Hort mit Recht kann pochen,
wer diesen Hort zu heben nicht vermag.

Nun senkt sich Stille nieder auf die Trift.
Die Höhn umschleiert schwülen Windes Welle.
Es ist, als hätt' ein Zauber trügend Gift
geschüttet in des Volkes Lebensquelle.
Wie stumme Vögel, wenn die Sonne fort,
so sitzt mein Volk nun schweigsam und ermattet;
schlaff wird sein Rückgrat und sein Mark verdorrt,
da Mittagsdämmrung Tal und Strand beschattet.

Dem Volksstrom folgen soll des Dichters Bahn.
Sein Banner, an der Spitze soll er's schwingen;
doch will und muß gradaus dem Ziel er nahn,
das Rätsel seiner Zeit zur Lösung bringen.
Der Seinen Sehnsucht löst er im Gesang;
er beichtet ihre Sünden: ihrem Grame
verleiht er Seufzer, ihrem dumpfen Drang
ein Wortkleid. Drum ward ihm der Dichtername.

Seht, drum hat länger nicht mein Sinn verharrt
bei des Vergangnen seelentoter Sage,

und fort vom Lügentraum der Zukunftstage
ſchreit' ich zur Nebelwelt der Gegenwart.
In Tannwaldeinſamkeiten will ich wandern,
auf klammem Mantel Regenwetterlaſt;
Herbſtabenddunkel ſpende Kummerraſt
und ein Verſteck der Schande mir und andern.

Mein Lied iſt wie ein Gipfel, ſich erhebend
ſanft über dem Gehöft, voll Heidekraut;
doch hinterm Gipfel ſieht, wer weiter ſchaut,
beſchneite Zinnen, ihn im Kranz umgebend.
Wenn ich im Lied auf hohen Ton verzichte,
heimliche Saiten färben ſeinen Klang;
drum ein Gedicht verbirgt ſich im Gedichte,
und faßt ihr dies, dann faßt ihr meinen Sang.

Deutſch von Ludwig Fulda

Henrik Ibſen hat dieſe Verſe 1864 als Einleitung einer epiſchen Dichtung geſchrieben, die Torſo geblieben iſt. Die Handſchrift des Fragments verſchwand in Rom auf dunkle Art und wurde erſt nach Jahren von einem Dänen wieder entdeckt, der ſie der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen teſtamentariſch vermachte. Mit Erlaubnis der Ibſenſchen Erben und der Bibliotheksverwaltung wird Karl Larſen, den der Teſtator zum Herausgeber des Manuſkripts ernannt hat, das in vielen Beziehungen merkwürdige Bruchſtück im nächſten Jahre veröffentlichen.

Ibsenforschung/ von Otto Brahm

Zu Ibsens Lebzeiten schon, als der Kampf, der sein Werk umlärmt hatte, langsam verhallen wollte, hat man begonnen den Dichter historisch zu nehmen; in der großen Gesamtausgabe seiner Werke, in der Sammlung seiner Briefe, in den Biographien von Vasenius, von Henrik Jäger, Passarge, Wörner u. a. ist ein stattliches und wertvolles Material zusammengetragen worden in eifriger Arbeit; aber jetzt erst, da Ibsen von uns gegangen ist, kann die Ibsenforschung in vollem Umfang beginnen, die sein Schaffen aus seinem Leben erklärt. Für den engen Zusammenhang, der hier waltet, hat Ibsen selbst früh das Empfinden gehabt, und zahlreich sind seine Aussprüche über „das Durchlebte (nicht Erlebte)", das seiner Dichtung zugrunde liegt, und die Einheit seines Lebenswerkes, das er als ein kontinuierliches Ganze angeschaut wünscht. Mit einem Goetheschen Ernst erfaßt er sich selbst und die „Geschichte seiner Entwicklung"; er scheut sich nicht, sich wichtig zu nehmen, und Kleines schließt sich an Großes an: seine fünfundzwanzigjährige Schriftstellertätigkeit, sein sechzigjähriger Geburtstag erscheinen ihm als bemerkenswerte Abschnitte, und wenn die Vollendung des ersten ihn anregt, sich 1875 das Jünglingswerk Catilina „als eine Art Jubiläumsschrift" in neuer Form darzubringen, so beschäftigt 1880 den eben erst Fünfzigjährigen der Gedanke an Memoiren schon, die zwar „auf eine Auslegung seiner Bücher sich ganz und gar nicht einlassen" würden, aber „über die äußeren und inneren Umstände" schlicht zu berichten hätten, unter deren Einfluß er schuf. Auf der vom Dichter also gewiesenen Spur weiter zu schreiten, ist jetzt die Zeit; und auch ich will heute auf eine Auslegung des Ibsen mich weniger einlassen, als auf die biographischen Bezüge in seinem Gesamtwerk. Ich will mehr verstehen als urteilen; und auch ich darf die Gefahr nicht scheuen, ins Kleine zu geraten, noch jene andere: auf einem Gebiet, wo eher ein Ahnen als ein Wissen zunächst möglich ist, in Vermutungen abzuirren, die ins Leere greifen. Möge dann eine durch neue Quellen bereicherte Forschung die Grundlinien, die ich auf einem Neuboden zu ziehen versuche, austilgen oder verstärken.

I.

Als Ibsen ein Jahr in Rom gelebt hatte, schrieb er nach Hause, daß er nun glücklich das Ästhetische aus sich herausgetrieben habe, so wie es früher Macht über ihn hatte: nämlich isoliert, und mit dem Anspruch für sich selbst Geltung zu haben. „Da bei uns", sagt er, „konnte ich nie ein zusammenhängendes Innenleben führen: so war ich ein anderer in meiner Produktion, ein anderer in der äußern Welt; aber so ward auch die Produktion nichts Ganzes." Dieses Wort hat, wie alle Bekenntnisse der Poeten, einen Stimmungswert und einen sachlichen Wert: zieht man ab,

was die Freude an der neugewonnenen Freiheit den aus der Enge der Heimat und der „Theaterfrone" Entronnenen übertreibend sagen läßt, so bleibt dieses bestehen, daß er nun erst, mit 37 Jahren, „er selbst" geworden ist — wie der Dichter des „Brand" und des „Peer Gynt" mit dem Leitwort jener Zeit es auszudrücken liebt. Es beschließt der Fortgang Ibsens aus Norwegen 1864 dasjenige, was die Germanistensprache „erste Periode" nennt, und es hebt nun erst jene einzige Entwicklung an, die den reifen Mann und dann den Greis zu einer Leuchte werden läßt über die europäischen Lande; aber doch ist der Zusammenhang zwischen seinem Leben und seinem Dichten auch in jener Frühzeit zu erkennen, und der, der das Ästhetische erst aus sich heraustreiben wollte, ist ein reiner Artist niemals gewesen.

Gleich das Nachtstück, das der Zwanzigjährige nächtlicherweile mit fliegender Feder aufs Papier wirft, ist all der rührenden Hilflosigkeit der Technik zum Trotz, seiner ganzen stupenden Unkultur zum Trotz, ein reiner Abdruck seiner Individualität; es ist ein Prolog aller kommenden Werke, deren Wesenheit es vielfach zuerst anklingen läßt, und es berührt sich in der eigentümlichsten Weise mit dem „Epilog" seiner Dichtung: Furia heißt die Frau, die rächend neben den geliebten Catilina tritt, wie Irene vor Rubek, und die sich, wie diese, für eine wiedererwachte Tote hält. „Ich bin des Grabes, dort ist meine Heimat," spricht sie, „ich bin ein Flüchtling aus des Todes Talen. Was stand ich diese Nacht auf von den Toten, wenn's nicht um Catilinas willen war?" Der leidenschaftlichen Frau aber tritt entgegen die sanfte, und zwei Grundtypen seiner weiblichen Gestalten schafft Ibsen so schon hier; der Furia Schwestern wurden dann Margit im „Fest auf Solhaug", Hjördis in den „Helden auf Helgeland", bis hin zur Rebekka West und Hedda Gabler; der sanften Aurelia, Catilinas Gattin, folgen die Signe im „Fest", die Frauen der „Kronprätendenten", und der Typus gewinnt die rührendste Form in der Agnes des „Brand" und der Solveig des „Peer Gynt", um dann gewandelt aufzuleben in den modernen Stücken als Martha Bernick, Thea Elvsted, Ella Rentheim.

Aber auch von jener Doppelliebe weiß der Zwanzigjährige schon, die dann ein bleibendes Motiv in Ibsens Dichtung werden sollte, und er läßt den Catilina zum Freunde sprechen, von der Furia und der Aurelia:

Oh wie verschieden sind nicht dieses Weib
Und meine Gattin.

Curius: Und du liebst sie beide
Zugleich? Fürwahr, das kann ich nicht verstehn.

Catilina: Absonderlich. Ich faß es selber nicht.
Und doch, ich liebe, wie du sagst, sie beide.
Doch wie verschieden ist nicht diese Liebe!
Aurelia ist sanft und stimmt gar oft
Mit milden Worten ruhig mich und gütig; —
Bei Furia —

Sieben Jahre später, im „Fest auf Solhaug", gründet der Dichter sein Spiel

ganz auf solche Doppelliebe: und Gudmund, der Sänger, der zu den Schwestern Margit und Signe zurückkehrt, bittet die Jüngere:

Herzliebste Maid
Höre mich an: in all der Zeit,
Da ich von euch, ihr beiden, ferne
Dacht ich eurer so oft und gerne.
Doch hatt' ich mein Herz noch nicht erkannt;
Nicht wußt' ich, welche mir näher stand.
Erst heute, ja heut in Solhaugs Saal
Verstand ich mich selbst mit einemmal —
Da ich Margit als stolze Frau hier fand,
Doch dich als die herrlichste Jungfrau im Land.

Ob schon aus dem Provisor von Grimstad und Dichter des Catilina eine Lebens- und Liebeserfahrung also gesprochen hat, wissen wir nun freilich nicht (wenngleich auch Catilina seltsamerweise zwei Schwestern liebte, die Silvia, die — vor Beginn des Stückes — um seinetwillen in den Tiber ging, und die Furia, die die Rächerin der Toten ist: ein Motiv, das in der „Herrin von Östrot" nochmals wiederkehrt, wo Ritter Lykke zuerst — wiederum vor Beginn des Stückes — den Tod der Lucia verschuldet, und dann deren Schwester Eline vom Haß zur Liebe bekehrt. Doch hat der Dichter hier nicht frei erfunden, sondern folgt der dänischen Sage.). Sicher aber ist, daß das „Fest auf Solhaug" in Ibsens Leben wurzelt, wie denn er selbst bekannt hat, seinem Freunde Peter Hansen, 1870: „auch dieses Stück hatte eine persönliche Veranlassung"; und noch einmal es in der Vorrede zum „Fest" (von 1883) ausspricht: daß das, was ihn für den Stoff warm gemacht habe, „persönlicher Natur" gewesen sei. Auch kann nicht zweifelhaft sein, daß dieses „persönliche" auf dem weiten Felde des Erotischen zu suchen ist; nur daß wir, was Erlebtes und was Erträumtes in solcher Doppelliebe, Schwesternliebe war, heute noch nicht (oder nicht mehr?) zu erkennen vermögen.

Allein eine der seltsamsten Verknüpfungen dichterischer Träume und Wirklichkeiten ergab sich, als Ibsen nun Susanna Thoresen kennen lernte, seine spätere Frau: im Sommer 1855 hatte er noch die Liebe des Gudmund zu den Schwestern Margit und Signe geschildert, am 7. Januar 1856 aber traf er Susanna Thoresen zuerst — Susanna und ihre jüngere Schwester Marie. Und nun erst gewann ein schon lange geplantes, doch der Vollendung noch nicht zugereiftes Werk Gestalt in ihm, die „Helden auf Helgeland": er habe sie „als Bräutigam" geschrieben, sagt er, und deutet freimütig an, daß für die weibliche Hauptfigur der Hjördis seine Braut das „Modell" gewesen sei. Der leidenschaftlichen Hjördis aber ist die sanfte Dagny entgegengesetzt, und beide lieben denselben Mann: Ibsen machte sie zu Pflegeschwestern, mit sehr freier Benutzung der Sage, und er wiederholt so Motive der drei älteren Stücke in überraschender Einförmigkeit zum vierten Male — eine Einförmigkeit, deren individuell-biographische Begründung in die Augen springt.

Ein Gedicht, das Ibsen 1863 veröffentlicht hat, läßt Erlebtes noch deutlicher

erkennen: „Mit einer Wasserlilie" ist es überschrieben, und es hebt an, in der ursprünglichen Fassung: „Sieh, Marie, was ich bringe". In der späteren Ausgabe aber ist der Name ausgetilgt, und es heißt nun: „Sieh, die Blume, die ich bringe, Teure"; und auch diese Veränderung will beachtet und verstanden sein.

Später, in Ibsens Dresdener Zeit, lebte Marie mehrere Jahre in seinem Hause, bald nach der Heimkehr aber, im Jahre 1874, starb sie. Und nun taucht das Motiv von dem Mann, der zwischen zwei Schwestern steht, in den „Stützen der Gesellschaft" wieder auf (geschrieben 1877); und noch nach zwei Jahrzehnten kehrt es im „Borkman" zurück und mahnend und klagend ertönt der Ruf der Ella: „du hast das Liebesleben in mir gemordet". Den weltweiten Weg durchmessen, der zwischen diesem Beginn und diesem Ausklang liegt, heißt zugleich einen Blick in Ibsens innerste Entwicklung tun: in seine Wendung vom Ästhetischen zum Ethischen, vom Dichter zum Richter. Mit naiver Selbstverständlichkeit noch empfindet ein Gudmund seine Doppelneigung; dem Konsul Bernick wird sie zur Schuld; den greisen Borkman aber trifft das Urteil ins Herz: „Du bist ein Mörder. Du hast die große Todsünde begangen." Den Egoismus des Mannes, den der spätere Ibsen anzuklagen nicht müde wird, hat der frühe noch nicht entdeckt; und auch dieses ist ihm noch nicht Lebensaufgabe geworden, was ihn dann ganz erfüllen sollte: Gerichtstag zu halten über sich selbst. Der Künstler, der Dichter, der Skalde erscheint ihm noch als ein schönes Wunder, in dem er sich bespiegelt mit Entzückungen des Narcissus; und wieder ist ein weiter Weg von hier bis zur Erkenntnis vom Ästhetenegoismus, dem die irre gewordene Schönheit zuruft: „Ich schenkte dir meine junge, lebendige Seele — und stand da, mit leerer Brust; — seelenlos. Daran bin ich gestorben, Arnold."

II.

Modelle für sein frühes Dichten hat Ibsen in jenem Brief an Hansen bezeichnet, aber auch das wichtigste Modell zu jeder Zeit nennt er dort: sich selbst. Kein Dichter hat leidenschaftlicheres Interesse seinem Ich zugewendet, keiner eifriger als er „Selbstanatomie" geübt, wie er es später zu nennen pflegte; und wenn in jungen Tagen ein Ton von Selbstverherrlichung mitklingt, so gilt für die reifen das Wort, mit dem er sich gegen den Vorwurf verteidigte, er sei unfreundlich gegen seine Landsleute: „Sie dürfen mir glauben, daß ich gegen mich nicht freundlicher bin"; und wenn dem Dichter Gudmund gesagt wird: „die besten Gedanken, die süßesten Stunden, ich habe durch dich, durch dein Lied sie empfunden, mein edler Sänger", und wenn der Autor der „Herrin von Östrot" seinem Abbild Lykke zurufen läßt: „Dein Name klingt dir voran, wohin du auch kommst" — so gilt für jene andern Werke Ibsens Bekenntnis: daß er in seinen stillen Stunden ganz hübsch in seinen Eingeweiden herumwühle und sondiere und anatomiere, und zwar an den Stellen, wo es am wehesten tut. Wie früh aber dieser Trieb in ihm erwachte, zeigt seine Untersuchung in einem alten Aufsatzbuch, vom 3. Februar 1848: „Von

der Wichtigkeit der Selbsterkenntnis" handelt sie, noch in einem flachrationalistischen Sinne, und von der Wichtigkeit der Selbsterkenntnis auch, in immer erneuten, immer reicheren, immer vertieferen Formen handelt sein Lebenswerk.

Wie groß, wie weit mußte die Seele dieses Dichters sein, daß sie so überwältigend neue Gestalten in sich trug, sich auseinanderlegte in stets andere Individuen, sich zusammenfaßte zu stets tieferen Wesen; und wie groß mußte dieser Künstler sein, der jene Spiegelungen alle seines Ichs zu formen wußte zu lebenden, atmenden, naturnotwendigen Geschöpfen. Auch wenn er selbst nicht in gelegentlichen Äußerungen es bezeugt hätte, daß in großen und kleinen Gestalten immer wieder Henrik Ibsen steckt, in den Feinen und den Groben, den Riesen und den Zwergen, wir würden ihn erkennen — nach jenen ersten Gestalten seiner Frühzeit — in dem Zweifler und Kronprätendenten Skule wie in dem Dichter Falk, der von der Ästhetik ins Leben strebt, in dem Zorneseifer des Brand, der jede Halbheit austilgt, wie in dessen Gegenbilde Peer Gynt, den der große Knopfgießer zu klein, zu wenig im eigenen Selbst stehend empfindet. Aber auch Julian der Apostat dann, der Windhund Steensgard und der Volksfeind Stockmann, die Menschen- und die Künstlerschwäche des Hjalmar und die ideale Unerbittlichkeit des Gregers zugleich — immer er, immer dasselbe grandiose Modell, bald unmittelbar sich selbst darbietend in subjektivem Bekenntnis, bald sich verkleidend und maskierend, sich versteckend und verspottend in grimmigem und in freiem Humor.

Mehrfach finden sich, in den Briefen und Reden des Dichters verstreut, die Zeugnisse, die solche Erkenntnis seines besten Modells nicht wecken, aber bekräftigen, und nur einige hebe ich hier heraus. „Brand bin ich selbst in meinen besten Augenblicken," schreibt er an Hansen, „ganz wie ich durch Selbstanatomie viele Züge sowohl in Peer Gynt, als in Steensgard ans Licht gefördert habe." Und ein andermal über den Julian: „Was ich schildere, habe ich in anderen Formen selbst durchlebt. Ich habe mich streng an das Historische gehalten ... und doch steckt viel Selbstanatomie in dem Buche." Beinahe wehmütig aber sagt er, als er den „Volksfeind" in die Welt entläßt: „Der Doktor Stockmann und ich kamen so vortrefflich miteinander aus. Wir harmonieren in so mancher Beziehung, aber der Doktor ist ein größerer Wirrkopf als ich."

So unmittelbare Bekenntnisse hat das Alter des Dichters, das sich der Welt verschließt, freilich nicht zu tun; aber immer reicher, immer lyrischer gießt er sein Selbst in diese Solneß, diese Rubek, und wollte man die Zusammenhänge alle aufzeigen, die Poesie und Leben hier verbinden, man müßte Szene für Szene und Satz für Satz die Dichtungen durchgehen, die das Werk eines Greises und doch Werke seiner tiefsten Kraft sind.

Aber wie verschlossen der Mund des Alten auch wurde, zweimal hat er doch zu jenen Werken selbst das Leitwort gegeben. An Jonas Collin schrieb er 1895: „Es gewährt ja eine gewisse Befriedigung, so bekannt zu sein in den Ländern ringsum. Aber ein Glücksgefühl bringt es mir nicht. Und was ist es schließlich im

Grunde wert, das Ganze? Na — — !" Und in einer Rede von 1898 wiederholt der Siebzigjährige, daß Ruhm und Glück nicht unbedingt miteinander gehen, und daß der Preis, den er für sein märchenhaftes Schicksal gezahlt hat, sich oft drückend genug fühlbar macht: „wer ein Heim gewonnen hat in den vielen fremden Ländern draußen," sagt er, „der fühlt sich in der Tiefe seines Innern nirgends zu Hause, — vielleicht nicht einmal im eigenen Vaterlande." Das ist das Schicksal des Rubek und des Solneß, der Heimstätten baute für andere, aber die eigene verloren hat: „Das war der Preis für das Glück, von dem die Leute soviel Wesens machen", sagt er. „Den Preis hat mich meine Stellung als Künstler gekostet, mich und andere." Aber nicht nur im Großen der Stimmung, auch in einzelnen Zügen bekennt sich Solneß als das Abbild des Autodidakten Ibsen, der wie seine Freunde wissen kein Bücherleser war: er nennt sich nicht Architekt, weil er dazu nicht gründlich genug studiert hat — „was ich kann, habe ich meistenteils selber ausgeheckt" —, und zu lesen hat er wohl „früher einmal versucht", aber es erging ihm gerade so wie der Hilde: den Zusammenhang konnte er doch nicht herausfinden. Und als ein Symbol von Ibsens eigener Entwicklung erscheint, was der Baumeister durch die Folge der Zeiten zu bauen unternahm: zuerst Kirchen mit Türmen, die nach oben zeigten, dann Heimstätten für Menschen, zuletzt ein Heim mit einem hohen Turm: „Die Leute werden gewiß sagen, er sei zu hoch. Wenigstens für ein Wohnhaus." Aber gerade das möchte Solneß am allerliebsten: „Etwas, das hinaufweist — frei in die Lüfte hinauf. Mit dem Wetterhahn in schwindelnder Höhe." So hatte Ibsen zuerst aus der Tradition des historischen und Versdramas sich zu dem menschlichen Inhalt seiner Reifezeit durcharbeiten müssen, um dann in dem Streben nach einem dritten Reich die geheimnisvolle, schwindelnde Höhe seiner Alterskunst zu gewinnen: der Dichter des Brand; der Dichter der Gespenster; der Dichter des Solneß.

III.

Als Ibsen sein erstes modernes Prosawerk vollendet hatte, den „Bund der Jugend", schrieb er an seinen Freund Dietrichson: „Vielleicht wird in Norwegen mancher sagen, ich habe bestimmte Personen und Verhältnisse geschildert. Das ist jedoch unrichtig; ich habe freilich nach Modellen gearbeitet, und das ist ebenso notwendig für den Lustspieldichter, wie für den Maler und Bildhauer." Können wir die Modelle, deren Benutzung Ibsen hier vorsichtig andeutet, heute schon erkennen; erkennen in seiner Gesamtdichtung, und über das bisher Dargestellte hinaus? Können wir diejenigen Beziehungen zum mindesten ahnen, die ein inneres Erleben Ibsens aufdecken?

Ibsen, so wenig wie Goethe und andere Dichter des Lebens, hat seine Gestalten nach Einem Modell geschaffen; er hat kombiniert, weggelassen und gesteigert, und auch die Figuren, in denen er selbst steckt, erhalten in zahlreichen Fällen einen Zuschuß von außerhalb — und umgekehrt. Wenn ich z. B. eine

Gestalt wie Brendel in Rosmersholm betrachte, so glaubte ich ein bestimmtes Vorbild zu erkennen, auch wenn Ibsen mir nicht einmal von einem solchen, in Italien ihm bekannt gewordenen Wunderling und „Traumgenie" erzählt hätte, das nur in Gedanken schuf und das Schreiben verschmähte; aber ich erkenne zugleich typische Empfindungen des Schriftstellers, aus Ibsens Innern geschöpft, wenn etwa Brendel von den rätselhaften Freuden der Gestaltung spricht, jedoch auch von der schwülen Unlust, die dieses platte Schreiberhandwerk erweckt. In ähnlicher Weise scheint auch in dem Zecher Ejlert Lövborg ein Modell benutzt, das viele unter uns gekannt haben (Georg Brandes, in der Sammlung „Die Litteratur", Band 32, hat das Nähere mitgeteilt); aber Lövborg-Stimmungen zumindest sind auch Ibsen nicht fremd gewesen, und er treibt auch hier Selbstanatomie: aus dem Toddy, den er, wie sein Freund Stockmann, abends trinkt, stiegen ihm in nächtlicher Einsamkeit die Gestalten empor, die die Welt erobern sollten; und der Schwung des Peer Gynt, des Brand und der italienische Wein sind nicht ganz ohne Zusammenhang miteinander, und lächelnd bekennt Ibsen in dem großen Brief an Hansen: „Der Erdboden (man muß hinzudenken: und das, was der Erdboden hervorbringt) hat großen Einfluß auf die Formen, in denen die Einbildungskraft schafft. Kann ich nicht ungefähr wie Christoff in ‚Jakob von Tyboe' auf Brand und Peer Gynt hinweisen und sagen: ‚Sieh, dies war ein Weinrausch'?" —

Als Ibsen emporkommen wollte, fand er als einen jüngeren und glücklicheren Nebenbuhler Björnson auf seinem Wege; und es kann nicht zweifelhaft sein, daß dieser Freund und Gegner, wie er auf Ibsen mannigfach, fördernd und hemmend, gewirkt hat, auch ein Modell seiner Dichtung geworden ist. Zwar daß Björnson im „Bund der Jugend" als Steensgard wiederkehre, wollte Ibsen nicht Wort haben und gab nur so viel zu: „daß nicht Björnson, sondern sein verderblicher und ‚durch und durch verlogener' Parteikreis ihm Modell gestanden." Aber in den Hakon und Skule der „Kronprätendenten" — so ist die Meinung vielfach — spiegeln sich Björnson und Ibsen wieder, das naive Genie und der tiefe Grübler und Zweifler. In der Tat scheint mancher individuelle Zug des in jenen Tagen siegreichen Rivalen auf den König übergegangen, dem „die Forderungen der Zeit Gedanken erzeugen, die er selbst nicht faßt"; aber wiederum ist zu sagen, daß ein starkes Teil Ibsen auch in diese Figur überfließt: sein Selbst ist reich genug, sich lebendig auseinanderzulegen, wie später im Brand und Peer Gynt, in Gregers und Hjalmar, so jetzt in die Position des Hakon, in die Negation des Skule. Selbst in einer Zeit größter Entmutigung, wie in der (vor den „Kronprätendenten" geschriebenen) Sonettenreihe: In der Bildergalerie, wechseln in der „unfruchtbaren Seele" des Dichters noch diese beiden ab: „die gläubige Hoffnung bald, bald Zweifelsschrecken"; und so empfing nicht nur der unfruchtbare Skule, sondern auch sein hoffnungsreicher Widerpart Züge des Ibsen, und es ist des Dichters eigenstes Glaubensbekenntnis, was Hakon fordert: „Ein König muß mit freien Händen handeln können, er muß allein stehen." Deshalb sendet Hakon die Mutter

fort, die eben die Feuerprobe für ihn abgelegt hat, wie Ibsen den Seinigen allen entflohen war, der Neigung zum Trotz, die ihn an sie band, als er den Ruf des Schicksals über sich fühlte; und es ist eine poetische Abbitte von zwingendem Reiz, wenn der königliche Held endlich sich erweicht und die auf der Schwelle harrende Mutter ans Herz zieht, zugleich mit der Gattin: „Margrete, — Mutter, — ich habe schwer gesündigt; ich habe mein Herz wider euch beide verschlossen, die ihr so reich an Liebe seid.“ Daß hier ein eignes Empfinden des Dichters waltet, und daß Inga, Hakons Mutter, ihr Vorbild im Leben hat, bezeugt zum Überfluß Ibsen selbst, und er sagt, von Peer Gynt und den Kronprätendenten: „Peer Gynt enthält vieles, was auf mein eigenes Jugendleben zurückgeht. Zu Aase hat, mit den nötigen Übertreibungen, meine eigene Mutter Modell gestanden. (Ebenso zu Inga in den Kronprätendenten.)“

Aber nicht nur Hakon, auch Skule hat eine Abbitte an die Frauen zu leisten in der Stunde, da er in den freiwilligen Tod geht; und die Wiederholung desselben Motivs läßt uns um so sicherer erkennen, daß auch hier Henrik Ibsens Gerichtstag gehalten wird. „Und du, Ragnhild, mein Weib,“ spricht Skule, „du, gegen die ich mich so schwer vergangen, du schmiegst dich warm und weich an mich in der Stunde der höchsten Not, du kannst zittern und bangen für das Leben des Mannes, der nie einen Sonnenstrahl auf deinen Weg geworfen hat! ... Ihr milden, liebreichen Frauen, — o, es ist doch schön zu leben!“ Ähnlich sollte Konsul Bernick dann bitten, in der Stunde der Erkenntnis: „Schließt euch dicht um mich, Ihr wahrhaftigen, treuen Frauen. Komm Betty und du Martha — mir ist als hätte ich dich in all den Jahren nicht gesehen.“ Kein Zweifel, daß Ibsen auch hier der eigenen Lebensgefährtin gedenkt, die, wenn er zum Kampf gegen eine Welt stand, still das Herdfeuer hütete und der sein „Dank“-Gedicht galt:

Ihr Höchstes ist, walten
Der Glut meiner Brust; —
Was stark mich erhalten,
Hat niemand gewußt.
Und weil ihre Treue
Stets still sich beschied,
So grüß und erfreue
Zum Dank sie dies Lied.

Denn sie war reich genug, auch sie, um für die Leidenschaft der Hjördis und für die schlichte Treue der Ragnhild und Solveig zugleich das geliebte Vorbild zu sein.

IV.

In der Einleitung Paul Schlenthers zu Ibsens Gedichten ist gesagt: „Dieser Dramatiker hat sich nie lange bei Liebeleien aufgehalten. Sein Geist brauchte stärkere Probleme.“ Das wird sich ohne Einschränkung nicht aufrecht erhalten lassen; und gerade weil Henrik Ibsens weltenrichterliches Wesen zu schwer, zu michelangelesk

scheinen kann für „Liebeleien", ist es geboten, auch ihn unter dem Walten des Eros zu zeigen. Der Dichter, der in späten Tagen bei einem Fest des „Vereins für die Sache der Frau" ironisch nicht zu wissen bekannte, „was das eigentlich ist, die Sache der Frau" — er hat doch als Mensch und als Künstler nichts leidenschaftlicher empfunden, nichts genialer erschaut, als die Frau: zuerst mit naiver Lyrik lobsingend „Gepriesen sei das Weib", dann in immer tieferem Erfassen der Weibnatur, und die Sache der Frau „als eine Sache des Menschen" darstellend. Als die größte Macht über dem Dasein des Poeten erscheint ihm die Frau von je und je:

Wem wohl, denn ihr, verdankt er des Liedes Keim

und noch ihr Verrat wird die Quelle der Dichtung für Jatgeir, den Skalden, den die Gabe des Leides zuerst zum Poeten machte: „Wer verlieh dir die Gabe des Leides?" fragt Skule ihn, und er antwortet:

Sie, die ich liebte.
Sie starb?
Nein, sie verließ mich.
Und da wurdest du Skalde?
Ja, da ward ich Skalde.

Hier ins einzelne einzudringen, muß eine Aufgabe der Ibsenforschung bleiben; unser heutiges Wissen ist nur Stückwerk. Doch weist uns Ibsen selbst auf eine Spur, wenn er Hansen beichtet: „Die Herrin von Östrot beruht auf einer schnell angeknüpften und gewaltsam abgebrochenen Liebschaft, auf die sich auch einige kleinere Gedichte, wie ‚Feldblumen und Topfpflanzen', ‚Eine Vogelweise' usw. zurückführen lassen." Nun bringt es uns freilich nicht sehr weit, wenn uns jene Gedichte in dem Urbild der Eline, der letzten Tochter der Herrin von Östrot, ein Feldblumenkind von sechzehn schimmernden Sommern erkennen lassen, mit leuchtenden, braunen Augen; in wie innerlicher Beziehung aber der Dichter das Eigengewächs seiner Produktion und die Eigenart jenes wildgewachsenen Naturkindes sieht, sagt uns doch der Vers:

Ich träfe den Ton mehr, ja, das ist wahr,
Der üblichen Tagesdramen,
Dafern ich mir kieste ein Exemplar
Aus dem Kreis der normalen Damen.

Die Art seiner Damen also bedingt die Art seiner Dramen; aber oft genug mag der Poet nicht nur dargestellt haben, was er sah, sondern auch, was er zu sehen glaubte: sein Tiefsinn legte unter, nicht aus. Es reizte ihn, diese schönen „Rätsel" alle zu enträtseln, und die Lösung war stets, wenn nicht eine sachliche, so doch eine echt Ibsensche, die ihnen Daseinsrecht gab in seiner Welt.

So aber spricht Ibsens, des sechsundzwanzigjährigen, Abbild Ritter Lykke: „An meinem Herzen ist dein Platz und soll er bleiben, wie hoch das Schicksal mich auch stellen mag. Ja, du hast mich auf einen bessern Weg gebracht; und ist es mir einst gegönnt durch eine große Tat zu sühnen, was ich in meiner wilden Jugend verbrach, dann gebühren Ruhm und Ehre dir . . . Denn das glaube ich

fest: eine Frau ist das Mächtigste auf der Welt, und in ihrer Hand liegt es, den Mann dahin zu leiten, wo Gott ihn haben will." Das ist dieselbe Anschauung, die den Konsul Bernick erkennen läßt: „Ihr Frauen, ihr seid die Stützen der Gesellschaft" — um sich dann freilich in der neuen Einsicht zu korrigieren der Lona Hessel: „Dann, Schwager, hast du eine hinfällige Weisheit gelernt. Nein, du! Der Geist der Wahrheit und der Geist der Freiheit — das sind die Stützen der Gesellschaft."

Mann und Frau zu großem Tun verbunden zu sehen, doch so, daß der Mann durchaus der Führende bleibt, ist auch in der Brautzeit Ibsens Lieblingsgedanke, und seine Hjördis-Susanna wiederholt der schwesterlichen Rivalin nur, was er selbst sie gelehrt hat: „Hochgemute Hausfrau braucht der Held. Die will ich wählen, die in ein niedres Los sich nicht finden kann; keine Ehre darf ihr zu hoch hängen, daß sie nicht danach haschte; in den Kampf muß sie mir willig folgen; eine Rüstung muß sie tragen; zum Streit muß sie mich anfeuern und nicht mit den Wimpern darf sie zucken, wenn die Schwerter blitzen; denn ist sie zaghaften Gemütes, so ernt' ich wenig Ehre. — Nicht wahr, so sprach Sigurd?" (Vielleicht ist es nicht ohne Zusammenhang mit dem Empfinden dieser Zeit, wenn Ibsens einziger Sohn — geboren 1859, zwei Jahre nach den Helden auf Helgeland — den Namen Sigurd erhielt.) —

Als Ibsen bekannte, in Hjördis seine Braut geschildert zu haben, da nannte er sie auch das Modell für Schwanhild in der „Komödie der Liebe", und er sagte: „Erst nachdem ich mich verheiratet hatte, bekam mein Leben einen schwerer wiegenden Inhalt. Die Komödie der Liebe gab in Norwegen Veranlassung zu vielem Gerede. Die einzige, die damals das Buch billigte, war meine Frau. Sie ist ein Charakter, wie ich ihn just brauche, unlogisch, aber von einem starken poetischen Instinkt: groß ist ihre Denkungsart und beinahe zügellos ihr Haß gegen alle kleinlichen Rücksichten." In der Tat erkennt man leicht den Nachklang schöner Zeit und die gemeinsame Freude eines „auserwählten Adelspaars" am Kampf gegen alles Kleinliche, wenn etwa Schwanhild dem geliebten Dichter preisend bekennt:

Leer war mein Herz, da du mit Siegerfahnen
Und Liederjubel es erobern kamst,
Bis daß du, Herr auf allen seinen Bahnen,
Wie Frühlingsodem es gefangen nahmst ...
Willst du den Weg der Wahrheit wallen,
So will ich mit dir stehn und mit dir fallen.

Und sie gibt einen Zug Ibsenschen Wesens wieder, wenn sie dem Freunde sagt: „Halb schreckte mich dein ätzender Verstand — halb wußte mich dein Lichtblick anzuziehen", grade wie der Margit im „Fest" ihr Gudmund als ein anderer Ibsen erscheint: „Will er erforschen mit strengem Gesicht, was mein Herz wohl erträgt, bevor es bricht?" Aber schon im „Fest" erklingt auch ein Thema, das bald darauf in der „Komödie" wiederkehrt, um später vielfach, bis auf die Höhen

seiner Kunst, vom Dichter variiert zu werden: die Kaufehe. Margit im „Fest" hat sich dem ungeliebten reichen Bengt gegeben, wie Schwanhild sich, die Braut des Falk, in während Handlung dem reichen Goldstadt gibt, und wie Ellida, die Meerfrau, dem Doktor Wangel folgen sollte, einem andern Goldstadt — wortbrüchig dem „fremden Manne". Hier aber findet noch eine andere Analogie statt: Falk, als er entsagen muß, ruft der Liebsten zu: „So wirf den Ring fort", und Schwanhild schreitet gegen das Ufer und wirft den Ring, nachdem sie ihn geküßt hat, in den Fjord hinaus: „Da nimm mein Opfer, tiefer, bittrer Bronnen"; und dasselbe Symbol, anders gewendet, kehrt in der Frau vom Meere zurück, wo grade die gemeinsam dem Meer geweihten Ringe Ellidas und des Fremden die beiden unlösbar verketten sollen. Wiederum ist zu sagen, daß solche Wiederholung nicht dichterische Armut ist, sondern Erlebtes wiederspiegelt: Julius Hoffory hat, nach einer zuverlässigen nordischen Quelle, mir erzählt, daß genau die gleiche Handlung Ibsen und eine geliebte Frau einst geübt haben, in Ibsens Bergener Zeit: auch sie banden die Ringe an ein Schlüsselbund und warfen sie dem Meere zu. Und an solche Bezüge zur Wirklichkeit mag Ibsen gedacht haben, als er schrieb: „Alles, was ich dichterisch geschaffen habe, hat seinen Ursprung in einer Stimmung und einer Lebenssituation. Ich habe nie gedichtet, weil ich, wie man so sagt, ein ‚gutes Sujet' gefunden hatte."

Was ergibt sich nun aber aus diesem Nebeneinander der Motive für Schwanhild und ihre Urbilder, ihre Schwestern im Ibsenreiche, auf und ab die ganze Reihe? Daß auch sie auf mehreren kombinierten Modellen beruhen, und daß in die Lebenserfahrung des Dichters, so oder so, die Kaufehe getreten sein muß, die zuerst seinen Zorn weckte, später in ihrem bedingten Werte erkannt wurde: noch mit persönlicher Abneigung zeichnet er den reichen Dummkopf Ritter Bengt im „Fest"; mit manchem spöttischen Wort zwar wird der kluge Goldstadt bedacht, allein er behält Recht gegen den Poeten Falk; mit ganzer, teilnehmender Seele aber umfängt Ibsen die Herzensgüte des Doktor Wangel, die von der Suggestion des poetischen Unbehausten die geängstigte Gattin frei macht. Allein schon ist die Reaktion da, in der Ehe der Hedda Gabler, die auch die Güte des Fachmenschen nicht zu erretten vermag, und abermals treten sich also Philisterium und Zügellosigkeit, Ordnungssinn und Freiheitssinn gegenüber in Jörgen Tesman und Ejlert Lövberg. „Alle diese Schmach zu erdulden", das erschöpfte die Lebenskraft der Margit im „Fest"; und so schreit auch die gequälte Hedda auf, im schwach vergoldeten Käfig eingefangen, und ballt die Hände wie in Verzweiflung: „Ach, ich komme um, — ich komme um in alledem!" Nach einer Äußerung, die Ibsen am Abend nach der ersten Berliner „Hedda"-Aufführung (den 10. Februar 1891) getan hat, hat ihm für Hedda auch eine deutsche Dame Modell gesessen, die ihm in München begegnet war, und die sich vergiftete, nicht erschoß; die mehr allgemein-europäische, als spezifisch norwegische Atmosphäre des Stückes erklärte sich hieraus, die ihm unter allen Ibsenwerken einen eigenen Reiz und Ton gibt.

V.

Aber während sich in dem Dichter noch dies Bild der Hedda entfalten wollte, trat in sein Leben schon eine andere deutsche Gestalt ein, die seinem nächsten Werk den Atem und Zauber ergreifendster Wirklichkeit geben sollte: die Wienerin Emilie Bardach, mit der er ein schönes, kurzes Spätsommerleben 1889 in Gossensaß verbrachte. Das achtzehnjährige Fräulein und der einundsechzigjährige, eben von frischem deutschen Ruhm umstrahlte Dichter „kamen einander entgegen", und schnell wollte sich zum Gedicht gestalten, was eben noch Ereignis war. „Das Erlebte erlebe ich wieder und wieder — und immer wieder", schrieb Ibsen am 16. Oktober 1889. „Das alles zu einer Dichtung umzudichten, ist mir vorläufig unmöglich." Aber schon dies Vorhaben zeigt an, wie seltsam nahe sich hier Wirklichkeit und poetischer Traum stehen, der Mensch und der modellsuchende Artist; und was jetzt nicht glücken wollte, weil Oktober nicht ernten kann, was September gesät hat (und auch weil der jungen Wienerin die reife Münchnerin noch im Wege stand), das sollte drei Jahre später zu einer unvergänglichen Schöpfung sich entfalten: zur Hilde Wangel des Solneß. Die rätselhafte Prinzessin, als die ihm Emilie Bardach erschien, kehrt als Prinzessin Hilde wieder, die ihr Königreich verlangt; und unaufhörlich stellt sein Grüblersinn nun innerliche Fragen an das entschwundene schöne Bild, träumt und dichtet in sie hinein, bis er die poetische Lösung des „Rätsels", das ihm das „Fatum" wieder einmal aufgab, wirklich „con amore" gefunden hat. Auch ein anderes norwegisches Vorbild der Hilde scheint dann dem Dichter noch begegnet zu sein, das auf die Gestaltung des Solneß den stärksten Einfluß gewann, die Suleika und Marianne Willemer seiner Spätzeit; und dieser typische Wunsch des Mannes, der den Alternden zu frischer Jugend dämonisch zieht, tritt in mannigfaltigen Kontrast zu der Furcht des Greises vor der neuen Generation: er fürchtet sich und sehnt sich zugleich, denn so ist Menschenart, hat der Dichter erkannt. Und hat mit einem eigentümlich-frischen Reiz gerade im Alter die Gestalten seiner jungen Menschheit umwoben, die Hilden und Borgheim, die Erhard Borkman und Frida Foldal; und auch den zähen Trotz der Herrschenden hat er ergreifend geschildert, die vor dem Neuen nicht zurückweichen wollen. Ibsens Geltung in Europa war damals, nach dem Siege der „Gespenster" in Berlin 1887, ins Ungemessene gewachsen — aber nun drängte ein neues Geschlecht der Jüngsten nach, fordernd und gewinnend; und nicht ohne nahe Beziehung auf Ibsen scheint darum, was der Doktor Herdal von Solneß sagt und was der Baumeister erwidert:

> Da hatten Sie angefangen als ein armer Bursch vom Lande — und jetzt stehen Sie da als der Erste in Ihrem Fache. — Ach ja, Herr Solneß Sie haben wahrhaftig Glück gehabt ....
>
> Angst und bange ist mir früh und spät — so sehr. Denn einmal, sehen Sie muß doch wohl der Rückschlag kommen.
>
> Ach Unsinn! Woher sollte der Rückschlag kommen?
>
> Der kommt von der Jugend .... Ich ahne ihn. Und ich fühle, wie er naher zieht.

Irgendeiner drängt sich vor mit der Forderung: Tritt zurück hinter mich! Und alle die anderen stürmen ihm nach und drohen und schreien: Platz gemacht, Platz — Platz! Jawohl, passen sie nur auf, Doktor. Eines Tages, da kommt die Jugend her und klopft an die Tür —

Aber nun klopft es wirklich, und Hilde tritt herein freudestrahlenden Angesichts; und nun ist der Meister erlöst, und ein Glücksgefühl durchströmt ihn: denn wenn schon jene andere Jugend, die dem Rückschlag voranschreitet, eine neue Fahne trägt, so kommt nun auch diese jungfräuliche Macht „gewissermaßen unter einer neuen Fahne. Jugend gegen Jugend also."

In dem Briefwechsel mit Fräulein Bardach empfindet Ibsen es bald als eine „Gewissenssache", die Korrespondenz einzustellen, oder doch zu beschränken; und er spricht damit das Wort aus, das auch den Baumeister in Bann hält, ihn und wie viele andere Gestalten des Dichters noch. „Das Gewissen ist sehr konservativ," so hatte Ibsen schon früher empfunden, „es hat seine tiefen Wurzeln in der Tradition und in der Vergangenheit überhaupt. Hieraus entsteht der individuelle Konflikt." Selbst die Arglist des humoristischen Schurken Engstrand noch muß gestehen, daß das Gewissen manchmal eine eklige Geschichte ist; und ein robustes Gewissen wünscht dem Solneß die Hilde, — und er hat doch ein sieches. Früher, ja, da lebten so Wikinger, die fröhlich auf Weiberraub auszogen und dann noch mit gutem Appetit heimkehrten: „Die Kerls, die hatten ein robustes Gewissen ... Wer doch Wikingertrotz im Leibe hätte." Und früher, da hatte auch der Dichter mit naiver Freude solche „Gewaltmenschen" dargestellt, die die Hjördis und Dagny auf ihren starken Armen davontrugen, und hatte die Raubvogelnatur des Falk oder den „fremden Mann" in reizvollem Kontrast gesehen zu den Übeln der Zivilisation: hie Kaufehe, hie Wikingerehe. Aber eine immer tiefere Erkenntnis (man kann auch sagen: das langsamere Blut seines Alters) zähmte den Trotz, der einst so wild aufgeschäumt hatte gegen alle Dämme der Konvention; und den poetischen Traum zu realisieren, muß sein Abbild verzweifeln, und dumpf klagt Solneß: „Ach Hilde — im Alltagsleben — da bin ich für so was nicht zu brauchen." Doch die Empfindung, die ihn beseligt hat, erhält sich bis in späte Tage, und in ergreifender Einfachheit klingt sie aus: „der Sommer in Gossensaß war der glücklichste, schönste in meinem ganzen Leben. Wage kaum daran zu denken. — Und muß es doch immer. — Immer!"

VI.

In dem Gedicht Der Bergmann hat Ibsen den in unbekannte Bergkammern Strebenden geschildert, dem die Fülle der Rätsel sich enthüllen soll:

Hammerschlag auf Hammerschlag
Bis zum letzten Lebenstag,
In die Tiefe muß ich dringen
Bis mir ihre Erze klingen.

Ibsens Lebenswerk verfolgen von Stufe zu Stufe, heißt solchen Tiefgang beobachten; und so versuche ich denn noch, auf dem Grunde, den ich bisher gelegt habe, die schön geschwungene Reihe dieser Werke in Einer Lebensfolge darzustellen, so wie der Dichter sie empfunden hat: als ein kontinuierliches Ganze. Nur auf das Ganze darf es hier ankommen, auf die inneren Zusammenhänge der Konzeptionen; dem Reiz, weiter ins Einzelne zu dringen, ins Einzelne des Gehalts und der Kunstform, muß ich widerstehen.

Ein armer Bursch, wie Doktor Herdal sagt, schrieb den „Catilina", und mit dem brennenden Ehrgeiz des Genies strebt er zu lösen, was das feindliche Geschick ihm bescherte:

Den ganzen Fluch des unheilvollen Bundes,
Der starke Seelenkraft, sehnsücht'gen Drang
Nach ungemeiner, großer Tat verknüpft
Mit niederm Los, das jeden Aufschwung hemmt.

Er wird Herr seines Schicksals, der Provisor der Kleinstadt wird ein junger Schriftsteller in Christiania — aber nicht ohne ein Opfer seines Selbst zu bringen: der in einsamen Nächten sein Ich in wilden leidenschaftlichen Versen ausgesprochen hat, gestammelt, geschrien, er schreitet jetzt in Reih und Glied, er tritt in die Tradition des Theaters ein, bald auch in den Dienst des Theaters, und langsam, ganz langsam nur schält aus diesen historischen Dramen und dramatisierten Historien das Individuum Henrik Ibsen sich wieder heraus. Wohl erkennen wir heut, wenn wir auf diese Werke, von der Herrin von Östrot bis zu den Helden auf Helgeland, zurückblicken, die persönlichen Bezüge in ihnen, aber als Ganzes gesehen überschreiten sie das Niveau ihrer Zeit nur zögernd, und fast mit Befremden nimmt man oft wahr, — wenn man mit dem durch Ibsen entwickelten Sinn vor sie hintritt — wie tief noch in der Konvention der Bühne, mit ihren gehäuften Intrigen, ihrer äußerlichen Spannung und ihrer lässigen Technik, derjenige steckt, der einst der Überwinder theatralischer Herkömmlichkeit werden sollte.

Erst mit seiner Verheiratung, sagte Ibsen, bekam sein Leben einen schwerer wiegenden Inhalt: des zum Zeugnis steht die „Komödie der Liebe" da, geschrieben 1862, sein erstes modernes Drama; als Kunstwerk nicht völlig überzeugend, aber ein Zukunftsweiser und das stärkste persönliche Bekenntnis seit dem „Catilina". Und so mag man das Ibsenwort auf sie anwenden, daß ein Künstler von seiner Art wohl sprechen durfte, auf das der Geringere aber nicht zu fest trauen soll:

Ja, was macht ein Werk wohl groß?
Nicht, was es an Großem wirkt,
Sondern was in seinem Schoß
An Persönlichem sich birgt.

Zum erstenmal erscheint hier vor seinen Landsleuten der poetische Eiferer Ibsen, der Berserker, auf dessen Stirn die Zornesader schwillt gegen Lüge und „alles Kleinliche"; und das ungeheure Wagnis dieses Buches trägt ihm denn auch zum erstenmal die ganze Wut und den ganzen Haß der entfesselten Philistermeute

ein: „so wurde ich in Acht und Bann getan," sagt er, „alle waren wider mich ... und ich hatte in der öffentlichen Meinung sehr verloren."

Aber nicht nur der Eiferer Ibsen erscheint hier zuerst, der Krieg kündet „mit Worten, Füßen, Händen" — auch der Allesversteher regt sich, der jenen korrigiert und das Bild des großen Wahrheitsdichters erst vollendet. Wie ungestüm auch sein Abbild Falk gegen die abtrünnigen Strohmänner der Liebe gewettert hat: doch erkennt er das Menschliche in ihnen noch in der Entstellung, und „tragikomisch" scheint ihm darum die Schwäche derer, die „respektable Leute doch im Grunde". Und es wird dem Führer der Philister gegönnt, seiner Seele verschwiegene Poesie zu enthüllen im Loblied auf das „Heim", und Er bleibt im Recht, wenn er prophezeit, daß es auch für den „Wahrheitswittrer" Falk eine Nemesis gibt. Das sind die Keime zu vielen späteren Gestaltungen des Dichters, Keime seiner Erkenntnis bis zum Gregers Werle hin.

Aber es war Ibsen nicht gegönnt, den Weg, den er hier zuerst beschritt, den Weg, der „aufs Leben los geht", ungehemmt weiter zu schreiten. Der Widerspruch, den die „Komödie der Liebe" geweckt hatte, verwirrt ihn, und noch einmal läßt er sich zurückscheuchen vom gegenwärtigen Tag in die sagenhafte Vergangenheit seines Volkes: wohl gelangt er in einer shakespearisierenden Konzeption auf die Höhe seines bisherigen Schaffens, allein aufs Leben geht er nicht unmittelbar los in den „Kronprätendenten", und der dieses Werk schrieb, ist wiederum ein norwegischer Poet, nicht der Dichter, der Europa erobern sollte.

VII.

Ich mußte heraus aus der Schweinerei da oben, um einigermaßen sauber zu werden": mit diesem kräftigen Wort bezeichnet Ibsen den höchst notwendigen Prozeß seiner Expatriierung; und er bringt die Herde, in der er bisher gelebt hat, mit gleichem Schritt und Tritt, in Gegensatz zu der Ungebundenheit der Italiener, und ist glücklich: Distanz gewonnen zu haben zu den heimischen Verhältnissen, und Mut zu sich selber. „Rücksichtslos geschrieben", so nennt er selbst später die schönste Frucht dieser Zeit, den Peer Gynt: „so wie ich nur wagen durfte zu schreiben, weil ich weit von der Heimat war". Peer Gynt war auf Brand gefolgt, „wie von selbst": was dieser bekämpfte in grandioser Härte, alle die Eigenschaften, die seit den Tagen von 1864, da „ein Bruder in Not" blieb, dem Dichter als nationale Schwächen erschienen — all dies Polemische drängte nun zur Gestaltung und schoß zusammen zu dem Bilde des Peer Gynt. „Lügen und Träume — das war also alles", schrieb Ibsen 1864 an Björnson; und wir sehen in diesen zwei Worten schon den Keimpunkt des Phantasten Peer Gynt. Wieder schien das poetische Vermögen Ibsens auf einen Gipfel gelangt, und noch ein Jahrfünft nach der Entstehung des Werkes schrieb er mit Stolz: „Peer Gynt ist Brands Gegensatz; er wird von vielen für mein bestes Buch gehalten". Brand aber erschien ihm als eine unmittelbare Fortsetzung der Komödie der Liebe: „weil ich nämlich darin den

in unseren sozialen Verhältnissen herrschenden Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und der idealen Forderung in allem, was Liebe und Ehe betrifft, geschildert habe". Wir merken das Wort „ideale Forderung" an, das hier zuerst auftaucht, wo von den frühen Vorläufern des Gregers Werle die Rede ist.

Aber die vorweisbare Produktion des Dichters aus dieser römischen Zeit ist vielleicht nicht das Wichtigste in seinem Lebenswerk: tief verborgen läuft neben ihr her sein Freiwerden und Großwerden, seine Entwicklung zum Dichter der Moderne. Schon in der ersten Freude über die neue Epoche seines Lebens fühlt er es doch gut, daß er auch jetzt nur auf einem „Durchgangspunkt" steht; und es sollte in diesen ersten Jahren des Exils mählich, mählich nur sich vorbereiten, was dann im Kampf zunächst, doch bald im Triumph über die Lande hinzog. 1862 ist Die Komödie der Liebe erschienen, 1869 erst Der Bund der Jugend, 1877 Die Stützen der Gesellschaft: ganze fünfzehn Jahre also hat Ibsen gebraucht, bis zum vollständigen Durchbruch dessen, was dem Falk als Ziel schon vorschwebte: mitten im Gedränge des Tages zu stehen und, die papierne Dichtung überwindend, auf das Leben los zu gehen. Wir ermessen die Schwierigkeit der Wegführung, wenn selbst ein Ibsen sie nur in zögernder Bedächtigung überwinden konnte; er, der doch schon zehn Jahre vor den „Stützen der Gesellschaft" geschworen hatte, sich als „Photograph" künftig zu versuchen: „Meine Zeitgenossen da oben werde ich mir einzeln, Mann für Mann vornehmen. Ich werde nicht das Kind im Mutterleib, werde den Gedanken oder die Stimmung hinter dem Wort bei keiner Menschenseele schonen." Und der, wie er in den Tagen des „Puppenheim" verlangte (von Heinrich Laubes Autorität nicht geschreckt), daß die dramatischen Kategorien sich nach den vorhandenen Tatsachen in der Literatur richteten — so schon in römischer Frühzeit erkannt hatte: „Es gibt nichts Stabiles in der Welt der Begriffe. Mein Buch (Peer Gynt) ist Poesie; und ist es keine, dann soll es Poesie werden. Der Begriff Poesie wird sich schon nach dem Buche anpassen." Es ist das Wundervolle in Ibsen, daß dieses stets sich wandelnde Ideal, diese fruchtbringende Empfindung eines „unaufhörlichen Vorwärtsschreitens" auch den Gereiften nie verließ: „Wo ich gestanden habe, als ich meine verschiedenen Bücher schrieb," sagte der Dichter der Wildente, „da steht jetzt eine recht kompakte Menge. Aber ich selbst bin nicht mehr da — ich bin wo anders, weiter vor, wie ich hoffe." —

Langgestreckt, wie die Entwicklung seiner künstlerischen Ideen in dieser Zeit, ist auch die Entfaltung des mächtigen Doppelwerkes, das aus ihr hervorging: sein letztes Geschichtsdrama, „Kaiser und Galiläer". Von den historischen Stoffen der Heimat hat er sich mit Entschiedenheit jetzt abgewendet, denn die innere Beziehung fehlt ihm, die ihm alles ist, zwischen seinen geliebten Wikingern und den Norwegern, die die Dänen in Stich ließen: „Durch unsere alte Geschichte müssen wir nun einen Strich machen", sagt er. „Unsere historischen Erinnerungen wachzurufen, hat für den Augenblick nicht den Zwang und die Notwendigkeit innerer Wahrheit." Aber aus der Anschauung der südlichen Welt erwächst dem Dichter, dessen Jugend noch zu catilinarischer Existenz in vager Allgemeinheit sich getrimmt hatte, nun ein

sichereres Bild vergangener Zeit, und er kann das real Gesehene seiner Darstellung nicht eifrig genug betonen: „Ich habe das alles gewissermaßen vor meinen Augen sich abspielen sehen, und so gab ich es wieder .... Das Stück ist in einer Form angelegt, so realistisch wie nur möglich: die Illusion der Wirklichkeit war es, was ich erzeugen wollte. Ich wollte im Leser den Eindruck hervorrufen, daß das, was er lese, ein wirkliches Geschehnis sei." Und völlig unmöglich erscheint es ihm, als den Ausdruck des tiefgründigen Werks, das die alte Schönheit nicht mehr schön nennt, diejenige Form zu denken, in der noch eben sein Brand und Peer Gynt sich bewegt hatten: den Vers; sein Schauspiel ist ihm keine Tragödie im Sinne der ältern Zeit, Menschen will er schildern, nicht Götter — und darum kann auch nur Prosa ihm das rechte Medium sein: „wir leben nicht mehr in Shakespeares Zeit", hat der, der Die Kronprätendenten schrieb, nun endgültig erkannt.

So drängen aus „Kaiser und Galiläer", dem einsam ragenden Werk realer Historiendichtung, dem nur ein gleichgeartetes in Deutschland gefolgt ist, Hauptmanns „Florian Geyer" — so drängen Theorie und poetische Praxis unmittelbar hin zu Ibsens Blütezeit; und wie schon in währender Arbeit der Komiker Steensgard die Kreise des Apostaten durchbrochen hatte, so hebt nun mit den „Stützen der Gesellschaft" eine einzige Folge neuer Dichtung an.

VIII.

Im Jahre 1877 erschienen Die Stützen der Gesellschaft, 1899 der „Epilog"; zweiundzwanzig Jahre liegen zwischen diesem Beginn und diesem Ausklang, und elf Stücke. Die spät gewonnene Sicherheit seines Schrittes läßt Ibsen mit nur selten unterbrochener Regelmäßigkeit jetzt jedes zweite Jahr, zumeist um die Weihnachtszeit, sein neuestes Werk in die Welt senden: seltsame Weihnachtsgaben in der Tat, die immer weiter ihre Kreise zogen, immer weiter. Nur als der Sturm auf die „Gespenster" seinen ganzen Zorn aufweckt, folgt der „Volksfeind" in schnellerem Tempo, nach einem Jahre schon; und anderseits, als die Geburtstagsfeiern für den Siebzigjährigen kein Ende finden wollen, gebraucht er noch ein drittes Jahr, um vom Borkman zum Rubek zu gelangen. Die Erscheinungszeiten seiner Werke sind also diese: 1879 Ein Puppenheim, 1881 Gespenster, 1882 Ein Volksfeind, 1884 Die Wildente, 1886 Rosmersholm, 1888 Die Frau vom Meere, 1890 Hedda Gabler, 1892 Baumeister Solneß, 1894 Klein Eyolf, 1896 John Gabriel Borkman, 1899 Wenn wir Toten erwachen.

Einem Weinrausch hatte Ibsen die römischen Versdramen verglichen; und von seinem ersten modernen Prosastück meinte er: „Ist nicht im Bund der Jugend etwas, das an Knackwurst und Bier erinnert? Ich will damit das Stück nicht herabsetzen." Italiens Erdboden hatte Brand und Peer Gynt gezeugt, und für die Darstellung der „bis zur Langweiligkeit wohlgeordneten Gesellschaft" vom Bund der Jugend war ihm die liebliche deutsche Stadt Dresden das rechte Milieu gewesen. Aber gerade aus der öden Ordnung dieser überlebten Welt, in

die der seltsame Hecht Steensgard die erste Unruhe bringt, sprang dem Dichter die Kontrastgestalt hervor der neuen Frau: sein Werk, bei aller heiteren Sicherheit der Satire, aller Reife der Charakteristik an Holberg und Scribe noch allzunah angelehnt, enthielt seinen eigentlichen Zukunftskeim in der episodischen Gestalt der Selma Bratsberg. Hier zu allererst bricht aus der stillen Sanftheit Ibsenscher Frauenwesen die Empörung aus über ihr „Puppen"-Dasein; und der Dichter, der die Revolutionierung des Menschengeistes als das empfindet, „worauf es ankommt", stellt nun dar: wie Solveignaturen revolutionieren. Denn diese beiden Mächte erscheinen ihm als die erneuernden jetzt in der sozialen Welt: die Frau und der Arbeiter; und schon in seinem nächsten Prosawerk stellt er die beiden nebeneinander dar: den Arbeiterführer Aune, den der Druck des Kapitalisten in schwerste Gewissensnot treibt, und die Emanzipierte Lona, die die verstaubte alte Bourgeoiswelt „auslüften" will. Und nicht nur die mutige Bürgerin der neuen Welt empfindet so, auch die sanften Daheimgehaltenen sehnen sich hinaus und begehren auf: „Ach wie leiden wir hier unter dem Fluch des Herkommens und der Gewohnheiten! Mach Front dagegen, Dina! Schaff ein Ereignis, das all diesem Schick und Brauch ins Gesicht schlägt! .... Ich will nicht eine Sache sein, die man einfach an sich nimmt." Ibsen brauchte nur die letzte Konsequenz aus solchem Empfinden zu ziehen, und sein erstes modernes Meisterwerk entstand: auf Selma und Dina folgte Nora, nun aber sie in den Mittelpunkt gestellt eines vereinfachten, zwischen Wenigen begonnenen und beschlossenen Vorganges, der bewußt abgehoben wird von den figurenreichen, vielverschlungenen Kompositionen des „Bundes" und der „Stützen". Wie der Gehalt, ward nun Ibsens dramatische Form selbständiger, persönlicher: wohl hat der Dichter, der gegen den „französischen Firlefanz" schon früh gewettert hatte, gegen diese „Filigranarbeiten, die einzig auf Wirkung berechnet sind", das in der Schule Gelernte noch nicht ganz vergessen können; aber indem er die Waffen zu neuem Tun noch aus dem Arsenal des Feindes sich gewinnt, überwindet er ihn um so sicherer; und so bereitet, zehn Jahre nach 1870, ein alter Gegner der deutschen Einheitskriege dem gemeinsamen Feinde ein inneres Sedan, und der Franzosenzeit auf unserer Bühne macht ein Ende Nora Helmer.

Jetzt aber erhob sich Ibsens Genie, das Beispiel der Franzosen und auch die geistige Anregung, die ihm für die „Sache der Frau" eine nordische Vorkämpferin gegeben hatte, ganz überwindend, zu seiner reinsten Künstlerhöhe: und mit den „Gespenstern" erst, ein Mann von dreiundfünfzig Jahren, gelangt der Dichter dazu, sein ganzes Credo, sein ganzes Ketzertum vielmehr unverhohlen auszusagen. Nicht ohne innere Beziehung auf Ibsen selbst sagt darum Frau Alving von sich, daß sie „so feige" sei: „und dann sind wir alle so gottesjämmerlich lichtscheu. einer wie der andere". Seinen Landsleuten jedoch schien der lichtscheue Gespensterseher nichts weniger als mutlos; und laut sprachen sie ihr Anathema über den Kühnen, und sie forderten, daß der Ketzer verbrannt werde.

Wir erkennen den ungeheuren Schritt, der vom „Puppenheim" zu den

„Gespenstern" getan ist — aber wir erkennen auch, im Sinne des Dichters, das Kontinuierliche der Entwicklung, das beide verknüpft. Nicht nur, daß das Thema der Vererbung, von wehmütigen Reizen umspielt in der Episode des Doktor Rank, nun in Oswald Alving als tragischer Kernpunkt wiederkehrt — auch zwischen Frau Alvings Schicksal und Nora läuft die Verbindung, wie verschieden immer diese beiden Naturen sich darstellen mögen: die eine ist aufgestanden vom Tisch, hat die Tür hinter sich zugeschlagen, die andere ist sitzen geblieben in der Lüge — und was sie nun auch Erschütterndes durchleben muß, aus jener ersten Halbheit, jener „Feigheit" ist es heraufgewachsen.

Deutlicher noch, mit Händen zu greifen ist das Band zwischen „Gespenstern" und „Volksfeind"; und so kurz wie, mit Ibsenschem Maß gemessen, die Zeitspanne ist zwischen diesem Werk und jenem, so unmittelbar auch entsprang aus der Wut über das Geheul der Philister, das „Gespenster" empfing, Stockmanns klassische Antwort; gegen sittliche Empörung setzt sich sittliche Empörung, und der Berserker schreit aus vollem Halse: „es ist nichts daran gelegen, wenn eine lügenhafte Gesellschaft zugrunde geht. Vom Erdboden müssen sie wegrasiert werden, sag ich! Wie schädliche Tiere müssen sie ausgerottet werden, alle, die in der Lüge leben." Wieder erscheinen, als die großen Gegensätze geistiger Existenz, die Lüge und die Wahrheit; nur daß diese sich weiter entwickelt zu der Wahrheit der geistig Vornehmen, und daß die Erkenntnis auftaucht: auch eine Wahrheit könne, durch Altersschwäche, zur Lüge werden.

Aus Einem Grunde wachsen so, aus dem Grunde des Wirklichkeitsdramas, das in der diesseitigen Welt wurzelt, das nach Gehalt und Form realistisch ist und durch die alleinseligmachende Wahrheit die Lüge, die sich als Ideal, als Sitte und Herkommen verkappt hat, ausrotten will — auf eben diesem Boden stehen die ersten fünf Dramen aus Ibsens moderner Zeit: Bund, Stützen, Puppenheim, Gespenster und Volksfeind; und der sichere Weg konnte nun gefunden scheinen, auf dem rastlos-beherzt weiterzuschreiten war, auf dieser Mittagshöhe des Lebens.

IX.

Allein die Gefahr, sich auf eine Formel festzulegen, überwindet Ibsen auch diesmal völlig, und es ist herrlich anzuschauen, wie seine brennende Einseitigkeit sich wandelt nun zu neuer Einsicht. Wieder erweist sich das Kontinuierliche in seinem Gesamtwerk nicht als eine Kontinuität des Beharrens, nein, als eine Kontinuität der Entwicklung; und mit deutlichem Empfinden für den Umschwung in sich selber und das in die Zukunft weisende Werk sagt er über Die Wildente: „Dieses neue Stück nimmt in meiner dramatischen Produktion gewissermaßen einen Platz für sich ein. Das Verfahren weicht in mancher Hinsicht von meiner früheren Periode ab ... Die Wildente wird vielleicht einige von unseren jüngeren Dramatikern auf neue Wege locken, und das würde ich für sehr wünschenswert halten."

Ein Doppeltes ist das Neue in der Wildente; und verändert ist Ibsens

Verhältnis zu diesen beiden: zur Wirklichkeit und zur Wahrheit. In kontradiktorischem Verfahren wird diesmal der Prozeß entrollt, zwischen dem Fanatiker aus dem Geschlecht der Stockmann, dem Bekenner der idealen Forderung Gregers, und dem Manne, der an die Lebenslüge glaubt, dies stimulierende Prinzip; und über die reale Welt hinaus strebt der Blick, hinunter unter die Schwelle des Bewußtseins, ins Reich des Symbolischen, wo der Wald mehr ist, als ein Wald, und die Wildente das Bild Ekdalischer Menschheit begreift; wo die Vernunft befremdet bekennen muß: „das kommt mir alles so seltsam vor", und wo doch ein geheimnisvoller Zusammenhang geahnt wird zwischen dieser Welt und jener, zwischen Bodenraum und Meeresboden. „Aber das ist ja so dumm", sagt der „gesunde Menschenverstand" des Kindes, und Gregers erwidert:

Sagen Sie das nur nicht.

Hedwig: O doch, denn es ist doch bloß ein Boden.

Gregers (sieht sie fest an): Sind Sie dessen so gewiß?

Hedwig (schweigt und sieht ihn mit offenem Munde an).

Aber die erstaunte Vernunft, die mit offenem Munde auf die Phantastik blickt, und die sich in Augenblicken der Ernüchterung gegen all dies „Wunderliche" noch zur Wehr setzt — sie unterliegt zuletzt doch der suggestiven brüderlichen Macht; und weil das kranke Gewissen sich ausfiebern muß in akutem Rechtschaffenheitsdrang, und weil der blinde Egoismus des Schwärmers die Wirklichkeit überrennt, fällt das blutende Opfer rührendster Jugend; und der Wald hat sich gerächt, und die Wildente klagt nicht mehr.

„Rosmersholm" setzt fort, was Die Wildente begonnen hat: in das Reich geschauter Wirklichkeit hinein dringen jagend gespenstische weiße Pferde, und der mystische Meermann Rosmer der nordischen Ballade, der Frauenleiber in die Tiefe hinabzieht, lebt gewandelt auf. Aber neben solchen Ansätzen neuen poetischen Schauens erheben sich noch, stark und bewußt, die sozialen Interessen des Dichters, durch seine erste Rückkehr nach Norwegen, seit elf Jahren, neu belebt: lange währte es, so bekennt er, bis er zur vollen Klarheit gelangte über all die Erfahrungen und Beobachtungen, die er in der Heimat machen mußte, aber dann ward es ihm zur „Lebensnotwendigkeit", seine Eindrücke auszusprechen, und er gelangt, da das alte Wahrheitsideal sich ausgelebt hat, zu der Forderung: alle Leute im Lande zu Adelsmenschen zu machen; doch nicht zu Adelsmenschen durch ein Äußeres, sondern durch inneres Erleben: „Ich denke an den Adel des Charakters, des Willens und der Gesinnung", sagte Ibsen in der Rede an die Drontheimer Arbeiter, gleichwie sein Rosmer Adelsmenschen schaffen will durch dieses Mittel: daß er die Geister frei macht und den Willen läutert. Und wie der Drontheimer Redner „natürlich nicht an den Geburtsadel und Geldadel, nicht einmal an den Adel der Begabung" gedacht hatte, so gestaltet der Dichter den Adel einfacher Herzensgüte im Doktor Wangel jetzt: die große Opfertat der Güte ist es, die Ellida vom fremden Manne frei macht, die Kaufehe wird zur Wahlehe, neu geschlossen in Freiwilligkeit und unter eigener Verantwortung. Vom Egoisten

Helmer zum Altruisten Wangel führte der Weg, der zwei konträre Typen männlicher Menschheit, zwei äußerste Enden verbindet.

Doch nicht nur Ibsens soziale Interessen gewannen im norwegischen Sommer 1885 neue Antriebe — auch der Poet empfand das Geheimnis der Heimat wieder, und es symbolisierte sich ihm, was er verloren hatte im Exil, in diesem einen Begriffe: das Meer; es gestaltete sich ihm zu diesem einzigen Werke: Die Frau vom Meere. „Von allem, was ich hier entbehren muß," so hatte er 1880 aus München geschrieben, „kann ich damit mich am schwersten aussöhnen, daß ich das Meer entbehren muß"; und war, da ihm das heimische Meer verschlossen blieb, an das italische gezogen, in den produktiven Sommern von Amalfi und Sorrent. Nun aber hatte er die Nordsee wieder geschaut, und hatte in Molde, nicht weit von Bergen, viel Wochen selig verträumt; und mit der wiederaufsteigenden Erinnerung an das alte Erlebnis von Bergen, an das Abenteuer mit den Ringen, die dem Meere anvertraut wurden, vereinigte sich in ihm die Erinnerung an diesen Seesommer: eine Lebenssituation und eine Stimmung, ganz wie er selber es ausgesprochen hatte, schufen so das Dichterwerk. Aber weil der Poet nicht mehr auf dem Boden der Norakunst steht, so walten über dem neuen Ehedrama die rätselhaften Kräfte der Suggestion und der Telepathie, alle geheimnisvolle Macht des Meeres gewinnt Gestalt in Ellida und dem Fremden, und wie meerverwandt erscheinen sie, wie entstiegen dem „Meeresboden".*

Auf Brand folgte, „wie von selbst", Peer Gynt; und so folgte auf Ellida auch, wie in natürlichem Kontrast, Hedda Gabler. Die Weiche, die Harte; die Tochter des Leuchtturmwärters, die Tochter des Generals; der Zwang der Natur, der Zwang des Salons; Käthchen von Heilbronn und Penthesilea. Hier ist kein Walten dunkler Mächte mehr, kein Hingegebensein an das Ungebundene, kein Dämmerschein des Hinterweltlichen, hier ist helles, grelles Licht der Kultur, und für die arme Hedda, das tragikomische Produkt der Verbildung, wird gerade ihre gesellschaftliche Gebundenheit, ihre Mutlosigkeit zum Schicksal:

Hedda: Solche Angst hab' ich vor dem Skandal.

Löwborg: Ja, Hedda, Sie sind feig im Grunde.

Hedda: Entsetzlich feig.

Und doch erscheint auch hier, inmitten der noch einmal stark hervortretenden Wirklichkeitsschilderung, das Meer als das Symbol des Freien, und er träumt davon, der Ejlert Löwborg, seine verlorene Lebensarbeit der See anvertraut zu

* Eine andere mehr äußere Anregung für Ellida und den Fremden gab dem Dichter die Beziehung zwischen Camilla Collett und Henrik Wergeland; der Brief Ibsens an Fr. Collett vom 3. Mai 1889 deutet diese „Berührungspunkte" zwischen dem Leben und seinem Drama an. Solche, nicht in Ibsens Innenleben weisende Einflüsse möglichst vollständig aufzuzeigen, bleibt außerhalb meines Zweckes; es wird einen besonderen Teil der Ibsenforschung bilden müssen, dasjenige, was Georg Brandes und andere hier begonnen haben, nachzuprüfen und fortzusetzen.

haben in tausend zerfetzten Teilen: „Hinausgestreut in den Fjord, weit hinaus. Da ist jedenfalls frisches Seewasser. Darin mögen sie treiben. Treiben vor Sturm und Wind."

X.

„Sie haben im Grunde recht," schrieb Ibsen im März 1900 an den Grafen Prozor, „wenn Sie sagen, daß die Serie, die mit dem Epilog abschließt, eigentlich mit Baumeister Solneß begonnen hat. Aber eingehender möchte ich mich nicht gern über diesen Punkt aussprechen. Überlasse alle Kommentare und Erläuterungen Ihnen."

Ibsen hat die vier Werke, die er so selbst als Einen Geistes empfand, Solneß, Klein Eyolf, Borkman, Wenn wir Toten erwachen, sämtlich in Christiania geschrieben: im Juli 1891 für unbestimmte Zeit nach Norwegen rückkehrend, sollte der unruhige Europawanderer die Heimat nun nicht mehr verlassen; und noch einmal scheint der alte „Erdboden" Einfluß zu gewinnen auf die Formen seines Schaffens. Aber nicht, um einzugreifen in die nordischen Dinge, wie in den Tagen des Kampfes, war er wiedergekommen, und jedes Polemische bleibt seiner Altersposesie fern; Staat und Gesellschaft haben Frieden vor ihm, und der als Dichter des Falk geschieden war, blickt nun, nicht sozial, sondern lyrisch gestimmt, ins Innerste der Menschennatur und in die Wunder der eigenen Seele. Was er dort entdeckt, erlebt, durchlebt, weist er mit großartiger Unbefangenheit, sich selbst darbietend und seine Wunden, im Baumeister Solneß auf: einer Konfession, wir sahen es schon, im Goetheschen Sinne, aber gestaltet mit ganzer Ibsenkunst, mit dieser Plastik des neuen Dramas und der Gabe, zugleich objektiv zu überzeugen und doch, durch den Unterstrom einer großen Persönlichkeit, subjektiv im Tiefsten aufzuwühlen und fortzureißen. Das Reich des Unbewußten steigt empor: die Helfer und die Diener, die den Auserwählten tragen, wenn er sie ruft, und seine Kraft, Schicksal zu sein, und das Unmögliche zu verwirklichen, wenn die Trolle und Teufel da drinnen in der Menschenbrust ihn tragen: „gute Teufel und böse Teufel, blondhaarige Teufel und schwarzhaarige. Wenn man nur immer wüßte, ob's die lichten sind oder die dunklen, die einen in der Gewalt haben. Haha! Dann wäre das Ding ganz einfach." Aber die neuentdeckten Kräfte müssen weichen vor den alten ethischen Mächten; und wenn die einen den Baumeister steigen lassen auf die Zinne der Verheißung, so ziehen ihn die andern hinab zum Todessturz, und der harfende Jubellaut des Genies ist verhallt.

Ein Drama des Gewissens, wie Solneß, ist auch Klein Eyolf; und das philosophische Werk, das Eyolfs Vater schreibt, hätte in das Interesse selbst jenes bücherfeindlichen Baumeisters noch gegriffen: von der menschlichen Verantwortung handelt es — aber der es schreiben will, ist in seinen eigenen menschlichen Beziehungen dem Solneß völlig entgegengesetzt. Zwei Kontrastfiguren auch hier; und die Situation des ersten kehrt sich ins Gegenteil um im zweiten. An eine Tote sieht Solneß sich gefesselt, die im Begriff der „Pflicht" erstarrt ist, er, der ein freudeloses Leben nicht ertragen kann; dem ernsten Alfred Allmers ist die lebenswarme

Begehrlichkeit beigesellt, die heischende Unvernunft der Rita. Geheimnisvoll lockende, dämonische Jugend tritt vor den Baumeister übergewaltig hin; aber den Philosophen zieht es zur zarten Asta, die der „Wasserlilie" gleich emporstrebt — tief vom Grunde her. (Man denkt an jenes alte Gedicht, und an Marie Thoresen.) Nicht den Mann drückt hier der sittliche Konflikt und läßt ihn zerschellen, sondern das sichere Gefühl der Frau löst die Gefahr, und kein Opfer braucht zu fallen von der Höhe. Unter allen Dichtungen Ibsens, seit den Stützen der Gesellschaft, hat nur Klein Eyolf und Die Frau vom Meere eine Art von „befriedigendem Schluß", im Sinne des Publikums: und auch mit diesem älteren Werk verbinden das neue mannigfache Beziehungen, in Übereinstimmung und Gegensatz. „Mit Himmel und Meer ein wenig verwandt" ist auch Rita, und eine Kaufehe ist sie eingegangen, wie Ellida: doch so, daß hier der Mann es war, den die „goldenen Berge" lockten, auf jenen Irrweg der Ehe hin, der erst über Tod und tiefste Erschütterung hinweg zu den Gipfeln führte, zur großen Stille. Und was die Rettung wirkt, ist hier wie dort das nämliche; jenes so oft und fast pedantisch betonte Gesetz der Wandlung, von dem der Dichter mit freier Selbstironie den Borgheim sagen läßt: „Pah, muß das ein dummes Gesetz sein" — und unter das doch Ibsen selbst sich gestellt fühlt, mit seinem Glauben an immer neue „Durchgangspunkte" und Evolutionen des Geistes. —

Die Stützen der Gesellschaft, Ibsens Manneswerk, unter das Gesetz der Wandlung gestellt, menschlicher und künstlerischer Wandlung, — das ist John Gabriel Borkman, dies kraftvolle Greisenstück. Ein genialer Kaufmann, der bis ans Verbrechen heran geführt wird; ein Verzicht auf Neigung, eine Ehe ohne Liebe, geschlossen wie ein „Handelsgeschäft"; der Mann zwischen zwei Schwestern — die Motive sind die nämlichen, hier wie dort, doch jedes ist ins Psychologische gewendet, und außerhalb der Betrachtung bleibt, ob die Gesellschaft gestützt wird oder wankt. Unerbittlicher ist die neue Gestalt geschaut, größer, phantastischer; eine Ausnahmenatur, ein Auserwählter darf auch Borkman sich dünken (wie Solneß), und keine „Versöhnung" mehr im Bernickstile kann seiner unheimlichen Geschlossenheit nahekommen. Indem der Dichter so die alten Themen um und umwendet, wird er doch nirgends zum Kopisten seiner selbst, immer bleibt in der Kontinuität der Motive die Entwicklung wahrnehmbar und der Aufstieg. Und auch ins Übernatürliche darf er sich wagen, ohne sich zu verirren ins Unnatürliche, denn seine Gabe der Menschenbeobachtung und Wirklichkeitsschilderung besteht in alter Genialität, und es glücken ihm so kostbare Funde wie der Borkmanfreund Foldal und der „Faun" Ulfheim des Epilogs.

An eine lebend Tote fühlt sich Solneß gekettet, einen bei lebendigem Leibe toten Mann nennt Gunhild Borkman den John Gabriel; und noch einmal sammelt sich nun die Vorstellungsreihe, die im Prolog „Catilina" schon anhob, um immer von neuem anzuklingen bis zur danse macabre der kleinen Foldal hin — sie sammelt sich und gelangt auf ihre poetische Höhe im „Epilog". Ein Bekenntnis, ein lyrisches Drama, unvergänglicher Schönheit voll, wie Solneß; ins Engste menschlicher Beziehungen gestellt, ein Quartett wie Klein Eyolf; die irdische und die

himmliſche Liebe, ſich bekämpfend und ſich durchkreuzend: Rita und Maja, Borgheim und Ulfheim, Allmers und Rubek, Aſta und Irene. Ein Liebesleben, das getötet ward aus männlichem Egoismus, hingeopfert dem Beruf; und ſo kehrt auch, wenn die Tote erwacht, die ganze Fülle des Haſſes, wie früher dem „Handelsgeſchäft" des Borkman, ſo hier der Kunſt ſich zu, und dem, der der Kunſt untertan war: „Ich habe dich gehaßt, weil du ſo unberührt daſtehen konnteſt, und weil du Künſtler warſt — nur Künſtler." Aber auch Rubek, der Künſtler, weicheren Sinnes als der Verbrecher Borkman, hat Stimmungen, in denen er in Reue vergeht über das verlorene Glück, und es will ihn dünken, daß Leben mehr iſt, als Bilden, ein Daſein in Sonnenſchein und Schönheit mehr, als Künſtlerqualen um Klumpen von Ton und um Blöcke von Stein; es will ihn dünken, daß er das beſte vom Mahle dieſer Welt verſäumt hat — gerade wie ſein Dichter den Ruhm ſeines Alters hingeben möchte gegen Ein Glücksgefühl der Jugend: „Und was iſt es ſchließlich im Grunde wert, das Ganze? Na — —!"

XI.

Doch immer wieder erhebt ſich in Rubek die Leidenſchaft des Bildners, und er erkennt, daß Menſchen, wie er, kein Glück finden im bloßen Genießen: „So einfach liegt das Leben nicht für mich und meinesgleichen. Ich muß ununterbrochen arbeiten — Werk ſchaffen auf Werk — bis zu meinem letzten Tag.... Denn ich bin zum Künſtler **geboren**, ſiehſt du." Und auch Ibſen, wenn er gleich mit dem Epilog ſein Tagewerk glaubte beendet zu haben, — er ſah doch, wenige Monate ſchon, nachdem er ſein letztes Drama der Welt gegeben hatte, auf künftige Möglichkeiten der Geſtaltung, und er ſagte, am 5. März 1900: „Ob ich ein neues Drama ſchreiben werde, weiß ich noch nicht — doch wenn ich weiter die geiſtige und körperliche Kraft behalte, deren ich mich jetzt erfreue, ſo würde ich mich wohl auf die Dauer nicht von den alten Schlachtfeldern fernhalten können. Aber in dieſem Falle würde ich mich dann wohl mit neuen Waffen und in neuer Rüſtung einfinden." Immer wieder muß es tiefe Trauer wecken um das Unabwendliche, daß ſolche Wikingerzüge in poetiſches Neuland dem großen Unerſchrockenen nicht gegönnt waren, und daß fünf Jahre eines über alles koſtbaren Lebens in Siechtum dahinſchleichen mußten und Dämmerung. Werk zu ſchaffen auf Werk, Hammerſchlag auf Hammerſchlag zu tun, bis auf den letzten Lebenstag, dies Goethelos ward Henrik Ibſen nicht. Wohl mag ſein Wort aus Tagen neubelebter Kraft Geltung haben auch für dieſe ſiechen: „Im Grunde dichte ich doch immer und immer", wohl mochte den Schöpfer des Skalden Jatgeir der wehmütige Troſt umſchweben: Ungedichtete Lieder ſind ſtets die ſchönſten; doch welche Bildnerträume verwahrt blieben in dem Schrein, als der Deckel auf ewig ins Schloß gefallen, wird niemand ergründen, und wir kommen und kommen nicht zu dem Schatz. Kein Blick kann hineindringen in das Dunkel dieſer Geiſtesnacht mit ihren ſchwarzen lautloſen Schwingen; und hier endet die Ibſenforſchung.

Wendelin Heinelt/ ein Märchen von Hermann Stehr

Der Arbeiter Heinelt hatte ein Weib und sieben Kinder; aber weil er meistens Kartoffeln und Kaffee blasen mußte, wie daheim in seines Vaters kleiner Stube, waren seine Brust und seine Wangen eingefallen und obzwar ihn niemals Krankheit plagte, so taugte doch seine Gesundheit nicht allzuviel und mit dem Durchkommen hatte es allemal sein Wenn und Aber.

Er führte den schönen, langen Namen Wendelin und hatte es sein Lebtag doch noch nie lang hängen lassen können, sondern mußte hinter jedem Pfennige her sein wie der Teufel hinter einer armen Seele.

Als es in seinem Heimatsdorfe nun durchaus nicht vorwärts wollte, dachte Wendelin, wo die Herde groß ist, muß auch die Weide gut sein und zog mit Sack und Pack in ein Dorf, das größer war als manche Stadt. Dort wohnte er in einem großen Hause mit hundert anderen Menschen zusammen. Das Gebäude sah aus wie ein ungeheurer, behauener Steinkasten, und guckten die Leute zum Fenster heraus, so konnte man nicht anders denken, als sie seien sämtlich Gefangene.

Also ging es dem Wendelin Heinelt eigentlich auch hier nicht zu gut, trotz seines reichen Namens. Aber er verlor den Mut nicht, denn das war das einzige, was ihn aufrecht erhielt. Er sang zwar nie, gehörte jedoch zu jenen Menschen, die den Mund bloß so oder so stellen dürfen, da ist das Lied fertig.

Manchmal standen seine Augen doch quer im Kopfe und allerhand lief auf den geheimen Wogen seiner Seele, was er nicht hindern konnte, so unbehaglich ihm auch davon wurde.

Auf diese Weise litt er eines Sonntagsmorgens mehr als je vorher. Der Frühling hatte das erste Laub an die Bäume gehängt. Wendelin lehnte an dem Zaune des kleinen Hofes, der hinter dem großen Hause war. Geputzte Leute, Weiber und Männer und auch ganze Scharen Kinder gingen auf dem Wege dahin, der nicht weit davon übers Feld lief und in die große Chaussee mündete, die nach einigen Krümmungen sich im Walde verlor. „Die haben's gut," dachte Wendelin bei sich, „lassen Sorge und Kummer in der Ecke ihrer Stube liegen und steigen auf die Berge, daß sie auch einmal Luft kriegen nach dem Krummstehen die ganze Woche lang."

Da, wo er lehnte, wuchs ein Ahornbaum und wie er so in den Ästen hinaufsah, um doch auch etwas von dem großen Himmel zu haben, bemerkte er, daß die jungen Blätter am Wipfel schwarz geworden waren und welk herunterhingen, als habe sie jemand während der Nacht verbrannt. Die anderen Bäume, die ein wenig abseits in einer Mulde sich angesiedelt hatten, waren unversehrt. Denn in der Nacht war ein Frost durch die Luft gefahren und hatte dem Ahorn am Zaune so übel mitgespielt; die anderen aber hatte das Land geschützt.

„Dir geht's wie mir," simulierte Wendelin weiter, „und wenn ich mich nicht

wegmache, so haben wir, ich, mein Weib und meine sieben Kinder bald keinen gesunden Trieb an uns. Denn ist Armut nicht schlimmer als Frost?"

Weil er aber so schnell nicht fortlaufen konnte, wollte er seiner Not wenigstens auf ein paar Stunden aus dem Wege gehen und wie die anderen auf die Berge steigen. Also wartete er einen günstigen Augenblick ab, da seine Frau in dem Keller war, ging in die Stube, schnitt sich verstohlen ein tüchtiges Stück Brot los, rieb Salz darauf und machte sich aus dem Staube. Während er so den anderen nachging, übers Feld, die Lindenallee entlang, dachte er nach, was er alles kaufen wollte, wenn er einmal soviel Geld hätte, daß es mit zwei Händen nicht zu fassen wäre: neue Hemden für alle, Hosen für die Jungen und sich, seinem Weibe einen neuen Rock und wenn's langte, ein Umschlagetuch mit einer Blumenkante. Vor allem aber, wenn er das Glück haben könnte, müßte alle Tage ein Stück Fleisch im Topfe sein. Das andere würde sich schon finden. Denn ein satter Magen macht Courage. Kaum aber war er einige Schritt weiter gegangen, da warf er die alten Wünsche um und dachte an vier Handvoll Geld und das nötige dazu und je mehr er verlangte, desto unglücklicher wurde er. Die Leute vor und hinter ihm lärmten in ihrer Fröhlichkeit gar sehr, so daß Wendelin nicht sinnen konnte, wie er wollte, den Faden verlor und vom Hundertsten ins Tausendste kam. Deswegen sah er sich um, auf welchem Wege man der lauten Gesellschaft am schnellsten entrinnen könne. Ein paar hundert Meter im Walde teilte sich die Straße und es wurden drei Steige daraus: links und rechts ein gemächlicher, wohl geebneter Pfad, wie der Weg in einen Herrgottsgarten, in der Mitte eine enge Stiege, jäh und steil, recht in eine Wildnis von Steinen hinein. Auf dem schritt er weiter, und nachdem er sich mit dem Steiglein um ein paar Felsblöcke gedreht hatte, klang das Singen und Johlen der anderen fern und undeutlich wie aus einem geschlossenen Topfe und Heinelt wußte selbst nicht mehr recht, wo er war. Es hatte alles ein so eigenes Aussehen um ihn her.

„Wenn ich nicht wüßte, daß das der Ochsenkopf ist, über den ich hinaufklimme, so möchte ich wohl glauben, ich habe mich verlaufen und sei in einem fremden Lande," sann er für sich hin. Weil er meinte, sich leichter daheim zu fühlen, wenn er an sein Weib und seine Kinder und seine enge Stube denke, so fing er wieder an, über sein Elend nachzugrübeln. Doch es wollte ihm nicht glücken. Allemal, wenn er aufsah, war es ihm, als seien die Steine, die so still und stumpf mit krummem Rücken im Moose hockten, eilfertig wie die Katzen über seinen Weg gesprungen, während er so hinging, die Augen auf den Weg geheftet. Je weiter er kam, desto toller wurde es: die Bäume zogen die Wurzeln aus dem Boden, umschlangen sich mit den Ästen wie Braut und Bräutigam und tanzten den Berg hinauf und hinunter. Die Steine hüpften lautlos umher wie wilde Kaninchen. Heinelt wurde es ganz heiß um den Kopf und er meinte, es sei eine Krankheit über ihn gekommen.

Indem er hilfesuchend seine Augen umhergehen ließ, sah er nicht weit von sich eine geräumige Höhle, hoch wie ein stehender Mann und rechts und links darin

lange, liegende Steine wie Bänke. Dort hinein ging er, nahm sein buntes Taschentuch, trocknete sich die Stirn, setzte sich dann und begann sein Salzbrot zu verzehren.

Er wußte nicht, daß er in der Gegend der laufenden Steine sei und wie er so saß und aß, rückte die lange Felsbank langsam mit ihm vom Flecke, immer tiefer in die Höhle hinein. Anfangs merkte er davon nicht das geringste, weil er von der Freude der Sättigung ganz eingenommen war. Als er aber die letzte Kruste verzehrt hatte, die Krumen von seinen Hosen in die Hand strich, den Kopf zurückbog und die Brosamen vorsichtig als Nachtisch in seinen Magen schickte, gewahrte er mit Entsetzen, daß er mitten im Berge sei. Den Eingang zur Höhle sah er nur noch wie ein Talglicht schwelen. Die Steine aber liefen durch den Berg wie Hasen, hinter denen der Hund dreinjagt. Die Stürme der Tiefe brausten, die Felsen barsten vor ihm krachend auseinander und schlossen sich donnernd hinter ihm. In jedem Augenblick sah er die Reichtümer des Erdinnern golden, silbern, in tausend Farben aufschimmern, daß er die Augen geblendet schließen mußte. Er hielt sich nur immer mit beiden Händen an dem Steine fest, um nicht herunter zu fallen, und weil er mit dem Leben abgeschlossen hatte, so fürchtete er sich gar nicht mehr so sehr. Endlich liefen die Steine langsam und immer langsamer. In der Ferne tauchte Helle auf, so winzig wie ein Grubenlicht, ward größer und größer.

Zuletzt stand der Stein still und Wendelin Heinelt saß am Ausgange der Höhle und wußte nicht, ob diese Fahrt wirklich vor sich gegangen sei oder ob er nur geträumt habe. Er trat vor die Höhle und sah sich um. Da lagen Steine wirr durcheinander und Bäume standen dazwischen gerade wie vorher.

„Weil man nichts rechtes in den Magen kriegt, kommen allerhand solche schwache Stunden über einen und man sieht dann Hölle und Teufel durcheinander," überlegte Wendelin bei sich und ging den schmalen Steig weiter. Plötzlich stand ein Mann vor ihm, der war gekleidet wie es unter den Bürgern vor hundert Jahren Mode war, hatte einen langen Rock mit einer Spitzenkrause um den Hals, kurze Samthosen und Wadenstrümpfe, die in Schnallenschuhen steckten. Er nahm den Dreistutz ehrerbietig vor dem armen, mageren Wendel Heinelt ab, verbeugte sich tief und ging dann stumm auf dem Wege weiter, immer zehn Armlängen zum voraus. Der Erstaunte sah ihm nach und wollte warten, bis er hinter einer Biegung verschwunden sei und dann den Berg schnell hinunterlaufen, denn es wurde ihm etwas unheimlich zumute. Der Unbekannte drehte sich jedoch nach ein paar Schritten nach Wendel um und klopfte mit dem spanischen Rohr, das er in der Hand trug, einige Male auf den Boden, daß es war, als klänge ein goldenes Glöckchen aus der Erde herauf. Der Laut war so verlockend, daß Wendel alle Scheu verlor und dem seltsamen Manne nachging, weil er meinte, so schlimm könne es nicht werden und zum Fortlaufen sei immer noch Zeit. Er ward sogar ein wenig fröhlich, daß ihm in seinem eintönigen Leben auch einmal etwas Seltsames begegne. Sein Führer schritt gar gravitätisch vor ihm her, nicht anders wie ein Priester, der zur Kirche geht und Heinelt schluckte noch bei rechter Zeit die

Frage hinunter, ob er auch verheiratet sei und Kinder habe. Gleich darauf aber bemerkte er, daß der wunderliche Mann zweierlei Strümpfe anhabe, auf dem linken Beine einen blauen, auf dem andern einen roten. Das deuchte ihm gar so komisch, daß er, ohne sich lange zu bedenken, rief: „Heda! Guten Morgen!"

Sogleich drehte sich der Mann um, nahm ehrerbietig den Dreistutz vom Kopfe, senkte sein Gesicht und wartete, bis Wendel bei ihm war.

„Ihr habt's wohl eilig gehabt, heute Morgen aus dem Bett in die Kleider zu springen?" fragte er ihn. Der Mann lächelte ihn traurig an.

„Na, ich meine, weil Ihr den blauen Wochen- und den roten Sonntagsstrumpf auf einmal angezogen habt."

Der Mann gab immer noch keine Antwort.

„Na, so redet doch! Ich bin auch ein armer Teufel und wenn Euch etwas drückt, so sagt es mir nur immer frei heraus. Vielleicht kann ich Euch raten, ich bin nämlich der Heinelt Wendelin."

Über des Mannes Lippen kam kein Wort, aber sein Gesicht nahm jetzt einen so schmerzlichen Zug an, als trage er die Qual von sieben Kirchdörfern auf einmal mit sich herum unter seiner gelben Weste. Unter Kopfschütteln bedeckte er sich wieder mit dem Hut und ging auf dem Wege weiter, wobei sein Stock jene liedartigen Töne aus den Steinen schlug, die es Wendel unmöglich machten fortzulaufen. Der Pfad stieg noch einmal ganz besonders steil bergan, das Duster des Hochwaldes nahm immer mehr ab und bald standen sie auf dem Gipfel, an den sich rechts und links, von Einsattelungen getrennt, andere schlossen, größere und kleinere. Wie mit einer Schere war quer über den Scheitel eines jeden Berges der hochstämmige Wald weggeschnitten. Alle südlichen Lehnen, jene, die vor ihren Augen lagen, trugen unzählige junge Bäumchen, jedes nicht größer als ein Zylinderhut, den ich ins Gras stelle. Wendel sah auf seinen Begleiter, der neben ihm stand, um ihn aufmerksam zu machen, wie lustig das anzusehen sei. Der aber war ganz in den Anblick der Ferne versunken, wo sich zwischen einzelnen Bergen die Ebene auftat: Dorf an Dorf, getrennt von fruchtbaren Feldbreiten, Flüsse und Seen dazwischen, ein buntes, bezauberndes Spiel, immer blasser und blasser, bis es zuletzt nur ein grauer Hauch war, der sich mit dem Blau des Himmels vermischte. Gleich darauf wandte sich der Unbekannte an Wendelin und nach einer ehrerbietigen Reverenz ging er um ihn herum und klopfte mit seinem Rohr auf vier Steine, die nach den vier Himmelsrichtungen lagen und wie Grenzsteine aussahen, aber Sterne auf ihren oberen Flächen trugen. Sobald der klingende Stock einen Stein berührte, verschwand der Stern und ein herrliches Lied machte sich aus dem tiefsten Boden los und stieg langsam empor. Als der sonderbare Mann wieder auf seinen vorigen Platz zurückgekehrt war, spürte Heinelt sich von vier singenden Strömen eingeschlossen, die aus der Erde sich gerade in den Himmel hinauf ergossen. Davon bekam er ein Gefühl, als ob nie ein Kummer sein Herz versehrt habe.

Voll innigen Dankes richtete er seine jung gewordenen Augen auf seinen

Wohltäter. Dieser nickte, zufrieden mit seinem Erfolge, bedeutete ihm aber mit einer geheimnisvollen Gebärde, daß er noch mehr zu schenken bereit sei.

Er hob den Stock und richtete seine Spitze gegen die Ferne des Horizontes. In dem Augenblicke, da sie dem grauen Hauch des Sehkreises gerade gegenüberstand, brachte der Wundermann das andere Ende an seine Lippen und begann blasend seinen Atem in den Stock zu treiben. Davon verlängerte sich dieser immer mehr, fuhr über alles Land hin und bohrte sich endlich in den Nebel der fernsten Ferne ein. Er war dünn geworden, wie das Schweifhaar eines Pferdes und zitterte im Winde.

Heinelt erkannte, daß der merkwürdige Mann alle diese Kunststücke zu seinem Plaisier mache, traute sich aber nicht ein Wort zu sagen, weil er den Kleinen in sehr großer Aufregung sah. Wahrhaftig, der Mann war nicht groß und Heinelt wunderte sich, dies erst jetzt zu bemerken, denn es war doch unsinnig zu denken, er sei eingefahren, seit er in den Stock geblasen habe. Auf alle Fälle wollte er nichts aus den Augen verlieren. Die vier singenden Ströme flossen indessen ohne Aufhören aus der Erde in den Himmel. Plötzlich tat der Zauberer einen lauten Schrei in einer unbekannten Sprache. Das Wort ward sichtbar und flatterte wie ein leuchtender Käfer an dem Haar entlang, so schnell, daß es aussah wie ein brennender Strich. Als er an das Grau der letzten Ferne stieß, gab's einen feinen Knicks.

Auf dieses Zeichen brachte der Mann den Stab wieder an seine Lippen und begann seinen Atem noch viel heftiger hineinzudrücken als das erstemal, daß ihm die Wangen standen wie den Engeln, die das letzte Gericht herbeiblasen. Die ganze Welt, Himmel und Erde, die doch immer wie eine Kugel um uns steht, schien nichts anderes zu sein als eine große, bunte Seifenblase an dem Stocke des geheimnisvollen Zweistrumpfes, der seinen Atem immer stärker hineintrieb. Die übermenschliche Gewalt seiner Lungen zerbrach die Säulen der Ferne und schob die Wände des Sehkreises immer weiter auseinander, so daß bald die ganze, ganze Welt vor den Augen Heinelts lag: alle Könige und Bauern, die Städte samt ihren Bürgermeistern, keine Zehe und kein Zahn fehlte, kein Wasser und kein Berg. Und Wendelin wußte sich gar nicht zu fassen vor Staunen. Er rief nur immer gerade aus: „Sieh, die goldene Stadt! — Sieh, das endlose grüne Meer! — Oh, die tausend Kühe!" und hätte gar nicht mehr aufgehört, wenn auf seine glückvollen Rufe nicht ein Stöhnen geantwortet hätte. Das wurde immer verzweifelter und qualvoller. Endlich konnte er beim besten Willen nicht anders, als auf den Zauberer einen Blick zu werfen. Was er da sah, war zum Erbarmen. Der Zauberer war eingeschrumpft, daß er nicht größer war als ein großer Weihnachtsstriezel, zitterte am ganzen Leibe in großem Schmerz und Tränen strömten über sein Antlitz, das weiß war wie der Kalk, ehe der Maurer Sand hineintut. Doch konnte er von dem Rohr nicht loskommen und mußte immer hineinblasen, ohne Aufhören. Heinelt wollte ihm beispringen. Die vier singenden Ströme, die um ihn waren, hielten ihn gefangen und so mußte er mit ansehen, wie der Zauberer

unter Stöhnen sich immer mehr in den Stab hineinblies, bis er ganz darin verschwand. Der Stock zog sich langsam ein, als sei er das Horn einer Schnecke, wich immer mehr in die Unendlichkeit um ihn und Heinelt konnte bald gar nichts mehr davon sehen. Die Schönheit der ganzen Welt lag vor seiner Stirn ausgebreitet. Nur ein leiser, weher Schleier hing darüber, der vorher nicht gewesen war. Das ist vielleicht das Stöhnen des Mannes, der sich um meinetwillen in die Welt verschwendet hat, sagte Heinelt bei sich und trotz aller Freude über das schöne Wunder da vor und um ihn übermannte den Guten eine schmerzvolle Rührung. Nach einigem Besinnen fiel ihm aber ein, daß auf Erden nichts verloren gehe, und sei der Zauberer zu dem Stock hineingefahren, so müsse er doch wohl auf der anderen Seite irgendwo herauskommen. Das gab ihm seinen frohen Mut wieder und er hob seinen Blick wieder in all die unaussprechliche Schönheit der Welt hinein. Das dauerte aber nicht länger als du die fünf Nagel deiner Hand gezählt hast, so kam eine Verwandlung in alles. Die Fernen wurden unruhig wie ein Tuch, das jemand schwenkt, hoben sich auf und nieder und rückten immer näher.

Heinelt wußte anfangs nicht, was das für eine Bewandtnis habe. Dann sah er aber, daß sich alle Weiten in einen Vogel mit glänzendem Gefieder ergossen, der gerade auf ihn zuflog und immer kleiner wurde je näher er kam. Zuletzt war er nicht größer als eine Blaumeise, schwirrte ihm einigemal um den Kopf und verschwand unversehens in sein Ohr.

Wendel dachte sein Kopf müsse platzen, als die ganze Welt so hineinflog und duckte sich, um nicht zu grob aufzuschlagen. Doch er fiel gar nicht um; nur ein Schwindel benebelte ihm einen Augenblick das Bewußtsein. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, war alles wie es immer gewesen war. Er stand auf dem Ochsenkopf, und drunten hinter dem Walde sah er den Rauch der Essen und das Dorf, in dem er zu Hause war.

Sogleich stieg er hinunter, um noch rechtzeitig zum Mittagessen daheim zu sein. Die Absätze seiner Schuhe waren von all den Wundern an die Fußspitzen gerückt; aber er spürte es nicht. Und während er seinem Hause zuzustreben glaubte, entfernte er sich immer weiter aus seinem Leben und schritt in die wundersamen Verschlingungen des Daseins.

Wenn etwas Großes an uns geschehen ist und die Seele sich wieder von den Erschütterungen erholt hat, dann wissen wir nicht, ob das Traum oder Wirklichkeit war, in dem wir noch eben gleich einer geheimnisvollen Blume geblüht haben.

So erging es auch dem armen Wendel Heinelt. Indem er die Lindenallee entlang seinem Dorfe zustrebte, versuchte er, sich alle Vorgänge zurechtzulegen, um zu wissen, was eigentlich mit ihm auf dem Berge geschehen war. Doch er kriegte es nicht heraus; nur soviel spürte er, daß er nicht derselbe wie heut morgen, sondern ein ausnahmsweise tüchtiger Kerl sei. Sein Gang war leichter, sein Kopf stand strack zwischen den Achseln, wie ein Ballon, der steigen will un-

die Arme waren nicht mehr so steif wie Karrendeichseln. Die Leute, die an ihm vorübergingen, sahen nichts von alledem und trollten dahin, wie er es sonst auch getan hatte, das Gesicht zur Erde gekehrt und suchten den gestrigen Tag. Heinelt hatte daran, daß niemand seine Veränderung sah, eine Freude, die er sich nicht recht verzeihen konnte. Und wie er an den Zaun kam, der das kleine Höfchen hinter dem Hause abschloß, lehnte da der Wirt des Hauses neben dem engen Türchen, durch das er mußte und rauchte seine Zigarre. Er war ein ungeschlachter, gemästeter Mann, sein Gesicht rot, als sei es mit Kälberblut bestrichen und die Augen vor Hochmut starr wie Glasknöpfe. Sein Bein stemmte sich schräg vor das Pförtchen, daß kaum jemand ein noch aus konnte. Und auch da Wendel Heinelt, dem doch die ganze Welt in den Kopf geflogen war, selbst da Wendel Heinelt auf den Zaun zuschritt, zog der Dicke das Bein nicht zurück.

Ich will doch sehen, ob er nichts merkt, dachte der Verschlungene und sagte keck: „Guten Morgen. Machen Sie sich auch ein Vergnügen? Der schöne Tag lohnt sich wirklich." Dabei sah er scharf auf das quere Bein.

„Wenn jeder Esel draußen herumlauft, kann ich wohl auch an meinem Zaune lehnen", antwortete der Flöz und ließ sein Bein stehen, wo es stand. Gut oder böse, Wendel Heinelt mußte über das Bein hopsen und der Fette lachte höhnisch hinter ihm drein, daß sein Kehlbraten wackelte.

Traurig, daß er sich alle Grobheiten einstecken mußte, verzehrte Heinelt sein Mittagsessen, stopfte eine Pfeife, legte sich unter die Bäume der Mulde, die der Frost nicht getroffen hatte und dachte darüber nach, wenn ihm der Mann mit den zweierlei Strümpfen schon was gutes antun wollte, so hätte es auch was anderes sein können. Das was er hatte, ging doch auf keine alte Hose zu flicken. Dann sann er den ganzen Nachmittag nach, was er wählen würde, wenn er wüßte, daß jemand seine Wünsche erfüllen könne. Als das Abendrot am Himmel aufging, war er wie trunken davon, erhob sich und kroch ins Bett.

Sein Weib hatte ein behutsames, lindes Gemüt und ging so vorsichtig mit Worten um, als sei es goldenes Geld. Sie hörte wohl ihren Mann tief Atem holen, wußte aber, daß er nicht schlafe, mochte er auch still liegen mit dem Gesicht gegen die Wand und tun wie eine Maus vor dem ersten Speck. Geruhig saß sie und wiegte das Jüngste in den Schlaf und sang dazu so leise, als halte sie eine Blume zwischen den Lippen. Da machte das Büblein bald ein Fäustchen und drehte das Köpfchen auf die Seite. Das war das Zeichen, daß es der Engel in seinen Arm genommen hatte.

Nun lag das Weib auch und sann nach, wie sie es beginnen solle herauszukriegen, was ihren guten Wendel quäle. Es fiel ihr aber nichts ein; darum sagte sie auf gut Glück: „Wenn die Sonne so weiter scheint, werden die Bäume bald blühen."

Wendel, der wirklich noch wach war, spürte gleich wo das hinauswollte und dachte: „Mit Markus fängt sie an und den Herrn meint sie." Weil er aber der Ansicht war, es sei für des Weibes Ruhe besser, sie erfahre nichts von dem Manne mit den zweierlei Strümpfen und dem Wunderstecken, so gab er sich den Anschein,

ſchon zu ſchlafen und fing ſogar nach einer Weile an, ganz laut zu ſchnarchen. Die Frau redete noch einige Fragen leiſe in die Nacht und beruhigte ſich dann.

So nahm Wendel das Geheimnis mit in den Traum und ſchlief mit ihm die ganze Nacht ohne zu mucken. Darum geriet er ganz in ſeinen Bann.

Als er erwachte, war Montag und die Plage fing wieder an. Er hatte ein wenig verſchlafen und warf ſich ohne Umſehen ſeine Arbeitskleidung über. Der Kaffee dampfte ſchon auf dem Tiſche, ein ſchönes Laib Brot lag daneben und ſein Weib ſaß ihm gegenüber. Sie ſah ihn manchmal unauffällig an, um herauszubekommen, ob er derſelbe ſei wie alle Tage ſeit ihrer Verheiratung.

Heinelt war die Nacht auf allen ſieben Bergen geweſen und die gute Frau ſah das wohl an ſeinem Geſichte, ſchob aber die Schuld auf die Eile, die er hatte. Sie ging ihm auf alle Weiſe zur Hand, damit er ſo ſchnell wie möglich fortkomme. Beim Abſchiede fuhr ſie ihm lind an der Wange herunter und ſagte: „Grab dir einen andern Tag aus.“

Froh, daß ſie ihn nicht mehr gefragt hatte, ſprang er die Treppe hinunter und begab ſich auf den Weg zur Grube. Denn es waren um das Dorf herum eine Anzahl Schächte, aus denen man Kohlen heraufholte. Heinelt, der nicht genug Kräfte hatte und auch die Sonne nicht ſo lange entbehren konnte, war nur über Tag beſchäftigt. Sonſt ſchichtete er Holz, ſchüttete die Hunde aus und planierte wohl auch die Halde. Seit Tagen aber war er Erdarbeiter geworden. Um die Melchiorgrube, ſo hieß die Stelle an der er beſchäftigt war, ſollten neue Gebäude errichtet werden, weil ein kluger Mann in der Erde ein Erz entdeckt hatte, das noch viel koſtbarer als Eiſen und Kupfer war, deſſen Namen ſich aber Wendel nicht behalten konnte. So kurios war er.

Wie er alſo ſeinem Arbeitsplatze zuſchritt, dachte er nach, wie reich und glücklich die Beſitzer werden würden, wenn alles gelungen ſei und die eiſernen Rohre ſchnarchten und wie er ſchon zufrieden ſein wollte, wenn er einmal ſeine Armut und alles, was damit zuſammenhing in die Erde graben könnte, daß es nicht mehr herausfände zu ihm.

Alſo war es klar, daß dem armen Heinelt die Augen ſchon quer im Kopfe ſtanden, ehe ſich der Herrgott recht auf die Sonne geſetzt hatte, um die Erde zu reiſen.

An dieſem Tage ereignete ſich jedoch noch nichts. Nur wenn einer der Direktoren auf ſeinem Luſtwagen geräuſchlos ein wenig ſeitab vorüberfuhr, ſtützte ſich Wendel auf den Halm ſeiner Spitzhaue, ſah dem Gefährt nach und ſpuckte dann etwas lauter in die Hände als es eigentlich notwendig war, um ſich zur Arbeit anzufeuern. Hatte er dann eine Weile die Haue auf und nieder gehen laſſen, ſo ſagte er unvermutet: „Nein, ſo geht das nicht weiter!“ Auf dieſe Weiſe trieb er es drei Tage. Am vierten war Donnerstag. Das iſt ein ausnahmsweiſe günſtiger Tag in der Woche, faſt ſo glücklich, wie der Goldfinger an der Hand unter den übrigen Fingern. Die häufigen Selbſtgeſpräche hatten ihn in der Arbeit zurückgebracht. So ſtand er etwas abſeits und mühte ſich ab, ein kümmerliches Birkenſträuchlein aus dem

Boden zu graben. Das war klein und mager und hatte wenig mehr Blätter, als einem alten Kalkulator Haare auf dem Kopfe geblieben sind. Trotzdem wollte es nicht von der Stelle weg und hielt sich mit den Wurzeln so fest im Boden, daß dem mißvergnügten Wendel endlich die Geduld riß. In Erregung warf er die Haue hin und rief: „Nein, das ist wahrhaftig nicht mehr auszuhalten!" Wie er aufsah, kam ein Mann auf ihn zu und sagte, da habe er durchaus recht. Er, der Wendel, scheine das zu sein, was man so einen rechten Kerl nennt. Dem Heinelt kam der Mann verdächtig vor, weil er ihn lobte. Außerdem trug er einen schwarzen Filzhut mit breiter Krempe. Deswegen traute er ihm noch weniger. Er ließ sich nicht weiter mit ihm ein, sondern langte die Haue wieder her und ging dem Birkensträuchlein tüchtig zu Leibe. Der Fremde aber plapperte wie hundert Töpfe, in denen es kocht und malte ihm allerhand goldene Berge vor.

Wendel hörte alles, was er sagte und wenn der einmal anhielt, um Atem zu bekommen, murmelte er vor sich hin: „Du bist auch so ein Zweistrümpfiger." Denn er war überzeugt, daß all die Unruhe und das Mißvergnügen von dem Manne mit dem Zauberstecken herrühre. Ja, sah er des Rundhuts Gesicht von der Seite, so war er einen Augenblick versucht, ihn für den Zauberbläser selbst zu halten. Davon wuchs aber nur sein Mißtrauen und sein Knurren wurde immer lauter. Endlich hörte der Fremde doch, wie Wendel allemal etwas in den Bart murmelte und sprach, sei etwas so schlecht oder ungeschickt, daß man es nicht laut sagen möge, da solle man es lieber gleich mit der Zunge erwürgen und wieder hinunterschlucken.

Wenn jemand mit dem Absatz anklopft, so macht man ihm mit der Faust auf. Wendel war darum nicht höflicher als der andere und antwortete, er solle ihn in Ruhe lassen. Ganz und gar. Könne er ihn nicht von Kopf zu Fuß, in- und auswendig glücklich machen, so möge er sich in Gottes Namen hinscheren wo der Pfeffer wächst. Das sagte er nicht leise. Der andere aber wurde sehr höflich und entgegnete, das ließe sich ganz leicht machen. Wenn er heut nacht in dies Birkenwäldchen komme, so solle ihm das Glück zuteil werden. Aber die Haue dürfe er nicht vergessen.

Weil Wendel so laut gesprochen hatte, war der Aufseher aufmerksam geworden. Er stand von der Bank auf, knipste die Asche von seiner Zigarre und frug herüber, was es gäbe.

Heinelt glaubte, die Wahrheit verschweigen zu müssen, weil er fürchtete, der Aufseher würde ihm das Glück vorher wegschnappen. Darum antwortete er, ein Freund aus seines Vaters Dorf sei hier und verlange die Bezahlung einer alten Schuld, die der Selige vor seinem Ende nicht habe begleichen können.

„Wer?" fragte der Aufseher sehr verwundert, trat ganz nahe an ihn heran und blies ihm den Rauch mitten ins Gesicht.

„Nun, der eben hier steht."

Dabei wandte sich Wendelin Heinelt um und wollte auf den Fremden zeigen. Aber die Stelle war leer und das hartnäckige Birkensträuchlein war auch

verſchwunden. Da überfiel den armen Arbeiter ein großer Schreck, daß er ganz blaß wurde und Himmel und Erde ſich um ihn drehten. Die ſingenden Ströme ſtiegen aus dem tiefen Boden herauf gerade wie auf dem Berge. Das dauerte nicht länger als man ſich durchs Haar fährt; dann war es wieder alle.

Der Aufſeher, der von allem nichts wußte, meinte, Wendel ſei krank und habe die fliegende Sucht. Deswegen ſei es notwendig, er gehe nach Hauſe und lege ſich zu Bett, bis es wieder beſſer ſei mit ihm.

Des war er froh, nahm die Hacke und ſuchte ſeine Stube auf. Sein Weib drang mit Fragen auf ihn ein, was es gebe, daß er ſo zeitig nach Hauſe komme, kriegte aber nichts aus ihm heraus. Endlich ſagte er barſch: Er ſei müde und wolle ſchlafen und verfiel auch wirklich in einen tiefen Schlaf.

Eine Stunde vor Mitternacht rüttelte ihn jemand. Er drehte ſich um, gewahrte aber keinen Menſchen. Nur der Mond ſtand am Himmel und ſah mit einem Geſicht zum Fenſter herein, als wollte er ſagen: „Mein lieber Wendel, die Geſchichte iſt gar nicht übel.“ Deswegen erhob ſich Heinelt ganz leiſe, ergriff die Haue, ſchlich aus dem Hauſe und war bald in dem Birkenwäldchen.

Es war eine Nacht, ſo licht wie der Tag. Die Birken ſtanden ganz ſtill, ſo ſtill, daß man den Mondſchein über die Blätter fließen hörte wie ein ſilbernes Luftwaſſer. Wendel ging zwiſchen den weißen Stämmen, fühlte die ſamtene Rindenhaut hinunter und atmete den Duft der jungen Blätter; aber von dem Fremden ſah und hörte er nichts.

Da ſchlug die Glocke im Dorfe drunten die zwölfte Stunde. Jeder Schlag ſummte eine Weile im Turme, bis er das Schallloch gefunden hatte. Im Herausfahren aber wurde er ein weißer Vogel mit breiten Schwingen, ſo groß wie ein Schwan. Jeder ſchlug mit den weißen Flügeln auf die Luft, daß es durch den hohen Himmel tönte bis hinauf zu den Sternen, die davon erzitterten. So flog der Zug auf das Wäldchen zu, ein Klangvogel hinter dem andern, als ſeien es richtig wandernde Schwäne. Sie beſchrieben einige Kreiſe über den Wipfeln der Birken, ſchoſſen dann gerade herunter, daß es ausſah, als falle ein ſchimmerndes Seil aus dem blauen Himmel und verſchwanden im Gezweig nicht weit von ihm.

Sogleich herrſchte wieder eine große Stille, ja, wie ihm ſchien, lag atemloſe Erwartung in der Luft, daß er ſich anfangs nicht getraute, den Finger krumm zu machen. Selbſt als die Beklemmung von ihm gewichen war, hob er ſich nur auf den Zehen von dannen bis zu dem Ort, wo die weißen Vögel erloſchen waren. Das Gezweig der Birken hob und ſenkte ſich bebend und die winzigen Blatter zitterten wie ein ſilberner Schleier darüber.

Kopfſchüttelnd ſagte Heinelt: „Die Vögel können doch nicht in die Erde gefahren ſein.“ Weil ihm aber ſchon zu viel Wunderbares in den Tagen geſchehen war, bückte er ſich zum Erdboden nieder und ſah das junge Gras an, das den Boden bedeckte. Doch das ſchlief feſt. Jeder Halm ein wenig geneigt und ein winziges Tröpflein hing an ſeiner Spitze als weine es im Traume. Da ward dem guten Wendel ein wenig weich ums Herz, weil er glaubte, das Gras ſei über ihn traurig.

daß er, einer rechtschaffenen Mutter Sohn, auf solchen Wegen wandle. Um endlich von diesem Zauber loszukommen, fuhr er mit den Fingern durch die Halme und benetzte sich mit der Feuchtigkeit die Augen. Kaum aber hatte das Wasser der Mitternacht seine Lider benäßt, so fühlte er es wie Spinngewebe von seinen Augen sinken und seine Ohren wurden entriegelt. Aus dem Grase hörte er eine Stimme, die klang wie das Zirpen der Sommergrille am fernen Rain. Ein blaues, bleiches Feuer drang aus der Erde und erleuchtete das grüne Gras von unten, daß es aussah, als wachse es auf einer unruhigen breiten Flamme. Indem er genauer hinsah, bemerkte er, daß die Halme sich bewegten, als krieche eine träge Hummel durch das Grün.

„Nun kommt das Glück", dachte Wendel Heinelt, faßte den Halm der Haue fester und drückte den Atem in seine Brust.

Es war aber neben dem Büschel, auf das er sein Auge heftete, eine kahle Stelle, an der nur Moos wuchs, und einige trockene Winterblätter lagen da. Das Rühren der Halme näherte sich immer mehr dem freieren Raum, und die verklungene Stimme ließ sich von neuem hören. Doch nun klang sie kurz und unwirsch wie eines Fuhrmanns Ruf, der ein säumiges Tier antreibt. Ein anderes Stimmchen antwortete, leise singend wie der Flügel der spielenden Mücke und jauchzte in Lust. Ehe er mit dem Auge einmal zwinkern konnte, trat aus dem Grasbüschel ein kleines, kleines Männchen heraus, das war nackt und fleischrot. Seine mageren Beinchen endeten in Mausefüßchen und hinten hatte es ein haarloses Schwänzchen, dünn wie ein Wurzelfaserchen. Ein langer, weißgelber Bart hing von seinem uralten Runzelgesicht; auf seinem Kopfe wuchs Moos statt der Haare und die Augen glommen matt von ewiger Trauer.

An einem trockenen Halm zog es ein Heupferd hinter sich her. Das war verschlafen, stemmte sich mit den Beinchen ein und senkte verstockt seine Fühler.

Jetzt war es glücklich aus den Halmen heraus. Da erblickte Wendel auf seinem Rücken ein Wesen, daß er erstaunte, wie es so etwas Kleines überhaupt geben könne. Es glich ganz dem großen Männchen, war aber nicht länger als ein Mehlkäfer. Da wußte Heinelt, daß er unter die Wurzelmännchen geraten sei, die die Keimchen der Erde pflegen und die Tür zu allen unterirdischen Schätzen behüten und strengte sich an, den Atem noch länger zu halten, weil er hoffte, aus ihrem Gespräch manches zu erfahren, was ihm nützlich sein konnte.

Immer noch wehrte sich der Grashüpfer und wollte gar nicht recht laufen. Der alte Wurzelmann begann darum wieder mit seiner zirpenden Stimme zu singen:

Züttele, zottele, Mickerling,
Rühr dich schneller, faules Ding;
Sonn' dich tags und lieg und blinz:
Jetzt will reiten unser Prinz.

Heinelt aber konnte beim besten Willen den Atem nicht mehr halten und ließ ihn platzend gehen. Die Wurzelmännchen erschraken zu Tode. Der Alte stieß

einen quäkenden Schrei aus, riß den Kleinen vom Pferde und verschwand durch einen Spalt in der Erde. Er hörte sie rufend hinuntertrappeln, ergriff die Haue, benetzte die Spitze mit dem Nachttau und hieb in den Boden, wo die beiden verschwunden waren, daß nur so die Funken stoben. Wohl fielen die Schollen, die er herausschlug, immer wieder zurück und schlossen den Zugang zur Tiefe; aber er ließ nicht nach. Der Schweiß troff ihm von der Stirn, seine Arme zitterten, doch das Loch wurde größer und größer. Die Helle von unten nahm zu und endlich kam er auf einen breiten Stein, der sah aus wie eine Falltür.

Er hielt eine Weile inne und lauschte auf das Gewirr ängstlicher Stimmchen, die in großem Aufruhr drunten durcheinander schwirrten. Je länger er aber rastete, desto mehr beruhigte sich der Lärm der Wurzelmännchen und der herausgeworfene Boden begann langsam von den Wänden des Loches wieder niederzurieseln. Also erkannte Wendel, daß, wenn das nur kurze Zeit so weiterginge, die Öffnung bald wieder geschlossen sein würde.

Jedes Mitleid mit der Not und Angst der kleinen Erdgeister war sogleich verschwunden und mit der Wut blinden Heißhungers hieb er mit dem Kopf der Haue gegen die Falltür, sie zu zerschmettern, wenn ihm nicht geöffnet würde.

Nach dem siebenten Schlage stand ein graues Männchen mitten auf dem Stein, hielt abwehrend sein weißes Händchen über sich und sah mit Augen nach ihm hin, daß den armen Glücksucher eine Empfindung ergriff, die aus Schrecken und Ehrfurcht gemischt war. Er mußte, mochte er wollen oder nicht, sogleich die Haue neben sein Bein stellen und das Männchen betrachten, das, ohne weiter nach ihm hinzusehen, sich niedergelassen hatte und das Gesicht auf seine weißen Hände neigte, die geschlossen nebeneinander lagen.

„Was willst du von mir?" fragte es nach langem Schweigen, hob den Kopf und sah den Wendel Heinelt tief an.

„Tu deinen Blick von mir, ich kann ihn nicht ertragen", antwortete der; denn der Schrecken begann ihn zu überwältigen.

Der Graue senkte das Gesicht auf seine Hände und fragte abermals:

„Was willst du von mir?"

„Das Glück", brachte Wendel endlich stockend hervor.

„Dein Glück oder das anderer?"

„Nein, mein Glück."

„Das kann ich dir nicht geben, das mußt du dir selbst suchen. Aber das Auge, das nach ihm hinsieht und es findet, das kannst du haben, wenn du es nicht anders willst. Ich werde von hinnen gehen und es dir zurücklassen. Ergreif es ohne Zagen. Laß es nicht aus der Hand, sobald du es erfaßt hast. — Ich will dir auch ein Zeichen sagen, woran du es erkennen kannst: Sobald du dein Glück gefunden hast, wird das Auge, das nach ihm hinsieht, erblindet sein, daß du es nicht mehr erkennst."

Er erhob sich, warf ein goldenes Schlänglein aus der Hand und war nicht mehr zu sehen. Wendel bückte sich schnell und erfaßte das goldene Tier. Das

brannte, daß sein Körper wie Feuer loderte. Als er es aber unentrinnbar mit seiner Hand umschlossen hatte, ward es eine runde, kalte, schlüpfrige Kugel, nicht anders wie der Augapfel eines gestorbenen Menschen. Seinen Sinnen aber wurde in demselben Augenblicke die Stumpfheit genommen, die Gott gnädig um sie hüllt und er sah und hörte alles, wie es war.

Das verwirrte den armen Heinelt zum tiefsten Schrecken. Denn, obwohl es Nacht war und blieb, lag alles in blassem, schwelenden Scheine, der von der Erde hinauf in den dunkleren Himmel gleich dem Rauch eines verborgenen Feuers strömte. Im Felde war dieser Brodem leicht und friedevoll. Bäume und Sträucher schliefen in schwarzer, innerer Nacht und aus den Sternen ergossen sich dünne Lichtfäden auf sie hernieder. Über dem Dorfe, auf das Wendel nun seinen Blick heftete, glomm diese geheimnisvolle Helle stärker, unruhiger, kränker. Eine Weile zauderte er, hinunterzuschreiten unter diesen Schimmer, der wie ein schwankes Leichentuch über allen Dächern lag.

„Aber, wer A gesagt hat, der muß auch B sagen", sprach Wendel zu sich, ermannte sich und schritt rüstig bergunter. Wie er zwischen die Häuser kam, merkte er, daß die Helle, die über allem lag, gleich schmerzvollen leuchtenden Schweißtropfen aus den Poren der Mauern dringe und zugleich hörte er durch die Wände das Stimmengewirr der Träume dringen, von welchen die Schläfer in ihren Betten heimgesucht wurden. Wenn er nur eine Viertelstunde darauf gelauscht hätte, er wäre um seinen Verstand gekommen oder hätte müssen das Glücksauge von sich werfen. Allein er wollte weder das eine noch das andere, sondern lief so schnell ihn seine Beine trugen über die Straße, das kleine Gäßchen hin, quer durch den Hof, die Stiege hinauf in seine Stube. Als er endlich unangekleidet in seiner Bettstatt lag, wunderte er sich, wie er es fertig gebracht hatte hereinzukommen, ohne daß jemand von den Seinigen erwacht war. Kaum aber hatte sich die Aufregung des Laufens in ihm gelegt und er rückte sich zum Einschlafen zurecht, so begann das Glücksauge auch in seiner Stube zu wirken. Sogleich setzte sich Heinelt in seinem Bette halb auf. Sein Weib und seine Kinder lagen, trotzdem das Zimmer finster war, sichtbar auf ihrem Lager. Die Sucht ihrer Herzen glomm aus ihnen und erleuchtete sie; zugleich klangen die Stimmen ihrer Träume aus ihrer Brust. Der kleine Raum ward von Schluchzen, Lachen, Singen und lauten Rufen so erfüllt, daß er fürchtete, sein Weib könne von dem Lärm erwachen und fragen, was das sei. Dann mußte er ihr alles erzählen, das Glücksauge zeigen und all seine Angst sei dann umsonst gewesen und er müsse der arme Wendel bleiben bis in sein letztes Hemde hinein. Dieser Gedanke brachte ihm den Schweiß auf die Stirn. Denn er merkte wohl, daß das nicht ginge. Indessen erbebte das ganze große Haus immer lauter von dem Traumgetöse. Denn es wohnten da außer dem Wirt noch viele andere flözige Menschen und ihre Seelen lärmten im Schlafe wie leere Hundewagen auf holprigem Pflaster. In seiner Angst ergriff Heinelt seines ältesten Jungen Drachenschnur, die in einem Knäuel auf dem Fensterbrett lag und lief die Treppe hinunter in den Hof. Dort lag in

der Ecke hinter einem Stoß Grubenholzes ein alter Brunnen, der mit Brettern notdürftig zugedeckt war. Wendel ging hin, hob ein Brett weg und band das Glücksauge kreuz und quer so an die Schnur, daß es nicht entschlüpfen konnte.

„Ich will es in den Brunnen lassen. Wenn es in der Tiefe hängt, aus der es stammt, so werden die Häuser finster liegen und die Träume der Menschen bleiben ruhig in ihrem Leibe. Ich aber will mich hinlegen, damit ich im Schlafe erfahre, was ich tun soll."

Also ließ er sein Glücksauge an des Jungen Drachenschnur in den alten Born hinunter. Aber wie das Auge unter die Erde kam, immer tiefer und tiefer, nahm es an Gewicht zu und ward zuletzt so schwer, daß die Schnur jeden Augenblick reißen mußte. Umsonst bemühte sich Wendel, es wieder heraufzuziehen es hing daran schwer wie eine Kirchenglocke. Seine Arme zitterten, die Schnur knackte. Um das Glück seines Lebens nicht zu verlieren, sprang der verzweifelte Wendel selbst in den Brunnen hinunter.

Er verlor die Besinnung und als er unten ankam, war es dämmergrau wie bei uns auf der Erde ehe die Sonne über die Berge steigt, und er konnte so tief unter sich wie über sich schauen. So befand er sich zwischen zwei Abgründen. Vor sich sah er ein helleres breites Band hinauslaufen, das war ein Weg, den er gehen wollte. Das Glücksauge lag neben seinem linken Fuße und schimmerte rötlich zu ihm herauf. Er bückte sich, um es aufzuheben. Da war es ihm, als lange aus dem dichten Nebel, der um alles stand, ein anderer weißer Arm danach. Wendel stieß mit dem Fuß darnach und die gierig gekrümmte Hand zerfloß wie ein Schatten, indes ein verhaltener Schmerzensschrei ertönte, der nach einem kurzen Zittern in solch erschütterndem Weh erstarb, daß Heinelt sein Glücksauge eilig aufraffte, die Drachenschnur wegwarf und unbesehen auf dem Wege fortlief.

Er ging und ging. Auf einmal war es ihm, als seien tausend andere Menschen um ihn, die demselben Ziele zustrebten wie er. Wo er seine Augen hinwandte, rechts oder links, vor oder hinter sich, es schimmerte ihm undeutlich die Umrisse eines Menschen entgegen, als stehe er überall einem tiefen Wasser gegenüber und erblicke darin sein Ebenbild.

Obwohl Wendel Heinelt so viel des Wunderlichen erfahren hatte, überkam ihn doch ein geheimes Grauen. Er zog den Kopf ein und lief so schnell er konnte. In der Ferne glomm es licht auf, ward heller und heller, so als ob gedämpfter Lampenschein durch einen Gitterzaun falle. Als er näher kam, bemerkte er, daß es ein riesiger Baum sei, der sein Geblätter weit hinaus- und hinaufstreckte. Die Blätter waren geformt wie der atmende Mund eines Menschen und das Geäst lag so dicht aufeinander und war so eisenhart, daß es dem armen Wendel unmöglich war hindurchzuschlüpfen. Deswegen nahm er das Glücksauge in die linke Hand. Kaum hatte er die Finger darum geschlossen, begann es sich zu rühren und drängte mit solcher Gewalt auf den Baum zu, daß Heinelt nicht widerstehen konnte.

Er legte die paar Schritt zum Stamm stolpernd zurück, drückte die geballte Rechte gegen die Rinde und rief herzhaft:

„Ich bin Wendelin Heinelt. Wer auch immer die Baumtür zuhält, ich bitte, macht sie mir auf!"

Da fuhr ein Brausen durch das Geblätter, der Stamm tat sich auf und Wendel ward von seinem Glücksauge hindurchgerissen. Das ging sehr schnell und das Rauschen war auch in seinem Leibe. Als der Baum sich wieder mit lautem Getöse schloß, wußte Heinelt nicht, habe der Flug ein Jahr oder eine Sekunde gedauert. Noch immer erbebte sein Körper in dem Luftstrom, der ihn getragen hatte, daß sich alles um ihn drehte. Dazu war ein Gedröhn wie von den Stimmen unzähliger Menschen um ihn. Er hob erstaunt sein Haupt und fand sich in einem runden Saale, der so groß wie eine Welt war. Seine Wände wurden von Bäumen gleich dem gebildet, durch den ihn sein Glücksauge getrieben hatte. Fortwährend öffneten sich die tausend und aber tausend Stämme und von allen Seiten strömten Menschen herein: Männer und Weiber jeden Alters und Standes mit Ausnahme der Kinder. In schnellem Laufe, die Arme emporgeworfen, die Augen in glühendem Verlangen weit geöffnet, stürzten sie nach der Mitte des ungeheuren Saales der unteren Welt hin.

Manche waren eilig wie das Wild des Feldes; anderen stand der Schweiß auf der Stirn und sie kamen langsam von der Stelle. Jene Starken, denen ihr Säumen den Weg versperrte, machten sich über sie und stießen sie mit Händen und Füßen darnieder. Sowie ein Unterlegener mit seiner Brust den Boden berührte, löste er sich in Rauch auf, der von der Erde gierig aufgesogen wurde. Dieser erbarmungslose Kampf tobte ohne Aufhören. Nur wenige von den Tausenden und aber Tausenden, die durch die lebendigen Bäume getrieben worden waren, erreichten die Mitte des Saales. Dort stand das Häuflein Auserwählter still, und sie huben ihre Stirn und Hände über sich. Denn das Deckengewölbe des Saales, das sich grau und ungewiß wie steigender Rauch aufbaute, hatte in seiner Höhe eine runde Öffnung, durch die überirdisches Licht auf die Wartenden unten niederfloß.

Heinelt, der all das sah, ward von den Wundern der unteren Welt, vor allem von dem Schicksal der Unterlegenen so ergriffen, daß er ganz vergaß, nach seinem Glück gewandert zu sein und richtete voll mitleidsvoller Neugier seine Augen auf die wenigen Menschen in der Mitte. Er hatte es wohl herausgekriegt, aus der Öffnung in der Höhe werde das Glück kommen.

Ehe er aber selbst sein Leben wagte, bis dorthin zu gelangen, wollte er erst abwarten, was sich weiter ereignen würde. Ihm gerade gegenüber, in der äußersten Reihe der Wartenden, stand ein schöner Jüngling, schlank und blond. Er war von dem mörderischen Lauf noch so ermattet, daß er sich kaum auf den Beinen erhalten konnte, und seine erhobenen Arme drohten ihm fortwährend niederzusinken. Jetzt bog die Erschöpfung seinen Leib so zur Erde, daß seine Locken fast den Boden berührten. Sein Gesicht war ganz erloschen und es schien ihm ganz gleichgültig

zu sein, ob ihn die Erde aufsauge oder nicht. Da ging ein Jubelschrei durch die Auserlesenen. Aus der schimmernden Höhe ließ sich langsam eine leuchtende Flamme nieder und schwebte einen Augenblick über den Häuptern der Wartenden, deren Arme doppelt inbrünstig zur Höhe standen. Der gebeugte Jüngling riß sich mit letzter Kraft auf und wie er seine Arme emporgestreckt hatte, fuhr die Flamme nieder und verschwand in seinem geöffneten Munde.

Sogleich erhob er einen himmlischen Gesang, daß sich der düstere Saal der Erwartung mit goldigen Lichtfluten füllte. Zur Rechten riß der graue Horizont auf und man sah die ganze Menschenwelt sich übersonnt aufbauen bis in den Himmel hinein.

Dorthin schritt der gesegnete Jüngling mit schwebendem Schritt, die Arme weit ausgebreitet. Je näher er den Städten des Lebens kam, desto schöner und erhabener wurden sie von seinem unermüdlichen Liede. Ihre Dächer troffen von Golde, die Wälder rührten sich in brausendem Wohllaut und die Menschen auf den Wegen gingen umher wie Erlöste. Dann war er verschwunden.

Die graue Wand schloß sich wieder und der Saal der Erwartung lag beklemmend wie vorher. Heinelt Wendel wußte aber nicht, was für ein Glück dem Jüngling widerfahren sei und sah sich um, ob wo ein Mensch sei, der ihm Bescheid sagen könnte. Er schaute die Baumwand hinauf und hinab. Endlich erblickte er zu seiner Linken einen Mann, der, ärmlich gekleidet wie er, neben dem Baum lehnte, aus dem er gekommen war und sich offenbar auch nicht getraute, hinüber nach der Mitte zu gehen. Er stand demütig, mit gesenktem Gesicht und doch war so etwas Wunderbares um den Mann, eine unbegreifliche Hoheit, daß Wendel nicht wagte, ihn anzureden, sondern ihn ansah und das Auge nicht von ihm lassen konnte.

„Der Jüngling hat das Glück des Gesanges erhalten", sagte der Fremde unaufgefordert zu Heinelt, nickte ihm herzlich zu und lenkte dann seine Aufmerksamkeit wieder der Mitte zu. Wendel blickte auch dorthin und nahm sich im stillen vor, wenn der gute Mann ins Licht laufe, wolle er es auch versuchen. Er wollte auf den Zehenspitzen rennen und wenn er stolperte, einen Purzelbaum in die Luft schlagen, damit er nicht hinfalle und von dem Boden als Rauch aufgesogen werde wie so viele andere.

Doch er sollte es nicht nötig haben, denn plötzlich erfolgte ein solch starker Schlag auf die Wölbung des weltweiten Saales, daß sie erzitterte wie der Spiegel eines Teiches. Wendel drehte den Kopf nach dem guten Manne, um sich zu vergewissern, ob das etwas Gutes oder Böses zu bedeuten habe. Aber ehe er noch bemerken konnte, was der für ein Gesicht machte, erfolgte wieder ein Schlag und wieder einer und jeder war gewaltiger als der vorige. Es war, als schlüge der furchtbarste Sturm, den Wendel je gehört hatte, mit seinen Fäusten auf das Dach des großen Saales der unterirdischen Erwartung. Aus jedem Schlage strömte aber nicht das Getöse des Wetters, das sich im Gebirge gefangen hat. Nein, das Brausen, das in immer neuen Stößen von der Höhe niederfuhr, formte sich immer deutlicher zum Sturm einer überwältigend schönen Musik. Die Wölbung ward

heller und heller und strahlte zuletzt im Glanze eines gesegneten Mittfrühlingstages.

Heinelt ward ergriffen wie in der Kirche. Er kniete nieder und faltete die Hände. Als er endlich wagte, seine Blicke zu erheben, bemerkte er mit Schrecken, daß die große blitzende Wölbung des Saales aus lauter lebendigen Augen zusammengefügt sei und jedes der Blätter des Zaunes, der den ungeheuren Raum einschloß, war ein Mund, der sich im Gesange bewegte.

„Das sind die Augen und Münder der Unterlegenen, die vom Boden aufgesogen worden sind", dachte der arme Heinelt und rutschte auf den Knien ein wenig weg, damit er die singenden Blätter nicht störe. Auf einmal verstummte der Gesang, die Augen der Wölbung glühten noch mehr und aus der Öffnung der hohen Mitte ließ sich ein Feuerstrom von solcher Glut auf die Erwählten darunter nieder, daß Wendel entsetzt auf die Füße sprang, weil er glaubte, die armen Menschen müßten davon verbrennen. Doch als die Feuergarbe dicht über ihren Scheiteln schwebte, verschwand sie in ihren Leibern. Darauf bewegten sich alle schwebenden Schrittes gleich dem gesegneten Jünglinge nach jener Seite hin, wo der Zaun des Saales auseinanderbarst und die Stadt des Lebens sich zeigte. Dort vergingen sie, wie Wölkchen am heißen Sommerhimmel zerrinnen. Sie starben recht in den Himmel und die Unvergänglichkeit hinein, denn von jedem blieb etwas zurück, das die Schönheit des Lebens erhöhte. Aus dieser Seele floß ein Haus, das weiß und königlich hinter dunklem Grün hervorschimmerte; von jener Seele tranken sich die Wälder ein tieferes Grün, die Meere satteres Blau; andere verhauchten in die Höhe, und das Rund des Himmels spannte sich weiter, das Angesicht der Erde ward deutlicher und die Lieder in den Lüften seliger von ihrem glückvollen Untergange.

Zuletzt war alles erloschen wie ein Traum des Schlafes. Der Zaun hatte Blätter, die Wölbung baute sich grau hinauf wie steigender Rauch und der ganze ungeheure Saal lag in trostloser, beklemmender Dämmerung. Aus der kreisrunden Öffnung der hohen Mitte aber floß ein weißes, friedevolles Licht.

Wendel, der alles in atemloser Spannung betrachtet hatte, raffte sich zusammen und drehte sich um; denn ihm war gar wehe ums Herz.

„Wenn ich nur wieder durch den Zaun könnte, ich wollte mich wohl bis zum Brunnen zurückfinden, an meines Jungen Drachenschnur hinaufklettern in den Hof und bei den Meinen nach keinem Glücke mehr fragen", sann Wendel. „Denn die das Glück nicht erreichen, verschwinden wie Rauch im Boden und deren Sehnen sich erfüllt, vergehen wie der Atem des Mundes in der Luft. Was ist da für ein Unterschied zwischen Glück und Unglück?"

Er griff in seine Hosentasche und fand die Drachenschnur nicht mehr, denn er hatte sie ja draußen vor dem Baume im Menschennebel weggeworfen. Nun war sein Schmerz noch größer. Er hätte sich am liebsten auf den Boden geworfen, um zu sterben. Allein zur rechten Zeit noch stellte er sich seine Kinder vor, die hungern müßten, wenn er hier unten verginge. Sein liebes Weib weinte gewiß

bis sie blind wäre. Deswegen wollte er wagen, was Abertausende vor ihm gewagt hatten. Er fühlte das Glücksauge noch in seiner Hand, drehte sich um und schaute nach der Öffnung in der hohen Mitte der Wölbung. Eben biß er die Zähne aufeinander, ballte die Hände und hob seinen Körper zum Lauf auf die Zehenspitzen. Da erschien in der Öffnung oben ein blasses, uraltes Gesicht, das war so schön, daß Wendel meinte, es sei Gott Vater selber. Der Greis lachelte ihm in großer Güte zu und aus seinem Auge fiel eine Träne der Freude. Sie sank von der Wange herab und schwebte eine Weile leuchtend in der Luft. Dann flog sie langsam auf sie zu. Kurz vor Heinelts Stirn schoß sie zur Seite und traf den guten Mann, der ihm so bereitwillig Bescheid gegeben hatte, mitten auf die Brust. Der stieß sofort einen hohen Schrei aus, griff verzweifelt mit den Händen in die Luft und begann in die Knie zu sinken. Ehe er aber noch den Boden berühren konnte, hatte ihn Wendel in den Armen aufgefangen. Er legte den Getroffenen, dessen Leib schlaff wie der eines Sterbenden war, sorgsam und sanft über seine linke Schulter und ging, als gehöre es sich so und nicht anders, quer über den Saal auf jene Seite zu, wo die Stadt des Lebens lag. Als er an den Zaun kam, barst der von selbst auseinander und die ganze Welt mit ihren tausend blauen Bergen, den hundert glänzenden Städten, dem unendlichen Meere und den unaussprechlichen Gefängen unter dem hohen Himmel lag vor ihm, genau so herrlich, wie der Zauberer auf dem Ochsenkopfe sie aus seinem Rohre geblasen hatte. Eine breite Straße führte mitten in sie hinein und die Steine an ihrem Rande waren aus purem Golde.

Ehe Heinelt den ersten Schritt auf sie tat, sah er noch einmal zurück in den Saal. In diesem Augenblicke glühten die Millionen Augen seiner Wölbungen und die Blätter öffneten sich und sangen ein Jubellied, das klang gewaltig wie das Brausen eines Sturmwindes.

Heinelt freute sich über das schöne Lied, das ihm gesungen wurde und hätte es gern zu Ende gehört. Aber er dachte an den Verwundeten, den er trug und schritt rüstig fürbaß, daß er ihn in dem ersten Hause, zu dem er käme, unterbringe. Kaum aber war er tausend Schritt gegangen, so klopfte ihn der Kranke recht liebreich auf den Rücken. Wendel stand still. Der Verwundete stieg von seiner Achsel und stand ganz gesund vor ihm.

Da sah Heinelt, daß es wirklich der Zauberer vom Ochsenkopfe war, der für ihn die ganze Welt aus dem Rohre geblasen hatte und erinnerte sich an sein Glücksauge, das verschwunden war. Seine Hände waren leer, und auch rundum war nichts zu sehen. Deswegen blickte er verdutzt auf den Zauberer.

Der aber sagte: „Du hast deines Glückes nicht geachtet, um mir beizustehen und überdies sagte ich dir nicht, daß das Glück in dem Augenblick unsichtbar sein soll, wenn du es besitzest?“

Wendel wollte eben bescheiden bemerken, nicht er, sondern das graue Männchen auf dem Steine habe das gesagt, fand aber keine Zeit dazu, denn der Zauberer hatte einen goldenen Stein aus dem Rande der Straße gezogen, trat hinzu, gab

ihn dem armen Heinelt und strich dann mit seiner Rechten über beide Augen des Beschenkten. Wendel stammelte Worte des Dankes und weil er keine Hand frei hatte, drückte er statt des Zauberers den goldenen Stein an seine Brust. In diesem Augenblicke ward er fortgerissen. Das ging so schnell, daß er die Augen zumachen mußte. Als er sie wieder öffnete, lag er daheim in seinem Bette. Es war heller, froher Morgen. Die ganze Welt sah zum offenen Fenster herein. Die Blätter der Bäume sangen wie die Münder von Menschen und der Himmel war blau wie von den Sternen unzähliger, tiefbeseelter Augen. Aus allem aber dämmerte auf rätselhafte Weise ein Antlitz von erhabener Güte.

Sein Weib beugte sich über ihn und fragte bekümmert, wo er gewesen sei.

Wendelin Heinelt lachte aus vollem Herzen, schob die Decke zurück und zeigte ihr den goldenen Stein, der neben ihm lag. Dieser war ein schönes rundes Brot geworden, braun, rissig und duftend wie sie es alle Tage vom Bäcker holten.

Der Erwachte rief alle seine Kinder herbei und nachdem alle von dem Brot gegessen hatten, fühlten sie sich so voller Lust als wären sie im Paradiese.

So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag, das Brot nahm kein Ende und die davon aßen, bekamen goldene Herzen voll Fröhlichkeit und Güte, ihre Augen blieben reich und ruhig.

Heinelt bekam noch viele Söhne und Töchter. Alle haben denselben Blick, denselben frohen, leisen Mund.

Auch du hast dann und wann schon einen aus seiner Familie gesehen. Wenn du jemand um einen Trunk Wasser bittest und er reicht dir die Kanne; um einen Bissen und er langt dir das Brot hin; um ein Eckchen für dein Haupt und er bietet dir sein Haus an, so wisse, es ist ein Kind jenes Heinelt Wendelin, der voll Schmerz sein Glück suchen ging und als er es gefunden hatte, dessen nicht achtete, um seinem ärmeren Bruder zu helfen.

Einmal aber sind wir alle Heinelt-Menschen geworden. Dann ist der Himmel auf Erden und niemand fürchtet sich mehr vor dem Tode.

Christianiafahrt/ Erinnerungen von Julius Elias

er Sommer ist dahingegangen. Ein leuchtend schöner Herbst hat eingesetzt. Es zieht mich wieder hinauf in die Länder meiner schwärmenden Jugend: der Generation, der ich angehöre, stand in den entscheidenden Jahren der Entwicklung nicht nach italienischer Pilgerschaft der Sinn, sondern nach Nordlandreisen: das war freilich noch nicht Touristenmode wie heute. Obwohl die Universität alles mögliche tat, um uns zu gesitteten klassischen Philologen zu erziehen, so wurden wir eigentlich doch keine Lateiner. Einen kleinen Epigrammendichter auf den Pergamentfriedhöfen dänischer Archive auszugraben, seinen Wandel und seine Händel, war ich, im dumpfen Eifer grünender Gelehrsamkeit, nach Skandinavien gegangen, und fand Henrik Ibsen. Ein Königtum künstlerischer Lebensfülle und lebenerfüllter Kunst . . . Nun bin ich wieder nordwärts gezogen. Zu dem inneren Ruf kam ein Ruf von außen her. Ich sollte Ibsens Familie und „Reisekameraden" sehen, die er immer hatte und die er später fand, — sollte prüfende Blicke tun in die papierenen Schalen seines Lebenswerks, ob sie nicht verlorene Kerne noch enthielten, die man ausheben könnte. Der Dichter ist tot, seine rund vollendete Arbeit gehört der Welt an: doch noch viele Stufen der Erkenntnis liegen unerstiegen vor uns, und wenn Henrik Ibsen in Gegenwart seiner Frau manches Mal auf die sorgsam geordneten und verschnürten Bündel seines Arbeitsmaterials bedächtig mit dem Finger deutete und langsam sagte: „Sieh, meine Liebe, das ist das Wichtigste — das Wichtigste", so dachte er an das Geheimnis einer Dichterwerkstätte, deren Tor verriegelt bleibt, bis sich die Zeit erfüllt hat. Er sprach die Worte als der Künstler, der wie Rubek, der stolze und unerschrockene Meister der Selbstanatomie, nichts anderes je hatte sein wollen als Künstler. Und wenn Ibsen einmal einer vorlauten nordischen Schauspielerin gelinden Zornes die entschiedene Antwort gab: „Ich schreibe keine Rollen, mein Fräulein, ich schildere Menschen, Menschen!" — so darf man wohl annehmen, daß er seine genau geschichtete Blättersammlung nicht als theatertechnisches Zeughaus allein, sondern als das halbmystische Reich angesehen haben wollte, worin er Menschen schuf nach der Welt Ebenbildern und auch nach seinem eigenen Ebenbilde . . .

Nun war ich also wieder da oben in dem Lande der Stille, wo selbst Staatsrevolutionen sich lautlos vollziehen. Im Lande der Politiker und Versemacher. Man spricht erwartungsvoll von dem neuen Roman Björnsons und von der schwülen Ruhe im Zelt dieses greisen politischen Achill; mehr noch aber spricht man von Henrik Ibsen. Über die große, fast heilige Nationaltrauer des Frühlings ist die Herbststreife einer tiefen Gedächtnisstimmung gekommen. In den Schaufenstern der Buchläden die ersten Blätter der neuen volksmäßigen „Erinnerungsausgabe", die Gyldendal auf den Markt wirft, ein Exemplar neben dem andern in drolliger Dekoration; den Hintergrund beherrscht die gwserne herbe Studing-

büste des Alten. Tritt man in eine Gesellschaft, so fährt wie auf heimlichen Gleisen das Gespräch, bei welchem Gegenstande es auch stehe, doch immer wieder zu Ibsen zurück. Von sechs Personen verschiedener Berufsrichtungen legen alle sechs Beschlag auf ihn: der Politiker (zumal der Sozialdemokrat) für die Partei, der Arzt für die Ärzte, der Philosoph für sein System, der Ethiker für sein Sittlichkeitsprogramm, der Theatermann fürs Schaubühnenhandwerk, die Frauenrechtlerin für die lieben Ihren: so nimmt ihn jeder für sich in Anspruch, und er gehört im Grunde doch keinem, wenigstens nicht mit Haut und Haaren. Die stärkste Ibsenstimmung aber geht von den Brettern aus, die Norwegens nationale Welt bedeuten. Man führt in nicht unterbrochener Reihe seine Gesellschaftsdramen auf, die Ibsen selbst gern als das „Drama unserer Zeit" bezeichnete. Björn Björnson gehört zu den Ibsenkundigsten und Ibsenreifsten, und er ist Norweger. Er verwirklicht Ibsens Traum: nicht Rollen, sondern Menschen spielen zu lassen, norwegische Menschen, und zwar so hineinwachsend vom Individuum ins Typische, daß sie wie Weltbilder wirken und vom Europäer als jeder Menschenart Gleichnis angesprochen werden können. Er hat eine Künstlerin, die nur in einem größeren Lande geboren zu sein brauchte, um dank ihrer tiefen und mannigfaltigen Seelenverkörperung als eine andere Duse in Orient und Okzident die Schauspielkunst zu revolutionieren: Johanna Dybwad. Heute führt diese geniale Persönlichkeit den Dämon durch Johannes Rosmers Haus, und morgen offenbart sie uns als klein Hedwig das eigenste und eigentliche Drama in der „Wildente": in unserer deutschen Musteraufführung standen im Zentrum ästhetischer und menschlicher Teilnahme bisher noch immer die Männer, Gregers und Hjalmar, und, lehmannisch-prachtvoll, Gina, — an klein Hedwigs Schicksalsdrama erschüttert zumeist nur der Pistolenschuß, man geht nicht ohne Mißtrauen gegen den Zwang dieses Endes aus dem Theater. Durch Frau Dybwad aber erlebte ich auf der Bühne zum ersten Male die Kindertragödie, und kein psychologisches Glied fehlte im Notwendigkeitseindruck der Todeskatastrophe. Hier war ein Kind, ein wahres Kind und ein unerschütterter Glaube an die Vaterliebe, an die Echtheit der Hjalmardeklamationen. Erlischt in der kleinen süßen Einbildungskraft Hedwigs diese Sonne, so erlischt das Leben. Nie sah oder hörte ich auf der Bühne ein Menschenwesen so um Liebe bitten, flehen, betteln. Sehen oder hören — das ist zu wenig. Es war wie eine hypnotische Übertragung. Stimme, Tränen — was können die? Es kam aus den Eingeweiden herauf. — Und die Augen — diese Augen mit den intermittierenden Lebenslichtern werde ich nie vergessen.

Ich verstand das Gefühl des schon vom Tode gezeichneten Ibsen: daß hier seine Bühne sei, nur zu gut. Dieses Theater war der Kernpunkt auch seines gebrochenen oder unterbrochenen Gedanken- und Empfindungslebens noch. So oft nur sein kranker Leib eine Promenade im Wagen machen konnte, mußte man Ibsen zum Theater hinfahren; er umfuhr es zweimal, dreimal; ließ an dieser Ecke halten und an jener und erhob die verglasenden Augen (die Augen, die früher etwas hatten vom Leben in Meerestiefen) schweifend über den Bau seiner Träume —

nie hatte das Instrument, das sich Theater nennt, ihm genügt. Es war ihm ein grobes Instrument, ein notwendiges Übel. Weder die leitenden Geister, noch die ausführenden Künstler waren seinem Ideale reif. Ein Luftschloß war sein Theater. Hier aber hatte das Luftschloß wenigstens eine Grundmauer unten: Verwirklichungskräfte, die emporstreben ...

Wir gehen zum „Erlöserfriedhof", Halvdan Koht und ich. Wir wollen zu Henrik Ibsens Grab. Unterwegs kaufen wir einen Kranz von weißen Rosen. Ein wunderschöner Sonntagnachmittag. Es ist halbkühl, halbwarm in der Luft. Die Sonne sendet gedämpften Goldglanz. Eine schwere Glocke klingt. Das junge Grab des Alten ist nicht leicht zu finden, gerade weil es nicht als Grab unter Gräbern liegt. Wir gingen beinahe achtlos an einem herrlich grünen, großen Anger vorbei, aus dessen Mitte ein schlichtes Blumenbeet, ein Beet von roten und blauen Blumen, leuchtete. Dahin mußten wir zurück: der Anger mit dem Blumenbeet nämlich, das ist Henrik Ibsens Grab. Unter den Blumen schläft er, — er, für den es keinen Gerichtstag mehr gibt: denn er hat ihn selbst über sich gehalten. Im Hintergrund des Angers hohe, doch ungleich hohe Birken, wohl mehr als ein Dutzend; wie ein aufgeschlagener Fächer steigt und fällt diese Birkensilhouette. Auf dem Anger wird fortan kein anderer Grabhügel sich erheben: das ist eine nationale Ehrung, aber es ist zugleich ein Symbol. In seiner Frühzeit war es Ibsen ein quälender Gedanke, seelisch „allein dazustehen", vom Schicksal aber empfing er die schmerzlich-hohe Gabe der Absonderung, und seiner Weisheit Schluß ward: „Der ist der stärkste Mann der Welt, der allein steht." Und fortan blieb Ibsen ein einsamer Mann und wird es auch im Tode sein. Doch von diesem grünen Anger wird es ausgehen wie der Pulsschlag eines Herzens, das dem großen Nationalkörper vergangener Menschen hier eingesetzt ist. In des Beetes Mitte wird sich eines Tages ein Grabmal erheben: ein Obelisk aus silbergrau schimmerndem Labradorstein, und auf der vorderen Fläche wird nichts anderes zu lesen sein als: „Henrik Ibsen". Kein Geburtsdatum, kein Sterbetag. Aber ein Zeichen auf der Sockelfläche: eine Hand, die einen Hammer schwingt. Nun werden alle wissen, daß hier ihr alter Bergmann ruht, der in irdisches Dunkel drang, um ihnen das Licht zu bringen, zu den Rätselfragen des Daseins drang, um Antwort zu holen, und der wirklich den Hammer, Schlag auf Schlag, führte bis in seine grauen Alterstage ... Unweit dieses Angers, auf einer leichten Anhöhe, liegt das Grab eines anderen Lichtbringers: Henrik Wergelands Grab, der da in Norwegen der genialste Dichter vor Ibsens Epoche gewesen ist. Ihm schrieb man nach tragisch-kurzem Leben 1847 auf den Stein: „Dem unermüdlichen Kämpfer für des Menschen und des Bürgers Freiheit und Recht". Ein Nationaldank dem romantischen Stürmer und Dränger? Weit gefehlt. Nicht norwegische Christen haben das geschrieben, sondern ausländische Juden — dem zornigen Emanzipationsfreunde. Die Norweger von 1847 ließen zu, daß ihr größter Mann noch in seinen Sterbetagen von der eigenen Scholle durch Gläubiger vertrieben wurde, — — das nationale Gewissen aber ist in den sechzig Jahren schärfer und

empfindlicher geworden: das Geschlecht von 1906 rüstete seinem größten Mann aus freiem Impulse selbst die Totenfeier und Grabfahrt ...

Die Sonne sank tiefer. Von dem Toten ging ich zu der Lebenden, der überlebenden Ehekameradin. Henrik Ibsens letzte Heimstätte lag in einem wunderlichen, fast beängstigenden Helldunkel, und schwer und schwerer ward mir jeder Schritt, den ich in den Stuben tat. Der traurigen Stunden mußte ich gedenken, da ich hier dem mit unheilbarer Krankheit geschlagenen Greise zum letzten Male gegenübersaß. Er konnte von der Vergangenheit nicht loskommen und hatte feuchte Augen, wollte immerfort sprechen und mußte doch nach Worten suchen, die sich nur mühselig einstellten, bald norwegische, bald deutsche — und er hatte doch früher ein so schönes, klares Deutsch gesprochen. Ein merkwürdiger Moment, einer von der sehnsüchtigen Tragik des „Gespenster"-Schlusses: „Wie gefällt Ihnen die Stadt jetzt?" fragte er mich, einen früheren Gedankengang durchbrechend. „Ich finde sie sehr entwickelt, eigentlich recht stattlich." „Ja, aber keine Sonne, keine Sonne, keine Sonne", hauchte langsam der Greis, indem er einen flackernden Blick durchs Fenster sandte, — auf die Straße, wo doch die schönste und hellste Augustsonne schien — —. Ich mußte ihn in sein Arbeitszimmer führen. Er zeigte mir allerlei Sachen, die schöne Tierstatue Baryes, die ihm französische Freunde geschickt hatten, Arbeiten Grönvolds und eine Leinwand jener merkwürdigen norwegischen Malerin, die ihm in ihrer Jugend zu Lona Hessel, im Alter zur Rattenmamsell Modell gestanden hatte. Er weist mit dem Stock schweigend auf Munchs Strindbergporträt hin. „Gut", sagte ich. Er nickte, ein bißchen schelmisch. Den Mann konnte er nie leiden, aber sein Bildnis hängte er an seiner Wand auf. — Dort an dem unscheinbaren Schreibtisch hatte er auch seinen Kunst- und Lebensepilog gedichtet. Das kleine hölzerne Tintenfaß, dessen er sich bei allen seinen Stücken seit „Kaiser und Galiläer" bediente (die kostbarsten Tintenfässer, die man ihm verehrt hatte, standen unbenützt), war ein Geschenk seiner Schwägerin Marie und stand auch damals vor ihm, als er den Schlußpunkt setzte hinter sein Lebenswerk. Er schrieb „Wenn wir Toten erwachen" mit solcher Anstrengung und leidenschaftlichen Erregung, so krampfhaft und so fieberhaft, daß es seine Umgebung fast beängstigte. Nur fertig werden, fertig werden! Als höre er düstere Schwingen über sich. Als stünde der unheimliche Gast, der seinen Alfred Allmers auf Bergespfaden gespenstisch begleitet, schon mit erhobener Hand hinter ihm. Ibsen wußte, als er das Drama dichtete, ganz genau, daß dies das letzte sei, daß er fortan nichts mehr werde schreiben können — davon sind die Seinen fest überzeugt gewesen. Und bald danach schlug ihn ja auch die Hand des Unheimlichen. Und an diesem Tisch versuchte der gebrochene Mann, vor dem alles, was er gekonnt, getan und getrieben, in Nichts versunken war, wieder etwas zu erlernen, nachdem er in ein Scheinleben zurückgekehrt war. Da findet ihn sein Sohn, wie er auf einem Stück Papier Schriftzeichen malt. „Sieh her," sagt der Alte, Wehmut in der Stimme, „was ich da tue. Ich sitze und lerne Buchstaben machen — Buchstaben — und war doch einmal ein Schriftsteller! ..."

. . . Ich trete in Susanna Ibsens Witwenstube. Sie sitzt an der Fensteröffnung, durch die einzig sie seit sechs langen Jahren die Welt, die kleine Welt des Drammenvej betrachtet. Nicht weit von jenem andern Rahmen, durch den der Alte in den Tagen des Siechtums, Morgenstunde um Morgenstunde, etwas von dem Weltlauf zu erhaschen suchte und sozusagen Besucher empfing und abfertigte: denn der Fensterpromeneure, berufener wie unberufener, war kein Ende. Sechs Jahre nichts als Hüterin des Hauses, Hüterin eines Kranken, — und was für eines Patienten! Eines starken eigenwilligen Mannes, dem der Tod das kleinste Stückchen Leben abtrotzen, entreißen mußte. Dann aber, nachdem der alte Lebenskämpfer sich ergeben hatte, war der Tod hochherzig genug, nicht grausame Revanche zu nehmen. Er lullte sein Opfer sanft ein und ließ es schmerzlos, fast glückselig hinüberdämmern ins Schattenreich. Um das Totenlager jüngerer Dichter stehen die Sinnbilder unerfüllter Ideen, — Gestalten, die gebieterisch das versprochene Leben vom Gestalter fordern. Hier aber hat die Phantasie zu Ende gebären können, und keine Beklommenheit herrschte mehr in den Träumen der Erschöpfung. Alle die Geisteskinder wohnten gesichert im Leben und konnten keine danse macabre mehr aufführen.

So oder ähnlich schilderte Frau Susanna mir das Ende, ruhig, in verklärtem Schmerze die Vergangenheit durchlebend. Sie selbst ist aus den langen Leidenstagen mit ungebrochener Energie hervorgegangen. Die Füße wollen freilich nicht, die Füße; aber der Lebenswille und der Geist sind frei und stark. Sie will die große Wohnung nie verlassen, weil er hier seine Heimat hatte und noch immer hat. Sie lebt in den Zimmern, in denen er je nach den Tagesstunden lebte, genau nach der Uhr wie er. Das Gefühl der Leere kommt nicht auf. Er ist ja immer um sie und mit ihr. Sie hört durch die Zimmerreihe nach wie vor seine Stimme, die fast bittend sie zurückrief, wenn sie sich einen Augenblick von seinem Lager entfernt hatte; sie saß den ganzen langen Tag und viele Nächte an diesem Krankenlager. Er wollte nur sie und keinen andern um sich haben. Und sein letztes Wort, das er auf dieser Erde sprach, ist gewesen: „Min soede, kjaere, snille frue“ (meine süße, liebe, gute Frau). Das war des „Dankes“ Dank . . . Dann eine Episode aus den letzten Tagen. Der Kranke hatte eine stille, gute Nacht gehabt und erwachte mit klarem Bewußtsein. „Sehen Sie“, sagte Frau Ibsen, über den Kranken geneigt, zum Wärter, der auf der anderen Seite des Bettes stand, „sehen Sie, der Doktor wird wieder ganz gesund.“ „Tvaertimod!“ — kam es da mit einer Kraft aus Ibsens Munde, die seine Pfleger fast erschrecken machte. „Quand même!“ Mit einem Ruck hob sich der Oberkörper, und das Auge des alten Löwen schien über das Bettende hinweg am Boden den heimlichen und rätselhaften Gegner zu suchen, dem er nun siegreich Widerstand geleistet habe. So ein „tvaertimod“ ist Ibsens ganzes Leben und Dichten gewesen.

Unbehaglich war ihm, dem alten Heimatlosen, die Heimat, doch glücklich war er in seinem Heim. Er wurde froh der Seinen: mit der Karriere Sigurds, der der väterlichen Persönlichkeit gegenüber auf seiner eigenen Persönlichkeit bestand als

Politiker und als Staatsmann, hatte er sich ausgesöhnt; der schönen, klugen und gütigen Björnsontochter war er ein zärtlicher Schwiegervater, und seine Enkel liebte er über alles, zumal das zweite Kind, ein Mädchen, das den Namen Irene führt. In den Stimmungen des Kindesfriedens, der ihn umgab, empfing die letzte Frauengestalt, die der Großvater-Dichter schuf, Seele und Leben, und nach dem Enkeltöchterchen gab er ihr den Namen. Als im Vorfrühling dieses Jahres Sigurds drittes Kind geboren wurde, war der leidende Mann noch eindrucksfähig für das Glück, das seinem Hause abermals geworden war. Er erkundigt sich, wie die Kleine heißen sollte. „Wir wollen sie Eleonora nennen", sagt Bergliot Ibsen. „Das ist gut," meint der Greis, „das ist gut, — Eleonora, das ist meine Nora." Und schwieg und sinnierte weiter . . .

Susanna Ibsen hat auch darin mit ihrem toten Freunde ein geheimes Leben weitergelebt, daß sie seine nachgelassenen Papiere und ungezählten Briefschaften mit eigener Hand sichtete und ordnete. Die literarischen Einzelheiten aber, die sie fand, sind direkt oder mittelbar nur Teile seines weitschichtigen Arbeitsmaterials. Was man „Dichtungen" nennen könnte, etwas, das künstlerisch eine besondere Existenz führen würde, das hat er — sieht man von kleineren lyrischen Sachen ab — nicht hinterlassen. Und wo dergleichen sich etwa an anderem Orte finden sollte, so kann es sich ganz gewiß nur um die preisgegebene Form dessen handeln, was später ein Drama wurde. „Der Ibsen", sagte sie mir, „war sehr ökonomisch in seinem Schaffen; er brauchte alles, was er machte, für seine Stücke." Aber die Briefe, diese Berge von Briefen. Von Frauenbriefen zumal. Alle diese Frauen wollten etwas von ihm — für ihre Seelenleiden, für ihre Unverstandenheit, verlangten Auflösung für die Rätsel ihrer Naturen: denn fast jede hielt sich für ein Problem, mit dem sich zu beschäftigen Ibsen wohl Zeit und Interesse haben würde. Den Vater Noras glaubte jede für sich in Anspruch nehmen zu können. Die Weiber sanken ihm, ehe er sich dessen versah, sozusagen an die Mannes- und Dichterbrust — dort betrachtete er sie mit lockendem Grauen, um dann mit einem „Noli me tangere" den Rückzug anzutreten. Frau Susanna gerät bei diesem Kapitel in die Stimmung ironischer Heiterkeit: „Ibsen, habe ich manchmal zu ihm gesagt, Ibsen, halte Dir die vielen überspannten Frauenzimmer vom Leibe." „O nein, antwortete er mir dann. Laß nur. Ich will sie mir näher ansehen." Dieses Sichnäheransehen dauerte bald längere, bald kürzere Zeit, und immer ist ein Kunstwerk daraus geworden. Er verband Einzelheiten verschiedener Charaktere zu einer neuen Einheit oder differenzierte einen Komplex von Charaktermerkmalen: so hat ihm das untersuchende Interesse, das er an dem kleinen Gossensasser Frauenphänomen nahm, zugleich die tolle Hilde und die sanfte Thea Elvsted abgeworfen. Andererseits ist Hedda Gabler aus seelischen Vivisektionen an einer Münchener und einer Christianiaer Dame entstanden. Dort das seltsam-hysterische Weibchen, das die Männer anzieht und abstößt und gern Raubzüge ins Gebiet des Menschenschicksals macht — hier die Tesmangattin. Eingeweihten sind diese Damen wohl bekannt; sie aber bewahren über ihre Bekanntschaft mit Henrik Ibsen vorderhand

noch die Zurückhaltung, die gewissen anderen fehlt. Hinter der Meerfrau Bilde schimmert fein Camilla Colletts Antlitz, und der „fremde Mann" ist in manchen Zügen mit Welhaven verwandt. Ibsen hat Björnson im Doktor Stockmann verdichtet, das wissen viele; aber wenige nur wissen, daß zu den menschlichen Grundlagen dieses Charakters auch das originelle Wesen des alten Harald Thaulow gehört, den Ibsen so sehr schätzte. (Übrigens des Malers Vater.) Ein Bursche von unendlichen, höchst naiven Humoren. Einer, der heiß sein Volk liebte und doch mit aller Welt im Streite lag; ein strudelköpfiger Eigenbrödler und ein Apotheker, der auch in seinem Fache allerlei auszuhecken suchte. Die Realitätsherkunft einer Gestalt wie Nora steht fast vereinzelt da: hier war für Schicksal und Wesen ein einziger Mensch das dichterische Vorbild: ein Wesen, das Ibsen unter dem Eindruck starker Zeitströmungen, zumal der Frauenfrage, zwanglos zu einem sozialen Typus wurde. Die Frau weilt noch im Leben; ihren Namen nennen, hieße alte Wunden aufreißen.

Betrachtungen solcher Art wurden zwischen Frau Susanna und mir angeregt durch das Thema des kleinen Solneßfräuleins, das gerade nur den Tod Ibsens abgewartet hat, um ihre Harmlosigkeiten unter elektrische Beleuchtung zu stellen, damit sie den Schein biographischer Wichtigkeit empfingen. Dieses Hildemuster war für den Dichter nur ein „Fall" wie andere mehr. Frau Ibsen sprach davon ohne Pathos, mit humoristischer Gleichgültigkeit — sie hatte alle die Briefe zu lesen bekommen, auf deren Antwort die Schreiberin oft so lange hatte warten müssen, hatte alle die Photographien gesammelt und noch das letzte Bild, worauf die Dame sich als „Prinzessin von Apfelsinia" selbst glorifizierte, auf Ibsens Geheiß in den Papierkorb werfen müssen: so sehr war die Begegnung dem Dichter gleichgültig geworden, nachdem er „ein Kunstwerk draus gemacht hatte". Die Frau stand ebenso über diesen Dingen, wie der Mann über ihnen gestanden hatte. Nicht ins Kapitel der „Dichterliebesleben" gehören sie. In Herzensfragen ist Ibsen immer scheu gewesen; die Überwindung, die Erinnerung war ihm alles. Auch was ihn zum Dichten trieb. Wenn er in dem berühmten Brief an Peter Hansen (28. Okt. 1874) schreibt: „Frau Inger auf Östrot beruht auf einer schnell angeknüpften und gewaltsam abgebrochenen Liebschaft", so klingt das tragisch, lag aber im Kerne an der Grenze des Komischen. Deshalb sind hier auch Namen nicht odios. Es handelte sich um ein Fräulein Holst; jetzt heißt sie Frau Treffel und lebt noch in Bergen. Ibsen war verschossen in das hübsche Kind. Sie aber war ein frommes Mädchen und wollte von Liebe nichts wissen, ehe sie konfirmiert sei. Wohl gingen sie heimlich spazieren, doch immer mußte Fräulein Holsts sechsjähriger Bruder Lars mit dabei sein. Lars Holst, heute Justizsekretär zu Christiania, schilderte mir den Eintritt der Katastrophe. Bei einem der verschwiegenen Spaziergänge taucht plötzlich die gefürchtete Gestalt des Vaters auf. Wie Ibsen sieht, daß der hinzueilende Mann schon von fern mit der erhobenen Faust droht, läßt er sein Mädchen stehen und sucht das Weite.

Diese Flucht des Ritters wirkte wie eine kalte Dusche auf das Fräulein Holst... Als sie schon betagte Leute waren, trafen sie wieder zusammen. „Warum," fragte Ibsen die alte Flamme in einem schäkernden Ton, „warum ist eigentlich damals nichts aus uns geworden?" „Ja, aber, lieber Ibsen, wissen Sie denn nicht mehr, daß Sie davongelaufen sind?" Und der Alte, mit Bedeutung: „Ja, ja, ich war immer zag von Angesicht zu Angesicht" ...

Episode alles. Wie sehr es sich bei dem Gossensasser Hildetypus nur um eine Künstlerepisode handelte, dazu kann ich vielleicht selbst einen Beitrag liefern. Es war an einem Februarabend des Jahres 1891. Ibsen war zu der ersten Aufführung der „Hedda Gabler" nach Berlin gekommen. Hatte hier allerlei erlebt, Frohes und Unerquickliches, und rüstete wieder zur Heimkehr. Er nannte sich zag in Herzensdingen, aber noch zager war er Zeit seines Lebens in Reisedingen. Er hatte nicht bloß Reisefieber, nein, eine wirkliche Reiseangst und konnte nicht allein sein, bis er glücklich in der Eisenbahn saß. Er bat mich, den Tag bei ihm zu bleiben und gar nicht nach Hause zu gehen. Am Nachmittag packten wir zusammen seinen Koffer (während er noch bedächtig eine Hose in Falten legte, hatte ich bereits zwei Röcke reisefertig gemacht). Er drehte den Schlüssel um, atmete etwas leichter auf und ließ die Henkersmahlzeit auftragen. Wir wurden seßhaft beim Schäumenden. Plötzlich kicherte er über das Sektglas hin: „Wissen Sie, mein nächstes Stück steht vor mir — natürlich in großen Umrissen. Aber etwas habe ich doch fest. Etwas Erlebtes; eine Frauenfigur. Etwas sehr Interessantes — sehr Interessantes. Eine Teufelei ist wieder mit." Und dann erzählte er, daß er vor Jahr und Tag in Tirol, wo sie mit ihrer Mutter war, eine junge Wienerin von merkwürdiger seelischer Disposition kennen gelernt habe. Die habe ihm gleich Bekenntnisse gemacht. Die Hauptsache: sie lege gar keinen Wert darauf, einmal einen wohlerzogenen jungen Mann zu heiraten, — sie werde gewiß gar nicht heiraten. Was sie locke und reize und befriedige, das sei, anderen Frauen ihre Männer wegzunehmen, — wenigstens den Mann von seiner Frau wegzulocken. Es sei eine kleine dämonische Zerstörerin gewesen; manchmal sei sie ihm wie ein Raubtierchen vorgekommen, das sich auch ihn als Beute ausersehen hätte. Er habe sie studiert, sehr genau, ganz in der Nähe. Aber sonst habe sie nicht viel Glück mit ihm gehabt. „Sie nahm mich nicht, aber ich nahm sie für eine Dichtung. Sie hat (hier kicherte er wieder) sich dann wohl mit einem andern getröstet." Erotisch habe sie ganz gewiß nur in einer Art krankhafter Einbildungen gelebt. Übrigens sei dies nur eine Seite ihrer Natur gewesen. Sein kleines Modell habe viel Herz gehabt und weiblichen Verstand, und dank der naiven Macht, die sie über ihn bekomme, könne jede Frau, wenn sie wolle, einen Mann zum Guten führen ... So sprach Ibsen ruhig und kühl, den Blick gleichsam in die Ferne gerichtet, als objektivierender Künstler von seinem Erlebnis, wie Rubek spricht von seinem Seelendiebstahl. Er hatte eine Seele gestohlen für ein doppeltes Werk: Thea Elvsted und Hilde Wangel sind innerlich verwandt, sind nur verschiedene Ausdrücke für dasselbe Wesen.

Frau Susanna ließ ihn auf seinen künstlerischen Entdeckerfahrten still gewähren; sie war sein erstes Publikum, ein Prüfstein von außerordentlicher Unterscheidungseigenschaft, und in vielen Dingen seine starke Anregerin. Den ersten herzhaften Schritt auf dem Kampfplatz für das Recht der Frau, also die Nora-Epoche, dankt er ihr. Sie lasen zusammen Camilla Colletts „Aus dem Lager der Stummen", die erste Anklageschrift der norwegischen Frau, und Stuart Mill, der Ibsen literarisch zwar zu „philiströs", zu sehr als „Weisheitsleuchte" vorkam (Brief an G. Brandes vom 30. April 1873), dessen Grundideen jedoch nicht ohne Einfluß auf seine Weltanschauung geblieben sind. Doch was das Wichtigste war: in Susannas eigener Natur lag so ein starkgeistiges Element fraulicher Selbständigkeit. Das kam ihr aus dem Geschlechte der Mutter: Probst Thoresen war in erster Ehe mit einer Daae verheiratet, und die Daaes waren sehr energische, sehr willensstarke, sehr ernsthafte Leute. Am Heiligen Abend 1876 überreichte Ibsen seiner Frau die deutsche Ausgabe der „Herrin von Östrot"; man gab mir das kleine Buch, und ich las darin den folgenden Eintrag:

„Til denne bog har Du ejendomsretten,
Du, som ändeligt stammer fra Östråt-aetten."

Rechtmäßige Besitzerin dieses Buchs bist Du, der Du geistig herstammst vom Hause Östrot. Und Camilla Collett hat in ihrem Gedicht „An Frau Ibsen" den stolzen Gedanken aufgenommen und weiter gesponnen aus ihrer tiefen Kenntnis dieses seltenen Frauencharakters heraus ... Das war 1876. Schon zwanzig Jahre vorher, am 7. Januar 1856 — Frau Ibsen erinnert sich des Datums genau, denn an dem Tage betrat der Dichter zum ersten Mal ihr Elternhaus —, hatte Ibsen Susanna Thoresen fast in demselben Bilde gesehen. Er sprach mit ihr über seine Stücke und äußerte plötzlich wie in einer Eingebung: „Jetzt sind Sie Eline, doch mit der Zeit werden Sie Frau Inger sein."

Susanna Ibsen redet nicht gern von ihrem Leben und ihrer Lebenssendung, die Frau eines Dichters zu sein. „Fragt die, die mich von meiner Jugend her kannten", pflegt sie zu sagen. Es lebt in Christiania ein Mann, der ihr Freund war seit ihren gemeinsamen Bergener Kindertagen und sie begleitete durch die schweren und schönen Zeiten von Christiania, Rom, Dresden, München. Lorentz Dietrichson. Er war auch Ibsens verstehender Freund von der Bergener Epoche her und ist es — die kurzen Jahre eines politischen Mißverständnisses zählen nicht mit — bis zum allerletzten Ende geblieben. Heut ein wundervoller Greis, Dichter-Ästhetiker, Philosoph, Literarhistoriker und der tiefste Kenner nordischer Kunst von den Urzeiten an bis zu den jungnorwegischen Impressionisten. Einer der edelsten Kulturträger Norwegens. Und ein wahrhaft Wissender in den ibsenschen Familiendingen. Ich liebe ihn, und manche Stunde haben wir gesprochen von den Fragen, die uns beiden am Herzen liegen. Aus unseren Unterredungen will ich einige intimere Züge zum Bilde hervorholen.

Dietrichson ist mit Hermann, Susanna und Marie, den Kindern des Propstes Thoresen, aufgewachsen. Er erlebte den Tod ihrer ersten Mutter und sah den Eintritt der feingeistigen und klassisch-schönen Magdalena, erst Erzieherin der Kinder, dann des Probstes Frau. Er teilte die Spiele der Kinder, vor allem ihr Theaterspiel

Hier schon kündigte sich mit gewissem Akzent die Verschiedenheit der Charaktere an. Marie, lieblich, frank, eine schöne, weiche Seele, — sie spielte die Schwärmerinnen und die weiblichen Opfer. Susanna war aus anderm Holze — von entschiedenem, fast männlichem Auftreten, ein kräftiges Naturell, ein eiserner Kopf, dabei hochsinnig, vornehm, von heroischem Schwung, eine interessante Persönlichkeit. Sie spielte mit besonderer Neigung Männerrollen. Man gab hochromantische Sachen: „Die Räuber" (ein selbstverfertigtes Pendant zu Schiller), „Die Zigeuner", „Der Mord Gustavs III.". Sie machte den „Räuberhauptmann". Einmal war im Brigantenkampf wirkliches Blut geflossen — der zarte Dietrichson schrie auf und weinte, die ebenfalls verwundete Susanna aber hielt ihm entgegen: „Bin ich der Ehre gewürdigt, einen Bart zu tragen, so werde ich auch nicht weinen." Biß die Zähne zusammen, ging und vergoß nicht eine einzige Träne.

So, ohne Klage, ohne Vorwurf hat sie die ganze, grausam-schwere Aufgabe durchgeführt, als „Walküre, den jungen Helden auf dem Wege der Kämpfe und Leiden zu begleiten". Und in all den Entbehrungen, kargen Lebensbedingungen, Enttäuschungen der Christianiaer und der ersten römischen Zeiten trug sie dieselbe stolze Miene zur Schau. Sie ging einher, den kleinen Sigurd in den Arm gepreßt, und nicht ein Hauch von dem, was im Innern sie quälte, kam über ihre Lippen. In ihrer Wirtschaft sah es dürftig, doch sehr propper aus, zumal in der Wohnung am Bogstadvej; Ibsen malte damals (1861) noch, und fast immer fand Dietrichson ein Bild auf der Staffelei. Ibsens menschliche Sturm- und Drangperiode, die er mit nach Rom bis in die Tage des „Brand" hinübertrug, herrschte damals mit einer Intensität, die an die Gefaßtheit der Lebensgefährtin nicht geringe Ansprüche stellte. Hinzu kam Krankheit; ein heftiges Fieber; Ibsen schwebt zwischen Leben und Tod; in einem unbewachten Augenblick verläßt er, wahngetrieben das Haus: er hat, wie er Dietrichson 1864 in Rom erzählte, das Gefühl, als müsse er Selbstmordgedanken nachgeben. Sie trug die Schreckenszeit äußerlich mit großartigem Gleichmut; kein Wort der Klage fiel. Die eigenartige Selbständigkeit beider Naturen macht sich im Zusammenleben geltend, auch nach außen. Er führte ein Phantasieleben und hatte an irdischer Künstlerschwäche und -leidenschaft sein gemessen Teil; sie beharrte auf ihrer eingeborenen Charakterfestigkeit wie auf einem sicheren Pol: und so ward sie ganz von selbst im Hause das haltgebende Element. Und trat Ruhe ein nach brausenden Stimmungen, so ergriff ihn eine Art Heiligenverehrung vor dem tiefen menschlichen Wert Frau Susannas.

Herbst 1864 kam sie nach Rom. Am Ankunftstage war Dietrichson um ihn. Ibsen hatte eine innere Unruhe, die auf Erwartungsfreude hindeutete. Es war, als hätte er gern immer nur von ihr gesprochen; aber er tat es nicht. Da erschien sie mit dem Kinde auf Dietrichsons Zimmer. Keine Redensarten, nur ein Kuß lang, zart und innig. Dietrichson schildert mir die Szene, als sei sie gestern geschehen, und fügt hinzu: „Nie sah ich einen herzlicheren Empfang, und es ward mir zur Gewißheit: diese so individuell gearteten Menschen gehören doch innerlich zusammen, und sie ist die Frau, die für ihn und zu ihm paßt." Ibsen hatte im

Alltagsleben einen Necknamen für seine Frau. Er rief sie immer: „Meine Katze", (Kat), und er schrieb viele Gedichte für sie auf, Verse von persönlichstem Gehalt, die Frau Susanna „Katzengedichte" nannte und sorgsam aufbewahrte, Stück für Stück. Später, als er seine lyrischen Arbeiten sammelte und ihr mitteilte, der Band sei nun fertig, fragte sie ihn: „Hast du kein Katzengedicht mit aufgenommen?" Er: „Sieh nur nach; du wirst ein Katzengedicht finden, wenn du den Titel dieses Gedichtes umgekehrt liest." Und sie fand das zarte und ernste Gattenbekenntnis „Tak" („Dank").

Nachdem er „Brand" geschrieben und in die Welt gesandt hatte, ging mit Ibsen eine auffallende Veränderung vor; er warf fast plötzlich die Hülle des Bohémien ab, nahm eine neue, fast elegante Tracht an und im Wesen der Welt gegenüber gemessene Förmlichkeit und Reserve. Er ließ sich rasieren, und jenes merkwürdige charaktervolle Kinn kam nun zum Vorschein. Seinen Freunden war, als wollte er sagen: „Der dieses Werk geschrieben hat, muß zeigen, daß er ein Mann ist, der sich in der Gesellschaft sehen lassen kann." Die dämonischen Stimmungen seiner Gärungsepoche wichen von ihm, und er begann, sich in die umgebende Welt mit seiner ganzen Lebensführung zu schicken.

Mit der Lebensführung daheim hatte freilich Frau Susanna noch immer ihre liebe Not. Sie mußte des Mannes „sauren Schweiß" zusammenhalten; doch praktischen Sinnes, wie sie war, übte sie die schwere Kunst, sich mit wenigen Mitteln so einzurichten und durchzuschlagen, daß des Dichters eigene Welt von aller Misere unberührt blieb, mit Glück. In Dresden lebten sie sehr zurückgezogen; in München aber machten sie schon etwas wie ein Haus. Die Landsmannschaft kehrte viel bei ihnen ein; Ibsen selbst verhielt sich inmitten der Geselligkeit zumeist schweigsam: er ging im Zimmer auf und ab und studierte seine eigenen Gäste, die zugereisten Menschenexemplare, unter denen er wirklich die prächtigsten Modelle fand.

Damals in Dresden war Ibsens Heim ein Idyll. Neben Frau Susanna stand Marie, und die friedlichsten Stimmungen gingen von dieser fast engelhaften Frauennatur aus. Sie war der gute Geist für alle. Frau Ibsen, die doch manche einsame Stunde hatte — in jenen Entscheidungsjahren, da ihr Mann allein sein mußte mit seinem Schöpferwerk — empfand Mariens Anwesenheit als etwas überaus Beglückendes: die Schwester war immer heiter und vergnügt und hatte die Fähigkeit, jeden beklemmenden Druck wegzuscheuchen; Sigurd genoß neben der ernsten Elternpädagogik eine frische und belebende Tantenerziehung, und an Henrik Ibsens Seite stand noch ein zweiter Mensch, der an seinem gärenden Gedankenleben teilzunehmen innerlich berufen war. Ibsen blickte in das beste Herz, und wenn er später, so warm und so zart, ein Ideal des Grundgütigen in Wangel und Tante Julle aufstellte, so ist es Mariens Geist, der über diesen Gestalten schwebt. Doch Marie war und wollte nichts anderes sein als ein Gast in ihrer Schwester Hause, ein Gast, der erscheint und eines Tages geht. Sie konnte nicht auf die Dauer mit und von den Ihrigen leben. Sie rang nach Selbständigkeit, nach einem eigenen Beruf. Alle Versuche, sie zurückzuhalten, scheiterten; herzhaft widerstand sie sowohl den Bitten Susannas und des Schwagers wie klein Sigurds Tränen. Sie

hat früh die Erde verlassen. 1873 fiel sie in schwere Krankheit. Susanna Ibsen, die eben von Kopenhagen heimgekehrt war, eilte unverzüglich dahin zurück, an das Krankenlager der Schwester und wich nicht von ihr in der schwersten Stunde....

Ibsen hatte in Marie seelisch vielleicht die Ergänzung Susannas gesehen mit Dichteraugen. Für seine wirkliche Künstlerlaufbahn aber taugte ihm nur ein in sich gefestetes Wesen wie Susanna, eine Natur, die ihm in allen Dingen, in geistigen wie realen, frei entgegentrat, eine liebende Richterin, eine solche, die nie das Gefühl dafür verlor, einem überlegenen Geiste gegenüberzustehen.

Sie gingen beide ihren geraden Persönlichkeitsweg, in der sicheren Empfindung, an jedem Punkte, wo sie wollten, wieder zusammentreffen zu können. Eigene Bahn für jeden, das war ihr stillschweigender Vertrag auf der Basis ehelicher Treue. Früher gab es wohl auf seiner Seite manch scharfes und spitzes Wort, auf ihrer Seite kurze Gegenrede — was alles nur momentaner Ausdruck ihrer Eigenwerte war. Allerlei Umschwünge in der häuslichen Stimmung. Aber auch diese psychologischen Begleiterscheinungen verlieren sich über dem heimlichen Grundprinzip ihres Ehelebens: Unverbrüchliche Treue nach innen, Freiheit nach außen. Keine Ausbrüche der Laune mehr. Frau Susanna hatte ihren Helden dorthin geleitet, wo Gott ihn haben wollte. Sie, die früher Wortkarge, kann nunmehr nicht genug von seiner Größe reden. Sie ist von der reinen Glücksempfindung beherrscht, eines solchen Mannes Ehefrau zu sein, und muß ihr Glück andern mitteilen. Ihr eigenes Leben ist ein Kunstwerk gewesen, und sie hat die erstaunliche Seelengröße gehabt, hinter ihrem eigenen Werke zu verschwinden. Und wie ein Denkmal spricht uns Camilla Colletts klassisches Zeugnis an:

„Ihr war, der Frau, ein Großes aufgegeben.
Sie aber hat's erkannt — hat's zärtlich-milde
Und doch voll Kraft erfüllt: das war ihr Leben."

Dies Heft gehört Henrik Ibsen — dem Andenken des Menschen und des Dichters: sein Nachlaß gibt Geschenke verschiedener Art her: Dramatisches, Rednerisches, Betrachtsames, Lyrisches und Briefe. Dies ist nur ein Vorläufer, anderes wird folgen im Laufe der Monate, bis wir mit einem neuen umfassenden Bande seiner gesammelten Schriften der deutschen Arbeit um Ibsen die letzte Grundlage bieten können. Aus zwei Epochen seiner gesellschaftlichen Dramatik wählen wir je einen Entwurf aus: aus der Frühzeit, da Ibsens soziales Schauspiel noch wesentlich ein Anklagedrama ist, und aus den überlegen-milden Herbsttagen seines Schaffens, da seine Dichtung die starken lyrischen Unterklänge empfängt. „Das Puppenheim" und die „Frau vom Meere". Zur Entstehungsgeschichte des „Puppenheim" kann nunmehr folgendes festgestellt werden: Ibsen kam im Herbst 1878 wieder nach Rom. Dort sind die „Aufzeichnungen zu einem Drama unserer Zeit" am 19. Oktober 1878 verfaßt worden; die erste Ausführung begann am 2. Mai 1879, und am 3. August wurde in Amalfi die letzte Hand an das Drama gelegt. Zu den „Aufzeichnungen" gehören die beiden „Reden", die ich mitteile; gehören innerlich

wie äußerlich zur „Nora"-Schöpfung. Ibsen hat diese Begründung zweier Anträge, die er selbst auf die Tagesordnung des „Skandinavischen Vereins" brachte, sorgfältig und sauber niedergeschrieben, um sie wörtlich abzulesen. Sie müssen in der Zeit zwischen den „Aufzeichnungen" und der ersten Ausführung des „Puppenheim" gehalten sein. Es gibt nämlich unter den Briefen Jens Peter Jacobsens an Edvard Brandes (Kopenhagen 1899, S. 83) ein Schreiben vom 22. März, worin es heißt: „Ibsen hält sich etwas zurück [von der skandinavischen Kolonie], seit sein Antrag, Damen sollten Sitz und Stimme in den Generalversammlungen des Vereins erhalten, durchgefallen ist." Voll von dem Problem „Gleichstellung der Frau" war Ibsen nach Rom gekommen; er will in kleinen Verhältnissen seine Ideen praktisch erproben; es mißlingt ihm, und nun hat er jenes Maß von Indignation empfangen, dessen er zum Dichten bedurfte . . .

Der Entwurf zur „Frau vom Meere" trägt das Datum des 5. März 1880. Diese Konzeption mit ihrem breiten, lyrisch-gehobenen Zwischenteil war für Ibsen sozusagen ein Stimmungserzeuger. Der Nachhall seiner Meereswanderungen in Molde (1885) und in dem dänischen Küstenstädtchen Saeby (1887) hat sich bei ihm in jenes tiefe Verlangen nach dem Meere umgesetzt, das er in der „Verbannung" so oft und so schmerzlich empfand. Da saß er nun, ein Binnenlandgeschöpf, in seiner Münchener Stube und dichtete sein Drama der Meeressehnsucht sich von der Seele. Genau in den Christianiaer Alterstagen (Sommer 1897) dann, als er in einem Brief an Brandes das Wort seines Ballested: „Hier sind alle Sunde zu", wiederholen konnte, ging die Grundstimmung seines Meeresdramas wieder in ihm um. Damals lag ein österreichischer Graf Milewski mit seiner Jacht Litwa im Christianiafjord vor Anker. Ibsen schrieb in deutscher Sprache ihm auf Begehr ein Erinnerungsblatt, dessen Kopie mir in die Hände fiel: „Die Entwicklung des Menschengeschlechts ist von Anfang auf Irrwege geraten. Die lieben Menschenkinder hätten sich zu Seegeschöpfen entwickeln sollen . . ." Auf eine Figur des „Meerfrau"-Entwurfs sei hingedeutet: auf den „alten verheirateten Kontoristen" mit dem verunglückten Jugendschauspiel. Ein klassisches Zeugnis von Ibsens „Ökonomie". Aus dem Kontoristen wird acht Jahre später das rührende Menschenoriginal Wilhelm Foldal.

Die anderen Beiträge bedürfen keiner Erklärung. Wie die „Studien", die ich auf einem vereinzelten Oktavbriefbogen fand, als Charakterzüge wie als Dialogstellen sich in Ibsens Menschenwelt einreihen lassen, wird der Ibsenfreund unschwer überschauen. Den Prolog vom 5. Oktober 1853 hat Ibsen als Hausdichter des Bergener Nationaltheaters verfaßt, um die neue Saison und ein fünfaktiges Drama Th. Overskous, „Pack", einzuleiten. Unter den „Briefen" konnten wir die Korrespondenz mit Julius Hoffory abdrucken. Unser verstorbener Freund hatte, als die Tage seiner geistigen Klarheit schon gezählt waren, seine sämtlichen Papiere Ibsen als seinem (gar nicht beglückten) Universalerben übersandt. Sie verloren sich in Ibsens Kisten und Kasten. Susanna Ibsen hat die Konvolute jetzt wieder aufgefunden und mir übergeben.

Aus Henrik Ibsens Nachlaß

Aufzeichnungen zu einer „Tragödie unserer Zeit"

Es gibt zwei Arten geistiger Gesetze, eins im Mann und ein ganz anderes im Weibe. Sie verstehen einander nicht; aber das Weib wird im praktischen Leben nach dem Gesetz des Mannes beurteilt, als ob sie nicht ein Weib, sondern ein Mann wäre.

Die Ehefrau des Stückes kennt sich am Ende in dem, was recht oder unrecht ist, gar nicht mehr aus; das natürliche Gefühl auf der einen und der Autoritätsglaube auf der andern Seite bringen sie ganz in Verwirrung.

Ein Weib kann sich selbst nicht treu sein in unserer heutigen Gesellschaft, die eine ausschließlich männliche Gesellschaft ist, — mit Gesetzen, die von Männern geschrieben sind, und mit Anklägern und Richtern, die die weibliche Handlungsweise vom männlichen Standpunkt aus beurteilen.

Sie hat eine Fälschung begangen, und das ist ihr Stolz; denn sie hat es aus Liebe zu ihrem Manne getan, um ihm das Leben zu retten. Dieser Mann aber steht mit der ganzen Ehrlichkeit des Alltagmenschen auf dem Boden des Gesetzes und sieht die Sache mit den Augen des Mannes an.

Seelenkämpfe. Unter dem Druck des Autoritätsglaubens irre geworden, verliert sie den Glauben an ihr moralisches Recht und ihr Talent, ihre Kinder zu erziehen. Bitterkeit. Eine Mutter in unserer heutigen Gesellschaft, — wie gewisse Insekten hingehen und sterben, wenn sie in der Fortpflanzung des Geschlechts ihre Pflicht getan haben. Liebe zum Leben, zum Haus, zu Mann und Kindern und Verwandten. Hin und wieder frauenhaftes Abschütteln der Gedanken. Plötzlich wiederkehrende Angst und Entsetzen. Alles muß allein getragen werden. Die Katastrophe nähert sich unerbittlich, unabwendbar. Verzweiflung, Kampf und Untergang.

NB. Die Varianten sind durch eckige, die Einfügungen des Herausgebers durch geschweifte Klammern bezeichnet.

Personen: Stenborg, Ministerialsekretär.
Nora, seine Frau.
[Fräulein] Frau Lind, Witwe.
Krogstad, Anwalt.
Karen, Kindermädchen bei Stenborgs.
Hausmädchen, ebendaselbst.
Ein Dienstmann.
Die drei kleinen Kinder Stenborgs.
Doktor Hank.

Krogstad hat unehrliche Handlungen begangen und wurde dadurch wohlhabend; nun nützt der Wohlstand ihm nichts; er kann seine Ehre nicht wiedererlangen

Szenenfolge:

Erster Akt

Ein gemütlich, doch prunklos eingerichtetes Zimmer. Eine Tür rechts im Hintergrunde führt zum Vorzimmer; eine zweite Tür links im Hintergrunde führt zu dem Zimmer oder Bureau des Hausherrn, das sichtbar wird, sobald die Tür sich öffnet. Feuer im Kachelofen, Wintertag.

Sie kommt vergnügt trällernd vom Hintergrund herein; sie ist in Straßenkostüm und trägt eine ganze Menge Pakete, hat Einkäufe gemacht. Indem sie die Tür öffnet, sieht man draußen im Vorzimmer einen Dienstmann, der einen Weihnachtsbaum trägt. Sie: Lassen Sie ihn solange draußen stehen. (Nimmt das Portemonnaie aus der Tasche.) Wieviel? Dienstmann: Fünfzig Öre. Sie: Da ist eine Krone. Nein, behalten Sie den Rest. Dienstmann dankt und geht. Sie lacht und trällert stillvergnügt weiter, während sie einige von den mitgebrachten Paketen öffnet. Ruft hinein, ob er zu Hause ist? Ja! Zuerst Gespräch durch die geschlossene Tür, dann öffnet er und spricht mit ihr weiter, indem er, an seinem Pult stehend, die Arbeit nur wenig unterbricht. Die Klingel der Korridortür geht; er will nicht gestört sein, schließt sich ein. Das Hausmädchen öffnet Noras Freundin, die angereist kommt, die Tür. Freudige Überraschung. Auf beiden Seiten wird die Lage der Dinge erörtert. Er hat an der neuen Aktienbank die Stellung des Direktors erhalten und soll sie Neujahr antreten; alle ökonomischen Sorgen sind nun vorbei. Die Freundin ist in die Stadt gekommen, um sich nach einem kleinen Posten in einem Bureau oder was es sonst sei umzutun. Die Hausfrau spricht ihr guten Mut zu, glaubt ganz bestimmt, daß alles gut gehen wird. Das Mädchen öffnet dem Geldagenten die Flurtür. Die Frau erschrickt; kurzer Dialog; man weist ihn ins Bureau hinein. Die Frau und die Freundin; die Verhältnisse des Geldagenten werden berührt. Der Hausherr kommt im Überzieher; hat den Geldagenten zu einer anderen Tür hinausgehen lassen. Gespräch über die Angelegenheiten der Freundin; Bedenken auf seiner Seite. Er und die Freundin ab; die Frau begleitet sie zum Vorzimmer; das Kindermädchen kommt mit den Kindern. Mutter und Kinder spielen. Der Geldagent tritt ein. Die

Frau läßt die Kinder links hineingehen. Große Szene zwischen ihr und ihm. Er geht. Hausherr kommt; hat ihn auf der Treppe getroffen; verdrossen; will wissen, weshalb er wiedergekommen ist? Protektion? Keine Intrigen. Die Frau fragt ihn vorsichtig aus. Strenge Antwort aus Gesetzesmund. Ab in sein Zimmer. Sie (wieder in derselben Weise wie beim Abgang des Geldagenten): Aber das ist ja unmöglich. Ich tat es doch aus Liebe!

Zweiter Akt

Der letzte Tag des Jahres. Mittagszeit. Nora und das alte Kindermädchen. Nora, von Unruhe getrieben, macht sich zum Ausgehen fertig. Ängstlich-versteckte Fragen aller Art deuten an, daß sie sich mit Todesgedanken trägt. Sucht die Gedanken zu verjagen, es leicht zu nehmen, hofft auf irgend ein Ereignis. Aber was für eins. Das Kindermädchen ab nach links. — Stenborg aus seinem Zimmer. Kurzes Gespräch zwischen ihm und Nora. — Kindermädchen erscheint wieder; sucht Nora; das jüngste Kind weint. Verdrießliche Fragen von seiten Stenborgs; Kindermädchen ab; Stenborg will zu den Kindern hinein. — Doktor Hank kommt. Szene zwischen ihm und Stenborg. — Nora kommt bald wieder; sie ist umgekehrt; die Angst hat sie ins Haus zurückgetrieben. Szene zwischen ihr, dem Doktor und Stenborg. Stenborg ab in sein Zimmer. — Szene zwischen Nora und dem Doktor. Der Doktor geht. — Nora allein. — Frau Linde kommt. Szene zwischen ihr und Nora. — Anwalt Krogstad kommt. Kurze Szene zwischen ihm, Frau Linde und Nora. — Frau Linde zu den Kindern hinein. — Szene zwischen Krogstad und Nora. — Sie bittet flehentlich um ihrer Kleinen willen; vergebens. Krogstad ab. Man sieht den Brief von draußen in den Briefkasten fallen. — Frau Linde kommt nach einer kleinen Weile wieder herein. Szene zwischen ihr und Nora. Halbes Geständnis. Frau Linde geht. Nora allein. — Stenborg kommt. Szene zwischen ihm und Nora. Er will den Briefkasten leeren. Bitten, Schäkereien, Überredungskünste, halb schelmische. Er verspricht, die Geschäfte den Neujahrstag über ruhen zu lassen; aber Mitternacht um zwölf Uhr —. Ab. Nora allein. Nora (sieht auf die Uhr): es ist fünf. Fünf — sieben Stunden bis Mitternacht. Vierundzwanzig Stunden bis morgen um Mitternacht. Vierundzwanzig und sieben — einunddreißig. Einunddreißig Stunden zu leben.

Dritter Akt

Man hört gedämpft Tanzmusik von der oberen Etage. Eine Lampe brennt auf dem Tisch. Frau Linde sitzt in einem Lehnstuhl und blättert zerstreut in einem Buche, versucht zu lesen, kann aber offenbar ihre Gedanken nicht sammeln; ein paarmal blickt sie auf ihre Uhr. Nora kommt aus der Gesellschaft herunter; die Unruhe hat sie getrieben; überrascht, Frau Linde zu sehen, die vorgibt, sie wolle sich Nora im vollen Staat anschauen. Helmer kommt, voll Unmut über ihren Aufbruch, um Nora zurückzuholen. Der Doktor ebenfalls, doch um Abschied zu nehmen. Frau Linde ist inzwischen ins Nebenzimmer rechts gegangen. Szene zwischen dem

Doktor, Helmer und Nora. Er gehe zu Bett, sagt er, um nicht wieder aufzustehen; man solle ihn nicht besuchen; über dem Sterbelager sei Unschönheit. Er geht, Helmer geht mit Nora wieder hinauf, nachdem sie einige Worte des Abschieds mit Frau Linde gewechselt hat. Diese allein. Darauf Krogstad. Szene und Aussprache zwischen ihnen. Beide ab. Nora mit den Kindern. Darauf sie allein. Dann Helmer. Er nimmt die Briefe aus dem Kasten. Kurze Szene; gute Nacht; er ab in sein Zimmer. Nora, ganz fassungslos, bereitet sich auf die Entscheidung vor; ist schon an der Tür, als Helmer mit dem offenen Brief in der Hand kommt. Große Szene. Es läutet. Brief an Nora von Krogstad. Schlußszene. Scheidung. Nora verläßt das Haus. —

Die Frau vom Meere. [Die Meerfrau.] Ein Entwurf

Die kleine Landungsstelle der Touristendampfer. Dort wird nur gehalten, wenn Reisende an Bord oder an Land gebracht werden sollen. Hohe, schroffe, schattendunkle Felsen ringsum. Vom freien offenen Meer ist nichts zu sehen. Nur die Fjordkrümmung. Badehotel. Sanatorium weiter oben. Wenn das Stück beginnt, ist die letzte Nordland-Dampferfahrt des Jahres. Die Schiffe passieren stets um Mitternacht. Langsam, lautlos gleiten sie in die Bucht hinein und ebenso wieder heraus.

Die Personen zerfallen in drei Gruppen: erstlich sind da die Bewohner des Ortes und unter ihnen absonderliche Gestalten. Der Rechtsanwalt, zum zweiten Male verheiratet mit ihr vom freien offenen Meere da draußen. Hat zwei junge erwachsene Töchter aus erster Ehe. Fein, vornehm, bitter. Die Vergangenheit befleckt durch eine unbesonnene Affäre. Deshalb zukünftige Karriere abgeschnitten. Der verkommene Schildermaler mit den Künstlerträumen und glücklich in seinen Einbildungen. Der alte verheiratete Kontorist. Hat in seiner Jugend ein Schauspiel geschrieben, das nur einmal aufgeführt wurde. Feilt unablässig daran und lebt in der Illusion, daß er es herausgeben und durchschlagenden Erfolg haben wird. Unternimmt übrigens keinen Schritt in dieser Richtung. Zählt sich trotzdem zu den „Literarischen" im Lande. Frau und Kinder glauben blind an das „Stück". (Vielleicht ist er Privatlehrer, nicht Kontorist?) — Schneider Fresvik, der Geburtshelfer des Radikalismus, der seine „Entjochung" in lächerlichen Anläufen zu Ausschweifungen — Beziehungen zu Frauen anderer — zeigt; spricht von Scheidung und dergleichen.

Die andere Gruppe bilden die Sommergäste und die Patienten des Sanatoriums. Unter ihnen ist der junge kranke Bildhauer, der Kräfte sammeln soll, um den kommenden Winter zu überstehen. Für nächsten Sommer sind ihm ein Stipendium, ein Auftrag und andere Unterstützung zugesagt, und dann kann er nach Italien gehen. Schaudert vor der Möglichkeit, sterben zu müssen, ohne den Süden geschaut und ohne etwas Gutes in der Kunst geleistet zu haben. Sein „Protektor" wohnt im Hotel des Bades. Bevormundet den Kranken. Ein Prinzipienmensch. Keine Hilfe, keine Unterstützung in diesem Jahr. Das Stipendium schwarz auf

weiß, — dann werden wir nächstes Jahr sehen, wie weit wir ihm unter die Arme greifen können. Seine Frau, dumm, hochmütig und taktlos. Verletzt den Kranken, teils absichtlich, teils gegen ihren Willen. — Etliche Nebenpersonen.

Die dritte Gruppe besteht aus Touristen, die kommen und gehen und episodisch in die Handlung eingreifen.

Das Leben ist scheinbar licht, leicht und flott da oben im Schatten der Felsen und in dem Einerlei der Abgeschiedenheit. Da wird der Gedanke hingeworfen, daß diese Art Leben ein Schattenleben ist. Keine Tatkraft, kein Kampf um Befreiung. Nur Sehnsüchte und Wünsche. So wird der kurze helle Sommer dahingelebt. Und hernach — ins Dunkel hinein. Dann erwacht die Sehnsucht nach dem Leben der großen Welt da draußen. Aber was ist wohl damit gewonnen? Mit den Verhältnissen, mit der geistigen Entwicklung wachsen die Ansprüche und die Sehnsüchte und die Wünsche. Er oder sie, — wer auf der Höhe steht, begehrt die Geheimnisse der Zukunft und Anteil am Leben der Zukunft und Gemeinschaft mit den fernen Welten. Überall Begrenzung. Daher die Schwermut wie ein gedämpft-klagender Gesang über dem ganzen Menschendasein und Menschentun. Ein lichter Sommertag mit dem großen Dunkel hinterher — das ist das Ganze. — —

Ist der Entwicklungsgang des Menschen verfehlt? Warum mußten wir der trockenen Erde angehören? Warum nicht der Luft? Warum nicht dem Meere? Die Sehnsucht, Schwingen zu haben. Die seltsamen Träume, daß man fliegen könne und daß man fliege, ohne sich drüber zu wundern, — — wie läßt sich alles dies deuten? — —

Des Meeres sollten wir uns bemächtigen. Uns schwimmende Städte auf dem Meere anlegen. Sie südwärts lenken oder nordwärts, je nach der Jahreszeit. Stürme und Wetter meistern lernen. So etwas Glückseliges wird kommen. Und wir — die wir nicht dabei sein werden? Es nicht „erleben" werden! —

Des Meeres anziehende Macht. Die Sehnsucht nach dem Meere. Menschen, verwandt dem Meere. Meergebunden. Abhängig vom Meere. Müssen dahin zurück. Eine Fischart bildet das Urglied in der Entwicklungsreihe. Sitzen Rudimente davon noch in des Menschen Innern? In einzelner Menschen Innern?

Die Bilder des rastlos sich regenden Lebens im Meere und dessen, was „ewig verloren ist".

Das Meer gebietet über eine Macht der Stimmungen, die wie ein Wille wirkt. Das Meer kann hypnotisieren. Die Natur überhaupt kann das. Das große Geheimnis ist die Abhängigkeit des Menschenwillens von den „Willenlosen".

Sie ist vom Meere draußen gekommen, wo ihres Vaters Pfarrhof lag. Wuchs auf da draußen — am freien, offenen Meer. Verlobte sich heimlich mit dem jungen leichtsinnigen Steuermann, — verabschiedeten Seekadetten, — der wegen Havarie den Winter über mit dem Schiff in einem Außenhafen lag. Mußte die Verbindung auf Wunsch des Vaters lösen. Zum Teil auch freiwillig. Konnte nicht vergeben, was über seine Vergangenheit ruchbar geworden war. So vorurteilsvoll

war sie damals, dank der Erziehung im Vaterhause. Hat auch später ihre Vorurteile nie ganz überwinden können, obwohl sie es besser weiß. Steht auf der Grenze und schwankt und zweifelt. —

Das Geheimnis ihrer Ehe, — das, was sie sich kaum einzugestehen wagt; woran sie kaum zu denken wagt: der Einbildungskraft Macht, die sie zu dem ersten hinzieht. Zu dem Entschwundenen hinzieht.

Im Grunde — in ihren unbewußten Einbildungen — ist er's, mit dem sie ihr eheliches Leben lebt.

Aber — auf der andern Seite — leben ihr Mann und ihre Stieftinder ganz mit ihr? Haben diese drei nicht gewissermaßen eine Welt von Erinnerungen für sich? Da sind Festtage zu feiern, deren Bedeutung sie nur erraten kann. Gespräche stocken, — werden abgebrochen, wenn sie eintritt. Ihre Vorgängerin hat sie nicht gekannt, und aus Feingefühl wird in ihrer Gegenwart nicht von jener gesprochen. Eine Freimaurerei haben die andern Hausgenossen untereinander — Hausmädchen und Dienstboten eingeschlossen. Sie wird nie hineingelangen. Die andern wissen ihr Teil. Sie steht draußen.

Sie trifft mit dem „fremden Passagier" zusammen. So wird er von den andern Badegästen genannt. Er hat einst eine tiefe Neigung für sie empfunden. Das war damals, als sie mit dem jungen Seemann verlobt war. Nun hat er sich überarbeitet und soll Seebäder nehmen. Das Leben hat ihm nicht gebracht, was er erwartet hatte. Er ist bitter. In Form schneidenden Scherzes.

Der Bildhauer erzählt. Wurde im Alter von zwölf Jahren auf See geschickt. War vor fünf Jahren mit bei einem Schiffbruch. War damals siebzehn Jahr alt. Bei der Gelegenheit bekam er seinen Knacks. Lag lange in der kalten See. Lungenentzündung die Folge davon. Hat sie noch nicht ganz verwunden. Aber ein großes Glück war es gleichwohl. Denn dadurch wurde ihm die Möglichkeit gegeben, Künstler zu werden. Denkt nur, in dem wunderbaren Ton modellieren zu dürfen, der sich so fein unter den Fingern fügt!

Was er denn modellieren will? Göttergestalten? Oder vielleicht alte Wikinger?

Nein. Nichts dergleichen. Sobald er nur so weit ist, will er versuchen, eine große Gruppe zu machen.

Und was sollte sie denn vorstellen?

Ja, sie sollte etwas vorstellen, das er selbst erlebt hatte.

Und was wäre denn das? Das muß er aber wirklich erzählen.

Je nun, das sollte ein junges Seemannsweib sein, die daliegt und schlaft. Und träumen tut sie auch. Das muß man ihr ansehen können.

Weiter nichts?

Oh doch. Ihr Mann ist ertrunken. Aber nun ist er gleichwohl heimgekehrt. Zu nächtlicher Stunde. Und jetzt steht er da und blickt sie an.

Aber, mein Gott — er sagte doch, es sollte etwas Erlebtes sein!

Jaha. Er hatte das auch erlebt. In gewisser Beziehung wenigstens.

Erlebt?

Nun ja, — er meint ja natürlich nicht so unmittelbar erlebt. Aber doch — — Und dann kommt die Erzählung — hingeworfen und abgebrochen — und weckt entsetzliche Ahnungen und Vorstellungen in ihrer Seele.

Erster Akt

Haus des Rechtsanwaltes mit großer, überdeckter, schattiger Veranda links. Garten vor dem Haus und rings um das Haus. Heckenzaun mit einer kleinen Tür im Hintergrunde. Hinter dem Zaun ein Fußweg den Strand entlang. Allee am Wege. Zwischen den Bäumen sieht man den Fjord und hohe Felsgipfel in der Ferne. Leuchtend klarer und warmer Sommermorgen.

Der Maler mit einer großen Palette steht an der Veranda und streicht ein paar neue Holzsäulen an. Der Privatlehrer, aus dem Kontor des Rechtsanwalts, kommt hinter dem Hause hervor. Hat wieder die Aufschiebung einer Pfändung durchgesetzt. Herzensguter Mann, der Rechtsanwalt. Wenn jetzt nur das Stück herauskommt, dann sind wir über den Berg. Privatlehrer: Ist hier heute Gesellschaft? Maler: Sieht so aus. Die Töchter setzen auf der Veranda Blumen in Vasen. Privatlehrer: Ja, jetzt in der Fremdensaison geht's lustig zu. Maler: Heut abend kommt eins von den großen Schiffen wieder. Man wechselt ein paar Worte mit den jungen Mädchen, die auf- und abtreten. — Der Bildhauer geht auf der Landstraße, bleibt an der Tür stehen, und es entspinnt sich ein Gespräch mit den Personen drinnen. Der Maler verlegen, daß er bei einer so simplen Arbeit angetroffen wird. Natürlich Gefälligkeitssache. Bitterkeit über „vornehme Künstler", denen es daheim nicht gut genug ist. Bildhauer kommt herein. Will sich die Palette leihen. Die jungen Mädchen mit noch mehr Blumen. Bildhauer: Wird hier im Hause ein Fest gefeiert? Die Jüngere: Ja, Mutters Geburtstag. Bildhauer: Ach so! Die Ältere (zur Schwester): So schweig doch! Bildhauer empfiehlt sich und geht. Privatlehrer geht ebenfalls. Rechtsanwalt erscheint auf der Veranda. Wechselt einige Worte mit dem Maler, der jetzt mit der Arbeit fertig ist und geht. — Rechtsanwalt und die Töchter. Er ein wenig mißbilligend über die Vorbereitungen. Die Älteste: Ach, Vater, der fremde Passagier kommt ja heute vormittag. Rechtsanwalt lächelt: Ja, ja, da hast du recht. Bemerkungen über ihn. Sieht noch gut aus. Alter Großstadtlöwe. Der fremde Passagier tritt auf. Konnte gestern abend nur so wenig mit ihm sprechen. Nach einer Weile gehen die jungen Mädchen. Darauf lange Unterhaltung zwischen den Freunden. Es fällt Licht auf die dazwischenliegenden Jahre. — Die Frau des Hauses kommt vom Baden. Rechtsanwalt sagt, sie tummle sich im Wasser wie ein Meerweib. Allerdings, meint sie, das Meer ist schöner als das feste Land. Rechtsanwalt muß wieder zu seinen Geschäften. Offenes und vertrauliches Gespräch zwischen den beiden andern. Sie ist in den drei letzten Jahren nicht so recht glücklich gewesen. Warum? Kann es ihm nicht sagen. Es ist so seltsam — Bildhauer kommt mit einem großen Strauß. Verneigt sich und gratuliert. — Wozu? — Zu dem Festtage. — Ist heut hier ein Festtag? — Ja, die gnädige Frau hat doch Geburtstag. — Ich! — Der

fremde Paſſagier: Nein, bewahre, nein. Frau: Wie kommen Sie darauf? Bildhauer: Fräulein Annette hat es mir verraten. Sie ſagte, heut iſt Mutters Geburtstag. Frau: Ah ſo! Der fremde Paſſagier: Aber — ach ſo! Frau nimmt die Blumen und dankt. Dann führt ſie mit dem Bildhauer eine Unterhaltung über ſeine Angelegenheiten. — Hier folgt der oben ſkizzierte Dialog. Bildhauer wird in den Garten hinuntergeſchickt zu den Mädchen. Der fremde Paſſagier findet ihn zu grün. Rechtsanwalt vom Bureau. Die jungen Mädchen aus dem Gartenzimmer. Erſtaunen über die wunderſchönen Blumen. Nein, ſieh nur! Wo ſind ſie her? Herr P. hat ſie gebracht. Der fremde Paſſagier: Zum Geburtstage. Die Jüngere: Oh —. Die Ältere: Da ſiehſt du's! Rechtsanwalt, verlegen: Meine Liebe, uſw. Sei nicht böſe. — Die Mädel, ſieh mal, uſw. — Selterwaſſer und Fruchtſaft im Gartenzimmer. Dort iſt es kühler. — Ich mache jetzt die Flaſchen auf. (Er und die Töchter hinein.) Der fremde Paſſagier: Man tut Ihnen unrecht. Hier wird ein Leben gelebt, an dem Sie nicht teilhaben. — Frau: Ich darf mich nicht beklagen. Denn auch ich lebe mein eigenes Leben — in gewiſſem Sinne. Sie? Wie das? Das kann ich keinem auf der Welt erzählen. — Bitte treten Sie ein. — (Ab ins Gartenzimmer.)

Perſonen:

Doktor [Rechtsanwalt] Wangel, Bezirksarzt.
Frau Wangel [Thora], ſeine zweite Gattin.
Annette [Thea] } ſeine Töchter aus erſter Ehe.
Frida, halbwüchſig }
[Bureauvorſteher] Hesler, Oberlehrer.
Hans Lyngſtad, junger Bildhauer. [Lyngſtrand]
Strömme, Großhändler.
Frau Strömme, deſſen Gattin.
Maler [Solfeldt] Balleſen.
[Privatlehrer Balleſen.]
Leute aus der Stadt. Sommergäſte. Paſſagiere des Dampfers und Touriſten.

(Das Stück ſpielt in einer Handelsſtadt des nördlichen Norwegen.)

Reden:

Antrag, den Bibliothekar betreffend

Indem ich mir geſtatte, in Kürze meinen Antrag zu begründen, daß der Poſten des Bibliothekars vorzugsweiſe mit einer dafür geeigneten Dame beſetzt werden ſoll, ſofern ſich eine ſolche meldet, will ich, obgleich es wohl eigentlich überflüſſig ſcheinen könnte, die Verſammlung zunächſt bitten, ſich bei der Debatte über dieſen Antrag ſtets vor Augen zu halten, daß zwiſchen dieſem und dem andern von mir geſtellten Antrag über das Stimmrecht der Damen in Vereinsangelegenheiten durchaus kein ſolcher innerer organiſcher Zuſammenhang beſteht, daß man ſich durch eine Abſtimmung für oder gegen den einen Antrag irgendwie in ſeiner Stimmabgabe für den andern bindet. Beide Anträge haben weiter nichts mit

einander gemein, als daß sie zur selben Zeit eingebracht werden, und daß sie beide von Damen handeln.

Was mich dazu veranlaßt hat, diesen ersten Antrag einzubringen, sind Erwägungen verschiedener Natur. Erstens habe ich in früheren Zeiten die Erfahrung gemacht, wie überaus schwer es ist, den Posten des Bibliothekars angemessen zu besetzen. Der Posten wird nicht so bezahlt, daß wir, wenn wir ihn in den nordischen Zeitungen als vakant ausschreiben, erwarten dürfen, einen geübten Bibliothekar hier nach Rom zu bekommen. Die Reflektanten dieses Ausschreibens werden in der Regel ganz junge Männer sein, die entweder schon vorher beabsichtigt haben, zu irgend einem Zweck nach Rom zu reisen, oder die sich zu der Reise entschließen, wenn ihnen für die Zeit, die sie etwa für einen römischen Aufenthalt übrig haben, freies Logis usw. geboten wird. Ein solcher Aufenthalt aber ist im allgemeinen von sehr kurzer Dauer; ein junger Mann, der ins Ausland reist, hat auch andere Orte zu besuchen; kaum daß er Zeit hat, sich mit den hiesigen Verhältnissen ein wenig bekannt zu machen, so muß er auch schon wieder fort; es wird in den meisten Fällen nie die Rede davon sein, daß der Bibliothekar in seinem Interesse mit dem Verein und der Bibliothek verwächst, und ebensowenig wird von einer Kontinuität im Wesen der Bibliotheksverwaltung die Rede sein können. So geht es im allgemeinen; daß wir auch einmal Glück haben können, ändert nichts an der Sache. Die Regel ist, daß der Posten mit Personen besetzt wird, die so gut wie untauglich sind. Das läßt sich nachweisen. Die Kataloge haben weder Ordnung noch Plan; Bücher fehlen massenhaft; sie sind entweder abhanden gekommen oder so eingestellt, daß man sie nicht finden kann. — Aber auch in der Eigenschaft als Sekretäre haben diese jungen Männer in der Mehrzahl sich als untauglich erwiesen; ich habe keine Gelegenheit gehabt, das Vorstandsprotokoll durchzusehen; darf ich aber aus dem Protokoll der Generalversammlung schließen, das ich durchgegangen bin, so bin ich überzeugt davon, daß sich auch in dem Vorstandsprotokoll die unglaublichsten Dinge werden finden lassen. Nur ein Beispiel: die verschiedenen Sekretäre haben ihre Geschäfte so geführt, daß wir nun faktisch nicht mehr wissen, welche Vereinsstatuten gültig und welche aufgehoben sind. Seit 1863 ist keine Statutenänderung in das Buch eingetragen worden, das „Vereinsstatuten" heißt; alles was in diesen sechzehn Jahren auf den Generalversammlungen angenommen, abgeändert oder aufgehoben worden ist, das ist, als habe es nie existiert. Ich will einzelne Auszüge aus dem Protokoll der Generalversammlung mitteilen..... Diese Tatsachen ließen sich, ich hätte beinahe gesagt, ins Unendliche ergänzen; aber ich denke, das Angeführte mag genügen, um eine Vorstellung davon zu geben, wie die übrigen Obliegenheiten des Sekretärs und Bibliothekars in diesen sechzehn Jahren erfüllt worden sind.

Sollte es nun nicht zweckmäßig sein, wenn dem Vorstand die Befugnis gegeben würde, für die Besetzung des Sekretär- und Bibliothekarpostens ein ausgedehnteres Feld zu suchen als bisher? Ich meine ja, und deshalb habe ich meinen Antrag gestellt, daß auch geeignete Damen gewählt werden können. Der Antrag besagt

ja nicht, daß eine Dame gewählt werden muß, sondern nur, daß sie soll, wenn sie für qualifizierter befunden wird als ihre männlichen Mitbewerber. Und ich glaube allerdings, daß dies bei der ersten sich bietenden Gelegenheit der Fall sein wird. Es wird dieser Versammlung kaum unbekannt sein, welchen Aufschwung die weibliche Ausbildung während der letzten Jahren in unseren Heimatländern genommen hat, und in wie ungemein vielen Stellungen Frauen, gebildete Damen, jetzt Verwendung finden. Damen sind es, die den schwedischen Volksunterricht zu dem ersten Europas gemacht haben; in Christiania sind die meisten Posten der großen Versicherungsgesellschaften, auch die Buchhalter- und Kassiererposten, mit Damen besetzt; im Telegraphenwesen ebenso, — nicht minder in den großen Handelshäusern und anderen Geschäften, und überall, wo der Versuch gemacht worden ist, herrscht nur eine Stimme der Zufriedenheit. Überall heißt es: „Schafft uns nur mehr!" Nun könnte man vielleicht einwenden: wenn daheim eine so große Nachfrage nach der geistigen Arbeitskraft der Damen ist, dann haben wir wenig Aussicht, eine Dame für unseren Bibliothekarposten zu gewinnen. Ach nein, damit hat's wohl keine Gefahr! Die Sache verhält sich so: trotz der praktischen Tauglichkeit, die die Damen unstreitig an den Tag legen, ist das Vorurteil doch noch nicht ganz besiegt, oder die Herren Männer nutzen das Neue der Situation zu ihrem eigenen Vorteil aus. Tatsache ist, daß tüchtige Damenarbeit daheim geringer bezahlt wird als mittelmäßige Herrenarbeit. Und darin finden sich die Frauen, weil ihre Lebensbedürfnisse bescheidener sind als die unseren. Aber gerade deshalb können wir auch hoffen, für den geringbesoldeten Bibliothekarposten eher eine qualifizierte Dame als einen geeigneten jungen Herrn zu gewinnen. Daß die Kräfte einer Dame dem Posten nicht gewachsen sein sollten, wird wohl niemand behaupten; in Bibliotheken hat man ja seit langer Zeit häufig und vorzugsweise Damen beschäftigt; in den Leihbibliotheken fast ausschließlich. Daß der Sekretärsposten nicht von einer Dame bewältigt werden sollte, können nur solche Leute behaupten, die nicht wissen, auf welcher Stufe der Intelligenz und Einsicht viele unserer jüngeren Damen stehen. Der Ordnungssinn und die Gediegenheit der Damen in geschäftlichen Dingen ist bekannt; auch der ökonomische Status des Vereins dürfte von einer Dame wohl Vorteil haben; ein kompetenter Mann hat mir einmal gesagt: wenn der Staat Damen als Steuereinnehmer anstellen wollte, so würde man Kassendefekten und Unterbilanzen aus dem Wege gehen. Es würde außerdem für neuangekommene Damen angenehm sein, eine erfahrene Frau hier am Ort zu haben, an die sie sich wenden können; und was für mich von sehr großer Bedeutung ist: bei einem weiblichen Bibliothekar könnten wir darauf rechnen, ihn längere Zeit zu behalten; auf die Damen wartet in der Heimat keine Anstellung als Beamte, und es liegt nicht in ihrer Natur, einen einmal erworbenen Posten aufzugeben, um etwas Neues und Unsicheres zu versuchen. Wie wünschenswert es ist, daß bei unseren Zusammenkünften im Verein nicht nur ein Wirt, sondern auch eine Wirtin fungiert, darin werden, glaub' ich, alle übereinstimmen, insofern man wirklich wünscht, daß der Verein das Bild eines Heimes bie-

— eines großen Familienheimes für die Skandinavier in Rom — und daß er nicht zu einem Klub oder einem Asyl für mehr oder weniger betagte Junggesellen herabsinken soll. Aber das wird doch natürlich niemand wollen, am allerwenigsten die Künstler; und deshalb empfehle ich den Antrag zur Annahme. Man verpflichtet sich ja dadurch zu nichts, — man läßt nur dem Vorstand freiere Hand als bisher, und das wird, meine ich, dem Verein zum größten Vorteil gereichen. —

Antrag, das Stimmrecht der Frauen betreffend

Der von mir gestellte Antrag: das Stimmrecht in Vereinsangelegenheiten sollte davon abhängig gemacht werden, daß das betreffende Mitglied einen persönlichen Beitrag erlegt, hat, worauf ich schon bei dem Versuch eines Diskussionsabends am Samstag aufmerksam machte, zwei Seiten. Er will ein jetzt bestehendes Statut ändern, und er will etwas neues einführen. Was ich zu ändern vorschlage, ist die Bestimmung, daß sämtliche männlichen Mitglieder einer Familie stimmberechtigt sein sollen durch Erlegung des bloßen Familienbeitrages. Diese Seite des Antrages ausführlich zu motivieren, davon will ich absehen. Ich denke, die meisten werden mit mir darin übereinstimmen, daß das jetzt geltende Statut unbillig ist den einzelnen Personen gegenüber, die einen verhältnismäßig soviel größeren Beitrag zu erlegen haben; und die Unbilligkeit ist, finde ich, um so einleuchtender, als wir ja wissen, daß reisende Familien in der Regel ökonomisch besser gestellt sind als die meisten einzelnen jungen Leute, Damen und Herren, Künstlerinnen und Künstler, Studierende usw., die hierher nach Italien kommen. Ist unter den Mitgliedern der zureisenden Familien ein wirkliches Interesse für die Vereinsangelegenheiten vorhanden, so wird der Vereinskasse mit der Annahme meines Antrages wohl gedient sein; im entgegengesetzten Falle haben wir zum mindesten den Gewinn, daß unsere Generalversammlungen in Zukunft nicht so leicht eine größere oder kleinere Anzahl Teilnehmer zählen werden, die sich weder mit den vorliegenden Sachen hinlänglich vertraut gemacht haben, noch ihnen besondere Wärme entgegenbringen. So ist es öfter geschehen; soll man aber ein Entree von acht Lire bezahlen, so werden die meisten von denen, die nicht wirklich interessiert sind, sich's wohl überlegen.

Auf der andern Seite bezweckt der Antrag, das Stimmrecht auch auf die weiblichen Mitglieder des Vereins auszudehnen. Dieser Antrag, an dessen einmütige Annahme ich geglaubt hatte, ist in einer Weise aufgenommen worden, die mich sowohl überrascht wie auch — ich will es hinzufügen — empört hat. Nun, es ist nicht das erstemal, daß die Stellung der Damen im Verein das skandinavische Lager in Aufruhr versetzt hat. Als die Vereinsstatuten 1860 angenommen wurden, da genehmigte man freilich einen Paragraphen, daß Damen Zutritt hätten; aber es war stillschweigende Voraussetzung bei den skandinavischen Herren wie bei den skandinavischen Damen in Rom, diesen Paragraphen nur als leeren Buchstaben gelten zu lassen; lange Zeit wagte keine Dame, ihren Fuß in das Vereinslokal zu setzen, und keiner der Herren dachte im entferntesten daran, daß irgend

eine Dame dies jemals wagen würde. Da gingen eines Tages, vermutlich als niemand zugegen war, zwei mutige Damen hinauf, pflanzten eine Fahne auf im Saal und gaben die Erklärung ab, daß sie sich als Mitglieder des Vereins betrachteten. Damals entstand unter den Herren ein Aufruhr ungefähr wie jetzt. Aber die beiden Damen hielten Wort; sie kamen her; sie ließen sich nicht vertreiben; im Gegenteil, sie zogen andere Damen nach, und binnen kurzer Zeit hatte man sich an sie gewöhnt. Ist jetzt jemand unter uns, der die Damen im Verein missen möchte?

Diese Geschichte liegt siebzehn bis achtzehn Jahre zurück. Viel hat sich seit jenen Tagen in der Welt geändert, und vieles hat sich auch in unserem Verein geändert. Man hat eine Beisteuer eingeführt, und die muß sowohl von Damen wie von Herren getragen werden; damit aber ist die Stellung der Damen im Verein eine ganz andere geworden, als sie früher war. Deshalb kommen auch die Damen jetzt wieder, nicht ihrer zwei wie damals, sondern ihrer zehn bis zwölf, wobei noch viele hinter ihnen stehen, und pflanzen eine Fahne auf im Saal und fordern die natürlichen Rechte, die man ihnen bisher verweigert hat. Sie fordern das Recht, mit dabei zu sein und die Männer zu wählen, die die Beiträge verwalten sollen, die auch sie erlegt haben, und die Staatszuschüsse verwalten sollen, die unsere Länder bewilligt haben, im Interesse der hiesigen skandinavischen Frauen sowohl wie der Männer.

Liegt darin denn etwas Unbilliges? Wenn unser Verein heute gegründet würde, statt vor neunzehn Jahren, glaubt da einer, daß unsere Damen vom Stimmrecht ausgeschlossen sein würden? Nein, Vereine von der Art des unseren, werden heutzutage nicht ohne die vollständige Gleichstellung der Frauen gegründet. Und wovor fürchtet man sich? Wenn man die Gegner des Antrages hört und ihr großes Entsetzen in dieser kleinen Sache wahrnimmt, so sollte man meinen, wir hielten das ganze Jahr hindurch zwei- bis dreimal wöchentlich Generalversammlungen ab und wählten neue Vorsitzende. Und doch haben wir in der Regel das Jahr nur eine einzige ordentliche Generalversammlung, und zu ihr, will ich, sollen die Damen Zutritt haben. Und wie viele Damen, glaubt man wohl, würden sich einfinden? In der ersten Zeit jedenfalls sehr wenige. Sie würden fernerhin in der Majorität bleiben, meine Herren; Sie brauchen keine Angst zu haben. Die meisten Damen verlangen das Stimmrecht nicht, um praktischen Gebrauch davon zu machen, sondern weil sie den jetzigen Stand der Dinge als eine Demütigung empfinden. Und das ist es in Wirklichkeit auch, — eine unverdiente und unberechtigte Demütigung. Weshalb schließen wir sie aus? Wagt in dieser Versammlung einer zu behaupten, daß unsere Damen an Bildung oder an Intelligenz oder an Kenntnissen oder an künstlerischer Begabung hinter uns zurückstehen müssen? Ich nehme an, daß die Zahl derer, die sich zu solcher Behauptung aufschwingen, nicht groß ist. Wovor fürchtet man sich also? Ich höre, hier geht die Sage um, daß die Damen sehr viel intrigieren sollen, und deshalb will man sie fernhalten. Na, ich bin im Laufe meines Lebens verschiedenen männlichen Intrigen auf die Spur gekommen, —

nicht zum wenigsten in der letzten Zeit; und außerdem, sollte es hier wirklich, was ich noch sehr bezweifle, Damen geben, die Vergnügen am Einfädeln von Intrigen haben, so ist doch zu bedenken, daß sie dies viel leichter können, solange sie außerhalb der Dinge stehen, als wenn sie eine Verantwortung zu tragen haben. Dies kann also kein stichhaltiger Grund für die Ausschließung sein. Ich frage deshalb noch einmal, wovor hat man Angst? Vielleicht vor dem berühmten unpraktischen Sinn der Frauen in geschäftlichen Dingen? Selbst wenn die Damen wirklich so unpraktisch wären, wie mancher unpraktische Herr zu behaupten geruht, — sind denn die Künstler so außerordentlich praktische Geschäftsleute? Nein, meine Herren, in der Richtung hege ich keine Bedenken. Ich halte es für gut und nützlich, Damen in der Generalversammlung zu haben, ebenso wie ich es für gut und nützlich halte, daß die Jugend hier bleibt, diese Jugend, die man jetzt vertreiben will durch den Antrag, das Stimmrecht solle davon abhängig gemacht werden, daß man sich ein Jahr lang in Rom aufgehalten hat. Ich wiederhole es, ich habe keine Angst vor den sogenannten unpraktischen Frauen; die Frauen haben etwas gemein mit dem wahren Künstler, ebenso wie mit der Jugend überhaupt, etwas, das den praktischen Geschäftskniff ersetzt. Sehen Sie sich doch unsere Studentenvereine in der Heimat an! Da werden Sachen erledigt, Sachen, zehnmal verwickelter als die unseren; und geht nicht alles gut, obgleich die Jugend, die ungeübte und unerprobte und unpraktische Jugend, dort in erdrückender Majorität ist. Und warum? Ja, weil die Jugend diesen genialen Instinkt besitzt, der unbewußt das Richtige trifft. Aber gerade dieser Instinkt ist es, den die Frau mit der Jugend wie mit dem wahren Künstler gemein hat. Und darum wünsche ich mir die Damen in die Generalversammlung. Ich fürchte mich ebensowenig vor den Damen oder vor den Jungen und Unerprobten, wie ich mich vor den wirklichen Künstlern fürchte. Aber wovor ich mich fürchte, das ist die Alte-Herren-Vernunft; wovor ich mich fürchte, das sind die Männer mit den kleinen Aufgaben und den kleinen Gedanken, die Männer mit den kleinlichen Rücksichten und den kleinen Besorgnissen, diese Männer, die ihre ganze Denkungsart und alle ihre Handlungen nach gewissen kleinen Vorteilen richten, die sie für ihre eigenen alleruntertänigsten kleinen Persönlichkeiten erlangen möchten. Sollten die Angelegenheiten des Vereins einmal in solche Hände kommen, dann wäre Gefahr im Verzuge für sein Bestehen, jedenfalls für seinen Charakter als ein Künstlerverein. Und deshalb will ich die Damen hier hinein haben, damit sie im Verein mit der Jugend die Macht in die Hände wahrer und wirklicher Künstler legen.

Dies, meine Herren, war so ungefähr der Gang der Erwägungen, die sich bei mir geltend machten, als ich meinen Antrag stellte. Die Änderung, die mein Antrag bezweckt, erschien mir natürlich als eine höchst wünschenswerte Reform, aber doch als eine Reform, deren Ablehnung, wenigstens für den Augenblick, nicht etwas ganz Undenkbares war. Die Situation hat sich indessen geändert; wir werden heut Abend zum zweiten Male eine Statutenänderung annehmen, die mit meinem, das Stimmrecht der Damen betreffenden Antrage im engsten Zusammenhange steht. Ich

meine natürlich das neue Statut über die Zusammensetzung des Vorstandes, und ich bin der Ansicht, die Annahme dieses Statuts hat notgedrungen zur Folge, daß mein Antrag auf eine Erweiterung oder Verallgemeinerung des Stimmrechts gleichfalls angenommen werden muß.

Die Herren werden sich erinnern, daß auf der ersten Generalversammlung dieses Jahres ein vom Vorstand gestellter Antrag, die Zusammensetzung des Vorstandes betreffend, keine Zustimmung fand. Im Laufe der Debatte über den Antrag gab der erste Vorsitzende, Prof. R(avnkilde) die offizielle Erklärung ab, daß der hiesige dänische Gesandte ihm gegenüber geäußert habe, es sei der Wunsch oder das Verlangen des dänischen Ministeriums des Äußeren, daß als Garantie für die speziell dänischen Interessen und zur Kontrolle über die Verwendung des dänischen Staatszuschusses der dänische Konsul dem Vorstande als ständiges Mitglied angehören solle. Unser hiesiger schwedisch-norwegischer Konsul gab darauf für seine Person eine Erklärung ab, die sich in gerade entgegengesetzter Richtung bewegte. Er erklärte nämlich, daß er von unserem Minister des Äußeren dahin instruiert worden sei, in keiner Weise sich in die inneren Angelegenheiten des Vereins zu mischen. Diese beiden, scheinbar sich widersprechenden Erklärungen sind jedoch nichts weiter als der Ausdruck zwei verschiedener Seiten eines und desselben Prinzipes: des Kontrollprinzipes oder des Garantieprinzipes, wie Sie es nun nennen wollen. Auf dänischer Seite wird vorzugsweise die amtliche Autorität betont; auf schwedisch-norwegischer Seite dagegen betont man vorzugsweise die Selbstverwaltung; der schwedisch-norwegische Minister des Äußeren will, daß die hiesige schwedisch-norwegische Kolonie in weitestmöglichem Maße ihren berechtigten Einfluß auf die Wahl der Männer ausübt, die den schwedisch-norwegischen Staatszuschuß zu verwalten haben.

In einer Vorstandssitzung, zu der, unter anderen, auch ich die Ehre hatte, geladen zu werden, und wo über eine neue Redigierung des Vorstandsantrages verhandelt wurde, kamen wir zu einem Kompromiß. Dem von dänischer Seite geäußerten Wunsch oder Verlangen wurde Folge gegeben, und das Resultat war der auf der vorigen Generalversammlung angenommene Antrag auf eine ständige Vertretung der Konsuln im Vorstande. Daß ich mich diesem Kompromiß anschloß, ja, wohl eigentlich der war, der es als erster vorschlug, obwohl die Sache mit der Stellung der beiden Konsuln mir nicht behagte, das erklärt sich aus einem natürlichen Grunde: ich sah es nämlich stillschweigend als etwas Gegebenes an, daß, wenn man den einen Antrag annahm, es eine Unmöglichkeit wäre, den meinen abzulehnen. Daß der Vorstand ebenfalls den Zusammenhang dieser beiden Anträge eingesehen hat, erhellt deutlich genug aus der Reihenfolge, in der die Sachen auf die heutige Tagesordnung gebracht sind. Bestände zwischen den Anträgen keine Verbindung, dann wäre es ja das richtigste gewesen, zunächst den Antrag des Vorstandes zum zweiten Male zur Behandlung kommen zu lassen, und darauf zu meinem Antrag überzugehen, der ja ein neuer Punkt für die Generalversammlung ist. Man hat dagegen meinem Antrag die erste Stelle eingeräumt, und das ist

ganz korrekt; denn sollte mein Antrag wider alles Erwarten keine genügende Unterstützung finden, dann haben wir ja nachher freie Hand, um bei der zweiten Lesung gegen das, die Zusammensetzung des Vorstandes betreffende Statut zu stimmen, wofür wir voriges Mal stimmten unter einer stillschweigenden Voraussetzung, die sich nicht als stichhaltig erwiesen hat. Eine solche Art des Vorgehens wird von unserer Seite notwendig sein. Wird der Antrag des Vorstandes angenommen, so wird der Vorstand den Charakter eines Reichsrates oder eines Senats mit zwei vom König ernannten Mitgliedern erhalten; denn jedesmal, sobald einer von unseren Königen einen neuen Konsul hier in Rom ernennt, ernennt er ja zugleich ein neues Vorstandsmitglied des Vereins; und als Gegengewicht verlangen wir eine Ausdehnung des Stimmrechts. Ich bin also der Ansicht, entweder müssen beide Anträge angenommen werden oder keiner von ihnen.

Aber gesetzt nun auch, meine Herren, man nähme den Antrag des Vorstandes an und meinen nicht — was wäre dadurch gewonnen? Gar nichts. Ohne meinen Antrag wird der Antrag des Vorstandes nicht effektiv werden, sich nicht in der Praxis durchführen lassen. Denn kein schwedisch-norwegischer Konsul würde einen Sitz in einem Vorstande einnehmen können, in dem die Garantieforderungen des dänischen Gesandten respektiert worden sind, die des schwedisch-norwegischen Ministers des Äußeren dagegen nicht. Keinem schwedisch-norwegischen Konsul, sage ich, würde es einfallen, in Opposition zu seinem eigenen Minister des Äußeren zu treten. Sollte jemand bezweifeln, daß die Anschauungen unseres Ministers des Auswärtigen im Einklang mit dem stehen, was ich behauptet habe, so brauche ich nur eine Anfrage an das Ministerium zu richten, ob es billigt, daß es schwedischen und norwegischen Frauen gegen ihren Wunsch verboten wird, an der Abstimmung für die Männer teilzunehmen, die die schwedisch-norwegischen Staatszuschüsse zu verwalten haben. Die Antwort wäre nicht zweifelhaft. Oder ich brauchte bloß diese Frage in der Stockholmer Presse zur Diskussion zu bringen; die gesamte Presse würde auf meiner Seite sein; keine einzige Stimme würde sich dagegen erheben; kein schwedischer Minister des Auswärtigen, kein schwedischer Konsul würde wagen oder auf den Einfall kommen, sich der nationalen öffentlichen Meinung zu widersetzen. Denn die Erkenntnis von der Gleichstellung der Frau in solchen Dingen hat in Schweden alle Klassen durchdrungen, von den höchsten bis zu den niedrigsten.

Aber all dies wird nicht notwendig sein. Man wird es nicht dahin kommen lassen, daß das wichtigste unserer Statuten, das da vom Vorstand handelt, entweder abgelehnt oder wirkungslos gemacht wird. Und am allerwenigsten jetzt, da uns der Paragraph formuliert und empfohlen worden ist von einem Mann, der ja als Jurist wie als Gesetzgeber in erster Reihe steht. Ich sage, man wird es nicht dahin kommen lassen. Ich bin sicher, daß man unseren schwedisch-norwegischen Nationalwünschen entgegenkommen wird, ebenso wie wir unsererseits dem dänischen Begehren entgegengekommen sind. —

Freigeborene Männer ist eine Floskel. Es gibt keine. Die Ehe, das Verhältnis zwischen Mann und Weib, hat das Geschlecht verdorben, allen das Sklavenmerkmal aufgedrückt.

E(jlert) L(övborg) ist zu dem Resultat gekommen, daß Besserung durch Befreiung unmöglich ist. Das Schöpfungswerk war mißglückt von Anfang an. Er ist ein seminaristischer Pessimist, ohne Energie, ein müßiger Träumer.

Vaterlandsliebe und dergleichen ist ein Durchgangspunkt.

Es ist unzulässig, daß Leute der Wissenschaft Tiere zu Tode quälen; mögen die Ärzte mit Journalisten und Politikern experimentieren.

Die moderne Gesellschaft ist keine menschliche Gesellschaft; sie ist einzig eine Gesellschaft des Mannsvolkes.

Wenn die Männer der Freiheit die soziale Stellung der Frau heben wollen, dann kundschaften sie erst aus, ob die öffentliche Meinung — die Männer — damit einverstanden ist. Das ist dasselbe, als ob man die Wölfe frägt, ob sie mit neuen Schutzmitteln für die Schafe einverstanden sind.

So mancher doktrinäre Rabulist kommt allmählich dahin, sein eigener Großvater zu werden. (Drachmann z. B.)

E. L.s Ehe mit der unentwickelten Gattin ist in einer Hinsicht „eine wahre Ehe" geworden dadurch, daß er im Laufe des Zusammenlebens gesunken oder jedenfalls nicht gewachsen ist. Nun kann er sie nicht entbehren. — Mit ihr ist es ebenso gegangen.

Er muß in Gesellschaft gehen — unter die feinen Leute; doch das ist für ihn ermüdend und anstrengend. Er nimmt seine Zuflucht wieder zu den engen häuslichen Verhältnissen.

Er hat, ebenso wie Buchdrucker A., in eine höhere Welt hineingeschaut; das ist ein Unglück.

Indem er zivilisiert wird, erfahrt der Mensch dieselbe Veränderung wie das Kind, das sich zum Erwachsenen entwickelt. Der Instinkt wird geschwächt, aber die logische Fähigkeit weitergebildet. Der Erwachsene hat die Fähigkeit verloren, mit Puppen zu spielen.

Der sechste Sinn. Magnetische Einwirkung ist E. L.s Lieblingsgedanke.

Wir machen uns über die vierunddreißig Vaterlander Deutschlands lustig; aber die ebensovielen in Europa sind ebenso lächerlich. Nordamerika behilft sich mit einem oder — bis auf weiteres — mit zweien.

Seine feine Natur erlaubt ihm nicht das offene Eingeständnis, daß er nicht an Vaterlandsliebe und dergleichen glaubt.

Leider, — unsere besten Gedanken werden von unseren ärgsten Halunken gedacht.

Der Photograph, der verpfuschte Dichter, E. L., träumt von der sozialistischen Revolution, der Revolution der Zukunft, der Wissenschaft. Gift im Frühstück — —.

Der Sybarit A. K—d genießt Armut und Elend mit ästhetischer Indignation. Er genießt seine Besuche bei dem verkommenen Schulkameraden, ohne sich dessen klar bewußt zu sein.

Wünschen und Wollen. Unsere ärgsten Gebrechen kommen daher, daß wir diese beiden Dinge durcheinanderbringen.

Diese Einfaltspinsel! Sie verteidigen das Recht der Majorität, und doch sind die Stimmberechtigten eine kleine willkürlich begrenzte Minderzahl.

Alles Bestehende, Kunst, Poesie usw. geht unter in neuen Kategorien, ebenso wie der Kindersinn im Geiste des Erwachsenen.

Die Befreiung besteht darin, den Individuen das Recht zu schaffen, sich zu befreien, jeder nach seinem eigenen Bedürfnis.

Die Episode mit dem Todkranken wird eingeflochten. Deininger wird als Modell benutzt.

Künstlerinnen und handeltreibende Frauen suchen ihr Geschlecht zu verbergen. Auf ihren Bildern, Schildern usw., geben sie nur den Anfangsbuchstaben ihres Vornamens an, um die Leute glauben zu machen, es seien Männer: z. B. M. Gm., E. Hrgl. usw.

E. L. ist sozialistisch gesinnt; aber er wagt es nicht einzugestehen; er ist Familienvater, also nicht unabhängig.

Die Stimmberechtigten unter uns sind in der Minorität. Hat also die Minorität recht?

Das Gewissen ist nichts Stabiles. Es variiert bei den verschiedenen Individuen und im Wechsel der Zeiten. Des Bauern Gewissen ist altmodisch, abgelebt. Die abgelebten und die werdenden Gewissen sind es, zwischen denen die Parteikämpfe geführt werden.

Ein neuer Adel wird sich bilden. Es wird nicht der Adel der Geburt oder des Geldes, auch nicht der Adel der Begabung oder der Kenntnisse sein. Der Adel der Zukunft wird der Adel des Gemüts und des Willens sein.

Das Christentum demoralisiert und hemmt auf verschiedene Weise Männer und Frauen.

Man sagt, Selbstmord sei unmoralisch. Aber ein langsames Selbstmordsleben zu leben — aus Rücksicht auf seine Umgebung?

A. K—d: So recht satt und eingemummelt in einem weichen Bett zu liegen, den Regen plätschern zu hören und an beschwerliche Reisen in Unwetter und Kälte zu denken — — das ist ein großer Genuß.

Flüchtiger Sonnenstrahl

1849

O, wie stürmt mir die Brust!
Ich vernahm sie, o Lust,
diese Stimme, die oft ich vernahm,
wenn zum Träumenden sacht
durch die dämmrige Nacht
das Geflüster der Strandwelle kam!

Und den Blick sah ich, den
ich im Aug' oft gesehn
jener Braut, die in Träumen ich trug!
Durch der Seele Grund fuhr,
so wie Sturm über Flur,
meiner Ahnungen zitternder Flug!

Und die sehnende Qual,
die mein hehr Ideal
mir entzündet im Busen voll Harm,
ward aus zehrender Glut
irre flackernder Wut
eine Flamme so ruhig und warm!

Meiner Brust Wolkenwelt
ward von Funken erhellt,
die nicht glühten wie Sonnenlicht prall,
wenn es mittäglich quillt, —
nein, wie Sterne, wenn mild
sie erglänzen im weltweiten All!

O, wie licht's in mir war!
Alles Leids schien ich bar,
und kein Schmerz schwang sein giftiges Schwert.
War's auch bloß ein Geleucht, – –
dem Begnadeten deucht
solch ein Strahl eine Ewigkeit wert! . .

Winkt Enttäuschung mir schon?
Wird sie fliehn, die Vision,
wieder werden zum leeren Phantom,
wenn der Glücksüberschwang
der Begeistrung verklang
wie ein Lied und verrann wie ein Strom? —

Durch der Zukunft Nacht will
ich auf Traumnachen still
führen hin der Erinnrungen Hort, —
bis ich einst steure sacht,
meines Friedens bedacht,
nach des Grabes heimlichem Port! . .

Mondscheinstimmung

1850

Mondlicht flutet bleich und sacht
durch die stumme Winternacht, —
könnte doch sein sanftes Wellen
meines Herzens Nacht erhellen!

Könnt' ihm doch sein Silberschein
Trost und süße Leuchte sein,
bringend Ruh' dem leidumfangnen
und Vergessen des Vergangnen! . .

Mond! Hab Dank für diese Stunde!
Dank für dieser mildgegönnten
Friedensträume flüchtig Weilen!

O, doch daß sie dauern könnten —
müßte erst die Herzenswunde
lieblichster Erinnrung heilen!

Es ist vorbei!

1850

Stirb, mein Hoffen! Stirb, erlisch auf immer,
flammtest du mir jüngst auch noch so hell!
Zauberschloß, dein Tor erschließt sich nimmer . .
Holder Traum! Was flohest du so schnell?
Harfenklänge durch die Seele bebten,
und den Geist erfüllte Sabbatlust;
doch die Himmelsharmonien entschwebten,
und von Seufzern widerhallt die Brust.

Eingesunken ruht Gewölb und Bogen,
hingewelkt der bunte Blumenflor;
aber kommt die Herrin nachts gezogen,
richtet sich das Geisterschloß empor;

aus des Einſtmals wehmutvollen Landen
beut ſie ſanft mir den gefüllten Krug, —
und es flattert auf aus Grabesbanden
der Erinnerungen Schattenflug.

O, ſo laßt den Träumer ſtill ſein Weſen
nächtlich treiben durch die Hallen hin,
fromme Blumen der Erinnrung leſen,
bergen ſie als köſtlichſten Gewinn!
Komm denn, kaltes Jetzt! Mit deinen Schmerzen
halte winterdüſter mich umgraut, —
ſteht ein Tempel doch in meinem Herzen,
drin Erinnrung ſich ihr Heim gebaut!

Zu einer militäriſchen Feier in Chriſtiania am Krönungstag des Königs

12. Aug. 1860

Nun tat ſich um des Königs Stirn
der goldne Kronreif legen;
nun herrſcht vom Meerblau bis zum Firn
ein feſtliches Sichregen.
Und drückt uns auch ſein Fernſein ſchwer,
hoch klingt ſein Lied in ſeinem Heer,
denn des Soldaten Freund iſt er
und fühl' es allerwegen.

Dort hinterm Grenzgebirge hauſt
der wackre ſchwediſche Vetter;
ſein Stahl, wir wiſſen's, brennt und brauſt
wie Blitz und Donnerwetter.
Er ragt, ein Greis voll Heldenzier, —
doch uns, uns hitzt noch Kampfbegier:
Zuſammen, ſchwant mir, ſchrieben wir
mit einprägſamer Letter!

Ja, wenn's einmal im Norden gilt
zu wehren fremdem Höhnen,
dann folgen wir des Königs Schild,
geſellt zu Schwedens Söhnen.
Dann kommt ein zweiter Krönungstag:
Ein Reif aus Ruhm und Ehre mag
die Stirn ihm dann wie junger Tag
mit neuem Golde krönen!

Prolog

Gesprochen am 5. Oktober 1853

I

Der Wald belaubte sich, der Vogel sang,
die Blume schaukelte vor lauen Winden,
die Sommersonne schmückte Tal und Hang —
und ließ dies Haus sein Dunkel schwer empfinden.

Es überkam euch all' ein sanfter Zwang,
ans Herz der Allnatur euch heimzufinden,
euch lockte Blätterduft und Quellenklang,
und nichts vermocht' euch hier an uns zu binden.

Doch Du, dem wiederum zum erstenmal,
als unserm Hausfreund, wir heut abend huldigen,
wardst du uns fremd beim Lebensbacchanal?

Wohl kaum. Denn während hier in obligater
Verwaistheit Bank und Vorhang, die geduldigen, —
was tatest du? Du spieltest selbst Theater!

II

Ja, werter Gast, du wurdest Amateur
und brachtest auf des Lebens großer Bühne
ein Szenlein der Komödie zu Gehör,
die Zufall für dich schrieb, der Dichterhüne.

Und wenn ich mehr zu raten mich erkühne,
so bliebst du nicht ihr einziger Akteur, —
dieweil's da einen Gott gibt und Charmeur,
des uralt Reich die Blumen und das Grüne.

Er ist zwar blind, doch voller Schelmereien;
mit hundert Listen strebt er (höchst ergetzlich),
daß stets der Akt geschlossen wird von Zweien.

Denn Monologe sind ihm ganz entsetzlich, —
er weiß, wie sehr sie den — Prologen ähnen,
die auch zumeist erst enden unter — Gähnen.

III

Und heil dir, war in diesem Wechselspiel
dir eine rechte Rolle herzusagen;
dann birgt dein Herbst dir der Erinnrung viel,
dann hast du Frühlingsflor in Wintertagen.

Dann war dein Sommertraum ein Vaudeville,
ein Fruchtzweig, den dein Lebensbaum getragen,
und heller Lerchenſang und Droſſelſchlagen
ergänzten durch Couplets des Stückes Stil.

Leicht ſchlüpfteſt du durchs Netz der Kunſt, mein Lieber;
nur einmal etwa ſtockteſt du geraum,
wobei's um dich wie um ſchon manchen ſtand:

Du fühlteſt etwas, das die Lippe band;
es klopft das Herz, die Zunge klebt am Gaum;
du hatteſt — wie wir's nennen — — Lampenfieber.

IV

Doch irrt mich auch vielleicht ein ſchöner Trug,
daß dieſer Sommer dich geſegnet habe, —
weil ſeine holde Pracht nur Wurzel ſchlug,
um zu verblühn auf deiner Hoffnung Grabe?

Dir blieb vielleicht vom üppigſten Genug
nur der Erinnrung ſchmerzenreiche Gabe,
und ſtatt des Falken himmelkühner Flug
berät dich nun der Sorge ſchwarzer Rabe.

In Nacht und Nebel ſtarrſt du, ſtumm erboſt;
doch wird Natur dir einen Stern entzünden,
der deine Stirne wieder heiter koſt:

Erinnrung leuchtet auf, der Sturm vertoſt;
vom Himmel kam ein Geiſt, dir zu verkünden:
Für jede Klage hat das Leben Troſt.

V

Ach, Freund, uns allen will ſich ein Gelüſt
geheimer Wehmut im Gemüte regen,
erſehn wir dürres Laub den Wald durchfegen
und abgebaut des Sommers Schaugerüſt.

Wer möcht' den Blumen keinen Lenz zulegen,
wenn erſt der Herbſtwind ihren Kelch geküßt,
wen möchte zärtlich Mitleid nicht bewegen
vor ihrer Klag': ſie hätten fortgemüßt!

Wer möchte nicht dem Strom der Zeit befehlen,
dem jähen Strom, in dessen Wellenglänzen
des Frühlings Jugend ihre Grube fand?

Wir stehen schweigsam mit Gedächtniskränzen
an seinem Saum, voll Träumens noch die Seelen
von all dem goldnen Reichtum, der entschwand.

VI

Behalt' die Pflanzen denn auch weiter lieb,
wenn Frost und Winter weiß die Fluren kleidet,
und denke dran, daß auch die Kunst ein Trieb,
ein Blütentrieb, der ohne Wärme leidet.

Ein Schößling ist sie, den Vollendung meidet,
wenn dort er ohne rechte Pflege blieb,
wo auf Naturgebot sein Mund geweidet
und seine Wurzel ihre Runen schrieb.

Allein die Wärme, die sie braucht, ist nicht
der Odem, der das Veilchen weckt und später
der Rose Wangen färbt mit Purpurwonne.

Nein, das ist Herzenswärme stark und schlicht!
Des Volkes Beifall ist ihr Lebensäther,
des Volkes Liebe ihre Sommersonne!

Judas

[Um 1872]

Im Jüngerkreis war er ein fremder Ton, —
des Wagens dreizehntes Rad in Person.

Was ihn soweit trieb, ist gelegt ad acta;
die Geschichte vermeldet nur nackte Fakta.

Man weiß, in Gewissensschlummer befangen,
ging er und küßte dem Heiland die Wangen.

So ward Höll' wie Himmel das Ihre gezollt.
Doch wie, — hätte Judas nun nicht gewollt?

Deutsch von Christian Morgenstern

Erinnerungen an Henrik Ibsen/ von Herman Bang

Henrik Ibsens Tod kann das Urteil über den Dichter nicht ändern. Sein revolutionierender Einfluß auf die Gemüter aller Weltteile steht fest und verbleibt unser Urteil. Was er für die Zukunft bedeuten wird, wissen wir nicht. Ihrer sind wenige, die für die rollenden Jahrhunderte schrieben. Vielleicht darf man dennoch annehmen, daß gerade die Schauspiele, die uns am nächsten standen, nicht dazu bestimmt sind, die größte Bewunderung der kommenden Geschlechter herauszufordern. Im Gegenteil, vielleicht werden gerade die Werke, die wir halb und halb ablehnten, die kommende Zeit am meisten beschäftigen. Vielleicht wird „Baumeister Solneß", durch seinen tiefen Blick in die Dämmerung der Seele, die eherne Brücke sein, auf der Henrik Ibsens Name und Ruhm in die fernen Jahrhunderte hinüberschreiten. Wer aber vermag etwas über die Zukunft zu erraten? Und wer hätte wohl den Zeitgenossen etwas Neues über den Dichter zu sagen?

Der Mensch dagegen scheint mir oft so verkehrt und kleinlich beurteilt, so einseitig und unvollständig betrachtet worden zu sein, daß es wohl der Mühe wert ist, jetzt ein wenig die menschliche Gestalt zu beleuchten, die für immer von uns gegangen ist und die vielleicht ganz anders und im Besitz von viel weicheren und tieferen Eigenschaften gewesen ist, als die meisten anzunehmen geneigt waren.

Als ich mich vor zwanzig Jahren in Meiningen aufhielt, wandte ich mich zum erstenmal an Henrik Ibsen. Ich wußte, daß er mir wohlgesinnt sei, und ich war nach Meiningen gekommen, nachdem ich aus Berlin ausgewiesen war, just in dem Augenblick, da der ausgezeichnete Julius Hoffory und ich im Begriff standen, den Plan zu einer Reihe Ibsenvorstellungen in der Reichshauptstadt auszuarbeiten. Meine Ausweisung durchkreuzte diesen Plan, und nun bat ich in Meiningen den Meister um eine Empfehlung an das Herzogspaar. Henrik Ibsen erfüllte meine Bitte in der liebenswürdigsten Art und einige Wochen später — war ich auch aus Meiningen ausgewiesen. Ich ging nach München. Auf meiner Reise nach Wien wollte ich nur einen einzigen Besuch machen: bei Henrik Ibsen. Ich sehe noch das große Zimmer vor mir, einen seltsam unwohnlichen Raum mit geliehenen Möbeln, die sich gegenseitig fremd anblickten. An den Wänden hingen zufällige Gemälde neben Familienporträts mit eigenartig verlegenen oder erstaunten Gesichtern, als fragten die norwegischen Herren und Damen sich selbst, wie oder weshalb sie hierher gekommen sind. In diesem Pensionatszimmer saß Henrik Ibsen wie ein Mann, der zufällig hier hineingeraten war und der im nächsten Augenblick wieder gehen würde, ohne sich einen einzigen Moment daran zu erinnern, daß er sich jemals in diesem Raume aufgehalten hat.

Ich sagte ihm, weshalb ich nach München gekommen sei, und er schüttelte seinen

großen, grauen Kopf, während er immer wieder sagte: „Was man doch alles hört — was man doch alles hört."

Plötzlich aber veränderte sich der Ausdruck seines Gesichtes, und während er mich mit einem Lächeln betrachtete, das sehr wehmütig war, und das ich seinem barschen Gesicht nie zugetraut hätte, sagte er: „So sehen Sie also aus."

Er schwieg eine Weile, bis er in einem ganz veränderten Ton, als fürchte er zu viel Gefühl verraten zu haben, fragte: „Und was wollen Sie jetzt tun?"

Ich antwortete, daß ich nach Wien weiterreisen wolle. Und ohne die geringste Aufforderung sagte er gleich, daß er mir neue Empfehlungen für meinen neuen Aufenthaltsort mitgeben wolle. Und er fügte hinzu — wiederum fast milde: „Kann ich Ihnen sonst dienen?"

Ich bedurfte keiner Hilfe, und der Meister begann von München zu sprechen. „Es ist so ein hübscher Kirchhof hier. Wenn Sie Zeit haben, sollten Sie hinausfahren und sich ihn ansehen." Als ich ging, nahm Henrik Ibsen meine beiden Hände und sagte: „Es hat mir sehr leid getan, mein Freund. Hoffentlich wird es Ihnen jetzt recht gut ergehen." Und wir schieden.

So oft ich mich später dieses Besuches erinnerte, hatte ich den Gedanken, als ob Henrik Ibsen an jenem Tage einer jener harten, gepanzerten medizinischen Größen glich, wie ich ihnen einige Male in der Welt und in meiner eigenen Familie begegnet bin. Fast barsch, mit Augen, die den Patienten gleichzeitig untersuchen und sich fernhalten, mit allen Schickungen und allen Krankheiten vertraut — so empfingen diese alten, wie aus Stein gehauenen Ärzte den Konsultierenden und verrieten ihr Mitgefühl nur durch einen Tonfall oder durch einen Händedruck. Gerade so erschien mir Henrik Ibsen.

Es vergingen viele Jahre, bis ich den Meister wiedersehen sollte. Aber Briefe empfing ich. Henrik Ibsens Briefe scheinen mir oft falsch beurteilt worden zu sein von Menschen, die sich nur wenig auf die Kunst des Lesens verstanden. Einige haben dem norwegischen Dichter nachgesagt, daß er schmeichele, andere haben sich über die Kälte seiner Briefe beklagt. Beide haben wohl nicht genügend Blick für die Wahl seiner Worte oder genügend Gehör für den Tonfall gehabt. Henrik Ibsen ließ vielen in seinen Briefen ein Kompliment zuteil werden. Sah man aber genauer hin, so wurde es einem bald klar: sein Kompliment war in so allgemeinen Worten abgefaßt, daß nur die Dummheit es für mehr nehmen konnte, als es war — eine Höflichkeitsphrase, die nichts anderes sein wollte. Fühlte der Meister sich wirklich von etwas ergriffen, dann wurde die Wahl seiner Worte ganz anders — und man fühlte es sofort. Mir persönlich hat er, glaube ich, für zwei Bücher gedankt: „Am Wege" und „Tine". Wie verschieden aber war sein Dank — und wirkte sein Urteil, obgleich er vielleicht die gleiche Anzahl Adjektive bei beiden Romanen verwandt hatte.

Es heißt, Frau Ibsen sei es gewesen, die ihrem Mann die Bücher vorlas. Sehr oft aber gebot er ihr Einhalt mit den Worten: „Leg das Buch fort. Ich sehe diese Menschen nicht."

Es war mir darum eine außerordentliche Freude, als er über „Am Wege" schrieb: „Ich *sehe* alle diese Menschen, und der Stationsvorsteher ist mir selbst in Vendsyssel begegnet." Als er für „Tine" dankte, schrieb er sehr freundlich und sogar ausführlicher. Aber daß er die Menschen „gesehen" oder „getroffen" hatte — das schrieb er nicht. Und ich verstand sehr gut, weshalb er es nicht tat.

Ebenso wie in seiner Stimme, verriet sich sein Gefühl in den geschriebenen Worten seiner Briefe nur durch die allerleisesten Übergänge. Der „Unmusikalische" bemerkte diese Übergänge nicht . . . schade für ihn.

Es war in Christiania, wo ich Henrik Ibsen wiedersah. Mir schien, als habe der Meister durch seine Rückkehr ins Vaterland sein Wesen in bezug auf das Repräsentative gewissermaßen geändert oder wenigstens geschärft. Schon seine Wohnung zeigte es. Die Räume waren große, kalt-stilvolle „Gemächer", wie an einem Hof oder wie in einem Ministerium des Äußeren, wo, unter einem parlamentarischen Regiment, der Minister wechselt, aber die unpersönliche und kühle Pracht des *Ministeriums* bleibt. In Wirklichkeit verwaltete Henrik Ibsen in diesen Jahren ein Ministerium — das seiner eigenen Berühmtheit. Wie ein Minister die Angelegenheiten seines Ressorts aufarbeitet, so erledigte Ibsen jedes einzige Detail, das unter seiner Weltstellung und seinem Namen rangierte. Er selbst aber stand über den Dingen.

In seinem Leben war das Märchen zur Wirklichkeit geworden: er war von der Apotheke in Grimstad zu der „Victoriaterrasse" emporgestiegen. Und diese *märchenhafte* Wirklichkeit, seinen Weltnamen, formte er Tag für Tag weiter aus, mit eben jenem Drang, das Äußerste und Letzte zu erreichen, der auch seine Dichtung zur Vollkommenheit geführt hat und der die Notwendigkeit seines innersten Wesens war. Auf diese Weise gelang es ihm — über seinem Ruhm stehend —, seinen Ruhm zu verwalten, bis er die Verkörperung der Weltgröße wurde. Er *wollte das Höchste aus allem schöpfen: aus seiner Dichtung wie aus seinen Früchten.* Deshalb verwaltete er mit gleicher Fürsorge seinen Ruhm und sein Vermögen. Das ist das ganze Geheimnis. Seine Menschlichkeit aber opferte er nicht . . .

Ich sollte in dem Jahr zwei Vorlesungen in Christiania halten, über Guy de Maupassant und über Hedda Gabler. Die Höflichkeit gebot, Henrik Ibsen Billette zu schicken, und da ich wußte, daß er nie Vorlesungen zu besuchen pflegte, tat ich es ohne Furcht. Doch — Henrik Ibsen kam, auch zu der Vorlesung über Guy de Maupassant. Er saß auf der ersten Bank, zehn Schritte von der Tribüne entfernt, und ich habe mich nie so hilflos bedrückt gefühlt. Oder verduzt — das ist das Wort. So verduzt wie ein Schuljunge. Da saß er, der wußte, daß ich seit meinem dreiundzwanzigsten Jahr umhergezogen war und gegen Entree die guten Leute mit *meiner* Ansicht über *seine* Meinung gefüttert hatte — da saß er und sollte erfahren, mit welchem Wind ich gesegelt war. Da saß er — und hörte zu . . . Oder er hörte *nicht* zu. Denn niemals habe ich einen Zuhörer gehabt, der weniger

verbarg, daß der Strom meiner Rede ihn in geringerem Grade interessierte. Unbeweglich und ohne eine Miene zu verziehen, starrte Henrik Ibsen unverwandt auf den Boden seines hohen Hutes, den er vor sich zwischen seinen Händen hielt — wie in die Tiefe eines Brunnens.

Aber diesem Starren gegenüber gewann ich nach und nach mich selbst wieder. Es war ja Guy de Maupassant, über den ich sprach, und ihn wenigstens glaubte ich zu verstehen ... Ich hatte von seiner Auffassung der Liebe gesprochen und kam zu seiner Auffassung vom Tode. In „Une vie" gibt es eine Stelle, wo die arme Heldin mit einer unaufhörlich summenden Schmeißfliege eingeschlossen ist. Sie surrt unter der Decke. Ihr Schatten flattert am Licht vorbei. Sie ist überall — wie eine Pein, wie ein Nervenschreck, wie ein Entsetzen. Sie will sie hinausjagen und kann es nicht. Sie will sie vergessen und vermag es nicht. Sie will sie fangen und trifft sie nicht. Sie ist da. Sie bleibt da.

Diese Fliege — die Schmeißfliege ist Guy de Maupassants Todesgedanke. Das sagte ich und hatte Henrik Ibsen vergessen, als ich ihn plötzlich von neuem sah — mit aufwärtsgerichtetem Antlitz blickte er mir starr ins Gesicht ... wie mich noch nie ein Mensch angeblickt hatte. Einst sah ich in einer fernen Stadt, in einem zoologischen Garten, wo ich gegen Abend hingekommen war, einen riesigen Löwen, der, bevor er einschlief, mit einer unbeschreiblichen, spähenden Melancholie, mit halbgeschlossenen Lidern in das schwindende Tageslicht starrte. Dieses Löwen Blick lebte während jener Minuten in Henrik Ibsens Augen. Und in einem eigenartigen Gefühl, gleichzeitig von Schmerz und Triumph, sagte ich zu mir selbst: „Du hättest es wissen können. Er, der alles gelebt und alles gewonnen hat, sieht noch den Tod vor sich ... Der Tod beschäftigt ihn und — er hörte zu. Er hatte ja auch an nichts anderes zu denken als just an den Tod. Das Leben mit all seinem Ruhm lag hinter ihm. Vor ihm lag nur der Tod." Das sah ich in seinem Gesicht, und es schien mir, als hätte ich dieses Gesicht noch nie geschaut ...

Am nächsten Abend war das Thema „Hedda Gabler". Das Haus war ausverkauft, weil alle Ibsen bei einem Vortrag sehen wollten, und der Vortrag war sehr schlecht, weil ich ihn sah. Henrik Ibsen saß wieder mit seinem Hut da und mit seinen Augen im Hut. Wenn meine Ausführungen über sein Schauspiel ihn interessierten, ansehen konnte man es ihm jedenfalls nicht. Bis zu einem bestimmten Augenblick.

Es ist immer meine Ansicht gewesen, daß „Hedda Gabler" das am wenigsten norwegische von Ibsens Werken ist. Trotz der norwegischen Namen hat es mir nie ganz einleuchten wollen, daß dieses Schauspiel auch wirklich in Norwegen spielt. Niemand kann wohl jemals eine hinreichende Erklärung für die Gründe der geheimnisvollen Ortsverschiebung geben, die man doch mit Sicherheit in dem Drama „Hedda Gabler" herausfühlt. Ich weiß nicht, ob es allein Heddas fremdartiger und „europäischer" Charakter ist, der das Stück sozusagen von dem norwegischen Boden fortrückt. Oder ob Ibsen wirklich, auf der Höhe seines Ruhmes und von allen Nationen anerkannt — halb unbewußt vielleicht, wenn man sich

diesen bewußtesten aller Menschen „halb unbewußt" denken kann — dem Drang nachgegeben hat, ein Drama für alle Nationen zu schaffen ... ein internationales Schauspiel, wenn ich ein Wort gebrauchen darf, das mißverstanden werden könnte. Henrik Ibsen selbst schreibt, daß „Hedda Gabler" in dem westlichen Teil der Stadt spielt. Doch überall in den Großstädten der Welt ist das Westend der Stadtteil und der Lagerplatz der Verfeinerung und des Reichtums — „der Stadtteil der großen Welt". Hat Ibsen selbst zugeben wollen, daß Hedda Gabler aus Westend ist, mehr aus Westend als aus Norwegen? Ich weiß es nicht. Aber in meinem Vortrag vertiefte ich mich in die Ortsangabe des Dramas — und im selben Augenblick sah Henrik Ibsen von seinem Hut auf. Was ich vom Westend zu sagen hatte, dem lauschte er sehr aufmerksam, und der Rest war ihm sehr gleichgültig. Als ich dem Meister am nächsten Tage auf der Straße begegnete, hielt er mich an und sagte mit einer Ironie, die eine eigene Milde barg: „Sie waren doch wenigstens freundlich gegen mich." (Er spielte damit auf einige Vorträge Knut Hamsuns an, in denen der weitbekannte Schriftsteller die ganze norwegische Literatur skalpiert und auch Henrik Ibsens abgehauenen Kopf auf der goldenen Schale seiner Beredsamkeit präsentiert hatte.) Nach einer Weile sagte er, indem er mich von der Seite ansah: „Und Sie lesen auch Ortsangaben?" Das war alles. Von Guy de Maupassant aber und von der Schmeißfliege sprach er nicht ...

Noch einmal sollte der Meister mich in jenem Herbst hören. Man wollte eine Soiree für einen kranken Künstler veranstalten. Man meinte, daß meine Mitwirkung ein Geringes dazu beitragen würde, das Haus zu füllen. Aber ich hatte schon so oft in jenen Wochen mitgewirkt, daß ich überzeugt war, meine Mitwirkung werde nichts nützen, wenn ich nicht etwas Neues versuchte. Ich beschloß deshalb, den Monolog und eine Szene aus „Hamlet" zu sprechen — zum erstenmal in meinem Leben. Eine Freundin von mir sollte Ophelia lesen.

Und als der Tag da war, kam mit Rücksicht auf die gute Sache auch — Doktor Henrik Ibsen. Mit welchen Gefühlen ich zu lesen begann: „Sein oder nicht sein — das ist hier die Frage" — will ich nicht zu schildern versuchen. In einer wilderen Andacht hat sich aber sicher der heimgesuchte Prinz von Dänemark nie gekrümmt.

Doch ich kam glücklich durch den Monolog und gelangte zu der Szene mit Ophelia. Schließlich vergaß ich alle Zuhörer. Als ich fertig war und hinauskam, sagte einer der Mitwirkenden, der die Zuschauer durch einen Vorhang beobachtet hatte: „Hast du gesehen, wie aufmerksam Henrik Ibsen zuletzt zuhörte?" Ich hatte es nicht gesehen.

Einige Tage später traf ich den Meister auf der „Karl-Johansgade". Er hielt mich gleich an, und es ist das einzige Mal, daß ich ihn rückhaltlos heiter gesehen habe: er hatte sich über etwas amüsiert, und zwar — über Hamlet. „Sie sind ein mutiger Mann, Herr Bang," sagte der Meister. „Weshalb, Herr Doktor Ibsen?" „Wie haben Sie nur die Worte: ‚Sind Sie tugendhaft?' gelesen!" „Ich weiß nicht ..." „Ihr Hamlet," sagte Ibsen, „behandelt Ophelia wie ein öffentliches Frauenzimmer ..."

Ich mußte lachen, sagte aber: „Ist es denn nicht richtig, Herr Doktor Ibsen?" Henrik Ibsen nickte sehr energisch mit dem Kopf: „Gewiß ist es richtig. Es ist richtig, aber es ist unverschämt, Herr Bang." Und er sprach noch lange über Shakespeare, den man nie auf dem Theater zu „sehen" bekäme... Wenn Henrik Ibsen im allgemeinen die Schauspielhäuser verschmäht hat, so war der Grund — glaube ich, nach den Äußerungen, die ich von ihm über Schauspielkunst gehört habe — die Unwirklichkeit der Bühnenkunst, was ihn ermüdete und langweilte. Ihm, der, wenn er las, Menschen sehen wollte, haben die Theater zumeist nur Menschen geboten, die Masken geworden waren. Ein unersättlicher Drang nach Wirklichkeit erfüllte diesen Mann, von dem man so oft gesagt hat, daß er hinter Symbolen verschwände. Als wir einst von Maurice Maeterlinck sprachen, dessen Schauspiel hinter einem Florvorhang aufgeführt wurde, sagte er sehr erbost und irritiert: „Was ist das? was soll das heißen? Ich versteh' mich nicht auf dergleichen..."

Leider sind seine eigenen Schauspiele viel zu lange in der ganzen Welt hinter einem geistigen Florvorhang gespielt worden. Hätte der Meister die symbolistischen Pariser Aufführungen der „Frau vom Meere" gesehen, er hätte Blut geschwitzt oder — den Boden seines Hutes betrachtet. Laura Gundersen, eine der größten Künstlerinnen, die ich je gesehen habe, sagte einst zu mir: „Liebster Herr Bang, Ibsen ist gar nicht so schwer zufriedenzustellen. Er will nur, daß man ‚einfach' spielt." Sie, die ihn kannte, hatte Recht.

Es sind beständig Erinnerungen aus demselben Jahr. Aber ihre Färbung ist verschieden. Das Leben kann sich so schnell ändern und „die bösen Sterne" können gar zu schnell aufgehen. Aber auch an die düsteren Erinnerungen ist Henrik Ibsens Antlitz geknüpft — zu seiner Ehre. Ich will der Reihe nach erzählen.

Man wollte im „Studentenverein" einen Akt des „Brand" aufführen, und man ersuchte mich, diesen Akt in Szene zu setzen. Ich bat Doktor Ibsen, ihm den Akt vorlesen zu dürfen, bevor ich mit der Arbeit begänne, und er willigte ein, mich anzuhören. Ich erinnere mich der Zusammenkunft so deutlich, als wäre es erst fünf Minuten her, seit ich schweißtriefend vor Angst aus dem Zimmer des Meisters kam, wo er so „aufrichtig" gewesen war. Henrik Ibsen empfing mich sehr freundlich, und wir setzten uns einander gegenüber, an einen breiten Tisch (ich sagte mir: dies ist ein Examenstisch):

„Was wollen Sie nun also lesen?" fragte Henrik Ibsen, wie ein Mann, der zur Sache kommt. Ich nannte den Akt. „Schön," sagte der Meister, „fangen Sie an." Er sah aus, wie einer, der auf alles vorbereitet ist. Ich begann zu lesen. Bald glitten die Buchstaben ganz fort und bald wuchsen sie riesengroß vor meinen Augen. Falsch hatte ich eingesetzt und falsch fuhr ich fort. Meine Stimme stieg zu einem schrillen Falsett hinauf, und mein Tempo verschlang die Verse, die ich tragen sollte. Ich las „Brand", wie ein deutscher Tenor vierten Ranges den Liebhaber in „La Traviata" singt. Henrik Ibsen bewegte sich nicht. Seine Augen auch nicht — ich fühlte sie unverwandt auf mir, während ich fortfuhr. Es war

mir, als ob das Falsett meiner Stimme sich mit „Brand" und mit aller gesunden Vernunft zankte — bis ich schließlich ganz atemlos am Schluß einer Seite innehielt. Es verging ein Augenblick, bis Henrik Ibsen, den ich nicht ansah, sagte — und seine Stimme hatte einen Klang, wie ich ihn nie gehört hatte, so scharf und hell —: „Ja, das ist ja ganz verkehrt." „Ja," sagte ich und ich glaube, es klang wie ein Stöhnen.

Aber verzweifelt über die Niederlage, die mein Wille sich zu tragen weigerte, äußerte ich: „Darf ich eine andere Stelle versuchen?" Mit bebender Stimme sagte der Meister — und zwei Flammen des Zornes schossen über sein Antlitz hin: er war jetzt genug gemißbraucht worden —: „Das hat wohl keinen Zweck". Und damit hob er die Sitzung auf.

Wie ich von dem Stuhl, auf dem ich gesessen, in die Höhe kam, das weiß ich nicht mehr — wenn ich es jemals gewußt habe. Aber eine „Brand"-Aufführung im „Studentenverein" fand nicht statt.

Dagegen wurde das „literarische Variété" eröffnet — unter meiner Leitung. Und von einem Tag zum andern war ich von der norwegischen öffentlichen Meinung in Bann getan. Von der ersten Stunde an, stand mein Versuch, Holger Drachmanns Idee zu verwirklichen, unter dem Zeichen des Krachs, teils wegen meiner eigenen Fehler, teils weil plötzlich eine gewisse sonderbare Rachlust das Publikum überfiel, eine Rachlust, von der es oft gepackt wird gegen den, den es allzu lange und allzu kritiklos verzogen hat. Der Eröffnungsabend kam und ganz Christiania war versammelt. Auch Henrik Ibsen saß in einer Loge.

Ich sollte den Abend mit einem Prolog von Holger Drachmann einleiten. Ich hatte ihn so spät bekommen, daß ich ihn ablesen mußte. Das Papier zitterte so in meiner steifen Hand, daß ich die Buchstaben kaum lesen konnte. Meine Beine waren wie Bleiklumpen, die ich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte. Und kaum stand ich auf der Bühne, als ich die Eiseskälte des Publikums wie einen plötzlich geborenen und instinktiven Haß zu mir emporsteigen fühlte. Ich hatte die Zügel über mein Volk verloren.

Kaum hatte ich angefangen zu lesen, als Unruhe entstand, Unruhe ringsum im Saal. Auf den Orchesterplätzen sprachen Menschen laut und lauter, sprachen und lachten, absichtlich laut ... Ich fuhr fort zu lesen, während die heitere Stimmung des Publikums stieg ... Man sprach nicht mehr, man schrie fast in seiner Heiterkeit. Und ich sollte, ich mußte die Drachmannschen Verse zu Ende lesen ....

Da plötzlich erhob sich Henrik Ibsen in seiner Loge und, stehend, rief er ein „Scht" über den vielleicht etwas zu lustigen Saal. Die Wirkung war prompt. Es geschah so selten, daß Henrik Ibsen eine Meinung zu erkennen gab. Ich schloß unter vollkommener Ruhe.

Meine Dankbarkeit kannte keine Grenzen, doch die allernächste Zeit sollte sie noch vergrößern.

Wenn unsere Lebenstage plötzlich sehr düster werden, sehen unsere Mit-

menschen — in einem seltsamen Widerspruch — unsere Fehler und Sünden plötzlich wie im Licht von sieben Sonnen. So war es auch damals. Ich kann wohl sagen, daß man mir während jener Wochen in der öffentlichen Meinung nicht viele Lumpen an meinem menschlichen Körper ließ, und es waren nur wenige Fetzen von dem übrig geblieben, was man vor wenigen Monaten noch mein Talent genannt hatte. Ich war der Sündenbock, und bei meiner Ehre, ich wünschte selbst, ich wäre weit in die Wüste gesandt worden ... Gerade in den allerschwärzesten Tagen fand eine große Gesellschaft in einer Familie statt, die ich kannte. Auch Henrik Ibsen war zugegen.

Man saß beim Wein, und die Unterhaltung drehte sich um dieses und jenes und auch um mich. Das letztere Thema wurde vielleicht etwas unbarmherzig und ausgiebig behandelt. Ibsen hatte der Unterhaltung zugehört mit einem Gesicht, so unbeweglich wie eine Maske. Plötzlich aber sagte er und so laut, daß alle ihn hören konnten: „Alles dies mag ja wahr sein ... aber ‚Am Wege' und ‚Tine' kann niemand ihm nehmen. Die muß man ihm lassen ..." Henrik Ibsen schwieg wieder — — doch der Ton der Unterhaltung war wie umgewandelt, und bald sprach man von anderen Dingen. Das tiefe Gerechtigkeitsgefühl, das den immer Schweigsamen Worte wie diese sagen ließ, zeichnet schöne Linien in das menschliche Antlitz des Meisters.

Hellere Tage sollten kommen, an denen ich ihm meine Dankbarkeit ein wenig beweisen konnte.

Lugné-Poë war mit „Solneß" und „Rosmersholm" nach Norwegen gekommen. Ich begleitete ihn, denn die gemeinsam durchlebten Strapazen des Pariser Kampfes hatten ein Band zwischen dem jungen französischen Künstler und mir geknüpft. Ich gestehe, daß mir von der Aufführung von „Rosmersholm" nichts erinnerlich ist, denn unser ganzes Interesse war auf den „Baumeister" gerichtet. Das war begreiflich. Das seltsame Schauspiel des Selbstbekenntnisses war auf den nordischen Bühnen eindruckslos geblieben, und es war die heimliche Hoffnung der Franzosen, „Solneß" wiedererstehen zu lassen durch eine Verdolmetschung, die das Stück jäh umschuf und es zu dem Liebesduett des Genies machte, das es — auch meines Erachtens — ist.

Alles scheint diese Verdolmetschung zu rechtfertigen. Durch sie allein werden mit einem Schlage alle Zugeständnisse und Bekenntnisse des Baumeisters natürlich und erklärlich. Er, der von Liebe ergriffen ist, spricht und schleudert seine Seele in einem unwiderstehlichen Drang zum Bekennen heraus. Vergangenheit, Zukunft, Angst, Hoffnung, ferne Leiden, erträumtes Glück; das Verborgene und das halb Gewußte; das, worüber man grübelte, und das, was man selbst nie verstand — all das strömt beim Erwachen und Wachsen der Liebe in Worten, die gesprochen werden müssen, über die Lippen. Solneß sieht Hilde und er liebt Hilde. Und während die Liebe ihn in ihren glitzernden und güldenen Rausch einhüllt, zeigt Solneß in einer wundersamen Ekstase der Geliebten seine

ganze Seele — die Seele und die Abgründe des Genies bis in die letzten Tiefen. In diesem Liebesgesang, der wächst und wächst, verschwinden die „Symbole", und die „Paradoxe" werden selbstverständlich wie die Offenbarung eines Gemütes, das der Geliebten alles schenken will — —

Eines Mannes, der alles schenkt und — stirbt. Denn Solneß ist gealtert: das Glück ist eine Bürde, die er fassen, aber nicht mehr heben und nicht mehr tragen kann.

So hatten die jungen französischen Schauspieler das Stück und den Baumeister verstanden, den (nebenbei bemerkt) Joseph Kainz uns jetzt vorzuführen, berufen scheint. In einem Tempo, das sie vorwärtsjagte, und von lodernder Glut erfüllt, eilten die französischen Künstler durch alle dunklen Bekenntnisse der Liebe — der schicksalsvollen Katastrophe zu.

Als der Abend kam, saß Henrik Ibsen in seiner Loge. Er war während des ersten Aktes wie gewöhnlich unbeweglich, und niemand konnte wohl sagen, ob er überhaupt sah und hörte. Und doch schien es mir gegen den Schluß des Aktes, als ob etwas ihn wach gemacht hätte. Als aber der zweite Akt seinen Fortgang nahm, hatte Ibsen sich erhoben. Im Hintergrund der Loge stand er gegen die Wand gelehnt und verfolgte mit den Augen jede Bewegung der Schauspieler. Und als ob die Augen des Meisters, die auf ihnen ruhten, den Schauspielern verstärkte Macht und Fähigkeit verliehen, so schwoll der Liebesgesang auf der Bühne wie ein Sturm an und raste vorwärts — bis zum Fallen des Vorhanges.

Während des dritten Aktes saß Ibsen ganz über den Rand der Loge gebeugt. Da sah und wußte ich, daß Lugné-Poë und Madame Bady gesiegt hatten. Und in überströmender Freude rief ich den norwegischen Studenten zu, die den schreienden Volkshaufen agiert hatten: „Meine Herren, laufen Sie hinaus und huldigen Sie dem Meister." Und die jungen Leute stürzten davon, stellten sich en haye und grüßten den Baumeister, als er fortging.

Als ich ins „Grand Hotel" zurückkehrte, kam Henrik Ibsen mir entgegen. Ich habe ihn nur einmal bewegt gesehen, und das war in diesem Augenblick. Er streckte mir seine beiden Hände entgegen, die eiskalt waren, als seien sie noch kalt von der Gemütsbewegung, und sagte: „Das war die Wiedererstehung meines Stückes ..."

Ich vermochte nichts zu erwidern. Von jener Müdigkeit übermannt, die oft die einzige Frucht des Sieges ist, ging ich hinaus und setzte mich auf einen der beiden Steine, die damals vor dem Portal des „Grand Hotel" angebracht waren. Da hörte ich, wie die Studenten aufmarschierten und vor den Fenstern des Speisesaales sangen, wo Henrik Ibsen sich mit Madame Bady und Lugné-Poë an der Hand zeigte.

Als ich im darauffolgenden Jahr in Christiania war, kam Lugné-Poë dorthin zu Besuch. Norwegische Freunde wollten ihn durch ein Fest feiern. Aber die Huldigung hätte wenig Wert, wenn Henrik Ibsen ihr nicht beiwohnte ... und ich wurde dazu ausersehen, den Meister um seine Teilnahme zu bitten. Der

Auftrag war sehr unangenehm — denn Henrik Ibsen verabscheute Feste. Ich faßte jedoch Mut und brachte mein Anliegen vor. Ibsen antwortete ausweichend. Das schien mir Unrecht. Denn ich wußte wie kein Dritter, mit welchen unzähligen Schwierigkeiten der junge Lugné-Poë für den Ruhm Ibsens gekämpft hatte. Ich fand darum, daß der Meister hier seine Haut zu Markte tragen und kommen müßte. Als ich einige Tage später Henrik Ibsen auf der Straße traf, hielt ich ihn an und fragte, ob er zum Fest käme. Er antwortete mit der schnarrenden Stimme, die ihm eignete, wenn er gereizt war: „Sie geben die Sache nicht auf?" „Nein, Herr Doktor Ibsen," antwortete ich, „das tue ich nicht. Und ich tue es eben darum nicht, weil ich finde, daß es Ihre Pflicht ist zu kommen." Das einzige Mal in meinem Leben sprach ich zu Henrik Ibsen wie zu einem Gleichgestellten.

Plötzlich aber stieß Dr. Ibsen seinen Stock so heftig und hitzig gegen das Pflaster, daß der Stein beinahe Funken sprühte: „Wollen Sie," sagte er, und er schrie es fast, „einen moralischen Druck auf mich ausüben?" „Ja, Herr Doktor Ibsen," sagte ich, „das will ich." Er stand einige Augenblicke unruhig auf seinen Füßen. Dann sagte er, und seine Stimme zitterte noch: „So lassen Sie mich denn meinethalben dabei sein." Und damit ging er weiter. Als der Festabend da war, kam der Meister mit dem Glockenschlage. Er ging auf mich zu und sagte: „Sie sehen, daß ich gekommen bin." „Ja," antwortete ich, „und ich danke Ihnen herzlich."

Es waren aber bestimmte Bedingungen an sein Kommen geknüpft. Unter anderem durfte bei Tisch nicht auf ihn getoastet werden. Das Komitee hatte sich dem Wunsche des Meisters natürlich gefügt — das Gebot aber wurde auf eigene Weise umgangen. Es durfte bei Tische keine Rede für Henrik Ibsen gehalten werden. Gut. Darum hatte ich mit Lugné-Poë verabredet, daß er nach Tische in dem Augenblick, da wir uns erhoben, aufspringen und „Es lebe der Meister" ausrufen sollte.

Das Bankett verlief ausgezeichnet. Ibsen saß in der Mitte des Ehrentisches und taute nach und nach auf. Schließlich war er ganz heiter geworden ... Es wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Im selben Augenblick springt Lugné-Poë auf, ruft ein paar Sätze und sein: „Es lebe der Meister" — aus voller Kehle.

Nun brach der Jubel los und — vielleicht nur allein deshalb, weil alle wußten, daß der vorsichtige Henrik Ibsen mal überlistet worden war.

Als ich aber an Henrik Ibsen vorbeiging, klopfte er mir auf die Schulter und sagte: „Wahrhaftig, Sie sind ein guter Regisseur." Er blieb bis tief in die Nacht. Bevor er ging, kam er auf mich zu und, während er meine beiden Hände faßte wie damals nach der Aufführung des „Baumeisters", sagte er langsam und als unterstreiche er jedes Wort: „Sie hatten Recht. Und ich bin sehr froh, daß ich gekommen bin."

Ibsen in England/ von Bernard Shaw

Das größte dramatische Genie des neunzehnten Jahrhunderts ist tot, und die meisten unserer englischen Kritiker können stolz darauf sein, es in gröblichem Irrtum für einen Verbrecher, einen Einfaltspinsel und eine ephemere Berühmtheit gehalten zu haben. Gleichviel, — lassen wir das! Der zeitgenössische Journalismus, wie die Demokratie, erkennt immer Größen zweiten Ranges leichter als Größen ersten Ranges. Die Widersacher Ibsens sind heute den Weg der Gegner Wagners zum Kehrichthaufen grober, von kleinen Menschen begangener Irrtümer gewandert, und Europa und Amerika wissen ganz gut, daß der Draht die Nachricht von Ibsens Tode niemals bis an ihre Grenzen geblitzt hätte, wenn er kein Größerer gewesen wäre als so viele unserer lautesten Niemande vermutet hatten.

Die Riesenohrfeige, die Ibsen der selbstgefälligen kaufmännischen Mittelklasse versetzt hat, sauste nachdrücklich auf unser eitles britisches Antlitz im Jahre 1889 hernieder, als Janet Achurch die Nora Helmer im „Novelty Theatre" in der Great Queen Street spielte. Vorher waren die „Stützen der Gesellschaft" in der Komischen Oper mit Geneviève Ward als Lona Hessel in vortrefflicher Aufführung gegeben worden. Bei dieser Gelegenheit machte Elisabeth Robins in der Rolle der Martha einen rührenden Eindruck, und Frau Kendal hatte eine Sensation erregt, die sie selbst nicht begriff, als sie zum Schluß des Stückes hereinkam und unschuldig einer Zuhörerschaft, die noch von ihrer ersten Bekanntschaft mit Ibsens Operationstisch bebte, Ostler Joe vortrug. Später kamen Florence Farrs Rebekka West in „Rosmersholm" mit Benson als Rosmer, dann wieder Elisabeth Robins und Marion Lea in „Hedda Gabler" und Herbert Waring als „Baumeister Solneß". Auch der berühmten Vorstellung der „Gespenster" mit Theodora Wright als Frau Alving und Herrn Lindo als Oswald (einer Rolle, die später von Lewis Waller und Courtenay Thorpe gespielt wurde), und der „Wildente" mit Winifred Fraser als Hedwig und mit Abingdon und Lawrence Irving als Hjalmar und Relling muß gedacht werden. Beide Vorstellungen hatte man Herrn J. T. Grein's „Independent Theatre" — einem verlorenen Posten — zu verdanken. Heute, da der Zeitenwechsel dieses Unternehmen in die richtige Perspektive gerückt hat, erkennt man, daß jener verlorene Posten das wichtigste englische Theaterunternehmen seiner Epoche gewesen ist.

Die Folge eben der genannten Aufführungen war die Ibsenschlacht. Das Geschrei der Besiegten stieg zum Himmel empor, und die Sprache, die sie führten, war erschreckend. Als der verstorbene Clement Scott, der ein sehr empfindsamer Mensch gewesen ist, William Archer einst über sein zu derbes Zuschlagen Vorstellungen machte, ließ sich Archer zu der Antwort hinreißen: „Nun, halten Sie es für höflich, wenn man mich einen im Kot wühlenden Hund nennt?" Die

Anhänger Ibsens kämpften zweifellos heftiger, als sie es getan haben würden, wenn sie sich vergegenwärtigt hätten, wie stark ihre Sache war. Alle Gehirne und alle guten Sitten waren mit ihnen; so war der Sieg das vorauszusehende Ende. Die „Anti-Ibsenianer" mußten ihre Sache irgendwie verlieren, aber da sie vor allem den Kopf verloren, provozierten sie eine schlechtere Behandlung, als vielleicht durchaus nötig gewesen wäre.

Es war ein seltsames Zeichen in dem Feldzuge, daß die „Ibsenianer" zum größten Teile eigentlich gar keine „Ibsenianer" waren. Sie waren von Ibsens poetischer Zaubermacht, seiner dramatischen Lebhaftigkeit, seiner Wahrheitsliebe und seiner „Morbidezza" bestrickt, aber nicht von seinen Ideen ergriffen. So war es William Archers Hingabe an die Übersetzung der Dramen Ibsens, die die ganze Bewegung möglich gemacht und tatsächlich Ibsens Größe die Anerkennung in England gesichert hatte, bevor Norwegen selbst der Führung Deutschlands folgen und ihn als einen großen Dramatiker gelten lassen wollte. Aber William Archer ist nicht das, was ich einen Ibsenianer nenne; hat er nicht erst kürzlich gesagt: „Wenn irgend ein chemischer Prozeß es ermöglichte, jede Spur von Doktrin oder Tendenz aus Ibsens Werken auszuscheiden, würde ihr Wert in meinen Augen kaum verringert werden"? Elisabeth Robins, die begeistertste aller Ibsenschauspielerinnen, hat seither ihren eigenen Bühnenruhm durch einen schlagenden Erfolg als Romanschriftstellerin verdunkelt. So interessant ihre Bücher auch sind, enthalten sie doch nicht mehr Ibsenismus als die Romane George Eliots. Mein eigener Versuch, Ibsen zu erklären, war keineswegs allen Partisanen des Meisters willkommen, noch vermochte er sie zu überzeugen; er war weit eher nach dem Geschmack der Opposition, da sie darin ein entscheidendes Beweisstück *gegen* Ibsen erblickte.

In Wahrheit verhält es sich nämlich so, daß die Befähigung zu einem Anhänger Ibsens nicht so sehr in der Übereinstimmung mit Ibsens Anschauungen besteht, als in genügender Charakterstärke, seinem fürchterlichen Scheinwerfer standzuhalten, ohne mit der Wimper zu zucken, und in genügender Menschlichkeit, um Ibsens Verachtung der erbärmlichen Götzendienerei — die die moderne Achtbarkeit ihren Idealismus nennt — zu teilen und sich daran zu erfreuen. Die Schwachen, die Empfindsamen, die schlaffen Schwelger in „hinreichendem" Einkommen und die ärmeren Snobs, die irrtümlich dafür gehalten zu werden wünschen, die liebenswürdigen Leute, die die Welt gerne durch rosenfarbene, romantische Brillen in einem milden Schimmer sehen, die hatte Ibsen furchtbar verletzt und entsetzt. Ihre schuldbeladenen Geheimnisse zog er ans Licht, ihre Vorwände enthüllte er, ihre Verkleidung riß er ihnen vom Leibe. Das Eis, das er brach, war das Eis, auf dem jene Leute Schlittschuh liefen; der Vulkan, den er aufwühlte, war der Berg, an dessen Abhängen ihre Villen gebaut waren. Wenn man nicht selbst in Empörung war, wenn man nicht aus einem oder dem anderen Grunde — der keineswegs notwendigerweise Ibsens Grund gewesen sein mußte — wollte, daß jenes Eis berste und jener Vulkan ausbräche, rannte man einfach, nach der Polizei schreiend, davon. Das war die richtige Trennungslinie zwischen Ibsen und

Anti-Ibsen. Glücklicherweise sind die edleren Seelen und die stärkeren Geister immer im Aufruhrzustand. Die Ibsenianer waren eine erlesene Macht; die Ibsengegner hatten nichts als jenes schwächste aller Ungeheuer, einen Pöbel mit schüchternen konservativen Führern, hinter sich.

Ibsens Triumph ist heute so vollständig, daß wir jetzt sehr viel Unsinn über ihn reden. Es ist beispielsweise ein Gemeinplatz geworden zu sagen, daß er die ganze Richtung des englischen Dramas geändert und seine Technik umgestaltet habe. Ich muß gestehen, daß ich nicht imstande bin, ein einziges Beispiel für diese Behauptung ausfindig zu machen. Ihre Wirkungen wurden von der Presse zuerst in einem meiner Dramen nachgewiesen, das im Jahre 1902 aufgeführt und im Jahre 1885 geschrieben worden ist, also bevor ich überhaupt von Ibsens Existenz etwas wußte. Die Reihe von Stücken, in denen Pinero das Publikum dadurch bezauberte, daß er einen gewissen weiblichen Typus darstellte, der in seinen geschlechtlichen Beziehungen sehr charakteristisch für unsere hauptstädtische Zivilisation ist, wird wiederholt und gedankenlos dem Einfluß Ibsens auf Pinero zugeschrieben, obwohl diese Stücke nicht nur unverkennbar und stark charakteristisch für das Talent Pineros einzig und allein, sondern auch in ihren moralischen Folgerungen dem Ibsenismus geradezu entgegengesetzt sind. Als Moralist ist Pinero ein Schüler Thackerays und Anthony Trollopes; als Schauspieldichter ist er sein eigener Meister. Henry Arthur Jones hat unter derselben Dummheit der Kritiker gelitten, obwohl niemand — nicht einmal Robert Blatchford — deutlicher in gerader Linie von unserm großen englischen Meister Charles Dickens abstammte, der nie ein Wort von Ibsen gelesen hatte. Die Tatsache, daß J. M. Barrie ihr soweit entschlüpft ist, gibt eine Erklärung dieser Irrtümer an die Hand. Die Kritiker, die Ibsens Stücke unfroh und seine Charaktere unheroisch fanden, und die nicht weiter als bis zu dieser Erkenntnis kamen, gelangten zu dem Schluß, daß ein Schauspieldichter, der von einem glücklichen Komödienende absah und nur den leisesten Versuch machte, seine Charaktere nach dem Leben zu gestalten, statt die gewöhnlichen Bühnensilhouetten der Engel und Teufel mit einem Eimer Tünche und einem Sack Ruß hinzukleckſen, ruhig als zynisch, pessimistisch und ibsenisch abgetan werden könnte — drei gesegnete, von ungenauen Richtern, die sie nicht verstehen, vielgeliebte Worte. Nun hat J. M. Barrie eine außerordentlich angenehme Behandlungsweise seiner Menschen, die ihn immer daran hindert, das Publikum zu peinigen. Selbst wenn er ein Individuum offenkundig verspottet (wie in „Superpunch" zum Beispiel), schmeichelt er ihm gleichzeitig übermäßig mit einer beinahe unheimlichen Geschicklichkeit, die Ibsen, der selbst seinem liebsten Freund nie auf den Rücken klopfte, ohne eine Beule zurückzulassen, sehr unähnlich ist. Sidney Grundy kam ebenfalls, ohne das erwähnte Schicksal zu erleiden, davon, da er Ibsen, insoweit seine unkonventionellen Dramen in Frage kommen, zuvorgekommen war. Jenes, die gangbare Moral durchdringende Hellsehen, das dem anscheinend unverantwortlichen Witze Oscar Wildes Kraft und Folgerichtigkeit, Stolz und Leidenschaft gab, war zu ausgesprochen seine Eigenart, als daß man es mit „made in Norway" hatte

abstempeln können; und auf seiner weniger originellen Seite war Wilde offenbar ein verspäteter Romantiker aus der Schule Théophile Gautiers. Was mich betrifft, so brauche ich nicht zu sagen, daß alle meine Ideen, die so frei Ibsen, Schopenhauer, Tolstoi, Strindberg und Nietzsche zugeschrieben werden, von britischen Sozialisten — lange bevor die Londoner Presse über sie zu schwatzen begann — ausgesprochen worden waren. Nietzsches Theorie vom Christentum als Sklavenmoral, ist nur eine geistreiche Vermutung, verglichen mit Stuart Glennies vorangegangener Durcharbeitung dieser Theorie als der wahren Grundlage der Philosophie der Geschichte der Zivilisation seit dem Jahre 600 vor Christi Geburt. Die Leute aber, die sofort Schopenhauer und Strindberg rufen, sobald angedeutet wird, daß Frauen keine Engel sind, kennen augenscheinlich den leidenschaftlich erbitterten anti-feministischen Feldzug des Belfort Bax ebensowenig, wie seine Essays über die bürgerliche Moral. Für uns war die moralische Tünche vom bürgerlichen Herd und Heim und seinem „Brotverdiener" (der Tennysons König Arthur nachgebildet war), lange bevor das „Puppenheim", „Klein Eyolf" und „Die Kreutzersonate" krachend in unsere schöne Literatur einbrachen, abgestreift worden.

Man glaubt, den englischen Journalisten gebreche es an nationaler Selbstachtung in künstlerischen und geistigen Dingen, weil sie beständig annehmen, daß England auf diesen Gebieten eine vollkommene Leere ist, und daß ein Schauspieldichter, der Ideen hat, sie notwendigerweise von auswärts importiert haben müsse. Aber was an unsern Stückeschreibern tatsächlich erschreckend ist, das ist ihre Unwissenheit. Indem sie sich vom Sozialismus und dem Freidenkertum ferne hielten, sind sie vom Schlachtfelde zeitgenössischer Ideen geflohen. Sie taumeln immer in empörtem Entsetzen über die Neuheit und Blasphemie irgend einer Anschauung umher, die unter den lebendigen Denkern der letzten dreißig Jahre bereits zu einer Plattheit geworden ist.

Was den Einfluß Ibsenscher Technik betrifft, so kann sich nur ein Schauspieldichter von Beruf vergegenwärtigen, wie altmodisch sie in ihren nachahmbaren und traditionellen Eigenschaften war. Ibsens frühzeitige Erfahrung als Regisseur soll für ihn als praktischen Dramatiker unschätzbar gewesen sein. Tatsächlich hemmte sie ihn und führte ihn irre. Wenn man „Nora" zum ersten Male sieht, ist man von dem Thema des Stückes so sehr hingerissen, daß man die skribesche Künstlichkeit des Aufbaues ganz übersieht, die einem bei späteren Besuchen in die Augen springt. In den „Stützen der Gesellschaft" befleckt die herkömmliche Zimmermannsarbeit das Stück selbst — ein- oder zweimal — mit Gewöhnlichkeit. Man gehe auf „Frau Inger" zurück, die neulich von der Stage Society dargestellt wurde, und man wird sich zu glauben versucht fühlen, daß Ibsen absichtlich die Abgeschmacktheiten des Richardsonschen Brettels travestierte, denn die Handlung wird zum größten Teile in unmöglichen Nebenhandlungen weitergeführt. Was noch schlimmer war, Ibsen scheint ohne Kampf der alten Vorstellung unterlegen zu sein, daß ein Drama kein wirkliches Drama sei, wenn es nicht einen Mord, einen Selbstmord oder irgend etwas anderes aus der Gerichtssaalrubrik einer

Zeitung enthalte. Die großen Männer, die zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts geboren wurden, waren alle so; sie besuchten die Morgue, so oft sie nach Paris kamen, und hielten fest an Ruskins Rezept für einen volkstümlichen Roman: die Ermordung eines kleinen Kindes. Klein Nell und Paul Dombey, das Kind im „Brand" und „Klein Eyolf" sind jedes für sich so ungeheuer wirksam wie ein Schlag unter den Gürtel; aber sie sind nicht bewunderungswürdig als künstlerische Einfälle, weil sie von einem krankhaften Entsetzen vor dem Tode und einer krankhaften Lust am Entsetzen herstammen. In „Klein Eyolf" rechtfertigt der Zweck vielleicht den Kunstgriff; aber der Kunstgriff lenkt die Aufmerksamkeit vom Endzweck ab. Die Szene im „Brand" ist scheußlich krankhaft; sicherlich ist es der richtige Weg gewesen, um die Qual jener Erinnerungen an das tote Kind loszuwerden, sie die Glieder eines lebendigen erwärmen zu lassen; aber Ibsen macht aus dieser glücklichen Lösung am Ende doch eine Pein und Marter. Ich gebe zu, daß hier Ibsen die Folterkammer in erstaunlicher und leuchtender Weise verwertet; aber ich hoffe, daß niemand aus seinem Beispiel eine Entschuldigung für das Zurückgreifen auf die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts machen wird, die auf die langen Volksballaden über Morde und Geister, die wir jetzt nur noch belächeln, zurückzuführen ist. Lears Tod ist weit besseres Pathos, wenn man um des Weinens willen weinen will, als Frau Brands Kind; und da Ibsen in der Beobachtung und kritischen Beurteilung des Lebens erstaunlich größer als Shakespeare war, kann man immer, wenn er hinter ihm zurückbleibt, getrost sagen: „desto weniger ist das Ibsen". Shakespeare hielt sich niemals genau genug ans Leben, um seine Morde und Kämpfe und Gespenster und Wahnsinnsszenen denen unerträglich zu machen, die erzogen waren, derlei zu ertragen — selbst ich kann sie über mich ergehn lassen, ohne ernstlich die Geduld zu verlieren — aber es hat mir immer den Eindruck gemacht, daß die Katastrophen in Ibsens Dramen erzwungen, gelegentlich sogar so erzwungen sind, daß nicht einmal seine Zaubermacht ihre unbewußte Annahme durchzusetzen vermag. Die Logik, mit der Gregers Werle Hedwig überredet, die Wildente zu töten, um ihr eine Pistole in die Hand zu spielen, von der sie selbst getötet werden soll, stellt an unsere Leichtgläubigkeit die höchsten Anforderungen. Daß man Ibsen dies vorwarf, geht aus der Art hervor, mit der er den Krieg durch einen vernichtenden Angriff in „Hedda Gabler" in Feindesland hinüberspielte, wo Brack die Formel: „So etwas tut man doch nicht" beständig wiederholt, selbst nachdem sich Hedda eine Kugel durch den Kopf gejagt hat. So sehr ich Ibsen auch bewundere, habe ich jenen Kniff doch selbst zu oft angewendet, um mich dadurch verblüffen zu lassen. Tatsächlich ist Bracks Kritik, auf die meisten der Katastrophen bei Ibsen angewendet, gültig. Der Sturz des Baumeisters vom Kirchturm ist natürlich nur symbolisch zu verstehn; und was den Tod Borkmans und die Lawine am Schlusse von „Wenn wir Toten erwachen" anbetrifft, so glaube ich, daß ein Symbolismus, wie man ihn in diese Katastrophen hineinlesen kann, nur eine durchsichtige Verkleidung für den Fortbestand des althergebrachten letalen Ausganges ist, wie er in „Adrienne Lecouvreur"

und „The Iron Chest“ und in allen anderen gebührend qualifizierten Tragödien des überwundenen Theaters vorkommt. Ich wage also zu behaupten, daß wir von Ibsen technisch nichts lernen können, von den Dingen natürlich abgesehen, die noch kein Mensch jemals von einem andern gelernt hat, oder abgesehen von denen, die man ebensogut von einem Dutzend moderner Schauspielschreiber lernen könnte. John Gabriel Borkman ist zum Beispiel zweifellos technisch ein Meisterwerk; aber diese Art von Technik ist unlösbar mit dem dramatischen Genie verknüpft, das sie ersonnen hat. Zweifellos hat auch Pinero sein Drama „His House in Order“ ohne die Nachlässigkeiten von Sweet Lavender oder die Anordnung von Türen — die sogar Frau Tanqueray so sehr der Zugluft aussetzten — geschrieben und auf die Bühne gebracht; aber vermutet irgend jemand, daß diese technische Evolution nicht ebenso stattgefunden hätte, wenn Ibsen niemals geboren worden wäre? Was wir von Ibsen hätten lernen können, war die Erkenntnis, daß unser übliches dramatisches Material, insoweit gebildete moderne Menschen in Betracht kommen, erschöpft sei; daß, was solche Leute wirklich auf der Bühne interessiert, nicht das ist, was wir Handlung nennen — daß etwa zwei wohlbekannte und ziemlich kurzsichtige Schauspieler tun, als ob sie ein Duell ohne ihre Augengläser auszufechten hätten, oder daß ein schöner tonangebender Mann eine schöne tonangebende Dame mit offenbar nicht ausführbaren Drohungen sofortiger Vergewaltigung rund um die Bühne jagt — sondern Lebensgeschichten, Besprechung einer Handlung, Enthüllung von Motiven, gesprochene Charakterkonflikte, Bloßlegung von Seelen, Entdeckung von Fallgruben — kurz, eine Beleuchtung des Lebens. Ich finde nicht, daß das gewöhnliche Geschäftstheater davon mehr durchdrungen ist als vor etwa fünfunddreißig Jahren, als Wilkie Collins und Ada Cavendish die Philister mit „der neuen Magdalena“ aufschreckten, recht ähnlich wie Ibsen und Janet Achurch sie vor siebzehn Jahren aufgeschreckt haben.

Überdies hat Ibsens Einfluß noch nicht Zeit gehabt, seine Wirkung auf unsere Bühne auszuüben. Die herrschenden Schauspieldichter der letzten zehn Jahre waren 1889 schon zu alt, ihr Handwerk von Ibsen noch einmal von Grund auf zu lernen. Die Männer, die damals Knaben waren, werden die ersten sein, die uns die Tiefe seiner Wirkung werden spüren lassen. Niemand über vierzig, ja selbst über dreißig, verdient es, ein Jünger Ibsens genannt zu werden. Von den Zeitgenossen Granville Barkers, nicht Pineros, müssen wir die ersten Früchte unserer Verpflichtung gegen den größten Dramatiker des neunzehnten Jahrhunderts erwarten — der vielleicht einer der größten Dramatiker aller Jahrhunderte gewesen ist.

Briefe von Henrik Ibsen

An Clemens Petersen

Herrn Clemens Petersen. Christiania, 18. 8. 1863.

Die Briefschreiberei will mir nie so recht von der Hand gehen, namentlich weil ich den Hintergedanken habe, man könnte auf die einschlägige schriftstellerische Leistung mit einigem Recht die Charakteristik anwenden, die Sie — was mir recht hart erscheint — von meiner Prosa im allgemeinen entworfen. Indessen muß ich Ihnen doch einige Zeilen senden, um Ihnen aufrichtig und herzlich für die Besprechung meines Buches zu danken. Ich danke Ihnen zunächst für das, worin ich Ihnen beistimmen kann (was nicht die für mich schmeichelhaften Teile der Kritik allein sind), — dann aber auch für das, was mir jedenfalls zum Versuch einer Auseinandersetzung Anlaß gibt, wenn ich eines Tages das Glück haben werde, Ihnen persönlich zu begegnen. Ganz besonders dankbar bin ich Ihnen deshalb, weil ich sehe, daß Sie doch eigentlich nicht so viel gegen mich haben, wie ich mir bisher instinktiv eingeredet hatte, und von welcher Bedeutung das für mich ist, das kann man Ihnen wohl nicht so leicht plausibel machen, der Sie ja nicht wissen, wie entsetzlich allein ich seelisch hier stehe. Die Auffassung, die meine „Freunde" von mir haben, tut mir übrigens keinen Abbruch; ich sehe, was mich selbst betrifft, in jedem Punkte klarer als alle meine Freunde — und wahrlich nicht zu meinen Gunsten.

Ich arbeite jetzt an einem historischen Schauspiel in fünf Akten, — aber in Prosa: ich kann es nicht in Versen schreiben. Sie tun mir einigermaßen Unrecht, wenn Sie andeuten, ich hätte versucht, es Björnson gleich zu tun: „Frau Inger auf Östrot" und „Die Helden auf Helgeland" sind geschrieben zu einer Zeit, als Björnson noch keine Zeile gedichtet hatte. (NB. ist es möglich, daß „Zwischen den Schlachten" schon vorlag, als ich „Die Helden auf Helgeland" schrieb, aber zu Gesicht ist das Stück mir nicht gekommen und konnte es mir nicht kommen.) — Was „Die Komödie der Liebe" angeht, so kann ich Ihnen versichern: hat jemals für einen Schriftsteller die Notwendigkeit bestanden, eine Stimmung und einen Stoff abzustoßen, so war es bei mir der Fall, als ich an diese Arbeit ging.

Ihren freundlichen Rat, „Frau Inger" am königlichen Theater einzureichen, werde ich befolgen; möchte ich doch die Sache richtig anfassen und Erfolg haben!

Es ist mir ein Bedürfnis gewesen, Ihnen diese Dankeszeilen zu senden, — in der warmen und lebhaften Empfindung, daß Sie ein gutes Werk an mir getan haben, indem Sie mein Buch nicht stillschweigend beiseite legten.

Ihr ergebener Henrik Ibsen.

An Clemens Petersen

Herrn Clemens Petersen. Rom, 4. December 1865.

Zu Weihnachten erscheint ein dramatisches Gedicht von mir, das ich Sie recht herzlich bitte soweit unter Ihre Fittige zu nehmen, wie Sie es mit Ihrem Gewissen irgendwie verantworten können. Die erbärmlichen und trostlosen Zustände

der Heimat gaben mir den Anlaß, einen Blick zu tun in mein eigenes Innere und in die Verhältnisse, und das gab dem Gedichte Stimmung und Gehalt. Sie haben einmal von mir geschrieben, die Versform mit dem Symbolischen im Hintergrunde, das sei meine natürlichste Domäne. Ich habe oft darüber nachgedacht, ich glaube es selbst, und dementsprechend hat das Gedicht Gestalt gewonnen. Aber ich habe nicht umhin gekonnt, tüchtig dreinzuschlagen. Ich bitte Sie, wenn möglich, diese Seite nicht durch das Vergrößerungsglas zu betrachten. Ihre Kritik wird entscheidend sein dafür, wie meine Landsleute das Gedicht und seine Wahrheiten aufnehmen, mit denen ich nicht hinter dem Berge halten konnte. Ich will aber natürlich gern solange wie möglich jedem Märtyrertum aus dem Wege gehen. Die fingerfertigen Tagesschreiber, die in Norwegen kritisieren, verstehen das nicht.

Ich bitte Sie darum recht herzlich, mich schnell und kräftig überall da zu unterstützen, wo die Sache und ich selbst es nach Ihrer Ansicht verdienen. Sollten Sie mir etwas zu sagen haben, wofür in Ihrer öffentlichen Besprechung — die ich zuversichtlich und mit Sehnsucht erwarte — kein Platz ist, dann wäre ich Ihnen für ein paar Zeilen innig dankbar. Das Gefühl, allein zu stehen, ist drückend für mich bis zur Unerträglichkeit.

Ihr ergebener Henrik Ibsen.

An Clemens Petersen

Herrn cand. mag. Clemens Petersen. Rom, 9. März 1867.

Wenn ich mich bisher, fast ein Jahr lang, darauf beschränkt habe, Ihnen nur durch Dritte ein Wort des Dankes zu senden für Ihre Besprechung des „Brand" und für die Wirkung, die sie für mich hatte, so geschah es ganz gewiß nicht aus Mangel an Erkenntlichkeit. Sie haben jedoch einmal ein Wort über unmotiviertes Vertrauen nach nur kurzer und flüchtiger Bekanntschaft geschrieben, und dies Wort hat mich einigermaßen scheu gemacht. Nun bin ich mir freilich dessen durchaus bewußt, daß hinter meinen Briefen an Sie keine „Affektation" steckte; aber der Zug, wie Sie ihn schildern, ist jedenfalls so ganz norwegisch, daß es mir klar wie der Tag ist, es war ein Norweger, der Ihnen zu der Beobachtung und Bemerkung Veranlassung gegeben hat.

Trotz alledem wage ich, an Sie einen Dank für die Besprechung zu richten, sowohl für das, was Sie darin gesagt, wie für das, was Sie verschwiegen haben. Jenes gereichte mir zur Freude und zum Vorteil nach außen hin; dieses hat mir freilich nicht zur Freude gereicht, doch eben deswegen zu desto größerem Nutzen in Anbetracht einer Abrechnung mit mir selbst, über die man sich nicht ungestraft hinwegsetzt.

Doch ich habe Ihnen für mehr zu danken, als nur für die Besprechung von „Brand" und von meinen anderen Büchern. Ich habe Ihnen zu danken für jedes Wort, das Sie außerdem noch geschrieben haben, und ich hoffe, Sie werden in meiner neuen Arbeit spüren, daß ich einen wesentlichen Schritt vorwärts getan habe.

Man hat mir Ihre gelegentliche Äußerung hinterbracht, nach Ihrer Meinung habe es gar keinen Zweck, meine Arbeiten zu besprechen, weil ich mich wahr-

ſcheinlich nicht danach richten würde. Kraft der bloßen Autorität würde ich mich freilich nicht danach richten können; denn dadurch würde ich ja unwahr gegen mich ſelbſt werden, und an einer ſolchen Unterwürfigkeit würden Sie ja auch keine Freude haben. Aber der Fortſchritt, von dem ich eben ſprach, beſteht ja gerade darin, daß fortan nicht mehr die Rede ſein kann von „Wollen", ſondern von „Müſſen"; und über dieſe gähnende Kluft haben Sie mir hinweggeholfen, und dafür danke ich Ihnen jetzt und werde Ihnen ſtets dankbar ſein.

In der Hoffnung, daß Sie in dieſen Zeilen nichts anderes und nicht mehr ſehen werden, als was unſere freilich entfernte perſönliche Bekanntſchaft mir vorzubringen geſtattet, bin ich

Ihr ſtets dankbarer Henrik Ibſen.

An Michael Birkeland

Lieber Birkeland! Dresden, 28. Oktober 1871.

Es iſt ſehr ſchlimm, daß der Rat meiner Freunde, keinen Prozeß gegen den Nachdrucker Jenſen anzuſtrengen, das Reſultat gehabt haben ſoll, von dem Du in Deinem letzten freundſchaftlichen Briefe ſprichſt. Ich ſehe mich dadurch in meiner Ahnung beſtärkt, daß der Nachdrucker richtig kalkulierte, wenn er bei der Ausplünderung meiner Perſon auf den Beiſtand des norwegiſchen Publikums rechnete. Deshalb iſt es mir lieb, daß ich kein Wort an dieſes Publikum verſchwendet, ſondern mich an das däniſche gewandt habe, bei dem ich ganz ſicher einer ähnlichen Behandlung nicht ausgeſetzt ſein werde.

Ich glaube nicht, daß meine Stücke drei Jahre lang nicht im Buchhandel waren. Aber ſelbſt wenn dem ſo wäre, ſo kann ich doch unmöglich mein Eigentumsrecht verloren haben. Du mußt die Beſtimmung mit etwas anderem verwechſeln. In den ziviliſierten Ländern gilt die Regel: wenn ein Buchhändler das Verlagsrecht an den Werken eines verſtorbenen Schriftſtellers erworben hat und ſie während eines längeren Zeitraumes dem Buchhandel entzieht, ſo wird unter gewiſſen Umſtänden das Verlagsrecht frei. Anders kann es doch wohl auch nicht in Norwegen ſein. Es hat bisher in meinem und meines Verlegers Intereſſe gelegen, von dieſen Schauſpielen keine neuen Auflagen zu veranſtalten. Für einen rationellen Buchhandel gilt das Prinzip, den Büchermarkt nicht mit den Werken eines und desſelben Schriftſtellers zu überſchwemmen, ſo daß eins dem andern im Wege ſteht. Seit März 1866 habe ich im Hegelſchen Verlage dreizehn verſchiedene Schriften herausgegeben. Für mehr iſt kein Platz geweſen; es hatte ſeine Schwierigkeit, Termine für die „Komödie der Liebe" und die „Kronprätendenten" zu finden; mehr von den alten Sachen in das Neue einzukeilen, war ein Ding der Unmöglichkeit geweſen. Und über dergleichen ſollte ein Autor nicht ſelbſt verfügen können! Ich wiederhole, es iſt undenkbar; ſelbſt in Norwegen können Barbarei und Brutalität nicht eine ſolche Höhe erreicht haben.

Anbei ſende ich meinem Schwager Thoreſen eine Vollmacht, die ich auszufüllen bitte, und wonach er ermächtigt wird, gegen den Nachdrucker und ſeine nachweis-

baren Helfershelfer auf dem Klagewege vorzugehen. Als Advokaten schlage ich J. Ebbel vor. Verliere ich diesen Prozeß, so habe ich damit erreicht, daß die norwegische Nation und namentlich ihre Gesetzgebung an den wohlverdienten Schandpfahl kommen.

Diese Affäre wird in meinem Innern eine Narbe zurücklassen, und sollte ich hundert Jahr alt werden. Hegels eventuelles Honorar für diese beiden Stücke hatte ich zur Anschaffung des notwendigen Hausrats bestimmt, um in die Heimat zurückkehren zu können, was ich mit Rücksicht auf meinen kleinen Jungen tun zu müssen glaubte, der hier herumläuft und Ausländer wird. Und statt dessen habe ich nun Prozeßunkosten. Was ich in Dänemark und Schweden verdiene, das geht in der Heimat für Prozesse um mein unbestreitbares Recht drauf!

Fortan muß ich mich also als vollständig heimatlos betrachten. Ich weiß, es wird einigen meiner Freunde nicht unangenehm sein. Ich weiß sehr wohl, daß etliche der Meinung sind, ich könnte in ihrem Interesse besser hier im Ausland als zu Hause Bullenbeißerdienste verrichten, und daß man deshalb meine Rückkehr nicht wünscht. Nun ist dieser Wunsch ja erfüllt.

Dank für Deinen Beistand in dieser Sache, und überbringe den übrigen Getreuen gleichfalls meinen Dank; beiliegende Karte bist Du wohl so gut zu besorgen.

Dein getreuer Henrik Ibsen.

[P. S.] Ich schreibe heute an meinen Schwager und sende ihm deshalb die erwähnte Vollmacht direkt zu.

30. 10. 71. H. I.

An Julius Hoffory

Lieber Herr Professor! München, 4. Februar 1887.

Seit meiner Rückkehr aus Berlin habe ich fast täglich die Absicht gehabt, Ihnen zu schreiben. Aber immer ist irgend ein Hindernis dazwischengetreten, und nun sind Sie mir mit Ihrem freundlichen Brief zuvorgekommen, für den Sie bitte meinen herzlichsten Dank entgegennehmen wollen.

An Frau von Borch habe ich gestern geschrieben und ihr mitgeteilt, ich hätte unter einigen näher bezeichneten Bedingungen, die das Korrekturlesen betreffen, nichts dagegen einzuwenden, daß ihre Übersetzung der „Wildente" in Herrn Fischers Verlag statt bei Reclam erscheint.

Was dagegen „Frau Inger" anlangt, so ist das ja ein altes Stück, das schon vor ungefähr zehn Jahren in der deutschen Übersetzung Emma Klingenfelds im Verlage von Theodor Ackermann hier zu München erschienen ist. Die Auflage ist noch nicht verkauft, und unter diesen Umständen kann wohl gegenwärtig an eine neue Übersetzung dieses Schauspiels nicht gedacht werden.

Es hat mich ganz außerordentlich erfreut, auch durch Sie zu erfahren, daß die deutsche Ausgabe von „Rosmersholm" eine so gute Aufnahme gefunden hat.

Ihrem Aufsatz über die „Gespenster" sehe ich mit lebhafter Spannung entgegen und statte Ihnen im voraus meinen Dank dafür ab.

Meinen Besuch in Berlin und alles, was damit zusammenhängt, betrachte ich als ein wahrhaftes und großes Glück für mich. Er hat wunderbar erfrischend und verjüngend auf mein Inneres gewirkt und wird auch ganz sicher in meiner künftigen Dichtung seine Spuren hinterlassen.

Ich bitte Sie, lieber Herr Professor, meinen herzlichsten Dank entgegenzunehmen für den großen und wesentlichen Anteil, den Sie an alledem gehabt haben, und ersuche Sie, ebenfalls Dank und Gruß zu übermitteln den Herren Dr. Brahm und Dr. Schlenther und sonst noch möglichst vielen von den liebenswürdigen Menschen, mit denen in Berührung zu kommen ich das Glück und die Freude hatte.

Von Ihrer Ernennung zum Professor habe ich in dänischen Blättern gelesen, und ich spreche Ihnen zu diesem Anlaß meinen besten Glückwunsch aus. Sie werden also fortan mit einem andern Staatswesen verwachsen sein, doch ich setze voraus, daß Ihre Wissenschaft in vielen Beziehungen eine fortlaufende Verbindung zwischen Ihnen und den nordischen Landen anbahnen wird.

Und somit sage ich Lebewohl für diesmal und bin

Ihr dankbar ergebener Henrik Ibsen.

An Julius Hoffory

Lieber Herr Professor! München, 26. Februar 1888.

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre beiden Briefe, die ich hiermit beantworten will.

Brausewetters Übersetzung habe ich lange gefürchtet, da mir ein Gerücht zu Ohren gekommen war, daß sie in Vorbereitung wäre; aber ich hoffte bis zum letzten Augenblick, daß der Zeitpunkt der Veröffentlichung noch fern sei. Er wie Herr Reclam haben sich mir gegenüber in tiefes Stillschweigen gehüllt.

Doppelt lieb ist es mir unter diesen Umständen, zu erfahren, daß die Berliner Ausgabe nach Möglichkeit beschleunigt wird. Ich fühle mich auch Herrn Fischer dafür außerordentlich verpflichtet und hoffe, sein Konkurrent wird ihm nicht allzu großen Schaden zufügen, wenn er schon jetzt gleich das Erscheinen seiner eigenen rechtmäßigen und autorisierten Ausgabe als nahe bevorstehend ankündigt.

Von der neuesten Photographie, die ich für die beste halte, die hier aber vergriffen gewesen ist, sind mir nun für morgen einige Exemplare versprochen worden, und dann werde ich mir erlauben, sie Ihnen unverzüglich zuzusenden. Von meinen Briefen bitte ich Sie, jeden Gebrauch zu machen, der Ihnen zweckdienlich erscheint, und vor allen Dingen bin ich Ihnen herzlich dankbar für die orientierende Einleitung, die Sie mir zu meiner Freude in Aussicht gestellt haben.

„Kaiser und Galiläer" ist nicht das erste Werk, das ich in Deutschland gedichtet, wohl aber das erste, das ich unter dem Einfluß des deutschen Geisteslebens gedichtet habe. Als ich gegen Herbst 1868 aus Italien anlangte und in Dresden Aufenthalt nahm, habe ich den Plan zum „Bund der Jugend" mitgebracht und dieses Stück in demselben Winter geschrieben. Zu „Kaiser und Galiläer" hatte ich während meines vierjährigen Aufenthaltes in Rom nur allerlei historische Studien und

nur verschiedene Aufzeichnungen gemacht, aber noch keinen klaren Plan der Ausführung entworfen, geschweige denn an dem Stück gedichtet. Meine Lebensanschauung war damals noch national-skandinavisch, und ich konnte darum des fremden Stoffs nicht Meister werden. Da erlebte ich Deutschlands große Zeit, das Kriegsjahr und die folgende Entwicklung. All das schloß für mich in vielen Punkten eine Kraft der Umwandlung ein. Meine Auffassung der Weltgeschichte und des menschlichen Lebens war bisher eine Nationalauffassung gewesen. Nun erweiterte sie sich zu einer Stammesauffassung, und da konnte ich „Kaiser und Galiläer" schreiben. Das Stück wurde im Frühjahr 1873 vollendet.

Was Sie von der Stimmung in Berlin erzählen, die anhaltend so günstig für mich ist, das freut mich von ganzem Herzen, und nicht weniger, daß ich vielleicht jetzt Aussicht auf die Aufführung eines oder mehrerer meiner Stücke im Schauspielhause habe. Meine nächste Arbeit soll, sobald sie vorliegt, mit großem Vergnügen eingereicht werden.

Herzlichen Dank für Ihre aufopfernde Freundschaft, und ebenso den andern, die alle so treu und unermüdlich sich meiner Angelegenheiten annehmen. Wie weit wäre ich wohl gekommen, wäre ich einzig auf Selbsthilfe gestellt gewesen? Seien Sie versichert, daß ich dies in tiefer Dankbarkeit erkenne.

{Die Unterschrift ist im Original abgeschnitten.}

An Amandus Theodor Schibsted

Herrn Redakteur Schibsted. München, 27. März 1888.

Gestatten Sie mir die Bitte, meinen besten und verbindlichsten Dank freundlich entgegenzunehmen für die Aufmerksamkeit, die Sie mir gütigst erwiesen haben, indem Sie in Ihrem geehrten Blatt vom 20. d. M. eine Reihe wohlwollender Artikel aus Anlaß meines sechzigsten Geburtstages brachten.

Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich stets ein Gefühl der Dankbarkeit haben werde für die Freude, die Sie mir dadurch bereitet haben. Und diese Freude war um so größer, als sie mir unerwartet kam. Was mich in meinem literarischen Verhältnis zum Heimatlande mit am meisten gequält hat, ist die Tatsache, daß mich Jahre hindurch — seitdem der „Bund der Jugend" erschienen ist — immer irgend eine politische Partei für sich in Anspruch genommen hat: mich, der sich nie im Leben mit Politik, sondern nur mit sozialen Fragen befaßt hat! Und dann die Abneigung vermeintlicher Gegner gegen das Verstehenwollen. Nicht nach Lobeserhebungen oder Zustimmung dürste ich, sondern nach Verständnis. Verständnis. — Die Hand, die Sie mir freundlich gereicht haben, ergreife ich von Herzen und verbleibe

Ihr hochachtungsvoll ergebener Henrik Ibsen.

An Julius Hoffory

Lieber Herr Professor! München, 14. Februar 1889.

Ihren freundlichen Brief, den ich gestern empfangen habe, beeile ich mich in Folgendem zu beantworten.

Herr Anno möchte also gern auf dem Plakat und bei der Aufführung den in Deutschland nicht gebräuchlichen Namen Bolette gegen „Babette“ oder einen anderen Mädchennamen eintauschen. Da mein Stück ja nicht in Deutschland spielt, so ist schwerlich anzunehmen, daß der von ihm angegebene Grund der Änderung sein einziger oder wichtigster ist. Ich vermute, daß er daneben noch einen anderen hat und komme deshalb seinem Wunsche gern entgegen. Es kann Babette dafür eingefügt werden — vorausgesetzt natürlich, daß Arnholms Äußerung, der Name sei unschön, deutschen Zuhörern nicht seltsam vorkommt. Hierüber kann ich ja keine sichere Ansicht haben, ich verlasse mich vielmehr auch in dieser Sache ganz auf Sie.

Dagegen muß ich mich bestimmt dem widersetzen, daß es auf dem Plakat „Ein Seemann“ heißt oder „Ein fremder Seemann“ oder „Ein Steuermann“. Er ist ja doch keines von den dreien. Als Ellida ihm vor zehn Jahren begegnete, war er Untersteuermann. Sieben Jahre später ließ er sich als einfacher Bootsmann heuern, also als etwas bedeutend Geringeres. Und nun kommt er als Passagier eines Touristenschiffes. Zur Besatzung des Schiffes gehört er nicht. Er trägt Touristenkleidung, nicht Reisekleidung. Man soll nicht wissen, was er ist, ebensowenig wie man wissen soll, wer er ist oder wie sein eigentlicher Name lautet. Diese Ungewißheit ist ja gerade an der Methode, die ich für meinen Zweck einschlug, die Hauptsache. Ich bitte Herrn Anno, bei der Einstudierung seine Aufmerksamkeit gütigst hierauf zu lenken, sonst könnte leicht die Grundstimmung der Darstellung verfehlt werden.

Falls aber der Ausdruck „Ein fremder Mann“ für die Berliner einen komischen Beigeschmack haben sollte — kann man dann nicht auf das Plakat setzen: „Ein Fremder“? Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Aber sollte auch dies die Sache nicht bessern, so ist, glaube ich, nichts andres zu machen, als den eventuellen Heiterkeiten freien Lauf zu lassen. Hoffentlich richten sie keinen ernsthaften oder dauernden Schaden an.

Es ist mir eine große Beruhigung, zu wissen, daß Sie, lieber Herr Professor, ein Auge auf die Proben, wenigstens auf die letzten, haben werden. An den fremden Verhältnissen mag ja so manches dem Direktor Anno nicht so ganz aufgegangen sein. Und nun hoffe ich auf ein gutes Resultat.

Nach einem Telegramm aus Christiania wurde „Die Frau vom Meere“ dort zum ersten Male und mit ganz außerordentlichem Beifall gegeben. Aus Weimar, wo das Stück in diesen Tagen gespielt werden sollte, habe ich noch nichts gehört.

Mit unsern besten Grüßen bin ich

Ihr treu ergebener

Henrik Ibsen.

An Julius Hoffory

Lieber Herr Professor! München, 26. März 1889.

Seit meiner Heimkehr habe ich tagtäglich an Sie und an die übrigen Berliner Freunde gedacht, und ich habe die Absicht gehabt, Ihnen ein paar Worte zu senden.

Aber während meiner Abwesenheit hatte sich auf meinem Tisch eine solche Menge von Geschäftsbriefen angehäuft, daß ich noch bei weitem nicht mit allen fertig geworden bin.

Nichtsdestoweniger aber sende ich Ihnen heute einige Worte, um Sie zu bitten, den Ausdruck meines herzlichsten Dankes entgegenzunehmen und ihn gelegentlich weiterzugeben an die vielen gemeinsamen Bekannten, die dazu beigetragen haben, die Berliner Woche zu der leuchtendsten Epoche meines Lebens zu machen. Wenn ich daran zurückdenke, so kommt mir das Ganze wie ein Traum vor. Es macht mich beinah ängstlich.

Die darauf folgende Woche habe ich in Weimar verbracht. Auch dort wurde „Die Frau vom Meere" ganz vortrefflich gespielt. Auffassung und Wiedergabe der Charaktere hatten eine merkwürdige Ähnlichkeit mit denen des Schauspielhauses. Allerdings war hier die Gestalt Wangels nicht ganz so fein in den Einzelheiten ausgearbeitet. Auch Lyngstrand war nicht so unvergleichlich echt gefühlt und individualisiert. Den „fremden Mann" aber kann ich mir nicht besser wünschen oder kaum besser denken, als er hier war, — eine lange hagere Erscheinung, mit einem Habichtsgesicht, schwarzen stechenden Augen und einer prächtigen tiefen und gedämpften Stimme.

Ich habe meine ganze Bibliothek durchsucht, ohne ein Exemplar der zweiten Ausgabe von der „Komödie der Liebe" zu finden, in der das Vorwort steht, — in den späteren Ausgaben ist es nämlich ausgelassen. Vor einigen Tagen habe ich deshalb an den Prokuristen Larsen geschrieben, mit der Bitte, ein Exemplar zu beschaffen und es Ihnen zu senden. Ich hoffe, es wird ihm gelingen.

Aus Wien habe ich verschiedene Briefe erhalten, denen ich entnehmen kann, daß Dr. Schlenthers Vortrag dort eine starke Wirkung geübt hat. Und das merkwürdigste ist, daß diese Mitteilungen und Äußerungen nicht aus deutschen, sondern aus magyarischen und polnischen Kreisen stammen, deren ganze Grundanschauung vom Leben wie von der Dichtung und ihren vorwärtsdringenden Aufgaben, wie man denken sollte, unserer germanischen so unendlich fern steht. Die Erklärung liegt wohl in der Universalität des germanischen Wesens und Geistes, die zu einer zukünftigen Weltherrschaft prädestiniert. Wenn ich an diesen Strömungen habe teilnehmen dürfen, so habe ich — das empfinde ich klar und tief — es meinem Anschluß an das deutsche soziale Leben zu danken.

Ich bin genötigt, für heute abzubrechen, hoffe bald von Ihnen zu hören, sende herzliche Grüße an unseren gemeinsamen Kreis und verbleibe

Ihr treu ergebener Henrik Ibsen.

[P. S.] Für die Artikel Dr. Brahms in der „Frankfurter Zeitung" und Dr. Schlenthers in der „Nation" bitte ich einen besonderen Dank auszurichten.

H. J.

Weihnachtsgeſchenke/ Erzählung von Herman Bang

Sigwald Hanſen war im Begriff zu ſchließen. Langſam ſetzte er die Läden vor die beiden Schaufenſter, und als das getan war, blieb er noch einen Augenblick in der Tür ſtehen: es konnte doch vielleicht noch ein verſpäteter Kunde kommen. Aber es zeigte ſich keiner. Ein feiner Regen fiel über den öden Weg, wo die beiden Öllampen mit trägem Glanz brannten und die Bäume wie große Schatten hervorwuchſen. Dann ging er hinein. Drinnen im Laden löſchte er vorſichtig die eine der beiden Lampen aus, und ſetzte ſich dann hinterm Ladentiſch vor die Geldſchublade. Nachdenklich, mit den Tauben eigenen, halb angeſpannten halb wehmütigen Augen, zählte er den Inhalt der Schublade und häufte die Schillinge, Stapel neben Stapel vor ſich auf.

Die Tür wurde aufgeriſſen, während Sigwald Hanſen langſam zu zählen fortfuhr. Es war der junge Maler, der Einmieter, der nach Hauſe kam. „Guten Abend", rief er. „Sind Sie's?" ſagte Sigwald Hanſen nur und fuhr fort zu zählen. Und ſie ſaßen ſich ſchweigend am Ladentiſch, unter der ſchläfrigen Lampe gegenüber, während auch der Maler die wachſenden Stapel mit den Augen verfolgte. Als Sigwald Hanſen fertig war, legte er das Geld in einen kleinen, roten Schrein und verſchloß ihn. Der Maler ſah ihn an: Sigwald Hanſen hantierte mit dem Schlüſſel und mit dem Schrein — wie mit den meiſten Dingen dieſer Welt — auf eine eigene vorſichtige Weiſe. Sigwald Hanſen erhob ſich mit dem Geldſchrein in der Hand: „Jetzt kommt unſere Vorleſeſtunde", ſagte er. „Ja, ja", antwortete der Maler.

Sigwald blieb ſtehen: „Ich finde," ſagte er — ſeine Worte kamen immer ein wenig ſchleppend und als ſuche er Bekräftigung bei dem, mit dem er ſprach —, „ich finde, daß es ein hübſches Weihnachtsgeſchenk iſt ... wenn man bedenkt, wie die Verhältniſſe liegen ..." Der Maler nickte nur, wie er es faſt jeden Abend zu faſt denſelben Worten tat. „Und im Januar", fuhr Sigwald fort, „iſt es ja ſoweit ... und wer weiß, ob ſie es überſteht — das weiß ja niemand ... Und dann hat ſie doch die Freude gehabt ..." Sigwald Hanſen ſtand einen Augenblick und ſah ins Leere: „Und Aladdin*" — Sigwald Hanſen legte den Hauptdruck auf die letzte Silbe — „iſt ein herrliches Stück." „Das iſt es", ſagte der Maler. „Ein wundervolles Schauſpiel ..." „Na," — und der Maler erhob ſich — „ich geh ins Wirtshaus." „Schon wieder?" ſagte Sigwald.

„Tja, man muß doch das Leben leben", ſagte er. „Gute Nacht." Er lebte das Leben — während er nebenher ſeeländiſchen Regen malte — mit einer rundlichen

---

* Ein Schauſpiel von Oehlenſchläger — aus dem goldenen Zeitalter der däniſchen Literatur — das immer am zweiten Weihnachtstag im Königl. Theater in Kopenhagen gegeben wird.

Kopenhagener Büfettmamsell, die vom Lande stammte. Sigwald ging über den Korridor in die Stube, wo seine Frau im Ruhestuhl am Ofen saß. „Wie war es heut?" fragte sie mit der etwas schläfrigen Stimme, die Frauen in anderen Umständen eigen ist. „Geld ist knapp unter den Leuten", sagte Sigwald, über sie gebeugt, mit so lauter Stimme, als sei sie es, die taub war. „Ja, das ist wahr", sagte die Frau, während sie mit ihren müden Armen im Schoß dasaß.

„Soll vorgelesen werden?" fragte die Schwiegermutter, indem sie sich von ihrem Platz im Sofa erhob und den Schwiegersohn ansah. Sie war knochig, trug die Haube fest ums Kinn gebunden und hatte den Blick derer, die gewohnt sind, einem Betrieb vorzustehen. „Wenn Ellen will", sagte Sigwald, der den Schrein mit dem Geld in die Schublade eines alten Schreibtisches stellte. „Ich will wie du willst, Sigwald", klang es vom Stuhl zurück. Und die Schwiegermutter begann alles zur Vorlesung zu ordnen — langsam und mit einem Gesicht, als bereite sie eine Andacht vor, während Sigwald „Aladdin" vom Bücherbort überm Schreibtisch nahm, wo er mit der Bibel, einer kurzgefaßten Handelslehre und zwei Psalmbüchern in einer Reihe stand. Ellen erhob sich aus dem Ruhestuhl, der an den Tisch gerückt wurde, während die Schwiegermutter das Gold- und Silberpapier brachte, aus dem Ellen Körbe zum Weihnachtsverkauf für den Laden flocht.

„Jetzt muß das Weihnachtsgeschäft doch bald anfangen, nicht, Sigwald?" sagte Ellen, deren Augen immer so weit aufgerissen waren, wie zwei zu große Glaskugeln unter den Lidern. „Wenn überhaupt 'was draus wird", sagte Sigwald. „Ja, darauf kommt's an", sagte Ellen langmütig. „Soll Mortensen geholt werden?" fragte die Schwiegermutter. In die Frage des Weihnachtsgeschäftes mischte sie sich nicht. Sie glaubte überhaupt an kein Geschäft mehr in dem Örtchen, seit „die Bahn gekommen war". „Ja, hol ihn nur." „Machst du dann auch seinen Grog?" sagte Ellen, und die Schwiegermutter ging, um den Gendarm-Sergeanten Herrn Mortensen zu holen, während die Eheleute sich schweigend bei der Lampe gegenübersaßen. „Es ist so schön", sagte Sigwald nur, während er mit der Hand über den Goldschnitt von „Aladdin" strich. „Ja, es ist wunderschön", sagte die Frau.

Mortensen kam mit dem Säbel längs seiner Reiterbeine hereingeschlendert. „Guten Abend", sagte er — Mortensen sprach immer so, als schlüge er zu gleicher Zeit die Hacken zusammen — und er setzte sich in die Ecke neben dem Ofen, wo die Schwiegermutter seinen Grog hingestellt hatte. „Guten Abend." Herr Mortensen, der gewissenhaft die öffentliche Ordnung aufrecht erhielt und gleichzeitig seinen Teil der Arbeit an dem fortgesetzten Gedeihen der Gemeinde trug, betrachtete „Aladdin" als eine Art Ruhepause. „Es ist gerade so, als ob man dabei Kräfte sammelte", sagte er zu dem Großknecht des Pfarrers. „Und dann ist es ja soweit auch ganz hübsch, was die Deern sagt." Mit der „Deern" meinte Sergeant Mortensen Gulnare. Die Schwiegermutter hatte auch Platz genommen. Sie saß auf einem harten Stuhl, um nicht einzuschlafen und strickte rosa Babystrümpfe. „Wir waren ja bis dahin gekommen, wo sie das Schloß gebaut hatten", sagte Sigwald, der das Buch aufgeschlagen hatte. „Ja, Sigwald."

Er begann zu lesen, ganz plötzlich und überstürzt:

„Des Sultans Harem. Gulnare allein auf ihrer Kammer.
Es nähert sich die schauervolle Stunde,
O, Himmel, habe Mitleid, und sieh ..."

Er fuhr fort zu lesen, ohne Pause, mit einer ganz fremden Stimme, tief, und immer auf einen Ton gestimmt, als stieße er alle Worte durch ein gebrochenes Horn hervor:

„Wohltätig auf die junge Hindin, die zitternd,
Und bald ein Raub des Tigers, hinterm Busche steht."

Er fuhr immer in demselben Ton fort, während ihm das Blut zu Kopf stieg und die Stirnadern vor Atemverbrauch und Anstrengung schwollen; seine Hände waren ganz naß vor Schweiß, während er die Seiten des Buches umschlug, das vom Pfarrer entliehen war.

„O, der du dich mein Liebster nanntest, Engel,
War nicht das Ganze nur ein Fiebertraum,
So tritt herein, tritt kraftvoll auf
Stark wie der Elefant, geschmeidig wie der Tiger.
Stolz wie der Löwe, mild wie Hyazinthen,
Warm wie die Sonne und liebeglühend wie der Mond."

Mortensen, der bequeme Stellungen liebte, streckte bei den langen orientalischen Tiraden seine blauen Sergeantenbeine so weit von sich wie seine Hacken reichten, und die kleine Frau saß mit ihren Fingern unbeweglich über ihren Schoß gespreizt, die Glaskugelaugen ununterbrochen auf ihren Mann geheftet, während sie ganz sachte mit dem Kopf wackelte. Die Schwiegermutter saß so gerade auf ihrem Stuhl, wie eine Krankenwärterin vor Mitternacht. Hören tat sie nichts, ihre Gedanken umkreisten, wenn sie bei den rosa Strümpfen angelangt war, immer nur das eine: „Knabe oder Mädchen." Sigwald las. Er las eine Stunde lang, bis Aladdin aufs Schafott sollte. Die Augenlider begannen der kleinen Frau schwer zu werden. Sie gingen auf und zu, während der Scharfrichter zu seinem Knaben sprach. „Es ist wundervoll!" sagte Sigwald plötzlich mit seiner natürlichen Stimme. „Aber schrecklich", sagte die kleine Frau. Und Mortensen, der etwas eingenickt war, aber beim Klang von Hansens gewöhnlicher Stimme erwachte, sagte: „Ja, ganz wunderhübsch ... überhaupt." Sigwald wollte weiter lesen, Ellen aber sagte: „Kannst du noch, Sigwald? Du bist ganz naß vor Hitze." Und Sigwald sagte: „Gut, dann machen wir eine Pause", und er schlug das Buch zu. „Und Mutter bringt den Kaffee", sagte Ellen. „Und Zwiebäcke", sagte Sigwald, der in beständiger Angst lebte, daß seine Frau nicht genug zu essen bekame.

Als die Mutter draußen war, sagte Ellen mit etwas veränderter Stimme und leiser — sie war noch bei Gulnare und Aladdin, es war, als säße sie wie in einer Wolke von all den fremden Worten, die sie nur halb verstand, wenn Sigwald las: „Was so ein Dichter für Worte finden kann", sagte sie. „Ja, die verstehen's", sagte Sigwald, der in die Lampe sah. Ellen riß sich los und fragte Mortensen, ob es

'was Neues gäbe. Aber es gab nichts. „Hier passiert ja nicht viel", sagte Mortensen. Und Sigwald, der noch immer in die Lampe sah, sagte im selben Ton wie vorher: „Nein, hier ist nicht viel los." „Ja, das ist wahr", sagte Ellen. Und sie saßen alle drei schweigend da, bis der Kaffee kam, und Ellen legte das Silber- und Goldpapier fort, an dem sie nichts geschafft hatte. Sie wurden alle sehr lebhaft und ganz angeregt, als der dampfende Kaffee kam, und sie sprachen wieder davon, wie es würde, wenn sie nach Kopenhagen kämen, von der Reise, wie alles geordnet werden sollte, bis ins kleinste Detail ... „Ich bin dafür," sagte Sigwald, „daß wir bei Lauritßen einkehren. Bei Lauritßen ist man gut aufgehoben." „Ja," erklärte Mortensen, der an den Kaffeetisch gerückt war, „bei Lauritßen kann man's schon aushalten." „Und nachts ist es dort ruhig," sagte Sigwald; „unter diesen Verhältnissen ..." „Freilich," sagte Mortensen, „da gibt's keinen nächtlichen Spektakel. Lauritßen ist reell." „Das ist er", sagte Sigwald. „Und", fügte er hinzu, „eine Hand wäscht die andere." Der Gastwirt Lauritßen in der Westergade, bei dem sie einkehren wollten, hatte seinerzeit, als er noch das Gut hatte, seinen ganzen Bedarf an Butter und Fleisch beim Schwiegervater gekauft. „Das ist wahr", sagte Ellen und nickte. Sie war ganz gerührt, denn Sigwald war immer so „gerecht".

Sie fuhren fort von der Reise zu sprechen. Sigwald sollte schon morgens früh nach Kopenhagen fahren und die Theaterbillette nehmen ... „Wir müssen die Plätze so weit nach vorn wie möglich haben", sagte Sigwald. Sie wollten im Parterre sitzen. „Und in der Mitte," fügte er hinzu, „unter diesen Verhältnissen ..." Aber er sollte auch für Zimmer sorgen, und daß gut geheizt würde. „Bei Lauritßen sind gute Öfen, da wird's schon warm werden", sagte Sigwald und nickte seiner Frau zu. „Du bist so gut, Sigwald", sagte Ellen und ihre Augen strahlten. „Aber Wärmflaschen hat er nicht", setzte Sigwald seinen Gedankengang fort. Er dachte an Wärmflaschen und an die Nacht. Die Schwiegermutter sprach nicht, sondern führte nur schweigend die Kaffeetasse auf und nieder, von und an ihre strammen Lippen. Sie dachte an jedem Abend, wenn von der Reise die Rede war, nur an die Betten und an alle möglichen Krankheiten und dergleichen, die man sich in dem fremden Bettzeug holen konnte. Ganz gewiß, sie nähme Bettücher mit, denn sie wolle sich nicht in Lauritßens legen. „Aber das kannst du ja auch, Mutter", sagte Ellen, wenn davon die Rede war. Und Mortensen stimmte der Schwiegermutter bei. „Obgleich es bei Lauritßen sauber ist — alles was recht ist."

Und sie sprachen weiter: Ins Theater aber müßten sie frühzeitig kommen, „auch deinetwegen," sagte Sigwald, „unter diesen Verhältnissen ..." und sie müßten alles sehen und sozusagen mit allem vertraut werden. „Das Theater ist prachtvoll," sagte Sigwald, „auch von draußen." Und er erzählte vom Theater, wo er fünfmal gewesen war, als er damals das halbe Jahr in Kopenhagen auf Wunsch des Vaters Buchführung lernte. Ja, fünf Male sei er dagewesen. Er erzählte von der Decke und dem Vorhang und von den Stücken, die er gesehen hatte, und von den Schauspielern und was sie für Rollen gaben. „Und wie tief es ist", sagte er und

nickte in die Lampe. So schloß er immer, wenn er von dem königlichen Theater sprach: er hatte ja immer auf der Galerie gesessen. Ellen fragte weiter, während sie einen Zwieback nahm. Ja, den Wein wollten sie mitnehmen — dadurch würden sie fast die Hälfte sparen ... „Darin muß ich Ihnen Recht geben", sagte Mortensen. „Wir nehmen zwei Flaschen mit," sagte Sigwald, „wir wollen ordentlich trinken, wenn wir dagewesen sind." „Ich krieg' einen Schwips", sagte Ellen und lächelte. „Na, einmal ist keinmal", sagte Mortensen und schlug die Reiterbeine zusammen.

Die Schwiegermutter erhob sich und räumte die Tassen beiseite. Sie fand wohl, daß es jetzt Schlafenszeit sei. Auch Ellen stand auf. Sie blieb neben ihrem Manne stehen und blickte in die Lampe, während sie lächelte: „Ja," sagte sie langsam, „es ist ein herrliches Weihnachtsgeschenk, Sigwald." „Und gerade weil wir Aladdin jetzt kennen", sagte er langsam, ebenso wie sie. Dann begannen sie aufzubrechen. Ellen ging ins Schlafzimmer, und Sigwald nahm die Laterne, um Mortensen hinauszuleuchten und um alle Türen zu prüfen, ob sie auch verschlossen seien. „Gute Nacht", sagte Ellen, als er ins Schlafzimmer kam; und sie war eingeschlafen, bevor er sich ausgekleidet hatte.

Sigwald lag noch lange wach. Er malte sich aus, daß er „die Reise" an den Weihnachtsbaum hängen wollte. Das würde Spaß machen. Er wollte auf eine seiner Anweisungen schreiben, auf eine richtige, gedruckte: „Zahlbar an Frau Ellen Hansen Kr. 40." Jetzt war er im Begriff einzuschlafen, aber erst richtete er sich noch einmal im Bett auf und sah nach, ob Ellen ordentlich zugedeckt sei. ... Zwischen drei und vier Uhr tönte ein Krach durchs Haus. Es war der Maler, der mal wieder das Leben gelebt hatte, und seine Stiefel hart vor die Tür setzte. Dann schliefen sie alle, bis Sigwald um sechs Uhr aufstand und den Ofen im Schlafzimmer heizte. Das hatte er während der drei Jahre, die sie verheiratet waren, stets getan.

Die Tage vergingen, Tag um Tag, und die Abende, bis sie mit Aladdin fertig waren. Am letzten Abend weinte die kleine Frau. Das tat sie immer, wenn etwas so glücklich endete. Sigwald schloß das Buch und sah lange in die niedrige Lampe. „Ja, jetzt ist es vorbei", sagte er. „Nein, Sigwald," sagte Ellen, „wenn sie es nun erst spielen." Sigwald antwortete nicht, aber er nickte plötzlich zweimal. „Bringst du den Kaffee, Mutter", sagte Ellen. Als die Schwiegermutter hinausgegangen war, stand Ellen auf, und während sie sich an Sigwalds Schulter lehnte, schlug sie das Buch wieder auf und las auf der letzten Seite:

„Und laß uns nun, dieweil das Volk
Zu unserer Krönung festlich sich bereitet,
Zum Tore wandern, und gedankenvoll verweilen
Auf Morgianens Grab beim Fliederbaum."

Wieder zeigte sich etwas Feuchtigkeit in ihren Augenlidern, während sie langsam das Buch schloß. „Ja, hübsch ist es, das muß man sagen", sagte Mortensen. Es lag etwas in seinem Ton, das gleichsam ein Punktum hinter das Ganze setzte.

Es war am Weihnachtsabendtag und das ganze Haus duftete nach Apfelkuchen. Die Schwiegermutter buk jedes Jahr so reichlich, als hätte sie noch den Gutshof. Aufbewahrt wurden sie in der Teigschüssel. Es fing schon an zu dunkeln, und Ellen saß in ihrem Ruhestuhl neben dem Ofen. Es war so behaglich warm, und sie dachte an mancherlei, während das Torffeuer glühte. Nun wurde es Weihnachtsabend, und dann kam „Aladdin", und nächste Weihnachten — — Ellen lächelte still vor sich hin. Die Tür wurde geöffnet. Es war Sigwald. „Bist du da?" sagte er durch die Dunkelheit. „Ja, hier." Er ging zu ihr hin, und suchte nach ihrer Hand und streichelte sie — Sigwald war so unbeholfen mit Liebkosungen: „Wie geht es dir?" sagte er. „Ich bin so glücklich." „Ich auch", flüsterte er und preßte plötzlich ihre Hand. Dann ging er still in den Laden zurück.

Ellen blieb unbeweglich in ihrem Stuhl sitzen, während die Leute im Laden aus und ein gingen: Sigwald würden die Filzschuhe recht zustatten kommen, ihm, der des Morgens immer auf den kalten Fußböden umherging. Die Tür zur Küche wurde geöffnet. Es war die Mutter: „Ich geh nach oben." „Bist du fertig", fragte Ellen. „Ja." Es klang sehr kurz und die Tür wurde geschlossen. Die Schwiegermutter ging durch die Küche und über den kleinen Küchengang in den Hof hinaus. „Sind Sie da?" flüsterte sie durch die Dunkelheit. „Hier bin ich", antwortete eine Frauenzimmergestalt, die an die Hausmauer gedrückt stand. „Kommen Sie", sagte die Schwiegermutter und schob die Frau durch die Tür, und die Treppe hinauf. „Gehen Sie leise ..." „Ja", flüsterte die Frau, die wie eine Katze auf ihren Füßen ging. Die Schwiegermutter öffnete leise die Tür zu ihrer Stube. „Kommen Sie herein", flüsterte sie, und sie schloß die Tür hinter der Frau ab. Sie zündete ein Licht an, und mit ihrer gewohnten, strammen Stimme — jetzt war sie ja in Sicherheit — sagte sie: „So — fangen Sie jetzt an die Karten zu legen." „Ja", sagte die Frau und nahm ihr Tuch ab, unter dem noch ein anderes Tuch zum Vorschein kam.

Die Schwarze machte überhaupt den Eindruck, als bestehe ihr Oberteil aus lauter Tüchern, die kreuzweise über einander gebunden waren. Das Unterteil war ein Unterrock, der einst eine Farbe gehabt hatte. Sie wühlte die Karten aus einer Tasche hervor, zwischen einem Dutzend Nägel, einem Hufeisen und vielen Lappen — die Schwarze ließ nie etwas auf ihren Wegen liegen, sondern bückte sich danach und nahm es in Verwahrung — und sie begann die Karten neben dem Messingleuchter aufzulegen, während die Schwiegermutter im Roßhaarsofa saß, ohne daß sich eine Fiber in ihrem Gesicht bewegte. Die Schwarze begann zu reden, atemlos, in einem andern Tonfall als in ihrem gewöhnlichen, unaufhaltsam, als lese sie aus einem Katechismus: — Es läge ein Glück ans Haus — ein großes Glück. — Es läge ein rechter Segen ans Haus — da läge eine Freude — eine sehr große Freude ... bald ... Die Schwarze redete immer weiter, über die Karten gebeugt — wenn sie die Augen hob, konnte sie gerade das Gesicht der Schwieger-

mutter sehen — und sie fuhr fort von Freude und Segen zu weissagen. „Es wird ein Junge", dachte die Schwiegermutter. Die Schwarze fuhr fort, so schnell, als fürchte sie, daß das eine Wort das andere festhalten könne: — Da lägen zwei Herren ans Haus — zwei blonde Herren — der eine heller als der andere — aber der eine solle reisen ... es sähe aus, als solle er eine Wasserreise machen — — „Der Maler-Aff' reist fort", dachte die Schwiegermutter. Die Schwarze legte andere Karten auf, der Wortschwall aber blieb derselbe: — Es läge eine Reise ans Haus — mit vielen Paketen — es gäbe Schneewetter. „Das ist Aladdin", dachte die Schwiegermutter. Es sähe aus, als ob vier reisen sollten. Die Schwiegermutter zuckte zusammen, ihr Gehirn arbeitete wild, während ihre Augen starr wurden ... Plötzlich dachte sie: „Ach, es ist Mortensen — es ist Mortensen, den sie dazu überreden ..." Und ohne es selbst zu wissen, nickte sie plötzlich zu ihren eigenen Gedanken: „Ja, es war Mortensen." — Ja, die Schwarze war überzeugt, daß eine Reise daläge ... aber es lägen auch viele Schwierigkeiten — es lägen viele Schwierigkeiten da ... und dort läge ein Fehlschlag ... die Schwarze fuhr mit Schwierigkeiten fort, während die Schwiegermutter die Arme auf dem Tisch gekreuzt hatte. Es sähe aus, als ob es ein weiter Weg sei ... „Ja, es war Aladdin — natürlich war es Aladdin ... Es war auch keine Art mit einer Frau unter solchen Umständen zu reisen ..." die Schwiegermutter rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. „Und noch dazu das Erste — — nach drei Jahren." — Ja, da läge ein Fehlschlag, fuhr die Schwarze fort; während sie neue Karten auflegte, blieb sie beim Fehlschlag. „Es wird ein Mädchen", dachte die Schwiegermutter, und plötzlich vergaß sie Aladdin. Aber sie hätte sich auch an einem heiligen Abend lieber nicht die Karten legen lassen sollen, obgleich es hieß, daß es am wahrhaftigsten sei. Nein, sie hätte die Schwarze nicht an einem hochheiligen Abend kommen lassen dürfen, obgleich die Glocken ja noch nicht den heiligen Abend eingeläutet hatten. „Es wird ein Mädchen." Die Schwarze, die geendigt und ihr Tuch umgelegt hatte, sagte: „Jetzt beginnt der heilige Abend." „Ja", sagte die Schwiegermutter und sie wurde plötzlich rot. Sie gab der Schwarzen 50 Öre und führte sie leise die Bodentreppe hinunter. Dann kehrte sie in ihre Kammer zurück.

Die Kirchenglocken begannen zu läuten, rufend und klangvoll. Die Schwiegermutter schlug das Psalmbuch auf. Es lagen Merkzeichen bei den Psalmen, die beim Begräbnis ihres Mannes gesungen worden waren. Sie saß beim Licht und las einige Strophen. Dann schloß sie das Buch: Ja, sie wollte den echten Schal umbinden. Es war doch das höchste Fest des Jahres. Sie ging in dem feinen Tuch hinunter und öffnete die Tür zur Wohnstube: „Wo gehst du hin, Mutter", sagte Ellen erstaunt. „Ich geh' zur Kirche", sagte die Mutter, und sie ging durch die Haustür hinaus. Die Glocken läuteten noch immer. Sigwald war drinnen beim Weihnachtsbaum, denn das Geschäft war jetzt geschlossen. Die Tür wurde geöffnet: „Ellen, bist du da?" „Ja, Sigwald." „Es wird doch etwas mager aussehen", sagte er. Die Anweisung füllte nicht recht, der Baum sah so leer aus. Ellen stützte ihre Schulter gegen seine Hüfte: „Aber das Gute kommt ja nach

Sigwald", sagte sie und lächelte. Die Glocken läuteten. Ihr Klang tönte wie aus weiter Ferne an Sigwalds Ohr. „Wie hübsch es klingt", sagte er. Und er saß Ellen gegenüber auf dem Roßhaarstuhl, mit Tränen in den Augen.

... Der Maler war nach Hause gekommen. Aber er war schlechter Laune. Das Mädel im Wirtshaus ging mit rotgeweinten Augen umher, und es war überhaupt nicht gut Kirschen essen mit ihr — sie hatte Zahnschmerzen und was der Böse sonst an Übel geschaffen hat ... Hm, das war auch ein „Geschenk". Aber es war ja nun einmal Weihnachten, und der Maler zog sich einen andern Rock an.

igwald war schon um fünf Uhr auf. Das Holz im Ofen wollte nicht brennen, so fieberhaft war er: er sollte um 7 Uhr 22 reisen. Der Koffer war gepackt, und die beiden wollenen Decken hatte er und den Korb mit Wein: er hatte doch von Mönsters Wein genommen, denn das war der beste. Aber ein gestricktes Bettband wollte er noch für die Schwiegermutter mitnehmen, denn das gab es vielleicht nicht bei Lauritzen, und sie würde sich dort sozusagen mehr zu Hause fühlen, wenn sie eines hatte. „Sigwald, wieviel ist die Uhr?" Es war Ellen, die vom Bett sprach. Sie konnte nicht schlafen. „Schlaf nur, schlaf nur," sagte Sigwald, der selbst um jede Minute bangte, „sie ist erst sechs." Sigwald ging durch alle Zimmer, und ohne es selbst zu wissen, zündete er alle Lampen an, so daß es eine wahre Illumination gab. Berta sollte das Geschäft den halben Tag versorgen. „Aber es kommen ja nicht viel" — hatte er wieder und wieder zu Mortensen gesagt — „alle wissen ja, daß wir verreisen." Alle wußten es.

Die Schwiegermutter kam herunter. Sie machte ein Gesicht wie jemand, dem Unrecht geschieht. „Schönes Wetter", sagte Sigwald. „Es gibt Schnee", sagte die Schwiegermutter wie jemand, der sein Teil weiß, und sie ging hinaus, um den Himmel von der Küchentür aus zu betrachten.

Um halb sieben Uhr trat Mortensen an. „Ich will Ihnen doch das Geleite geben", sagte er. Sigwald war drinnen und Sigwald war draußen. „Mortensen muß Kaffee haben." Selbst aber stand er reisefertig in der Schlafstube. „Also paßt auf, daß Ihr rechtzeitig zum Zug kommt", sagte er. Den Korb und den Koffer hatte er, und die Wärmflaschen. „Ja, Sigwald." „Mortensen begleitet Euch." „Ja, Sigwald." „Adieu." Er küßte sie und war an der Tür. „Hast du deine Wollhandschuhe, Sigwald?" Sigwald litt immer so an Frost in den Fingern. „Hast du sie?" „Ja." Siegwald war fort. Mortensen stand auf dem Perron und blickte dem Zug nach, der davonrollte. „Da geht er hin", sagte er und es war, als atme er erleichtert auf. Er schlug an diesem Tage sein Standquartier bei Hansens auf. Es war doch besser, die Frauenzimmer im Auge zu behalten, bis man sie expediert hatte. Ellen ging in einem lose sitzenden Kleid umher und sagte alle zehn Minuten: „Wenn Sigwald sich nur zurechtfindet ... er ist so gut ... aber er läßt sich so leicht verblüffen." Die Schwiegermutter war auf ihrem Zimmer. Sie zog manche wollene Lage unter das Schwarzseidene, das sonst nur einmal im Jahre ans Tageslicht kam, wenn sie zum heiligen Abendmahl ging.

Sigwald ging durch Lauritzens Torweg, wo Lauritzen breitbeinig stand, mit den Händen in den Hosentaschen. „Ja, da haben Sie mich", sagte Sigwald, der den Koffer und den Korb und die Wärmflaschen trug. „Guten Morgen, Hansen!" sagte Lauritzen, der so breit war wie eine Flügeltür und so kurz wie ein Spundpfropfen. „Willkommen. Bitte treten Sie näher." „Danke", sagte Sigwald, der mit dem Gepäck herumhantierte, wie er es die ganze Zeit getan hatte. „Reisen ist nicht so leicht für jemanden, der es nicht gewöhnt ist", sagte er und sah Lauritzen dabei ins Gesicht. „Nee, der Verkehr ist ja groß", sagte Lauritzen. „Ja", sagte Sigwald, der inzwischen eine Tasse Kaffee bekommen hatte; und er fing an zu erzählen, wie alles geordnet wäre und wie alles sein solle: „Unsereiner hat ja keine Übung", sagte er, und sah Lauritzen noch immer ins Gesicht. „Das wird schon alles glatt gehen", sagte Lauritzen. Für Lauritzen ging immer alles glatt, während er mit seinem Getränk dicht neben dem Schenktisch saß. „Wenn wir sie nur recht nah bekommen", sagte Sigwald zum drittenmal. Seine Gedanken weilten beim Parterre. „Meine Frau hat es gesehen", sagte Lauritzen, der angefangen hatte, Bieretiketten zu zählen. „Und man kann ja keinen Außenplatz nehmen," sagte Sigwald, der seinen Gedankengang fortsetzte, „unter diesen Verhältnissen . . ."

Er fuhr fort umständlich von allem zu sprechen und Lauritzen, dem die Sache langweilig wurde, sagte abschließend: „Ja, ja, hier in der Hauptstadt kann man was erleben." Sigwald war aufgestanden und wollte gern die Zimmer sehen. „Ja, ja, ja," sagte Lauritzen, der sitzen blieb, „Sie kennen ja das Lokal, Hansen." Und Sigwald stieg allein die Treppe zu den beiden Gastzimmern hinauf, die nebeneinander lagen. „Wie die Sonne scheint", sagte er. Er saß unschlüssig auf einem Stuhl mitten in dem größten der Zimmer, bevor er sich an die Bettücher und Wolldecken und Wärmflaschen heranmachte. „Wie die Sonne scheint", sagte er wieder. Er meinte sich nie so glücklich gefühlt zu haben. Und rein war es bei Lauritzen, dagegen ließ sich nichts sagen.

Sigwald hantierte in der Sonne. Er hatte Feuer angemacht und die Laken aus den Betten über alle Stühle gebreitet, und das gestrickte Band hatte er um das Bett der Schwiegermutter gebunden. „Sie werden sich ganz wie zu Hause fühlen", sagte er.

Plötzlich bekam er Angst, daß er zu spät zur Theaterkasse käme, und er zog sich hastig an und lief fast durch die Stadt zum Theater. Ja, da stand „Aladdin". Mitten in seiner Eile blieb er stehen und starrte das Plakat an. Dann wandte er den Kopf: Ja, dort saß er. Und mit den seltsamen Augen eines Tauben sah er zu Öhlenschlägers hinauf. „Ja, es ist merkwürdig", sagte er und ging hinein. Aber er kam reichlich früh genug. Es stand nur ein Polizist an der Tür und zwei strickende Frauen vor dem Kassenfenster. Sie sahen aus, als seien sie das Warten gewöhnt. Selbst die Münder waren stehengeblieben, nur die Stricknadeln klapperten. Sigwald redete den Angestellten an, der ein höflicher Mann war: Ob er glaube, daß er sie noch bekäme . . . Und er begann ihm alles zu erzählen, von seiner Frau

und von der Reise und von den Mittelplätzen. „Da wird schon nichts im Wege sein, wenn Sie sich nur rechtzeitig aufstellen," sagte der Angestellte. Sigwald stellte sich hinter den Frauen auf. Es verging eine Viertelstunde und es verging eine halbe Stunde. Zwei dicke Herren kamen an Stelle der strickenden Frauen, und viele standen dahinter.

Und jetzt hatte er die Billette und gerade in der Mitte. Er stand in der Vorhalle und betrachtete die Billettstreifen: Ja, nebeneinander und in der Mitte ... gerade vor, so daß sie das Ganze übersehen konnten, alles, auch die Decke: denn die Decke war so schön. Er ging wieder über den Platz vorm Theater; in der Mitte aber blieb er stehen. Er stand lange und schaute zum Theater hinüber, auf die Loggia, auf alle Einzelheiten und auf Apollo. „Ja, es ist ein herrliches Gebäude", sagte er, und er fuhr fort, das große Gebäude mit Blicken zu betrachten, mit denen man das umfaßt, was einem teuer ist. „Da drinnen sollte es sein ..." Dann ging er nach Hause. Er dachte daran, wenn sie kommen würden! Es waren noch fünf Stunden bis dahin. Aber er wollte den Tisch decken. Der konnte gern fertig dastehen. Er ging hin und her in den Zimmern, legte die Bettücher auf die Betten. Er konnte sich nicht ruhig verhalten.

Schließlich begann es zu dämmern und er ging aus. Er ging von Schaufenster zu Schaufenster. Hinter den Scheiben wurde bereits hier und dort Licht angezündet: Wie hübsch es aussah, wenn plötzlich alle Sachen beleuchtet wurden ... die vielen, vielen Sachen. Er bekam Lust zu kaufen, für Ellen zu kaufen und auch für die Schwiegermutter — kaufen, kaufen, wenn man nur Geld hätte. Er dachte an damals, an das einzige Mal, als er mit Ellen während ihrer Verlobungszeit in Kopenhagen gewesen war. Damals waren sie auch umhergegangen und hatten alles angeschaut und hatten gesagt, wenn sie nur kaufen könnten und waren so froh gewesen — auch damals.

Er war wieder bis zum Theaterplatz gekommen. Da lag das Theater — da lag es. Er ging wieder darauf zu, er mußte es. Auf dem Plakat las er „Aladdin". Dann sah er einen kleinen roten Zettel, und las: „Wegen Erkrankung wird ‚Henrik und Pernille' und ‚Pontemolle' gegeben". Er las wieder: „Henrik und Pernille" und „Pontemolle". Was war das? Was war das? Sie gaben nicht „Aladdin". Er wußte kaum, daß er durch die Halle ging und beim Kassierer anklopfte und daß eine Stimme geantwortet hatte: Ja, die Vorstellung ist geändert. Er dachte nur: „Sie geben nicht Aladdin."

Er sah nicht die Lichter und nicht die Menschen und nicht die Häuser. Er dachte nur, daß sie kommen würden, und daß er sagen müßte: „Aladdin" wird nicht gegeben — jetzt, da Ellen so froh war. Er ging durch Straßen, die er nicht kannte, fuhr fort, zwischen unbekannten Häusern umherzuirren. Aber nun mußte er zum Bahnhof, um sie abzuholen. Er lief den Weg bis zur Station und stand auf dem Bahnsteig. Da war der Zug, ja, und da waren sie ... Oh, wie Ellen froh war.

„Hier sind wir", rief sie. Ja, sie hatte sich gedacht, daß Sigwald erschrocken sein würde ... das war er immer so leicht, denn er war so ungeübt. „Hier sind

wir," rief sie, sie hatte ihn schon lange gesehen. Sie kamen aus dem Coupé heraus: erst ein Bündel und dann ein Bündel, das letzte war die Schwiegermutter. „Guten Tag", sagte Sigwald. Und ganz still sagte er, denn gesagt mußte es ja werden: „Ellen, Aladdin wird nicht gegeben." Es ging ein Ruck durch Ellen: „Gehen wir dann gar nicht hin?" sagte sie und blickte zu ihm auf. „Doch, aber sie spielen nicht Aladdin." Ellen hatte Tränen in die Augen bekommen. Und jetzt würde Mutter Sigwald gegenüber Recht behalten, dachte sie plötzlich, während Sigwald erzählte, was gegeben wurde, und sie hob den Kopf wieder, den sie gesenkt hatte: „Aber das kann ja auch sehr schön sein", sagte sie. Sie wußte nicht, was „Pontemolle" war, aber sie wollte so gern lächeln. Sigwalds Gesicht klärte sich auf: sie war also gar nicht so traurig. „Laß mich es Mutter sagen", sagte sie.

Und sie gingen alle drei. Sigwald voran, und als sie ein Stückchen gegangen waren, sagte Ellen: „Denk' dir nur wie schade, Sigwald sagt, daß Aladdin nicht gegeben wird." Die Mutter ließ eine Weile verstreichen. Dann sagte sie: „Das hab' ich ja immer gesagt." Was von ihrem Gesicht zu sehen war, war stramm: „Was sollen wir dann da?" fragte sie. „Er hat ja bezahlt", sagte Ellen sehr leise. „So", sagte die Mutter.

Sie kamen zum Gasthaus und Sigwald half Ellen die Treppe hinauf, bis sie ins Zimmer kamen, wo es warm war und nach Räucherkerzen duftete. „Oh, Räucherkerzen," sagte Ellen und lächelte, „wie schön . . ." Sie betrachtete den Tisch mit den beiden Weinflaschen und mit der Butter, die sie selbst mitgebracht hatten, und ihre Sandtorte, auf der mit Zuckerguß „Aladdin" stand. „Ich hatte schon gedeckt", sagte Sigwald. Es kam ganz leise heraus. Die Schwiegermutter hatte sich eingeschlossen. Sie nahm Lauritßens Bettzeug in Augenschein, bevor sie langsam ihre eigenen Bettücher über die Lauritßenschen Federdecken breitete. Drinnen in der andern Stube saß Ellen im Lehnstuhl. Sie bewegte unruhig ihre Hände über ihrem Schoß: sie wollte Sigwald so gern etwas sagen, aber sie konnte nichts finden. „Wir müssen uns wohl anziehen", sagte sie zuletzt und versuchte zu lachen. Sie sollte ihr Brautkleid anhaben, das vorn länger gemacht worden war. Sigwald hatte es schon auf dem Bett zurechtgelegt. „Wie hübsch es war . . ." „Für Aladdin ist nichts zu schön", hatte Sigwald zu Hause gesagt. „Ja", antwortete Sigwald, und sie saßen wieder schweigend vor der Sandtorte und vor dem Kleid bis Sigwald sagte — er sah sie nicht an —: „Ich kann ja nichts dafür." „Aber Sigwald", sagte Ellen und setzte sich zu ihm ins Sofa. Sigwald saß still da und sah vor sich hin: „Aber es ist seltsam," sagte er, „wie es so geht, wenn Menschen eine Freude haben sollen." „Ja, das ist wahr", sagte Ellen, und sie saßen wieder still nebeneinander.

Sie waren nach Hause gekommen. Die Schwiegermutter hatte auf dem Heimweg kein Wort gesagt. Jetzt aßen sie. Gesprochen wurde nicht viel. Von „Henril und Pernille" sprachen sie nicht. Ellen hatte im Theater gesessen, als hätte sie einen Kloß im Hals. Sigwald hatte nur immer geradeaus gesehen. „Wie hübsch getanzt wurde", sagte Ellen. „Ja", sagte Sigwald. „Aber es waren nicht viele

da", sagte Ellen. Sie hatten sehr allein im Parterre gesessen. „Das ist begreiflich", sagte die Schwiegermutter. Es war das erste, was sie sagte. „Es ist ja auch ein altes Stück", sagte Ellen. „Ja", sagte Sigwald, und sie schwiegen wieder, während die beiden Lichter neben der Sandtorte brannten. „Jetzt kommt der Kuchen," sagte Ellen. Ihre Stimme kippte bei dem Worte „Kuchen" etwas um und sie begann in „Aladdin" hineinzuschneiden. Alle bekamen ein Stück. Jede Krume wurde Sigwald so groß im Mund: „Iß, Schwiegermutter", sagte er. „Ich bin satt", antwortete die Schwiegermutter. „Wollen wir nicht anstoßen", sagte Sigwald, und schweigend, ohne sich anzusehen, stießen sie, über den Kuchen hinweg, der zerschnitten war, miteinander an. Die zweite Flasche wurde nicht angebrochen. „Gute Nacht", sagte die Schwiegermutter. Keiner von ihnen schlief sonderlich gut in Lauritßens Betten.

Am nächsten Vormittag waren sie zu Hause. Der Maler saß auf dem Holzstuhl vor Sigwalds Ladentisch. „Nein," sagte Sigwald, der immer dasselbe wiederholte, „es war ja kein Stück ... unter diesen Verhältnissen." Der Maler antwortete nicht. Seine Laune war in den letzten Tagen immer bissiger geworden: jetzt war im Wirtshaus kein Zweifel mehr möglich. Sigwald beachtete seine Schweigsamkeit nicht. Er stand nur und nickte vor sich hin. „Nein," sagte er und nickte, „es war kein Vergnügen." Bei „Vergnügen" war es, als wenn der Maler erwache. „Nee," sagte er und spuckte aus, „das Vergnügen hat man gehabt." Sigwald hörte es nicht. Aber mit einem Blick, der weiter sah, als „Pontemolle", sagte er: „Es ist nicht amüsant, Maler — überhaupt ..."

Und sie schwiegen beide.

Rundschau

Henrik Ibsen als Beschwerdeführer

Henrik Ibsen war das enfant terrible des „Skandinavischen Vereins" zu Rom. Wir blättern in einem alten Beschwerdebuch und finden manche so charakteristische als belustigende Eintragung von Ibsens Hand. Daraus sei folgendes mitgeteilt:

Ohne Datum: „Die Lampen, deren Zustand niemals an einstige Vorzüglichkeit erinnert, weigern sich in der letzten Zeit jeden lieben Abend, ihre Schuldigkeit zu tun. Ob dieser kränkliche Zustand auf Grund innerer Ursachen chronisch ist oder von schlechter Behandlung und äußerlichen Fatalitäten herrührt, wissen die ergebenst unterzeichneten Beschwerdeführer nicht. — Ein Mitglied, dessen Kompetenz, in solchen Dingen mitzureden, kürzlich schlagend bewiesen worden ist, stellt die Hypothese auf, daß die Lampendochte stets schief abgeschnitten sind, und der Verfasser der gegenwärtigen Anklageschrift unterstützt die geäußerte Vermutung mit seiner geringen Autorität. Ein anderer geehrter Mitunterzeichner glaubt, Dr . . . in den Lampen bemerkt zu haben, und schlägt eine radikale Reinigung vor. — Tinte, Tinte, Tinte!"

7. März 1868: „Der Unterzeichnete erbittet sich Aufklärung darüber, weshalb L'osservatore Romano [dessen Anschaffung Ibsen am 4. Nov. 1865 selbst empfohlen hatte] befremdenderweise schon wieder abbestellt worden ist. Ein in Rom aus öffentlichen Mitteln unterstützter Verein muß stets eine römische Zeitung halten; jedenfalls ist es ungehörig, die hiesigen Skandinavier auf die deutschen Künstlerkneipen zu verweisen, wenn sie sich über die Tagesereignisse unterrichten wollen. Der Vorstand wird ersucht, über die Abschaffung des Blattes eine Erklärung abzugeben."

[Der Vorstand äußert sich dahin, daß der „Osservatore Romano" erst 1864, dann während der Unruhen in Rom seiner politischen Nachrichten wegen gehalten wurde, wozu nun kein Grund mehr vorliege, und bemängelt den Ausdruck „Künstlerkneipen" für die Cafés, die den „Osservatore Romano" halten.]

10. März 1868: „Ich bestehe nach wie vor darauf, daß das Blatt „L'osservatore Romano" angeschafft wird. Die Abbestellung des Blattes war eine Dummheit, die nebenstehende Antwort des Vorstandes nicht minder, und ich kann deshalb unmöglich glauben, daß die Herren Bergsöe und Borgesen hierbei beteiligt sind. An diese beiden Herren wende ich mich deshalb mit dem Ersuchen, das Blatt unverzüglich anschaffen zu lassen. Im entgegengesetzten Fall werde ich zusammen mit noch mehr klügeren Leuten von meinem statutenmäßigen Recht Gebrauch machen und eine Generalversammlung einberufen."

12. März 1868: „Der Vorstand erklärt in seiner umstehenden (undatierten) Antwort, daß er sich die Sprache eines verehrten Mitgliedes (meine Sprache) nicht gefallen lassen könne, oder wolle. Schon möglich; aber er muß sie sich gefallen lassen: denn es ist die Sprache der Wahrheit. Falls nicht das Beschwerdebuch und die Vereinsstatuten auf ungefähr anderthalb Tage in statutenwidriger

Art aus dem Vereinslokal verschwunden gewesen wären, so hätte ich schon, wie es sich gehört, meine Charakteristik des Vorstandsbeschlusses sowie der Antwort motiviert. Dies soll nun alsbald geschehen."

14. März 1868: „Ehe ich mich dazu anschicke, meine dem Vorstand so peinliche Bezeichnung seines Vorgehens in der Geschichte des „Osservatore Romano" zu motivieren (bei welcher Gelegenheit ich mir auch vorbehalte, mir die Statutenauslegungskunst des Vorstandes u. a. m. vorzunehmen), will ich doch einen Vergleichsvorschlag machen: Ich erkläre mich bereit, den bemängelten Ausdruck zu streichen unter der Bedingung, daß ich ihn mit Einwilligung des Vorstandes durch den Ausdruck ‚grobe Taktlosigkeit' ersetzen darf."

[Darauf Antwort und Einigung.]

Das entschleierte Mysterium

Daß der kleine Chlodwig kein Großgeist gewesen ist, beweist ja schon seine abergläubische Jesuitenfurcht. Doch gehört kein Genie dazu, Erlebtes aufzuzeichnen, und daß er sich dieser Mühe unterzogen, daß uns der harmlose Sohn des harmlosen Papa ein Ragout solcher Aufzeichnungen serviert hat, dafür schulden wir beiden Dank. Nicht etwa, weil darin Bismarcks Bild berichtigt oder auch nur vervollständigt würde. Dessen bösesten Zug vermochte der Hochgeborene nicht wahrzunehmen; stand er doch dem Volke fern, in dessen Seele das Regime Bismarck so arge Verheerungen angerichtet hat. Alles aber, womit das Buch ärgert und ergötzt, war längst bekannt: die Grobheit, die Hausmeierei, die durch keine politische Notwendigkeit gebotene unritterliche Hetze gegen allerhöchste Damen, die menschenfreundliche Absicht, den staatsfeindlichen Sinn der Arbeiterschaft mit einem kleinen Aderlaß zu kurieren, die russische Rückversicherung. Diese ist wirklich bloß aus dem Intrigenbedürfnis der Diplomatenseele hervorgegangen, ohne jede böse Absicht gegen Österreich. Bismarck wollte ja nicht Deutschland integrieren, wollte ja nur ein Großpreußen mit kleinstaatlichem Anhängsel, bemühte sich, dem deutschen Volke jeden Gedanken an südostwärts gerichtete Expansion auszutreiben. Darum würde er den Habsburgerstaat herzustellen versucht haben, wenn dieser nicht schon bestanden hätte, und war für die Erhaltung des unglücklicherweise bestehenden zärtlich besorgt.

Der Wert der hohenloheschen Enthüllungen besteht in ihrer absoluten Wertlosigkeit. Seit Oxenstierna und Beaumarchais ist es Gemeinplatz, daß kein Geschäft ein so geringes Quantum von Geist erfordert als die Regierung der Völker, und vor siebzig Jahren hat Frau Emile de Girardin (Delphine Gay) ihr Feuilleton: Que ferons-nous d'Auguste? geschrieben. Auguste ist der Dummkopf der Familie. Seinem tüchtigen Bruder hilft kein Mensch. Er aber wird mittels der Protektionsmaschine, deren Kurbel alle Onkel, Tanten, Vettern drehen, durch die Zwischenstationen, auf denen man arbeiten, also etwas wissen und können muß, schleunigst zur Höhe emporbefördert, auf der man nur noch zu repräsentieren braucht. Solche Selektion erklärt zusammen mit dem Privilegium der Geburtsaristokratie die durchschnittliche Qualität der Leiter unsrer politischen Geschicke. Aber „die Kinder, sie hören's nicht gerne". Ihre ehrfurchtsvolle Untertanenphantasie füllt die Werkstatt, die der Vorhang „Staatsgeheimnis" profanen Blicken verbirgt, mit tiefen Denkern, die in aufreibender Arbeit und unter Lebensgefahr staatskünstlerische Heldentaten verrichten. Darum ist es höchst verdienstvoll, wenn einer, geschähe es auch nicht aus tapferem Patriotismus sondern aus kindlichem Unverstand, den Vorhang aufrollt, das große Mysterium enthüllt und widerstrebenden Herzen das Bekenntnis entreißt: Nichts steckt dahinter! Nichts als kleinliche Ränke gewöhnlicher selbstsüchtiger Menschen.

Gerade in diesem Augenblicke, wo erzdumme, unverschämte Romane den Völkern mit dem drohenden Weltkriege gruselig machen, ist eine Enthüllung nützlich, die sie verpflichtet, die Augen aufzusperren, ihre eignen Lebensinteressen selbst zu erkennen und die Entscheidung darüber in die Hand zu nehmen. Ein englischer Staatsmann hat gesagt: wenn ein Krieg ausbricht, sollten vor dem ersten Kanonenschuß an der Grenze der beiden beteiligten Staaten deren Diplomaten aufgehängt werden.

So grauſam braucht man nicht zu verfahren; es genügt, dieſe Herren in Ruheſtand zu verſetzen; damit iſt der „Weltkrieg" abgewendet. Das ancien régime brauchte ſeine Diplomaten, weil ſeine hohe Politik in dem von den Dynaſten planmäßig betriebenen Länder- und Geldraub beſtand. Auch die darauffolgende Periode hatte ſie noch nötig, weil da einige Dynaſtien, im unbewußten und zum Teil widerwilligen Dienſte der Entwicklung, gegen den Widerſtand der übrigen den Nationalſtaat durchzuſetzen hatten. Nachdem das Werk vollbracht iſt, gibt es zwiſchen den drei Staaten Deutſchland, England und Frankreich, ohne deren Willen ein europäiſcher Krieg nicht möglich iſt, keinen Konflikt der Lebensintereſſen mehr. Man frage einen franzöſiſchen Bourgeois im Vertrauen, ſo daß es ſein Parteihäuptling und deſſen Schnüffler nicht hören können, ob er zur Rückeroberung von Elſaß-Lothringen Krieg führen will, oder für das Recht, in Marokko Polizei zu üben (wo deutſche Familien ſicherer vor Mord, Raub und Diebſtahl gelebt haben als in Berlin, ehe ſich die europäiſchen Diplomaten ſo lebhaft für dieſe Sicherheit intereſſierten) und er wird lachend antworten: halten Sie mich für einen Narren?

Das gilt alſo für unſre Weſtgrenze und für unſre Küſten. Nach der andern Seite hin freilich liegt für uns Deutſche die Sache noch nicht ſo einfach; dort iſt unſer Nationalſtaat noch nicht fertig. Außerdem: ein andrer engliſcher Staatsmann, wenn ich mich recht erinnere Lord Salisbury, hat geſagt: Kriegsgefahr lauert nur noch an den Stellen, wo ſich die Ziviliſation mit der Barbarei berührt. Dieſe Stellen liegen für England und Frankreich in Aſien und Afrika, für das deutſche Volk an der preußiſchen Oſtgrenze und an den öſtlichen und ſüdlichen Grenzen der noch unter habsburgiſcher Botmäßigkeit ſtehenden Teile ſeines Gebiets. Für die dort unſrer harrenden Aufgaben werden wir noch einmal — nicht zwar Diplomaten brauchen, aber einen Staatsmann, der mit Bismarcks Energie und Geſchicklichkeit die antibismarckiſche Auffaſſung der Weltlage verbindet.

Selbſtverſtändlich ſetzt die Quieszierung der Diplomatie ein bißchen Völkerreife voraus. Die Franzoſen haben ſich, um von tauſend Dummheiten nur eine zu erwähnen, die Überdummheit gefallen laſſen: Wilhelm II. habe die Wahl eines Deutſchen zum Jeſuitengeneral durchgeſetzt, um ſich deſſen und des Papſtes gegen Frankreich zu bedienen. Sie haben die Journaliſten, die mit dieſer Rieſendummheit den guten Geſchmack und den Verſtand der grande nation ſo ſchändlich kompromittieren, nicht durchgeprügelt. Und wenn man die Völker nach den Dummheiten der politiſchen Preſſe beurteilen darf, dann ſind die Deutſchen und die Engländer nicht viel weniger kindiſch als die Franzoſen. Bleiben aber dieſe drei Völker politiſche Kinder, dann ſind allerdings auch im Weſten Europas noch Kriege möglich. Nur ſoll man nicht etwa die Diplomatie für eine Schutzwehr gegen dieſe Kriegsgefahr anſehn! Gerade ſie wird dieſe Gefahr heraufbeſchwören. Je genialer ein Diplomat iſt, deſto mehr leiſtet er darin — unterſtützt von den Kohlen- und Eiſenbaronen, der hohen Finanz und andern Intereſſenten — um ſich als Staatsretter aufſpielen zu können. Moltke hat den Krieg für das unentbehrliche Präſervativ gegen Völkerfäulnis gehalten. Möglicherweiſe hatte er recht. Dann wäre es allerdings ſozuſagen Pflicht der Vorſehung, dafür zu ſorgen, daß die Völker bis zum jüngſten Tage Hammelherden bleiben, die ſich in den Krieg hineinlocken und hineintreiben laſſen.

Karl Jentsch

Biochemie der Pflanzen

Es war einer der Lieblingsvorwürfe der romantiſchen Ironie, den ſchwarmenden Jüngling, der im Felde draußen für die Geliebte Blumen brach, mit dem Philiſter, am liebſten etwa mit einem botaniſierenden Profeſſor, zuſammentreffen zu laſſen. Der belehrte dann den ſab aus allen Himmeln geriſſenen, daß die eben gepflückte Blume in die 5. Klaſſe nach Linné gehöre, maßen ſie 5 Staubblätter zähle uſw. Auch ließ er wohl ein kräftig Wörtlein über das Herumlaufen auf feuchten Wieſen fallen, wobei leichtlich ein Schnupfen erzielt werden konne.

Wie ungerecht dieſer Spott über den armen „exakten Naturwiſſenſchaftler" war, das ſie

kaum jemandem auf. Wenn nämlich an Stelle der schwärmenden Naturbetrachtung und der mystischen Naturphilosophie etwas Handgreifliches treten sollte, dann war das erste Erfordernis Anatomie und Systematik der Organismen. Es war unmöglich, eine Übersicht über dieses Chaos von Tieren und Pflanzen zu gewinnen, ohne jenen, freilich pedantischen, Sammelfleiß, „den keine Mühe bleichet!" Ohne diese Systematik aber konnten die Probleme des Lebens der Pflanze überhaupt nicht behandelt werden.

Zur selben Zeit als in Deutschland über die Natur romantisch philosophiert wurde, machte Saussure in Frankreich seine heute noch grundlegenden Versuche über die Atmung der Pflanze, und zeigte, daß, während einerseits die Pflanze unter Sauerstoffaufnahme organische Substanz zu Kohlensäure und Wasser verbrennte, sie andrerseits Kohlensäure und Wasser aufnimmt, um unter Sauerstoffabgabe organische Substanzen zu synthetisieren.

Allgemein aber wurde das Interesse an den Fragen der Ernährung, als durch Boussingault und Liebig diese Studien zur Grundlage einer rationellen Ackerbaukunde gemacht wurden. Der künstliche Dünger, die Bedeutung und Zusammensetzung der Ackerkrume, des Humus, das wurden Fragen, für die man sich in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts fast ebenso interessierte, wie einige Jahre vorher für das Wochenbett der Henriette Sonntag.

Trotzdem wandte sich das Interesse der Botaniker mit der Entdeckung des Mikroskops bald anderen Fragen zu, und erst unsere Zeit knüpft wieder an jene großen Anregungen an, und betrachtet endlich wieder auch die Frage des Lebens der Pflanze vom Standpunkt der nunmehr bedeutend weiter fortgeschrittenen Physik und Chemie aus.

Vor bald 30 Jahren erschien Pfeffers grundlegendes Handbuch der Pflanzenphysiologie,* und jetzt besitzen wir in Friedrich Czapeks Buch** ein Werk, das, auch mit jenem Fleiße, den keine Mühe bleichet, geschrieben, erschöpfend und in planvoller Übersicht alle Probleme schildert, die auf diesem Gebiet seit 50 Jahren bearbeitet sind und bearbeitbar erscheinen. Es bricht z. B. mit jenem Liebigschen Irrtum, nach dem die Pflanze organische Stoffe aufbaut, aber nicht zersetzt. Die Zersetzung wird nach Liebig durch die Tiere besorgt, und diese Zersetzungsprodukte dienen dann wieder der Pflanze als Nahrung. Ein gewaltiger Kreislauf des Stoffes, ein erhabenes Zusammenwirken aller Kräfte, eine Vorstellung, die fast an jenen Faustischen Hymnus auf die Himmelskräfte erinnert, die auf und nieder steigen und sich die goldenen Eimer reichen.

Aber dennoch ist es anders.

Die Pflanze baut allerdings aus anorganischem Material auf, sie macht Zucker aus Kohlensäure und Wasser unter Sauerstoffabgabe, aber um diesen Zucker selbst wieder zu verbrennen, ihn für ihre eigenen Lebenszwecke nutzbar zu machen.

Und das hatte Liebig übersehen, obgleich Saussure es lange vorher schon gezeigt hatte.

Sehen wir aber von der Fülle der Einzeltatsachen ab, die für den Spezialforscher von höchster Bedeutung sind, es ist der Geist, in dem Czapeks Werk geschrieben ist, der Zeugnis ablegt für jene großzügige Wendung, welche die Lebenslehre genommen hat. Es ist die Erkenntnis, daß alles, was lebt, von einem Punkte aus begriffen werden kann und begriffen werden muß.

Diese eine Frage, die jedes Tier und jede Pflanze stellen, ist: welches sind die Kräfte, auf Kosten deren das Leben bestritten wird? Welche chemischen Umsetzungen müssen in der Zelle stattfinden, damit sie die Kraft gewinnt, das was sie leisten will, durchzuführen. Ist diese erste Frage erledigt, dann erst kommen die weiteren, nach der Einrichtung der Maschine, in der diese Umsetzungen stattbaben, und nach den Leistungen, die auf Grund der freigewordenen Kräfte sich vollziehen. Aber die Schranke zwischen Tier und Pflanze ist gefallen, und auf dem Wege zur allgemeinen vergleichenden Biologie ist Czapeks Werk ein wichtiger und wertvoller Markstein. Denn wir hatten und haben in der tierischen Physiologie, obwohl

* 2. Auflage 1897—1904.

** F. Czapek, Biochemie der Pflanze. 2 Bde. 1905.

Werke wie die Neumeisters, Bunges und Hammarsten vorhanden sind, nichts, was wir ihm an die Seite setzen können. Und es ist recht bedeutungsvoll, daß gerade von der Pflanzenphysiologie, die lange Zeit recht stiefmütterlich behandelt wurde, ein neuer Anstoß gegeben ist, die Lebensphänomene vergleichend zu behandeln, gegenüber der älteren Physiologie, die fast nur Frosch, Hund und Kaninchen kannte.

So sind denn auch auf der letzten Tagung der deutschen Naturforscher und Ärzte Willstätters Chlorophyllstudien mit höchstem Interesse verfolgt worden. Das alles aber hat sich entwickeln können nur aus dem Bienenfleiß jener Staubfaden zählenden und Mückenbeine untersuchenden „Philister". Und trotz des Körnchens Wahrheit, das darin steckt, ist Multatulis Paradoxon: wir Armen brauchten, um das simple Wachsen einer simplen Pflanze zu begreifen, Mathematik und Anatomie, Chemie und Physik, Mikroskop und Wage, ebenso ungerecht, wie der Spott der weiland Romantiker.

E. J. Lesser

Walter Calé

Jules de Gautier hat in seinen sehr konsequenten Büchern, die nichts mehr zu sagen übrig lassen, Ethik und Ästhetik des Intellektualismus geschrieben und damit seine Grenzen abgesteckt. Walter Calé war der Dichter dieser Grenzen. Er war sehr klug und vielleicht zu logisch und hat es selbst gesagt: „Ich bin zu intellektuell". Er wußte sehr wohl, daß er nie Gedichte schaffen würde, die licht und selig in sich ruhen wie ein Kristall. Seine Verse wiesen stets über ihre Grenzen hinaus, und darum blieb ihre Form im letzten Sinne zufällig. Ihre Rhythmen zwingen uns nicht. Wir spüren nur etwas wie das Streicheln einer leisen, feinen Hand, wie das monotone Singen eines fremden, sehnsüchtigen Blutes. Der bleiche Mond plotnischer Landschaften leuchtet. Die Menschen gleiten aneinander vorüber und geben Antwort auf Fragen, die sie vor Ewigkeiten gefragt, und sehnen sich nach ihrer eigenen Sehnsucht. Sie fühlen ihr Leben stumm an sich vorbeistreifen und schöpfen aus ihm nur Heimweh nach dem Meere. Von irgendwo weht ein heißer, kalter Wind. Die Stimme verlischt wie ein Licht. Fratzen beben am Fenster und fratzen an den Scheiben, und dann schwemmt ein bleicher grauer Strom alles hinweg.

Für dieses ewige Verfließen fand Calé die Worte und dichtete so das Leben all derer, die vor lauter Formen die Form nicht sehen. Das Leben und die Verzweiflung . . Und an dieser Verzweiflung, meinen Freunde und auch unmusikalische Psychologen, ist er zugrunde gegangen. Gewiß, er zweifelte an seiner Begabung, seinem Enthusiasmus, schließlich an sich selbst. Aber warum sucht man da nach Motiven, wo der Dichter selbst alles Wesentliche in seinem Franziskus gesagt hat, seine tausend Gründe und seine heilige Grundlosigkeit! Denn grundlos und göttlich fühlt sich Franziskus, da alle Geschicke wie allzu faltige Gewänder zu Boden geglitten sind und er nur noch das Leben seiner eigenen Seele lebt. Die Flügelschläge der großen Stunde verrauschen im Nichts. Der Fluch wandelt sich ihm in das Beugen der Knie, die Anklage wird zur Verkündigung seiner Heiligkeit, und Tod und Leben tauschen ihre Namen. Er weiß sich Richter und gerichtet und über aller Gerechtigkeit. Seine Taten drängen sich zu ihrer letzten Erfüllung, zu einem Leiden, das ebenso groß ist wie alles Handeln: Das ist der Sinn des Opfers. Aber Franziskus kommt nicht bis zur Mystik, er schafft sich nicht Fluch und Segen, frei und reif wie der indische Heilige, er leidet sie nur. Vielleicht begreift man von hier aus, warum Gottfried Keller dem Dichter so teuer sein mußte.

Franziskus entschlummert in den Armen des Entsetzens, und der Freund formt den Epilog. Er redet sehr bewußt und entdeckt: ja, ja und nein, nein und freut sich des Sieges über den schwersten Tag. Und nimm, der Schlaf wurde nach diesen inneren Wirren und Strebungen sehr wohltun. Wie konnte er wissen, mit welchem Blick der Meister aus der Opferflamme kehren wird?

Ich glaube, es entspricht nicht dem [illegible] Temperamentalismus, wenn man in den „Nachgelassenen Schriften" Calés die [illegible]

mann (im Fiſcherſchen Verlag) herausgegeben und mit Mauthner eingeleitet hat, den Künſtler und nicht die Kunſt ſuchen. Die Leidenſchaft des letzten Neuplatonikers ging über alle Dramen, Novellen und Aphorismen hinaus zur Geſtaltung und Heiligung der eignen Seele und ließ uns dieſe Dichtungen als letzte Hüllen zurück, als etwas Opakes, Undurchdringliches, Fremdes, bevor ſie ſelig und in ſich vollendet in das mütterliche Reich des Schweigens zurückkehrte.

Kurt Singer

Muſikgeſchichte

Bisher ſind die wenigen originalen Hiſtoriker der Muſik über ihrem Werk geſtorben. Sie waren zu mutig. Ein Menſchenleben ſcheint nicht auszureichen, um die Chronologie dieſer Kunſt zu ſchreiben, die nicht bloß in ihren Quellen, ſondern oft ſogar in ganz anſehnlichen Flüſſen noch verſchüttet iſt. Tauſende von Manuſkripten liegen ungeleſen auf fernen Bibliotheken, andere tauſende ungedruckt. Und es gibt ſo wenig Menſchen, die die alten Noten überhaupt leſen können, daß man ſich bis heute über dieſe Lektüre noch nicht einmal einig geworden iſt. Und wenn man ſie endlich geleſen zu haben glaubt, erkennt man, daß die Muſik ſchon vor 400 Jahren uns ſo fremd geworden iſt, daß wir uns eher mit den Schnitzereien der Neuſeeländer, als den Melodien der Florentiner verſtändigen können. Es gibt daher keine größere Selbſtloſigkeit, als Muſikgeſchichte zu treiben. Die Entdeckerfreude hat hier, bei den kühnen Seefahrern, ſtarke Perſönlichkeiten gezeitigt, wie Ambros, der unterwegs früh genug abberufen wurde, aber einen Torſo hinterließ, der von Originalität des wiſſenſchaftlichen Erlebens und Erkennens ſtrotzt. Seitdem haben manche Vergnügungsdampfer die befahrenen Strecken luſtig bereiſt, aber heut geht wieder die Kunde von einem kühnen Pionier, der mit allen Tugenden des Fleißes ausgerüſtet, die große Fahrt ins unbekannte Land neu verſuchen will: Hugo Riemann ſchreibt eine Muſikgeſchichte, von der zwei Bände (bis 1450) vorliegen. Riemann iſt keine ſo originale Entdecker- und Verſtehernatur wie Ambros, er arbeitet mehr theoretiſch und bibliographiſch — aber gerade darum wird er zum Ende gelangen und durch Vollſtändigkeit erſetzen, was ihm an Phyſiognomie fehlt. Die ſchwerſte Arbeit hat er ja nun ſchon hinter ſich und dabei gab es immerhin mancherlei Funde, wie die Ausgrabung gewiſſer alter Lieder mit Begleitung, die uns zeigen, daß die Florentiner Monodie, mit der die moderne Muſik anfängt, auch nicht vom Himmel gefallen iſt. Geſtern hörte ich den wunderbaren Acapella-Chor, der faſt nur mittelalterliche Muſik ſingt. Wer weiß, ob dieſe ſchwimmende Myſtik nicht doch noch einmal aufwacht, die uns die Forſcher da ausgraben? Ich werde mich hüten, hier auf Einzelheiten einzugehen und mich mit dieſer Gelehrſamkeit zu meſſen, die übrigens ſchon bei den Chanſons der Troubadours einige reizende melodiſche Blüten abwirft. Ich glaubte es nur der Allgemeinheit ſchuldig zu ſein, die Exiſtenz eines ſo phänomenalen Unternehmens anzuzeigen.

In demſelben Verlage, natürlich Breitkopf & Härtel, erſchien auch eben die Neubearbeitung eines im Gegenteil ganz modernen muſikgeſchichtlichen Buches: Heinrich Rietſch, Die Tonkunſt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das iſt keine Biographienſammlung, ſondern eine techniſche Unterſuchung über die Veränderungen der harmoniſchen, melodiſchen und rhythmiſchen Kunſt, die ſich von 1850 an gezeigt haben. Es iſt gewiß ſehr ſchwer einen noch lebenden Körper zu ſezieren, aber man muß zugeben, daß der Autor einige ſehr weſentliche Nerven und Muskeln bloßgelegt und durch Notenbeiſpiele gut illuſtriert hat. Vorhalte, die einen Ton terraſſieren, Durchgangsnoten, die Intervalle füllen, Auflöſungen, die die Kurven glätten, ſind heut ſelbſtändige Glieder geworden, und wie die Harmonie im 18. Jahrhundert die Melodie ſchafft, ſo beginnt heut die Melodie die Harmonie zu modellieren — Vorgänge, die mit den Wandlungen der bildenden Kunſt und Literatur zuſammenfallen. Die Geſchichte der Muſik ſcheint ſo unendlich, wie die Abſtraktionsfähigkeit des Menſchen.

O. B.

Sakramente des Lebens

Manches läßt ſich gegen einen kürzlich erſchienenen Roman ſagen, deſſen Inhalt ich hier nicht kritiſieren, ſondern hinſchreiben will, und dem ich am Schluſſe — in einer ſeltſamen Wandlung — meine Bewunderung ausſprechen werde.

Ein junger Arzt im Provinzneſt iſt mit einem Mädchen verlobt, das er liebt wie ein Muſterknabe, und das ihn wiederliebt in allen Züchten des Hausſegens, der über dem Kanapee ihrer guten Stube hängt. Zwei reine Oblaten-Seelen haben ſich gefunden. Der Arzt aber hat eine gefährliche Praxis. Er behandelt eine Freundin ſeiner Braut, eine Lungenkranke, die nach dem Leben dürſtet, eine Hyſterikerin, die ſterben muß und vorher noch ... ein Kind haben möchte, und er, der Arzt, der Verlobte, die Oblatenſeele, macht es ihr. Aus Mitleid und Verwirrung macht er es, und nun wird das Kleine ausgetragen und kommt zur Welt.

Skandal in Schönau!

Noch glaubt freilich die Braut nicht dem Gerücht, glaubt vielmehr an die Verwechslung ihres Bräutigams mit einem „Schändlichen", dem wirklichen Täter! Aber ſie muß es ja doch bald erfahren, und der Arzt erſchießt ſich.

Das iſt der Stoff; ich gebe ihn preis. Siegfried Trebitſch, der daraus ſein Buch „Das Haus am Abhang" gemacht hat (S. Fiſcher, Verlag) war dabei nicht gerade gut beraten. Selbſt das ſtärkſte künſtleriſche Wiſſen, ſelbſt Flaubert ſcheitert einmal an der Süßlichkeit einer Provinzneſt- und Frömmigkeits-Pſychologie und iſt im „Coeur Simple" nicht mehr ganz er ſelbſt, und Trebitſch iſt ſo wenig Flaubert, daß er die ſogenannten ſchönen Gefühle in den ſogenannten ſchönen Worten manchmal wie der Tapezierer der alten Schule als Draperien verwendet.

„Ich weiß nicht, was ich mehr beweinen ſoll — ihre Schande oder ihren Tod!" ſagt die Braut, das wachſige Landmädchen, von der Freundin mit dem Kind, und der Herr Bräutigam löſt darauf nicht aus Geſchmacksgründen das Verlöbnis auf. Sinnend geht er von dannen.

Indeſſen, derſelbe Trebitſch, der dies ſchreibt, iſt infolge einer Laune der unerſchöpflichen Natur etwas von dem, was man einen Dichter nennt, und das mußte ich hier ſagen. Er kann lachen machen und er kann hinreißen. Das eine hat mit dem andern, ſcheint es, nichts zu tun. So gering ſein künſtleriſches Wiſſen iſt, ſo unleugbar iſt ſein Flügelſchlag, und ſo unzweifelhaft iſt der Flügelſchlag das Wichtige, das Entſcheidende, das Letzte.

Wie ich die „Geneſung" liebe und den „Weltuntergang" als gut, als notwendig, als klaſſiſch empfinde, ſo ſpüre ich auch den Hauch, der die Schönauer Geſchichte umſpielt. „Nur weniger nüchtern war er", heißt es einmal von dem Helden, da wir ihn auf einem nachdenkſamen Spaziergang begleiten. „Vieles war Stimmung geworden." Das iſt ein Wort von gutem Geruch.

Und dieſes „Haus am Abhang", das als karmoyante Kunſt und nicht ganz gewollte beginnt, ſchließt als Nänie und in reinſtem Stil. Dem wachſigen Landmädchen, ſeiner Braut, ſchreibt der Mann, ehe er ſich erſchießt: „Tina! — Tina, höre mich an ... Sieh, ich habe ein Kind, das Kind deiner Freundin. Das lege ich dir ans Herz ... Ein Zeichen wird unſer Kind dir ſein, es wird dich kenntlich machen für die wenigen, die gerade um ſeinetwillen nach dir verlangen werden ..." Er ſchreibt einen wunderbaren, von Rhythmus erfüllten und niemals noch vorher geſchriebenen Abſchiedsbrief. Sakramente des Lebens! Eine neue Weisheit wird von hinten her über das ganze geſtülpt. Im Buche wandelt ſich etwas auf dem letzten Blatt und doch noch nicht ganz zu ſpät, und ich wandle mich mit.

Ich möchte ihn ſchulmeiſtern, dieſen Siegfried Trebitſch, aber ich möchte ihn vorerſt umarmen.

A. G.

Raſſentheorie

Das Beſte im Leben iſt immer das, was man umſonſt haben kann: Kraft, Liebe, Glück. Das Beſte iſt nicht durch Geld, aber auch nicht, wie viele meinen, durch Anſtrengung zu erlangen. Da iſt auch Gelehrſamkeit nichts: Rad iſt alles. Ein Genie zeichnet mit einem Zirkel, wozu der

Zünftige ein ganzes Gemälde braucht. Ein Dichter spricht klar aus, was ganze Bände eines Geschichtschreibers nicht zu erweisen vermögen. Freilich, das Beste, es läßt sich auch nicht beweisen. „Wär' nicht das Auge sonnenhaft!" Im Grunde kann nur der Seher den Seher verstehen, nur der Adler den Adlerblick bestätigen. Wie willst du beweisen, daß der Straßburger Münster, der zum Himmel strebt, erhabener als der Kölner, der zur Erde zieht? Wer's nicht selbst fühlt, wird es nicht glauben.

Kein Wunder, daß Gobineau den Gelehrten nichts sagen konnte. Er war ein Hellseher, der durch die feste Steinkruste zum feurigen Erdinnern hindurchblickte und dort lebendige Kräfte erspähte; sie jedoch sind Mineralogen, Geologen, Chemiker, die die Steine der Oberfläche messen und in ihre Bestandteile auflösen. Mit Mineralogie allein kann man aber niemals die Entstehung und Fortentwicklung der Erde begreifen. Man kann niemals durch sie die Vulkane erklären. Oder gar das Heben und Sichsenken ganzer Länder. Es gehört dazu der spekulative Blick, die Intuition. So auch in der Menschheitsentwicklung. Gobineau sagte einfach: ich sehe das so! und nahm dann auch den unfehlbaren Ton des Sehers an. Wer aber will ihm beweisen, daß er falsch gesehen?

Dennoch: es gibt Genies und Genies. Wir können Augustins Seelenstärke anerkennen und Napoleons Überkraft bewundern und dennoch beide für verderblich halten. Es gibt ferner Grade, selbst auf den Höhen der Menschheit. Niemand wird Goethe den höchsten Rang absprechen, und doch setzte er selbst Shakespeare als Dramatiker weit über sich. Kein Zeitgenosse konnte an Wucht des Stils Rousseau oder jüngst Multatuli es gleichtun; dennoch können beider Grundgedanken grundfalsch sein. Und gab es nicht einen Höllen-Bruyghel, einen unvergleichlichen Maler des Unwahrscheinlichen, des Unmöglichen?

Fritz Friedrich* unternimmt es, das Schiefe, das Menschlich-Allzumenschliche an Gobineaus Hypothesen herauszuschälen. Sein Buch bedeutet geradezu eine Ehrenrettung deutscher Wissenschaft oder besser noch deutscher Vernunft. Denn gerade im eigentlichen Kern der umstrittenen Fragen ist Friedrich kein Fachmann, manchmal, namentlich in orientalibus, nicht einmal ein Kenner. Aber er scheint es als eine Schmach empfunden zu haben, daß das junge Deutschland sich von dem wiederauferstandenen französischen Grafen so ohne Kritik zu üben, so widerstandslos und besinnungslos hat über den Haufen werfen lassen. Auf einmal sollte alles nicht wahr sein, was seit einem halben Jahrhundert unsere Wissenschaft mit Ernst und Eifer ans Tageslicht gefördert? Wir sollten uns von einem französischen Schwärmer belehren lassen über Dinge, die wir, durch Ausgrabungen, Sprachvergleichung, Anthropologie, Archäologie, Prähistorie gefördert, doch viel besser wissen können? Friedrich ist zu bescheiden, solchen Gedankengang auszusprechen, allein er geht der Phantomwelt Gobineaus tapfer zu Leibe. Er zeigt uns seine vielfältigen Irrtümer, seine Widersprüche, die Fadenscheinigkeit seiner Kenntnisse, seine Flüchtigkeiten. Schön und gut. Nun aber — und das ist selten bei einem deutschen Kritiker — erhebt er sich trotz alledem zur höchsten Anerkennung. Er beugt sich vor der Größe des Grafen. Er huldigt seinem Genie. Ihm strahlt trotz ihrer Flecken die Sonne. Er findet zudem zur Lösung des Problems den glücklichen Schlüssel: Gobineau — muß als Künstler, nicht als Wissenschaftler aufgefaßt werden.

Rasse erklärt viel. Sie ist das glühende, lebendige und lebenzeugende Erden-Urfeuer. Allein ich fürchte den Mann nur einer Idee. Die Kettenbrüche der Entwicklung der Menschheit können unmöglich auf nur einen Nenner zurückgeführt werden. Ohnehin ist die Darlegung solcher Entwicklung eine Gleichung mit mehreren Unbekannten. Daher denn andere mit Wirtschaft, mit dem Staatsgedanken, mit Klima und Umwelt, mit sozialen Kämpfen, mit Kultur und seelischem Fortschritt es versucht haben. Der Allgäuer Denker Unold,* eine Stütze der Münchener Monisten, trachtet

* Fritz Friedrich, Gobineau; bei Eduard Avenarius, Leipzig 1906.

* Dr. Johannes Unold, Organische und Soziale Lebensgesetze. Leipzig, Th. Thomas, 1906.

dem Problem von der biologischen Seite aus beizukommen.

Er geht von Phänomenen des Pflanzenlebens aus, von Infusorien, deren Konjugation d. h. die zeitweilige Verschmelzung zweier erwachsener Individuen als Vorläuferin staatlicher Annexion bei uns gelten darf, von Kolonienbildung bei den Radiolarien, den höchst organisierten Wurzelfüßlern, und der Symbiose, dem Zusammenleben mit anders gearteten Organismen, z. B. einzelligen Algen; von Saugintusorien, die mit ihren Wimpern andere Infusorien töten und aussaugen, von Schmarotzern, von der Teilung und Zusammenwachsung.

Und nun die Nutzanwendung! Es zeigt sich da wieder: si duo facient idem, non est idem. Schon früher haben Leute, wie Vogt, die Ameisenstaaten mit menschlichen Staatswesen verglichen, und haben daraus sozialistische Schlüsse abgeleitet. Aus genau denselben Tatsachen zieht aber Unold den entgegengesetzten Schluß. Wie in der Natur jede Art sich von der andern sondere, wie dort alles ungleich sei, so sei es auch ganz in der Ordnung, wenn die Ungleichheit der Menschen anerkannt werde. Gerade aus der Ungleichheit, aus den anregenden, aneifernden Gegensätzen entstehe das beste, entstehe das freie Spiel der Kräfte, entsprieße malerische Gliederung der Gesellschaft, erwache die Mannigfaltigkeit der Farben und Töne in der Natur, erwachse die Kunst in der Menschheit. Daher ist Unold ein Vertreter der Rassentheorie. Daher auch seine Forderung des Nationalstaates.

Albrecht Wirth

Miniaturen-Ausstellung

Durch ein graziöses Kunstserail geht man jetzt in der von Dr. Fritz Wolff geschmackvoll und kenntnisreich inszenierten Miniaturen-Ausstellung in dem Salon von Friedmann und Weber.

Die Vitrinen der Sammler haben sich aufgetan und nun findet sich hier ein Stelldichein erlesener Kulturen zusammen.

Ferne Weise klingt: Rokoko verstaubt und lieblich . . . Alt-Wien steigt auf: „'s ist das Wien des Canalette, Wien von 1780." Und das Wien der Empire und der Biedermeierzeit.

Der Karneval des Kongresses mit seiner bunten Staffage von Diplomaten, Sängerinnen, italienischen Tenören spiegelt sich hier und neben der großen Welt erscheinen die anmutigen Bürgerlichkeiten Waldmullers und Daffingers.

Zwei Wiener Bürgermädchen von Theer aus dem Jahre 1850, im buntgemusterten Umhang und der farbigen Schleife, dem „Mascherl" um den Hals und rundfrischen „süßen Mädelsgesichtern" sind voll lebendigstem Reiz.

Den Favoriten und Favoritinnen der Kulturgeschichte begegnet man, dem Prinzen Louis Ferdinand „ein Kriegsgott anzuschaun", Fanny Elßler, der Tänzerin, der das Genie in den Hüften saß; Lola Montez, dem prachtvollen Damen des tollen Jahres von München; dem Herzog von Reichstadt, dem Aiglon Rostands und der Sarah Bernhard.

Die Uniformen der weißen Kürassiere Schnitzlers trifft man und die hochgebauten Redingote-Kragen mit dem doppeltgeschlungenen weißen Halstuch des Beau Brummel.

Die Freiheitskriegromantik mit Sänger- und Heldentum, und Leier und Schwert zeigt hier ihr schwärmendes Antlitz in Jünglingen und Jungfrauen, und die skeptische und genießende Welt Friedrichs von Gentz und des Fürsten Pückler läßt Esprit- und Kanseurköpfe sehen, oft kühl, witzig und von einer pointierten Distanz der Lippen, daß jenes Metternichwort lebendig wird: „Ich kenne in der Welt nur zwei Plätze, den auf der Bühne oder den in einer Loge. Von der Bühne abgetreten, habe ich die Loge bezogen. In den Kulissen weiß ich nicht zu sieben; im Parterre finde ich die Gesellschaft zu gemischt und das Paradies suche ich in der anderen und nicht in dieser Welt."

Nach der Salon Armoiren die Stimmung stiller Stuben: Gleich Figurinen von der Iffland Bühne erscheinen die Frau Erdmuthwieckis, braunröckige Justizamtmänner, rundliche Hausmutter und munters Freischütz Brautjungfern.

Erlesene Schönheitsgalerie aus dem England des 18. Jahrhunderts mit sich dann auf

Gainsborough-Frauen in wallenden Locken unter breitrandigen Federhüten mit Blumen und Bändern und einem hauchzarten Milch- und Blutteint, Schwestern der Robinsons, Siddons und der Lady Hamilton. Ziervolle Fassungen sind um diese Köpfe, breite Goldränder mit langgestieltem Ösengriff, ähnlich dem der Spindeluhren; Perlen- und Granatränder; Filigranrahmen aus geschwungenem von Glitzersteinen ausgefülltem Bandwerk. Und die Rückseite ist ein Reliquienaltar. Die Haarlocke wird hier im gläsernen Schrein verwahrt, selten in ihrer naturalistischen Form. Die spielenden Zeiten machen gern aus allem ein Ornament. So wird das Haar zu einem in Karomusterungen spielenden Flechtwerk verknüpft. Ein Zopfkranz umschließt es, und in Perlenstickerei umwinden sich darauf die Initialen.

Als reizvolles Intermezzo spielt zwischen diesen delikaten Farbenstücken ein Akt Schwarzkunst. Eine Reihe von Silhouetten stellt sich dar, Alt-Weimarer Schattenspiel. Solch zierliche Kleinkünste — Goethe bewunderte an ihnen das „Aperçu" — vergnügen heute von neuem, und im gelben Birkenrahmen erscheinen Frau von Stein, und Goethe und der junge Fritz mit seinem pausbackigen Kindergesicht, zum Vater und Freund aufschauend, und Frau von Reinbaum und Frau von Scharth mit nickenden Federhüten am Teekessel sitzend. Aus dieser Welt empfunden ist auch das Titelblatt Somoffs zu der schönen Ausgabe des italienischen Tagebuches, das Goethe im Schattenriß zeigt mit Hut und Wanderstab gegen den „hesperischen" Himmel und die Miniaturruinen des Forums gestellt, wie ihn die Muse und der schleierumflatterte Amor grüßen. (Verlag von Julius Bard, Berlin.)

In der Ausstellung findet sich auch unter den Zeichen alter Zeit die Handschrift eines in alle Schmuckkultur verliebten Künstlers, eines Passionés der Technik mit kapriziösen virtuosen Fingerspitzen, Emil Orliks. Von einer raffinierten Juwelierkunst sind seine Bibelots: das eine Frauenbildnis auf hellem, von einer lichtgrünen Welle überlaufenen Elfenbeintäfelchen, mit der Pointillierung des schlanken Halses durch die Korallenkette — und das andere: das zierliche Figürchen, den blauen geschleiften Schleier um das ovale Gesicht, schräg auf dem Stuhl sitzend, der mit seiner weißen Lehne einen dekorativen Hintergrund, schwarzgrün und violett, goldgestäubt, wischig gemustert, überschneidet. Delikat ist auch die nackte Gestalt mit dem Lulukopf, für deren feinädrigen Hautton das Elfenbein die Wirkung durch raffinierte Aussparung hergab.

Ein Aroma und eine Atmosphäre weht um diesen Schauschrein, die galante Zeiten neu macht . . .

Felix Poppenberg

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

AP
30
N5
1906
Bd.2

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY